

William Manchester

KRUPP

Zwölf Generationen



Kindle

William Manchester

KRUPP

Zwölf Generationen

Verlegt bei Kindler

Ins Deutsche übertragen von Evelyn Linke, Wilfried Schwedler und P. O. Wilck.
Die amerikanische Originalausgabe erschien im Verlag Little, Brown and Company,
Boston / Toronto, unter dem Titel THE ARMS OF KRUPP



© Copyright 1964, 1965, 1968 by William Manchester
© Copyright der deutschsprachigen Ausgabe 1968 by Kindler Verlag, München
Redaktion: Ch. Eyberg
Korrekturen: Ch. Class
Umschlaggestaltung: Hannes Jähn
Gesamtherstellung: Richterdruck Würzburg
Printed in Germany

Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader

*Den Kindern von Buschmannshof,
die in Voerde bei Dinslaken begraben liegen
Sie haben kein anderes Denkmal.*

*O Deutschland, bleiche Mutter!
Wie haben deine Söhne dich zugerichtet
Dass du unter den Völkern sitzt
Ein Gespött oder eine Furcht!*

BERTOLT BRECHT

*Noch weiz ich an im mêre / daz mir ist bekant. einen
lintrachen / sluoc des beides hant.
er badet sich in dem bluote: / sîn hût wart hurnîn. des
snîdet in kein wâfen: / daz ist dicke worden schîn.*

Aus DEM NIBELUNGENLIED

Prolog

Der Amboss des Reichs

Im Jahr 1914 wurde Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich in Sarajewo ermordet, und nur ein kleiner Teil jenes Europa, das er gekannt hatte, überdauerte ihn. Seine Gemahlin, seine Titel – selbst sein Land – gingen unter in der blutigen Raserei der Zeit. Die Mörder hatten die Welt aus den Angeln gehoben – und nur deshalb erinnern wir uns noch an ihr Opfer. Geben wir der Wahrheit die Ehre: Franz Ferdinand war brutal und ungeheuer eigensinnig. Doch jedes Begräbnis hat seine gefühlsbetonten Details persönlicher Färbung, und zu den unwichtigen, aber immerhin lästigen Problemen, die nach dem unerwarteten Ableben des Erzherzogs aufgetaucht waren, gehörte auch als strittiger Punkt, was die Nachlassverwalter mit seinem Jagdhaus Blühnbach in der Nähe von Werfen in Österreich anfangen sollten. Vierhundert Jahre lang hatte das Jagdhaus – in Wirklichkeit ist es eine riesige Villa – den Erzbischöfen von Salzburg als Aufenthaltsort gedient; sie waren zwischen Blühnbach und ihrem im Renaissancestil erbauten Dom, zwischen dem Theologischen Seminar östlich von München und den beiden Bischöflichen Palais an der Salzach hin und her gezogen. Jedoch im neuen Europa der Aufklärung hatte die Hierarchie der Kirche der Krone weichen müssen. Statt des einförmigen Klimperns von Rosenkranzperlen ertönte jetzt das scharfe Knallen von Jagdgewehren. Franz Ferdinand war ein hervorragender Schütze. In den von Wild wimmelnden Wäldern, die sein Jagdhaus umgaben, hatte er alle Rekorde des Niedermetzeln gebrochen. Seine Jagdtrophäen füllten die Hallen.

Die gefühlvollen Wiener hatten die Vorstellung, dass der neue Eigentümer von Blühnbach etwas von Feuerwaffen verstehen sollte. Aber das Schloss mit seinen achtzig Zimmern war teuer. Schliesslich erlöste sie Gustav Krupp von Bohlen und Halbach aus Essen in glänzender Weise aus ihrem Dilemma. Gustav Krupp kannte sich mit Feuerwaffen gut aus; er war ja der führende Kanonenhersteller des Kontinents. Die Familie Krupp hatte sich ohnehin nach einem neuen Landsitz weit weg von ihren Waffenschmieden in dem verrosteten, stinkenden Tal der Ruhr umgesehen. Gustav und seine Familie erwarben deshalb den Besitz mit seinem grandiosen Ausblick auf die österreichischen Alpen. Tief unter einem jener Gipfel soll der legendäre Kaiser Friedrich Barbarossa schlafend in einer Höhle sitzen und nur darauf warten, Deutschland zu Hilfe zu eilen, sobald ihn die in der Höhe kreisenden schwarzen Raben warnen, dass die geheiligte Erde seines Ersten Reichs in Gefahr ist¹.

Angesichts der ganzen Zeitgeschichte scheint der Erwerb von Blühnbach kaum eine Randbemerkung wert, doch auf seine Weise stellt er ein Gleichnis für die damalige Ära dar. Seit der Morgendämmerung des modernen Europa war die geheimnisumwitterte, mächtige Krupp-Dynastie durch Kriege und Kriegsgerüchte aufgeblüht. Ihre Stahlschmieden hatten Waffen, Bajonette, Feldgeschütze, Granaten, Armierungen für Schlachtschiffe und Unterseebootgeschwader ausgespien, und immer hatte sich dabei ein unermesslicher Gewinn für das Haus Krupp ergeben. Nach Franz Ferdinands Tod griffen die Mittelmächte zu den Waffen, und die Folge war ein noch grösseres Geschäft

für das Haus Krupp. Es liegt deshalb eine durchaus erkennbare Analogie darin, dass Mitglieder der Familie die Wälder der Erzbischöfe okkupierten und mit dem Finger am Abzug nach Jagdbeute pirschten. Sie waren Symbole für die nationalbewusste Stimmung des Vaterlands.

Alles an der Familie Krupp war bemerkenswert: ihr Lebenswandel (undurchsichtig), ihr Auftreten (schlau, ja listig), ihr Imperium (international) und ihre Kunden (Staatschefs), aber nichts war auch nur annähernd so phänomenal wie ihre Gewohnheit, sich jeweils der augenblicklichen nationalen Stimmung anzupassen.

Als Deutschland im Mittelalter auf schwachen Beinen stand, tauchte die Familie Krupp in der mauerumkränzten Stadt Essen auf und betrieb ganz bescheiden ihr Gewerbe. Während der Napoleonischen Ära, zu einer Zeit also, in der sich das Land zur Unterwürfigkeit gezwungen sah, legte das Oberhaupt des Hauses eine französische Kokarde an und wurde frankophil. Im darauffolgenden halben Jahrhundert erhob sich dann Deutschland. Die Trommeln der Eroberung dröhnten in den Jahren 1870, 1914 und 1939, und jedesmal war es ein Krupp, der das Schwert auf den Ambossen der Familie schmiedete. Nirgendwo in der amerikanischen Industrie oder in der irgendeines anderen Landes kann man ähnliche Bande finden wie jene, die deutsche Regierungen an die Familie Krupp fesselten. Ein Jahrhundert lang waren beide unzertrennliche Partner, die sich oft genug gegenseitig als Werkzeug dienten. Und niemals wurde diese Parallelschaltung augenscheinlicher als im schrecklichen Frühling des Jahres 1945, da man glaubte, dass sie für das Reich und für Krupp tödliche Wirkung gehabt habe.

Als Gustav Krupp Schloss Blühnbach erwarb, wird er kaum davon geträumt haben, dass er sich damit sein Grabmal kaufte. Nichtsdestoweniger wurde das Jagdhaus für ihn einunddreissig Jahre später zu einem Grabmal; denn als das Dritte Reich zerfiel, hatte es den Anschein, als ob das Land und die Krupp-Dynastie gemeinsam ihr Leben aushauchen würden. Gerade während jener aussergewöhnlichen Zeit lag das Oberhaupt der Familie ebenso darnieder wie die Nation – hilflos und gelähmt. Gustav lag oben in einem Schlafzimmer, umgeben von Tausenden von ausgestopften Hirschköpfen, aufgespannten Fellen und aus Tierknochen gefertigten Nippsachen. Von seiner Familie war er nicht umgeben. Zwölf Jahre zuvor war ihm die «kolossale» Eingebung gekommen, Barbarossa sei auferstanden in Adolf Hitler. Vier seiner Söhne waren ausgezogen, um – nach den ermunternden Worten aus Hitlers *Mein Kampf* – «hart wie Kruppstahl» zu werden².

Von den Kindern des Gelähmten, fünf Söhnen und zwei Töchtern, war nur eines anwesend: der zweiunddreissigjährige Berthold, ein empfindsamer, in Oxford erzogener Wissenschaftler, der vom Wehrdienst befreit worden war, um in München Penicillinforschung zu treiben.

Die dritte Person im Zimmer war die bekannteste Frau im Reich. Ihr Name war Bertha Krupp, und sie war Gustavs Frau. Nahezu ein halbes Jahrhundert lang war sie Deutschlands reichste Einzelperson gewesen. Geboren in der freudlosen, abstossenden Villa Hügel, dem Schloss der Familie Krupp in Essen mit seinen dreihundert Zimmern, war Bertha zu einer germanischen Version der Queen Mary erzogen worden – sie war

pflichttreu, stattlich und hielt sich aufrecht wie eine Kerze. In ihrer Jugendzeit zählte Kaiser Wilhelm II. beinahe zur Familie. In der Villa Hügel hatte er eine Suite, bei Berthas Hochzeit war er *der* Ehrengast, und er war der Taufpate ihres ältesten Sohnes.

Später war sie dann zu einer internationalen Figur geworden. Alle Welt kannte sie als die «dicke Bertha», denn im Krieg des Kaisers hatte man Krupps gigantische Mörser nach ihr benannt; im Zweiten Weltkrieg hatte man ihren Namen dem Berthawerk gegeben, einer Haubitzenfabrik von Krupp in Schlesien, die von jüdischen KZ-Häftlingen aus Auschwitz errichtet worden war und auch betrieben wurde. Im Lager von Auschwitz gab es ein Werk für automatische Waffen von Krupp; die Aussage eines von Gustavs eigenen Angestellten über dieses Werk beim Nürnberger Prozess lautete folgendermassen:

«Vom Fabrikgelände aus konnte man die drei grossen Schornsteine des Krematoriums sehen ... die Häftlinge erzählten mir und meinen Arbeitskollegen von den Vergasungen und Verbrennungen, welche im Lager stattfanden³.»

Heute sind fast alle Deutschen und auch die Mehrheit im Ausland davon überzeugt, dass den deutschen Industriellen keine andere Wahl gelassen wurde, dass ihnen die Nazis einfach nichts anderes übrig liessen, als Zwangsarbeiter aller Altersgruppen und jeden Geschlechts zu verwenden, und dass die Industriellen beseitigt worden wären, hätten sie sich anders verhalten. Das entspricht nicht der Wahrheit. Die in Vergessenheit geratenen Berge der Nürnberger Dokumente drücken sich in dieser Beziehung deutlich genug aus. Sie enthüllen, dass die Fabrikbesitzer des Reichs nicht nur eine Wahlmöglichkeit gehabt hatten – die meisten von ihnen hatten sogar Vorteile daraus gezogen:

Der Flick-Konzern nahm keine Frauen, weil die Arbeit für sie zu schwer war. Der Röchling-Konzern zeigte kein Interesse an ausländischen Arbeitern ... [Hitler] hielt es für unzumutbar, wenn bei Krupp Ausländer beschäftigt würden ... Himmler wollte es nicht zulassen, dass wertvolle Arbeitskraftreserven, die er nach eigenen Vorstellungen verwenden wollte, für die Rüstungsindustrie arbeiteten ...

Krupp hatte andere Vorstellungen. Nach den Geschäftsberichten der Firma aus dem Krieg glaubte man in dem im Familienbesitz befindlichen Konzern daran, dass «automatische Waffen die Waffen der Zukunft» seien, und man benutzte das grosse Prestige des Namens Krupp, um die Häftlinge von Auschwitz – Männer, Frauen und Kinder – zwangsweise für die schwere Arbeit in den Werken heranzuziehen. Der Essener Konzern gab ein Beispiel von Unternehmungsgeist und Wagemut, als er sich in dem Augenblick gegen eine Evakuierung aussprach, da die Wehrmacht – beunruhigt über die Nachbarschaft des Lagers zu den in Bewegung befindlichen Linien der Ostfront – die dortige Fabrikation von automatischen Waffen untersagen wollte. Firmeneigene Schriftstücke beweisen das:

... Krupp schlug vor, in der bereits in Auschwitz zur Verfügung stehenden Fabrikhalle die Fertigung von Flugzeugbestandteilen und Zündern aufzunehmen, nachdem die Zünderfertigung in Essen ausgefallen war. Der wichtigste Grund für diese Entscheidung ist das Vorhandensein von Arbeitskräften in den Konzentrationslagern...

Als das Militär einer anderen Firma die Arbeit mit der Begründung, dass Krupp nicht in der Lage sei, die Produktionsnorm zu erfüllen, übergeben wollte, widersprach Krupp heftig und betonte die enge Zusammenarbeit seiner Firma mit Auschwitz⁵.

Für einen Aussenstehenden ist der tiefere Sinn all dessen klar; er wird ja auch durch Krupps verheerenden Ruf im Ausland widerspiegelt. In Deutschland hingegen herrscht ein völlig anderes Erscheinungsbild vor. Hier wird das Andenken an Bertha – sie starb im Jahr 1957 – noch hochgehalten, an sie, die immer über die bitteren Gefühle des Auslands der Familie gegenüber verwundert war; des *Auslands* – ein enthüllendes Wort, das sämtliche Nationen ausserhalb des Reichs zu einem einzigen kollektiven Substantiv verschmilzt. Der militärische Tätigkeitsbereich der Firma interessierte Bertha natürlich nicht. Das war Sache der Männer; als Frau war sie zuständig für das soziale Wohlergehen von zweihunderttausend Deutschen, die für den Krupp – Konzern schufteten. Denn soweit sie oder irgendjemand anderer sich zurückerinnern konnte, waren diese «Kruppianer» Schutzbefohlene der Familie gewesen. Der Herausforderung wurde immer mit Einfällen begegnet; Bismarcks grosse Sozialgesetzgebung im neunzehnten Jahrhundert war von den Programmen des Krupp-Konzerns beeinflusst worden⁶.

Jetzt, im Jahr 1945, schien das Ende der Hegemonie gekommen. In den vier Jahrhunderten ihres Bestehens hatte die Dynastie Wahnsinn, schockierenden Sittenskandal, Demütigung durch Militärbesatzung und sogar Zahlungsunfähigkeit kennengelernt, aber nichts war mit dieser blutfarbenen Rauchwand vergleichbar gewesen. Eine Wagnersche Nacht senkte sich auf Deutschland herab. Seit dem Dreissigjährigen Krieg hatte sich so etwas nicht mehr ereignet, und Krupp hatte damals schliesslich und endlich davon profitiert. Heinrich Heines trübe Voraussage schien sich zu bewahrheiten: Die Zivilisation war der Zerstörung preisgegeben in einer Orgie von Kampf um des Kampfes willen. In Berthas Jugend wäre solch eine Katastrophe unvorstellbar gewesen, wenn auch ihre Mutter, Margarethe von Ende-Krupp, eine Ahnung davon gehabt haben mag. Margarethe hatte einmal zu Freiherr von Wilmowsky, der Berthas Schwester Barbara heiratete, gesagt:

«Weisst du, oft bedrückt mich trotz allem Schönen, das ich erlebte, die äussere Gunst des Schicksals, die Gnade des Kaisers, die Anerkennung der Menschen; es ist fast zuviel und übermenschlich, und ich kann mich oft düsterer Ahnung nicht erwehren, dass uns allen noch Schweres bevorsteht⁷.»

Und dennoch ist es unwahrscheinlich, dass selbst Margarethe auch nur flüchtig erkannt haben dürfte, wie total dieser Zusammenbruch sein würde. Aus der Hauptstadt versicherte Goebbels immer wieder über den Rundfunk: «Berlin bleibt deutsch! Wien wird wieder deutsch!», aber mit jeder Stunde wurde es deutlicher, dass Österreich seinen letzten deutschen Stahlhelm, seinen letzten Wehrmachtsknobelbecher erblickt hatte. Sechs Monate waren vergangen, seit General Jodl am 28. September in sein Tagebuch gekritzelt hatte: «Schwarzer Tag». Jetzt im April, dem grauenvollsten Monat, waren alle Tage schwarz, und diese Familie wurde mit am härtesten getroffen. Essen war eine verwüstete, von Kratern aufgerissene Einöde. Berthas Schwester, die wie sie

selbst den «Führer» als einen Parvenü verachtete, war nach dem 20. Juli 1944, dem Tag des Anschlags auf den «Führer», inhaftiert worden. Berthas adeliger Schwager war aus demselben Grund in das Konzentrationslager Sachsenhausen gesteckt worden; ein Schwiegersohn war in der russischen Schneewüste gefallen; ein Neffe ruhte auf dem Grund des Atlantik: Er ertrank – Ironie des Schicksals –, als ein englisches Schiff, auf dem er als Kriegsgefangener nach Kanada transportiert werden sollte, von einem von Krupp hergestellten U-Boot torpediert wurde. Noch schlimmer: Drei von Berthas Söhnen waren als Offiziere des Reichs ausgezogen und im Dunstschleier der Schlachten verschwunden. Der waghalsige, sportliche Claus war 1940 bei der Luftwaffe gefallen. Sein Bruder Harald, schlaksig und introspektiv, war vier Jahre später in Bukarest von russischen Truppen gefangengenommen worden. Und Eckbert, der Jüngste der Familie, war gerade an der italienischen Front im Einsatz gefallen. Jetzt, mit Gustav in Blühnbach, war Bertha nichts als die Rolle einer dienenden Krankenpflegerin, einer Trägerin von Bettschüsseln, geblieben. Jetzt zeigte es sich, dass die Götterdämmerung nicht nur schlimmer als angekündigt war – sie erwies sich auch als sehr viel vulgärer⁸.

«Ach, mein Gott!», tönte es immer wieder krächzend von der weisshaarigen Gestalt auf dem Bett: «Bertha, Berthold!» Eilends umsorgten sie ihn. Ab und zu schlug irgendwo im Haus eine Tür zu, und sofort wurde er zornig: «Donnerwetter! Himmel! Verfault, verdammt, geistesschwach!», denn im Zustand fortschreitender Senilität versetzte diesen alten Mann, der seinen eigenen Namen für den «Dicken Gustav», das mächtige Belagerungsgeschütz von Sewastopol, hergegeben hatte, das geringste Geräusch in Wut.

Auch das entbehrte nicht der Ironie, und vielleicht war es gerecht. Man könnte sogar behaupten, dass die Lähmung die angemessene Quittung für Gustavs Verhalten gewesen sei. Sein ganzes Leben hatte eine Parodie auf die preussische Unbeugsamkeit dargestellt. Um sicher zu gehen, dass er im Winter auch ja beweglich blieb, hatte er die Zimmertemperatur seines Büros auf 13° C und die seines Arbeitszimmers in der Villa Hügel auf 18° C einregulieren lassen; Bertha arbeitete, in Pelze ver mummt, an der anderen Seite des Schreibtischs über ihren sozialen Problemen, und bis heute sind die Räume eisig geblieben. Die Diners in der Villa Hügel waren berüchtigt. Bei Gustav wurde sehr schnell gegessen. Nach der Erinnerung mehrerer Besucher wurden ihre Teller sofort abgeräumt, wenn sie eine liebenswürdige Konversation anzuknüpfen versuchten. «Sie müssen so schnell essen», erinnert sich einer der Besucher an einen Ausspruch, «dass Ihre Zähne schmerzen.» Gustav, der selbst mit bemerkenswerter Fertigkeit und Geschwindigkeit ass, hielt Tischgespräche für unnütz⁹.

Der Nutzeffekt war seine Religion. Eine seiner sonderbarsten Beschäftigungen bestand in der Lektüre von Eisenbahnfahrplänen, wobei er nach Druckfehlern suchte. Hatte er einen entdeckt, griff er für gewöhnlich zum Telefon, um die Eisenbahnverwaltung zu rügen. Jeden Morgen, wenn er zum Büro fuhr, erwartete er von seinem Chauffeur, dass der Motor bereits lief; er konnte es einfach nicht ausstehen, während der Sekunden, in denen der Zündschlüssel herumgedreht wurde, untätig dazusitzen. Alle Gäste der Villa erfuhren jeweils, dass sich ihr Gastgeber um Punkt 22 Uhr zurückzog; um 21.45 Uhr flüsterte ihnen für gewöhnlich ein Diener zu, dass es jetzt Zeit zum Auf-

bruch sei. Ein einziges Mal brach Gustav mit dieser Regel, indem er einwilligte, bei einem Empfang anlässlich eines Staatsfeiertags bis Mitternacht zu bleiben. An jenem Abend stand Ernst von Raussendorf, ein leitender Angestellter von Krupp, mit Gustavs älterer Tochter Irmgard an der Bar, als diese ganz ruhig sagte: «Schauen Sie auf Ihre Uhr.» Er tat es und teilte ihr mit, dass es kurz vor Mitternacht sei. «Vater wird jetzt aufbrechen», sagte Irmgard. Als der Sekundenzeiger die volle Stunde anzeigte, blickte von Raussendorf auf, und in diesem Augenblick erhob sich sein Arbeitgeber tatsächlich vom Stuhl¹⁰.

Bezeichnender für die Welt ausserhalb von Essen war Gustavs absolute Loyalität gegenüber dem Führer seines Landes. Dabei machte er keinen grossen Unterschied, wer nun der Führer war. Nach des Kaisers Exil im Jahr 1918 war er «kaisertreu» geblieben und schrieb jedes Jahr an Wilhelms Geburtstag nach Doorn, um seine Loyalität zu beteuern. Und doch hätte er damals lieber das Zimmer verlassen, als sich einen Vorwurf gegen den Präsidenten der Weimarer Republik anzuhören. Als Hitler an die Macht kam, wurde er ein «Obernazi», wie es ein anderer Industrieller ausdrückte. Er war dazu bereit, für seinen neuen Glauben auch die letzten Konsequenzen zu ziehen. Als das Flugzeug von Claus an den Hügeln der Eifel zerschellte, kondolierte ein Freund. Eisig erwiderte der Vater: «Mein Sohn hatte die Ehre, für den Führer zu sterben¹¹.»

Das war der echte Gustav, so wie ihn der alliierte Geheimdienst bereits kannte – der Roboter, der fanatische Parteiführer, der stolze Träger des goldenen Parteiabzeichens. Selbst dann noch, als er in Blühnbach unter seinen Decken ächzte, schwärmten Agenten auf der Suche nach ihm über ganz Europa aus, denn gemeinsam mit Göring und Ribbentrop stand er hoch oben auf der Liste jener Männer, die als Kriegsverbrecher galten. Gustav war an diesen Vorgang gewöhnt. Nach dem Ersten Weltkrieg war er ebenso wie Wilhelm II. als Kriegsverbrecher bezeichnet worden. Und als die Franzosen 1923 die Ruhr besetzten, schickten sie ihn ins Gefängnis. Diesmal indes hatten die Alliierten beschlossen, dass sein Leben an einem Strick in Nürnberg enden sollte. Sein Name war inzwischen so verhasst, dass Harald sich in einem russischen Gefangenenerlager einen anderen Namen zulegte. Jede der alliierten Mächte besass ein Dossier über Gustav; praktisch alles, was sie an Material in den Händen hatten, war unanfechtbarer Beweis seiner Schuld¹².

Und doch haben sie einiges falsch gesehen. Kein Mensch ist ein Roboter. Gustavs Übertreibungen sind verdächtig. Genauso wie der Kaiser, der mit strammen Posen das durch seinen schlaffen Arm verursachte Minderwertigkeitsgefühl zu kaschieren versuchte, wollte auch Gustav etwas darstellen, was er nicht war. Ausserhalb der Villa Hügel täuschte er nahezu jeden; die Freunde seiner Söhne nannten ihn den «Bullen», was er zweifellos erfreulich fand. Aber niemand sah einem Bullen weniger ähnlich. In der Familie war er unter dem albernen Spitznamen Taffy bekannt. Taffy war dünn, schwächlich und um einen Kopf kleiner als seine Frau. Er war als Diplomat ausgebildet worden und hatte das elegante Gehabe eines Diplomaten beibehalten. Ab und zu blitzte diese Schulung sogar am Esstisch der Villa Hügel durch. So geschah es einmal, dass ein russischer Techniker, der noch nie eine Fingerschale gesehen hatte, diese aufnahm und daraus trank. Gustav beobachtete das aufmerksam, hob dann seine eigene Schale an den Mund und trank sie aus¹³.

Wenn dadurch nahegelegt wird, dass irgendetwas an ihm unecht war, dann trifft das den Nagel auf den Kopf. Vierzig Jahre lang hatte er eine Rolle gespielt. Er war als Inhaber einer Firma aufgetreten, von der er keine einzige Aktie besass, und er hatte sich als ein Krupp maskiert, obwohl er bis zu einem Alter von sechsunddreissig Jahren keinen Menschen dieses Namens kennengelernt hatte.

Der wahre Namensträger war Bertha. Sie hatte als Sechzehnjährige das unermessliche Industrieimperium ihres Vaters geerbt. In Deutschland war es für eine Frau unmöglich, solche Macht zu besitzen; deshalb heiratete sie Gustav von Bohlen und Halbach. Es gibt einigen Grund zu der Annahme, dass der Kaiser selbst der Ehestifter war. Die Waffenschmieden der jungen Bertha stellten für Deutschland einen unschätzbaren Wert dar, und jeder deutsche Militär von auch nur irgendwelcher Bedeutung erschien bei der Hochzeit auf Villa Hügel. Nach den Ehegelübden verkündete Wilhelm mit seiner nasalen Stimme, dass von jetzt ab Gustavs Name «*Krupp* von Bohlen und Halbach» lauten werde. Im Alltagsgebrauch wurde das bald in Gustav Krupp abgekürzt. Aber der Kaiser selbst sprach den Bräutigam mit «mein lieber Bohlen» an, und keine Reichsverordnung hätte auch nur eine Unze Kruppblut in Gustavs Adern injizieren können. Seine Söhne, die ihn überlebt haben, sprechen heute noch von ihm als dem «Prinzgemahl»¹⁴.

Das alles stiftet Verwirrung. Je tiefer man in die Familiengeschichte eindringt, desto undurchsichtiger wird die Sache. Aber im Jahr 1945 hatten die Siegermächte keinen Sinn für komplizierte Zusammenhänge. Ein ganzer Trupp von berühmten Juristen, an der Spitze Robert H. Jackson, Richter des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten, sortierte bereits die Akten über Krupp. Bald darauf erreichten amerikanische Truppen Blühhbach. Gustav wurde unter Bewachung in ein Gasthaus an einer nahegelegenen Strasse gebracht, und Bertha pflegte ihn weiter. Es hielten dort Autobusse an, und manchmal halfen ihr die Fahrer beim Wechseln der beschmutzten Bettwäsche, aber sonst musste sie sich selbst um alles kümmern, denn Berthold war inzwischen wegen dringender Familienangelegenheiten abgereist¹⁵.

Die Juristen sortierten weiterhin Akten aus. Sie brauchten einige Zeit, bis sie entdeckten, dass der Krupp in dem Gasthaus der falsche Krupp war.

Sie waren von Gustav besessen gewesen. Er war der böse Geist, glaubten sie, weil er die Firma so lange geführt hatte. Es war zwar richtig, dass der Prinzgemahl noch gross in Amt und Würden stand, als Hitler Polen angriff. Von da an aber hatten Nacht und Nebel das Reich umhüllt, und die Alliierten wussten nicht, dass es in Essen einen Kommandowechsel gegeben hatte. Bereits im Jahr 1940, als Claus fiel, war Gustavs Senilität fortgeschritten. Während der meisten dazwischenliegenden Jahre – als ein riesiges Geschütz von Krupp, das auf sich durchbiegenden Schienen in einer Höhle bei Cap Gris-Nez stand und von dort aus Chatham auf der anderen Seite des Kanals beschoss, wobei es über eine Distanz von ungefähr 200 Kilometern mit solch grosskalibrigen Granaten feuerte, dass die am Leben gebliebenen Engländer bis zum heutigen Tag glauben, dass sie von hochfliegenden Bombern der Luftwaffe in Grund und Boden gestampft werden sollten; während der Jahre von Auschwitz, als die zur Zwangsarbeit herangezogenen Insassen von 138 Konzentrationslagern für Krupp schufteten und Robert Rothschild vergast wurde, weil er sich weigerte, seine französische Firma

Krupp zu übereignen – in all diesen Jahren war das Oberhaupt der Familie der älteste Sohn von Bertha und Gustav gewesen¹⁶.

Sein Name war Alfried Felix Alwyn Krupp von Bohlen und Halbach.

An dieser Stelle muss man sich mit den Nachnamen der Familie Krupp befassen. Das Hochzeitsdekret des Kaisers aus dem Jahr 1906 bedeutete, dass in zukünftigen Generationen nur der Senior männlichen Geschlechts «Krupp von Bohlen und Halbach» genannt werden dürfe. Claus, Berthold, Harald, Eckbert und ihre Schwestern trugen den Namen ihres Vaters. Ihr älterer Bruder war ebenfalls so ins Namensregister eingetragen worden. Selbst nach dem 31. März 1942, als er in der Firma Vorsitzender des Vorstands wurde, blieb er Alfried von Bohlen. Als solcher hat er nach seinen eigenen Unterlagen

jüdische Gefangene aus Konzentrationslagern an den verschiedensten Arbeitsplätzen beschäftigt, unter anderem in den Friedrich-Krupp-Bertha-Werken (AG) in Markstädt bei Breslau, in dem Konzentrationslager Auschwitz, in den Konzentrationslagern Wüstegiersdorf, Riespot bei Bremen, Geisenheim, Elmag (Elsässische Maschinenbau GmbH Mülhausen, Elsass) und im Essener Lager Humboldtstrasse¹⁷.

Nach der Aussage eines von Alfrieds Arbeitern, den man in der vergeblichen Hoffnung nach Nürnberg zitiert hatte, dass sein Zeugnis der Verteidigung helfen würde, herrschten in letztgenanntem Lager wahnwitzige Zustände, sogar dann noch, als die Niederlage des Reichs offensichtlich war:

«Krupp hielt es für [eine] Pflicht, 520 jüdische Mädchen, zum Teil noch fast Kinder, unter brutalsten Bedingungen im Herzen des Konzerns, in Essen, arbeiten zu lassen¹⁸.»

Alfrieds eigene Worte aus dem Krieg enthüllen, dass er seine speziellen Verbindungen zu Berlin einerseits ausnützte, um Juden zu erhalten, und andererseits – hatte er diese erst einmal –, um Verträge hereinzubekommen, die nur von einer Firma mit einem solch unversiegbaren Reservoir an Arbeitskräften ausgeführt werden konnten. In einem vom 7. September 1943 datierten Brief schrieb er an Oberstleutnant Wedel:

Was die Mitarbeit unseres technischen Büros ... in Breslau angeht, kann ich nur sagen, dass zwischen diesem Büro und Auschwitz die engste Zusammenarbeit besteht und für die Folge gesichert ist¹⁹.

Es gab keinen Auftrag, den er nicht hätte ausführen können. Sein Reservoir an menschlicher Arbeitskraft war unbeschränkt. Die Häftlinge von Auschwitz stellten dabei nur einen Bruchteil dar. Alfrieds Unterlagen zeigen, dass er, abgesehen von seinen deutschen Arbeitern, 69'898 ausländische Zivilarbeiter, 23'076 Kriegsgefangene und 4'978 KZ-Häftlinge (fast ausschliesslich Juden) zusammengezogen hatte. Mit 97'952 Zwangsarbeitern war er der Souverän an der Ruhr. Doch ihm fehlte noch immer die Krone, und diese wünschte er sich. In den Augen nationalsozialistischer Ideologen war er ihrer durchaus würdig. Gustavs Zustand war völlig hoffnungslos. Goebbels notierte in seinem Tagebuch, der alte Mann sei verrückt. Es war an der Zeit, dass er den hoch eintaxierten Namen Krupp weiterübertrug. Die Ein-Mann-Herrschaft zwar Familien-

tradition, und bereits 1941 hatten Gustav und Bertha beschlossen, die Industriemonarchie auf Alfried übergehen zu lassen – vorausgesetzt, dass er sich von seiner anrühenden jungen Frau scheiden liesse, was er dann auch eiligst tat²⁰.

Einem Kind allein alles zu übertragen, versties indes gegen das Gesetz; das hätte eine Enteuerung der anderen bedeutet. Ausserordentliche Schritte waren erforderlich, und so stellte sich Alfried, ein hochgewachsener Mann in mittleren Jahren mit einem adlerähnlichen Gesicht, der äusserlich stark seiner Mutter glich, am 10. August 1942 in des Führers unterirdischer «Wolfsschanze» in Ostpreussen ein, um die Angelegenheit gründlich durchzusprechen. Als einer der Parteibonzen, dem «Führer» von Jugend an ergeben, konnte er eines wohlwollenden Empfangs sicher sein. Nach einem langandauernden Schriftwechsel mit Martin Bormann, Hitlers Bevollmächtigtem, und Hans Lammers, dem Gesetzesorakel der Nazis, war alles geregelt. Der Führer erklärte folgendes:

Die Firma Fried. Krupp, ein Familienunternehmen seit 132 Jahren, verdient höchste Anerkennung für ihre unvergleichlichen Leistungen bei der Verstärkung der militärischen Macht Deutschlands. Es ist daher mein Wunsch, dass das Unternehmen als Familieneigentum erhalten wird²¹.

Mit seiner Unterschrift wurde der Erlass ein einmaliges Gesetz, die «Lex Krupp». Alfried war nun einziger Erbe seiner Mutter. Gleichzeitig taufte ihn der Führer in Krupp um, und als die Neunte US-Armee am 11. April 1945 Essen besetzte, traf sie auf Alfried; er führte – wie er das seit 1931 getan hatte, als er förderndes Mitglied der SS geworden war – das Geschäft für Führer und Reich weiter²².

Infolgedessen war es Alfried, der in Nürnberg auf die Anklagebank kam, es war Alfried, der sich vor drei Richtern des Obersten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten folgenden Anklagen stellen musste: Planung eines Angriffskriegs, Vernichtung von Hab und Gut in besetzten Ländern und vor allem Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Der Anklagepunkt Zwangsarbeit war das Kernstück der Verhandlung. Vom ersten Anklagepunkt, der Aggression, wurde er freigesprochen. Diese, entschied das Gericht, fiel in Gustavs Ära. Der anderen Anklagepunkte wurde er jedoch für schuldig befunden. Man verurteilte Alfried zu zwölf Jahren Gefängnis; ausserdem sollte sein gesamtes Vermögen eingezogen werden²³.

Das Beweismaterial gegen Alfried hatte solch schreckliche Dinge enthüllt, dass alle Alliierten, die westlichen wie die östlichen, entschlossen waren, Europa vom Namen Krupp zu befreien. Der böse Traum war finsterner und finsterner geworden und hatte sich schliesslich als noch schwärzer als die tiefste Fördersohle eines Bergwerks von Krupp erwiesen. Die Besitztümer der Dynastie wurden systematisch aufgeteilt; Demontierer zogen mit langen Kreidestücken Linien über die Fabrikgelände und teilten Werkanlagen und Maschinenparks unter den Nationen auf, denen die Besetzung durch die Nazis das meiste Leid zugefügt hatte²⁴. Währenddessen sass Alfried in Sträflingskleidung auf der Festung Landsberg, wo Hitler zwei Jahrzehnte früher *Mein Kampf* geschrieben hatte. Für die Familie bedeutete seine Haft den schmerzlichsten Schicksalsschlag. Er, der zum Prinzen unter den Industriellen berufen war, lag jetzt im Gefängnis, abgeurteilt und gedemütigt. Die Krupps waren schon immer leidenschaftlich stolz gewesen. Diese

Bürde nun war beinahe untragbar. Und doch musste sie offensichtlich getragen werden.

Niemand hätte es damals für möglich gehalten, dass Alfried innerhalb von fünf Jahren erneut Herr über sein Vermögen sein würde oder dass er zwanzig Jahre, nachdem er Adolf Hitlers berühmtester Günstling unter den Industriellen geworden war, der reichste Mann in Europa, der mächtigste Konzernherrscher innerhalb des Gemeinsamen Markts sein würde. Ihn selbst beeindruckte das Tempo seiner Wiederherstellung; einmal hatte er geschätzt, dass er fünfzig Jahre dafür brauchen würde, nur die Trümmer in Essen wegzuräumen. Doch niemals hatte er an einer Wiedergutmachung oder an einer schliesslichen Rechtfertigung gezweifelt. Nach dem Urteilsspruch von Nürnberg hatte Friedrich von Bülow, ein Mitgefangener, von dem das Kruppsche Zwangsarbeitsprogramm geleitet worden war, an einen Fluchtplan gedacht. Alfried hatte, so erklärte von Bülow später, dem einen Riegel vorgeschoben und ruhig gesagt: «Die Zeit wird alles regeln²⁵.»

Oberflächlich betrachtet, schien das ein absurder Optimismus. Der Oberste Gerichtshof der Vereinigten Staaten hatte die von Alfrieds Rechtsanwälten eingelegte Berufung verworfen. Am 21. August 1948, drei Wochen nach dem Urteilsspruch, hatte Alfried an General Lucius Clay, den Militärgouverneur der amerikanischen Zone Westdeutschlands, geschrieben und ihn um Intervention gebeten. Darauf erfolgte keine Antwort. Der General hatte dann die Untersuchungsergebnisse einer Prüfungskommission unterschrieben und damit das Nürnberger Urteil bestätigt – ein Akt, der die legalen Rechtsmittel des Häftlings augenscheinlich erschöpfte. Doch die auffallenden Parallelen zwischen Krupp-Saga und deutscher Geschichte rechtfertigten Alfrieds Glauben. «Nach des Kaisers Abgang», erzählte mir einmal ein Bediensteter auf Villa Hügel, «wurden die Krupps die erste Familie in Deutschland.» In gewissem Sinn hatten die Krupps einen grösseren Anspruch auf Vorrang als die Hohenzollern, und zu Ende der vierziger Jahre befand sich die Nation auf dem Weg aufwärts. Das Wirtschaftswunder der Gesundung des Landes hatte begonnen, der Kalte Krieg verschärfte sich, und die NATO-Diplomaten wünschten sich Deutschland auf ihrer Seite²⁶.

Die Verehrung des besiegteten Volkes für die Krupps konnte den Besatzungsbehörden schwerlich verborgen bleiben. Anfang 1960 sagte ein Hamburger Zeitungsverleger dem Schreiber dieser Zeilen: «Wenn ich die Nürnberger Zeugenaussagen und Dokumente, aufgrund deren Herr Krupp verurteilt wurde, ins Deutsche rückübersetzen und in diesem Land veröffentlichen würde, wäre ich meinen Job los. Hier hat schon immer die Meinung geherrscht, dass andere Firmen auf Profit aus sind, dass aber *Krupp* etwas für *Deutschland* tut.» Dieses Gefühl verstärkte sich sogar noch während Alfrieds Gefängnisaufenthalt. Suchte Bertha ihren Sohn während der Besuchsstunden auf, so wurde sie von den Deutschen dort wie das Mitglied eines Königshauses behandelt; einmal sprang ein junges Mädchen auf und küsste ihr die Hand²⁷. Vor allen Dingen aber brauchte die grosse Allianz, die sich gegen die Sowjetunion formierte, das Leistungspotential der Ruhr. «Die Ruhr ist Essen», sagen viele Deutsche, und: «Essen ist Krupp», und: «Wenn Deutschland blüht, blüht Krupp.» Theoretisch hätte es zwei Wege gegeben, um Krupp zu umgehen. Der erste wäre eine Verstaatlichung gewesen.

Aber selbst die britische Labouregierung war dagegen. Der zweite hätte in einer zwangsweisen Emigration bestanden. Obwohl sogar ein Mitglied des US-Kabinetts den Vorschlag gemacht hatte, dass «kein einziger Deutscher an der Ruhr zurückgelassen werden solle», war dieser Plan weder ausführbar noch wünschenswert, und es ist kein Anzeichen vorhanden, dass irgendeine andere Lösung ernsthaft in Betracht gezogen wurde. Das geschah erst sieben Monate nach Ausbruch des Koreakriegs, als US-Hochkommissar John J. McCloy mit einem historischen Gnadenakt das Problem aus der Welt schaffte, indem er Alfried wieder in seine Besitztümer einsetzte und ihm verzieh.

Durch diesen Akt wurde der ursprünglich glanzvolle Status eines bis dahin mittellosen Häftlings wiederhergestellt. Erneut hielt ein Krupp den Schlüssel zu Europas grösstem Schatz in der Hand.

Dieser war und bleibt ein aussergewöhnlicher Schatz.

Quer über Mitteleuropa ziehen sich die grossen Kohlenflöze wie ein schimmernder schwarzer Gürtel und warten darauf, in Energie umgesetzt zu werden. Diese unschätzbare Ader, ohne die die industrielle Revolution nicht möglich gewesen wäre, hat in Wales ihren Anfang und endet in Polen. Nichts an ihr indes ist einheitlich. Die Lager in Frankreich und Belgien unterscheiden sich sehr stark in Ertrag und Qualität, und zwischen Sachsen und dem polnischen Schlesien, wo die Ader endet, gibt es ein weites Gebiet unbrauchbaren Bodens. Das wertvollste Kronjuwel ist in jeder Hinsicht jene Ecke von Deutschland, wo der Rhein aus den plump geformten Hügeln tritt und sich westwärts der holländischen Ebene zuwendet. Hier mündet in den grossen Strom ein träger, verschmutzter Nebenfluss – nach zuverlässigen Schätzungen wird sein Wasser achtmal durch den menschlichen Körper geschleust –, der im Sauerland entspringt. Dieser Fluss ist die Ruhr. Als Wasserstrasse hat sie heute kaum noch Bedeutung. Sie ist so unwichtig geworden, dass sie vor langer Zeit das ausschliessliche Recht auf ihren Namen verlor. Mit «der Ruhr» meint man in Wirklichkeit das Ruhrgebiet, und hier sieht die Angelegenheit ganz anders aus. In diesem Becken fördert man so viel Kohle wie auf dem übrigen Kontinent zusammengenommen, und ausserdem wird mehr Edelstahl hergestellt. Der Zusammenhang ist kein Zufall. Hier ist Europas wichtigste Koksquelle, und es ist der poröse, spröde Koks, der für die Umwandlung von Eisen in Stahl unerlässlich ist.

Weniger als ein Dutzend «Schlotbarone» spielen an der Ruhr die erste Geige. Diese symbolische Bezeichnung trifft den Kern der Sache. Im neunzehnten Jahrhundert traten die Familien der Schlotbarone an die Stelle der sich auflösenden Lehensaristokratie. Angeführt von den Krupps, machten sich die Industriellen die deutsche Gewohnheit der Unterwürfigkeit zunutze, indem sie die streitenden Gewerkschaften vernichteten; eine der Folgen war die Fügsamkeit und Unbeweglichkeit ihrer Arbeiter. Selbst heute noch ist es das Schicksal des typischen Arbeiters an der Ruhr, sein Leben in Sichtweite der Kirche zu verbringen, in der er getauft wurde. Der leitende Grubeningenieur einer Zeche von Krupp war im Zweiten Weltkrieg einer der ersten Düsenjägerspiloten der Luftwaffe gewesen. Danach hatte man ihm eine Zukunft in der Zivilluftfahrt angeboten. Das Gehalt wäre besser gewesen, er hätte nicht mehr im Dreck der Grube leben müssen. Er schlug das Angebot aus. Bei einem Glas Bier fragte ich ihn

nach dem Grund seiner Entscheidung. Er entgegnete: «Mein Vater war früher leitender Grubeningenieur dieser Zeche.» Die Loyalität solcher Männer ruft Bilder der Feudalgesellschaft wach; genauso ist es mit den Gewohnheiten ihrer Dienstherrn. Die «Schlotbarone» benehmen sich wirklich wie Barone. Die Männer bauen Schlösser und verkehren fast nur untereinander, und die Frauen geben sich wie adelige Damen, besuchen erkrankte Arbeitnehmer und betätigen sich in der Wohlfahrt. Bertha Krupp war berühmt für ihre guten Werke. Als sie 1957 einmal an einem schweren Herzanfall litt, setzte sie nichtsdestotrotz ihren Hut auf, um die Witwe eines Kruppianers zu besuchen²⁸.

Trotz der dort lebenden Prominenz ist das Ruhrgebiet ein winziges Lehen, es ist nichts als eine Schramme auf der Karte des Kontinents. Es macht hydroelektrische Energie aus so weit entfernt gelegenen Gebieten wie bei Aachen, im Schwarzwald und in der Schweiz nutzbar, obwohl es weniger als ein Prozent der Bodenfläche des zusammengeschrunpften Westdeutschland einnimmt. Zählt man auch die kleinste Eisenschmiede und Schachanlage dazu, so ist es doch nicht grösser als das Stadtgebiet von New York. Man kann es innerhalb von drei Stunden auf der Autobahn Düsseldorf-Dortmund fast ganz durchfahren oder mit seinen berühmten Strassenbahnen von einem Ende zum anderen pendeln. Das eigentliche Ruhrgebiet – fünfzehn Städte, die ineinander übergehen – bedeckt eine Fläche von nur 520 Quadratkilometern. Wie die Royal Air Force Anfang der vierziger Jahre demonstrierte, ist es infolgedessen bei einem entschlossenen Angriff verwundbar. Aber diese Konzentration hat auch eine andere Seite. Da man die geologische Laune der Natur unter Tage in vorbildlicher Weise ausgewertet hat, wurde die Ruhr, wie Gustav Stolper schrieb, «ein Industriesystem, das in seiner Kompaktheit und seinem Leistungsvermögen auf der Welt ohne Parallele ist». Deutsche Geschicklichkeit hat das Ruhrgebiet zu der Wirtschaftsmacht des Kontinents werden lassen, die am meisten Furcht einflösst; das brachte politische Folgen mit sich, die fünf Generationen von Europäern und drei Generationen von Amerikanern zu spüren bekamen. Ihrer Stärke bewusst, rangen die Schlotbarone Berlin während des Zweiten und Dritten Reichs grundlegende Konzessionen ab, und auf diesem Amboss wurde dann das deutsche Schwert im vergangenen Jahrhundert dreimal geschmiedet. «Das Deutsche Reich», bemerkte John Maynard Keynes, «wurde in Wahrheit mehr auf Kohle und Eisen als auf Blut und Eisen aufgebaut²⁹.»

«Blut und Eisen» hat sich als eine Redewendung erwiesen, die besser im Gedächtnis haften bleibt, weil sie mitreissender klingt. Trommelwirbel und glitzernde Orden üben eine grössere romantische Anziehungskraft aus als Rechenschieber und Industriequalm; sie waren ja auch bei Historikern, insgesamt gesehen, mehr gefragt. Schulkindern wird beigebracht, dass Sparta Schlachten gewann, weil es überlegene Krieger ins Feld schickte. Der Geschichtsunterricht lässt dabei neuere Erkenntnisse ausser Acht, wonach die Gegner der Spartaner auf Bronze und Weicheisen angewiesen waren, während die Bewaffnung der Spartaner aus vorzüglichen Stahlschwertern bestand, was natürlich ein entscheidender Vorteil war. Berufssoldaten sind für derartige Unterscheidungen empfänglicher. In den Tagen, als das Ruhrgebiet verblüffende Mengen von Tanks, Kanonen, Granaten, Flugzeugen und Unterseebooten ausspie, wusste der deutsche Generalstab dieses Arsenal voll zu würdigen. Während beider Weltkriege stellte es das Herzstück ihrer Strategie dar. Ihre Bemühung im Jahr 1914, die Ruhr ab-

zuschirmen, mag tatsächlich den rechten Flügel des Schlieffen-Plans bei der Invasion Frankreichs geschwächt haben. Nach dem Zweiten Weltkrieg erklärte General Franz Haider in Nürnberg, dass das Ruhrgebiet der «entscheidendste Faktor bei der deutschen Kriegsführung» gewesen sei. Das war nichts Neues für Haiders frühere Gegner. Sobald die Invasion der Normandie beendet war, stimmte die Generalität der Alliierten darin überein, dass die Rüstkammer der Wehrmacht das Hauptziel darstellte. Uneinigkeit bestand nur über den schnellsten Weg dorthin³⁰.

Heute werden im Ruhrgebiet wenig Waffen produziert. Es wurde zum Kraftwerk für die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft und – aufgrund von Krupps ungeheuren Möglichkeiten und technischen Erfahrungen – für die unterentwickelten Länder rund um den ganzen Erdball. Die Barone, die stärker und reicher sind als je zuvor, blicken ungeduldig in die Zukunft. Nachforschungen über ihre Vergangenheit werden jedoch zu verhindern versucht, und man nimmt sie sogar übel. Und doch ist ein Verständnis des heutigen Deutschland ohne das Hochheben von Deckeln und das Aufbrechen von Grüften und versiegelten Erinnerungen undenkbar. Um die Ruhr der Krupps in den Griff zu bekommen, müssen wir zugleich wissen, was sie ist und was sie war. Glücklicherweise verändert sich die Geographie nicht, und eine Möglichkeit der Analyse liegt darin, sich das Ruhrgebiet einfach anzusehen, es wirklich zu betrachten, und zwar von drei Punkten her: einem Stollen, dem Erdboden darüber und von einem kleinen Flugzeug aus, das über dem betreffenden Ort kreist.

Der Stollen liegt achthundert Meter unter Tage, auf der Sohle von Essens einhundert Jahre alter Schachanlage Amalie, die nach Alfrieds Ururururgrossmutter benannt ist und die man erst nach einer Art Expedition erreichen kann. «Glückauf» rufen sich die stämmigen Männer um einen herum zu, während die Partie in einem höhlenartigen Eingang verschwindet. Behelmt und mit Stiefeln an den Füßen, mit einer Grubenlampe und einer Gasmaske gegen Kohlenmonoxydgase ausgerüstet, begibt man sich für zwei Stunden mittels Transportaufzügen für Loren, rasselnden Miniatureisenbahnen und – während der meisten Zeit – uralte, gewölbte, aus dem Gestein gehauene Stollen entlangschliepfend, hinab in die Tiefe.

Es ist keine angenehme Reise, auch ist sie durchaus nicht ungefährlich. Gewisse Arbeitsbedingungen wurden seit den ersten Jahren des Bestehens der Schachanlage Amalie, als sich die in den Eingeweiden des Ruhrgebiets abplagenden Männer noch mit plumpen Lampen, Maultieren und ihren eigenen Hauen behelfen mussten, natürlich verbessert. Die Mechanisierung hat alles geändert. Allerdings wurde es den Bergleuten dadurch auch möglich, weiter in die Tiefe vorzudringen, und die Gefahr wächst mit der Tiefe; jedes Jahr kommen vier oder fünf Bergleute in dieser Schachanlage um*. Dauernd muss man mit Kohle beladenen Loren und stromführenden Leitungen ausweichen. Die Luft ist dick von schwarzem Staub, und das Anzünden eines einzigen Streichholzes könnte hier eine Katastrophe auslösen. Je näher man vor Ort kommt, desto mehr schrumpft der Stollen zusammen. Zuerst geht man auf die Knie, dann legt

* Seit obiger Niederschrift wurde in der Schachanlage Amalie die Förderung aus wirtschaftlichen Gründen eingestellt.

man sich auf den Bauch. Gleichzeitig steigt die Temperatur merklich an. An Stellen, wo der Fels feucht ist (in einem Bergwerk ist das Wasser heisser als der Stein), erreicht das Thermometer 50 Grad Celsius. Ganz vorn erkennt man undeutlich nackte, russbedeckte Männer, die dort in dem fetten Staub herumwühlen. Diese Kumpel verdienen pro Tag 36 Mark. Obwohl die Männer vor Ort sorgfältig ausgewählt sind, können sie eine solche Arbeit nicht mehr als fünf Stunden hintereinander aushalten. Jeden Tag fördern sie viertausend Tonnen aus Amaliens Hort; das ist eine ausserordentliche Leistung, denn das Flöz ist knapp einen Meter hoch. Während man mitten zwischen die Männer kriecht, sieht man im hin und her schwingenden Lichtbalken der eigenen Lampe die Stirnseite des Flözes aufleuchten. Sie ist rau und blauschwarz, und während man sie noch beobachtet, entschwindet sie bereits wieder dem Blick. Ein automatisches Messer schrämt quer darüber weg. Dicke Brocken fallen auf ein Förderband, das sie kreischend zu den Loren und Aufzügen trägt.

Allein unter dem Boden von Essen beträgt die Länge dieser Stollen 225 Kilometer, und sie bewegen sich immer weiter vor. Die Stadt ist im wahrsten Sinn des Wortes auf Kohlen errichtet. Und Krupps vertikale Konzentration vollzieht sich wortwörtlich vertikal, denn sobald die Kohle an die Erdoberfläche gelangt, wird sie direkt in Hochöfen «verfüttert».

Der Zusammenhang wird deutlich, wenn man wieder ans Tageslicht kommt und das Wellblechdach eines Hüttenwerks von Krupp in der Nähe von Bochum besteigt. Auf dem Werksgelände kommen wahre Prozessionen von Zügen an, die mit Eisenerz beladen sind. Die Fracht stammt aus allen Teilen der Welt. Weniger als 20 Prozent davon kommen aus Deutschland, weniger als die Hälfte aus Europa. Das meiste Eisenerz wurde von Afrika, Asien und der westlichen Halbkugel herbeigeschafft³¹. Während die Züge Kaskaden von glitzernden Gestein in Behälter kippen, tauchen Ketten von Förderkübeln, die randvoll mit Kohle beladen sind, aus Löchern im Boden auf und werden auf Bändern zur Werkanlage hinaufgezogen. Guter Koks ist mehr wert als Eisenerz; das Werk steht hier, weil sich genau darunter die Kohle befindet.

Wie unten in den Stollen, so herrscht auch im Hüttenwerk eine ungemütliche Hitze. In einer alten Geschichte von der Ruhr kommt ein Stahlbaron in der Hölle an und schreit: «Verdammt! Jetzt habe ich doch meinen Wintermantel vergessen!» Im Gegensatz zum Aufenthalt unten im Stollen sieht man im Werk Schauspiele von blendender Schönheit. Ein grösserer Stahlanstich, bei dem Hunderte von Tonnen flüssigen Metalls gleichzeitig aus mehreren geöffneten Hochofen-Schmelzräumen strömen und mächtige Funkengarben hochstieben lassen, während sie durch die für sie vorbereiteten irdenen Formen eilen, ist atemraubend. Krusten von Eisenoxyd verzundern auf heissen Stahlblöcken, Metall glüht kirschrot, während es sich über Walzstrassen schiebt, riesige Schmiedestücke, die warm verformt werden, flammen wieder und wieder auf, während fünf Stockwerke hohe automatische Pressen sie formen und zurechtschneiden: Die ganze Aufführung ist erregend, ja grossartig.

Die Sache ist so erregend, weil sie Sinn und Zweck hat. Unter Tage erschien jede Bewegung als eine witzlose Schufterei, aber hier oben beginnt sich die Bedeutung der Ruhr zu entpuppen. Und wenn man dann Bochum verlässt und sich den Zentren der Schwerindustrie zuwendet, bekommt man ein Gefühl für den Schauplatz und dessen

Hintergrund. Die sonderbare, introvertierte Gesellschaft, die da im Schatten der Schlote aufgewachsen ist, hat ihre ganz persönliche Ausstrahlung. Sie offenbart sich dem Betrachter schrittweise. Zuerst fallen einem die eckigen, kopflastigen Silhouetten der aus rotem Ziegelwerk gebauten Häuser auf, dann die dunkle, rauchfarbene Patina, die selbst den neuesten Gebäuden das Aussehen von Alter verleiht, und schliesslich die endlosen Bandwürmer der verrussten, geschlossenen Güterwagen, die jetzt zwar mit EUROPA beschriftet sind, sich aber seit den frühen vierziger Jahren, als sie zu abschaulichen Zwecken verwendet wurden, sonst nicht verändert haben.

Die Arbeiter sprechen hier jene rauhe Mundart, die «die Ohren bluten lässt», wie die Bayern sagen. Die meisten Stimmen klingen tief. Die Ruhr wird hauptsächlich von einer Männergesellschaft beherrscht, selbst nach Feierabend. Unter leitenden Angestellten sind Abendessen im gemeinsamen Kreis noch immer sehr gebräuchlich. (Einem Ausländer kommt das ziemlich «wilhelminisch» vor, und wie im wilhelminischen Deutschland oder im viktorianischen England blüht auch der verbotene Geschlechtsverkehr. In Essen sind zwar nur dreihundert Prostituierte registriert, aber nach Schätzung der Polizei gibt es zweitausend «wilde Dirnen» – halbtätig beschäftigte, unabhängige Frauen, darunter viele junge Hausfrauen.)

Nicht alle Stimmen klingen kehlig. Die hochmütige, Monokel tragende Klasse, die sich durch zerhauene Wangen, Homburger und von Chauffeuren gesteuerte Mercedes-Wagen auszeichnet, lebt so isoliert wie seit eh und je, aber wenn man die Industrierarchie verlässt und sich auf der Ebene des Arbeitsdrillch bewegt, befindet man sich in einer mehr kosmopolitischen Welt. Das ist übrigens nichts Neues. Während des neunzehnten Jahrhunderts erbauten polnische und ostdeutsche Arbeiter die Werkanlagen. Heute bilden siebzigtausend Gastarbeiter die Basis der Wirtschaftspyramide an der Ruhr. Sie wecken Erinnerungen an die Jahre, als Ausländer nicht angeworben, sondern gewaltsam zur Arbeit verpflichtet wurden. Da die Einwanderung von Frauen und Kindern erschwert wird, verstärken die Neuankömmlinge nur noch die ohnehin vorherrschende Männerwelt an der Ruhr. Am Samstagabend können die Männer nicht viel mit sich anfangen; sie trinken und betrinken sich. Man kann sie dann in verlorenen kleinen Gruppen in den Einkaufszentren der Städte herumtorkeln und in die gleissenden Auslagen starren sehen.

Wochentags, wenn die deutschen Hausfrauen Schulter an Schulter die Läden stürmen, haben diese Aussenstehenden keine Zeit zum Betrachten von Auslagen. Die Arbeiter im Ruhrgebiet arbeiten wirklich. Der bleibendste Eindruck von diesem Gebiet ist der einer ungeheuren Aktivität. Jeder seiner Industriekomplexe brodelt und kocht, und jede einzelne Verkehrsader innerhalb und ausserhalb des Schauplatzes ist vollgestopft mit Lastwagen, Güterzügen, Kähnen und Flugzeugen. Sie bringen Futter für die Fabriken und fahren dann mit den Endprodukten wieder ab. Alles lärmt, alles ist unglaublich geschäftig, und am besten kann man das Ganze aus der Luft übersehen.

Ein Flug über das Ruhrgebiet kommt einem so vor, als ob man sich im dichten Nebel durch den Autoverkehr hindurchschlängeln müsste. Auch am sonnigsten Tag beträgt die Sichtweite weniger als 1'500 Meter. Die Rauchwolke beginnt nördlich von Köln und reicht bis in eine Höhe von 3'000 Metern. Man kann sie aus dem Wald von Schorn-

steinen unter sich hervorquellen sehen: schwarzer Qualm, roter Qualm, gelber, weisser und orangefarbener Qualm; das alles vermischt sich zu einem riesengrossen, fettigen Gewölk, während die Küchenchefs dort unten ihre Speisen aus flüssigem Metall abschmecken und würzen.

Obwohl die Landschaft im Dunst fast verschwindet, ist sie keineswegs farblos. Fortwährend bemerkt man ein wechselndes Spektrum von Farbtönen, und wenn man unter sich eine Lokomotive dahinpuften sieht (da es überall Kohle gibt, hat man sich noch nicht auf Dieselbetrieb umgestellt), erkennt man auch den Grund dafür. Das alles hat man schon früher einmal gesehen. Vor fünfundzwanzig Jahren, als die Ruhr als Flakkorridor berüchtigt war, führte jedes Jagdflugzeug der Alliierten Kameras mit sich, die mit den Bordkanonen synchronisiert waren. Jene Filme wurden in Tausenden von Spiel- und Dokumentarfilmen verwertet – der Beschuss eines deutschen Flugzeugs wurde zum Kinoklischee –, aber sie alle waren schwarzweiss aufgenommen, und jetzt, da man Zeuge der Wirklichkeit ist, wird man deutlich des Rostbrauns von Krupps flaschenförmigen Hochöfen in Rheinhausen am linken Ufer des Rheins gewahr, man erkennt die roten Weichensignale im grossen Verladebahnhof von Hamm, dessen Flanken noch immer von Bombenkratern übersät sind, man sieht die kreide- und zitronenfarbenen Betonhallen der Fabriken, das Hellblau gewundener Kanäle, die käfergleiche Lastkähne rund um Duisburg tragen, den gallenfarbenen Nebel, der sich aus achteckigen, neben jedem Walzwerk wie bizarre Gasbehälter hockenden Kühltürmen hochdreht. Nichts ist völlig grau. Das Schloss von August Thyssen bei Kettwig hat eine dunkelblaue Tönung, und die bei Essen am Nordufer der Ruhr hingelagerte Masse der Villa Hügel zeigt ein gesprenkeltes Gelbbraun.

Die überraschendste Farbe indes ist das Grün. Man ist ganz verduzt darüber, weil es so viel davon gibt. Als man sich noch auf dem Boden des Nervenzentrums an der Ruhr fortbewegte, hatte man nichts anderes erwartet, als einen gigantischen Komplex von Werkstätten und Schuppen zu sehen, durchkreuzt von armseligen Strassen und umgeben von trostlosen Slums. Natürlich gibt es viel Schmutz. Die Städte Wanne-Eickel, Castrop-Rauxel und Gelsenkirchen sind verrusst, schmutzig, verwittert, sie könnten fast aus einer Erzählung von Dickens entsprungen sein; «Gelsenkirchener Barock» ist ein deutsches Synonym für abscheulichen Geschmack. Aber es gibt auch ländliche Gegenden. Tatsächlich ist nur ein Zehntel des Ruhrgebiets überbevölkert, und die Hälfte der Bodenfläche wird landwirtschaftlich genutzt. Zwar kann man das Ruhrgebiet kaum lieblich nennen – Mirabeau tat einen seiner Bezirke als «froide, sterile, d'un aspect hideux» ab³² –, doch ein Gutteil davon ist noch unverfälscht ländlich. Dichter Waldbestand trennt die sich ausbreitenden Städte. Wiesen zeigen sich, auf denen Vieh weidet. Zwischen Herne und Lünen, oberhalb von Dortmund, gibt es florierende Güter, die dem westfälischen Landadel gehören. Bevor das Ruhrgebiet zum industriellen Juwel wurde, war es ein landwirtschaftliches Juwel, und die Flussufer der Ruhr säumen schimmernde Streifen sich wiegenden Blattwerks.

Das Ruhrgebiet ist so gesegnet, dass seine gewaltige Geschichte vielleicht nicht ausschliesslich auf die Taten seiner Bewohner zurückgeführt werden kann. Nur in wenigen Landstrichen der Erde war die Natur so grosszügig. Nicht nur, dass das Ruhrge-

biet reich und fruchtbar ist; seine Lage quer zu den natürlichen Handelsstrassen Europas machte es vor sechs Jahrhunderten zu einem kommerziellen Ankerplatz für den ganzen Kontinent, und wenn man in tausend Meter Höhe über den grösseren Städten schwebt, kann man unter sich immer noch das gewundene Muster mittelalterlicher Gassen erkennen.

Es sind diese Städte, zu denen man immer wieder fasziniert zurückkehrt, denn dort – ausgezackt, durcheinandergewürfelt und ehrfurchtgebietend zugleich – ist die wahre Majestät des Ruhrgebiets zu finden. Es gibt dort keine Idylle. Die Fabriken türmen sich im gebrochenen Tageslicht wie Kathedralen auf, und wenn man die Maschine querlegt und wenige hundert Meter durchfallen lässt, wird die Aufmerksamkeit des Betrachters von dem komplizierten Labyrinth unter den Flügeln gefesselt, und schnell vergisst man die zurückbleibende idyllische Landschaft.

Kapitel 1

Die Stadt mit dem Festungswall

Der erste Krupp tauchte aus dem Schatten irgendwelcher Wälder auf. Er hiess Arndt, und über seine Vorfahren ist fast nichts bekannt. Die Familienforscher nehmen an, dass er von Holländern namens Kroppen oder Krop abstammte, die während der vorhergegangenen Jahrhunderte am Unterrhein gelebt hatten. In Gendringen tauchen Hinweise auf solch eine Familie in den Jahren 1485, 1522 und 1566 auf. Aber jede Verbindung zwischen ihnen und Arndt beruht auf reiner Vermutung. Genausogut hätte er, das Ordebuch in der Hand, den feurigen Lenden eines Drachens entspringen können. Sicher ist nur, dass er im Januar 1587 seinen Namen in das Handelsregister von Essen eintrug, und selbst das muss modifiziert werden, denn seine Handschrift war entsetzlich. Die Unterschrift kann man abwechselnd als Krupp, Krupe, Kripp oder Kripe lesen. Seine Kollegen in der Stadt entzifferten sie auch auf jede dieser Arten, und zwar bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein, als sich dann seine Nachkommen unter dem heutigen Namen niederliessen¹.

Das ist alles unbefriedigend. Doch wir brauchen uns nicht von einer absolut lückenhaften Herkunft Arndts abzuwenden. Kann man auch keine Dokumente zitieren, so ist es doch möglich, einige Mutmassungen anzustellen. Wenn man das Unwahrscheinliche ausschliesst, so war er ein vermögender Mann. Nur in der Volkssage kommen abgerissene Burschen in mittelalterliche Städte und steigen mit der Zeit zu Bürgern auf, die sich in Goldbrokat kleiden. In Wirklichkeit hatte ein Armer beinahe keine Möglichkeit, seine Stellung zu verbessern. Nicht nur, dass die Gesellschaft solch eine Veränderung beeinträchtigte, der typische Landbewohner brachte auch nicht die geringsten notwendigen Voraussetzungen mit: Er war ein ungebildeter Tölpel mit einem Vokabular von vielleicht sechshundert Wörtern². So unordentlich Arndts Schriftzüge auch sind: Sie weisen ihn als Mann von einiger Bedeutung aus. Ausserdem wäre es ihm niemals möglich gewesen, der Kaufmannszunft beizutreten, hätte er vorher nicht einige äussere Insignien des Wohlstands erlangt.

Obwohl das Register nichts als ein paar gesichtslose Kleckse aufweist, kann man doch ohne Risiko etwas über die Physiognomie des ersten Krupp zu sagen wagen. Mit ziemlicher Sicherheit fehlte ihm die Hagerkeit der späteren Krupps. Arndt war ein deutscher Kaufmann aus dem sechzehnten Jahrhundert, und es ist eine Menge über die Lebensart dieser Klasse bekannt. Die Kaufleute waren vor allem ausgesprochene Schlemmer. Der Leibesumfang war Beweis für Prosperität; der Mann, welcher seine Nachbarn beim Essen ausstechen konnte, wurde allgemein bewundert. Ein Teilnehmer verschlang einmal bei einer einzigen Sitzung dreissig Eier, fast eineinhalb Kilogramm Käse und eine Menge Brot. Er fiel dann tot um und wurde zum Nationalhelden. Siebenstündige Essen waren keine Seltenheit; nach einer Schätzung verbrachte der Wohlhabende die Hälfte der Zeit, in der er nicht schlief, mit seiner Mästung. Unter diesen Umständen konnte einen reichen Mann nur eine abnorme metabolische Geschwindigkeit daran hindern, ein Fettwanst zu werden.

Nach unserer Vorstellung gibt also Arndt sein Debüt mit elefantengleichem Auftreten. Wir befinden uns am Ende des 16. Jahrhunderts. Das Essen Karls des Grossen hat sich mächtig verändert. Im 10. Jahrhundert wurde es zur Stadt. Als Mitglied der Hanseatischen Liga hatte es eine Einwohnerzahl von fünftausend erreicht; das hört sich winzig an, machte Essen aber in Wirklichkeit zu einem von Europas grössten und am dichtesten besiedelten städtischen Zentren. Die Hanse war damals bereits seit einiger Zeit im Verfall. Lübeck, ihre Schlüsselstadt, ist von dem langen Krieg gegen Schweden (1563-1570) ausgelaut, die holländischen Häfen entwickeln sich, und der Atlantik wird für den Handel geöffnet, der deshalb die deutschen Flüsse umgehen kann. Doch Essen bleibt wohlhabend. Von fern gesehen, gleicht seine Silhouette einem üppigen Breughelschen Traumgebilde. Über seinen burgartig gebauten Mauern – sie sind über neun Meter hoch und beinahe ebenso dick – stechen Türme und Spitzen nadelgleich gen Himmel, und in ihrem Schatten liegen die Giebedächer der Kaufmannshäuser, fünf Stockwerke hoch und aus schweren Balken errichtet, deren Zwischenräume mit Lattenwerk, Mörtel und Ziegeln ausgefüllt sind.

Mehr aus der Nähe betrachtet, sah Essen indes weniger attraktiv aus. Jeder Quadratmeter der Bodenfläche innerhalb der Mauern war kostbar. Ausser auf dem Marktplatz gab es wenig Raum zum Atmen. Heute, nach vierhundert Jahren, liegt der Platz noch immer im Zentrum von Essen, und nahebei sind die ehrwürdigen Mauern des Rathauses, des elfhundert Jahre alten Doms und der Marktkirche zu finden. Es fällt heute schwer, sich in den Geist der Zeit zu versetzen, in der sie errichtet wurden – rundherum sind so viele Kaufhäuser, gibt es so viele Glasflächen –, aber die sechzig Häuserklötze in der oval geformten Altstadt sind eng zusammengepfertcht und verwirren den Betrachter. Zu Arndts Zeiten war das noch viel schlimmer. Die Häuser lehnten aneinander wie Betrunkene; die oberen Stockwerke sprangen vor, eines über dem anderen, und verdunkelten darunter die Hogarthschen Durchgänge. In den ungepflasterten Gassen zog das Vieh hin und her, schreckliche Feuersbrünste überfielen von Zeit zu Zeit das Gemeinwesen. Wölfen gelang es trotz der Mauer immer wieder, in die Stadt einzudringen; man hatte für sie sogar eine Prämie ausgesetzt. Die Nacht war eine Zeit der Angst. Bei Einsetzen der Dämmerung wurden Hörner geblasen. Danach verliess niemand mehr seinen Herd, wenn er nicht unbedingt musste, denn draussen lauerten Strassenräuber. Ketten, die man quer über Durchgänge gespannt hatte, um sie abzuschrecken, blieben wirkungslos, und furchtsame Bürger lauschten besorgt auf das Klirren der eisenbewehrten Lanze des Wächters und auf seinen düsteren Ruf: «Betet für die Toten!»

Niemand sah in der allgemeinen Praxis, Kloakenwasser aus dem nächstgelegenen Fenster zu kippen, eine öffentliche Gefahr, noch hielt man es für bedenklich, wenn die jüdischen Geldverleiher an jedem Karfreitag attackiert und das übrige Jahr, von schwärenden Wunden bedeckt, in einem elenden Winkel der Mauer sich selbst überlassen wurden. Reiche Familien schwächten den Gestank eiternder Krätze mit Rosenblättern und Lavendel ab und wandten sich anderen Angelegenheiten zu. Das Unvermeidliche trat ein. Immer wieder brachen Krankheiten aus. Epidemien wurden begangenen Sünden zugeschrieben, Heilungen der Rückkehr zur Frömmigkeit, und der Zyklus wiederholte sich, ohne dass jemand Vorrechte genossen hätte. Arndt Krupp bildete da eine Ausnahme. Dank seiner Einfallsgabe entdeckte er einen Weg zur Auswertung einer

Epidemie. Zwölf Jahre nachdem er sich in einem Haus gegenüber dem Essener Salzmarkt niedergelassen hatte, schlug die Beulenpest zu. Eine Pest im Hochsommer war der furchtbarste aller mittelalterlichen Alpträume, und die Heimsuchung war für Essen besonders schauerlich. Häuser, die von der Seuche getroffen wurden, stellte man unter Quarantäne, und die gesunden Bewohner wurden drinnen gemeinsam mit den Kranken der Fäulnis überlassen. Männer, die das Zeichen der Krankheit an sich fanden, stellten in ihrem Delirium Frauen nach und vergewaltigten diese in ihren letzten Zuckungen. Nachts knarrten Totenkarren mit hochaufgeschichteten Leichen die Gassen hinunter; vor den Mauern rollten halbverrückte Trunkenbolde die nackten Körper in Massengräber. Schliesslich liessen die städtischen Büttel ihre Arbeit im Stich. Die Stadt war mit dem Gestank von Erbrochenem, Urin und Kot geschwängert. In vielen Stadtteilen war nicht einmal eine Menschenseele übriggeblieben, um die Toten zu beklagen; eine zeitgenössische Chronik berichtet, dass ganze Strassen «in ihrer betrübenden Einsamkeit» Friedhöfen glichen. Als die Pest sich immer stärker ausbreitete, ergriff Essen Panikstimmung. Manche Männer verkauften ihren Besitz um einen Pappenstiel und gaben sich einem letzten Saufgelage hin. Arndt aber, der darauf setzte, dass er überleben und gewinnen würde, kaufte ausgedehnte «Gärten und Trifte» vor den Stadttoren auf, er erwarb Landparzellen, die noch beinahe vierhundert Jahre später Teil des Familienimperiums sein sollten³.

Es wäre absurd, ihm Voraussicht zuzuschreiben. Aus den Nebeln der Jahrhunderte beschworen, entpuppt er sich einfach als ein pffiffiger Krämer mit einem scharfen Auge für die günstigste Gelegenheit. Obwohl er später in seinem Leben der Zunft der Schmiede beitrat, gibt es kein Anzeichen dafür, dass er je an die Gründung einer Industriedynastie dachte. Wäre das seine Absicht gewesen, dann hätte er andere Wege eingeschlagen. Schon seit Jahren hatten Bergleute Bootsladungen voll von im Tagebau gewonnener Kohle den Rhein hinunter bis zu den Niederlanden geschifft. Arndt ignorierte das Omen. Auch versäumte er es, sich jenen anzuschliessen, die im Hügelland südlich der Ruhr Wasserkraft ableiten, um damit Hämmer und Blasebälge anzutreiben und das dortige Eisenerz in Schmiedeeisen umzuwandeln. Die Blasebälge waren jetzt gross genug, um das Erz zum Giessen einzuschmelzen. Bronze hatte man ja schon seit eh und je gegossen, und die Schwertschmiede härteten und polierten in den Werkstätten von Solingen die Klingen der deutschen Ritter.

Arndt hatte mit alledem nichts zu tun. Er war kein Waffenschmied. Er war ein Händler. In der Rückschau sehen wir ihn vor seinem Haus am Salzmarkt, wie er in weitem Gewand und mit breitrandigem Hut daherkommt, um das allmorgendliche Glockenspiel des Rathauses nicht zu versäumen und alten Bekannten auf dem Platz zuzunicken: dem Wächter, dem Stadtschreiber, dem Henker. Er ist in Leinen und Filz gekleidet, und als eine der führenden Gemeindepersönlichkeiten wechselt er ab und zu sein Gewand. Seine Nachbarn kennen ihn als einen rührigen Lutheraner, was der Grund für seinen Zuzug gewesen sein mag; obwohl in Essen die Äbtissin des Klosters, das zu einem Benediktinerinnenkloster wurde, tonangebend ist, duldet sie die Gegenwart von Protestanten. Gleichermassen bedeutsam – und gleichermassen ungewöhnlich – ist es, dass sie dem Handel gewogen ist. Als Kaufmann zählt Arndt zu den Mitgliedern einer immer stärker werdenden, aber umstrittenen Klasse. Die meisten Geistlichen sind vorsichtig gegenüber dem schleichenden Materialismus.

Einer von ihnen klagt darüber, dass die Männer nur an Fleischeslust und Gewinn interessiert zu sein scheinen; ein anderer regt sich auf, dass «heutzutage die Leute einen reichen Bauern unrechterweise mehr ehren als einen armen Mann von Adel; ohne Besitztümer ist ein Mann nichts wert, wie gross seine Weisheit und seine Taten auch sein mögen»⁴.

Arndt hat Besitztümer. Er mag auch ein Grobian sein. Wenn wir ihn uns jedoch als Geschäftsmann vorstellen, müssen wir uns ins Gedächtnis rufen, dass er nicht der heutige Typ eines Geschäftsmannes ist. Die Lohnliste, mit der er zu tun hat, ist winzig. Vielleicht ist er nicht einmal auf fremde Hilfe angewiesen; fast unmittelbar nach seinem Eintreffen in Essen heiratete er eine gewisse Gertrud von der Gathen, die ihm schnell vier aufgeweckte Kinder schenkte. Sie wuchsen auf, indem sie lernten, sich um den Laden zu kümmern, denn obwohl sein Handel – vor allem in Vieh, Wein und Branntwein – Arndt zu einem der wohlhabendsten Männer der Stadt gemacht hat, besitzt er kein getrenntes Ladengeschäft; der ganze Handel und alle Bücher werden entweder im Erdgeschoss seines Wohnhauses oder davor auf der Strasse geführt. Er ist, kurz gesagt, ein typischer Unternehmer aus dem Mittelalter. In Gemeinden mit kleinen Geschäften und eben flügge gewordener Industrie bilden die Meister der Kaufmannszunft eine festgefügte Oligarchie. Ihnen gehören die Strassen, sie veranstalten die Messen, sie achten darauf, dass die Mauer ausgebessert wird und dass das Judenviertel seinen festen Platz hat. Selbst die Gemeindebeamten werden von ihnen ernannt, und für gewöhnlich wählen sie diese aus ihrer eigenen Verwandtschaft. Die herrschende Clique ist praktisch eine geschlossene Körperschaft, und man kann Arndts rasche Aufnahme in ihre höchsten Ratsversammlungen nur auf seine ungewöhnliche Glücksträhne zurzeit der Pest zurückführen.

Das alles war nicht nur ein Bild von Essen um 1600; es gilt auch für das Essen während der darauffolgenden zweihundert Jahre bis hin zum Ausbruch politischer und wirtschaftlicher Revolutionen zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Heute tritt das zwanzigste Jahrhundert so plastisch hervor, dass man sich schwer vorstellen kann, wie unbeweglich die Zivilisation in Mitteleuropa einst war. Sie blieb fast unberührt von den kulturellen Strömungen ihrer Zeit. Anderwärts dämmerte das Zeitalter der Vernunft herauf und erhellte den Horizont der Menschen. Doch in Mitteleuropa durchbrachen nur vage Gerüchte das Dunkel. Die Jahrhunderte zogen sich endlos dahin, stumm, träge, kalt, unerbittlich. Herzoge starben, Söldnertruppen marschierten hin und her, aber die Gesellschaft, und vor allem die merkantile Gesellschaft, stagnierte. Diszipliniert, unerschütterlich, feindselig gegenüber jedem Wechsel, eifersüchtig über ihre Privilegien wachend: so zog die Klasse der Händler Generation um Generation heran, und jede glich genau ihrer Vorgängerin. Die persönlichen Reichtümer vermehrten sich oder wurden geringer, aber der Spielraum von Erfolg oder Misserfolg war scharf begrenzt. Nicht einmal nationales Unheil konnte die festgegründete Ordnung stark erschüttern.

Der Dreissigjährige Krieg bedeutete ein nationales Unheil. Zwischen 1618 und 1648 diente Deutschland fünf ausländischen Armeen als blutgetränkte Fussmatte – den Dänen, Schweden, Spaniern, Franzosen und den Böhmen. Dörfer wurden zu Hunderten dem Erdboden gleichgemacht, und überall kamen ein Drittel bis zwei Drittel der Bevölkerung um. In vielen verwüsteten Landstrichen konnte sich das Volk nur durch

Kannibalismus am Leben erhalten; Mütter verschlangen ihre Babies, hungernder Mob schnitt noch warme Körper von den Galgen ab und zerfleischte sie mit den blanken Zähnen. Essen als der natürliche Knotenpunkt der Hellweg, der westfälischen Ebene, lag inmitten dieses Schreckens. Der Krieg war noch dazu ein Religionskrieg, und die herrschende Äbtissin, Maria Klara von Spaur, die im Zeichen der Gegenreformation von ihrer bisherigen Toleranz abliess, denunzierte die Stadt gegenüber den Spaniern als häretisch. Allein schon, dass die Krupps jene Jahre überdauert haben, ist bemerkenswert. Aussergewöhnlich ist, dass sie die Tragödie anscheinend völlig unberührt liess. Arndt verschied 1624 – vorher hatte er sich noch wohlweislich einen Grabstein aus der öffentlichen «Steinkuhle» zugelegt –, aber seine Zeit war ohnehin gekommen. Ein Jahr zuvor war sein Sohn Georg gleichzeitig mit seiner jungen Frau verstorben; das Stadtarchiv schreibt ihren Tod einer Seuche zu. Georgs Schwestern Katharina und Margarethe überlebten die Metzelei und zogen eigene Kinder auf. Es ist beiläufig von Interesse, dass Katharina durch ihre Heirat mit Alexander Huyssen die Krupps mit einer anderen Familie von zukünftigen Schlotbaronen verband. Sie wurde achtundachtzig Jahre alt, lebte um ein halbes Jahrhundert länger als ihr Mann und brachte ein selbständiges Vermögen an Grundbesitz zusammen⁵.

Am interessantesten war jedoch der Aufstieg von Arndts anderem Sohn. Anton Krupp ist ein bemerkenswertes Mitglied seiner Generation. Wenn auch die Chronik nur bruchstückhaft ist, so deutet sie doch auf einen Mann von Klugheit, sogar von Streitsucht hin – in einem Fall musste Anton eine schwere Geldbusse bezahlen, «weil er Dr. Hasselmann auf der Strasse geschlagen hat»*. 1612 heiratete er Gertrud Krösen. Senior Krösen war einer der vierundzwanzig Büchsenmacher von Essen. Anton nahm das Gewerbe seines Schwiegervaters auf, und während des Krieges verkaufte er pro Jahr eintausend Geschützrohre. Über ihr Kaliber und die Qualität wissen wir nichts; auch ist es ungewiss, wer seine Abnehmer waren. 1641 wurde er in einem Sitzungsbericht des Stadtrats als «unser hochgeehrter Herr Patriot, der Märkische Ritterbürtige Herr Anthon Krupp»⁶ bezeichnet, was verrät, dass er zu Wohlstand gekommen war. Es ist zu vermuten, dass der Gewinn aus dem Familienunternehmen stammte, aber Herkunft und Grössenordnung von Antons Einkommen sind unwichtig; er selbst ist bedeutsam, weil er das erste Mitglied der Dynastie war, das mit Waffen handelte, und ausserdem, weil er so frühzeitig auf diesem Gebiet tätig war. Das nächste Waffengeschäft nach ihm sollte in den Familienbüchern erst während der Napoleonischen Ära erscheinen. Nichtsdestoweniger ist es ein Faktum: Drei Jahrhunderte vor Verdun und Stalingrad verkaufte ein Krupp an der Ruhr Kanonen. Unheilvoll wie das Aufblitzen eines Mündungsfeuers am Horizont ist diese Begebenheit. Ein Aufblitzen mag zwar nur auf ein Geschütz hinweisen. Aber der Schütze ist zumindest in Reichweite.

Der Westfälische Friede beendete in der Jahrhundertmitte Deutschlands Agonie. Frankreich, das Richelieus Projekten gläubig Folge geleistet hatte, wurde in Europa die dominierende Macht: ein Glied aus der Kette gallischer Triumphe, welches die Deutschen nie vergessen würden. Für den Augenblick indes schwärte der Stammesgroll nur weiter. Die dringendste Aufgabe bestand im Wiederaufbau, im Wiederge-

* Die Busse betrug 10 Taler.

winn von Stärke. Jene Familie, die später bei der nationalen Revanche eine solch spektakuläre Rolle spielen sollte, eröffnete in Essen erneut das Geschäft am Salzmarkt und erweiterte dessen Absatzbereich. Als bald hatte die Stadt wieder Hochkonjunktur. Die letzten fremden Truppen zogen ab: Die Oligarchie der Kaufleute hatte sie aus eigener Tasche ausgezahlt, Eine neue Äbtissin stand jetzt dem Nonnenkloster vor. Und im Rathaus nahm ein junger Kanzlist namens Matthias Krupp die Arbeit auf.

Matthias war Georgs Sohn. Bereits im Alter von zwei Jahren verwaist, kennzeichnete ihn jener unerbittliche Konservatismus, den man des Öfteren bei Männern finden kann, die in Zeiten grossen Durcheinanders aufwuchsen. Mit Matthias treten die Krupps in ihre glanzlose Periode ein. Jetzt, in der dritten Essener Generation, sind sie zu ortsansässigen Patriziern geworden. Sie sind phlegmatisch und solvent, Mitglieder des Establishments, das sich eingegraben hat, kurz: die typischen Essener. Über den Familiennamen gibt es keine Ungewissheit mehr. Er wird gross und deutlich geschrieben, in dicken, schwarzen Kursivbuchstaben. Keine Beulenpest peinigt mehr die Krupps, und niemand gerät mehr in Zorn und schlägt Dr. Hasselmann auf der Strasse.

Als kultivierte Mitglieder einer alteingesessenen Familie werden sie alle vermögende Leute. Der Drang, Besitzurkunden zu sammeln, ist kein neuer Zug an ihnen. Schon Arndt und Katharina stellten in dieser Hinsicht bemerkenswerte Beispiele dar. Aber jetzt wird das Ganze zur Manie. Den Anfang macht Matthias – er kauft das wertvolle Ackerland östlich der Stadtmauer auf, das später zum Herzstück der grossen Kanonenfabrik dieser Dynastie werden wird und dann sind es der Reihe nach alle Krupps, die dem Verlangen nach mehr «Lebensraum» unterliegen. Schliesslich gehört ihnen fast alles, was nur irgendwie von Wert ist. Zur Zeit der sechsten Generation nannte sie ein Chronist übertrieben «Essens ungekrönte Könige»⁷.

Sehr wahrscheinlich war der Schreiber dieses Prädikats selbst ein Krupp, denn unter anderem beherrschte die Familie auch das Rathaus. Das war ein weiterer Trend, den Matthias begründet hatte. Bei seinem Tod im Jahr 1673 hinterliess er drei Söhne. Der älteste, Georg Dietrich, war erst sechzehn, aber die Familie hatte einen solchen Einfluss, dass die Stelle des Stadtsekretärs bis zu Georg Dietrichs Volljährigkeit unbesetzt blieb. Er übte das Amt des «secretarius» vierundsechzig Jahre lang aus, und als er starb, übernahm ein Neffe seine Stelle. Währenddessen war Matthias' zweiter Sohn Arnold Bürgermeister der Stadt. Der dritte konzentrierte sich aufs Geschäft. Er gründete nebenher auch noch einen Tuchhandel und stand dem Essener Waisenhaus vor.

Als die Krupps im Jahr 1749 genau ein Jahrhundert lang Siegel und Amtskette der Stadt innehatten, gaben sie aus diesem Anlass ein Fest. Das war unbesonnen, denn die Zukunftsaussichten waren gar nicht so rosig, wie es den Anschein hatte. Der Dynastie schienen Saft und Kraft auszugehen. Von den drei Brüdern hatte nur Arnold Krupp, der Bürgermeister, Söhne hinterlassen. Es waren zwei, und beide enttäuschten. Der neue Stadtsekretär, Heinrich Wilhelm Krupp, pfuschte im Bergbau über Tage herum, verlor alles und musste einigen Besitz verkaufen, um seine Wechsel einlösen zu können. Heinrichs Ehe war kinderlos. Damit blieb die Fortsetzung der männlichen Linie allein dessen Bruder, Friedrich Jodocus Krupp, überlassen. Jodocus wurde als Stammhalter der Familie nie zu einer bestimmenden Kraft, und unter seiner nicht sehr ein-

fallsreichen Führung schrumpfte das Geschäft zu nicht viel mehr als einem Gemischtwarenhandel zusammen. Immerhin gelang es ihm, den Bankrott zu vermeiden, das Heft in der Hand zu behalten und – 1737 – mit dem grossen Geschäft in ein imposantes Haus an der Ecke Limbeckerstrasse und Flachsmarkt umzuziehen. Am wichtigsten aber war, dass er einen Sohn zeugte.

Beinahe wäre ihm das allerdings misslungen, denn seine erste Frau war gestorben, ohne dass sie Kinder bekommen hatte. Im Alter von fünfundvierzig Jahren war Jodocus ein kinderloser Witwer, und es hatte den Anschein, als sei es sein Schicksal, der Letzte der Krupps zu sein. Schliesslich, im Jahr 1751, wurde die Dynastie fortgesetzt: Jodocus heiratete die neunzehnjährige Helene Amalie Ascherfeld.

Da die Deutschen Chauvinisten des Mannestums sind, herrscht die Tendenz vor, die Rolle zu ignorieren, welche die Frauen in der Familie Krupp bei der Gründung und Bewahrung des Kruppschen Primats gespielt haben. Während jener ruhigen Jahre wurde dem Familienvermögen so manche stattliche Mitgift hinzugefügt, und wenn auch die unbesungenen Töchter nur dazu angehalten waren, Nachkommen in die Welt zu setzen, so blieben ihre Kinder doch an der Ruhr hängen und sollten der Familie im darauffolgenden Jahrhundert ihren Teil an Reichtum und Talenten einbringen. Helene Amalie zeichnete sich auch noch durch anderes aus. Zweifellos war sie in ihrer Generation *das* starke Mitglied der Familie Krupp. Zwar wäre die Behauptung unrichtig, dass sie der Sippe neues Blut zuführte (Arndt Krupp war ihr Ururgrossvater gewesen), aber sie war ein Typ, dessen Merkmale ihren Cousins völlig abgingen. Sie war gescheit, energisch und fleissig. Ausserdem war sie fruchtbar. Wenn auch Jodocus nach der Hochzeit nur noch sechs Jahre zu leben hatte, so genügte das, denn Helene Amalie brauchte weniger als ein Jahr: Fast unmittelbar nach der Eheschliessung wurde sie schwanger.

Das Kind, Peter Friedrich Wilhelm Krupp, ist nur ein Zwischenglied. Sein ganzes Leben lang stand er im Schatten seiner Mutter, der er als Buchhalter diente. Als Witwe Krupp vergrösserte sie das Geschäft am Flachsmarkt, fügte einen Fleischerladen hinzu, ausserdem eine Abteilung für Farben und Bekleidungsartikel. Ihr Sohn hingegen vertrödelte seine Zeit im Schützenverein und machte der Erinnerung an seine Vorfahren Ehre, indem er dem Stadtrat diente. Mit sechszwanzig Jahren heiratete er ein Mädchen aus Düsseldorf; mit zweiundvierzig war er tot, und seine Mutter begann, seinen Sohn in die Geheimnisse des Handels einzuführen.

Diese wurden immer geheimnisvoller. Das Ruhrgebiet hatte noch nicht einmal die Schwelle zur Grösse erreicht, und doch kam es zu ganz bestimmten Entdeckungen über sich selbst. Man machte sich langsam mit dem Schmelzofen vertraut. Allmählich hatte man gelernt, ihn zu benutzen, und jetzt zogen Arbeitstrupps regelmässig in die Wälder, um dort Eisenerz zu fördern. Zwar war das Erz mit Schwefel und Phosphor verbunden, doch war es reichlich vorhanden. Die Schmelzer gewannen das Eisen gleich an Ort und Stelle, indem sie die Bäume für Holzkohle verwendeten; sie hatten nämlich herausgefunden, dass Holzkohle, unter hohen Temperaturen mit dem Oxygen des Erzes verbunden, das Eisen von seinen Oxyden frei macht. Die erforderliche Hitze wurde auf verschiedene Weise entwickelt. Anfangs errichteten die Schmelzer einfach auf dem nächstgelegenen Hügel einen Holzstoss und hofften, dass der Wind die Flammen auf-

peitschen würde. Später zogen sie mit ihren Rosten zu den Ufern der reissenden kleinen Bäche, die die Ruhr speisen, weil sie zu der Meinung gelangt waren, dass wassergetriebene Blasebälge wirkungsvoller sein müssten. Das alles war sehr plump. Das Tal blieb weiterhin Bauernland, und man verarbeitete das Eisen hauptsächlich zu den dort benötigten landwirtschaftlichen Geräten. Für den Export war es nicht gut genug, und selbst wenn es einen Transport auf dem Wasserweg wert gewesen wäre, hätte sich das für die Exporteure wegen des unglaublichen Durcheinanders an Flusszöllen nicht gelohnt. Es handelte sich ja noch immer um Feudalland – bis 1823 war Essen nicht über seine mittelalterlichen Mauern hinausgewachsen –, und jeder Landeigentümer an den Ufern von Rhein und Ruhr trieb seinen Zoll von den vorbeifahrenden Lastkähnen ein⁸.

Nur ein gerissener Kaufmann konnte in dieser vereinzelt auftretenden, schleppenden Aktivität die Saat einer gewinnbringenden Schwerindustrie erkennen. Doch die Witwe Krupp war eine der Klügsten ihrer Zeit. Sie erwarb nördlich von Essen ein Hammerwerk und beteiligte sich an vier Kohlengruben. Sie hatte die Mittel, um noch höher zu spekulieren; nach der Buchführung ihres Sohnes hatte sie 150'000 Taler Vermögen. Bei ihrer Überprüfung möglicher Investitionen wählte sie die Gutehoffnungshütte aus, eine Eisenschmiede am nahegelegenen Sterkradebach. Es war eine ausgezeichnete Wahl. Die im Jahr 1782 errichtete Schmiede gehörte einem Eisenfabrikanten, dem es an Holzkohle mangelte und der deshalb bereits mit Kohle zu experimentieren begonnen hatte. Leider hatte er als Geschäftsmann wenig Glück, und im Jahr 1800 musste er auf der Flucht vor seinen Gläubigern das Ruhrgebiet verlassen. Hauptgläubiger war Helene Amalie Krupp, der die erste Hypothek auf das Werksgelände zustand. Die Witwe handelte schnell:

«Da dieser sich heimlich wegmachte», notierte sie in einer Aufzeichnung, «so ging seine Hab und Güter zum Konkurs und wurde wegen meine grosse Forderung die ich an Ihm hatte gezwungen dieses Hütten Werk anzukaufen – ich brachte es bei öffentliche gerichtliche Verkaufung an mir mit allen gebäuden rechten und Gerechtigkeiten für die Summe von Rthlr. 12'000 Berl. Ct. macht Rthlr. 15'000⁹.»

Sieben Jahre später ernannte sie ihren neunzehnjährigen Enkel Friedrich Krupp zum Leiter des Werkes.

Als eine besondere Ironie für die Familie kann man den gegenwärtigen Firmennamen Fried. Krupp, Essen, ansehen, der im zwanzigsten Jahrhundert überall auf der Welt die Fabriken zierte, denn der Erbe der Witwe ist unter den Krupps ein Unikum. Aus den elf Generationen von Kaufleuten und leitenden Angestellten ist er ohne Zweifel der Unfähigste.

Genau zweihundert Jahre nach Arndt Krupps Ankunft vor dem Stadttor geboren, war Friedrich der Urenkel von Arndts Urenkel und deshalb zum sicheren Auftreten eines Patriziers berechtigt. Sein Problem war, dass er beinahe zuviel davon hatte. Er war darauf aus, der erste richtige Industrielle an der Ruhr zu werden, und in seinem eifrigen Streben danach taumelte er blindlings von Missgeschick zu Missgeschick. Er versagte in der Tat mit solch erschreckender Regelmässigkeit, dass man argwöhnen

könnte, sein Auftreten sei unecht gewesen, er habe eine Kühnheit vorgetäuscht, die für ihn zwar wesentlich gewesen wäre, ihm aber zweifellos fehlte. Ganz bestimmt war er ein Mann heftiger Widersprüche. An der Oberfläche war er dynamisch, von auffälligem Gehabe, sehr schneidig; privat vertraute er seinem Tagebuch an: «Ach, ich bin verdammt, in Not zu leben, ... Jammer, Elend sind die Garben, die die Torheit ernten kann¹⁰.»

Die Gutehoffnungshütte sollte Gegenstand seiner ersten Torheit sein. Unter der Leitung von Helene Amalie hatte sich die Eisenschmiede zu einem höchst ertragreichen Unternehmen entwickelt; man stellte dort Küchengeräte, Öfen, Gewichte und – mit Subventionen aus Berlin – Kanonenkugeln für Preussen her. Wie Anton Krupps Kanonenrohre, so sind auch diese Kugeln ein in der Ferne aufleuchtender Blitz; die Ereignisse seither haben ihnen grössere Bedeutung verliehen, als sie damals besaßen. Die Kanonenkugeln waren jedoch ein deutliches Zeichen der damaligen Zeit. Das Schreckgespenst Bonaparte hatte den ganzen Kontinent verdunkelt. Das Ruhrgebiet, einen Tagesmarsch von der Grenze entfernt, konnte einer Verwicklung nicht entgehen. Jenseits der Elbe hatte sich Preussen zu regen begonnen. 1802 besetzte Preussen – nach Mirabeaus Worten «kein Staat mit einer Armee, sondern eine Armee mit einem Staat» – Essen und Werden und beendete damit die tausendjährige Herrschaft der Äbtissinnen. Eine Eisenschmiede, die solide Kugeln produzieren konnte, war für Berlin augenscheinlich von Wert. Die Witwe Krupp zeigte Interesse; ein Taler war eben ein Taler. Doch ihre intuitive Vorsicht hielt sie von einer vollständigen Umstellung der Fabrik zurück, und die folgenden sechs Jahre gaben ihr recht. 1805 liess Preussen seine österreichischen und russischen Verbündeten fallen und kam mit Napoleon zu Abmachungen. Kleinere Gebiete wurden ausgetauscht, darunter auch ein Stück des Ruhrgebiets, das zum französischen Grossherzogtum Berg wurde. Des Herzogs Statthalter Joachim Murat, Marschall von Frankreich und Gatte von Caroline Bonaparte, richtete in Düsseldorf sein Hauptquartier ein. Essen war zufällig nicht Bestandteil des Handels gewesen, aber der Marschall beschloss dennoch, es zu besetzen. Er führte Truppen heran. Die Preussen nahmen die Herausforderung an, schwärmten eines Nachts über die zinnenbewehrte alte Mauer hinweg aus und vertrieben die Franzosen. Das war peinlich für Napoleon, öffentlich rügte er Murat, und unter vier Augen riet er ihm, eine Weile zu warten. Drei Jahre später, beim Frieden von Tilsit, regelte er dann die Angelegenheit: Essen, damals eine Stadt von fünfzehntausend Einwohnern, wurde schliesslich doch dem Herzogtum angegliedert¹¹.

Unterdessen hatte sich die Witwe Amalie wieder auf die Herstellung von Töpfen und Pfannen verlegt. Bei so vielen Verrückten, die da mit Epauletten herumschwirrten, war das der einzig kluge Kurs. Ihr Enkel hingegen hatte andere Ideen. Seit seiner Kindheit war er am Flachsmarkt Nr. 12 an den Ladentisch gefesselt gewesen und hatte um winzige Abschlüsse gefeilscht; als ihm dann Amalie in der Giessereihütte freie Hand gab, setzte er den alten Werkmeister an die Luft, stellte die umständliche Erzeugung herkömmlicher Eisenwaren ein und rüstete auf eine stark technisierte Produktion um: Kolben, Zylinder, Dampfpeifen, Maschinenteile. Das war absurd. Seinen Arbeitern fehlten die notwendigen Fachkenntnisse, und seine eigene Erfahrung beschränkte sich auf den Essener Laden. Mit einem einzigen Federstrich hatte er eine bescheidene

Pfründe zur Insolvenz gebracht, und er feierte diesen Triumph, indem er sich verheiratete – in der Gutehoffnungshütte¹².

Seine Frau war auf das bizarre Leben, das ihr bevorstand, schlecht vorbereitet. Theresese Wilhelmi, die zurzeit ihrer Verlobung noch nicht zwanzig war, hatte dieses Fest gefeiert, indem sie mit einer Puppe im Arm durch die Strassen von Essen tanzte und übermütig im niederdeutschen Dialekt ausrief: «Ick sin Brut!» Anscheinend kam ihr niemals der Verdacht, dass ihr Bräutigam ein Narr sei. In jener Gesellschaft war die Ehrfurcht vor dem Brotverdiener selbst dann überwältigend, wenn er ein steter Verlierer war. Die neue «Brut» war aufgezogen worden, um kräftige Kinder zu gebären. Sie gebar denn auch vier, und niemand hätte mehr von ihr erwarten können. Ihr Porträt zeigt sie als eine vogelgleiche Frau mit schmalen Lippen. Sie sieht entschlossen, fast störrisch aus, aber nicht intelligent, dabei wurde das Gemälde spät in ihrem Leben gefertigt, als sie endlich das Buchstabieren gelernt hatte. Obwohl sie die Tochter eines Kaufmanns war, beherrschte sie praktisch kaum die Sprache; noch neun Jahre nach der Hochzeit schrieb Friedrichs Schwager über sie und seine eigene Frau:

Nicht einmal ihre Muttersprache, die deutsche, können sie richtig sprechen, noch weniger richtig schreiben¹³.

Mit der Grossmutter von Thereses Mann verhielt es sich anders. Sie konnte besonders gut Zahlen lesen, und nach einem schnellen Blick auf Friedrichs Kontenführung entschloss sie sich zu handeln. Kurz nach seiner Heirat wurde Friedrich krank. Als er wieder gesund war, musste er feststellen, dass Helene Amalie die Gutehoffnungshütte an drei Zechenunternehmer namens Gottlob Jacoby, Gerhard Haniel und Heinrich Huysen verkauft hatte. Ein anderer Enkel hätte daraus vielleicht gewisse Lehren gezogen. Nicht so Friedrich. Er sah nur, dass seine Grossmutter wie gewöhnlich einen vorteilhaften Handel abgeschlossen und ihr Vermögen um 47'250 Taler vermehrt hatte, und sofort sann er nach Wegen, um das Geld zu verschleudern. Am 3. August 1809 finden wir ihn – mit einem von Napoleon unterzeichneten Pass versehen – auf der Reise nach Bremen. Hätte Bonaparte die Pläne des jungen Krupp erahnt, hätte er ihn kaum weiter als bis zum nächstgelegenen Gefängnis reisen lassen. Der Kaiser hatte rund um Europa eine Kette von Zollposten errichtet. Zwischen seinen Steuersätzen und der englischen Blockade eingekesselt, fanden sich die Kaufleute von der Ruhr am Ende ihrer Weisheit; Friedrich von Müller, der Mann von Friedrichs Schwester Helene, sah sich dazu gezwungen, Kaffee-Ersatz zusammenzubrauen, und andere untersuchten die Pülverchen der Alchimisten aus dem Mittelalter, weil sie hofften, damit die Lücken auf ihren Regalen stopfen zu können. Krupp jedoch schlug einen anderen Kurs ein. Er war dazu entschlossen, das Gesetz zu brechen, indem er Produkte aus den holländischen Kolonien auf den Kontinent schmuggelte. In jenem November planten er und seine Agenten, auf dem Wasserweg Güter von Amsterdam nach Essen zu bringen. Die Rothschilds konnten so etwas mit Erfolg in die Wege leiten und durchführen. Er selbst war dazu nicht in der Lage. Auf irgendeine Weise gelang es ihm, seiner sonst so vorsichtigen Grossmutter 12'500 Taler aus der Tasche zu ziehen. Bald darauf schrieben ihm seine Agenten, die ihn vermutlich von Anfang an betrogen hatten, dass alles verloren sei; die Franzosen konnten nicht überlistet werden¹⁴.

In diese Richtung liefen also die Dinge, und so war es Friedrich schon immer ergangen. Nun machte er sich daran, den Einsatz zu erhöhen. Am 9. März 1810 starb Helene Amalie im Alter von neunundsiebzig Jahren. Sie hätte andere Erben einsetzen können. Frau von Müller, ihre Enkeltochter und Schwester Friedrichs, lebte in Essen, ebenso Georg Christian Solling, Georg Dietrichs Urenkel. Ganz bestimmt machte sich die Witwe keine Illusionen über den amateurhaften Möchte-gern-Schmuggler unter ihrem Dach. Aber immerhin war er der älteste Sohn ihres eigenen ältesten Sohnes. Die Rechte der direkten männlichen Linie wurden von der Konvention stark gestützt. Helene Amalie brachte es einfach nicht übers Herz, Friedrich zu enterben, und so fiel fast alles in seine Hände – das Geschäft am Flachsmarkt, die zweihundertfünfundzwanzigjährige Ansammlung von Besitzurkunden und Pfandbriefen und ausserdem ein Vermögen in barem Geld: zweihunderttausend Taler. Friedrichs Träume strebten in höhere Regionen. Sein erster Schritt bestand darin, das Geschäft am Flachsmarkt umzugestalten. Es sollte nicht mehr ein Ladengeschäft sein, sondern in Zukunft dem Warengrosshandel dienen. Vielleicht klang «Grosshandel» nur feiner, aber es ist wahrscheinlicher, dass Friedrich noch immer mit einem Auge nach Amsterdam schielte; die von ihm hauptsächlich geführten Waren, nämlich Kaffee und Zucker, unterstanden dem französischen Einfuhrzoll. Das war jedoch nur der Anfang. Wohlhabend und unabhängig, wie er war, strebte er nach etwas Spektakulärerem. Er wollte ein Bravourstück unternehmen, und es war noch zurzeit der Eröffnung des Testaments seiner Grossmutter, als er den Entschluss fasste, das fast legendäre Geheimnis des Stahlgiessens zu ergründen.

In der Napoleonischen Ära war das Stahlgiessen noch etwas ganz Besonderes. Es war die Kernspaltung der damaligen Zeit: geheimnisvoll, verzaubernd, anscheinend grenzenlos in seinen Möglichkeiten. Stahl – kohlenstoffarmes Eisen, zäh und verformbar – ist keine natürliche Erscheinung, und zu einer Zeit, als man von Chemie noch wenig verstand, erblickte man in ihm ein Wunder. Schon früher hatten Schmelzer kleine Mengen Stahl erzeugt, indem sie Eisenerz und Kohlenstoff mit Stangen manipulierten und währenddessen die Luftzufuhr mittels Blasebälgen regulierten. Bei der Gewinnung des Metalls richteten sie sich danach, wie es sich «anföhlte», wie es aussah, sie arbeiteten auf Verdacht hin, mit Kunstgriffen und Geheimmitteln, welche die Väter ihren Söhnen vererbt hatten. Bis zum neunzehnten Jahrhundert genüigten diese primitiven Methoden, aber jetzt, im Frühling des Maschinenzeitalters, verlangte Europa nach grossen Stahlmengen von hoher Qualität. Die alten Schmiede konnten da keine Abhilfe schaffen, ebensowenig die Besitzer von Schmelzöfen, denn diese Öfen erzeugten nur Gusseisen, das mit seinem hohen Kohlenstoffgehalt zu spröde war, um den Ansprüchen zu genügen. Man versuchte, mehrere kleine Stahlbaren zu verschmelzen und sie zu einem einzigen Block umzugiessen: Für die Schmiede war das vergebliche Mühe, denn der Luftsauerstoff ruinierte gemeinsam mit dem Kohlenstoff im Stahl eine ganze Beschickung.

Schliesslich hatten einige Männer doch Erfolg. Der Schlüssel zum Geheimnis war vorhanden und wurde entdeckt. Zu Napoleons grossem Ärger waren die Entdecker Engländer. Nicht nur, dass die Briten ein Monopol auf Gussstahl hatten; sie behielten dieses Monopol auch siebzig Jahre lang. Im Jahre 1740 hatte ein Uhrmacher aus Sheffield namens Benjamin Huntsman Luft aus Eisen ausgeschieden, indem er das Me-

tall in kleinen, geschlossenen, irdenen Kuppel-Öfen erhitzte*. Er nannte die Kuppelöfen Schmelztiegel, und mit der Zeit bekam das Resultat den Namen Schmelzstahl oder – in Preussen – Gussstahl. In Friedrich Krupps Jugend wurde es noch Englischer Stahl genannt. Huntsman und seine Nachfolger hatten ihr Verfahren sorgfältig geheimgehalten. Europäer, die feine Schneidewaren oder robuste Uhrenfedern und vor allem Maschinenteile haben wollten, mussten das alles aus Sheffield importieren.

Nelsons Sieg bei Trafalgar und die nachfolgende Blockade durch die Royal Navy hatten dem einen Riegel vorgeschoben. Die Industrie auf dem Kontinent geriet in Schwierigkeiten, und Napoleon hatte eine Prämie von viertausend Francs für den ersten Stahlerzeuger ausgesetzt, der dem britischen Verfahren etwas Gleichwertiges gegenüberstellen könnte. Das war der Preis, der die Aufmerksamkeit des jungen Krupp erregte. Andere wurden dadurch ebenfalls angelockt. In dem Jahr, in dem Helene Amalie starb, soll ein Grubendirektor «in den Diensten des napoleonischen Königs von Westfalen ... das Geheimnis des Engländers» entdeckt haben. In dem darauffolgenden Jahr verkündeten die Männer, welche die Gutehoffnungshütte von Friedrich erworben hatten, dass sie «im Besitz des Geheimverfahrens» seien¹⁵; weitere Ansprüche wurden in Lüttich, Schaffhausen, Kirchspielwald und Radevormwald eingereicht. Später behaupteten Friedrichs Nachkommen, dass ihm allein die Ehre gebühre: Alle anderen, die Ansprüche anmeldeten, seien Schwindler. Es ist tatsächlich unmöglich, einem von ihnen recht zu geben.

Das Gussstahlverfahren selbst zu enträtseln, war bedeutungslos. Der Trick lag zunächst einmal darin, eine Batterie von dickwandigen, luftdichten Kuppelöfen anzulegen und dann das Ganze derart zu organisieren, dass ihre Füllungen gleichzeitig in eine zentrale Gussform flossen. Es war, kurz gesagt, eine Sache der Organisation und des Details – gerade jene Art der Herausforderung also, der Friedrich Krupp am allerwenigsten zu begegnen fähig war.

Dieser Aspekt des Problems wurde kaum begriffen, als Friedrich am 20. September 1811 seine Gussstahlfabrik «zur Erzeugung von englischem Gussstahl und aller daraus hergestellten Waren» gründete. Der erste Standort der Fabrik war ein Nebengebäude des Hauses am Flachsmarkt, ein Schuppen – nicht grösser als die Dunkelkammer eines Fotografen –, der neben und hinter dem Hauptgebäude lag. Nachdem man einen Schornstein hochgezogen hatte, konnte man sich in dem Raum kaum noch bewegen. Der Verschlag war so unzulänglich, dass man sich über die frühen Pläne des Gründers nur wundern kann. Es ist kaum zu glauben, dass er – selbst er – wirklich daran dachte, das grösste industrielle Geduldsspiel seiner Zeit in einem Hinterhofgebäude von der Grösse eines Schlafzimmers lösen zu können. Möglicherweise sah er die Gussstahlfabrik als ein Hobby an. Sein täglicher Zeitplan scheint diese Vermutung zu bestätigen: Am Tage Grosshändler, pflegte er erst abends in den Schuppen zu schlüpfen, um dort im wahrsten Sinn des Wortes mit dem Feuer zu spielen. Bei einem geduldigeren Mann hätte dieses Vorgehen einen Zweck gehabt. In Friedrichs Fall gab es aber gewisse augenscheinliche Schwierigkeiten. Wenn seine Jagd auf die Geldprämie ernst gemeint war, so war jede Stunde, die er nicht mit seinen Versuchen verbrachte, vergeudet.

* Eigentlich hatte Huntsman ein altes Verfahren wiederentdeckt. Es war in Indien angewendet worden, die berühmten Damaszenerklingen hatte man nach diesem Verfahren hergestellt, und Aristoteles hatte es 384 v. Chr. beschrieben. Danach ging die «Formel» verloren.

Ausserdem passte ein zaghaftes Vorantasten nicht zu seinem Wesen. Als geborenen Lebemann verlangte es ihn danach, sich gleich ins tiefe Wasser zu stürzen, und so fand er immer mehr Ausreden, um seinen Schreibtisch zu verlassen, seinen Cutaway abzulegen und zum Schuppen zu eilen. Schliesslich rief sein Spekulantenfieber naheliegende Symptome hervor: Vorahnungen. Er fühlte mit Sicherheit, dass er irgendetwas auf der Spur war¹⁶.

Vielleicht gab es dafür eine Rechtfertigung. Zwei Monate nach seiner Ankündigung, dass er sich mit dem Stahlgeschäft befasse, unterschrieb er einen Vertrag mit zwei Brüdern aus Wiesbaden, Wilhelm Georg Ludwig von Kechel und Georg Karl Gottfried von Kechel. Die von Kechels waren preussische Armeeeoffiziere. Sie lebten im Ruhestand und hofften auf irgendeine Weise ihre Pensionen auffrischen zu können; bei ihrer Suche war auch ihnen zu Ohren gekommen, dass man in Sheffield Kuppelöfen verwendete. In Essen machten sie Krupp einen Vorschlag. Falls er sie als Geschäftspartner aufnehme und Kapital aufstocke, würden sie das Gussstahlrezept einbringen. Die Dokumente wurden abgefasst, unterzeichnet und beglaubigt – und von nun an verläuft sich die merkwürdige Episode mit den ältlichen Brüdern im Nebel widersprüchlicher Berichte. Einer Darstellung zufolge waren die Kechels verlotterte Abenteurer, die einen unschuldigen Jüngling betrogen. Nach einer anderen Version errichteten sie brauchbare Schmelztiegel, konstruierten zweckmässige Beschickungen und wurden durch Friedrichs Unwissenheit und Ungestüm ruiniert. Jede der beiden Versionen ist möglich, doch keine ist völlig befriedigend, denn beide übergehen den stürmischen Hintergrund jenes Jahres. Das napoleonische Europa näherte sich seinem Todeskampf. Essen rüstete sich erneut zur Schlacht, und es ist höchst zweifelhaft, ob sich ein neues Unternehmen während der Überfälle und Streifzüge im Jahr 1812 überhaupt hätte entwickeln können¹⁷.

Für Krupp bedeutete das alles einen zwölf Monate andauernden Alptraum. Die ersten Gerüchte über Umwälzungen kamen ihm zu Ohren, als er sich gerade energisch um seine Fabrik kümmerte. Seine neuen Partner hatten vernünftigerweise darauf hingewiesen, dass der Schuppen nicht ausreichen würde. Selbst wenn er guten Stahl erzeugt hätte, hätte er damit nichts anfangen können – das Formen von dicken Stahlblöcken erforderte mehr als nur menschliche Muskelkraft. Friedrich erbaute deshalb ein Hüttenwerk auf einem Grundstück der Familie neben einem kleinen Bach und verband das Wasserrad mit einem Hammer von 200 kg Schlagkraft. Währenddessen erlahmte das Grosshandelsgeschäft. Sein einfältiges Eheweib konnte ihm dabei nicht helfen, und ausserdem war sie zum zweitenmal schwanger; am 26. April gebar sie ihren ersten Sohn, der – unter Assistenz der beiden Brüder von Kechel als Taufpaten – in Erinnerung an Essens legendären Helden Alfried getauft wurde». Indem er mit dem neuen Hammer herumstümperte, die alternden und über ihren Kuppelöfen schwitzenden von Kechels beobachtete und jeden Abend zu einem verdiesslichen Versuch der Buchführung hinter die Stadtmauer zurückkehrte, verbrachte der neuerlich Vater gewordene Friedrich den Herbst. Um nachsichtig zu sein: Friedrichs damalige Schwierigkeiten waren nicht allein sein Werk.

* Er behielt den Namen Alfried bis 1839, als er ihn – auf seiner ersten Reise nach England – in einem Anflug von Anglophilie in Alfred umänderte. Um Verwirrung zu vermeiden, wird er hier bei allen zukünftigen Verweisen Alfred genannt.

Irgendjemand musste den ersten Schritt zum Feinstahl hin machen, und er zahlte eben die Busse des Pioniers. Doch die Gerechtigkeit fordert es auch, hervorzuheben, dass seine Motive nicht uneigennützig waren. Ihn gelüstete es nach Napoleons Goldstücken. Und er hatte das bemerkenswerte Talent, eine schlechte Situation noch misslicher zu gestalten. Obwohl er den nachfolgenden Generationen der Deutschen als ein Mann mit visionärer Kraft hingestellt wurde, war er nicht in der Lage, die Zeichen der Zeit zu deuten, und als sich das Jahr seinem Ende näherte, unterlief ihm eine erstaunliche Fehlkalkulation. Seit dem Tod seiner Grossmutter war er unschlüssig gewesen, ob er mit den Franzosen zusammenarbeiten solle oder nicht. Jetzt unternahm er das Wagnis und leistete Bonaparte am 17. Dezember den Treueschwur – gerade zu dem Zeitpunkt also, als des Kaisers Grande Armee in den Schneewüsten Russlands verschwand¹⁸.

Bei der Kollaboration ist – ebenso wie bei jedem raschen Abstieg – kein Halten mehr: Der Impuls reisst einen mit sich fort. Friedrichs Eid bedeutete nur einen Beginn. Er trat dem Stadtrat bei, hisste die französische Trikolore, überwachte die Einquartierung französischer Truppen in den Wohnhäusern der Stadt und liess zwei französischen Büchsenmachern Geld. Bis zum April war er in die Sackgasse des heimlichen Einverständnisses geraten: Als Adjutant des Ersten Essener Verteidigungsbataillons stand er jetzt selbst unter Waffen. Wenn das einen romantischen Anklang hat, so täuscht es; des Adjutanten letzte Aufgabe war nämlich recht schmutzig. Als Gebhard von Blüchers Preussen in jenem Herbst hinter den Überlebenden der Grossen Armee herschwärmten, versuchten Napoleons kümmerliche Truppenreste am Rhein zum letzten Male Widerstand zu leisten, und Krupp wurde dazu angehalten, mit einem Spaten für die Soldaten Schützengräben auszuheben. In unserem eigenen, weniger zum Verzeihen geneigten Jahrhundert hätte solch ein Verhalten das Ende von Friedrichs Karriere bedeutet, möglicherweise sogar seinen Tod auf dem Schafott. Aber damals war der Nationalismus beiläufiger. Wenn es an der Ruhr auch einige Aufstände gegen die französische Herrschaft gegeben hatte, so fällt es doch schwer zu sagen, wem gegenüber Friedrich hätte Loyalität beweisen sollen. Der einzige Souverän am Platz, den er gekannt hatte, war die letzte Äbtissin gewesen, und er war schliesslich Protestant. Deutschland gab es nicht; preussische Soldaten waren beinahe ebenso fremd wie die Bewohner von Paris. Krupps Nachbarn waren augenscheinlich geneigt, Vergangenes vergangen sein zu lassen, und Blüchers Offiziere waren tolerant. Krupp durfte sogar im Stadtrat bleiben¹⁹.

Jedenfalls war man über das Schlimmste hinweg. Aber das Durcheinander war teuer zu stehen gekommen. Das Ausheben von Schützengräben hatte Krupp vom Geschäft ferngehalten. Und Napoleon war nicht mehr länger dazu in der Lage, einen erfolgreichen jungen Stahlfabrikanten zu belohnen. Sheffield exportierte erneut auf den Kontinent. Im Handel gibt es manchmal Zeiten, in denen ein Mann Winterschlaf halten sollte, und jetzt war es soweit. Der einzige vernünftige Kurs für Friedrich wäre der gewesen, die Arbeit in der Giesserei einzustellen, die Ex-Offiziere auf halbes Honorar zu setzen und die Lampe auf seinem Schreibtisch am Flachmarkt bis spät in die Nacht brennen zu lassen, so lange zumindest, bis das Haus Krupp wieder über den Berg war. Friedrich tat genau das Gegenteil. Die Idee, Stahl zu giessen, war zuerst ein Zeitver-

treib gewesen; jetzt wurde daraus eine fixe Idee, eine Art Fata Morgana, und Friedrich war fest dazu entschlossen, ihr nachzujagen, selbst auf die Gefahr hin, dass ihn die Jagd sein Leben und sein Vermögen kostete, was dann schliesslich auch geschah.

Seine Verwandten wurden unruhig. Schon allein die Giesserei hatte vierzigtausend Taler gekostet. Sowohl der Vater seiner Frau als auch der Mann seiner Schwester waren mit einer gesunden Geschäftspraxis vertraut, und beide entsetzten sich über diese Verschwendung. Nicht nur, dass sich das Wasserrad der Giesserei weiterdrehte; Krupp stellte auch noch neue Arbeitskräfte ein. Schlimmer noch: Er verhätschelte die Männer. Bereits 1813 wurde zwei Arbeitern namens Stuber und Schurfeld Krankengeld gewährt, und am 9. Januar 1814 zahlte Krupp einem Arzt aus Essen zwei Taler, weil dieser einen verletzten Arbeiter zur Ader gelassen, ihm eine Alkoholeinreibung sowie ein Klistier gegeben und «durch den Mund Luft in die Lungen» geblasen hatte. In jener Zeit war eine derartige Sorge um das Wohlergehen der Arbeitnehmer eine grosse Geste von *noblesse oblige*; der junge Industrielle, der dem Beispiel der Feudalaristokratie folgte, nützte sich damit selbst. Dieser Präzedenzfall war praktisch Friedrichs einziger echter Beitrag zu dem von ihm gegründeten Konzern und ausserdem für die Nation, die Bismarck eines Tages mit Hilfe von Kruppstahl zusammenschmieden sollte. Für die Müllers und Wilhelmis schien es die Tat eines unverantwortlichen Verschwenders zu sein. Sechs Monate nach Napoleons Abdankung in Fontainebleau wurde ein Familienrat einberufen. Friedrich kapitulierte. Mehr hitzig als entschieden, beugte er sich dem Rat seiner älteren Angehörigen: Er gelobte, keinen weiteren Brocken Stahl zu berühren. Das Wasserrad quietschte zum letzten Male, die soldatischen Brüder schlugen ihre Hacken zusammen und marschierten in die Vergessenheit. Die Gusstahlfabrik war geschlossen²⁰.

Aber nur für wenige Monate. Im folgenden März, als der Kaiser von Elba aus seine triumphale Landung in Frankreich unternahm, erweckte der ehemalige gallische Adjutant seine eigenen Ruhmesträume wieder zum Leben. Während er Pläne für eine neue Fabrik mit sechzig Kuppelöfen skizzierte, machte er zehntausend Taler flüssig und nahm eine Anleihe – die erste von vielen – vom «Juden Moses» auf. Sein Kapitaleinsatz hatte sich verringert. Der Treibsand der Katastrophe hatte an seinen Füßen zu zerren begonnen. Das Modell der ersten Spekulation wiederholte sich. Es gab sogar auch einen preussischen Offizier, einen gewissen Rittmeister Friedrich Nicolai; er erschien mit Beglaubigungsschreiben, die bezeugten, dass er Fachmann für «Maschinen jeder Art» sei. Gleich seinen Vorgängern bildete er eine Partnerschaft mit Krupp, und ebenso wie diese sollte er als gemeiner Intrigant hingestellt werden; zwanzig Jahre später forderte Friedrichs Sohn von der Regierung Schadenersatz, weil Nicolai, obwohl er nichts von der Sache verstand, ein Staatspatent «der Gusstahlfabrikation» erhalten habe. Natürlich gab es kein derartiges Patent; es konnte auch keines geben. Der Rittmeister hatte vielleicht eine Ahnung vom Giessen, vielleicht war er aber auch nur ein zungenfertiger Soldat von einigem Geschick, der sich nach leichter Beute umsah, die Krupp ohne Zweifel war. In beiden Fällen wäre das Resultat dasselbe gewesen. Es war für die kontinentale Stahlerzeugung eine Zeit des Herumprobierens; niemand konnte in dieser Generation gegenüber den Engländern viel an Boden gewinnen.

Friedrichs Hoffnungen zerschlugen sich erneut. Wiederum versammelte sich der Familienrat, wieder wurden die Fabriken geschlossen, und wieder kehrte der Gründer, seines letzten Partners beraubt, zu den Feueressen zurück, um sie aufflammen zu lassen²¹.

Ende 1816 produzierte Friedrich seinen ersten Stahl. Doch es war kein Gussstahl. Alles, was ihm nach fünf Jahren der Entmutigung gelang, war, dem Ertrag der Schmelzer im Hügelland etwas Gleiches gegenüberzustellen; die fertigen winzigen Stäbe wurden den Gerbern in den benachbarten Ruhrstädten als Feilen verkauft. Schritt für Schritt arbeitete er sich voran; er verkaufte Bajonette nach Berlin – das dritte bedrohliche Zeichen am Rand der Geschichte – und konnte einige Aufträge für Werkzeuge und Prägestöcke buchen. Die Prägestöcke waren gut; am 19. November 1817 räumte die Düsseldorfer Münze in ihrer Entgegnung auf Friedrichs Ansuchen um ein Zeugnis ein, dass unter allen für sie gelieferten Arbeiten jene «von Herrn Friedrich Krupp aus Essen die beste» sei. Die Schwierigkeit für ihn lag darin, dass er nicht genug produzieren konnte, um seine Konten auszugleichen. Trotz der Inanspruchnahme seines Vermögens hatte die Gussstahlfabrik noch immer die Kapazität einer Dorfschmiede. Friedrichs Lösung war charakteristisch. Obwohl er noch immer nicht das grundlegende Problem des Schmelzverfahrens gelöst hatte, war sein Geist schon mit einem weiteren beschäftigt, dem Komplex der Kupferlegierungen. In dem vorhandenen Betrieb konnte man diese Schmelzart nicht bewerkstelligen; Friedrich plante deshalb den Bau eines neuen Schmelzhauses mit einem 360-kg-Hammer. Der Standort, den er dafür auswählte, lag am Ufer der Berne, zu Fuss zehn Minuten von der Stadtmauer entfernt, wo jetzt die Altendorfer Strasse verläuft. Heute verschwindet die Berne einen Häuserblock nördlich der Altendorfer Strasse unter der Erde, aber damals floss sie geradeaus bis zur Ruhr, und im Jahr 1818 wurde sie, was sie bis zum heutigen Tag geblieben ist, das Herz der Firma Fried. Krupp, Essen. Als die Arbeiten im August 1819 beendet waren, zeigte sich der Inhaber hoch erfreut. Er war davon überzeugt, dass ihn das neue Werk retten würde. Ohne weiteres hätte er darauf seinen letzten Taler gesetzt. Die Fabrik war ein langes, niedriges, einstöckiges Gebäude mit zehn Toren, vierundachtzig Fenstern, elf Schornsteinen und Ventilatoren und – auf dem Papier – einer Tageskapazität von 45 Kilogramm Schmiedestahl. Mit der Vorderfront lag die Fabrik zur Stadt hin, und sie war, wie der Inhaber triumphierend feststellte, «schön und kostspielig»²².

Das war Friedrichs endgültiges Verderben. Bei seinen kunstvollen Planungen hatte er eine bedenkliche Tatsache übersehen: Die Berne war ein unzuverlässiger, höchst temperamentvoller Bach, und wenn ihr Wasserspiegel sank, stand das Antriebsrad selbstverständlich still. Im ersten Jahr herrschte lange Zeit Wassermangel. Friedrich fehlte das «Glückauf». Er erlitt zum drittenmal Schiffbruch, und diesmal gab es keine Rettung mehr. Verzweifelt hielt er Ausschau. Der letzte Rest des Vermögens seiner Grossmutter schwand dahin; es war ein schrecklicher finanzieller Blutsturz. Im verzweifelten Bemühen, den Blutstrom zu stillen, wandte er sich an die Regierung. Es war ziemlich gleichgültig, um welche Regierung es sich dabei handelte; er brauchte nur einen Schirmherrn. Zweimal machte er St. Petersburg den Vorschlag, in Russland eine vom Staat unterstützte Giesserei zu errichten, und drei Gesuche um Subventionen

wurden nach Berlin gesandt. Das letzte wurde 1823 expeditiert²³. Es wurde gleich den anderen negativ beschieden, und Friedrich blieb bei seinem endgültigen Todeskampf sich selbst überlassen. Die Gussstahlfabrik fiel auseinander, sie löste sich buchstäblich in ihre Bestandteile auf: Kuppelöfen zersprangen, und heisses Metall ergoss sich über den Boden. Erneut gab es eine Dürre. Friedrich sass an einem trockenen Wasserlauf, was bedeutete, dass sein Wasserrad nutzlos war. Genausogut hätte er sich wieder in seinen alten Schuppen begeben können, abgesehen davon, dass ihm dieser nicht mehr gehörte. Im April 1824 entglitt das grosse Haus am Flachsmarkt seinen Händen; für ganz Essen hatte es als Sinnbild dafür gegolten, dass eine Kaufmannsfamilie der Lauenhaftigkeit des Schicksals zweihundertsechsdreissig Jahre lang widerstanden hatte. Der neue Eigentümer war Friedrichs Schwiegervater. Verwandtschaft war gut und schön, aber Geschäft war Geschäft, und Friedrich hatte sich 18'125 Taler von Herrn Wilhelmi geborgt. Der alte Mann ging vor Gericht, erwirkte einen Rechtstitel und erhielt in Erfüllung seiner Forderung das Gelände zuerkannt.

Krupp hatte ein liebevoll gehegtes Statussymbol verloren. Ausserdem fehlte ihm jetzt ein Dach über dem Kopf; deshalb zog er mit Therese und den vier Kindern in ein Häuschen neben der Gussstahlfabrik. Freunden gegenüber erklärte er:

Teils um meine Gesundheit in freier Luft wiederherzustellen, und teils um an Ort und Stelle das Fabrikationswesen besser und nützlicher betreiben zu können²⁴.

Die Freunde waren desillusioniert. Sein neues Heim war eine Hütte. Ursprünglich war sie für den Werkmeister seiner Fabrik gedacht gewesen, und sie bot kaum Raum genug für einen geschäftigen Junggesellen. Durch ihren quadratischen Grundriss, die teilweise Holzbauweise und ihre mit herzförmigen Ausschnitten versehenen grünen Fensterläden besass die Hütte eine gewisse anheimelnde Atmosphäre, und später, als der Grösste unter den Krupps für seine patrizische Vergangenheit Verachtung zeigte und die Hütte sein «Stammhaus» nannte, wurde sie in ganz Deutschland berühmt*.

Als die Familie einzog, war ihr Reiz weniger offensichtlich. Der Vorraum hatte die Grösse einer Toilette, und die drei Zimmer zu ebener Erde, in die sich Friedrich und seine Frau teilten, waren nicht viel grösser. Man ass in der Küche, rund um den gusseisernen Ofen, der die einzige Wärmequelle der Hütte darstellte. An einer Seite des Ofens stand ein Paar gewaltiger, schwarzer, handgeschnittener Holzpantinen, die Friedrich jedesmal über seine Schuhe anzog, wenn er in die Fabrik ging. Auf der anderen Seite drehte sich eine schmale Treppe zum Dachgeschoss empor, wo unter der niedrigen Dachtraufe vier Pritschen für die nächste Krupp-Generation standen: für die fünfzehnjährige Ida, den zwölfjährigen Alfred, den zehnjährigen Hermann und den vierjährigen Fritz.

Nach dem Verlust seines Hauses am Flachsmarkt scheint Friedrich seine Karten hingeworfen zu haben. Er musste sein Stadtbüro aufgeben, und sein Name wurde aus der

*1944 wurde das Häuschen bei einem Bombenangriff zerstört und später mit einem Grossteil der Originaleinrichtung wiederaufgebaut. Es steht direkt ausserhalb des von Alfred Krupp seinerzeit benutzten Büros.

Essener Steuerliste gestrichen, was – für einen Kaufmann – die grösste Schande bedeutete. Fünfundzwanzigtausend Taler brauchte er für geeignetes Gerät, zehntausend Taler schuldete er seinen Gläubigern; er überliess seine Geschäftsangelegenheiten einem gewissen Herrn Grevel, einem Buchhalter, der den Schein weiterhin aufrechterhielt, indem er den Kruppschen Grundbesitz liquidierte, um die Lohntüten für das Werk füllen zu können. Nach einer Darstellung wurde Friedrich einmal von Grevel zur Unterzeichnung einer Grundstücksübertragung aus einer Schenke herausgeholt, aber das mag auch böses Gerede gewesen sein. Ab Herbst 1824 war er an sein Bett gefesselt. Es ist bekannt, dass er zwei Jahre lang in dem Zimmer neben der Küche lag und an die Decke starrte: ein ruiniertes Mann, der über seine Erniedrigung nachbrütete. Auf seinen Holzpantinen sammelte sich der Staub. Vögel nisteten in dem stillstehenden Wasserrad, während die Schmelztiegel verfielen und die arbeitslosen Männer herumlungerten. Eine Atmosphäre der Unwirklichkeit lastete über der Fabrik. Seit Waterloo war Essen mit Leidenschaft preussisch geworden, und überall im Tal schufeten die Menschen, getrieben von norddeutscher Gewissenhaftigkeit, ohne Unterlass. Auf dem Werksgelände aber herrschte nur stille Hoffnungslosigkeit. Zwei Jahre lang zog sich Friedrichs Qual hin, bis er endlich, am Sonntag, dem 8. Oktober 1826, sein Gesicht ganz ruhig in sein mit Stroh gefülltes Kopfkissen drehte und verschied. Er war erst neununddreissig Jahre alt. Der Arzt erzählte Therese, dass ihr Mann ein Opfer der «Brustwassersucht» geworden sei²⁵.

Drei Tage später kamen die verlegenen Verwandten der Reihe nach in den Vorraum und trugen den einfachen Sarg zum Friedhof der Familie in der Nähe des Flachsmarkts²⁶. Während sich die Sargträger mühsam dorthin bewegten, werden sie kaum daran gezweifelt haben, dass sie Zeugen des Endes einer Dynastie waren – dass sie Friedrichs Traum mit ihm selbst begruben. Und doch gab es einige Tatsachen, die Grund zur Hoffnung boten. Seit der Abschaffung aller Ruhrzölle durch die Franzosen war der Lastverkehr auf dem Fluss von Jahr zu Jahr lohnender geworden. Wenige Wochen vor dem Begräbnis hatte die erste Lokomotive an der Ruhr ihre Jungfernfahrt gemacht, indem sie mit Kohle vollbeladene Loren hinter sich herzog. Noch mehr Gutes verhiess das Verhalten, das der älteste Sohn des Toten an den Tag legte. Das Benehmen des neuen *Paterfamilias* war alles andere als auf ein Begräbnis abgestimmt. Verlegen und nervös, ungestüm und mit Anzeichen einer beinahe unerträglichen Spannung auf dem Gesicht, konnte er kaum abwarten, bis die Feierlichkeiten am Grab vorbei waren. Alles, was er wünschte, war, so schnell wie möglich in die Fabrik zurückzukehren.

Kapitel 2

Der Amboss war sein Schreibtisch

Die blühende Überlieferung aus der Zeit des Kapitalismus im neunzehnten Jahrhundert enthält nur wenige Episoden, die dramatischer sind als die Szene, da Alfred Krupp an jenem Nachmittag das Fabrikgelände betrat. Sämtliche Zutaten für grosses Theater sind vorhanden: die trauernde Witwe, die hilflosen jüngeren Kinder, der unternehmerische Jüngling, der zur Verteidigung der Familienehre eilt. Es sollte weitere eineinhalb Jahrhunderte dauern, bis ein anderer hagerer und hungriger Krupp der Welt in höchster Not gegenüberstand; selbst Ausländer werden von der Faszination jener Szene im Jahr 1826 berührt. Für Deutsche ist sie unwiderstehlich – genauso wie die Versuchung, in «schmalzigen» Begebenheiten zu schwelgen. Nachdem der Held zur nationalen Gestalt geworden war, wurde seine Geschichte ausgeschmückt und in Silber getrieben, bis sie als eine Mischung von Horatio auf der Brücke und Siegfried bei der Drachentötung erschien. Es ist unmöglich, die Wirkung dieser Legende auf das deutsche Volk übertrieben genug darzustellen; den grösseren Teil eines Jahrhunderts lang lehrte man die Schulkinder des Reichs, in Bewunderung auf das Bravourstück des jungen Alfred zurückzublicken und über den tapferen Jüngling zu staunen, der dem erkalteten Schlund der schmutzigen Gussstahlfabrik wunderbare Flammen entlockt hatte*.

Man schreckt unwillkürlich vor der Verunstaltung von Denkmälern zurück. Dennoch: Es geschah nicht ganz so wie geschildert. Nach aussen hin passierte nicht viel an jenem ersten Tag. In der Fabrik sah sich Alfred sieben mürrischen Arbeitern – fünf Schmelzern und zwei Grobschmiedern – gegenüber, und er konnte nur wenig dazu beitragen, deren Familien zu ernähren. Als Erbin ihres Mannes verfügte Therese über ein erbärmlich kleines Vermächtnis: über jenes Werk, das Stammhaus – das 750 Taler wert war –, einige verpfändete Besitztümer in der Stadt und schliesslich eine Kuh und einige Schweine. Für irgendeine rasche Veränderung im Familienvermögen wäre ein Wunder vonnöten gewesen, und Alfred sollte eine ganze Zeitlang nicht zur Vollbringung von Wundern in der Lage sein. Er war ja gerade erst vierzehn Jahre alt¹.

Immerhin: Er war ein ungewöhnlicher Junge. Er war hoch aufgeschossen und mager, hatte einen länglichen, knochigen Schädel und Spinnenbeine, und er besass jene besondere Willenskraft, die man häufig bei leptosomen Typen findet. Empfindsam, stolz und von verborgenen, heftigen Energien beherrscht, hatte er den tragischen Abstieg seines Vaters mit einem zunehmenden Gefühl der Enttäuschung beobachtet. Die Erinnerung an jene gebrochene Gestalt, die da im «Stammhaus» auf dem Rücken lag, während rundum alles in Trümmer ging, sollte ihn nie ganz verlassen und in Zeiten der Gefahr deutlich wiederkehren. Äusserlich ähnelte Alfred seiner Mutter, aber dem Verhalten nach stand er dem Vater näher. Gleich Friedrich neigte er zu einer nonchalant-auffälligen Lebensführung, und es war dabei sein gutes Glück, dass er – anders als sein

* Dieser Unterricht geht heute weiter, wie Bernhard Woischniks Buch «Alfred Krupp, Meister des Stahls» (1957) zeigt.

Vater – in einer Zeit lebte, in der bombastische Projekte möglich waren. Friedrich glaubte, dass die preussische Regierung verpflichtet sei, die Fabrik zu unterstützen; das glaubte auch Alfred. Der Vater hatte seine Lehrjahre als Sachwalter seiner Grossmutter verbracht; der Sohn diente sie als Sachwalter seiner Mutter ab. Und beide Männer reagierten auf Krisen, indem sie in der Versenkung verschwanden. Sobald irgendetwas im Geschäft schiefging – und auf der Berg- und Talbahn von Adam Smiths *laissez-faire* erlebte selbst der geriebenste Unternehmer Augenblicke der Seekrankheit –, floh Alfred für gewöhnlich nach Hause, sperrte seine Tür ab und legte sich hin, manchmal wochenlang. Am Beispiel seines Vaters hatte er gelernt, dass die Tür des Schlafzimmers eine ausgezeichnete Fluchtöffnung darstellte.

Doch wenn Alfred auch seiner Eltern Sohn war, so war er doch nicht ihre Kopie. In Wirklichkeit war er *sui generis*, ein richtiger Einzelgänger – rastlos, hochbegabt, einfallreich, mit sich selbst unzufrieden, vorausblickend und – trotz einiger ziemlich ungewöhnlicher Launen – äusserst praktisch veranlagt. Er kommt dem verrückten Genie, jenem Standardtyp in dickleibigen viktorianischen Romanen, sehr nahe. Obwohl er nicht wahnsinnig war, so war er doch bestimmt ein wunderlicher Kauz. Schon als Jüngling begann er jene sonderbaren Charaktereigenschaften und Phobien zu zeigen, die später die Menschen in den Hauptstädten Europas faszinieren sollten. Obwohl er mitten unter Feuerklumpen arbeitete, fürchtete er sich vor dem Feuer. Gerüche verwirrten ihn; er hielt einige für günstig und einige für böse. Pferdemit strömte nach Alfreds Meinung einen besonders wohlthuenden Duft aus; er hielt ihn für anregend, und in unmittelbarer Nähe von frischem Dung wurde er schöpferisch. Unglücklicherweise war er davon überzeugt, dass seine eigenen Blähungen giftig seien, und deshalb versuchte er, ständig in Bewegung zu bleiben. Tagsüber gelang das gut. Sobald er sich aber zur Ruhe gelegt hatte, war das nicht mehr so leicht, und er schlief deshalb schlecht. Doch seine chronische Schlaflosigkeit, die jeden anderen tätigen Mann geschwächt hätte, dürfte Alfred noch leistungsfähiger gemacht haben. Er war ein derartiges Bündel neurotischer Züge, dass sie sich anscheinend gegenseitig Beistand leisteten. Nachts zum Beispiel machte er sich geschäftliche Notizen. Da er wie unter Zwang schrieb – über dreissigtausend seiner Briefe und Notizen sind vorhanden –, übte er sich darin, im Dunkeln zu kritzeln, und kroch dazu schwitzend unter sein Federbett. Wenn die Morgendämmerung seine Arbeiter aus den Betten trieb, fanden sie Krupps Lob oder Tadel, auf Zettel gekritzelt, an ihre Werkbänke geheftet. Für sie bedeutete seine Energie ein Wunder. Für uns ist es ein grösseres Wunder, dass er in diesem Stil über sechzig Jahre lang lebte, ohne jemals in eine Anstalt gebracht zu werden².

Alfreds grosse Talente traten langsamer zutage; sein Aufstieg wurde durch die träge Entwicklung der industriellen Revolution in Deutschland gehemmt. Dennoch war er ganz offensichtlich ein aufgeweckter junger Mann. Am 26. November 1825, als er dreizehn Jahre alt war, hatte sein Essener Lehrer seinem Vater Friedrich ein Zeugnis mit dem in roter Tinte geschriebenen Kommentar zugesandt: «Ich muss ihn in jeder Weise loben, besonders seine Anstrengungen im Rechnen. Wenn er fortfährt, so können wir mit ihm zufrieden sein.» Er war nicht dazu in der Lage, weiter fortzufahren. Noch vor der nächsten Zeugnisausgabe musste er den Schulbesuch abbrechen.

Die Schwierigkeiten daheim hatten seiner schulmässigen Ausbildung ein Ende gesetzt; danach hatte er, wie er notierte, «keine Zeit für Lektüre, Politik und dergleichen ... Der Amboss war mein Schreibtisch.» Das war tatsächlich der Fall. Als aufmerksamer Schüler trat er an ihn heran, und mit gewissenhafter Gründlichkeit, die seinem Vater so augenscheinlich gefehlt hatte, arbeitete er sich zu einem Meisterschmied empor. Bevor er zwanzig Jahre alt war, sollte er vorzüglichen Stahl erzeugen. Er erlernte das «Gefühl» des Virtuosen und stellte fest, «dass bei der Verarbeitung dieses Gussstahls, wie auch beim Härten desselben, nur eine dunkle Glühhitze erforderlich ist und er bei letzterem mit dunkler Glühe wenigstens ebenso hart als der englische Stahl bei einem weit grösseren Wärmegrad wird». Aber diese Fertigkeit bedeutete nur einen Beginn. Das letzte Geheimnis war der Perfektionismus. Alfreds Version des Verfahrens aus Sheffield bestand darin, dass er sein Metall in kleinen, 27 Kilogramm schweren Graphitiegeln erhitze und ihren Inhalt anschliessend zusammengoss. Eine falsche Bewegung – und der Stahl hatte sich in Eisen verwandelt. Als der erste Krupp, der in Preussen geboren wurde, unterwarf er seine Werkmeister einer Parademarschdisziplin, und ebenso wie seine Angewohnheit, über Kleinigkeiten in tobenden Zorn auszubrechen, war für sie zweifellos auch seine Fabrikationsmethode nicht sehr angenehm³.

Auf diese Weise wurde Kruppstahl ein Produkt von Alfreds Charakter. Die Feuerprobe begann am Abend des Begräbnisses, als er die schweigende Fabrik verliess und wieder mit seiner trauernden Familie in der Hütte zusammenkam, wo, wie er sich später ins Gedächtnis rief, «mein Vater ein ansehnliches Vermögen der Erfindung der Gussstahlfabrikation ohne Erfolg und ausserdem seine ganze Lebenskraft und Gesundheit geopfert hatte». Später erinnerte sich Alfred an seine Kindheit als an eine Zeit von «Elend und Sorge». Jetzt, zu Beginn der Pubertät, hatte er «tags, zusätzlich zu der harten Arbeit in der Fabrik, die Sorgen einer Familie, und nachts musste er sich überlegen, wie er die im Wege stehenden Schwierigkeiten überwinden könne». Er lebte von «Brot und Kartoffeln, Brot und Kaffee und knappen Fleischportionen». Seine wesentliche Erinnerung an diese Zeit bezog sich auf «die wachsende Gefahr eines völligen Ruines, auf seine zähe Ausdauer, sein Leiden und die harte Arbeit, die nötig war, um das Unglück zu verhüten», darauf, dass er ausgestreckt dalag, grau vor Erschöpfung, «in der Dachstube Hunderte von Nächten in Sorge und fieberhafter Angst mit wenig Aussicht auf die Zukunft». Er musste beinahe alles selber erledigen: «Wenn vor vierzig Jahren ein Tiegel entzwei ging, dann war das ein Bankerott... Damals lebten wir von der Hand in den Mund; es musste alles gelingen ... Aber aus dem kleinen Keim der Fabrik, ... wo ich Prokurist, Korrespondent, Kassierer, Schmied, Schmelzer, Koksklopfer, Nachwächter und sonst noch viel dergleichen war, ist das jetzige Werk hervorgegangen⁴.»

Aus diesen Passagen spürt man einen Anflug urtümlicher Angst. «Es musste alles gelingen»: Die Dinge mussten einfach richtig laufen. Warum eigentlich? Unter den damaligen Umständen hätte ein Misserfolg keine Schande bedeutet. Sein Vater hatte das Ganze total verpfuscht. Wenn es da nichts mehr zu retten gab, so war das schwerlich der Fehler des Jungen. Aber *so* war es ja Alfred nicht dargestellt worden. Keine Frau wird freudigen Herzens zugeben, dass sie mit einem Dummkopf verheiratet war.

In der Blindheit ihrer Ehrerbietung wollte seine Mutter nicht die unangenehme Wahrheit über ihren Gatten erkennen. Therese Krupp hatte in Friedrichs Ruf viele Gefühle investiert; sie glaubte, ihn jetzt schützen zu müssen. Halsstarrig und noch immer einfältig, hatte sie dennoch zu schreiben gelernt, und noch ehe der Grabstein an seinem Platz stand, verkündete sie:

Das Geschäft wird hierdurch keines Weges leiden, da mein Mann aus Vorsorge das Geheimnis der Zubereitung des Gussstahls meinen ältesten Sohn gelehrt hat⁵.

Das war es also: Alles wurde einfach Alfred aufgehalst. Natürlich war das absurd, nur konnte es ein junger Bursche nicht erkennen. Er betrachtete seinen Vater durch das Prisma des Glaubens seiner Mutter. Einmal, so erzählte sie ihm, sei er gemeinsam mit Friedrich in der Fabrik gewesen. Anscheinend hatte man ihm damals das ausländische Verfahren enthüllt. Völlig ausser sich kramte er in seiner Erinnerung, er schied wirre Erinnerungen an Erzstaub aus, an Lärm und Werkbankgerüche, er versuchte, sich dessen zu entsinnen, was ihm die vertraute, schroffe Stimme erzählt hatte. Es gelang ihm nicht. Dummkopf, der er war, hatte er damals nicht aufgepasst. Und jetzt sass er in einer schrecklichen Klemme; er musste entweder das Geheimnis wiederentdecken und das Versprechen seiner Mutter einlösen, oder er musste der Verdammung entgehen.

Ahnungslos hinsichtlich der grausamen Irreführung, fügte er den Lügen seiner Mutter andere hinzu. Noch in derselben Woche schrieb er an die Berliner Münze, dass er die Fabrik seit einiger Zeit geführt habe und dass «die Zufriedenheit der Kaufleute, Münzen usw. mit dem von mir seit einem Jahre beschickten Gussstahl sich immer mehr vermehrte, so dass wir oft nicht so viel verfertigen konnten, als wir Kommissionen bekamen». Er bemühte sich um Kunden. Es war ein Glück für ihn, dass nur wenige anbissen, denn er war ja gar nicht dazu in der Lage, sie zufriedenzustellen. Die Düsseldorfer Münze biss an. Sie bestellte 200 Kilogramm und musste danach Lieferung auf Lieferung zurückweisen. «Dass der Ihnen zuletzt gesandte Gussstahl abermals schlecht ausgefallen sei, ist mir so unangenehm als auffallend», schrieb er dem Münzmeister bekümmert und fügte die Entschuldigung hinzu: «Ich ersuche sie daher, noch einmal eine Probe damit vorzunehmen.»

Währenddessen bemühte er sich verbissen um fehlerloses Metall und klaubte die wenigen Aktivposten seiner Mutter zusammen. Friedrich hatte in seiner sorglosen Grosszügigkeit einem städtischen Beamten ein Haus in Essen überlassen. Prompt beförderte Alfred den unerwünschten Bewohner hinaus, und der entrüstete Ex-Insasse schrieb an Therese: «Kaum sind die Gebeine seines Vaters zur Ruhe – da will der vierzehnjährige Sohn schon eine Herrschaft über einen seiner ältesten Freunde ausüben.» Alfreds Mutter stärkte ihm den Rücken – alles in allem betrachtet, war es das mindeste, was sie tun konnte –, und er kehrte in die Fabrik zurück. Er hoffte, dass es ihm gelingen würde, der Giesserei soviel marktgängigen Stahl zu entlocken, wie er brauchte, um einen fünfköpfigen Haushalt durchzubringen und ausserdem noch die Löhne auszahlend⁶.

Drei Jahre lang trieb der ausgemergelte, halb verhungerte Jüngling seine Schmelzer erbarmungslos bis spät in den Abend hinein an, und dann brütete er noch lange

über Papieren – auf der Jagd nach Friedrichs Irrlicht, dem Mysterium der Metallurgie. Seine Truppe verringerte sich auf sechs Mann, dann auf fünf. Vielleicht war das eine ökonomische Massnahme, vielleicht quittierten auch nur zwei Pessimisten den Dienst; wir wissen es nicht. Alfred gewann aus seinen Schmelzöfen mühsam kleine Mengen von Werkzeugstahl, er schmiedete ihn zu Hackmessern und Prägestöcken, er lockte Münzmeister und Werkzeugmacher zu ergebnislosen Verkaufsgesprächen nach Essen, und er wartete vergeblich auf den grossen Durchbruch. Zwei Hürden schienen unübersteigbar zu sein. Englische Vertreter überrannten den Kontinent und prahlten mit ihrem überlegenen Verfahren. Und jedesmal, wenn Alfred einen Auftrag hereinbekam und sein halbes Dutzend Kruppianer mobilisierte, um ihn zu erfüllen, mangelte es ihm an Leistungskapazität.

Die Berne blieb auch weiterhin ein Bach, der einen zur Verzweiflung bringen konnte. In ihren besten Zeiten war sie ein launisches Rinnsal, das schwach gegen die Speichen des Wasserrads spülte; war sie dagegen schlecht aufgelegt, blieb das Getriebe zuckend stehen. Alfred glaubte zuerst an eine Verstopfung bachaufwärts. Er schrieb an den Bürgermeister von Borbeck – damals ein Dörfchen gleich oberhalb von Essen – und bat ihn, einen Forstfachmann über «die Bereinigung meines Hammerbachs» zu befragen. Aber die Sache war nicht so einfach. Nach einer Regenwetterperiode war der launische Wasserarm durchaus in der Lage, seinen Charakter völlig zu ändern; er verwandelte sich dann in einen tosenden Sturzbach, der sogar die Grundmauern der Fabrik annagte. In einem Monat entschuldigt sich Alfred bei einem Kunden, weil «seit drei Wochen, als ich im Begriff war, die für Sie bestimmten Güsse ausschmieden zu lassen, durch ausserordentlich starken Regen die Gewässer hier gänzlich angeschwollen gewesen sind, dass alle am Wasser gelegenen Werke total ausser Betrieb waren und ich leider dadurch abgehalten bin, die Absendung des von Ihnen Verlangten in der zugesagten Frist bewerkstelligen zu können». Dann wieder ist das Bachbett ausgetrocknet, und dem Graveur der Königlich Sardinischen Münze muss mit Bedauern mitgeteilt werden, dass die Schmiede ihren Betrieb «wegen Wassermangels» habe einstellen müssen. Im darauffolgenden Herbst blieb Vulcan, der Gott der Schmiede und des Feuers, so lange zeugungsunfähig, dass sich der junge Krupp an die Königlich Preussische Waffenfabrik in Saarn an der Ruhr mit der Bitte wenden musste, deren Schmiede für Eilaufträge benutzen zu dürfen. Es war immer wieder das alte Lied: «Wir haben hier den ganzen Sommer so trockenes Wetter gehabt, dass die Fabrik dadurch eine lange Zeit im Betrieb unterbrochen wurde ... Daher rührt es, dass augenblicklich kein Gussstahl vorrätig ist und selbst ältere Aufträge von verschiedenen deutschen Münzen noch unausgeführt bleiben⁷.»

Deutschlands Waffenschmiede hatten keine Zeit für einen anmassenden Jungen namens Krupp, und Alfred musste sich einer einzigartigen Demütigung unterziehen: Er mietete die Schmiede der Gutehoffnungshütte, welche einmal seiner Urgrossmutter gehört hatte. Alfred war wütend auf seine Regierung. Im Alter von sechzehn Jahren beklagte er sich über «das noch immer herrschende Vorurteil, das dem englischen Erzeugnis so grosse Vorzüge erteilt», und er machte den Behörden den Vorschlag, dass, weil «es die Sorge des preussischen Staates ist, das Emporblühen der inländischen Fabriken zu fördern ... auch für das Gedeihen meiner dem Staate so nützlichen einzig inlän-

dischen Gussstahlfabrik seitens des Staates mitgewirkt werden möchte»⁸. Aber der preussische Staat dachte nicht im Geringsten in dieser Richtung. Als Therese, weil ihr Sohn darauf bestand, König Friedrich Wilhelm um ein zinsloses Darlehen von 15'000 Talern für eine Laufzeit von zwölf Jahren bat, schützte die Finanzkammer taktvoll Geldmangel vor. Berlin hatte noch etwas gegen Almosen.

Doch die Regierung war in wirtschaftlichen Angelegenheiten nicht so blind, wie Alfred annahm. Sie betrieb eine Politik auf lange Sicht, die schlauer war, als er ahnen konnte. Seit 1819 hatte Preussen in aller Stille den Zollverein ausgedehnt. In seiner Wirkung war er ein gemeinsamer Markt, der erste Schritt zu einem wiedervereinten Reich, und am 1. Januar 1834 schlossen seine Architekten einen Vertrag mit sechsunddreissig deutschen Staaten. Alle Zolltarife innerhalb des Vertragsgebiets wurden abgeschafft. In wirtschaftlicher Hinsicht schuf der Pakt eine einzige Nation von dreissig Millionen Deutschen, und Alfred befand sich in einer ausgezeichneten Position, um das kräftig auszunützen.

Seine Erklärung, dass er dazu in der Lage sei, alle Wünsche des Zollvereins in Bezug auf Gussstahl (etwa 500'000 Kilogramm pro Jahr) zu erfüllen, war ein absurdes Beispiel Kruppscher Überschwenglichkeit, aber er hatte bereits den Anfang gemacht, um über den Berg hinwegzukommen. Am 27. Januar 1830 berichtete er aufgeregt einem Freund folgendes:

Es ist mir kürzlich die wichtige Erfindung gelungen, nämlich einen vollkommenen schweisbaren Gussstahl herzustellen, der wie jeder andere Stahl auf die gewöhnliche Weise mit Eisen u.a. durch Schweisshitze verbunden werden kann, und die Versuche, ihn zum Belegen der schwersten Schmiedehämmer sowohl als zu kleinen Schneidwerkzeugen [zu verwenden,] sind von dem besten Erfolg gewesen, indem die davon angefertigten Schreinermeistei einen ausserordentlichen Schnitt und die Hämmer so vorzügliche Härte erhielten ...⁹

Zwar war nur ein einziger Schmelztiegel vorhanden, aber es war zumindest der richtige Weg. In jenem Jahr deckten Alfreds Einnahmen zum erstenmal seine Ausgaben, und trotz der von Berlin gezeigten Gleichgültigkeit erhielt die Firma neues Kapital; Fritz von Müller, der Sohn seiner Tante Helene, streckte ihm 10'000 Taler vor. Alfreds Bruder Hermann, der jetzt zwanzig Jahre alt war, gesellte sich in der Gussstahlfabrik zu ihm und gab ihm die Möglichkeit, fünf weitere Bauern von der Ruhr als Kruppiener auszubilden. Was am wichtigsten war, Krupp hatte endlich etwas vorzuweisen, das wert war, verkauft zu werden. Indem er hochtrabendere Pläne beiseiteschob, hatte er sich ganz auf kleine Walzen von genauer Spezifikation konzentriert. Seine Arbeit war fehlerlos*, und im März 1834 packte er einen Mustersatz Walzen ein und unternahm eine Rundreise zu den Nervenzentren des neuen Marktes, nämlich Frankfurt, Stuttgart, München, Leipzig und Berlin. Zwei Monate später eilte er nach Hause, seine Taschen mit Aufträgen vollgestopft. Die Firma Friedrich Krupp, Essen, beinahe ein Vierteljahrhundert alt, war endlich solvent. Sofort stellte Alfred zwei Rei-

* Um 1960 probierte der Schreiber dieser Zeilen eine ausgediente Abflachwalze für Gold aus, die Alfred um 1830 für die Firma America Alves de Sousa e Silva of Portugal hergestellt hatte; nach eineinviertel Jahrhunderten war sie noch immer in ausgezeichnetem Zustand.

sende ein und verdoppelte den Umfang seines Ausbildungsprogramms. Die Belegschaft der Kruppianer vergrösserte sich von elf auf dreissig, und dann, mit einem plötzlichen Ruck, auf siebenundsechzig. Alfred hatte seine Produktion aus der Zeit vor dem Zollverein um das Fünffache vermehrt. In einem vertraulichen, in jenem Dezember geschriebenen Brief posaunte er laut aus, er habe

seit einem Jahr eine so günstige Wendung erlitten, dass die früheren Erwartungen, die trotz aller Opfer den Mut zum Weiterarbeiten erhielten, fast übertroffen sind¹⁰ ...

Der Brief war vertraulich, weil er die Regierung erneut um Geld bat. Die Firma war noch nicht auf der weiten Hochfläche der Prosperität angelangt; das sollte auch erst geschehen, als Alfred schon streitsüchtig, reizbar, gramzerfurcht und menschenfeindlich geworden war. Wenn man seine Korrespondenz liest und seine Stationen als Mann in jungen und mittleren Jahren betrachtet – also die Zeit um 1830, 1840 und 1850 –, dann kommt es einem vor, als beobachte man ein Tier in einem Irrgarten. Alfred kommt voran. Aber da gibt es so viele Sackgassen, so viele falsche Hoffnungen, die aufkeimen und schliesslich zugrunde gehen, dass es einen kaum verwundert, wie sehr sich seine jugendlichen Idiosynkrasien verschlimmern. Im Sommer zum Beispiel sah er sich wiederholt einer altgewohnten Krise gegenüber. Das Wetter war oft aussergewöhnlich trocken. Jeden Morgen stand er dann sorgenvoll auf, kam vom Dachgeschoss herunter, um in die strahlende Sonne zu starren und anschliessend die ausgetrocknete Rinne und sein stillstehendes Rad zu inspizieren. Es war offensichtlich sinnlos, Geschäfte abzuschliessen, wenn er die Waren nicht liefern konnte. Ebenso offensichtlich durfte er nicht länger von der Berne abhängig sein. Der Bach war einfach zu unbeständig. Es gab nur eine einzige Lösung. Er brauchte eine Dampfmaschine¹¹.

Und wer an der Ruhr stellte die neuen Dampfhammer her? Die Gutehoffnungshütte. Alfred musste sich erneut demütigen. Ausserdem hatte er für das Nutzungsrecht zu zahlen, weshalb er seine Bemühungen wieder aufnahm, von der knausrigen Finanzkammer Geld zu ergattern. Es misslang ihm – und in den Jahren 1835 und 1836 wiederholte sich dieser Fehlschlag; da sein Vater sowohl den Ruf der Firma als auch deren Kredit zerstört hatte, wurde Alfred ebenfalls der Wind aus den Segeln genommen. Jener Cousin Fritz von Müller war aber schliesslich bereit, sich für Alfreds Unterschrift zu verbürgen. Im darauffolgenden Frühjahr wurde in der Schmiede ein Hammer mit 20 PS installiert. Er taugte nicht allzuviel. Wie Alfred notierte, waren die Ventile undicht, passte der Schieber nicht, musste der Kolben ständig neu eingeschliffen werden, und da er und Hermann sich keine Zuleitungen leisten konnten, mussten sie die Männer wohl oder übel zu Eimerketten formieren, um die Tanks aufzufüllen. Trotz alledem funktionierte der Hammer. Die erste schwache Dampfspirale zeigte sich über Essen. Die Vertreter von Krupp sicherten sich Gelegenheitskunden in Athen, St. Petersburg, in Flandern und in der Schweiz, und Alfred, der eine Stippvisite bei der Düsseldorfer Münze machte, erhielt die Zusicherung, dass dort die alten Wunden verheilt seien. Die Situation besserte sich. Mit einiger Berechtigung hätte sich Alfred als einen der vielversprechenden Männer Essens, ja selbst des Ruhrgebiets, hinstellen können.

Seine Erwartungen hatte er aber ohnehin noch nie zurückhaltend geäußert. In einem Brief an den Preussischen Konsul in Christiania (der noch nie von ihm gehört hatte), prahlte er:

Auf dem Kontinent ist bekanntlich ausser meiner vor 20 Jahren etablierten und glücklich in Schwung gebrachten Fabrik keine andere gekommen¹².

Das war mehr als blosser Selbstgefälligkeit. Es war eine äusserst schlaue Taktik. Da sie unaufhörlich wiederholt wurden, nahm man solche Worte, lange bevor sie zur Wahrheit wurden, als Tatsache hin. In Wirklichkeit war das Ganze eine grosse Lüge, die ein Jahrhundert, bevor man diese Methode auch in Berlin entdeckte, in die Welt gesetzt wurde. Für die Kruppianer, die argumentieren, dass Alfred der erste moderne Betriebsführer in Deutschland gewesen sei, sprechen allerdings gute Beweise, abgesehen davon, dass die Begründungen manchmal etwas schief liegen mögen. Sie sehen in ihm einen starken Mann. Seine Stärke fiel in die Augen, aber seine Reife war zweifelhaft. In unsicheren und unbeständigen Verhältnissen aufgewachsen, wurde er arrogant, zurückhaltend, janusköpfig, im Unglück voller Selbstmitleid, im Triumph rachsüchtig, ausserdem faszinierte ihn das Grotteske; kurz, er stellte für andere und sich selber ein Rätsel dar. Sein Misstrauen grenzte an Paranoia – in jenen Jahren begann er von seinen Arbeitern Loyalitätsschwüre zu fordern, und die Türen seiner Härtungskammer und des Polierbetriebs blieben verschlossen, um sie dazu zu zwingen. Tüchtigkeit, dieses deutsche Totem, galt ihm als Fetisch. Seine Methoden waren wunderbarlich, aber wenn er etwas tat, wurde auch etwas daraus.

Der althergebrachte Deutsche war ein Musterbeispiel von Gemütlichkeit. Er galt als derb und herzlich, als Raucher langstieliger Pfeifen, als Geniesser schweren Essens, der sich nach einer ausgedehnten Mahlzeit rülpfend und glucksend ohne Umstände zurücklehnte, wobei sich sein blasses, feierliches Gesicht in joviale Falten legte und seine blitzenden Brillengläser auf die Nasenspitze rutschten. Alfred betrachtete das alles mit kalter Geringschätzung; er revoltierte offen gegen Preussens Vergangenheit. Wie unter einem Zwang stehend, war er der Arbeit hingegeben; später sollte dieses Verhalten und das fast sinnliche Vergnügen an den Zahnrädern und Nockenwellen der Technik als ein nationaler Charakterzug berühmt werden. Wenn Alfred sich über Feinstahl ausliess, konnte er lyrisch werden: «Der Bruch muss feinfaserig – nicht körnig – ferner metallisch glänzen – nicht wie der grösste Teil schwärzlich und stumpf abbrechend – sondern ganz weich und zähe, kalt und im glühenden Zustande, sein.» Es war seine Hingabe an die Qualität, die ihn in der zitierten Form an den Konsul in Schweden hatte schreiben lassen. Er hatte einiges über Chemie gelernt; dazu gehörte auch seine Kenntnis, dass schwedisches Eisen, ungleich dem deutschen, praktisch frei von Phosphor war. Für den Augenblick war dieses Wissen ohne Wert, denn seine winzigen Aufträge konnten die Schweden nicht beunruhigen. Von einem neuen Anreiz aufgestachelt, arbeitete er jedoch unermüdlich weiter. Früher hatten sich nur Goldschmiede, Silberschmiede und Uhrmacher für seine harten, robusten Walzen interessiert. Jetzt mussten die Walzen härter und robuster als je zuvor sein. Denn das Werk hatte für sie einen jungfräulichen Markt entdeckt¹³.

Der Entdecker war Hermann gewesen, aber unter dem neuen Leiter war das belanglos. Trotz seiner Hingabe an die Industrialisierung bedeutete der jetzt zutagetretende

Deutsche in mancher Hinsicht einen Rückfall in die ursprünglichen germanischen Stammessitten. Als Persönlichkeit von absoluter Autorität forderte er von seinen eigenen Familienmitgliedern soldatischen Gehorsam – selbst wenn das eine Ausserachtlassung des preussischen Zivilrechts bedeutete. Rechtmässig hätte Alfreds Bruder für die erste echte Erfindung innerhalb der Firma Anerkennung zugestanden. Generationen hindurch hatte man Löffel und Gabeln hergestellt, indem man die Werkstücke aus dem Metall herausstanzte und dann mit der Hand fertigstellte. Eines Nachmittags überprüfte Hermann eine defekte Walze. Während er irgendwelche Metallreste durchlaufen liess, bemerkte er etwas ganz Einfaches: dass nämlich die Rolle auf jedem Metallrest genau dieselben Eindruckstellen hervorbrachte, und zog daraus den brillanten Schluss: Was waren denn Gabeln und Löffel anderes als Metallstreifen von bestimmter Unvollkommenheit? Hermann experimentierte daraufhin in einer Ecke der Werkstatt herum, indem er in Walzen Muster eingravierte. Das Ergebnis war ein von Hand betriebenes Prägewerk, das man zur Formung von hervorragenden Bestecken verwendete. Alfred kam, sah und konfiszierte; er gab die Erfindung als seine eigene aus und machte sich daran, sie mit seiner unbezähmbaren Energie auszuwerten; Hermann willigte pflichtschuldiger ein¹⁴.

Im Sommer 1830 packte Alfred seinen Koffer. Schon seit über einem Jahr hatte er eine Auslandsreise geplant, und jetzt war es soweit. Seine Beweggründe waren verschiedener Art. Der eine bestand in dem Wunsch, mit seinen Walzen hausieren zu gehen. Ein anderer war einfach Neugier. Krupps Reisender in den Niederlanden und in Frankreich hatte merkwürdige Berichte nicht nur über üppige Märkte, sondern auch über riesige Fabriken mitgebracht, die fast in ihrem eigenen Rauch verschwanden. Auf einen Menschen, der völlig isoliert in der Armut und Bescheidenheit lebte, die im Preussen des frühen neunzehnten Jahrhunderts herrschten, wirkten solche Wunderdinge natürlich verblüffend; Alfred musste sie sich mit eigenen Augen ansehen. Für eine Reise war es gerade die richtige Zeit. Es gab genug Arbeit, um die siebzig Krupianer in Trab zu halten. Anbauten wurden hochgezogen und liessen das ursprüngliche Gebäude klein erscheinen. Der Kolben des Dampfhammers passte jetzt richtig und pochte. Hermann war ein tüchtiger Werkführer; Fritz, blass und mit einer Brille auf der Nase, war fast zwanzig, alt genug also, um die Buchhaltung zu führen und ab und zu mit einer Musterkollektion auf Reisen zu gehen; Ida konnte ihrer Mutter im Haushalt helfen. Wichtiger als all das war jedoch Alfreds heftiger Wunsch, England zu sehen. Die merkwürdig zwiespältigen Gefühle, die die deutsche Einstellung gegenüber England im zwanzigsten Jahrhundert prägen sollten, hatten sich zu regen begonnen. Es sollte noch achtzig Jahre dauern, bis Kaiser Wilhelm II., in seinem Exil in Holland angelangt, «eine Tasse mit wirklich heissem, starkem englischem Tee»¹⁵ verlangte, und neunzig Jahre, bis Kruppsöhne in Oxford zu studieren begannen, aber die Anglophilie, die späterhin die Aristokratie seines Landes infizieren sollte, war bereits in Alfred vorhanden. Einen Unterschied gibt es allerdings. Seine Nachfahren bewunderten Englands *upper class*. Alfred hingegen wurde von den technischen Möglichkeiten in Mittelengland angezogen. Sheffield, seit seiner Jugend ein Zauberwort, war für ihn zum Mekka geworden. Nicht nur, dass die Briten die industrielle Revolution angekurbelt hatten; sie standen noch immer an ihrer Spitze – selbst an der Ruhr, wo ihre mit der

neuen Anwendung von Koks vertrauten Ingenieure den deutschen Kumpels gerade beigebracht hatten, wie man Schächte tiefer als 300 Meter abteuft. Es waren Engländer, die ein Monopol auf schwedisches Eisenerz hatten, es waren Engländer, die noch immer den Kontinent mit überlegenem Werkzeugstahl und mit schalenharten Walzen überschwemmen. Offensichtlich hatte man in Sheffield noch einige Geheimnisse in der Hinterhand, und wenn es der einzige Weg war, um sich ihrer zu bemächtigen, dann: auf nach Sheffield!

Aber zuerst – nach Paris. Waren die Briten auch fremd, so waren sie doch Stammesvettern und deshalb vermutlich schlau und gerissen. Vor der Überquerung des Kanals sollte man sich deshalb lieber ein bisschen vorbereiten. Die Franzosen waren weniger spartanisch. Sie waren hemmungslos, Sex bedeutete den Inhalt ihres Lebens – man hörte noch immer gewisse Geschichten über die Besatzungszeit der Grande Armée –, und es war allgemein bekannt, dass sie ihre unzüchtigen Weiber mit teurem Geschmeide behängen. Kurz und gut: Paris war ganz gewiss erpicht auf schöne Walzen. Als Alfred Essen verliess, war das für ihn eine durchaus normale Einstellung. Es ist aber aussergewöhnlich, dass er aus Paris mit genau denselben Eindrücken abreiste. Die Boulevards, die Brückenbögen, die Kathedralen, der Zauber von Europas grossartigster Stadt: das alles berührte ihn nicht im Geringsten. Nicht, dass er es verachtet hätte; es war für ihn einfach nicht vorhanden. Reisen konnte seinen Horizont nicht erweitern, denn das entsprach nicht seiner Art. Die geschäftsmässigen Berichte seiner Verkäufer bestätigten sich, und das war alles, was ihn interessierte.

Aus diesem Grund erzählen seine Briefe auch fast gar nichts über Frankreich. Aber sie offenbaren wie gewöhnlich eine Menge über Alfred selbst. In gestochener Schrift oder mit hastigem Gekritzeln unterrichtet er seine Familie, dass er dort draussen mit Hochdruck arbeitete. «Jetzt will ich aber mit Gott einmal losgehen und sehen, was hier zu machen ist», schreibt er am 8. Juli, «denn eine ungeheure Masse von Fabrikanten wird zu besuchen sein, nach dem Almanach zu rechnen.» (Das Adressbuch stimmt; er liest überall Kunden auf.) «Jetzt lasse ich die Adresse der Besteller nebst Preise folgen, und dann schliesse ich, denn es ist ½ 3 Uhr und ich bin seit diesem Morgen 7 Uhr noch nicht vom Stuhl aufgestanden¹⁶.» Später im selben Monat kritzelt er: «Hierbei schicke ich noch einige Bestellungen, denen hoffentlich bald andere von Bedeutung folgen werden», ausserdem: «Für 3'000 Francs Bestellungen erwarte ich dieser Tage bestätigt, für manche tausend Francs sind in Unterhandlung», und: «Wenn ich nicht notwendig nach England wegen weit grösserer Vorteile müsste, so glaube ich ..., [könnte ich] leicht für 4mal so viel machen als bis jetzt.» Ein Kruppscher Reisebericht folgt («Paris ist der Art, dass für alle Teile unserer Fabrikate ein in der Mechanik Erfahrener Jahr ein Jahr aus hier zu tun hätte»); anschliessend noch etwas übers Geschäft: «Ich werde in den drei Julitagen eine Zeichnung zu einer Maschine machen, die vielleicht 2- bis 3'000 Fr. kostet, gehärtete Walzen von 12 und 10 und 8 Zoll sind auch in Überlegung; dies ist aber noch nicht fest, doch wird noch was buttern.»

Draussen lockt der Sommer von Paris, warm und einschmeichelnd. Alfred möchte schleunigst sein Zimmer verlassen, aber nicht, um sich in eine laute Lustbarkeit einzulassen: «Sehe doch – ich muss mich jetzt kürzer fassen, seit 4 Uhr schreibe ich schon und nun ist es bald Mittag; ich habe also einige Aufträge für heute verloren, da ich sonst um 8 Uhr ausgehe – sehe doch, wollte ich sagen, ob Walzen von altem Stahl, der be-

kannt hart ist, dieselbe unvollkommene Härte zeigen, und ob die Walzen, wenn sie fein geschliffen werden, sich auch noch greifen lassen. Um starken und härteren Stahl zu haben, ist es nötig, dass du auf die richtige Schmelzzeit und nicht zu hohen Hitzeegrad hältst...» Und so geht es weiter, decrescendo, ausdruckslos, in geschäftlicher Fachsimpelei, über endlose Bündel von Schreibpapier hin. Wieder und wieder erinnert er das Stammhaus daran, dass er pro Tag zwanzig bis dreissig Gespräche führt und dass er seine Zeit nicht verschwendet, selbst dann nicht, wenn er zwischen zwei Verabredungen zu Fuss gehen muss: «Ich mache mir den ganzen Tag Notizen, bleibe in der Stunde zehnmal auf der Strasse stehen und notiere, was mir einfällt.» Selbst seine Nachträge keuchen ausser Atem: «Das sind einige 30 Seiten Briefschaff. Ich wünsche nur, dass ich nichts zu wiederholen brauche, denn ich habe viele Zeit verloren.» Oder: «Ich habe diesen Morgen Zeichnung für ein Walzwerk für 10 Tausend Francs gemacht, um es jemand vorzuschlagen; ich bin sicher, dass es angenommen wird, aber ich werde mal eben die Stiefel anziehen und mit meinem Nächsten weiteres sagen¹⁷.»

Der Mann hiess den Entwurf gut. Hätte er es nicht getan, dann hätte sich Alfred, so meint man wenigstens, eine Kugel durch den Kopf gejagt – so nahe schien er einer Panik zu sein. Aber das ist übertrieben. Er hätte nichts dergleichen getan. Stattdessen wäre er wohl nur zusammengebrochen, so lange stöhnend, bis der alarmierte Hotelier einen Arzt gerufen hätte. Ein Entwurf *wurde* abgelehnt, und ein nachfolgender Bericht schilderte Hermann und Fritz die schrecklichen Folgen. Mit zitternder Hand schrieb Alfred:

«... 5 Tage lang bin ich nicht aus dem Bett gewesen, die schlimmsten Schmerzen hatte ich in den kleinen Gliedern, so dass ich nicht aufstehen mochte zum Bettenmachen, den ganzen Rücken hatte ich voll Pflaster, Nasenbluten, Kopfschmerzen, konnte nicht essen, kurz alle Inconviencien, die der Teufel erfunden hat¹⁸.»

Wenn man von solchen Abschweifungen absieht, schlägt er nur bei Heimweh gefühlsbetonte Saiten an («lass doch jemand – Ida allenfalls, weil es für dies niemand anders gibt, mir etwas aus Essen von den Verwandten und Freunden schreiben. Ich fühle das Bedürfnis.»), ausserdem noch, wenn in ihm der Verdacht aufkommt, dass während seiner Abwesenheit irgendein Hokuspokus passieren könnte. «Wenn mich zu Hause eine Braut erwartete, könnte ich nicht in grösserer Eile sein», schreibt er in Bezug auf die russige Gussstahlfabrik. Aber wird sie für seinen Empfang in schicklicher Verfassung sein? Die düstere Frage plagt ihn. Wählt Hermann für die schlanken Walzen etwa einen zu spröden Stahl? Details, bitte! Hat er einen doppelten Satz von Ventilen für die Maschine und diese vertrackten Pumpen? Und wie steht es mit der Lagerung? Und mit den Deckeln und Stöpseln für die Kuppelöfen? Und der Ton für die Schmelztiegel? Während Alfred weiter brütet, kommt ihm der Nachtwächter in den Sinn. Kann man dem Mann trauen? «Ich denke, man müsste wohl einen zweiten Wächter haben, der den ersten kontrollierte und einen dritten, der auf den zweiten aufpasste.» Er sinnt nach und folgert düster: «Am Ende würden gar alle drei zusammen schlafen.» Die Sorge nagt weiter in ihm: «Hässlich, dass die Nacht nicht bei Tage ist, weil man nicht weiss, ob die dringendsten Erinnerungen auch nur im Entferntesten befolgt wer-

den.» Alfred ist nicht über die Ehrlichkeit des Wächters besorgt. Kein Mensch könnte sich mit einer Fabrik oder auch nur mit einem Dampfhammer wegstehlen. Das Problem reicht tiefer, es berührt eine seiner schlimmsten Befürchtungen: «Wie leicht ein Brand entstehen kann, weiss man, und ein Brand in der Fabrik würde Alles, Alles zerstören¹⁹!»

Hermann versichert ihm jedoch, dass die Fabrik noch vorhanden sei, und Alfred macht sich auf den Weg nach England. Im Oktober ist er in Mittelengland, und dort wird sein Verhalten mehr als bizarr; es wird völlig unglaubwürdig. Über seinen britischen Erlebnissen schwebt etwas beinahe Chaplineskes. Wenn man die Korrespondenz liest, erwartet man fast, dass er schreibt: «Und dann platzten meine Hosen», oder: «Heute warf mir ein Mann einen Pudding ins Gesicht.» Sein dunkles Ziel ist Industriespionage. Bevor er Preussen verliess, hatte er sich einen Pass auf den Namen A. Crup ausstellen lassen, was seiner Meinung nach englisch klang, und in seinem Gepäck steckte ein Paar schwanenhalsförmiger Sporen – das Kennzeichen eines Gentleman. Er hat einen Bundesgenossen: Friedrich Heinrich Solling – ein freundlicher, froschgesichter Kaufmann aus Essen und der Urenkel von Georg Dietrich Krupp. Aus Paris wurden geheimnisvolle Briefe an Solling geschickt; die Verschwörer wollten sich in Liverpool treffen und dann heimlich nach Sheffield, Hull und Stourbridge weiterfahren. Tatsächlich geschieht es auf diese Weise. Die beiden unechten feinen Herren überprüfen ihre Deckmäntelchen, verkleiden sich und machen sich auf den Weg. Aber lassen wir Alfred erzählen:

Noch gestern habe ich hier 5 Meilen entfernt, woher ich mit Fritz Solling spazierte, ein neues Walzwerk für Kupferplatten, das erst seit kurzem geht und wo niemand hineingelassen wird, ohne alle Empfehlung gesehen. Ich war gehörig gestiefelt und gespornt, und der Besitzer fühlte sich geschmeichelt, dass so ein paar fidele Freunde sein Werk zu besehen würdigten²⁰.

Hurra! Glück! Aber war die Expedition tatsächlich erfolgreich? Alles, was Alfred erfuhr, war, dass guter Stahl durch Geschicklichkeit und aus gutem Eisen entsteht, oder, wie er es ausdrückte, wobei er die Zeile unterstrich: «Wir werden niemals von Brüninghaus das Eisen bekommen, das zur Herstellung von Schneidwerkzeugen notwendig ist.» Sehr wahr, aber er hätte nicht nach Sheffield reisen müssen, um das herauszubekommen, dachte Hermann bei sich; deshalb hatten sie sich ja um schwedisches Eisenerz bemüht. Und die Strategie war ausserdem irgendwie witzlos. Bei ihrer Planung hatte Alfred das Mittelengland der vorangegangenen Generation im Auge gehabt, jenes Schreckgespenst also, das Friedrich Krupp ruiniert hatte. Gegen Ende der dreissiger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts kannte man das Verfahren von Huntsman überall. Die Engländer waren sich dessen bewusst, und wäre ihr Besucher offen und ehrlich zu ihnen gekommen, hätten sie ihm ohne Zweifel sehr viel mehr erzählt, als er in seiner Maskerade zu hören bekam. J. A. Henckel, der in Solingen ein Werk errichtete, hielt sich zur gleichen Zeit in Sheffield auf. Henckel stellte sich als der vor, der er war, und niemand verweigerte ihm Auskünfte; er schrieb nach Hause, dass es ihm freistehe, alle Hüttenwerke «von zehn Uhr morgens bis zehn Uhr abends» zu besuchen²¹.

Abgesehen davon: Hätten die Briten Krupp nicht hereinlassen wollen, dann wäre für ihn auch der Mummenschanz nutzlos gewesen, denn ganz bestimmt liess sich nie-

mand davon täuschen. Er und Solling gaben sich als Mitglieder der Gentry aus, wobei sie sich ganz offensichtlich in ein Handikap hineinmanövierten: Keiner der beiden sprach nämlich Englisch. Alfred, der bald herausbekam, wie töricht dieses Verhalten war, absolvierte einen englischen Blitzkurs, während er seine persönliche Mär überdies mit dem Zusatz einer auf dem Kontinent verbrachten Kindheit ausschmückte und ausserdem ein dunkles, slawisches Aussehen vortäuschte. In jenem Winter in Liverpool lernte er Hermann von Mumm kennen, einen preussischen Diplomaten, der Alfred später in seinen Memoiren als «ziemlich jung, sehr gross und schlank, von schwächlicher Konstitution ..., aber gut aussehend und attraktiv» beschrieb. Eines Tages zog Alfred von Mumm beiseite und vertraute ihm an, dass er unter einem angenehmen Namen auf Reisen sei. Das dürfte für den ins Vertrauen Gezogenen kaum etwas Neues gewesen sein; dessen Freunde, die sich über die Verschrobenheit des schlaksigen Fremden amüsierten, weil dieser stets kleine Sporen an den Stiefeln trug, hatten ihn fröhlich «der Baron» getauft. Der Baron stellte für den Diplomaten kein Geheimnis dar. Von Mumm hatte ihn bereits als einen Mann aus Essen identifiziert, der herübergekommen war, «um zu versuchen, in britischen Stahlwerken Informationen aufzuschnappen». Sein Name, fügte er hinzu, sei Krupp²².

Krupp blieb fünf Monate lang in England und schnappte keine Information auf, die er nicht auch daheim erhalten hätte. Da er an einem Ort lebte, der damals als die industrielle Hauptstadt Europas galt, konnte er nicht darauf hoffen, Aufträge einzuheimen. Ausserdem hätte er dann sein Pseudonym lüften müssen. Er war allein – Solling war via Rotterdam an die Ruhr zurückgekehrt –, bei einer Liverpools Familie namens Lightbody, die ihn aufgenommen hatte. Vierzig Jahre später schrieb er an den Enkel seines Gastgebers, dass das Heim der Familie Lightbody «in meinem Gedächtnis für alle Zeiten ein geheiligter Fleck war und immer bleiben wird», aber zurzeit seines Aufenthalts klang es so, als habe es sich um eine schreckliche Hölle gehandelt und als sei er selber ein nervöses Wrack gewesen. Es gab zwar einen gewissen Trost, nämlich Liverpools Gastlichkeit, durch die es ihm ermöglicht wurde, «mit nicht $\frac{1}{3}$ der Kosten zu essen». Doch der Gedanke: «Das Reisen ist mir ungeheuer teuer und der Aufenthalt in den Hotels», quälte ihn fortgesetzt. Seine Sorgen über die Fabrik kehrten wieder. In Liverpool gab es einen Sturm, einige Schornsteinaufsätze wurden zu Boden geschleudert, und während sich Alfred auf dem fremden Bett hin und her wälzte, erinnerte er sich an die gedrungene, hässliche Silhouette seiner eigenen geliebten Schornsteine. «Ich hoffe, dort wird so was nicht passiert sein», schreibt er an Hermann, während der Wind an seinem Fenster rüttelt. «Ich hätte Angst für unsere Dächer.» Das ist alles, was er tun kann: sich Sorgen machen. Er ist untätig und verbringt seine Zeit damit, sich für Hermann etwas auszudenken, damit dieser Postgebühren einspart:

Schreibst Du mir nach London in einem Bogen wie dieser und auf der Adresse single, so kostet es nur einfach Porto; natürlich kein Kuvert darf dazu sein. Kleine Zeichnungen usw. kannst Du darin immer machen, da Du sie immerhin anbringen kannst, dass man sie beim Gucken in den Brief nicht sieht²³.

Das war schäbig von Alfred, ausserdem unwürdig eines Mannes, der sein Werk als

einzigartig auf dem Kontinent hingestellt hatte. Zu Ende des Winters gab er Mittelengland in dem Bewusstsein auf, dass das Unternehmen umsonst gewesen war. Er war geschlagen worden, und er wusste es. Weit davon entfernt, sich darüber zu ärgern, empfand er einen gewaltigen Respekt vor den Briten, den er bis zu seinem Lebensende behalten sollte. Das ist eine Reaktion, die einiges Licht in die dunklen Nischen seines troglodytischen Wesens wirft. Er hatte die «Engländer gehasst, ehe ich im Lande war und dort so gute, reelle Menschen gefunden habe». Wieder in Paris angelangt, instruierte er Hermann: «Eisen, was von England kommt, darf nur für die feinsten Sachen gebraucht werden», und es war zu diesem Zeitpunkt, am 13. März 1839, dass er sich dazu entschloss, seinen Vornamen zu anglisieren. Gleichzeitig gab es einen anderen, vertrauteren Rückfall in das mittelenglische Missgeschick. Die Symptome zeigten sich zum erstenmal Mitte März. Er spürte in seiner Kehle sonderbare Schmerzen. Es folgten rasch mancherlei Beschwerden, wie Kopfweh, Katarrh, Asthma, Hexenschuss und seltsame Ausscheidungen. Er hatte krampfhaftige Zuckungen. Er war aufgedunsen. Er litt unter Verstopfung. Der Symptomenkomplex hielt an, wurde durch einen merkwürdigen Hautausschlag und Schwindelanfälle verstärkt – und befahl eigentlich alles, ohne jedoch seine Schreibwut zu beeinträchtigen – und erreichte im folgenden Monat einen Höhepunkt, gerade, als er siebenundzwanzig Jahre alt wurde. Er konnte sich nicht daran erinnern, wann er seine letzte Darmentleerung gehabt hatte, und zog sich in seine Unterkunft zurück. «Wie es mir immer mit meinem Geburtstag geht, ich feiere sie immer in einer ganz eigenen Weise», schrieb er in jener Nacht verdrüsslich nieder, «das Jahr vorher mit Zuckerwasser und dieses Jahr mit Clistyren...»²⁴.

An einem Morgen – während der letzten Tage, die Alfred in Paris verbrachte – wurde sein über das Papier hastender Bleistift von harten, krachenden Geräuschen draussen auf der Strasse zum Stillstand gebracht. Verärgert ging er zum Fenster, blickte hinaus und – Himmel! Du grosser Gott! Was war das? Barrikaden wurden errichtet, Wagen wurden umgestürzt, finster dreinschauende Männer mit Musketen in den Händen rannten hin und her. Er sauste die Treppe hinunter, um Erkundigungen einzuziehen, und am nächsten Tag schickte er dem Stammhaus einen exklusiven Bericht über die Revolution von 1830, der mit den Worten schloss:

Es ist noch nicht ganz gedämpft, aber es wird heute wohl enden. Wenn es die Geschäfte verbessert... so mögen sie sich in Teufels Namen klopfen²⁵.

Die durch die Abdankung des Aussenministers Louis Mole ausgelöste Revolte war eine jener Explosionen, die schliesslich im Sturz der Julimonarchie gipfeln sollten. Aber die böse Ahnung störte Alfred keineswegs. Das Ganze gehörte eben nicht zu seinem Interessenkreis. Er hatte noch immer «keine Zeit für Lektüre, Politik und dergleichen». Und man kann ihm daraus unmöglich einen Vorwurf machen. Die eigennützigen Manöver von Mole, Thiers, Guizot und de Soulé waren für die meisten Deutschen, selbst für die Politiker, unverständlich. In anderen Ländern wurden liberale Rebellen durch das Geknatter des französischen Gewehrfeuers ermutigt; die Belgier gewannen ihre Unabhängigkeit von Holland, die Polen erhoben sich, und selbst der beherzte kleine Papststaat versuchte – wenn auch vergeblich –, sich von Seiner Heiligkeit loszumachen. Das «Volk» in Mitteleuropa hingegen schlummerte weiter. Metternich war noch immer

Diktator in Österreich, und Preussen blieb die Zitadelle des Absolutismus. Die Preussen glaubten über der Phrasendrescherei von Verfassung, Wahlrecht und Pressefreiheit zu stehen. Alfreds Einstellung war typisch dafür. «Starke Leute», erklärte er, «müssen auch gefunden werden, und die Direktoren, Betriebsführer und Meister müssen gezwungen werden, ihre Pflicht zu tun, oder sie sollten zum Teufel geschickt werden. Dann wird alles gut gehen²⁶.»

Aber es war nicht alles in Ordnung. Altehrwürdiges Gemäuer stürzte in sich zusammen, und da es sich dabei nicht nur um politisches Mauerwerk handelte, konnte Krupp nicht sitzen bleiben; wollte er nicht von den Trümmern erschlagen werden. Sagte er denn nicht immer: «Ich gehe mit der Zeit und ich stehe dem Fortschritt nicht im Wege» (womit er technischen Fortschritt, grössere und bessere Dampfhämmer und härteren Kruppstahl meinte). So einfach war das aber leider nicht. Die Metternichs, die glaubten, dass sie die Erinnerungen an Napoleon wegwischen könnten, waren genauso dem Untergang geweiht wie die Ludditen, die Maschinen zertrümmerten. Die neuen Ideen und die neuen Fähigkeiten wurden zusammengekoppelt. In jedem von der Grande Armée eroberten Land wurde zum Beispiel das antiquierte Zunftsystem abgeschafft. Auf diese Weise entstand ein freier Arbeitsmarkt – dasselbe Marktsystem, das in England bereits seit über einem Jahrhundert existierte und den industriellen Vorsprung der Engländer ausgelöst hatte. Auf dem Kontinent wiederholte sich der Vorgang: Zuerst übernahm man englische Maschinen, dann verbesserte man sie. Gleichzeitig wurden die aus den Fesseln der Zünfte befreiten Handwerker zu Fabrikarbeitern, die Mittelklasse erstarkte, Industrietitanen kamen hoch, die Gärung setzte sich fort – kurz, es war alles wie aus einem Stück. Wie jeder Sturm, der Veränderungen bringt, hob auch dieser einige Dächer ab. In wirtschaftlicher Hinsicht brachte er besorgniserregende Zyklen von Aufschwüngen und Fehlschlägen mit sich. Über Nacht erworbener Reichtum ermutigte zu Kapitalinvestitionen, und dann kam die Panik, sie tauchte aus dem Nichts auf und stürzte die Kapitalgeber in Baissestimmung. Der Zyklus bewegte sich mit alarmierender Geschwindigkeit vorwärts. Als Alfred Paris verliess, war alles in Ordnung. Als er nach einer zweiwöchigen wie vom Wirbelwind getriebenen Verkaufstour durch Brüssel, Gent, Antwerpen, Lüttich und Köln nach Essen zurückkehrte, traf er Hermann und die ganze Ruhr in einem akuten Stadium wirtschaftlicher Beunruhigung an²⁷.

England hatte dieses Stadium bereits durchgemacht. Die Furcht vor einer ungewissen Zukunft wurde für die Industriegesellschaft immer quälender. Ohne Aktionäre war der Kredit knapp. Und als Maschinen an die Stelle der Handwerker traten, sank die Kaufkraft; die Blüte der Prosperität welkte schnell dahin. Für die Firma Friedr. Krupp wurde die allgemeine Depression durch besondere Widerwärtigkeiten noch verschlimmert. Die Briten führten einen Preiskampf gegen die kontinentalen Erzeuger von Stahlwalzen, und ausserdem hatte Krupp jetzt in seinem eigenen Hinterhof einen Konkurrenten, denn Jacob Mayer im nahegelegenen Bochum war die Herstellung von Gussstahl gelungen*. Man sollte annehmen, dass Alfreds glänzende Verkaufserfolge in

* Alte Rivalitäten sterben schwer. 1962 bezeichnete eine offizielle Geschichte der grössten englischen Munitionsfabrik Mayer und nicht Krupp als Pionier des Gussstahls und ernannte ihn auch zum Erfinder der Kruppschen Stahlräder für Eisenbahnen. (J. D. Scott, *Vickers*, S. 14.)

Frankreich ihm einen entscheidenden Vorsprung verschafft hätten – aber nein, kaum hatte er seine Koffer ausgepackt, erhielt er einen Brief mit der Nachricht, dass einer seiner Kunden tot sei. Innerhalb weniger Jahre lagen beinahe alle seine Kunden auf französischen Friedhöfen. Alfred fragte sich, ob Paris «eine grosse Pestilenz²⁸» getroffen habe – eine kuriose Seuche, die sich nur die Schmiede herausuchte. Die Hand Gottes schien erneut gegen ihn zu sein. Die alte Tour: Wiederum wurde er gleich Hiob niedergeworfen. Und – man hätte es eigentlich Vorhersagen können: Sein Hautausschlag verschlimmerte sich.

Auch das ging wieder vorbei. Neben seinen anderen Fähigkeiten verfügte Alfred über einen unbeugsamen Willen. Er war sein Fundament; solange er darin verankert war, konnte er keinen echten Zusammenbruch erleiden.

Therese behandelte seinen Ausschlag mit Salben, während Alfred, auf seinem Strohlager am Dachboden hingestreckt, den Himmel nach einem Hoffnungszeichen absuchte. Alsbald fand er etwas, das verheissungsvoll aussah. Zwar war der Markt für Walzenschmieden zusammengeschrumpft, doch der *Durchmesser* der Walzen, für die Nachfrage bestand, war weitaus grösser geworden. Die Kunden waren zwar schwieriger aufzufinden; aber einige von ihnen würden dafür zu geschäftlichen Konzessionen bereit sein. Ärgerlich kratzend machte er sich jedoch schon bald wieder auf die Suche nach neuen Geschäftsverbindungen. Es sollte eine mühsame Reise werden. Am Weihnachtsabend des Jahres 1839 schrieb er an den Ober-Präsidenten seines Landes und bat um Einführung bei Regierungsbeamten in Österreich, Italien, Russland «und den übrigen europäischen Staaten» – und das war nur der Anfang. Er tauchte in Warschau und Prag auf, erschien erneut in Paris und Brüssel, suchte ein Treffen mit James von Rothschild (er wollte in der Münze von Frankreich Fuss fassen) und meinte sogar, «bald in Nordamerika Geschäfte zu machen». Während mehrerer darauffolgender Jahre war er fast ständig von der Fabrik abwesend, er reiste in Zügen, Kutschen und hoch zu Ross; er wohnte in billigen, ungeheizten Zimmern; er wies Empfehlungs- und Anerkennungsschreiben vor, die er von preussischen Bürokraten ergattert hatte; er zeigte seine Löffel- und Gabelkollektion; er betonte ernsthaft: «Es genügt, von den Gabeln und Löffeln Muster zu haben, um danach die Walzen zur Darstellung gleicher Formen mit beliebiger Verzierung oder Gravüre einzurichten», und er schickte mit der Post unterzeichnete Verträge nach Essen²⁹.

Sein Leben, das schon immer einsam gewesen war, wurde noch einsamer. Jedesmal, wenn er auspackte, musste er wegen einer neuen Krise bald wieder seine Koffer packen. «Ich kann nunmehr leichten Herzens mich dazu bereiten, nach geschehener Rücklegung meiner Reisen künftig den grösseren Teil meiner Zeit an Ort und Stelle unserem gemeinschaftlichen Unternehmen zu widmen», schrieb er am 27. Februar 1841, und der unmittelbar darauffolgende Brief an denselben Empfänger stammt aus Wien: «Sie werden sich wundern, zu erfahren, dass ich schon beinahe eine Woche hier bin.» Seine Verwandten bekamen ihn kaum zu sehen. Solling schrieb ihm einmal: «Du bist mit der Zeit wie der ewige Jude; immer am Wandern von einem Ort zum andern.»

In den schlechtgelüfteten schauerlichen Landgasthöfen verstärkten sich seine Angstzustände. Ihm fiel ein, wie die Kruppianer ihre Pfeifen rauchten, all die Streichhölzer anzündeten, und es schauderte ihn. «Tabak muss verboten werden», und besorgt, dass irgendein Spion im Werk seine Instruktionen abfangen könnte – Verfol-

gungswahn schleicht sich in seine Briefe ein gibt er sie auf französisch: «*Marquez dans la liste des ouvriers ceux qui fument.*» Gelegentlich versuchte er, aus seiner engstirnigen Routine auszubrechen, eine Freundschaft einzugehen und sie auch zu bewahren. Nach dem Mittagessen mit einem Berliner Kunden liess er sich artig darüber aus, ob er die Rechnung hätte bezahlen sollen. Alfreds Bleistift kritzelte vergnügt:

Sie verlangen Nota! über Pumpernickel! zur Strafe für diese Unanständigkeit geht Ihnen mit Nächstem der grösste Pumpernickel zu, den das Land Westfalen je erzeugt hat und es fehlt wenig, dass ich nach Emmenthal schreibe, Ihnen einen Käse zuzuwenden, in dessen Rinde Sie Ihr Nachmittagschläfchen halten können.

Aber die joviale Bemerkung klingt unwahr, aufgesetzt, schrill, und schon im nächsten Absatz schaltet er wieder auf seinen Normalton um: «Die Maschine geht auf Ihre Kosten hin», schreibt er rundweg: «Und wenn sie nicht genehm ist, auf Ihre Kosten wieder her.» Einen Laib Brot kann er sich leisten, aber die Frachtkosten nach Berlin – dabei ging es ums Geschäft, und Herrn Jürst durften keine legalen Hintertürchen offengelassen werden³⁰.

Taktlos? Nun ja, Alfred war das immer. Aber es gab für ihn eben keine andere Möglichkeit. Wenn er an seine Familie dachte, ausserdem an die neunundneunzig Kruppianer, die jetzt vom Werk abhängig waren, und schliesslich an seinen Vater – wobei er gelobte, Friedrichs traurigem Beispiel nicht zu folgen –, dann musste er jeden Pfennig in der Hand umdrehen. Der Wolf war immer da und nagte an der Tür des Stammhauses. Auch Hermann befand sich auf Tour, und sie beide trieben genug Kunden auf, um überleben zu können. Die Firma C. Tehelstein in St. Petersburg kaufte Gabel- und Löffelwalzen; ein gewisser Herr Vollgold in Berlin erwarb weitere, und in Österreich sah es vielversprechend aus, denn «merkwürdigerweise hängen die Wiener fest an ihrer alten Form der Mundstücke, dass sie die Nachahmung der Pariser, wodurch wir zu reüssieren hofften, nicht dagegen annehmen wollen». Ziemlich boshaft fügte Alfred hinzu: «Der Österreicher nimmt gern einen beträchtlichen Mund voll und deshalb werden die Löffel teilweise zu klein empfunden³¹.»

Wenn Alfred Österreich nicht mochte – und das war wirklich der Fall –, so hatte er guten Grund dazu. In Wien musste er sich einer schweren ZerreiSSprobe unterziehen, die ihn ergrauen liess, bevor er dreissig Jahre alt war. Es war nicht sein Fehler. Er wurde nach Strich und Faden bemogelt. Vielleicht hätte er mehr auf der Hut sein sollen, denn er war ja bereits von einigen ausländischen Feuern versengt worden. In mancher Hinsicht blieb er trotzdem naiv. Obwohl die Bestechung von Regierungsbeamten damals zur Geschäftspraxis erhoben wurde, regte er sich ständig darüber auf und bezeichnete die von ihm bestochenen Russen als Schwindler. Und geschmierte Hände, das hätte er daraus lernen können, boten nicht die geringste Garantie: Das in den Ämtern herrschende Gesetz lautete *Caveat venditor*. Wien war aber nicht St. Petersburg oder Paris. Es war germanisch, nordisch, ein Bruderland. Als guter Preusse respektierte Alfred die Obrigkeit, und das war seine Fehlkalkulation. Unter Metternich war Österreich ein ausgesprochener Polizeistaat. Die Obrigkeit eines Polizeistaats war – das sollte Krupp erfahren – weitaus skrupelloser und unzuverlässiger als die Klientel, mit der er andern-

orts gefeilscht hatte. «Die Österreicher», hatte Napoleon festgestellt, «sind mit ihren Bezahlungen, mit ihren Armeen, mit ihrer Politik immer im Verzug.» Manchmal schickten sie überhaupt nichts. Da die österreichischen Verträge umfangreich waren, konnte eine amtliche Kehrtwendung vernichtend wirken. Diese eine Kehrtwendung zumindest ging der Firma Fried. Krupp, Essen, näher an den Lebensnerv als alles seit dem Tode ihres Gründers. Der Herbst 1840 sah Alfred in Verhandlungen mit der Reichsmünze in Wien. Die Herren dort brauchten eine neue Walzmaschine. Ausserdem verlangten sie eine Garantie. Alfred verpflichtete sich dazu und notierte die Bedingungen in seinem Reisetagebuch:

Sollten die Walzen oder irgendein Teil des zu liefernden Triebwerkes während zwei Jahren zerbrechen oder die Brauchbarkeit verlieren, so verpflichte ich mich, den Ersatz unentgeltlich zu besorgen³².

Das war wahrhaftig fair. Die Österreicher erhielten Entwürfe, genehmigten sie und nahmen später auch das fertiggestellte Produkt in Empfang. Anschliessend begann der Ärger. Alfred kam nicht zu seinem Geld. Jedermann war höflich, aber sobald er an die Bezahlung erinnerte, erhielt er ausweichende Antworten. Drängte er auf genaue Auskunft, so erzählte man ihm, dass sein Erzeugnis die Anforderungen nicht ganz erfülle. Nein, nein, er solle sich keine Gedanken machen, aber – ein andermal mehr. Alfred kam wieder nach Wien, und noch einmal, in wachsender Sorge. Eineinhalb Jahre lang machte er immer wieder Besuche in der Hauptstadt. Nichts änderte sich. Die Münze behielt seine Walzen und bezahlte ihm nichts. Verzweifelt appellierte er an Baron Kübeck von Kübau, den österreichischen Minister für Bergbau und Münzwesen. Sein Fall, protestierte er, sei durch

Begünstigte – deren Namen und schändliche Mittel mir zu schaden, behalte ich mir vor, Ew. Exzellenz auf beliebiges Verlangen mündlich mitzuteilen und Beweise dafür zu liefern – in das unvoreilhafteste Licht gestellt.

Er war heftig erregt:

Genötigt, bis zur abgemachten Sache hier zu bleiben, habe ich seitdem durch Vernachlässigung meiner Fabrikgeschäfte über 20'000 Gulden verloren und hier ausserdem über 7'000 fl. unnötige Spesen gehabt. – Ich bin infolge dieser Verluste und der Entbehrung des für mich bedeutenden Betrages der gelieferten Walzwerke an den Rand des Verderbens gebracht³³.

Keine Antwort. Drei Wochen gingen vorüber, und er wandte sich von neuem an den Minister. Seine Lage hatte sich zugespitzt. Im Wien Metternichs, so hatte er erfahren müssen, konnte er «keinen Rechtsanspruch gegen Eure Exzellenz» durchsetzen. Ohne eine Möglichkeit, Schadenersatz fordern zu können, mit seinem spindeldürren Rücken an die Wand gedrängt, setzte Alfred nun sein ganzes Vertrauen auf die Grossmütigkeit Seiner Exzellenz, er hoffte auf die «gnädige Rücksicht» des Barons. Er bettelte um «einen Teil des Kaufpreises». In seiner besten Handschrift setzte er dem Minister auseinander, dass «eine blühende Fabrik, die es zu einer reichen jährlichen Ausbeute gebracht hatte, jetzt stellunglos verloren wäre», und bat, «dass doch der Betrag des einen Vertrages vom 23. Dezember 1840, der in allen Beziehungen erfüllt ist, mir sogleich ausbezahlt werden möchte ...»

Übertreibung war bei ihm gang und gäbe, aber diesmal befand er sich sehr nahe bei der Wahrheit. Gerade an jenem Morgen hatte ihn ein taufrischer Bericht aus Essen davon in Kenntnis gesetzt, dass die erste Verlustschätzung auf einer Fehlberechnung beruht habe; das österreichische Missgeschick hatte 75'000 Taler gekostet, dreimal soviel, wie ursprünglich angenommen. Er war mit seinem Latein am Ende:

In diesem Augenblick stehe ich am äussersten Rand des Abgrunds, nur augenblickliche Hülfe kann mich noch retten³⁴.

Das war ein bewegendes Plädoyer, das den Baron veranlasste, um einige Zentimeter entgegenzukommen. Er empfing Alfred und gestand ihm ersatzweise Entschädigung zu. Nachdem Alfred sich zur Ruhr zurückgeschleppt hatte, startete er trübsinnig auf die mit roter Tinte geschriebenen langen Zahlenkolonnen. Fünfzehn Jahre, die sein Vater mit der Leitung der Gussstahlfabrik zugebracht hatte, hatten dessen Tod bedeutet. Die fünfzehn Jahre des Sohnes schienen wenig Besserung gebracht zu haben. Wieder einmal wurden in Essen dieselben Klagelieder gesungen – man bat Berlin um Hilfe, das Bittgesuch wurde verworfen, eine Emigration nach Russland wurde in Erwägung gezogen.

Die Königlich Preussische Regierung hat nichts für mich getan. Ich glaube daher auch keinen Undank zu begehren, wenn ich, mein Vaterland verlassend, mich in einem Reiche niederlasse, dessen weise Regierung es sich zum Hauptziel gesetzt hat, die Industrie, wo sie nur kann, tätig und fördernd zu unterstützen.

Der von Fritz von Müller gewährte Kredit war erschöpft, und man bat deshalb Soling, in die Bresche zu springen. Unter den gegebenen Umständen bedurfte es einiger Überredungskunst; Soling wurden viereinhalb Prozent Kapitalverzinsung, 25 Prozent jedes Gewinns und keine Haftung bei Verlusten zugesagt. Unter diesen Voraussetzungen schoss er ein Anfangskapital von 50'000 Talern ein und wurde stiller Gesellschafter. Unterdessen hatte sich den Brüdern ein dritter Verwandter zugesellt. 1843 kam Adalbert Ascherfeld, ein stämmiger Goldschmied, der von Helene Amalies Familie abstammte, von Paris her, um als Werkmeister einzutreten³⁵.

Die Stammhausdiät war erneut auf Brot, Kartoffeln und Kaffee reduziert worden. Das Löffel- und Gabelpatent hielt die Familie über Wasser. Am 26. Februar 1847 war es in England anerkannt worden (es wurde sofort an eine britische Firma verkauft), und mit ungarischen Silberschmieden entwickelte sich ein lebhafter Handel. Alfreds grösster Löffelabschluss wurde ironischerweise in Österreich getätigt. Während er auf Baron Kübecks Gefälligkeit wartete, hatte er Alexander Schöller, einen wohlhabenden Kaufmann, kennengelernt. Nachdem Schöller Alfreds Kollektion gemustert hatte, schlug er ihm eine Teilhaberschaft vor. Zu jener Zeit hätte Alfred zwar am liebsten sämtliche Wiener in die Hölle gewünscht, aber er befand sich nicht in der richtigen Lage, um seinem Ärger die Zügel schiessen zu lassen.

Fritz Krupp war Anfang Zwanzig und gedieh vortrefflich; Ascherfeld, stiernackig und wie ein Schrank gebaut, war ein brauchbarer Werkmeister. Hermann konnte erübrigt werden; nach der Zusammenkunft des Familienrats reiste er ab, um das neue Werk ausserhalb von Wien, in Berndorf, zu errichten.

Wie bei allen Geschäften, die Alfred südlich der heimatlichen Grenzen vornahm, so verhielt es sich auch hier: Die Sache sah besser aus, als sie tatsächlich war. Das Berndorfer Werk brachte ihm keinen grossen Nutzen. Es wuchs rasch zu einem unabhängigen Unternehmen heran und kehrte erst 1938 in den Schoss des Essener Stammhauses zurück, also ein halbes Jahrhundert nach Alfreds Tod. Selbst zu diesem Zeitpunkt noch waren für die Wiedervereinigung ein «Anschluss» durch Adolf Hitler und einige ziemlich grobklotzige Verhandlungen mit Hermann Göring notwendig³⁶.

Dennoch bedeutete die Errichtung der Fabrik in Berndorf für Alfred einen enormen, unmittelbaren Vorteil, denn Hermann wurde dadurch aus der Stadt entfernt. Bruderliebe – gut und schön; wenn sie aber Anteile am eigenen Erstgeburtsrecht bedeutete, dann war das etwas anderes. Alfred war zu der Überzeugung gekommen, dass die Fabrik Teil seines Erstgeburtsrechts sei. Es war schon mehrere Jahre her, dass er sie schüchtern als «die Gussstahlwerke, die ich für meine Mutter führe», bezeichnet hatte; jetzt waren es «*meine Werke*», «*meine Werkstatt*», «*mein Hammer*», oder – in gefühlvolleren Momenten – «*mein Kind*», «*meine Braut*». Zum Teil war das eine verständliche Folge seines langen Kampfes. Seine Plage und sein Kummer mit der Giesserei waren schwerer gewesen als jene von Hermann, Fritz und Ida zusammen. Zum grösseren Teil kann man jedoch in seiner Einstellung die Projektion eines totalitären Geistes erkennen.

Ebenso wie sein Vater glaubte er, dass die Industriellen die natürlichen Nachfolger der Feudalbarone seien. Die Rechte eines Lehensherrn waren unumstösslich und hatten keinerlei Beziehung zu jenen der Vasallen. Seine erste Werkordnung von 1838 setzte fest, dass Kruppianer, die Schulden machten, gefeuert werden sollten. Drei Jahre später knallte die Peitsche erneut. Jedem, der fünf Minuten zu spät kam, wurde der Lohn für eine Arbeitsstunde abgezogen. Seine Kruppianer waren durch unbeschränkte Verpflichtungen gebunden; am 12. Oktober 1844 schrieb er an Solling, dass er von jedem Arbeiter «bleibende Loyalität gegenüber der Fabrik, die ihn ernährt», erwarte. Er gedachte sein Lehen mit eiserner Hand zu regieren, und er betrachtete es als sein Eigentum, denn das erste der Adelsrechte war das der Erstgeburt³⁷.

Natürlich stand es ihm nicht zu, und als sich Therese bei abnehmender Gesundheit den Sechzigern näherte, überschattete die Erbfrage alle anderen Familienprobleme. Trotz der Belastungen war die Fabrik ihr alleiniges Besitztum. Und trotz der immer härter werdenden Zeiten – die Depression von 1846/47 lastete auf dem Land – forderte jedes ihrer Kinder ein Stück von der Fabrik. Ihr Schiedsspruch kam im Jahr 1848. Hermann, der abwesend und daher nicht in der Lage war, seinen Fall vorzubringen, wurde das übertragen, was er bereits hatte: die Berndorfer Teilhaberschaft. Anscheinend war er damit zufrieden; seine Korrespondenz aus Wien beschränkte sich auf detaillierte – und sehr nützliche – Ratschläge über die Notwendigkeit, «Verschiedenheit des Kohlegehalts im Gussstahl» zu beachten³⁸. Ida als Frau musste nicht ernsthaft in Betracht gezogen werden; sie sollte eine Geldabfindung erhalten. Übrig blieb Fritz; er war am Ort, ausserdem ein Mann, und als die Karten auf den Tisch gelegt wurden, erwies er sich als unerwartet störrisch. Alfred hatte jedoch einen mächtigen Verbündeten. Fritz Solling, der bis dahin stille Gesellschafter, setzte sich für ihn ein. Das überzeugte Therese. Der Präzedenzfall war wesentlich.

In Zukunft würde das Kruppsche Vermögen dem ältesten Kind vorbehalten sein, und als in Deutschland die Macht der Krupps anwuchs, schlug sich der Widerhall dieser Entscheidung in der Regierungspolitik nieder (zum Beispiel im Erbgesetz der Nazis vom 29. September 1933). So wurden also damals noch ungeborene Kinder beeinträchtigt, als man gegen Fritz entschied. Gleich seiner Schwester wurde er mit Geld abgefunden – um die Demütigung noch zu vergrössern, forderte man sein Ehrenwort, dass er niemals die Geschäftsgeheimnisse ausplaudern würde –, und er schlich sich von dannen, um sich in Bonn als Kaufmann niederzulassen. Er blickte hasserfüllt, als er ging, und der Erbe starrte wütend hinter ihm her. Alfred, der sich seinen Wutanfällen hemmungslos hingeben konnte, hatte keine Nachsicht, wenn andere schlechter Laune waren. Sein Bruder erschien ihm unverzeihlich «mürrisch».

Am 24. Februar 1848 notierte Alfred ziemlich gefühllos, dass ihm seine Mutter «das Wrack der Fabrik» übertragen habe. Therese hatte ihm die Wahl des Tages für den Eigentumsübergang freigestellt, und unabsichtlich hatte er sich gerade jenen Morgen herausgesucht, an dem der Pariser Mob die Tuileries stürmte und Louis Philippe stürzte. Auf dem Kontinent folgte eine Kettenreaktion, und diesmal blieb Mitteleuropa nicht verschont. Der Sturz Metternichs rief im Stammhaus kein Geschluchze hervor, aber als sich die Bevölkerung von Berlin erhob, rang man schwer nach Luft: Ein derartiges Ereignis wurde in Preussen nicht für möglich gehalten. Es trat ja dann auch nicht ein; nachdem Friedrich Wilhelm IV. bei der Märzrevolution klein beigegeben hatte, versuchte er Zeit zu gewinnen, bis ihm die Nationalversammlung in Frankfurt die Kaiserkrone anbot. Für einen Monarchen, der sich für den Stellvertreter Gottes hielt und auf jede Verfassung als «Verschwörungsdokument, das nur mit Paragraphen regieren will und das geheiligte Band der Loyalität ersetzen möchte», herabsah, war das ein unerträglicher Affront. Schliesslich wies er die Krone verachtungsvoll zurück und setzte damit der demokratischen Unverschämtheit ein Ende. Aber dieser Triumph des wahren Deutschland lag noch in weiter Ferne, als der neue Eigentümer sein Werk offiziell in Besitz nahm. Er machte sich Sorgen. Ida schrieb an einen Freund:

Alfred hat gestern abend alle Arbeiter versammelt und sie auf die bewegte Zeit aufmerksam gemacht, ihnen gesagt, dass er erwarte, dass sich keiner, falls in Essen Unruhe ausbricht, daran beteilige, sondern sie im Gegenteil stattdessen das Ihrige dazu beitrügen, dass alles in Ruhe und Ordnung bleibe³⁹.

Privat war er noch weniger zuversichtlich. Am 3. März 1848 warnte er einen seiner französischen Kunden: «Man nimmt die Möglichkeit an, dass die arbeitende Klasse zur Vernichtung von Maschinen schreiten werde.» Kaum hatte er diesen Brief abgeschickt, als sich in Essen ein Rumoren der Unzufriedenheit vernehmen liess. Das Blut der Arbeiter war in Wallung, doch ihre Köpfe hielten sie gesenkt. Aus ärmlichen Gegenden wurde von unheilvollen Tumulten berichtet, und der verängstigte Bürgermeister proklamierte den Belagerungszustand. Alfred handelte rasch. Als einer seiner Arbeiter (wie es sich herausstellte, war es einer von den sieben aus der Stamm-Mannschaft) aufmuckte, wurde er kurzerhand entlassen. Während des Belagerungszustands wurden die Tore geschlossen; Ascherfeld übernahm die Verantwortung für die restli-

chen hundertdreiundzwanzig Mann und wurde dadurch der erste Aufseher der Krupps. Jeden Morgen läutete die Rathausglocke. «Lauft, es läutet», riefen dann die Frauen der Kruppianer, während ihre Männer die engen, gewundenen Strassen entlangstürzten. Ascherfeld bellte mit vorgeschobenem, brutalem Kinn fortwährend Kommandos, eskortierte sie zum Werk und liess sie abends zurückmarschieren, wobei er den Takt laut mitzählte⁴⁰.

Das war die eine Seite von Alfreds erster Reaktion auf soziale Unruhen. Zweifellos war sie so grob, wie sie aussieht, aber die Arbeiter jener Zeit waren an Reglementierung gewöhnt. Darüber hinaus – und hier erkennen wir den Ursprung der Ergebenheit der Kruppianer gegenüber Krupp – erkannte Alfred jedoch, dass der Rang eines Industriebarons schwere Verantwortung mit sich brachte. Als patriarchalischer Unternehmer hatte er für Arbeit zu sorgen und die Familien zu ernähren; was es auch immer kosten würde: Er musste dafür ein Rezept finden. Das erste Opfer im Jahr 1848 war das Familiensilber. Es hatte vorangegangene Schicksalsschläge überstanden. So wie Friedrich der Grosse liess er es jetzt einschmelzen, um seinen Lohnverpflichtungen nachkommen zu können, und als es dahingegangen war, warf er seine Medaillen, sein Trinkgeschirr und Essbesteck sowie seine englischen Sporen auf einen Haufen, drehte alles durch eine Kruppwalze und verkaufte das, was dabei herauskam. In der Zwischenzeit hatte Solling bei Salomon Oppenheim, einem Kölner Bankier, eine Anleihe ausgehandelt. In jenem Jahr der Bankzusammenbrüche war das kein kleines Kunststück, und obwohl Alfred, der etwas gegen Zinsbelastungen hatte, seine lange Fehde mit «Spekulanten, Börsenjuden, Aktienschwindlern und dergleichen Schmarotzergewächsen» begann, konnten die Löhne wieder ausgezahlt werden. Nachdem die Russen 1849 die ungarische Revolution Kossuths bei Temesvar niedergeschlagen hatten, wandten sie sich wieder internen Angelegenheiten zu und boten Krupp 21'000 Rubel für die Errichtung einer riesigen Löffelfabrik in St. Petersburg; er sah jetzt weit in der Ferne wieder einen Hoffnungsschimmer. Es war wirklich nur ein Schimmer; am 10. Juni schrieb er: «Wer leidet wohl nicht unter den jetzigen Verhältnissen? Man muss nur den Kopf oben behalten⁴¹.»

Auf seiner ersten Fotografie, die damals aufgenommen wurde, sieht Alfred tatsächlich wie ein Mann aus, der seinen Kopf gerade über Wasser hält. Er war siebenunddreissig, und obwohl er seit seiner Jugend kein Pfund zugenommen hatte, könnte man ihn für fünfzig halten. Sein dünnes, eng am Kopf liegendes Haar fiel rasch aus – er konnte sich noch keine Perücke leisten und drei nie vergehende Falten standen auf seiner blässlichen Stirn. Die Augen waren schmal und wachsam; sie hatten einen gejagten, gequälten Ausdruck. Alfred hatte es gelernt, dem Glück, Fremden, ja sogar seinen eigenen Leuten zu misstrauen. Mehr als alles andere jedoch fürchtete er die Zukunft, wobei sich zeigt, wie launisch das Schicksal sein kann, denn die Zukunft war gerade dabei, die Firma Fried. Krupp, Essen, mit einem blendenden, geldfarbenen Regenbogen zu umgeben. Es bedurfte dafür keiner aussergewöhnlichen Erfindung. Die Saat des kommenden Überflusses war ringsum ausgestreut. Die Unterdrückung der Frankfurter Emporkömmlinge sicherte ein autokratisches Regime, das für Krupp unerlässlich sein sollte. Voraus lag das grosse Zeitalter der Eisenbahnen. Die Vereinigten Staaten würden einen ganzen Kontinent mit Schienen umgürten; aber Amerika besass

noch keine eigene Stahlindustrie, und Alfreds experimentelle Werkstücke für den Eisenbahnsektor wurden gerade jetzt in der Gussstahlfabrik geformt.

Die Neuerung mit den besten Erfolgsaussichten indes war jene, die am wenigsten zu versprechen schien. Jahrelang hatte sie herumgelegen, hatte nicht das geringste Interesse erregt, und auch für die nähere Zukunft wäre sie nicht einmal bei der Tischrunde im Stammhaus zu einem Gesprächsthema geworden. Es handelte sich um Alfreds Lieblingsprojekt. Jeder seiner Brüder hatte eine glänzende technische Begabung entwickelt. Hermann hatte die Walzen für Essbestecke beigesteuert. 1844, auf der Deutschen Gewerbe-Ausstellung in Berlin, hatte der Stand von Krupp das neueste Modell einer Maschine vorgestellt, «welche aus rohen Platten von Silber, Neusilber oder jedem andern dehnbaren Metall Löffel und Gabeln von jeder Form und mit jeder gebräuchlichen Verzierung mittels Walzendruck flach ausgeschnitten scharf und rein ausgeprägt liefert».

Fritz, ein Tüftler und Pfuscher zugleich, hatte sich an Prototypen von Staubsaugern und pferdelosen Kutschen versucht. Diese Versuche waren fehlgeschlagen, aber er hatte nicht immer nur Misserfolg; auf der Deutschen Gewerbe-Ausstellung brachten seine Röhrenglocken Krupp die Goldmedaille ein, welche vier Jahre später dem Feuer geopfert werden musste. Alfreds eigene Beiträge wurden auf der Ausstellung von 1844 ignoriert. Er selbst hielt nicht viel von ihnen. Seine Aufzeichnungen erwähnen sie nur gelegentlich, fast nebenbei.

Es waren zwei hohlgeschmiedete, kalt gezogene Musketenläufe⁴².

Kapitel 3

Der Kanonenkönig

Es besteht keine Gewissheit darüber, was Alfred dazu bewegte, seine erste Muskete herzustellen. Seit der Zeit, da sein Vater Bajonette schliff, hatte sich die Familie nicht mehr mit Waffen beschäftigt, und in Anbetracht der Tatsache, dass deren letzte Lieferung Essen verliess, als Alfred sieben Jahre alt war, musste seine Erinnerung daran eigentlich – sofern sie überhaupt vorhanden war – sehr schwach sein. Zwar war das Waffengeschäft eine alte Tradition im Ruhrgebiet. Doch für einen aufstrebenden Industriellen der Neuzeit hatte es keine Bedeutung. Die an der Ruhr erzeugten traditionellen Waffen waren Schwerter gewesen, der alte Sitz der Schwertschmiede war Solingen, und sie hatten sich inzwischen auf die Produktion von Messern und Scheren verlegt. Wo Beweismaterial fehlt, blüht die Mutmassung. Heutige Verehrer von Krupp deuten an, dass Alfred der Nationalstolz angespornt habe. Einer von ihnen bemerkt, dass in jenen stolzen Tagen «die deutsche Jugend den Wehrgedanken mit ihrer poetischen Kraft durchdrungen und den Tod auf dem Schlachtfeld als heiliges Opfer für Vaterland, Heimat und Familie gepriesen [hatte]». Das sagt mehr über die deutsche Legende aus als über die Geschichte von Krupp. Sollte Alfred in seiner Jugend tatsächlich idealistisch veranlagt gewesen sein, dann hat er es sehr gut getarnt. Einer anderen Erzählung zufolge blickte Alfred bloss auf eine seiner Acht-Zoll-Walzen und reflektierte in seiner schrulligen Art darüber, wie kriegerisch sie aussehen würde, wenn man sie aufbohrte. Irgendwie überzeugt auch diese Darstellung nicht, und zu ihrer Bestätigung ist nicht der Anschein eines Beweises vorhanden. Tatsächlich gibt es keine Aufzeichnung darüber, dass frühe Kruppwalzen einen solchen Durchmesser gehabt hatten¹.

Einer dritten Darstellung zufolge besuchte Hermann im Alter von zweiundzwanzig Jahren auf einer Geschäftsreise auch München und wurde von einem Waffenhändler gefragt, ob es möglich sei, Waffen aus Gussstahl herzustellen; Hermann habe diese Anregung nach Essen gesandt². Dies ist die glaubwürdigste der drei Versionen. Hermann hatte sich damals tatsächlich in Süddeutschland aufgehalten. Und im Jahr 1836, als Alfred eigenhändig ein Gewehr zu schmieden versuchte, war Hermann zweiundzwanzig. Es handelte sich um eine langwierige Arbeit. Wie Hermanns erste Walze und Fritzens Apparate war es ein Hobby, dem man sich erst nach Feierabend widmen konnte, und er hatte weniger Mussestunden zur Verfügung als seine Brüder. Die meiste Zeit über war er auf Reisen, und wenn er dann heimkam, sank er im Stammhaus in Friedrichs alten, braunen Lederstuhl und sah sich sofort mit tausend winzigen administrativen Details konfrontiert. Bei dieser hektischen Lebensweise brauchte er sieben Jahre für die Schmiedearbeit. Zu guter Letzt war es ein glänzender technischer Erfolg: Ungefähr im Frühjahr 1843 hatte er seinen ersten konischen, silberglänzenden Lauf hergestellt. Ermutigt tat er das Selbstverständliche: Er versuchte, ihn zu verkaufen. Und schon bald begannen die vertrauten, bitteren Gefühle der Enttäuschung seine Hoffnungen zu vernichten. Sie sollten länger als die Schmiedearbeit anhalten. Mehr als ein

Jahrzehnt hindurch sickerten sie in den Organismus ein und vergifteten seinen Glauben so lange, bis er dahin gelangte, das ganze Unternehmen zu bedauern.

Zuerst wurde Preussen angegangen. Am heissesten Sonntag jenes Sommers striegelte er sein edelstes Pferd und ritt hinüber zum Arsenal in Saarn. Dieser Eröffnungszug verhiess nichts Gutes. Saarns schwitzende Wachmannschaft war grob; Alfred wurde abgewiesen. Als er erneut vorsprach, stellte er fest, dass der diensthabende Offizier, ein gewisser Leutnant von Donat, den Gedanken an Waffen aus Stahl für ziemlich sonderbar hielt. Immerhin gab von Donat zu verstehen, dass Rittmeister von Linger, ein Offizierskollege, vielleicht anderer Meinung sein könnte. Der Leutnant, so folgert man, sah in dem Rittmeister so etwas wie einen wunderlichen Kauz. Leider war der Nonkonformist der Waffenkammer abwesend. Zweifellos hatte man diese Auskunft gegeben, um Alfred auf einfache Weise loszuwerden, aber dieser galoppierte heimwärts und schickte sein bestes Gewehr nach Saarn. In einem Begleitbrief verkündete er stolz:

Ew. Hochwohlgeboren habe ich die Ehre – Ihre gütige Bewilligung benutzend – hierbei einen vom mildesten Gussstahl massgeschneiderten Gewehrlauf zu übersenden ... Oben am Lauf habe ich ein keilartiges Stück sitzen lassen, welches kalt abgeschlagen und wovon jede beliebige Probe über die Zähigkeit des Materials gemacht werden kann³.

Er erwartete nicht, dass die Armee von ihrer Taktik der leichten Waffen abgehen würde. Musketen waren nicht das, was er wirklich im Sinn hatte. Er wünschte ein Urteil über «die Tüchtigkeit dieses Materials zu Kanonen» und äusserte, dass sein nächster Schritt sein werde, «einen Versuch ...» zu machen, «dergleichen Gussstahlläufe gleich als Rohre zu schmieden». Da er sich auf sein erstes Muster hin eine enthusiastische Antwort erhoffte, machte er sich gleich daran, zwei weitere einzupacken; sie sollten in Kürze abgeschickt werden⁴.

Sie wurden abgeschickt. Und sie wurden zurückgeschickt. Zwar hatte von Linger seine kleinen Verschobenheiten, aber er war nicht exzentrisch genug. Alfred war verärgert und wandte sich an seine bevorzugten Ausländer, die Briten. In seinem unbeholfenen Englisch unterrichtete er eine Firma in Birmingham davon, dass er «in 1 packet in Tinnin» zwei Läufe sende, «which it will please you to submit to severe essays and comparisons to gun barreis of iron, especially with regard to the solidity of the material and to the consequence of the greater purity and polish of the soul*». Sollte die Firma mehr als zehntausend Stück in Auftrag geben – offensichtlich hatte er sich nochmals die Nützlichkeit eines Auftrags über Musketen klargemacht – es würde besser als nichts sein –, wäre er bereit, einen Preis von zehn bis zwölf Shilling pro Stück zu berechnen. Würde die Bestellung höher, könne er den Preis noch mehr ermässigen. Aber ganz gleich, was es kostete: Die Briten waren genausowenig wie die Preussen an Waffen aus Stahl interessiert. Sie bedauerten ausserordentlich. Sie hofften auf sein Verständnis. Anbei jedoch die Sendung zurück⁵.

Also würde er seinem Heimatland eine weitere Chance geben. Saarn hatte in militärischen Fragen nicht das letzte Wort, und nach der Industrieausstellung beschloss er, sich ans Berliner Kriegsministerium zu wenden.

Für den Augenblick wurde sein Artillerieprojekt aufgeschoben; er konzentrierte

* Statt «soul» meinte er natürlich «bore».

sich endgültig auf leichte Waffen. Durch nimmermüde Bearbeitung und vielleicht dank einiger Schmiergelder war Saarn dazu überredet worden, einen von Alfreds Läufen zu testen. Er hatte sich hervorragend bewährt, auch dann noch, als die vorschriftsmässige Laufdicke um die Hälfte abgefeilt und die Testladung auf etwa 90 Gramm Pulver erhöht worden war. Alfred unterbreitete das Ergebnis General Hermann von Boyen, einem Siebziger, der beim Kampf gegen Napoleon als Bülows Stabschef gedient hatte und nun aus dem Ruhestand zurückgekehrt war, um Kriegsminister zu werden. Drei Wochen nach der Vorlage, am 23. März 1844, hatte Krupp seine Antwort:

Auf das in Ihrem unter dem 1. des Monats an mich gerichtete Schreiben enthaltene Anerbieten wird Ihnen eröffnet, dass von demselben in Bezug auf die Herstellung von Gewehrläufen kein Gebrauch gemacht werden kann, da die gegenwärtige Art der Fabrikation derselben, und die Beschaffenheit der dadurch produzierten Läufe, bei einem nicht unerheblich geringeren Kostenpreise, allen billigen Anforderungen entspricht und kaum etwas zu wünschen übrig lässt⁶.

Selbst in jenen Tagen drückten sich die Militärs undeutlich aus. Was blieb, nachdem man den leeren Wortschwall weggestreift hatte, war entmutigend. Indes liess der General die Tür für «verfolgtes Streben» über die «Fabrikation von Waffen aus Gussstahl» offen. Eifrig blies Alfred den Staub von seinen Artillerieplänen und machte den Vorschlag, ein Versuchsgeschütz zu bauen. Ein Sechspfünder würde seiner Ansicht nach – so schrieb er – seine gegenwärtige Leistungsfähigkeit überschreiten. Später einmal hoffe er über 10'000 Taler in eine komplette Geschützfabrik (Schwungräder, neue Schmelzöfen, Dampfhämmer mit 45 PS) zu investieren, aber das könne erst geschehen, wenn Berlin die Waffe gutgeheissen und, so fügte Alfred taktvoll hinzu, Krupp Aufträge erhalten habe. Er schlug einen Dreipfünder vor. «Innerhalb von ein paar Wochen» könne er einen liefern. Der General erwärmte sich ein wenig – er wurde lauwarm –, und am 22. April 1844 wurde Krupp grünes Licht gegeben. Leider hatte er die erforderliche Zeit bei Weitem unterschätzt; drei Jahre später versicherte er einem neuen Minister noch immer, dass das Geschütz unterwegs sei. Im September 1847 wurde es endlich an das Spandauer Arsenal vor den Toren von Berlin geliefert⁷.

Preussen hatte die erste Kanone von Krupp erhalten. Und es schenkte ihr nicht die geringste Beachtung. Später gab man den politischen Umwälzungen die Schuld für die offizielle Voreingenommenheit, aber diese ereigneten sich ja erst sechs Monate später, und als sie eintrafen, war die kritische Periode nur kurz. Kein Mensch war daran interessiert, herauszufinden, ob das Geschütz nun tatsächlich feuern würde oder nicht. Da standen sie nun herum, 110 Kilogramm von Krupps bestem Kruppstahl, und hatten nicht einmal eine Schutzhülle. Beinahe zwei Jahre lang webten Spinnen ihre Netze über die 6,5-Zentimeter-Mündung, bis der ausser sich geratene Alfred endlich die träge Artillerie-Prüfungskommission auf Trab bringen konnte. Im Juni 1849 wurde das Geschütz auf dem Tegeler Schiessplatz abgefeuert. Drei Monate später gelangte der Bericht nach Essen. Alfred war wie vor den Kopf geschlagen, als er ihn las. Seine Waffe feuere gut, teilte man ihm gönnerhaft mit; nur durch äusserste Überladung könne sie zunichte gemacht werden; andererseits wurde betont, dass das Bedürfnis einer Verbes-

serung unserer leichten Geschütze und namentlich unserer Feldgeschütze fast gar nicht vorhanden ist und nur schweren Rohren von Bronze eine längere Dauer, den eisernen aber eine zuverlässigere Haltbarkeit zu wünschen sein möchte.

Nachdem die Kommission zunächst einen eindeutigen Standpunkt eingenommen hatte, wich sie jetzt aus:

Wir können Sie daher nicht aufmuntern, die Versuche fortzusetzen, wenn Sie nicht im Voraus absehen, dass es Ihnen gelingen wird, das aus der grossen Kostbarkeit entspringende Hindernis für die Einführung derartiger Rohre zu beseitigen⁸.

Von Boyen wär zumindest aufrichtig gewesen. Die Tester dagegen, so erschien es dem vor Zorn bebenden Alfred, redeten doppelzünftig. Praktisch wollte niemand seine Erfindung haben. Sie bedeutete einen Wandel, und die verknöcherten hohen Tiere blickten mit zusammengekniffenen Augen auf jeden Wandel. In der Rückschau erscheint das Urteil der Kommission als erstaunlich kurzsichtig. Doch diese Erkenntnis beschränkt sich nicht auf Preussen allein, oder – wie in diesem Fall – auf Soldaten. Wie alle Umwälzungen, so wurde auch die industrielle Revolution durch eine Gegenbewegung gehemmt. Im gleichen Jahr, in dem Alfred seine erste Muskete zu schmieden begann, vollendete Samuel Morse seinen Telegrafen, und er musste acht Jahre lang an Washingtons Türen hämmern, bevor der erste Leitungsdraht gelegt wurde. Schon immer war der Kommissverstand neuen Ideen gegenüber sehr unzugänglich gewesen. Die Offizierscorps im 19. Jahrhundert fochten wild gegen die Vorstellungen von Richard Gatling in Amerika, Henry Shrapnel in England und Ferdinand Graf von Zeppelin in Deutschland.

Man hatte Alfreds Kanone nicht nur zurückgewiesen, sondern auch übelgenommen. Bis zu dem Zeitpunkt, an dem er plötzlich auf dem Schauplatz erschien, war der Umgang mit Waffen stabil und voraussagbar gewesen. Ein Feldmarschall konnte seine Schlachtpläne im Vertrauen darauf anlegen, dass die angewendete Taktik genau der entsprechen würde, die er als Kadett gelernt hatte. In einigen Sparten der Kampftechnik hatte sich seit Jahrhunderten nichts geändert. Das Schiesspulver war im Wesentlichen das gleiche wie jenes, das chinesische Feuerwerker 1232 gegen die Tataren verwendet hatten, und bei den schweren Waffen hatte es seit dem Auftauchen von Artillerie aus gegossener Bronze im späten 15. Jahrhundert keine bedeutsame Entwicklung gegeben. In der stämmigen, dickwandigen Kanone um 1840 konnte man noch immer das Profil der verbesserten Wurfmaschinen erkennen, die im 14. Jahrhundert auf der Bildfläche erschienen waren, als die Glockengiesser ihre Formen für die eisernen Kirchenglocken abänderten, um Gefässe herzustellen, mit denen man Felsbrocken schleudern konnte.

Die Verfeinerungen waren unwesentlich: besserer Guss, bessere Bohrung, Rohre mit grösserem Durchmesser. 1515 hatten die Deutschen in Nürnberg das Gewehr mit Radschloss eingeführt; wenige Jahre später wurden von den Franzosen die Kanonenkugeln erfunden. Napoleons wesentlicher Beitrag hatte in der Massierung seiner Batterien bestanden, die dann auf kurze Distanz losfeuerten (*«Le feu est tout»*); trotz sei-

nes Rufs als Meister der Artillerie konnte er nichts an der mittelalterlichen Technik der Büchsenmacher ändern. Die Faszination des Krieges hatte viele von Europas hervorragendsten Geistern dazu verlockt, neue Wege zur Tötung menschlicher Wesen zu ersinnen, und drei Jahrhunderte vor Alfred Krupps Geburt hatte schon Leonardo da Vinci von Hinterlader-Feldgeschützen geträumt. Das immerwährende Hindernis war die Metallurgie gewesen. Zurzeit von Krupps Debüt hatten die Waffenschmiede noch immer erbärmlich wenig Ahnung von chemischen Grundbegriffen. Die wenigen Fortschritte, die sie machten, ergaben sich meistens durch Ausprobieren in der Praxis, und da sie mit dem Tod herumexperimentierten, kehrten sie oft mit blutigen Händen zu ihren Zeichenbrettern zurück. Auf kein Metall war wirklich Verlass. Jede schwere Waffe konnte jederzeit explodieren. Gusseiserne Kanonen waren bereits von Gustav Adolf während des Dreissigjährigen Krieges wirkungsvoll eingesetzt worden, und doch blieb der Rohrmantel wegen des hohen Kohlenstoffgehalts sehr spröde; bei der Belagerung von Sewastopol, sieben Jahre, nachdem die Kommission Krupp die kalte Schulter gezeigt hatte, forderte das Gusseisen einen erschreckend hohen Blutzoll von den britischen Kanonieren. Schmiedeeisen kam in Gebrauch, das noch weniger Kohlenstoffgehalt hatte als Stahl. Aber hierbei ergaben sich die genau entgegengesetzten Schwierigkeiten. Es war zu weich. 1844 ging bei einer Galafahrt des US-Kriegsschiffes *Princeton* eine 12-Zoll-Kanone mit glattem Lauf in die Luft, tötete den Aussenminister und den Marineminister und unterwarf infolgedessen die Beziehungen zwischen Kabinett und Admiralität einer ernsten Belastung. Jeder Vorfall dieser Art stärkte den angeborenen Konservatismus der goldbetresten Spiesser. Bronze bot das geringste Risiko, und die meisten Militärs versteiften sich darauf. Zwar war Bronze schwer und entsetzlich teuer, aber für die frühen Viktorianer hatte sie eine aussergewöhnliche Empfehlung aufzuweisen. Wellington hatte damit Napoleon geschlagen. Das war das beredteste Argument gegen Krupps Dreipfünder. Wie Alfred später einem Freund schrieb, wollte Berlins Generalfeldzeugmeister «von Gussstahlkanonen nichts wissen, denn die alten Bronzekanonen hatten bei Waterloo ihre Überlegenheit bewiesen»⁹.

Waterloo – 1849 stellte es ein unwiderlegbares Argument dar. Selbst Alfred zauderte, als er mit ihm konfrontiert wurde, und als er seine Weltpremiere plante, schob er die Blaupausen für seine Kanone erneut beiseite. Die Premiere sollte in Englands Kristallpalast stattfinden. Die Briten waren 1851 gerade dabei, die erste Weltausstellung auszurichten. Für Preussen war nicht viel Platz reserviert: Es war damals noch ziemlich unbedeutend; Krupp konnte aber Ausstellungsraum mieten, sofern er das wünschte. Er wünschte es sehr, und mit seinem instinktiven Gespür für Publicity sah er voraus, dass jeder auch noch so kleine Triumph in London von der ganzen Welt bemerkt werden würde. Natürlich rechnete er mit einem ungeheueren Triumph. Damals wetteiferten die europäischen Industriellen darin, wer den grössten Gussstahlblock herstellen konnte. Jedermann rühmte sich «riesiger Barren», und in London sollte es sich erweisen, wer das dickste Ungeheuer würde vorweisen können. Nach Alfreds Ansicht würde der Gewinner der Mann mit den diszipliniertesten Arbeitern sein – der Boss also, der am lautesten mit der Peitsche knallte. Er versammelte seine Kruppianer um sich und brüllte Kommandos, während die Männer im Gleichschritt marschieren mussten, und so vollbrachte er ein aussergewöhnliches Bravourstück:

89 Schmelztiegel wurden gleichzeitig ohne Stockung ausgegossen. Alfred hatte ein technisches Wunder produziert: Einen Gussblock von 43 Zentnern in einem Stück¹⁰.

Anfang April war Alfred bereits in London – in der verrückten viktorianischen Eisenkonstruktion des Kristallpalastes – und sandte einen minuziösen Bericht über die Vorbereitungen für die Enthüllung des Blocks nach Hause. Jetzt, da Hermann nicht mehr da war, redete Alfred den Betrieb kollektiv an – «Sehr geehrtes Etablissement» oder «Sehr geehrtes Kollegium», wenn er vornehm tat, oder in flotterer Stimmung: «Geehrte Gussstahlfabrik». Er hatte sich zum Auspacken der Kisten einen Helfer mitgebracht, und der Mann war so diensteifrig, dass er zu nichts anderem mehr kam. («Hagewiesche lässt seiner Frau sagen, dass er wohlauf ist und bittet um ihre Nachricht per Einschlag. Er hat jetzt wenig Zeit zum Schreiben.») Alfred selbst stemmte mit aufgekrempeelten Hemdsärmeln und schweissüberströmte Kistenbretter auf und untersuchte die empfindlicheren Ausstellungsstücke. («Breil hat seinen Kopf dagegengesetzt, die Lahnwalze wird solide eingepackt... Sein Kopf gehört jetzt mir, lieber wäre mir aber die unbeschädigte Walze.») Während er das Aufziehen des Vorhangs erwartete, beschäftigte er sich mit den kleinsten Details. Am 13. April erinnerte er sein Werk: «Wenn ich zurückkomme, bleibt der Tyre zu machen.»

Das war seine erste Erwähnung des Kruppschen nahtlosen Radkranzes für die Eisenbahn, und im Vestibül des Kristallpalastes lernte er einen gewissen Mr. Thomas Prosser kennen, einen Amerikaner, der die Radkränze später über einen Kontinent rollen lassen sollte*¹¹.

Seine Haupt Sorge galt dem Monstrum. Dramatische Zwischenfälle waren natürlich nicht zu vermeiden. Ohne sie wäre es keine Krupp-Show gewesen. Während er die Ankunft seines Wunderdings erwartete, frohlockte er: «Die Engländer sollen Augen machen.» Er ermahnte seinen Gehilfen, den Mund zu halten, aber darüber vergass er seinen eigenen: «In einer englischen Zeitung steht, dass Torton in Sheffield ein Stück von 27 Zentner nach der Ausstellung schicken wolle. Ich habe das wahrscheinlich selbst hervorgerufen, dass er dahin gearbeitet hat, einen grossen Guss zu machen, denn ich habe in Berlin davon gesprochen, als er da war.» Als er sich genauer umsah, entdeckte er das Gegenstück. Nach einer Kruppschen Anekdote klappte er sein Taschenmesser aus Kruppstahl auf, schabte ein Stück von dem britischen Stahlblock ab und schnarrte: «Gross ist er zwar, aber nicht gut.» Dass er nichts von ihm hielt, steht fest. Nach Hause schrieb er spöttisch:

Die Engländer haben einen Guss von 2'400 Pfd. hier liegen, worauf geschrieben steht, Monsterguss mit weitläufiger Beschreibung der Grossartigkeit des Stückes und der Schwierigkeit der Darstellung, es ist nichts davon geschmiedet und noch nicht bewiesen, ob es nicht Gusseisen ist. Ich habe gesagt, so Stückchen machen wir alle Tage, ich wollte den Grosspapa schicken¹².

Ja – aber der Stahlblock aus Sheffield war da, der von Krupp jedoch war noch nicht angekommen. Mit etwas, was nicht da war, konnten keine Augen geöffnet werden;

* Ihr späterer Vertrag, der vom 16. August 1851 datiert, befindet sich noch unter Geschäftsdokumenten von Prossers Urenkel. Prossers Familie hatte bis zum Ersten Weltkrieg die Vertretung von Krupp in den Vereinigten Staaten. Nach 1918 kamen die beiden Firmen zu einer neuen Übereinkunft. Seit dem Zweiten Weltkrieg gibt es keine Geschäftsverbindung mehr (Roger D. Prosser an den Autor, 23. Sept. 1963).

daher stellte Alfred seine kleineren Erfindungen zusammen, alles was er hatte: Walzwerke für Münzen, Wagen- und Prellbockfedern, Eisenbahnachsen. Voll der Hoffnung schloss er in den Ausstellungskatalog mit ein: *Forged caststeel containing a small quantity of carbon; exhibited for purity and toughness* (geschmiedeter Gussstahl mit geringem Kohlenstoffgehalt; ausgestellt wegen seiner Reinheit und Zähigkeit). Auf das Ausstellungskomitee machte das keinen Eindruck. Im Katalog wurde er als Nr. 649 geführt und als «Manufacturer and part Inventor» aus «Essen, near Düsseldorf» bezeichnet – Essen selbst war damals auf englischen Landkarten nicht zu finden. Alfred raste daraufhin in höchster Erregung durch den Kristallpalast und schickte einen SOS-Ruf an die Firma ab: «Ausser dem grossen Guss schicken wir, was noch fertig werden kann ...» Es war einer jener* historischen Augenblicke wie bei Newton, als er den Apfel fallen sah, oder bei Grant, als er den Weg nach Fort Donelson einschlug. Krupps nachträgliche Einfälle sollten die Sensation von London werden. Am Ende der Eintragung Nr. 649 hinter *et cetera* geschwind noch eingerückt, wurden sie als *gun and carriage, cast-steel cuirass breast-plates* (Geschütz und Lafette, Brustharnisch aus Gussstahl) bezeichnet¹³.

Das Monstrum kreuzte im letzten Augenblick auf und bewirkte seine eigene Sensation. Die Stahlerzeuger waren gespannt; Krupp erhielt seine zweite Goldmedaille und wurde als Genie hingestellt. Je eingehender die Fachleute die Beschaffenheit des Monstrums prüften, umso mehr ereiferten sie sich. Die technischen Feinheiten freilich sagten der Öffentlichkeit nicht viel. Für sie bedeutete Alfreds Nebenausstellung die Hauptattraktion des Palasts. In Erwartung des säumigen Stahlblocks hatte Alfred Stunden damit zugebracht, die Kanone ins rechte Licht zu rücken. Es handelte sich um die von ihm vor Jahren entworfene Kanone, einen Sechspfänder, der jetzt spiegelblank poliert auf von Hand zerriebener Asche aufgestellt war. Um die Kanone herum waren sechs schimmernde Brustharnische gruppiert; darüber diente ein Militärzelt, das die königlich preussische Fahne und ein Schild krönten, als Baldachin. Die Inschrift des Schilds war einigermaßen überflüssig: «Deutscher Zollverein» klingt in jeder Sprache stumpfsinnig. Aber die Kanone und die Harnische gemahnten an die universale, begeisternde Sprache des Korsen: *La gloire, en avant, à la baionette, offensive d'outrance*. Der von ritterlichem Glanz umgebene reine Stahl erinnerte die unter ihren Schuten seufzenden Damen an die romantische Rüstung von Prinz Henry und St. Georg, an den St.-Krispins-Tag und ähnliches. Nachdem Königin Viktoria vor dem Zelt stehengeblieben war und irgendetwas Anerkennendes gemurmelt hatte, fühlte sich jede Londoner Zeitung dazu verpflichtet, Krupp genauer zu betrachten. Aufgestachelte durch die Demütigung Sheffields, verfälschten manche Journalisten ihr Urteil auf chauvinistische Manier. Der Mann des *Observer* stellte fest, dass «die Sprödigkeit des Stahls so gross ist, dass wir bezweifeln, ob er einer zusätzlichen Pulverladung widerstehen würde». Doch sowohl der *Observer* als auch die *Daily News* räumten ein, dass die Kanone einen prächtigen Anblick biete, und die *Illustrated London News* pries «die grossartige Stahlkanone von Herrn Krupp» als «den wahren Stutzer unter den grossen Geschützen¹⁴».

Alfred wurde seine grosse Kanone in London nicht los. Der Bericht der Jury erging sich in verschwenderischem Lob über seinen Stahlblock («Die Ausstellung zeigt aus

keinem anderen Land einen Barren aus Guss- und Schmiedestahl, der die gleichen riesigen Ausmasse und dieselbe Schönheit hat. Die Mitglieder der Jury können sich nicht daran erinnern, irgendwo ein ähnliches Exemplar gesehen zu haben»), aber er ignorierte seine Kanone. Doch der Beifall der Öffentlichkeit – sein erster, und noch dazu von einem britischen Publikum – ermunterte Alfred. Er begann im Kriegsmaterial echte Möglichkeiten zu sehen, und der Kristallpalast hatte ihn gelehrt, wie man sie wahrnehmen konnte. Ausstellungen waren eine glänzende Werbung. Von jetzt ab würde er sich an jeder Messe in Europa beteiligen und ganze Batterien der mörderischen Stutzer mitbringen. Das war die Lehre, die er aus Englands Ovationen gezogen hatte, und man kann ihn deswegen nicht tadeln. Ein englischer Reporter bedauerte, dass Krupp keine Geräte «zum Mahlen von Korn oder chirurgische Instrumente oder etwas für dieses friedliche Zeitalter und für die Ausstellung Passenderes als das Modell eines Feldgeschützes» gezeigt habe. Aber es war der Reporter und nicht Krupp, der den Charakter der Zeit falsch beurteilt hatte. Friedlicher Stahl hatte auf der Ausstellung nicht gefehlt. Die Abteilung der Vereinigten Staaten hatte auf der Messe einen kunstvoll gearbeiteten Pflug ausgestellt, mit kostbarem Holz bestückt und mit amerikanischen Malereien verziert, der ebenso hell glänzte wie Alfreds Sechspfünder. Alle, selbst Krupps Kritiker aus dem Lager der Journalisten, hatten ihn übersehen¹⁵.

Alfred stand jetzt im vierzigsten Lebensjahr. Seine Erscheinung hatte bereits etwas Altehrwürdiges; in Essen war er als «der alte Herr» bekannt: eine dünne, ausgemergelte, ständig mit Reitstiefeln bekleidete Gestalt mit den steifen, ruckartigen Bewegungen eines alten Kauzes. Die Kruppianer staunten über seine Reitkunst. Selbst auf dem muntersten Hengst sass er starr aufrecht, fest dazu entschlossen, dass Konzessionen nur von seinem Pferd kommen müssten. Er hatte sich niemals zu entspannen gelernt, und jetzt war es zu spät dazu; von nun ab würde jeder geschäftliche Triumph bloss noch seinen Appetit anregen. Die Triumphe kamen jetzt einer nach dem andern. Schon vor London hatte der Eisenbahnboom seine Feueressen anzuschüren begonnen. 1849 hatte er seine Achsen und Federn aus Gussstahl vervollkommnet, mit der Eisenbahn Köln-Minden einen grossen Kontrakt abgeschlossen und ein Werk für die Herstellung von Federn errichtet, dessen Zukunft gesichert war. Das hätte ihn ein bisschen sanfter stimmen können. Aber nein; besessen vom Verlangen, sein Ziel zu erreichen, konnte er sich von seinen Hauptbüchern und Blaupausen nur immer für einige Augenblicke trennen. Im Sommer 1850 endete Thereses langes Siechtum mit dem Tod. Hermann war tief getroffen, und Berndorf machte eine finanzielle Erschütterung durch, die mit jener in Essen nicht zu vergleichen war. Alfred verhielt sich kurz und bündig und sachlich. «Was mich allein bewegen kann, sind Ehre und Prosperität», schrieb er, und um keines von beiden ging es hier. Er erwähnte seinen Verlust kurz in einem Brief und wandte sich dann rasch seiner neuen «ausgefallenen» Löffelform zu¹⁶.

Doch es gab eine Lücke in seinem Leben. Ida hatte sich von ihm getrennt, und er fühlte sich verlassen. Therese hatte seine Liebesspeisen gekocht, sie hatte den Boden geputzt, sein Bett gemacht und das Stammhaus in Ordnung gehalten. Er selbst hatte keine Zeit für den Haushalt. Ausserdem war das ja Frauenarbeit. Und so begann

er sich nach einer Frau umzusehen, wie das viele Unverheiratete in mittleren Jahren tun, denen plötzlich die liebende Mutter geraubt worden ist. Nach seiner Heimkehr vom Kristallpalast grübelte er über das Leben eines seiner unverheirateten polnischen Kunden nach: «Ein alter Junggesell in Warschau muss was Schreckliches sein und bitter überall¹⁷.» Es nahm Zeit in Anspruch, den rechten Handel einzugehen. Als ein Freier hatte er einige augenscheinliche Mängel. Doch er war noch nie zaghaft gewesen; am 24. April 1853 wurde der Handel geschlossen. Am nächsten Tag schrieb er aus Köln:

Jahrelang später, als ich auf Ehrenwort versichert, mich verheiraten zu wollen, habe ich endlich die gefunden, mit der ich – vom ersten Augenblick der Bewegung an – glücklich zu werden mit einer Zuversicht gehofft habe, wie ich nie vorher den Fall nur möglich gedacht. Meine Erwählte, mit der ich mich gestern verlobt habe, heisst Bertha Eichhoff und wohnt hier in Köln.

Ihrer freundschaftlichen Teilnahme diese Nachricht mit der Bitte, sie in Original an meine Freunde und Gönner Hoecke und Luckfield in Warschau zu senden.

Ihr getreuer und glücklicher Alfred Krupp

Dass ich im Hause meiner Braut nicht viel schreiben kann, denken Sie wohl selbst und entschuldigen die Kürze. Was wird Ihr Papa sagen¹⁸?

Berthas Empfindungen sind nicht überliefert. Vielleicht fühlte sie sich zu betäubt, um welche zu haben. Es war höchst unorthodox, wie um sie geworben wurde. Die erste Begegnung hatte in einem Kölner Theater stattgefunden. Bertha, die sich im Zuschauerraum befand, bemerkte voller Unbehagen, dass sie von einem straffen, grobknochigen Reitersmann angestarrt wurde, der kotbespritzte Stiefel trug und mit in die Seite gestemmt Armen im Gang stand. Er wollte sie nicht verletzen; ganz im Gegenteil. Er war nur eben vorbeigeritten, um einen weiteren Vertrag abzuschliessen, und aus einer plötzlichen Regung heraus hatte er sich zum Besuch des Schauspiels entschlossen. Als er Bertha erblickte, fällt er eine Entscheidung – sozusagen auf dem Pferderücken. Er stellte ihr einen Monat lang nach und teilte ihr – wie er später sagte – wiederholt folgendes mit: «Wo ich glaubte, ein Stück Gussstahl sitzen zu haben, halte ich ein Herz»; er warb um sie, bis sie ihr Jawort gab. Alles Weitere war gleichermassen verblüffend. Die Verlobung wurde auf einem grossen Fest in der Gussstahlfabrik verkündet, und die ganze Nacht hindurch feuerten Mörser in den Himmel über der Ruhr, während fackeltragende Kruppianer durch die engen Strassen der Altstadt zogen¹⁹.

Bei Alfreds Temperament war häusliches Glück unmöglich. Niemand konnte mit solch einem Mann leben. Er ertrug sich ja selbst kaum. Die Ehe war von vornherein gefährdet, und es fragte sich nur, welche Art von Kummer entstehen würde. Hier wird das Wesen der ersten Bertha Krupp ausschlaggebend. Es ist schwer fassbar – alles an ihr ist schwer fassbar. Von ihren Vorfahren ist wenig bekannt. Ganz bestimmt stammte sie nicht von Patriziern ab; ihr Grossvater war erzbischöflicher Pastetenkoch gewesen, ihr Vater Inspektor für die Rheinzölle. 1853 war sie 21 Jahre alt, blond und blauäugig. Ihre Bilder zeigen ein Mädchen von gedrungener Gestalt mit scharfen Gesichtszügen; der Ausdruck ist streng und unbewegt, das Kinn springt vor. Sie ist die Verkörperung robuster Stärke. Doch als «die Frau vom» Alfred Krupp machte sie den Eindruck äus-

serster Zerbrechlichkeit – rief ihn mit einem solchen Erfolg hervor, dass niemand, nicht einmal ihr Mann, jemals Verstellung witterte. Wäre sie tatsächlich schwächlich gewesen, hätte Alfred sie schnell erschöpft. In wenigen Jahren wäre sie verschlissen worden. Stattdessen hielt sie sich aufrecht, indem sie mit neurotischer Intensität ihre schwache Gesundheit kultivierte, und das Ganze war zu gut gespielt, um blosses Theater zu sein. Bertha, die in physischer Hinsicht so stark wie ein Ochse war, scheint tatsächlich an ihre Zartheit geglaubt zu haben. Kurz: Der Hypochonder hatte eine hypochondrische Frau geheiratet²⁰.

Ihre Gefühle ihm gegenüber sind ein Rätsel. Er dagegen zeigte ihr ständig seine Liebe, und in seiner verrückten Art versuchte er sie glücklich zu machen. Das Stammhaus, so räumte er ein, sei für sie nicht passend. Es sollte dort bleiben, wo es stand, als Denkmal an seinen Vater und als Erinnerung für die Kruppianer, dass die Herkunft ihres Chefs genauso bescheiden gewesen war wie ihre eigene. (Um diese Tatsache auch gründlich einzuhämmern, brachte er später an der Hütte eine Tafel an, die das Gemeinte präzise ausdrückte.) Das neuvermählte Paar, das am 19. Mai die Ringe getauscht hatte, zog in ein neues Heim. Der Bräutigam nannte es ihr «Gartenhaus». Es gibt Fotografien davon. Sie sind erschreckend. Man könnte es den verrücktesten Bau in einer Periode künstlerischen Wahnsinns bezeichnen, es sei denn, dass Alfred so spät in seinem Leben demonstrieren wollte, was für ein ausschweifender Architekt er sein konnte, wenn ihm der Sinn danach stand. Dennoch hatte das Gartenhaus seine ureigenen Besonderheiten. Es stand inmitten der Fabriken und war von Glashäusern umgeben, die Pfauen, Weinstöcke und Ananasstauden beschirmten: Oben auf dem Dach konnte der Chef des Hauses aus einem verglasten Krähennest über die Fabrikttore hinwegsehen und säumige Arbeiter bespitzeln. Vor der Haustür erstreckte sich ein verwirrendes Labyrinth von sorgfältig angelegten Gärten, Springbrunnen, Blumeninseln und aus Schlacke geformten Grotten. Das Gartenhaus war von der Gussstahlfabrik abgekapselt, und Alfred war davon überzeugt, dass seine Frau – solange sie nicht sein Krähennest betrat – niemals an deren Vorhandensein erinnert werden würde²¹.

Darin irrte er sich. Seit 1840 hatte sich die Ruhr mächtig verändert. Fünf Jahre zuvor hatte ein englischer Reisender Essen noch als «poetisch bäuerlich» beschrieben, aber jetzt war die Idylle dahin. Die Stadt erwachte aus ihrem langen Schlummer; bald würden die malerischen kleinen Häuschen mit ihrem Fachwerk und Rauhputz völlig verschwinden. Deutschland stand am Beginn der grossen industriellen Entwicklung, die innerhalb eines halben Jahrhunderts Englands Vorherrschaft wegschwemmen würde. Die entscheidende Verbindung zwischen Kohle- und Eisenindustrie hatte sich vollzogen. Der Himmel über der Ruhr wurde von Jahr zu Jahr grauer; jedes Jahr verbrauchten die Schmelzöfen mehr Koks. Durch Puddeln wurde das Eisen in schmiedbares Eisen umgewandelt, dann wurde zur Erhöhung des Kohlenstoffgehalts Koks zugeführt. Es war reinste Chemie, wenn auch etwas kompliziert, und Alfred hätte eigentlich als erster von allen erkennen müssen, dass sie sein häusliches Paradies ersticken würde²².

Der Fabrikdunst war voll von Schmutz, und es gab kein Mittel, um das Haus vor ihm zu bewahren. Riesige Wolken von fettigem Grus liessen die Blumen verdorren, verschmutzten die Springbrunnen und überzogen die Gewächshäuser. Manchmal

konnte Alfred nicht einmal mehr durch die Scheiben seines Ausgucknestes blicken. Der alles verpestende Qualm drang in jedes Zimmer, ruinierte die Aussteuer seiner jungvermählten Frau und beschmutzte die frischgewaschenen Möbelschoner und Leintücher, bevor noch die Wäscherin aus der Tür war. Und das war nicht alles. Alfred stellte immer schwerere Maschinen auf, und das Dröhnen der Dampfhämmer erschütterte die Grundmauern seines Heims. Bertha konnte keine Gläser auf ihrer Anrichte stehenlassen. Stellte sie diese nach dem Frühstück heraus, waren sie bis zum Mittagessen zersprungen. Alfred schien das nicht zu bekümmern. Er war stolz auf sein Heim, und zum Verdruss seiner Frau wurde er zum Stubenhocker. Sie klagte über ihre Teller; ein Freund notierte sich voll Bewunderung die Antwort ihres Gatten: «Es sind nur ein paar Porzellanteller; das muss alles die Kundschaft bezahlen.» Und als sie ihm entgegenete, er solle sie doch nur einmal abends zu einem Konzert ausführen, antwortete er scharf: «Tut mir leid. Es geht nicht! Ich habe zu sorgen, dass meine Schornsteine am Dampfen bleiben. Wenn morgen meine Hämmer wieder gehen, habe ich mehr Musik, als wenn alle Geigen der Welt spielten²³.»

Bertha hatte in der ersten Woche ihrer Ehe empfangen. Am 17. Februar 1854 schenkte sie einem Sohn das Leben – er war kraftlos und kränkelnd, aber Alfred bemerkte das nicht einmal. Frohlockend liess er das Kind zu Ehren seines eigenen Vaters und seiner selbst Friedrich Alfred Krupp taufen, und um die Ankunft des kleinen Fritz noch lauter zu verkünden, nannte er seinen lärmendsten Schmiedehammer Fritz; dieser donnerte jetzt dank einer neuen Nachtschicht vierundzwanzig Stunden am Tag. Mit ihm, verkündete Alfred, werde er «selbst die Antipoden aus dem Schlaf schrecken»²⁴. Das gab für Bertha den Ausschlag. Sie begann zu klagen und die Hände zu ringen, und für den Rest ihres Lebens sollte sie den Ärzten nicht mehr entkommen. Alfred war die Sorge in Person. Er schickte sie in Bäder, bestellte für sie die besten Berliner Ärzte und entzog ihr den Jungen immer wieder für längere Zeit. Auch für ihre Krankheits-symptome interessierte er sich sehr. Von der Krankheit fasziniert, erteilte er den Rat-schlag: «Die Bewegung nützt der Verdauung und verbessert die Säfte und das Blut.» Seiner Meinung nach war Betriebsamkeit, jede Form von Aktivität, besser als diese ewigandauernde, ohnmächtige Trägheit, und er versuchte energisch, sie wieder auf die Beine zu bringen: «Gehe doch ins Möbelmagazin und sieh, ob man für das Gartenhaus Rohrstühle und Lederpolstermöbel zusammen passend inklusive vier Bettstellen fertig findet.» Zuversichtlich war nötig («Über den Fortschritt der Behandlung brauchst du nicht im Zweifel zu sein»), und seelische Kraft: «Hast Du Jahre lang Geduld gehabt, so kannst Du auch noch Wochen und Monate zusetzen ..., was ist da gar so Schreckliches?» Ab und zu nahm er eine feste Haltung ein: «Wenn Du Berlin verlässt, so musst Du stärker und frischer sein, sonst werden wir statt hier den Sommer wieder in den Bädern liegen müssen – was ich aber keinesfalls machen möchte.» Selbst wenn er abwesend war, konnte er nicht von dem Versuch lassen, ihr Leben zu dirigieren:

Liebes Berth!

Ich finde Frau Beils Idee, dass rohe Seide Dir nicht steht, ganz richtig, aber Reiskeider sollen nicht kleiden, auf Reisen hat man die unscheinbarsten Stoffe, die

wie Staub aussehen, weil sie voll Staub fortwährend sind, was bei Taffet erst recht hässlich sein würde, und den Staub sich abschlagen, das wäre sehr commun. Ärmel Chemisetten und all der Tand, den man in Toilette trägt, lässt man gern auf Reisen weg so gut wie Gold und Edelstein; man ist ganz einfach und hat das Bewusstsein, ein reines Hemd darunter zu tragen²⁵.

Darauf bedacht, dass sie sich in der Korrespondenz mit Badebekanntschaften nicht verausgabte, erdachte er für sie eine bestimmte Briefform:

Brief vom ... ten ... habe ich erhalten und daraus mit Vergnügen (Leidwesen) ersehen, dass es erwünscht (nicht gut) geht; was mich anbelangt, so bin ich Gott sei Dank ganz wohl (freilich noch nicht dick und fett) und hoffe, es wird so bleiben (aber bald dahin kommen).

Seit meinem letzten Brief bin ich täglich regelmässig durch den beliebten Tiergarten gefahren und gehe zweimal des Tages bis eine Stunde lang darin spazieren, in Begleitung der reizendsten Gesellschaft, die zu sehen ein König Millionen gäbe. Am Ende wird aber die Geschichte langweilig, und ich sehne mich sehr nach meinem lieben Mann zurück und hoffe vor allem, dass der Freude an mir haben wird. Schreiben Sie mir nur nicht zu off, das beschämt mich, da ich nicht schreiben soll. Mit bekannter Gesinnung
Bertha ...

Als Nachsatz fügte er hinzu: «Dieses Schema ist für die andern. Ich bitte dagegen um einige Zeilen Geschriebenes²⁶.»

Er erhielt höchst selten Briefe. Es gab ja auch wirklich nur wenig zu besprechen. Sobald sie ihr Essener Trauma hinter sich gelassen hatte, rümpfte Bertha die Nase über die «Fabriker», wie sie sie nannte; sie beschränkte sich in ihren Briefen auf Klatsch und Klagen über Bagatellen. Während sie von einem vornehmen Kurort zum anderen zog, ergaben sich kleine Freundschaften, ebenso kleine Feindschaften. Alfred versuchte, Teil ihres Lebens zu bleiben. Auf Stippvisiten in irgendwelchen Bädern bemühte er sich ernsthaft, «Clara» und «Emmy» und «Otto» und die «liebe, süsse Anna» nett zu finden, und er zeigte männliche Entrüstung, als sich seine Frau darüber beklagte, dass sie ein «ekkliger Jude» lüstern angeblickt habe, obwohl er darauf hinwies, dass es kein Gesetz gegen das Anblicken gebe. «Sollte er mal den Hut ziehen, so ignoriere es, als ob er sonst jemand grüsst²⁷.»

Bei den Dialogen zwischen Alfred und Bertha – auf der einen Seite irres, modisches Geschwätz, auf der anderen gähnende Unaufmerksamkeit – neigen sich unsere persönlichen Sympathien Alfred zu. Zugegeben: er war lästig (jedesmal, wenn sie sich trafen, drang er darauf, dass sie ihn ermutigte und tröstete), und doch war er es, der unter grosser Anspannung arbeitete, der wichtige Verabredungen widerrief, um Bertha zu sehen, der zwei ihrer Cousins, Ernst und Richard Eichhoff, in die Werksleitung aufgenommen hatte; da hätte sie Zuneigung zeigen oder zumindest vorspielen können. Seine Liebe war trotz ihrer Wunderlichkeit durchaus echt. In dem Strom seiner bitteren Briefe grüsst er sie mit «Süsser Schatz», «Liebes Berth», «Bestes Berth» und «Liebe Alte». Ihrem Sohn gegenüber war er in jenen frühen Jahren von unwandelbarer Zärtlichkeit. «Küsse Fritz nass», beschwor er sie, als das Kind bei ihr war, und sooft der Junge an die Ruhr kam, war der Vater hingerissen und zeichnete jede Einzelheit auf:

Ich habe Fritz so vergnügt wie je gefunden, und gestern Mittag hat er wie ein Dre-
scher gegessen ... Ich hatte einen Erguss von Freuden bekommen.

Der Trennung von Weib und Kind folgten immer Augenblicke der Mutlosigkeit. In
der Einsamkeit des russbedeckten Gartenhauses befahl ihn, während er die Räume
durchmass und unter seinen Stiefeln die Scherben von zerbrochenen Trinkgläsern
knirschten, immer wieder Verzagtheit: «Ich bin wirklich allein nichts wert, und mir ist
schlecht zumute ohne Dich²⁸.»

Eigentlich ging es ihm am besten, wenn er allein war – zwar fühlte er sich dann
einsam, aber dennoch war er voller Schaffensdrang –, und angesichts der Fabrik, die
draussen Rauchwolken aussties, lebte er schnell wieder auf. Die Giessereien, die
Schmieden, die hässlichen Schlacke- und Kokshalden: das alles war seine wahre Fa-
milie, und in klaren Momenten wusste er es:

Die Fabrik hier betrachte ich immer wie ein Kind, und zwar wie ein gut gezogenes,
das durch seine Aufführung einem Freude macht, und wer möchte sich nicht wohl
darum soviel wie möglich beschäftigen?

Bertha war anderer Ansicht; das war das Problem zwischen ihnen. Ein anderer
Mann hätte seine Familie und seine Karriere in Einklang bringen können. Alfred
konnte es nicht. Er musste sich soviel wie möglich mit seinen Werken beschäftigen,
er musste alles selber ausmessen, dieses und jenes Projekt ausprobieren und das eine
zurückstellen, das andere vorantreiben; würde er das nicht getan haben, hätte er seinem
Vater Schande zugefügt und das Vertrauen seiner Mutter hintergangen. Er konnte nicht
nachgeben und anders handeln, und Bertha konnte es ebenfalls nicht. So trieben sie
dahin und wurden sich nicht bewusst, dass das von beiden so zärtlich geliebte Kind
lange nach ihrem Tod ganz augenscheinlich ein Opfer ihres Konflikts werden würde.

Zurzeit von Alfreds Eheschliessung schwanden die Erfolgsaussichten für Krupp-
geschütze erneut dahin. Anfang 1852 war es offenbar, dass Alfreds Londoner Kanone
nichts weiter als eine auffällige Kuriosität gewesen war. Da sich keine Kunden gemel-
det hatten, entschloss er sich dazu, sie wegzugeben. Am 19. Januar ordnete er an, dass
sie zerlegt, gereinigt, wieder zusammengesetzt, so «schön wie möglich» poliert und
mit seinen Empfehlungen an den König von Preussen gesandt werden sollte. Allem
Anschein nach war das eine freundliche Geste. In Wirklichkeit führte er damit etwas
ganz anderes im Schilde. Er witterte eine günstige Gelegenheit für kostenlose Wer-
bung: «Die Kanone muss schnell vollendet werden, damit der Kaiser von Russland sie
in Berlin noch zu sehen bekommt», lautete seine Notiz an Ascherfeld – und er hatte
recht damit. Friedrich Wilhelm IV., der nicht wusste, was er mit solch einem unge-
wöhnlichen Geschenk anfangen sollte, erwiderte, dass er sich freue, es in seinem
Schloss aufstellen zu können. «Gestern», notierte Alfred fröhlich, «erhielt ich die Be-
stimmung, dass die Kanone im Marmor-Saal im Potsdamer Stadtschloss aufgestellt
werden sollte, welches wir heute mit sechs Artilleristen besorgt haben. Der König hat
gesagt, der Kaiser von Russland solle sie da sehen²⁹.»

Zar Nikolaus I. war ein potentieller Kunde. Im Moment schien seine Staatsvisite
die beste Chance darzustellen. Es war eine grossartige Gelegenheit, und vielleicht
würde Alfreds Manöver in St. Petersburg einen Erfolg bringen. Mittlerweile hatte ihm

die Potsdamer Kanone einen mächtigen Verbündeten beschert, der ihm später in finanzieller Hinsicht helfen und sich um die Erweiterung seiner Schlüsselpatente bemühen sollte; schliesslich verlautbarte er sogar, dass die Werke von Krupp «ein vaterländisches Institut»³⁰ seien. Der Name dieses sehr nützlichen Engels war Wilhelm Friedrich Ludwig von Hohenzollern. Heute ist er als Wilhelm I., «der alte Kaiser», bekannt, Vorgänger von Wilhelm II., der Deutschland im Ersten Weltkrieg in die Niederlage führte; 1852 jedoch war der spätere Wilhelm I. ein farbloser, ladestocksteifer, schlafender Riese, an den man sich hauptsächlich wegen seiner Unnachgiebigkeit während des Berliner Aufruhrs vom 18. März 1848 erinnerte. Das an jenem Tag vergossene Blut von Deutschen klebte an seinen Händen; verbitterte Liberale hatten ihn als einen Reaktionär gebrandmarkt, und um sie zu besänftigen, hatte sich sein königlicher Bruder gezwungen gesehen, ihn für kurze Zeit ins Exil zu schicken. Seit kurzem beobachteten ihn Eingeweihte am Hof mit neuem Interesse. Da der Herrscher, sein Bruder, kinderlos war, galt Wilhelm als Preussens mutmasslicher Erbe. Seine Regentschaft konnte jederzeit beginnen, da sich Friedrich Wilhelms Geist immer mehr umwölkte. Der König gab sich mittelalterlichen Träumereien hin. Jahr für Jahr versank er mehr im Wahnsinn, und Wilhelm war bereits der Titel eines Prinzen von Preussen verliehen worden – er war also jetzt Kronprinz; für die unversöhnten Liberalen war er allerdings nur «der Kartätschenprinz».

Das war mehr als ein Beinamen. Wilhelm teilte den Glauben seines verträumten Bruders an göttliches Recht, und er verstärkte ihn durch seine leidenschaftliche Verehrung des Schlachtengottes. Seine militärische Vergangenheit war beeindruckend. Er war noch weit unter zwanzig gewesen, als er mit dem blanken Bajonett Angriffe gegen die Franzosen vortrug, und mit achtzehn wurde ihm an der Front vor Bar-sur-Aube bereits das Eiserne Kreuz verliehen. Im Alter von einundzwanzig Jahren war er Generalmajor. Sollte er, was ziemlich wahrscheinlich war, Preussens erster Soldatenkönig seit Friedrich dem Grossen werden, so stellte er für einen Waffenhersteller eine Schlüsselfigur dar. Alfred konnte dabei von Glück reden, dass Wilhelms Konservatismus lediglich politischer Art war. Er war von der feindseligen Haltung des Offizierscorps gegenüber neuen Waffen unbelastet, stellte also einen idealen Kritiker für die in Potsdam aufgeprotzte Kanone dar, und als er im Marmorsaal des Stadtschlusses herumspazierte und sie erblickte, fand er heraus, dass an der Stelle, wo er sein Herz vermutet hatte, ein Stück Gussstahl sass. Er würde nicht ruhen, bis er «diesen Herrn Krupp» kennengelernt hatte, und im folgenden Jahr drückte er den Wunsch aus, nach Essen zu kommen³¹.

Diese Neuigkeit, die über gewisse Kanäle weitergegeben worden war, elektrisierte Alfred. «Selbstverständlich», erwiderte er; ein Hohenzoller könne ihn jederzeit unangemeldet aufsuchen; die Zugbrücke zur Gussstahlfabrik sei immer heruntergelassen. Bertha, die damals in den ersten Monaten ihrer Schwangerschaft war, fegte das zerbrochene Geschirr beiseite und versteckte ihre grauen Deckchen und Schonbezüge, als der Kartätschenprinz draussen abstieg. Mit zurückgezogenem Kinn und vorgewölbter Brust marschierte Wilhelm links, rechts, links, rechts durch die Fabrik, und als er wieder zum Vorschein kam, gratulierte er Alfred. Das Werk, bemerkte er, sei genauso sauber wie ein Paradeplatz (das entsprach der Wahrheit); die Kruppianer seien die wah-

ren Soldaten der Industrie. Da Friedrich Wilhelms Absenzen diesen damals noch nicht zu einem schwachsinnigen König degradiert hatten – und es auch für weitere fünf Jahre nicht tun sollten – konnte der Prinz mit Krupp noch nicht ins Geschäft kommen. Er wollte jedoch seine Wertschätzung zeigen, und so heftete er an Alfreds schmale Brust den Roten Adlerorden vierter Klasse, eine Auszeichnung, die normalerweise nur tapferen Generalen gewährt wurde. Der Orden war natürlich nicht so wertvoll wie ein Lieferauftrag – nach Alfreds Ansicht gab es nichts Wertvolleres –, aber er erblickte in ihm ganz richtig ein königliches Versprechen, einen unsichtbaren Angelpunkt³².

War der Fabrik Ehre erwiesen worden, so galt das auch für Seine Hoheit. Ein Besuch des Werks war nicht nur ungewöhnlich; er war fast noch nie vorgekommen. Seit der Industrieausstellung von 1844 in Berlin, als ein Elberfelder Löffelhersteller versucht hatte, Kruppstahl als sein eigenes Erzeugnis auszugeben, war Alfreds Vorliebe für Geheimnistuerei zur fixen Idee geworden. «Ich bitte Dich in meiner Abwesenheit», schrieb er im Sommer 1852 vom Berliner *Hotel de Russie* aus an Ascherfeld, «nicht von der Fabrik zu gehen und mit aller Sorgfalt darauf zu sehen, dass die Leute, welche ausser der Tageszeit zur Fabrik kommen, gehörig überwacht sind.» Man konnte ja nie wissen, ob nicht ein schlauer Schurke mit falschem Pass und kleinen Schwanenhalssporen auf der Bildfläche erschiene. Selbst ein Cousin von Ascherfeld sollte ferngehalten werden:

Ich habe jetzt aber noch etwas anderes. Ich entsinne mich, dass ein Verwandter von Euch – Herr Pastor jun., der in Österreich ist – Dich öfter besucht hat und bei Dir gewohnt hat. Dieser nämliche Herr will jetzt in Ungarn eine Gussstahlfabrik anlegen und kommt zu dem Zwecke jetzt nach Essen.

Mehr brauche ich Dir wohl nicht zu sagen, um Dich in Bezug auf Unterredung und Fragen, Betreten der Fabrik und was dazu gehört, aufmerksam zu machen. Er hat die Absicht, zugleich taugliche Arbeiter zu akquirieren³³.

Sein peinlich berührter Werkmeister notierte betrübt, «keine Beteuerung» sei imstande, «seine Überzeugung zu erschüttern», dass der Cousin ein Spion sei. In der Folgezeit nahmen diese Verdächtigungen lächerliche Formen an: Einmal schickte er ein Schaustück zu einer Industrieausstellung und instruierte dann plötzlich, von Zweifeln gepeinigt, den mit der Durchführung beauftragten Mitarbeiter, es vor den Augen der Öffentlichkeit zu verbergen:

So bleibe es unausgepackt stehen oder verroste lieber mit der Munition in einem feuchten Winkel, als dass wir die Franzosen, Engländer und Amerikaner belehren, die uns nur was absehen wollen, nie bestellen werden³⁴.

Immerhin hatte er einigen Grund für sein Verhalten. In Bochum forderte Jacob Mayer gleich Alfred von seinen Arbeitern den Eid, dass sie niemals seine Gussstahltechnik verraten würden. An der Ruhr gab es tatsächlich Industriespione, und in den Monaten nach dem Besuch des «Kartätschenprinzen» hatte Alfred wertvolle Schätze zu bewachen. Sein Sieg in London hatte ihn ermuntert, und er plante jetzt einen neuen europäischen Coup. Die deutschen Messen waren für ihn zu Spaziergängen geden; 1854 gewann er in München und Düsseldorf Medaillen. Was ihm vorschwebte, war ein Triumph auf der Pariser Weltausstellung im nächsten Jahr – Frankreichs Ant-

wort auf die Herausforderung des Kristallpalasts. Er hatte jetzt einen französischen Agenten, den er mit Ratschlägen bombardierte. Das Wesentliche würde sein, in der Haupthalle einen bevorzugten Platz zu erhalten. «Sparen Sie nicht gute Worte und Geld, sich Freunde zu machen, die Ihnen helfen wollen», empfahl er Heinrich Haass. Er schickte Instruktionen über den neuen, riesigen Stahlblock, der gerade verfrachtet wurde, voraus, und beauftragte Haass, die innere Beschaffenheit des Barrens durch Herstellung einer Bruchfläche zu demonstrieren, die «jeden Kenner frapieren muss³⁵.»

Die Fachleute waren von dem Stahlblock beeindruckt. Beinahe zerquetschte er mehrere von ihnen. Eine Reihe von Preisrichtern war gerade dabei, sich um ihn herumzuschlingeln, als der Barren, der etwa tausend Zentner wog, den Holzboden der Ausstellungshalle durchbrach, in den Keller stürzte und dort alles zu Brei zerquetschte. Als Alfred von dem Missgeschick hörte, erlitt er einen Nervenzusammenbruch. Endlich einmal war er nicht nur Berthas Besucher; er flüchtete sich als ihr Leidensgenosse nach Bad Pyrmont. Industrielle, die ihn kannten, hegten den starken Verdacht, dass das ein Glanzstück Kruppscher Reklame sei. Sollte dem wirklich so gewesen sein, so war ihr Erfolg beschieden, denn die Preisrichter äusserten Begeisterung, als sie den Trümmerhaufen besichtigten. *La sacrée tête carré d'Allemand*, berichteten sie, sei in der Tat *formidable, bravo, bravissimo*; das neue Zeitalter forderte grosse Metallblöcke, und hier war ganz offensichtlich der bisher grösste. Mehrere Besucher gaben Haass zu verstehen, dass sie es gern sehen würden, wenn der Erzeuger in ihren eigenen Ländern ein Werk aufbaute. Das seit drei Jahren bestehende Institut Credit Mobilier schlug ganz offen die Errichtung einer Fabrik von Krupp in Frankreich vor, und es lagen sogar Einladungen aus Birmingham in Alabama vor. Haass meldete diese Reaktionen nach Pyrmont, und plötzlich war Alfred wieder auf dem Damm – jedenfalls gesund genug, um die bissige Beschuldigung an die Öffentlichkeit zu bringen, die von Jacob Mayer auf der Ausstellung gezeigten Stahlglocken seien aus «Roheisen»³⁶.

Mayer nannte ihn in seinem Zorn einen Lügner und bewies das, indem er einen Klöppel abbrach, erhitzte und an Ort und Stelle schmiedete. Für kurze Zeit stand er nun im Rampenlicht. Doch leider hielt dieser Zustand nicht lange an, denn Alfred hatte mehr als nur einen Stahlblock vorzuweisen. Kirchenglocken konnten ebensowenig wie vier Jahre zuvor der amerikanische Pflug mit Kriegsmaterial konkurrieren, und diesmal nahm Krupp die Enthüllung eines Zwölfpfünders aus Gussstahl vor. Napoleon III., ein Artillerieenthusiast, war begeistert. Er befahl, das Geschütz zu wiegen – es war um 90 Kilogramm leichter als Feldgeschütze des gleichen Kalibers aus Bronze – und unterzog es dann in Vincennes einer Prüfung. Nachdem man dreitausend Schuss abgefeuert hatte, ohne dass die Bohrung auch nur einen Kratzer davongetragen hätte, wurde Alfred vom Kaiser zum Ritter der Ehrenlegion geschlagen. Ebenso wie der Rote Adlerorden war das zunächst einmal erfreulich. Bald sollte die Geschichte jedoch verdriesslich werden, denn wie Haass den neugebackenen Ritter unterrichtete, planten französische Offiziere – in ihrem Eifer, mehr über das Geschütz zu erfahren –, das Rohr durch eine zu starke Pulverladung zum Bersten zu bringen.

Alfred war bestürzt. Das war schlimmer als Ascherfelds Cousin. Er schoss zurück:

Es kann nicht mein Wunsch sein, dass die Kanone jetzt zerrissen und das Material den französischen Fabriken zur Nachahmung gegeben werde, denn ich habe die Absicht nicht, durch andere meine Erfindung ausbeuten zu lassen, sondern verlange vor allem dies Interesse mir ausschliesslich zu sichern. Will die französische Regierung mich umgehen und soll ich am Ende noch für das Pulver danken, was sie im Interesse der Prüfung einer so wichtigen Frage aufgewendet hat³⁷?

Er hätte sich keine Sorgen zu machen brauchen. In Vincennes gab man nur einer kaiserlichen Marotte nach. Für den Test war dort kaum Enthusiasmus vorhanden. Er hätte alle Connetabeln von Frankreich unter einer Salve von Kruppgranaten begraben können, und trotzdem wäre ihre Treue zur Bronze nicht erschüttert worden. Wilhelm ausgenommen – und dieser war ohne Macht –, dachte kein europäischer Feldmarschall anders. Sie alle waren blind gegenüber den praktischen Folgerungen aus der Leistungsprüfung des Kruppstahls und betrachteten das Ganze als eine amüsante Absonderlichkeit. Alfred, der davon überzeugt war, dass er an einer guten Sache arbeitete, schenkte der Schweiz, Österreich und Russland Geschütze, weil er endlich *irgendjemandem* die Augen öffnen wollte. Seine Erfahrung mit Russland war typisch. Die berühmtesten Generale des neuen Zaren Alexander II. veranstalteten eine Prüfung der Kanone auf Herz und Nieren. Tag für Tag feuerte man mit ihr auf entfernte Ziele, und nach vier-tausend Schuss wurde jeder Zentimeter des Rohres inspiziert. Kein Kratzer war zu sehen. Bronze, so gab man zu, hätte solch eine Belastungsprobe nie ausgehalten. Die Leistungsprüfung war in der Tat so bemerkenswert gewesen, dass man sich dazu entschloss, dem auf irgendeine Weise Ausdruck zu geben. Einmütig wurde angeordnet, die Kanone als etwas Ungewöhnliches im Artilleriemuseum der Festung Peter und Paul aufzubewahren³⁸.

Dreissig Jahre später vertraute Alfred in den letzten Wochen seines Lebens einem seiner Direktoren an:

«Nur mit der Bandagenfabrikation unter Patentschutz konnte die Fabrik so grossen Gewinn machen, dass man damit imstande war, die Werke für Kanonen anzulegen³⁹.»

Das war der springende Punkt des Ganzen. In jenen mittleren Jahren verhielt sich Alfred wie ein Spieler, der setzt, gewinnt und seinen Gewinn auf dem Tisch liegenlässt. Jeder Erfolg bildete das Bindeglied zum nächsten Vorstoss. Seine Löffelwalzen hatten für die Versuche mit den Radkränzen gebürgt. Jetzt mussten die Radkränze das Kriegsmaterial finanzieren.

Eisenbahnen waren Herz, Seele und Symbol der Expansionspolitik im 19. Jahrhundert, und kein anderer Industriezweig hing so stark vom Umhertasten der neuen Stahlerzeuger ab. Eisen war einfach nicht gut genug für die Dampfresser. Eigentlich waren ja die Reisenden nie damit zufrieden gewesen, aber gebrochene Kutschenfedern hatten nur Unannehmlichkeiten, eine kaputte Achse nur Verspätung zur Folge gehabt; bei einem Zug dagegen standen Menschenleben auf dem Spiel. Federn, Achsen, Schienen und Radkränze mussten aus einem widerstandsfähigeren Material hergestellt werden. Die Radkränze waren ein besonderes Problem; sie mussten nahtlos sein, konnten

also nicht geschweisst werden. Zugleich stellten sie eine mögliche Quelle phantastischer Gewinne dar, denn wenn man sie in Serie herstellen konnte, war der Markt beinahe unbegrenzt. Hier lag eine ungeheure Herausforderung an Alfreds technisches Genie vor, und er begegnete ihr glänzend. Hingekritzelte Skizzen, die heute vergilbt, aber immer noch lesbar sind, lassen den Weg erkennen. Mitte Januar 1852 war der erste Radkranz fertiggestellt, und er ordnete an, dass «der zweite auch so schnell und so schön wie möglich fertig geschmiedet werde, dass unreine oder ungleich dicke Stellen, die mit dem Kaltmeissel oder der Feile vor der letzten Richtung herausgearbeitet wurden, so überschmiedet werden, dass kein Mensch ahnt, dass Kaltmeissel oder Feile gebraucht sind». 1853 begann Krupp mit der Produktion, stellte die Ergebnisse im nächsten Jahr auf der Messe in München aus und verkaufte bald darauf fünfzehntausend Radkränze pro Jahr. Der Boom hielt an, solange Alfred lebte, und 1875 anerkannte er den gewaltigen Beitrag dieser einzelnen Erfindung, indem er drei ineinander verschlungene Ringe zu seinem Warenzeichen bestimmte. Es ist noch heute das Warenzeichen von Krupp und wird in dieser Form überall in Europa anerkannt, obwohl es die Amerikaner oft mit dem Warenzeichen von Ballantine-Bier verwechseln⁴⁰.

Der Radkranz war ein Meisterstück. Es gab fast keine Konkurrenz; zweifellos war Alfred der Erfinder. Die Patentangelegenheiten wuchsen sich allerdings zu einer typischen Kruppschlacht aus, mit stürmischen Wutanfällen, Drohungen, höchster Verwirrung und einem Anflug billiger Komödie. Der Ausgangspunkt war: Wie unbegrenzt waren seine Rechte? Je länger für ihn die Ausschliesslichkeit andauerte, desto mehr war sie wert. Sobald sein Verfahren der allgemeinen Benutzung offenstand, würde seine Gewinnspanne merklich beschnitten werden. Am 3. Februar 1853 wurde das Verfahren von Berlin als Patent anerkannt. Alfred wünschte eine Laufzeit von zehn Jahren, die Regierung schlug sechs vor; man einigte sich auf acht, obwohl er protestierte, dass das sein Ende bedeuten würde, «und mein Patent [würde] erlöschen, bevor ich einen Vorteil davon habe⁴¹». Er meinte das nicht im Ernst. Er würde eine Menge auf einmal verdienen, und er wusste das. Die Einsprüche waren fürs Protokoll bestimmt, um die Voraussetzungen für einen zukünftigen Feldzug zu schaffen. Es sollte ein zermürender Kampf werden, und was ihn besonders erniedrigend machte, war, dass er im eigenen Land ausgetragen wurde. Jeder andere europäische Staat verhielt sich seinen Radkränzen gegenüber fair. Kein einziger Lizenzstreit hatte sich im Ausland ergeben. Nur Preussen erwies sich als knauserig.

Alfreds Ärger mit Berlin beruhte auf seiner eigenen Schuld. Ihm fehlte das Talent, mit Leuten umzugehen, und so war es ihm auch gelungen, Preussens einflussreichen Handelsminister, einen wurstfingrigen Bankier namens August von der Heydt, zu verärgern. Die Kristallpalast-Medaille hatte den Minister dazu veranlasst, aufzukreuzen und die Kruppschen Werke zu inspizieren. Er war geneigt gewesen, einem erfolgreichen Industriellen seine Hochachtung zu bezeigen, aber er war eben nicht Mitglied eines Königshauses. Alfred, der immer auf der Hut vor Werksspionage war, hatte ihm die kalte Schulter gezeigt. Das war sehr töricht gewesen. Von der Heydt hatte sich tödlich beleidigt gefühlt. Er schwor Rache für diese «Schweinerei», und war durchaus dazu in der Lage, Krupp schwer zu treffen, denn Preussen war – als Europas Modell eines Polizeistaats – an die Stelle von Österreich getreten. Im Herbst nach dem ersten

Patentschirmmützel überkam Alfred die Reue, als er erkannte, welchen Fehler er begangen hatte. Natürlich übertrieb er auch darin. Er übertrieb immer und überall; das war seine persönliche Handschrift. Er liess sich ein Porträt des Ministers von der Heydt kommen, hängte es über seinem Schreibtisch auf und gab als Motiv für sein Tun an, dass es «mich aufmuntern und anspornen soll... es zu etwas zu bringen, so wie der Christ in seinem Wandel nichts Geringeres als die Gottheit anstreben soll⁴²»,

Die Gottheit war nicht zu rühren: das Handelsministerium war Krupps unversöhnlicher Widersacher. Um ihm eins auszuwischen, schwor sich von der Heydt, dass die Aufträge über die von den Preussischen Eisenbahnen benötigten Kruppschen Radkränze auf ein Minimum reduziert werden sollten. Sein Büro hatte die Oberaufsicht über die staatseigenen Eisenbahnen, und so wurde die Instruktion ausgegeben: Bleibt den gepuddelten Stahlkränzen treu. Alfred war entsetzt. Preussens Ehre war bedroht! Ausserdem Krupps Gewinne! «Wer soll es glauben, dass wir in einem Monat dieses Jahres für mehr Wert nach Frankreich geliefert haben – auch an eine einzige österreichische Gesellschaft – als für alle preussischen Staatsbahnen bisher, solange sie bestehen», rief er am Ostersonntag 1857 aus. Anfang des nächsten Jahres wies er Alexander Freiherr von Humboldt darauf hin, dass trotz Anerkennung in anderen Ländern «die preussischen Staatsbahnen in unveränderter Beharrlichkeit in dem Masse eine Ausnahme machen, dass die gesamten Bestellungen derselben im verflossenen Jahre nicht dem notwendigen Produktionsquantum eines einzigen Tages gleichkamen». Als sich der Urheber des Boykotts noch immer nicht rühren wollte, protestierte Alfred unmittelbar bei von der Heydt dagegen, dass die Einkäufer aus dem Ministerium «mein Etablissement und alle Bestrebungen um Arbeit in einem unerklärlichen Masse unbeachtet gelassen haben» und dass «die Königlich Preussischen Staatsbahnen zusammen von sämtlichen fabrizierten Bandagen nicht ein halbes Prozent bisher bezogen haben⁴³».

Hier stand mehr als nur Geld auf dem Spiel. Der Kapitalist im vorigen Jahrhundert war kein Vorstandsvorsitzender, der sich um Dividenden und Aktienkurse Sorgen machte. Das Ziel bestand für ihn in nichts weiter als im Überleben. In dem Kopf-an-Kopf-Rennen um Ausnutzung der damaligen Möglichkeiten – der phantastischen Preise nämlich, die in jenem schwindelerregenden Moment der Geschichte für eine Handvoll Männer erreichbar waren – war eine konservative Haltung ein Unding. Wollte man seine Stosskraft beibehalten, brauchte man grosse Kapitalreserven. Nach britischen Massstäben war die deutsche Industrie noch immer ein armer Vetter; dennoch nahm in Mitteleuropa ein Moloch endgültige Gestalt an, und einige Zahlen geben einen Eindruck von seinem Wachstum. Zwischen 1850 und 1860 steigerte sich die Jahresproduktion der Schmelzöfen an der Ruhr um das Fünfzehnfache. 1857 überschritt die Zahl der Kruppianer tausend Mann. Die Abteilungen der Gussstahlfabrik hatten sich verachtfacht und umfassten jetzt ein Walzwerk, eine Presse, eine Montagewerkstatt und eine grosse Anzahl von Dampfhämmern, Schmelzöfen und Giesseerien.

Alfred hatte Vertreter in London, Paris und Wien sitzen – Matthias von Ficzek, sein Mann in Wien, repräsentierte auch die Rothschilds. Seit der Ausstellung in Paris hatte Kruppstahl ein charakteristisches Image erworben, und Alfred hatte mit der Erzeugung von Schiffsschrauben und Kurbelwellen für ausländische Schiffe begonnen.

Zugleich aber mit dem rastlosen Verlangen nach Expansion war seine Finanzlage prekär geblieben. Aller Gewinn konnte innerhalb von vierzehn Tagen weggewischt sein. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte Krupp in Deutschland noch keine Sonderstellung erlangt*. Er musste sich aus eigener Kraft einführen, und sein grösster Aktivposten war dabei sein Patent über die Radkränze. Mit ihm würde er einen beherrschenden Vorsprung ausbauen können; ohne das Patent jedoch würde Preussens Zukunft nicht Krupps männlicher Kanone, sondern Jacob Mayers weibischen Kirchenglocken gehören.

Alfred hätte sich seinen Weg nicht so energisch bahnen müssen. In seiner Gier, Rohstoffquellen aufzukaufen, übernahm er sich bereits, und seine Sturheit, auf einer Einmann-Inhaberschaft zu bestehen, brachte den Konzern wiederholt in Gefahr. Seine Nachkommen jedoch waren ihm später für beides dankbar. Ohne die Widerstandsfähigkeit, mit der sie ausgestattet worden war, hätte die Firma anlässlich der Konzernentflechtungen nach dem Zweiten Weltkrieg den Weg der IG-Farben gehen müssen. In den von wirtschaftlichen Depressionen geschüttelten Jahren um 1850 hingegen schien Alfreds Handlungsweise unvernünftig, ja töricht zu sein – eine Tatsache, die seinem stillen Gesellschafter nicht entging. Als Krupps Anleihen immer grösser wurden, geriet Solling in Unruhe. Es sei töricht, auf solch einem dünnen Seil zu balancieren, gab er zu bedenken; warum sollte man eigentlich nicht eine Gesellschaft gründen? Für Alfred klang das, als ob man von ihm forderte, mit Bertha Halbpart zu machen. Er konnte sich kein schrecklicheres Schicksal vorstellen, als «in die Hände einer Aktiengesellschaft» zu fallen. Seinem Freund Gustav Jüst schrieb er: «Die Geschäftsbilanzen will ich niemandem vorzulegen haben»; sein Cousin musste erkennen, dass er «nicht in der Eigenschaft als Associe, das heisst nicht nach Prozentsätzen tätig war ...»

Solling blieb hartnäckig. Er glaubte, dass er eine Rechenschaftslegung fordern könne, und er hatte recht damit. Aber es nützte ihm nichts. Wie Alfreds Brüder vor ihm fand sich auch Solling ausgeschaltet. «Dass ich doch wohl der sein muss, für den ich mich ausgegeben habe, Alfred Krupp, Besitzer der Fabrik», schrieb Alfred klang das, als ob man von ihm forderte, mit Bertha halbpart zu einem gewissen Anteil als Teilhaber beteiligt ist, gehört doch wohl nicht vor das Publikum.»

Sein Geschäftspartner hatte eine unverzeihliche Sünde begangen, und dafür wurde kein Pardon gegeben, nicht einmal am Grab. Sollings Sorgen über steigende Kredite wurde immer stärker; als die langanhaltende Panik von 1857 abgeflaut war, litt er unter Schlaflosigkeit. Da er nicht die Konstitution des «alleinigen Inhabers» besass, brach er zusammen. Alfreds Nachruf war kurz und herzlos: «Binnen acht Tagen war er gesund und tot⁴⁴.»

August von der Heydt war ein zäherer Gegner. Hier lagen sich zwei preussische Despoten in den Haaren: beide waren schlaue, listenreiche und von einem gewaltsam unterdrückten Trieb besessen. Für eine Weile schien es, als ob von der Heydt gewonnen hätte. Am 3. Juni 1859 brachte Alfred seinen letzten Appell um Verlängerung des

* Oder zumindest nicht, wie der folgende Fall beweist, in Essen. Den Kollegen aus dem Kreis der Industriellen und den Ministern war Alfred bekannt, nicht aber der Öffentlichkeit. Am 10. April 1851 identifizierte Essens Polizeichef, als er ein Gutachten der Rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft über Kurbelwellen von Krupp beglaubigte, Alfred als «Herr Friedrich Krupp». (*Krupp Werksarchiv IV*, 88.)

Patents für die Radkränze vor. Eiskalt wurde er abgewiesen. Alfred schrieb bitter, dass «von der Heydt mein Etablissement nie aufkommen lassen wollte», dass sein Widersacher «doch nichts versäumt hat, mich ernstlich bereuen zu lassen, dass ich nicht seit Jahren meine Erfindungen im Ausland ausgebeutet habe, und wenn ich noch dazu übergehen muss, dann trägt kein anderer die Schuld als Minister von der Heydt». Das klingt nach einer Drohung, und eine solche war es auch; sein Briefpartner war General Constantin von Voigts-Rhetz, Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartments in Berlin und ein begeisterter Befürworter von Stahlgeschützen. Der General war ein idealer Fürsprecher bei Wilhelm I. Und Wilhelm I., der im vorangegangenen Herbst anstelle seines wahnsinnigen Bruders zum Regenten berufen worden war, war jetzt dazu in der Lage, dem «alleinigen Inhaber» zu helfen⁴⁵.

Alfred traf Vorbereitungen, um dem Handelsminister in die Flanke zu fallen. Im Frühjahr 1860 schritt er zur Tat, wobei er plötzlich die preussische Fahne flattern liess. Voigts-Rhetz hatte für ihn den Weg geebnet, und so schrieb er jetzt selbst an Seine Königliche Hoheit mit der Versicherung, «auch ich habe trotz unfehlbar zu erzielender hoher Preise meine Weigerung erklärt, nach dem Auslande keine Gussstahlkanonen zu liefern, wenn ich glaubte, dadurch dem Vaterlande zu dienen». Bei dieser Gelegenheit brachte er erneut sein Plädoyer für eine Patentverlängerung vor. Am 19. März drängte Wilhelm I. beim Ministerium darauf, sie gutzuheissen. Am 14. April empfahl von der Heydt, der verzweifelt kämpfte, ihre Ablehnung. Am 25. April schliesslich garantierte der Regent die Zukunft der Krupp-Dynastie, indem er den Minister übergab, «in Anerkennung der patriotischen Gesinnungen, welche der Kommerzienrat Alfred Krupp in Essen mannigfach und namentlich durch Zurückweisung der ihm vom Auslande herangetragenen, ihm ansehnlichen Gewinn versprechenden Bestellung von Geschützen an den Tag gelegt hat...⁴⁸».

Man beachte die geschickte Formulierung von Alfreds Botschaft an den Prinzen. Er hatte es abgelehnt, Kanonen zu verkaufen, «wenn ich glaubte, dadurch dem Vaterlande zu dienen». Je öfter man das liest, desto weniger sagt es einem. Wenn man annimmt, dass damit ein *Opfer* gemeint war, so fiel Wilhelm auf eine ausgesprochene Lüge herein. Alfred hatte nichts ausgeschlagen. In Wirklichkeit hatte er sich in ganz Europa um Kunden für seine Kanonen bemüht. Zwar stimmt es, dass der Markt kein Interesse gezeigt hatte, aber nicht deshalb, weil sich Krupp zurückgehalten hatte. Nach der Ausstellung in Paris hätte Napoleon III. beinahe dreihundert Zwölfpfünder gekauft. Das Geschäft fiel infolge patriotischer Gesichtspunkte ins Wasser, aber nicht deshalb, weil Alfred sie berücksichtigte, sondern vielmehr der Kaiser, der sich zur Unterstützung der neuen Waffenfabrik der Familie Schneider in Le Creusot verpflichtet fühlte. Damit wurde übrigens der erste Anstoss zum internationalen Wettlauf der Waffen gegeben, der während der nächsten hundert Jahre eine solch spektakuläre Rolle spielen sollte. Obwohl Krupp mit diesem Geschäft Pech gehabt hatte, so war es durch die Messe doch zu seinem ersten Verkauf gekommen. Der Khedive von Ägypten, der die Kanone auf dem Stand bewunderte, hatte sechszwanzig Stück davon bestellt. Diese wurden im Eiltempo angefertigt, als der Zar zu dem Schluss kam, dass vielleicht doch Platz für militärische Monstren vorhanden sei und einen Sechzigpfünder zur Küstenverteidigung begehrte. Sollte dieser gut funktionieren, sei er dazu bereit, Rubel wie Wasser auszugeben.

Krupp fügte sich, obwohl er der hohen Herrscher schon etwas überdrüssig wurde. Zwar konnte ein Waffenschmied nicht ohne sie existieren, aber ihr anmassendes Ge-
habe machte einen verrückt. Der Herzog von Braunschweig zum Beispiel war mit der
Zusendung einer Geschenkanone von Krupp einverstanden gewesen und hatte ihm
dann nicht einmal eine Empfangsbestätigung zukommen lassen; der König von Han-
nover hatte eine Kanone zum Preis von 1'500 Talern bestellt, dann 1'000 Taler dafür
geboten – und schliesslich gar nichts bezahlt. Wie hätte man einen König mahnen sol-
len? Alfreds Lösung war, anzudeuten, dass er als Gegenleistung gern Geschenke an-
nehmen würde: reinrassige Pferde; «das ist was Reelles, woran man täglich Freude hat
und solider als Kreuzchen, Sternchen, Titelchen und dergleichen billige Ware». Bayern
hatte ihn mit dem Ritterkreuz des Verdienstordens vom heiligen Michael ausgezeichnet,
Hannover mit dem Welfenorden vierter Klasse. Alfred sah darin nichts anderes als
die Accessoires zur Gesellschaftskleidung, obwohl das alles war, was er je von den
beiden Monarchen erhalten hatte. Die feurigen Pferde blieben in ihren königlichen
Ställen, und am 19. Januar 1859, als seine Kanonenprojekte gescheitert waren, dachte
er ernstlich daran, seine sämtlichen Entwürfe für Waffen zu zerreißen. Er unterrichtete
Haass davon, dass er zwar mit dem Gedanken an «ein Monstergeschütz von 13 Zoll
Seelendurchmesser und 15 Fuss Seelenlänge» gespielt habe, dass es aber kaum der
Mühe wert sei: «Obgleich ich der Geschützfrage noch einiges Interesse zolle, so muss
ich Ihnen doch bemerken, dass ich im Allgemeinen den Wunsch hege, die Geschütz-
fabrikation einzustellen.» Es brachte kein Geld ein; es war beschwerlich; es gab keine
Aussicht, «durch massenhafte Lieferungen Entschädigungen zu finden». Ägypten aus-
genommen, mangelte es ihm an grossen Aufträgen. Alles in allem schien es ein
schlechtes Geschäft zu sein. Nichts erreichte «damit die Erwartungen, die von ver-
schiedenen Seiten und namentlich von Frankreich in mir angeregt wurden». Haass
selbst wurde «mit leeren mündlichen Versprechungen, nicht einmal mit schriftlichen,
abgewimmelt; die kaiserliche Armee hatte gerade Bronzegeschütze mit gezogenem
Rohr für achtzig Batterien erworben; Schneider-Creusot, der in folgedessen Mut be-
kam, hatte sich einen gigantischen Dampfhammer zugelegt. Alfred sah sich veranlasst,
seine eigene Zukunft darin zu erblicken, dass er seine Aufmerksamkeit «aus-
schliesslich auf eine erspriesslichere Tätigkeit, auf die Fabrikation von Gussstahlban-
dagen und Gussstahlachsen für See- und Flussschiffe, Eisenbahnlokomotiven und –
Waggons richten» wolle. Er würde seine Fabrikation «Werkzeugen des Friedens» wid-
men⁴⁷.

Dunkelheit – dann flammende Morgenröte. Gerade als er darüber nachgrübelte, ob
er aufgeben solle, bereitete der Regent eine Bestellung von einhundert Sechspfündern
vor. Voigts-Rhetz überredete den Prinzen Wilhelm, die Zahl auf 312 zu erhöhen – was
einen Wert von 200'000 Talern ausmachte –, und um den 20. Mai (als die Kruppianer
vom Militärdienst befreit wurden) erhielt Alfred vom Preussischen Kriegsministerium
eine Vorauszahlung von 100'000 Talern. Schon wuchs Krupps erste Geschützfabrik
empor. Der Wellenschlag neuen Interesses erreichte bereits die Ausstellungspavillons
im Europa der Königshäuser. Vollblüter begannen jetzt in Essen einzutreffen – und
auch Kutschenpferde. Im Oktober fand sich Prinz Wilhelm von Baden als Gast im Gar-
tenhaus ein – nach Luft ringend, keuchend und ständig neue Hemden verlangend und
als er wieder abgereist war, wurde in Berlin der neue König ausgerufen. Friedrich Wil-

helm IV. war endlich in die Walhalla gekarrt worden; Wilhelm I. war König von Preussen. Eine seiner ersten königlichen Handlungen bestand darin, dass er zu einem zweiten Besuch der Gussstahlfabrik zurückkehrte, diesmal von seinem Sohn und seinem Hofstaat begleitet. Er hatte einen anderen Roten Adlerorden vorausgeschickt – diesmal dritter Klasse mit Schleife – und fügte jetzt noch das Ritterkreuz des Hauses Hohenzollern hinzu. Noch mehr Flitterwerk, aber Alfred verachtete es nicht. Denn das waren preussische Orden, das war das Richtige. Von patriotischer Inbrunst geschüttelt, drückte er der Regierung seine «Freude und Erregung» aus⁴⁸; anschliessend stürmte seine Handschrift quer über die Papierbogen, als er ein Communiqué an das gesamte Werk veröffentlichte, in dem er das Schauspiel für Seine Majestät vorbereitete.

Hätte Wilhelm I. davon Kenntnis bekommen, hätte er vielleicht seinen Sinn geändert, denn es war ein erschütterndes Beispiel deutscher Pedanterie, die sich als Tüchtigkeit maskierte. Alfred ordnete an, dass in einer etwa tausend Quadratmeter grossen Halle gezeigt werden sollten: a) eine Ausstellung über die Stahlerzeugung, beginnend mit Koks und Roherz und abschliessend mit den Endprodukten; b) eine graphische Darstellung über den Unterschied zwischen Roheisen (das heisst Jacob Mayers Glocken) und Gussstahl (Kruppstahl); c) Beispiele von Achsen, Radkränzen und Kanonen, die «jede Stufe des Herstellungsverfahrens» demonstrieren; d) fertiggestellte Geschütze «mit Verbesserungen der Konstruktion und Lafettierung»; und schliesslich e) Holzmodelle von zwei geplanten Kruppgeschützen. Zum grossen Finale sollte Seine Majestät Augenzeuge sein, wie eine Kanone gegossen und in rotglühendem Zustand geschmiedet wurde⁴⁹.

Es war ein ermüdender Tagesplan. Mehr noch: es grenzte an Unverschämtheit. Nur ein Grössenwahnsinniger konnte annehmen, dass er so viel herrschaftliche Zeit in Anspruch nehmen dürfe. Doch Wilhelm hielt alles durch. Prächtig anzusehen mit seinen vergoldeten Tressen, seiner karmesinroten Schärpe, seinen blitzenden Orden und dem mit einer polierten Spitze bewehrten Helm, bewunderte der Monarch Schlackemühlen, liess, über tönernen Gussformen gebeugt, ein undeutliches Gemurmel hören, und spendete endlosen Musterfedern und langweiligen Ausstellungsstücken des technischen Drum und Dran in den Werkabteilungen sein königliches Lob, während hinter ihm sein entgeistertes, aber schweigendes Prunkgefolge sich nervös hin- und herschob und vergeblich versuchte, mit wedelnden Reitgeräten Federbüsche und Uniformröcke von dem allgegenwärtigen Russ zu befreien. Keiner aus dem Gefolge hatte Spass an der Sache, und Preussens Kriegsminister, General Graf Albrecht Theodor Emil von Roon, der bereits auf dem Postwege mit Alfred gestritten hatte, war so beleidigt, dass er ein zweiter von der Heydt wurde. Trotz alledem ging die Vorstellung weiter, bis die Dunkelheit hereinbrach und nur noch die flackernden Feuer der Schmiedeessen die unheimliche Szenerie illuminierten. Der König blieb bis zum Schluss, weil er dazu geneigt war, Krupp einen Gefallen zu tun. Er war zu der Überzeugung gekommen, dass er Alfred brauchte.

Aus welchem Grund?

Preussen war der Grund. Der Soldatenkönig blickte über seine Grenzen, nach Deutschland und – der Kriegsgott gebe es! – auf ein wiedererstandenes Reich.

Heute fällt es schwer, sich Wilhelms I. Gefühlslage zu vergegenwärtigen, sich da-

ran zu erinnern, welch kleiner Mann er vor den Augen der Welt war, sich klarzumachen, dass die Deutschen noch vor einem Jahrhundert in Europa die Zielscheibe des Spotts waren. Keiner unter den heute Lebenden kann sich eine Zeit vorstellen, in der der teutonische Schatten den übrigen Kontinent nicht bedrohte, beherrschte, verdunkelte oder gar auslöschte. Noch als Wilhelm I. den Thron bestieg, war Preussen ein Land aus einer komischen Oper, das von Aufschneidern und selbstbeschaulichen, professorenhaften Bürokraten gelenkt wurde. Lange Zeit war es unbedeutend gewesen, und es bestand wenig Grund zur Annahme, dass sich in Zukunft die Dinge wesentlich ändern würden. Ganz bestimmt hatte niemand den Verdacht, Berlin könne einmal die Kapitale der grössten Aggressionsmacht in der modernen Geschichte werden, seine Truppen würden wiederholt über die eigenen Grenzen hinaus vorstossen, drei entscheidende Kriege herauf beschwören und Europas Boden mit dem Blut von drei Generationen tränken.

Militärische Macht war ohne politische Stabilität undenkbar, und Deutschland war in politischer Hinsicht ein Sumpf. Das alte Heilige Römische Reich, das Erste Reich – das, wie Generationen von Lehrern erklärten, weder heilig noch römisch noch ein Reich gewesen war –, hatte sich schon vor langer Zeit in ein verwirrendes Puzzlespiel zurückentwickelt. Seine Wiedererweckung erschien genauso unwahrscheinlich wie heute etwa ein vereintes Afrika. Napoleon hatte Deutschlands dreihundert Staaten, Bistümer und Freie Städte auf einhundert reduziert, und der gegen ihn gerichtete Bund hatte eine weitere Konsolidierung mit sich gebracht, doch selbst der Bund von 1815 zählte noch achtunddreissig unabhängige und aufeinander eifersüchtige Kleinstaaten. Von diesen waren Preussen und Österreich stark genug, um die Hegemonie zu beanspruchen, und als die Karten auf den Tisch gelegt wurden, hatte sich Preussen als zweiter Mann herausgestellt. Das Frankfurter Parlament vom Mai 1848 hatte mit der Wiederbelebung nationaler Integrität Schiffbruch erlitten, und so hatte Friedrich Wilhelm IV. die Bildung einer neuen Union unter Ausschluss von Österreich vorgeschlagen. Wien hatte daraufhin einen Gegenplan veröffentlicht – eine Rückkehr zu dem schwachen Bund. Das zugrunde liegende Motiv war, den König von Preussen als einen unter vielen bedeutungslosen deutschen Fürsten niederzuhalten, und die Sache gelang; im Herbst 1850 liefen die kleinen Fürsten, die ihre Souveränität schätzten, auf die österreichische Seite über. Friedrich Wilhelm hätte zum letzten Argument der Könige greifen können, aber dank den Spandauer Offizieren, die Alfreds erstes Geschütz den Spinnen überlassen hatten, fehlte ihm eine Kanone, die überzeugt hätte. Nebenbei gesagt, war er trotz all seiner Phantasiegebilde von Turnieren in geistig normalen Momenten ein Hasenfuss. Zaghafte und hilflos, wie er war, fügte er sich der Kapitulation, die leidenschaftlichen deutschen Nationalisten als «die Schande von Olmütz» für immer im Gedächtnis haften bleiben sollte.

Das war es, wogegen sich sein Bruder stellte. Kühn und entschlossen gedachte Wilhelm I., die Ehre der Krone zu rächen, und von dem Augenblick an, da er sie aufsetzte, begann er damit, die Stufen zum Ruhm – wie man's nimmt – hinauf- oder herabzusteigen. Sein Besuch in Essen bedeutete eine dieser Stufen. Eine weitere war die Militärreform; indem er sich über alle Opposition hinwegsetzte, verlängerte er die Wehrpflicht und gab Preussen ein gewaltiges stehendes Heer. Und was am wichtigsten war: er fand einen unvergleichlichen politischen Stellvertreter in Otto Eduard von Bis-

marck-Schönhausen, einem Brandenburger Junker und leidenschaftlichen Verteidiger königlicher Privilegien, der drei Jahre jünger als Alfred war. Im Jahr nach der Feuerprobe in Krupps Schmieden ernannte der König Bismarck zum Kabinettschef, und die Liberalen bekamen langsam eine Ahnung davon, was ihnen bevorstand. «Deutschland schaut nicht auf Preussens Liberalismus, sondern auf seine Macht», sagte er ihnen, und – höchst denkwürdig: «Nicht durch Reden oder Majoritätsbeschlüsse werden die grossen Fragen der Zeit entschieden, sondern durch Blut und Eisen.» Wilhelm I. liess sich das durch den Kopf gehen und schickte Bismarck an den Ort, wo das Eisen war. Da Alfred den Gestank in seinem Haus unmöglich länger aushalten konnte, baute er sich gerade ein neues, und Bismarck war sein letzter Gast im Gartenhaus. Die beiden Neurotiker kamen prächtig miteinander aus. Sie sassen im Gespräch beieinander, bewunderten die albernen Pfauen und Ananasfrüchte und fanden heraus, dass sie in allem übereinstimmten – angefangen vom göttlichen Recht bis hin zur Schönheit alter Bäume. Alfred freute es besonders, als er hörte, dass sein Gast ein Pferdliebhaber war. (Der Gastgeber hatte seinen ungewöhnlichen Geruchssinn nicht verloren.) Beim Diner bemerkte Bismarck lächelnd, dass die Kaiserin Eugénie ein bisschen liederlich sei, und als Napoleon III. zur Sprache kam, murmelte er mit einem drolligen Unterton: «Eigentlich ist er dumm!» Wie dumm der Bursche tatsächlich war, sollte sich erst mehrere Jahre später heraussteilen, als die beiden Tischgenossen ihre Kräfte vereinten. Aber Alfred, der vielleicht an seine Pariser Enttäuschungen dachte, fand den Einwurf seines Gastes zum Totlachen⁵⁰.

Staatsbesuche waren in Essen zur Gepflogenheit geworden; innerhalb von Monaten hatten sich Alfreds Zukunftsaussichten auf dramatische Weise geändert. Als von der Heydt ergebenst bei ihm anfragte, ob er nicht bei der Londoner Industrieausstellung von 1862 als preussischer Preisrichter fungieren wolle, bemerkte Krupp schlagfertig, dass der Minister eine für «jene Stelle geeignetere Persönlichkeit» finden würde⁵¹, und Alfreds Beziehung zu Wilhelm I. sollte sich so weit verbessern, bis er praktisch ein Mitglied des Hofes war. Er hatte zwar weiterhin seine närrischen Höhenflüge und krankhaften Zusammenbrüche. Das lag in der Natur sowohl dieses Mannes als auch der industriellen Revolution, und möglicherweise war es sogar charakteristisch für Deutschland. Aber hinfort war er in dem viereckigen Potsdamer Schloss eine privilegierte Persönlichkeit; er und seine Verkaufsleute durften ihr Sortiment in Privataudienzen beim König ausbreiten. Die Kette, die Krupp und die Hohenzollern verband, war nicht zu sprengen. Alfred wollte Geschütze herstellen. Wilhelm I. wollte sie , kaufen. Es war eine Ehe der Bequemlichkeit, vielleicht auch der Notwendigkeit, und nicht einmal der Tod konnte sie beenden; jeder von Wilhelms Nachfolgern musste sich mit dem Senior der Krupps seiner Generation verbünden. Ergründet man diese gegenseitige Abhängigkeit, dann begreift man die neue, historische Bedeutung, welche die Dynastie jetzt annahm. Hinfort sollte Krupp mit den nationalen Bestrebungen des Volkes identifiziert werden. Und aufgrund der besonderen Gunst, die man Alfred und seinen Erben zukommen liess, sollten die Krupps zur führenden Industriellenfamilie des Landes werden. Die Tatsache, dass Alfred auch weiterhin Geräte für Friedenszeiten herstellte, ist völlig ohne Belang. Krupps Erfolg mit einer friedlichen Produktion war die direkte Folge seiner kriegerischen Produktion. Hätte er keine Kanonen hergestellt, wä-

re er nicht zu einer nationalen Institution geworden, und es war die Institutionalisierung der Krupps, die ihnen die Vorherrschaft gab. Wilhelm I. hätte nie interveniert, um das Patent für die Radkränze zu retten, wäre Alfred nicht dazu in der Lage und ausserdem bereit gewesen, das neue preussische Schwert zu schmieden. Krupp erkannte die Quelle seiner Macht sehr gut. Bei einer Krise würde er sie sich in Erinnerung rufen und die Flagge hissen. Sollte das nichts fruchten, würde er Drohungen ausstossen – von seinem Weggang und von seiner Suche nach einem Herrscher, der ihn zu schätzen wisse.

Diese Methode hatte fast immer Erfolg. Ab und zu scheiterte sie auch, denn der Monarch und seine Waffenmeister waren ja nicht allein. Starke Strömungen und Gegenströmungen wirbelten um Potsdam und Essen, rissen sie in diese Richtung und in jene und spannten das Verbindungsseil bis aufs Äusserste. Alfred hatte nicht viele Misserfolge, aber deren Ursachen waren bezeichnend. Die erste war technischer Art: als Pionier ging er manchmal in die Irre. Die zweite lag in der preussischen Armee begründet: Krupp war nicht der einzige unentbehrliche Mann für des Königs grossen Plan, und die hohen Militärs klammerten sich noch immer an ihre vielgeliebte Bronzeartillerie. Diese beiden Ursachen – seine Fehlbarkeit und die starr am alten hängenden Offiziere – hatten zu Alfreds Krach mit Graf von Roon geführt. Während der letzten Wochen von Wilhelms I. Regentschaft entschloss sich Alfred dazu, Hinterladerkanonen zu bauen. Es war eine revolutionäre Idee. Schon sein Gedanke an gezogene Rohre war haarsträubend genug gewesen und tatsächlich zurückgewiesen worden; nach einem Probeschüssen in einem alten Fort nahe Jülich hatte sich die Armee ausbedungen, dass jedes der 312 Geschütze, das ein gezogenes Rohr aufwies, prompt zurückgeschickt werden sollte. Und jetzt machte er auch noch den Vorschlag, seine Rohre von *hinten* zu laden. Das Offizierscorps hielt diese Idee für sehr sonderbar.

Hartnäckig forderte er Preussen auf, die Kanone zu kaufen. Das Verschlussstück, erklärte er, bestehe aus einem Keil, und er verlangte für diese Idee ein Patent mit einer Laufzeit von fünfzehn Jahren. Das Gesuch flatterte auf den Schreibtisch des Grafen von Roon. Dieser Mann muss flüchtig betrachtet werden, da er in der späteren Geschichte der Krupp-Dynastie eine Schlüsselrolle spielte. Er war ein halsstarriger, kleinlicher Vorgesetzter, den man als aufgeblasene Null ansah; ein Oberst vertraute seinem Tagebuch an: «Gott schütze uns vor unseren Freunden. Er steht als Stratege etwa Bismarck gleichauf, aber als Clown steht er sehr viel höher.» Walter Görlitz porträtiert ihn in seinem Buch *Der deutsche Generalstab* als «hünenhafte Gestalt; die finsternen blauen Augen hinter den buschigen Brauen und der grimmig gesträubte Schnauzbart liessen an einen Feldwebel denken. Tatsächlich nannte er sich den Feldwebel des Königs' und war stolz darauf ... In der Armee hiess er der ‚grobe Roon‘ zum Unterschied von anderen Mitgliedern seiner Familie.» Dem Essener Konzernherrn gegenüber benahm sich von Roon ausgesprochen grob. Er benutzte Krupps Gesuch als Toilettenpapier und erzählte diese Tatsache seinen Kollegen aus dem Offizierscorps⁵².

Einer von ihnen erzählte diese Geschichte Alfred weiter, der daraufhin den König um Intervention bat. Unglücklicherweise war Wilhelm nicht dazu in der Lage. Er brauchte seinen ungehobelten Kriegsminister genauso sehr wie seinen Waffenlieferanten, denn von Roon war auf seine Art ein Genie: er legte Eisenbahnnetze an und ver-

vollkommnte damit einen Plan zur raschen Mobilisierung, um die zahlenmässige Überlegenheit von Preussens möglichen Feinden wettzumachen. Überdies war Wilhelm I. seinem General gegenüber im höchsten Grade zu Dank verpflichtet. Während er noch Prinzregent war, hatte das Parlament seinem Armeebudget nicht zugestimmt. Ohne dieses Budget hätte der Souverän Preussen aber nie zu einer erstrangigen europäischen Macht erheben können. Fünf Jahre lang hielt der Streitfall Berlin in Aufruhr; Duelle wurden ausgetragen, Staatsstreiche gegen das Parlament abgesprochen, und zu einem bestimmten Zeitpunkt plante das Offizierscorps sogar die Einnahme der Hauptstadt mit Hilfe von 35'000 Mann, indem es Truppen in Stettin, Breslau und Königsberg in Alarmbereitschaft versetzte. Hätte der Kriegsminister seinem Souverän je die Treue aufgesagt, hätte er nur für einen Augenblick einen Rückzieher gemacht, wäre das Zweite Reich als Totgeburt dahingegangen. Doch Roon rührte sich nie von der Stelle. Görlitz führt in diesem Zusammenhang aus:

Den Kampf gegen den Landtag führten der Kriegsminister General von Roon und der Leiter der Abteilung für persönliche Angelegenheiten, Edwin von Manteuffel, die auch nicht davor zurückschraken, für die äusserste Eventualität einen Staatsstreich der Armee gegen das Parlament in allen Einzelheiten militärisch vorzubereiten⁵³.

Alles das war eine Folge der misslungenen «Revolution» von 1848, und die Loyalität der Junker gegenüber ihrem Stand mag nach der Tatsache bemessen werden, dass sie in einen erbitterten, mörderischen Kampf gegeneinander verwickelt waren. Der Chef des Militärkabinetts und der Kriegsminister sahen sich jeder für sich als Stabschef des Monarchen. Alle Offiziere stimmten mit von Roon überein, dass die Armee «die Berufsschule der Aristokraten, ihr natürliches Haupt der König» sei. Das Ziel des brutalen Roon war es, «die friderizianische Monarchie gegen ein englisches Scheinkönigtum» zu verteidigen und inmitten konstitutioneller Begriffsordnung «dem Souverän die Stellung des Obersten Kriegsherrn zu erhalten». Manteuffel ging noch weiter. Für ihn war «die Armee der Staat. Die moderne Zeit... blieb ihm im Grunde nicht nur unverständlich, sondern auch verhasst». Man hätte denken können, dass Roon und Manteuffel Blutsbrüder gewesen seien. Stattdessen waren sie und ihre Schüler geschworene Feinde, und nur die Bedrohung durch das Parlament – die schliesslich durch die byzantinischen Intrigen Bismarcks behoben wurde – wendete eine Revolte ab⁵⁴.

Wilhelm I., der sich Roon gegenüber zu Dank verpflichtet fühlte und ihn dazu brauchte, die Organisation rascher Einberufungen an wichtigen Eisenbahnstationen zu vervollkommen, konnte Alfreds wiederholte Anträge auf günstige Entscheidung nur an das Kriegsministerium weiterleiten. Aber der Konzernherr war an den Wechselfällen in Berlin desinteressiert. Er wollte für seinen Hinterlader die Genehmigung, und er bemühte sich darum, dass jeder nur denkbare Druck auf Roon ausgeübt wurde. Die Erfindung, so argumentierte Krupp, sei «in erster Linie für mein eigenes Land gearbeitet» worden. Sollte ihn das Ministerium im Stich lassen, «müssen die Bedingungen, unter welchen ich dieselbe auszubeuten gedenke – während sie den betreffenden Staaten den Vorteil der ersten Benutzung der Erfindung bieten – meinem Etablis-

ment die Sicherheit gewähren». Es war ein deutlicher Einschüchterungsversuch. Roon indes blieb ungerührt; der Antrag wurde abgelehnt. Keine Hinterlader für Preussen kamen heraus, und kein Patent war verfügbar. Alfred reichte verbittert eine Bittschrift bei Wilhelm I. ein. Doch der blieb stumm. Erst nachdem England und dann Frankreich einen Patentschutz bewilligt hatten, stimmte ihm auch Roon grollend zu. Aber das letzte Gelächter sollte ihm gehören. Er hatte den Entwurf aus Essen schnell beiseite gefegt; eine sorgfältige Prüfung hätte jedoch gezeigt, dass der Verschlussmechanismus tatsächlich Mängel aufwies. Zum Unglück für Alfred wurde der todbringende Fehler übersehen – und erst sechs Jahre später auf dem Schlachtfeld entdeckt⁵⁵.

Defekte konnten repariert werden, dickschädliche Generale konnten in den Ruhestand versetzt werden. Eine dritte Belastung von Krupps Rolle als Preussens Kanonenhersteller war weitaus schwerwiegender – schwerwiegender für ihn und schliesslich auch für Europa. Ihre Auswirkung sollte die Welt lange nach Alfreds Tod heimsuchen, und sie entstand aus einem ungeheuerlichen Widerspruch. Kanonen hatten mit Patriotismus zu tun, Geschäft war international. Bei dem in der damaligen Zeit herrschenden Geist des *laissez-faire* war ein Industrieller dazu berechtigt, mit seiner Kollektion bei Kunden in jedem Land hausieren zu gehen. Das stellte einen privaten Waffenproduzenten vor eine sehr merkwürdige Situation, und diese wurde noch durch die Tatsache kompliziert, dass er nur in Kriegszeiten im heimischen Geschäft zu Erfolgen kommen konnte. Da niemand wusste, wann ein Krieg ausbrechen würde, konnte er seine Produktion nur durch Absatz im Ausland aufrechterhalten. So begann Krupp um 1860 mit der Lieferung von Geschützen nach Russland, Belgien, Holland, Spanien, Österreich, England und in die Schweiz. Berlin wusste das. Die Regierung ermutigte ihn nicht nur, so weitläufige Geschäftsverbindungen aufrechtzuerhalten; sie war sogar dazu bereit, als Komplize mitzuwirken. Am 12. Oktober 1862 schrieb Alfred an Kronprinz Friedrich Wilhelm*, dass die Briten gerade in Woolwich ihre Versuche mit seinen Kanonen abgeschlossen hätten. Sie hätten sich über die «vollkommene Dichtigkeit und Sicherheit des Verschlusses ausserordentlich befriedigt» geäussert – der Name des unglückseligen Colonel, der diesen Bock geschossen hatte, ist barmherziger Vergessenheit anheimgefallen –, und Krupp wurde zu Preisverhandlungen nach London eingeladen. «Ein Hoffungsstern ist für mich aufgegangen», frohlockte er. Leider hatte er keine Freunde bei Hof. Würde der Kronprinz so gütig sein und für ihn Empfehlungsbriefe schreiben? Seine Hoheit war entzückt – und schickte sie postwendend⁵⁶. Alfred hielt diesen Handel mit England für vernünftige Geschäftspraxis. Am 27. Februar des nächsten Jahres fragte er bei Friedrich Wilhelm an: «Und warum sollte England nicht unter so dringenden Umständen das Material vom befreundeten Auslande beziehen, bis es dasselbe innerhalb seiner Industrie selbst schafft⁵⁷?»

Er hielt dieses Argument für unangreifbar. Doch da niemand garantieren konnte, dass ausländische Freunde für immer Freunde bleiben würden, war seine wiederholte Versicherung, dass er keinen Feind Preussens mit Waffen ausrüsten würde, absurd. Er hatte Roon zugesagt, dass er nie ein Geschütz verkaufen würde, das man «eines Tages

* Der spätere Kaiser Friedrich III., Sohn Wilhelms I.

gegen Preussen richten könnte». Wie konnte er so etwas versprechen? Wer hatte denn eine Ahnung, wer sich einst als Feind heraussteilen würde? Wie es sich schliesslich zeigte, schlossen die verschiedenen Machtkombinationen, die sich zur Eindämmung des deutschen Militarismus bildeten, beinahe jedes Land in Europa ein, was bedeutete, dass in Essen hergestellte Kanonen sich auf Millionen deutscher Soldaten richteten. Seltsamerweise sah niemand diese gefährliche Möglichkeit voraus, und um den Irrsinn noch zu vergrössern, erkannten die Offiziere in anderen Ländern häufig nicht die Notwendigkeit, die heimische Industrie zu unterstützen. Alfred wurde in London wohlwollend aufgenommen. (Bei seiner Rückkehr bestätigte er dankbar einen Auftrag des Duke of Cambridge und fügte hinzu: «Ich bin fest entschlossen, desselben mich würdig zu machen, indem ich mit einer guten Sache England dienen will.») Das Geschäft fiel ins Wasser, weil die emporstrebende englische Firma W.G. Armstrong & Co. dem Parlament die Daumenschrauben ansetzte. Doch die Admiralität kaufte die Krupp'schen Rohre schliesslich auf irgendeine Weise heimlich. Dann wieder musste Alfred zu seinem Schrecken entdecken, dass *preussische* Admirale darauf erpicht waren, *britische* Geschütze zu erwerben. Sie hatten sich für Vorderlader von Armstrong begeistert und sahen keinen Grund, warum sie diese nicht haben sollten. Als Alfred bemerkte, dass sein eigener Ochse aufgespiesst werden sollte, ging er schnurstracks zu Bismarck und erzählte ihm, dass ihn die Niedertracht der Marine «völlig krank» mache. Bismarck pflichtete ihm bei – das dürfe einfach nicht geschehen. «Mein Besuch war ihm willkommen», notierte Alfred erleichtert; das Gespräch «war mir nun Wasser auf meiner Mühle»⁵⁸.

Das Auftauchen von Armstrong vervollständigte Europas todbringendes Triumvirat. Krupp, Schneider, Armstrong: Während der nächsten 80 Jahre sollten sie zunächst als Schutzschilde nationaler Ehre gefeiert und später, nachdem man über ihre niedermetzelnden Maschinen hoffnungslos die Kontrolle verloren hatte, als Händler mit dem Tod berichtigt werden*. Darüber, wer Nummer eins war, gab es indes nie eine Frage. Alfred war der erste gewesen, Alfred war der grösste, Alfred hatte die zufriedensten Kunden. Seine bei der Londoner Ausstellung vom Jahr 1862 begründete Vorherrschaft war absolut. Die nachfolgenden Messen hatten ihm gezeigt, dass die Masse für Waffen schwärmte, und er gab sich Mühe, die Leute zu beeindrucken. Ein Zeichner der *Illustrated London News* stellte «eine Gruppe von Ausstellungsobjekten des Mr. Krupp aus Essen, Preussen» dar, und die Zeichnung starrt von Mordwerkzeugen. Ein Journalist hatte ein Paar Eisenbahnräder entdeckt, «die nahezu 74'000 Meilen zurückgelegt haben, ohne je wieder mit der Drehbank in Berührung gekommen zu sein», aber dieser Journalist war ein Goldgräber, eine Ausnahme. Die Augen seiner Kollegen hefteten sich auf Alfreds Artillerie, und ihr Beifall klang schrill. Die *Morning Post*, die *Daily News*, die *News on the World* waren entzückt; der *Spectator* erzählte begeistert von «Damen, die in stummem Staunen dastanden», von Männern, die von «der Schlachten-

* 1888 gesellte sich zu Armstrong eine andere britische Waffenfirma: Vickers Sons & Company, Ltd. Beide arbeiteten jedoch zusammen und vereinigten sich schliesslich am 31. Oktober 1927 zur Firma Armstrong-Vickers, Ltd. Interessanterweise unterstützte Tom Vickers' Produktion von gussstählernen Radkränzen für die Eisenbahn – womit er 1863 begann – seine ersten Versuche mit Geschützen. Seine technische Ausbildung erhielt er in Deutschland. (Scott, *Vickers*, SS. 14-15.)

musik der Zukunft» träumten. Selbst *The Times* begrüßte die «fast militärische Disziplin», die in den «Kruppschen Stahlwerken zu Essen (sic!)» herrsche und schloss; «Wir beglückwünschen Krupp zu der überragenden Stellung, die er einnimmt⁵⁹.»

Die Leute von Armstrong, die gerade ins Geschützgeschäft einstiegen, kniffen die Lippen zusammen und taten, was sie konnten. Sie gabelten in Italien, Spanien, den Niederlanden, in Südamerika und im Mittleren Osten kuriose Aufträge auf. Armstrong selbst war voller Hoffnung. Schneider übersah er einfach, und über Krupp schrieb er, dass «dieser neben uns jedenfalls die einzige Person sein kann, die mit irgendeiner europäischen Macht zu tun hat». Jeden Schritt zurück, den Krupp tat, betrachtete er als einen Schritt, der Armstrong vorwärts brachte; als man in England von der Explosion einer Kanone von Krupp erfuhr, informierte er seinen Werkdirektor fröhlich darüber, dass diese «mit Gewalt in tausend Stücke» zerborsten sei: «Sämtliche Splitter waren ohne Fehl; Schuld war also allein die innere Fehlerhaftigkeit des Materials. Ich habe diese nette Neuigkeit [dem stellvertretenden Kriegsminister] Lord Grey übermittelt.» Aber alles, was Armstrong unternehmen konnte, war immer noch recht wenig. Als die Russen das Angebot machten, sich aus ihrer Waffenfabrik in Alexandropol zurückzuziehen, wenn er sich dort einrichtete, glaubte er, dass sein Ansehen von nun an gewaltig steigen würde. Ihm war dabei nur nicht bekannt, dass Alfred von den Russen jahrelang mit demselben Vorschlag bestürmt worden war und dass er abgelehnt hatte, weil er «von Essen aus billiger nach Russland liefern» könne⁶⁰.

Zweifellos belieferte Alfred Russland ausgiebig. Alexander II. war sein Hauptkunde geworden. Nicht einmal Wilhelm I. konnte es mit diesem aufnehmen. Der Sechzigpfünder, den Krupp nach St. Petersburg geschickt hatte, war eine sensationelle Waffe gewesen, und im Herbst 1863 verschlug es Alfred die Sprache, als Alexanders Generale eine Bestellung in Höhe von einer Million Taler – also fünfmal so hoch wie jene von Potsdam – aufgaben. Sie erlaubte – was auch nötig war – die Errichtung einer zweiten Geschützfabrik, und Werkmeister von Krupp reisten bis nach Polen, um neue Kruppianer anzuwerben. Alfred war überwältigt. Sein preussischer Chauvinismus verringerte sich merklich; er nahm etwas von einem Kosaken an. Im Frühjahr 1864 beherbergte er im Gartenhaus, das er weiter als Gästehaus beibehalten wollte, eine russische Artilleriemission; mit Generalleutnant Franz Eduard Iwanowitsch Graf Todleben begann er einen ausgedehnten Briefwechsel, und er versuchte sogar, ein russisches Buch über die Verteidigung von Sewastopol zu entziffern. Für den Augenblick verdrängte er alle Gedanken über den Dienst am Vaterland oder an England. Er brauchte seine Kräfte dazu, um der einen Million Taler zu dienen. Die Gussstahlfabrik, so schrieb er an Todleben, «beschäftigt jetzt annähernd 7'000 Menschen ... wovon ein grosser Teil für Russland arbeitet⁶¹».

Es war unvermeidlich, dass die gesteigerte Betriebsamkeit bei Krupp die Aufmerksamkeit der Aussenwelt auf sich zog. Alfred war gerade in einem Hotel «Unter den Linden» abgestiegen, als eine Berliner Zeitung Einzelheiten über seinen Moskauer Vertrag brachte. Nach einer Zänkerei mit Roon kehrte er ins Hotel zurück und las dort den Artikel, in dem er sich als «der Kanonenkönig» beschrieben fand. Erfreut schickte

er den Ausschnitt an Bertha. Die ausländische Presse hatte das Schlagwort bald aufgenommen; nach wenigen Wochen war er in Paris «*Roi des Canons*» und «*the Cannon King*» in London. Es war eine jener beiläufigen Redewendungen, die volkstümliche Saiten anrühren, und sie blieb haften – so gründlich, dass von da an das Oberhaupt der Familie Krupp in jeder Generation der Kanonenkönig genannt wurde⁶².

Kapitel 4

Wirksamer als die Marke X

Alfreds Reich dehnte sich rasch aus. Mitte der sechziger Jahre des 18. Jahrhunderts zeigte sich bei ihm ein immer stärker werdender Sinn für Schwung und Tempo; seine Räder drehten sich volltönend und rasch und gleichmässig. Er riss die alte Gussstahlfabrik nieder und errichtete sie von Grund auf neu, ausserdem fügte er drei Maschinenwerkstätten, drei Walzstrassen, eine Stellmacherei, eine Achsendreherei, ein Hammerwerk für Geschütze und eine Dampfkesselwerkstatt hinzu. Jeden Monat wurde der düstere, bratensaffarbene Himmel über der Fabrik noch hässlicher. Die ganze Ruhr machte einen Wandel durch, als man die phantastischen Anwendungsmöglichkeiten für Koks entdeckte; die letzten malerischen alten Hochöfen im Hügelland wurden gelöscht, die letzten Wasserräder hielten knarrend an. Die Industrie drängte mit aller Gewalt ins Kohlenrevier, und mit ihr kam das neue deutsche Proletariat: Ehemalige Bauern, die noch nie eine Maschine gesehen hatten, die jetzt in Häusern zusammengepfercht wohnten, die für die Hälfte von ihnen gedacht waren – Essens Einwohnerschaft wuchs während dieses Jahrzehnts um 150 Prozent – und die sich darauf versteiften, als Erinnerung an ihr früheres Landleben eine Kuh oder ein Schwein zu halten oder ein winziges Stück Land zu bebauen. Der Wegzug bedeutete für sie eine schmerzhaft Trennung mit erschreckenden Folgen. Englands Arbeiterklasse hatte ein halbes Jahrhundert zur Verfügung gestanden, damit sie sich an das neue Leben gewöhnen konnte. Den Preussen blieben dafür nur einige wenige Jahre, und sie schafften die Anpassung einfach nicht. Sie waren zu rasch enturzelt worden, und so blieben sie beschränkte Leute, die sich nach der schlichten Einfalt zurücksehnten, die für sie typisch gewesen war, bevor die Eisenbahnen ihren kleinen Besitz mit ihrem Netz überzogen hatten¹.

Die Ankunft der Bauern löste Krupps Arbeitskräfteproblem. Der Kapitalmangel blieb bestehen. Alfred hätte sich besser darauf einstellen müssen, als er es in Wirklichkeit tat. Ihm standen ausgezeichnete Ratgeber zur Verfügung. Die Werke profitierten jetzt von neuen Geschäftsführern mit hellen Köpfen: da war Sophus Goose, ein cleverer junger Rechtsanwalt, ausserdem Carl Meyer, ein eulenhafter ehemaliger Buchhändler mit einem Rattenschwanzschnurrbart – er wurde Essens «Botschafter» in Potsdam –, und schliesslich Alfred Longsdon, ein träger englischer Aristokrat mit rübenähnlichem Gesicht, der als Londoner Vertreter arbeitete und sich weigerte, Deutsch zu lernen – und zu dem Krupp mehr Vertrauen als zu irgendeinem seiner Landsleute hatte. Alle drei sollten einen beachtlichen Teil ihrer beruflichen Laufbahn mit dem Versuch zubringen, ihren Arbeitgeber davon zu überzeugen, dass er seine Gier nach vertikaler Integration endlich einmal zügeln müsse. Doch sämtliche Warnungen vor Übertreibung wurden leichtfertig in den Wind geschlagen: «Hätte ich erst dann arbeiten wollen, wenn alle Einrichtungen vollkommen waren, so würde ich heute Tagelöhner sein².»

Trotz grosszügiger Kredite aus Berlin wuchsen Alfreds Neuerwerbungen von Roh-

stoffquellen auch weiterhin über alle Vernunft an. Er glaubte, seine eigenen Kohlenbergwerke, seine eigenen Kokereien, seine eigenen Eisenerzlager – fünfzig davon an der Ruhr – besitzen zu müssen, und selbst das war nicht genug; während er sich nächtelang in seinem Eiderdaunenbett wälzte, die Fäuste geballt und den Geist angespannt, kam er zu dem Schluss, dass seine Vorräte an Grundstoffen noch nicht ausreichten: er musste von der Königlichen Preussischen Schatzkammer noch die Saynsche Hütte erwerben. Die nachfolgenden Verhandlungen liefern ein Beispiel für den ausserordentlichen Preis, den er für derartige Transaktionen zahlen musste. Die finanzielle Belastung war schlimm genug – besorgt darüber, dass die Saynschen Gespräche abbrechen könnten, vereinbarte er impulsiv 500'000 Taler, also um 100'000 Taler mehr als die Summe, zu der die Regierung abgeschlossen hätte. Aber der Tribut, der seinem zerrütteten Nervensystem abverlangt wurde, war weitaus grösser. Nachdem die Besitzurkunde für die Hütte auf ihn übergegangen war, schrieb er, er sei «aber durch diese lange Qual des Zweifels ... unendlich krank und hinfällig geworden». Wie immer glaubte er, dass sich unheilvolle Kräfte gegen ihn verschworen hätten: «Sie erinnern sich, wie schwere Kämpfe ich gehabt habe, den Kaufakt zum Abschluss gelangen zu sehen, weil inzwischen Intrigen angezettelt wurden, um uns dieses notwendige Fundament unserer Fabrik zu entreissen.» Der Kummer hatte ihn «alt und krank» gemacht³.

Dann kam das Bessemerverfahren. Der Konverter von Sir Henry Bessemer war bereits einige Jahre vorher in England patentiert worden. Und jetzt berichtete Longsdon, ein enger Freund von Sir Henrys Bruder, dass er die preussische Lizenz für Krupp erhalten könne, wenn Alfred das wünschen sollte. Alfred nutzte die Chance. Seine deutschen Untergebenen meinten, dass er jenes Verfahren genauso wenig wie ein weiteres Loch im Boden brauchte, und sie hatten recht damit. Daheim hatte Bessemer einen überwältigenden Erfolg errungen, als er Roheisen in einem eiförmigen Tiegel schmolz, einen Strom heisser Luft hindurchjagte, den Luftsauerstoff mit dem Kohlenstoff des Eisens zusammenbrachte und als Endprodukt Stahl erhielt. Dieser Stahl war hervorragend – in England. Die englischen Eisenerze waren zwar nicht ganz so rein wie die schwedischen, enthielten aber doch relativ wenig Phosphor. Die deutschen Erze hingegen waren davon so durchsetzt, dass sie beinahe schon im Dunkeln glühten, und Sir Henrys Erfindung konnte dem nicht im Geringsten abhelfen. Krupp verbrachte Jahre damit, seine Investition zu rechtfertigen. Noch 15 Jahre später hoffte er, dass «wir den Bessemerprozess noch mit Nutzen brauchen können», und als sich das als unmöglich herausstellte, engagierte er sich stark – was wieder einmal typisch war – in phosphorfreien spanischen Erzvorkommen. Als die ganze Geschichte mit dem Lizenzerwerb begann, hatte er nicht einmal um das Vorhandensein des Problems gewusst. Wie immer arbeitete er im geheimen, stellte Konverter auf, gab seinem neuen Erzeugnis die Codebezeichnung C & T-Stahl und verwendete diesen für König Wilhelms neue Kanonen⁴.

Des Kanonenkönigs Stunde der Bewährung nahte rasch. Wilhelms I. neue Armee befand sich auf dem Marsch. Anfang Januar 1864 verbündeten sich Preussen und Österreich, um Schleswig-Holstein zu besetzen, und in einem Blitzfeldzug entriss man Dänemark die beiden Herzogtümer. Alfred gab für die Gussstahlfabrik die Losung

aus: «Wir müssen Preussen mit aller Energie rasch bedienen und, was fehlt, Zugbänke oder dergleichen, schleunigst beschaffen⁵.»

Die Maschinen waren wichtig. Alfreds Lobbyisten hatten Roon besiegt; die neuen Waffen waren Hinterlader mit gezogenen Rohren. Preussische Munitionswagen karrten sie nordwärts, aber die Geschütze traten nur wenig in Aktion, teilweise wohl, weil der Feldzug so schnell vonstatten ging, teilweise auch, weil sich das Offizierscorps weiterhin vor der nicht erprobten Artillerie scheute. Nach dem Friedensschluss durchkreuzte Roon die Forderung nach mehr Stahlgeschützen so lange, bis der König erneut einschritt und weitere 300 Kanonen aus Essen in Auftrag gab. Doch Alfred knirschte noch immer mit den Zähnen. In Schleswig-Holstein hatte er auf grosse Dinge gehofft: auf donnernde Salven und auf von verstümmelten Dänen übersäte Schlachtfelder. Er hätte sich nicht zu ärgern brauchen, denn die Kriegstrommeln rührten sich schon wieder. Die beiden Verbündeten stritten sich um ihre Beute, und Alfred sah zuversichtlich einem neuen Kampf entgegen – mit übermässiger Zuversicht, wie es sich herausstellte, denn jeder Krieg hat seine unangenehmen Überraschungen, und der Bruderkrieg mit Österreich sollte Krupp lähmen. In dem Durcheinander der folgenden Monate trat jede seiner Schwächen unbarmherzig zutage: sein Handeln mit möglichen Feinden, sein Kapitalmangel, sein zweitklassiger Bessemerstahl, seine unberechenbaren Hinterlader und vor allem das gleicherweise unberechenbare Verhalten des Waffenschmieds selbst.

Essen begrüsst das Jahr 1866 mit einem ohrenbetäubenden Getöse der Dampfhammer. Das Geschäft war nie besser gegangen, und als der Frühling die mächtigen, sich immer weiter ausbreitenden Schlackenhalde entlang der Berne und Ruhr grün färbte, arbeitete jedes Werk auf Hochtouren. Die USA konnten nicht genügend Eisenbahnräder bekommen – einige amerikanische Aufträge waren jetzt bis zu einem Wert von je 100'000 Dollar hinaufgeklettert. Die politische Krise im Süden erwies sich als besonders anregend. Baden, Württemberg und Bayern verlangten nach Batterien von Gussstahlgeschützen; Österreich hatte 24 Geschütze angefordert, und Wilhelm I. hatte einen wirklich prachtvollen Auftrag über 162 Vierpfünder, 250 Sechspfünder und 115 Vierundzwanzigpfünder erteilt. Die Tatsache, dass Nachfragen gleichzeitig aus Berlin und Wien Konflikte und Ungelegenheiten hervorrufen könnten, war Alfred nicht aufgefallen. Das blieb Roon vorbehalten. Am 9. April 1866, einen Tag also nachdem die beiden Nationen mit der Mobilmachung begonnen hatten – Bismarck hatte vierundzwanzig Stunden zuvor einen Bündnisvertrag mit Italien unterzeichnet –, schickte der Kriegsminister eine dringende Depesche nach Essen:

An Ew. Hochwohlgeboren richte ich die ergebene Frage, ob Sie, in patriotischer Würdigung der gegenwärtigen politischen Verhältnisse, sich anheischig machen wollen, ohne Zustimmung der Königlichen Regierung keine Geschütze an Österreich zu liefern⁶.

In Essen vergingen fünf qualvolle Tage ohne jede Antwort. Dann erwiderte Alfred arrogant (und mit offensichtlicher Schwindelei): «Von den politischen Verhältnissen weiss ich sehr wenig, ich arbeite ruhig fort.» Er erklärte, dass Wiens erstes Muster der neuen Kanone erst im Juni fällig sei, dass der komplette Vertrag erst sechs Wochen später erfüllt werden müsse und – das war besonders schlau – dass Berlin ja seine

Sendungen beschlagnahmen könne, sofern der König das wünsche. Dann kam er unbeabsichtigt zum springenden Punkt des Themas und zog sich verworren aus der Affäre:

Mit Bezug auf eine betreffende Unterredung werden Ew. Exzellenz Ihren Zweck erreichen, ohne einen Konflikt zwischen meinem Patriotismus und meinem Ruf nach aussen ... Wir haben doch, Gott lob! noch keinen Krieg, und es gebe der liebe Gott, dass wir auch den Frieden behalten⁷.

Alfreds Antwort war noch länger, aber im Ganzen enthielt der Bescheid an Roon ein ausweichendes Nein. Der Rückschlag war unvermeidlich. Wäre Krupp eine Aktiengesellschaft gewesen, wäre jetzt der Kurs gefallen. Doch in dieser Sache verhielt sich Alfred ausserordentlich unbeholfen. Blind gegenüber dem Konflikt seiner Interessen mit jenen Preussens, fuhr er in die Hauptstadt und sprach bei Roon, einem Hohenzollernprinzen und Bismarck vor. Deren gewandelte Haltung liess ihn unberührt. «Krieg mit Österreich», notierte er munter, «steht unmittelbar bevor.» Bismarck brachte die Frage der Bewaffnung des Gegners zur Sprache («Er drängte mich, die Österreicher nicht zu schnell mit ihren Geschützen zu beliefern»), aber Alfred erkannte die Warnung nicht: «Ich sagte, dass wir dem Ausland gegenüber unseren Ruf bewahren und übernommene Verpflichtungen erfüllen müssten.» Alfred versetzte seinen Gastgeber sogar durch die Bemerkung in Schrecken, dass Preussens Verteidigungsanlagen unzureichend seien. «Meine Äusserungen machten ihm sichtbare Sorge – das wollte ich, und nun fühle ich mich frei», berichtete er sorglos seinen Statthaltern in Essen und fügte hinzu, dass Bismarck «sich einstweilen damit tröstete, dass die österreichischen Kanonen wohl für österreichische Festungen und gegen Italien bestimmt sein möchten». Dem Stellvertreter des Königs stand mehr als nur Trost zu Gebote. Alfreds Erwachen folgte rasch. Er brauche, so vertraute er Bismarck zum x-ten Male an, dringend Kapitalmittel. Könnte ihm etwa die Preussische Staatsbank zwei Millionen Taler vorstrecken? Bisher hatte die Regierung immer ausgeholfen. Jetzt wurde ihm schroff zu verstehen gegeben, dass er mit dem Seehandlung-Bankinstitut eine privatrechtliche Verpfändung seiner Rohstoffe ausmachen müsse. Wutentbrannt wandte er sich an den König. Wilhelms Verweis war niederschmetternd. Er gab Krupp den Rat, um die Verpfändung nachzusuchen, «diese Renitenz gegen die Bankaufnahme fallen zu lassen. Besinnen Sie sich noch zur rechten Zeit!» Wie gelähmt willigte Alfred ein, dann brach er zusammen und kritzelte nach Nizza, wo sich Bertha und der zwölfjährige Fritz in der Sonne bräunten, dass er vor lauter «Rheuma und Nervotismus» erschöpft sei⁸.

Berlin hatte keine Zeit, einen nervösen Rheumatiker zu bemitleiden. Die Hauptstadt selbst litt ja gerade unter einer Nervenattacke. Bismarck hatte sich viel herausgenommen. Napoleon III. empfand es als zuviel. Nach Überprüfung der gegen Wilhelm I. gerichteten Allianz-Bayern, Württemberg, Baden, Sachsen und Hannover hatten sich mit Österreich verbündet – spekulierte der französische Kaiser auf einen langandauernden Krieg, der beide Streiftlustigen erschöpfen würde. Damit verkalkulierte er sich gewaltig. Der Krieg dauerte genau sieben Wochen. Bis zur Mitte des Sommers hatte sich das siegreiche Preussen das österreichische Schlesien und ganz Norddeutschland einverleibt. Stück für Stück, wie bei einem Puzzlespiel, nahm eine grosse Nation Gestalt an.

Der Triumph war ein Triumph der Technik gewesen. General Helmuth von Moltke hatte sorgfältig studiert, wie geschickt die Truppen der Nordstaaten während der amerikanischen Sezessionskriege die Eisenbahnen in den Süden ausgenutzt hatten; er transportierte seine Truppen in Güterwagen, koordinierte deren Bewegungen mit Hilfe eines Corps ausgebildeter Telegrafisten und massierte eine bedeutende Streitmacht vor der böhmischen Festung Königgrätz. Am 3. Juli, genau drei Jahre nach der Entscheidung bei Gettysburg, wurden die Verteidiger überwältigt. In taktischer Hinsicht hatten Preussens leichte Waffen ihre Aufgabe ausserordentlich gut erfüllt. Erste Berichte schwärmten von Johann Nikolaus von Dreyses als Hinterlader ausgeführten Nadelgewehren, die es den Angriffswellen der Infanterie erlaubten, liegend auf die mit Vorderladern ausgerüsteten, stehenden Österreicher zu feuern⁹.

Aber wie stand es mit der Artillerie? Alfred hinkte beunruhigt nach Essen zurück und wartete dort auf Berichte. Der erste war ermutigend. Am 9. Juli schrieb ihm General Voigts-Rhetz aus Böhmen:

Ich konnte Ihnen nur das Wort «Sieg!» Zurufen, eh die Schlacht vorbei war, und das war in jener Zeit auch genug. Sie wussten, dass wir das hochmütige Österreich niedergeworfen hatten, und Sie hatten ein besonderes Interesse, ausser Ihrem Patriotismus – denn Sie haben uns ja am wirksamsten geholfen, durch Ihre Kanonen. Lange heisse Stunden haben sich diese Ihre Kinder mit ihren österreichischen Cousinen unterhalten, es war ein Tirailleurfeuer mit gezogenen Kanonen, höchst merkwürdig und interessant, aber auch sehr verderblich. Eines Ihrer Kinder wurde übrigens auch verwundet¹⁰.

Das war *eine* Art der Darstellung. Es war die wohlwollendste, denn Voigts-Rhetz war ja selbst ein starker Befürworter der Stahlkanonen. Die Tatsachen sahen schlimmer aus. Falsche Anstellwinkel bei den Nuten seiner Hinterladerverschlüsse hatten Alfreds Schlachtendebüt böse verdorben. Aus den Ritzen der Verschlussstücke hervorschießende Gase und Flammen hatten wiederholt seine Vierpfünder und Sechspfünder zum Bersten gebracht und die Männer, die sie geladen hatten, zerfetzt. Den toten Kanonieren konnte man nicht die Schuld geben. Dabei beschränkte sich das Missgeschick nicht nur auf die preussische Armee. Eine barsche Beanstandung aus St. Petersburg schloss damit, dass dort eine 9-Zoll-Kanone von Krupp während eines Manövers explodiert sei. Plötzlich ging alles in Stücke – Menschen, Kruppstahl, Gewinne, Erwartungen. Selbst der Markt für die Eisenbahn-Radkränze war bedroht; eine englische Firma schickte Essens erste Partie von Rädern aus Bessemerstahl als unzulänglich zurück. Die Löhne der Kruppianer wurden gekürzt, Arbeiter blieben unbeschäftigt¹¹.

Als sich Alfred dieser Pechsträhne gegenüber sah, rannte er einfach davon. Er bestieg den erstbesten Zug und eilte ziellos nach Koblenz, Heidelberg und in den Schwarzwald. In Karlsruhe, dieser kuriosen Stadt mit einem besonderen teutonischen Einschlag, die man seinerzeit so erbaut hatte, dass sie mit dem Traum eines Grossherzogs übereinstimmte, der während der Jagd eingeschlafen war, machte Alfred halt, um Atem zu schöpfen. Aber Deutschland war für Krupp nicht gross genug. Hatte er nicht unter den tapferen Kanonieren seines eigenen Landes ein Blutbad angerichtet? Er würde als ein menschenmordender Verrückter aufgeknüpft werden! Was sagte der König dazu? Und Bismarck?

Und Roon – nun, das war vorauszusehen. Der hochnäsige alte Pascha würde Potsdam höhnisch daran erinnern, dass er das alles vorhergesagt hatte – dass Bronze wenigstens nicht bersten könne. Alfred rollten die Schweisstropfen von der Stirn, als er eine Fahrkarte in die Schweiz kaufte. Unterwegs verfasste er an Roon eine wehleidige, krieche-rische Notiz:

Berlin oder im Hauptquartier S.M. des Königs. Privat. Eigenhändig.

Ew. Exzellenz

Fühle ich mich gedrun-gen – mitten in der Freude über die wunderbaren Erfolge der unvergleichlichen Armee – meine tiefste Betrüb-nis darüber zu erkennen zu geben, dass, wie ich soeben erfahre, an zwei Vierpfünder-Geschützen in der Aktion der Boden abgeflogen sein soll und dass ein Gleiches in Berlin mit einem Vierpfünder und einem Sechspfünder geschehen ist¹².

Es folgten Ausreden. Sir Henry Bessemer sei ein Schwein. Der Fehler liege an Geschütz-teilen aus «ungeeignetem Material (welches Material von mir nicht geliefert wurde)». Doch er wolle fair sein; man komme nicht darum herum, dass eine Kanone «imstande sei, das Rohr zu zerstören und die Bedienung zu gefährden». Der Böse wicht erbot sich, sämtliche Stahlgeschütze der Preussen unentgeltlich auszutauschen, und der Brief wurde von einem Eisenbahner aufgegeben, während dessen zerknirschter Urheber, angetan mit dem ungewohnten Kostüm von Sack und Asche, ins Exil ging.

Das Exil sollte sich in die Länge ziehen. Alfred blieb ein Jahr weg, denn in Bern las er von der Cholera, die die entlassenen Soldaten an die Ruhr verschleppt hatten – sein eigener Stallmeister war daran gestorben –, und er hatte auch ohne das genug Kummer. Was er brauchte, war Friede und Trost. Mit einem Wort: er brauchte seine Frau. Zu deren Bestürzung tauchte er in Nizza auf; er war vor lauter Gram abgehärtet und bot mit seiner neuen Perücke einen grotesken Anblick. Berthas Arzt hat eine scharf beobachtete Skizze von Alfreds Eintreffen im Château Peillon hinterlassen. Sie ist bedrückend; Veteranen aus dem Schloss starteten auf den Flüchtling, der nur aus Haut und Knochen zu bestehen schien, und sie zauderten, sich ihm zu nähern. Er war vierundfünfzig und sah bereits uralt aus. Dr. Künster, der ihn von früher her kannte, schrieb:

Er war eine sonderbare, überall auffallende Erscheinung, von ungewöhnlicher Kör-perlänge, dabei von auffallender Magerkeit; seine Züge, einst von grosser Regel-mässigkeit und Schönheit, waren früh gealtert, das Gesicht matt, bleich, voller Run-zeln, der Kopf mit einem schwachen Rest grauer Haare, die durch eine Perücke ergänzt wurden, bedeckt. Selten bedeckte ein Lächeln diese Züge, gewöhnlich wa-ren sie steinern, ohne jede Regung¹³.

Bald stellte es sich heraus, dass es ein Fehler gewesen war, hierherzukommen. Er war einsamer als je zuvor. Niemand war da, mit dem er sich hätte unterhalten können. Gerüchte, dass ihm unsichtbare Hörner auf die Perücke gesetzt worden seien, sind höchst spekulativer Natur; gewiss hatten sich Bertha während dieser Zeit Möglichkei-ten zu Affären geboten, und Fotografien von ihr deuten auf eine erstaunliche Wand-lung hin: sie lassen auf eine vor Gesundheit strotzende, lebhaftere Frau Anfang Dreissig schliessen, die sinnlich, verwirrt und zügellos gewesen zu sein scheint. (Wie auch im-

mer man ihren Gesichtsausdruck interpretiert: er *ist* beunruhigend; entweder war sie ausschweifend oder – was eine andere charakteristische Möglichkeit ist – seelisch zutiefst zerrüttet.) Doch das mag am Fotografen gelegen haben; es tut nichts zur Sache. Ganz gleich, ob sie tugendhaft oder unbesonnen oder verrückt gewesen war: Auf jeden Fall hatte sie sich von Alfred zurückgezogen. Sein kranker Sohn war ein Fremder, und die übrigen Bewohner waren stumpfsinnig oder ekelhaft. Mit einem von Berthas faulenzenden Verwandten geriet er in Streit. Künster notierte:

Krupp ist ohne Zweifel ein technisches Genie ..., im Übrigen war er ein durchaus einsichtiger Mensch, ohne jedes Interesse für alles, was seinem Fach fernlag. So hielt er es für gänzlich verfehlt, dass ein Verwandter seiner Frau, der später berühmt gewordene Kapellmeister Max Bruch, sich der Musik gewidmet hat. Würde er Techniker geworden sein, erklärte Krupp allen Ernstes, so hätte er sich und der Menschheit nützen können, während er als Musiker ein durchaus inhaltloses Dasein führe ... Nichts schien ihm unerreichbar, sobald er sich von dem Wert einer Sache überzeugt zu haben glaubte. Sein Entwicklungsgang hatte das Selbstbewusstsein in ihm bis zu einem Masse gesteigert, dass sein Wesen zuweilen an Grössenwahn streifte. Er war gewöhnt, wie ein Fürst aufzutreten, konnte aber daneben kleinliche Züge verraten¹⁴.

Eigenhändig fasste Krupp sein Urteil über Deutschlands Genius der Kultur zusammen:

Ich frage weder Goethe noch irgendein Wesen in der Welt, was Recht ist; – das weiss ich selbst, und niemanden stelle ich so hoch, dass er es besser wisse.

Seine Arbeit hatte für ihn immer die Rettung bedeutet. Doch jetzt half sie ihm nicht viel weiter. In jenem November dachte er über die Wiederherstellung seines Rufes nach und gab zu verstehen, dass seine Verkaufsleute sich «mit den entsprechenden respektablem Zeitungs-Redaktionen in Verbindung setzen» sollten. Aber sein Herz war nicht bei der Sache. Der Kanonenkönig schien entthront zu sein. Selbst als es sich herausstellte, dass die Situation gar nicht so schlimm war, wie er gedacht hatte, machte seine Gesundheit nur langsame Fortschritte. Ein Jahr später notierte er, dass er «häufig noch an Kopfweh leide». Dann kam er doch Stück für Stück wieder zu sich. Er begann sich nach Geschenken umzusehen, kaufte edle Pferde für ausländische Kunden ein und übersandte ihnen, sofern es sich um Monarchen handelte, Kanonen mit Silberziselierungen. Alles das wurde jedoch von Nizza aus erledigt, und die Arbeiter der Gusstahlfabrik begannen sich zu fragen, was eigentlich mit ihrem «Feldherrn» los war. Abgesehen von Blitzbesuchen bekamen ihn die Kruppianer selten zu Gesicht. Nach 40 Jahren am Steuer, an dem er ununterbrochen Wache gestanden hatte, war er vom Schiff gegangen. Es war ein merkwürdiges Verhalten, das in keinem Verhältnis zum Missgeschick bei Königgrätz stand. Vielleicht hatte sich in ihm ein Widerwille gegen seine Fabriken entwickelt, vielleicht hoffte er aber auch, Bertha zurückzugewinnen. Jedenfalls unternahm er noch lange nach dem Abklingen der Choleraepidemie, und nachdem der Wohlstand wieder in sein Werk eingekehrt war, seine wunderlichen, sprunghaften

Reisen von Badeort zu Badeort, ein bleicher, zerzauster Truthahn, der seinem eigenen Schatten rund um Europa nachjagte; die Verfügungsgewalt über seine Fabrik liess er in den Händen der Essener Prokuristen, einem Gremium von vier Betriebsleitern. «Mein Gesundheitszustand erlaubt mir nicht, mich um die Geschäfte der Fabrik zu kümmern», schrieb er ihnen aus Scheveningen, dem holländischen Seebadeort. Von nun an nahm er sich vor, darüber zu meditieren, wie er am besten «eine nützliche Übergangsperiode von meiner Tätigkeit zum ewigen Jenseits» finden könne¹⁵.

Wie lange er in der windstillen Zone dahingetrieben wäre, hätten sich nicht äussere Einflüsse aufgedrängt, ist eine offene Frage; ausserdem ist sie ohne den geringsten praktischen Nutzen. Fortgesetzt bahnten sich irgendwelche Ereignisse ihren Weg in sein Leben; er war ja ein Stahlproduzent, dies war das Zeitalter des Stahls, und fast jeden Tag schüttelte irgendein erfunderischer junger Ingenieur das Kaleidoskop des Fortschritts und formte ein hervorragendes neues Modell. Auf lange Sicht war es Alfreds Schicksal, Erfolg zu haben, so wie es seines Vaters Geschick gewesen war, zu scheitern. Er wurde von der Geschichte getragen. Sobald ein Erfinder an dem Bessemerverfahren eine Verbesserung vornahm, konnte man sicher sein, dass die Erfindung an die Koksquelle geholt wurde – an die Ruhr also, was so viel wie Krupp bedeutete. Während Alfred unter Berthas grossspurigen Freunden an der Riviera litt, vervollkommnete Karl Wilhelm Siemens in England das Herdfrischverfahren, indem er chemische Veränderungen in geschmolzenem Roheisen und Stahlschrott dadurch erreichte, dass er in der Kammer eine Gasfeuerung installierte. Obwohl das Verfahren langsamer vonstatten ging als im Konverter von Bessemer, konnte mehr Stahl von besserer Qualität erzeugt werden. Der Siemens-Martin-Ofen war ideal für Eisenerz mit Beimischungen. Siemens bot das Verfahren prompt Alfred als «dem an der Spitze der Industrie Stehenden» an, und ganz plötzlich fand der Verbannte ein Leben der Aktivität wieder verlockend. Kaum auferstanden, rief er seine Prokuristen zur Wachsamkeit auf, dass «jeder nicht nur wie bisher an ihn gestellte Fragen erledige, sondern möglichst noch mehr wie bisher anrege, damit nichts unbeachtet oder unterlassen bleibe, was nützlich ist¹⁶».

Unterdessen hatten sich seine Verbündeten in der preussischen Armee eifrig darum bemüht, die Narben verheilen zu lassen. Jeder militärische Vorgang während des siebenwöchigen Krieges war einer eingehenden Prüfung unterzogen worden. Zwar hatte man die geborstenen Hinterlader nicht aus der Welt schaffen können, doch andere Hinterlader hatten ja standgehalten. Hier musste die militärische Beurteilung aussetzen – aufgrund des fehlerhaften Aufmarschs der Truppen war eine Einschätzung des Salvenfeuers unmöglich aber bei zwei Generalen, Voigts-Rhetz und Gustav Eduard von Hindersin, die während des österreichisch-preussischen Krieges Befehlshaber der Artillerie in Böhmen gewesen waren, handelte es sich um Enthusiasten: Sie forderten die Neuausrüstung der ganzen Armee mit schweren Stahlmörsern und gezogenen Hinterladerstahlgeschützen aus Essen. Alfred, so betonten sie, habe sich aus freien Stücken erboten, seine Kanonen aus den Jahren vor 1866 gegen 400 neue Vierpfünder auszutauschen. Alfred lenkte die Unterhandlungen durch Briefe nach Essen geschickt aus dem Verborgenen und arrangierte so Zusammenkünfte zwischen seinen Betriebsleitern und Bismarck, umging Roon (durch Roons Bevollmächtigten) und forderte des

Königs Segen. Sein Beweggrund, dieses Opfer zu bringen, wie er sich ausdrückte, war nicht patriotischer Natur. Er wünschte seine Rehabilitierung, ein Ende der Schmach; «damit wegen einer neuen Aufgabe nie eine Person oder Behörde zur Verantwortung gezogen wird, denn solche *monitas* müssen ärgerlich sein, und die Kammern stecken ihre Nase ja doch in alles». Seine Majestät war zum Friedensschluss bereit. Alfred hatte gleichzeitig mit seinen Ingenieuren in Briefwechsel gestanden, und der Fehler am Hinterladerverschlussstück war ausgemerzt worden. Auf dem Tegeler Schiessplatz wurde die Verbesserung zur Zufriedenheit von Wilhelm I., Bismarck und Moltke vorgeführt; selbst Roon war vorübergehend beruhigt, und nach Krupps Notizen wurde das Hinterladersystem in Preussen zum Prinzip erhoben. Das Opfer war nicht im Geringsten ein Opfer gewesen, vielmehr ein gutes Geschäft. Das ganze in Österreich verlorengegangene Terrain war wiedergewonnen, und Anfang 1867 konnte man Alfred sogar bei dem Versuch entdecken, Ernennungen des Königs im Kriegsministerium zu beeinflussen. Albert Pieper, dem energiegeladenen jungen Vorsitzenden seines Direktoriums, schrieb er:

Ich habe mir vorgenommen, bei erster Gelegenheit dem König selbst meine Meinung darüber zu sagen, ihm in Erinnerung zu bringen, wie Preussen so zurückgeblieben ist, weil das Departement schlecht verwaltet war, wie es jetzt fortschreitet, weil es gut verwaltet wird, wie es wieder Fiasco machen wird, wenn die Glieder zerrissen werden. Ich kann ihm alles sagen¹⁷.

Auf diese Weise war der Gefallene also wieder an die Macht gelangt. Eigentlich sollte er einiges dazugelernt haben. Zumindest hätte er dem ausländischen Waffenhandel misstrauen müssen, da er doch in Wien gebrannt worden war. Aber nein: Nach weniger als einem Jahr, auf dem Höhepunkt der französisch-preussischen Krise wegen Luxemburg, finden wir ihn während der zweiten Pariser Ausstellung bei dem Versuch, die Franzosen zu bewaffnen. Die Krise versteift sich – Napoleon III., der wegen Wilhelms wachsender Macht besorgt ist, versucht, das Herzogtum zu annektieren –, und Alfred zaudert. Er möchte Berlin zu verstehen geben, «bei der Frage ‚ob Krieg‘ bin ich gerüstet, nach meinen Kräften alles zu leisten, was dienen kann». Dann macht er einen Sprung vorwärts. Auf der Ausstellung zeigt er einen Stahlbarren von 880 Zentnern (die vorsichtige Jury besteht darauf, dass der Fussboden verstärkt wird) und ein gigantisches 14-Zoll-Geschütz. Seine Insetate begrüßen die Kanone als «ein Ungeheuer, wie es die Welt noch nicht sah», und sie übertreiben damit durchaus nicht. Das Rohr allein wiegt etwa 50 Tonnen, die Lafette 40 Tonnen; die Pulverladung für jedes Geschoss macht allein etwa 100 Pfund aus. *Enchanté* zeichnet der Kaiser Krupp mit einem Grand Prix aus und ausserdem mit dem Offiziersrang in der Legion d'honneur. Krupps Chancen steigen: Im September endet der Streit um Luxemburg mit einer Demütigung Napoleons. Vielleicht ist der Kaiser in der Stimmung, um daraus seine Konsequenzen zu ziehen. Wenn dem so wäre, hätte Krupp einige hübsche Waffen zu verkaufen. Am 31. Januar 1868 hatte Alfred einen Katalog mit seinem Waffenangebot in die Tuilerien gesandt. «Nach den huldvollen Worten, welche Ew. Majestät in der Ausstellung an mich gerichtet haben», bat er den Kaiser zur Durchsicht des «anliegenden Berichtes über eine Reihe von Versuchen» und gab zu verstehen, «Ew. Majestät haben zu viele

Beweise Ihrer ausgezeichneten Kenntnis des Geschützwesens gegeben, als dass ich nicht ermutigt sein sollte.» «Ermutigt» bedeutete eine Untertreibung. Die beiden Nationen waren waffenstarrende Lager. Beinahe wurde etwas aus dem Handel, doch dann mischte sich General Edmond Leboeuf ein, Kriegsminister und ein Busenfreund von Schneider-Creusot. Trotz einer glänzenden Probe des Urteilsvermögens einer französischen Abordnung von Artilleristen, die während belgischer Manöver die überragende Reichweite und Zielgenauigkeit der neuen Hinterlader von Krupp festgestellt hatte, lehnten die Franzosen Alfreds Vorschlag ab. Am 11. März 1868 schloss das Kriegsministerium in Paris seine Kruppakte mit der knappen Bemerkung: «*Rien à faire*¹⁸.»

Nichts zu machen. Und es war auch für Alfred ein glücklicher Ausgang. Doch er war anderer Ansicht. Enttäuscht gab er die Kanone aus Paris an Potsdam weiter, schrieb 150'000 Taler für «geschäftliches Ansehen und guten Willen» ab – und dann übersandte er dem Zar aller Reussen eine zweite grosse Kanone, um sicher zu gehen, dass sich sein Hauptabnehmer nicht vernachlässigt fühlte. In Alfred lebten der Patriot und der Anhänger des Internationalismus weiterhin in Koexistenz, einmal, weil sich die Fronten des Nationalismus in Mitteleuropa noch nicht verhärtet hatten, zum anderen, weil Krupp auf seine Weise einzigartig geworden war. Jerome Bonaparte, der als Diplomat auch Essen besuchte, beschrieb die Firma als einen «Staat im Staate». Das traf die Sache ziemlich genau. In einer Periode des sich ausbreitenden Militarismus galt dem Waffenproduzenten die Bewunderung der Welt, und Krupp besass, wie er es in St. Petersburg darlegte, «die grösste der existierenden Geschützfabriken». Wegen seines ungewöhnlichen Schaffens wurde Alfred von Herrschern geehrt, bei denen sich Wilhelm I. eine Beleidigung nicht erlauben durfte. Japan und Schweden entsandten Mitglieder ihrer königlichen Familien nach Essen; Russland, die Türkei, Brasilien und Belgien dekorierten Alfred; Portugal gewährte ihm den geheiligten Christusorden (Kommandeurskreuz)¹⁹.

Das Schwert des Waffenschmieds war für ihn selbst keineswegs zweischneidig. Mochte Essen Berlin ignorieren, mochte es selbst Preussens Sicherheit aufs Spiel setzen – anders kann man den Flirt mit Louis Napoleon nicht interpretieren. Berlin sollte trotzdem nur aus Essen Waffen kaufen. Krupps Logik war hier trügerisch. Er argumentierte so: «Wenn wir für Preussen arbeiten, auch wenn es die Lieferungen bezahlt, so verlieren wir doch dem gegenüber, dass wir dieselbe Zeit und Kräfte, anderen Staaten gewidmet, höher verwerten²⁰.»

Deshalb fühlte er sich zur Einnahme folgenden Standpunkts berechtigt: Sollte Berlin von einem Konkurrenten «eine Kanone in Bestellung bekommen, liefere ich der ganzen Welt, was sie will²¹». Die Tatsache, dass er bereits an jedermann für Dukaten, Gulden, Livres, Märk, Maravedis oder Rubel lieferte, wurde dabei geflissentlich übersehen. Briefe, die in gezielter Weise darauf hinwiesen, wurden von ihm während seiner schlaflosen Nächte gelesen und verärgert beiseite geworfen. Doppelte Moral hin oder her: Das Spiel musste so gespielt werden, wie er es wollte, nach seinen Regeln. Des Öfteren drohte er damit, die Ufer der Berne zu verlassen, und man fragt sich, was er denn dabei im Sinn hatte. Nizza, Scheveningen? Essen keinesfalls: Die Ruhr war ein Ort, wo man sich seines guten Geschicks erfreuen konnte; erfolgte ein Rückschlag, war sie unausstehlich, und als sich im Jahr 1868 der Himmel über Alfred verdüsterte, bestieg er den Zug nach St. Petersburg.

Hart auf den Fersen seines französischen Misserfolgs war die Nachricht gefolgt, dass die Marine des neugegründeten Norddeutschen Bundes einen neuen Annäherungsversuch von Armstrong prüfte. Das war entschieden gegen die Spielregeln; Krupp verliess Bertha und kaufte sich eine Fahrkarte Richtung Finnischer Bahnhof, St. Petersburg. Seine Wahl fiel auf Russland, weil er einer der Günstlinge von Zar Alexander II. war und, wie er sagte, auf «enorme Aufträge» zur Stärkung seines Selbstvertrauens zählen konnte. Während er noch in seinem Hotelzimmer in St. Petersburg die transportablen Demonstrationsobjekte aufbaute, begann er mit Carl Meyer, seinem Mann in Berlin, einen besorgten Telegrammwechsel. Meyers Berichte waren alarmierend. Britische Vorderlader mit einem Kaliber von neun Zoll waren in Tegel abgefeuert worden und hatten eine vornehme Jury zufriedengestellt: Wilhelm I., Bismarck und die Admirale. («Die filzige Suite», kritzelte Alfred rebellisch.) Berlin dachte an ein offenes Reizen. Das war unerhört. Es war nichts weniger als die rauhe, unverfrorene freie Wirtschaft. Wie konnte er dagegen ankommen? Nur ein Weg war möglich: den doppelköpfigen preussischen Adler zum Kreischen zu bringen. «Dass mir, den inländischen Fabrikanten gegenüber, nicht gleiche Gerechtigkeit geübt worden ist», beklagte er sich, «dass die Königliche Marine nicht vom Ausland Geschütze bezieht, solange sie Gelegenheit hat, aus dem Inland bessere Geschütze zu beschaffen, ist für mich weniger Sache des Geldinteresses als vielmehr Ehrensache.» Und während er in der russischen Hauptstadt sass, von den Dienststellen am linken Ufer der Grossen Newa zusätzliche Geschäfte erbettelte, was er am Abend im Alexandrinski-Theater bei den epaulettenbestückten Offizieren der russischen Marine – die er ja bewaffnet hatte – fortsetzte, machte er lebhaft geltend, dass «einem Fremden» (Armstrong) nicht erlaubt werden sollte, in Bezug auf die Marinefonds des Norddeutschen Bundes mit einem Einheimischen (nämlich Alfred) in Konkurrenz zu treten. «Derartiges Vorgehen Preussens», protestierte er, «würde mehr als alles andere eine Blossstellung des Essener Etablissements in den Augen der ganzen Welt sein²².»

Die Demütigung konnte durch einen ungewöhnlichen Kunstgriff verhindert werden. Alfred sammelte jetzt sogar Gutachten von den Admiralen des Zaren. Alle schworen darauf, dass die 8-Zoll- und die 9-Zoll-Kanonen von Krupp wirksamer seien als die jeder anderen führenden Marke. Sie setzten Wilhelm I. zu, nicht auf Marke X umzuschwenken, und Alfred sandte diese bemerkenswerten Dokumente weiter an Meyer, der sie Seiner Majestät vorlegte. Der König gab klein bei. Verwirrt reisten die Engländer ab. Vielleicht erschien ihnen die Episode so grotesk, dass sie daheim im Werk nie etwas über die Details erzählten. In Armstrongs offizieller Firmengeschichte wird zumindest nichts davon erwähnt. Wir wissen, dass die Briten die Deutschen genauso aufgaben, wie Alfred es mit den Franzosen getan hatte, und dass sie niemals mehr wiederkamen. Nach solch einem Possenspiel kann man ihnen das nicht verdenken. Die Briten hatten jede Schlacht ausser der letzten gewonnen, und die letzte hatten sie verloren, weil sie von Krupp als unfair hingestellt worden waren. Mit jedem Jahr wurde Deutschland unergründlicher.

Des Königs Kapitulationen gegenüber Alfred verwirrten viele aus seiner eigenen Umgebung. Besonders Roon, dieser unversöhnliche Verderber des Kruppschen Spiels, war bestürzt. Die Zeit war gekommen, um mit dem preussischen Kriegsminister un-

freundlich umzuspringen. Erstaunliche Begebenheiten sollten sein technisches Urteilsvermögen in Misskredit bringen und den Anschein erwecken, als ob er den Waffenschmied des Reichs vorsätzlich unfair behandelt habe. Doch Roon war kein völliger Dummkopf. Seine Vorliebe für Bronze – oder, nachdem er damit einen Fehlschlag erlitten hatte: für Armstrongs schmiedeeiserne, aussen durch Spiralen verstärkte Rohre – hatte bei den vernünftigen Artillerieexperten starke Unterstützung gefunden. Ihr Misstrauen gegenüber Stahl hielt an, und sie wiesen darauf hin, dass er während des Giessens ungleichmässig auskühle; daraus sich ergebende Materialfehler könnten die Geschütze zu Bruch gehen lassen. Es war ja passiert. Es war bei Kruppgeschützen passiert. Lange, nachdem man gezogene Rohre und Hinterlader akzeptiert hatte, musste dieser grundlegende Einwand doch wiederholt erhoben werden. Sechs Monate nach Beendigung der Schlacht um die Marine kam es an den Tag. Alfred hatte geglaubt, dass die Geschichte ausgestanden sei. Nachdem er eine Erweiterung der Essener Geschützfabriken für zwei Millionen Taler – und zwar in Erwartung der Marineaufträge – angeordnet hatte, war er wieder zurückgekehrt, um seine Bertha zu umwerben. Gerade, als er einen starken Sonnenbrand auskurierte, versetzte ihm Roon einen schmerzhaften Schlag von hinten. Sieben Tage vor Weihnachten, im Jahr 1868, benachrichtigte ihn der Minister, dass die ganze Angelegenheit verschoben worden sei. Die Briten waren zwar an die Luft gesetzt, aber niemand war ins Geschäft gekommen. Was mit der Bewaffnung der Schiffe geschehen sollte, war nicht klar. Vielleicht dachte Roon an Wurfmaschinen oder Enterhaken; er sagte nichts darüber. Er gab bloss kurz und bündig bekannt, dass Essen keine Aufträge erhalten würde, und Alfred musste die Erweiterung der Werke abblasen. An Roon schrieb er: «Ich füge mich jedoch in das Unvermeidliche²³.»

Er beugte sich – wie ein Klappmesser. Ohne Zweifel steckte hier mehr dahinter, als man mit blossem Auge feststellen konnte. Er fasste den Entschluss, der Sache auf den Grund zu gehen und wandte sich direkt an seine Gönner im Amt. Diese teilten seinen Kummer. Sie wussten sogar besser als Krupp, wie erbittert der Streit um die Kanonen in Berlin geworden war, und waren sich auch über die enorme Bedeutung der Entscheidung im Klaren. Es ging um nichts Geringeres als um den Fortbestand Preussens und die Zukunft Europas. Alfred hatte Louis Napoleons Gefühlslage richtig eingeschätzt. Nach seiner Luxemburger Demütigung hatte er den Wunsch gehabt, sich der *ultima ratio* der Könige zuzuwenden. Er war noch immer so gesonnen; er wartete auf eine endgültige Abrechnung mit Preussen. Die Junker waren erfreut, ihm den Gefallen tun zu können. Seit dem 29. Oktober 1857, als Moltke – sechs Tage nach Wilhelms Ausrufung zum Prinzregenten – Generalstabschef geworden war, hatte der Stab den Aufmarsch gegen Frankreich geplant²⁴. Es war nur eine Frage der Zeit, ob die beiden Mächte aufeinander losgehen würden. Es sollte nur noch eine Angelegenheit von Monaten sein, bis die Kanonenfrage geregelt war.

Diese Regelung wurde im Spätherbst 1869 vollzogen, und das königliche Nicken galt wieder einmal Krupp. Voigts-Rhetz übersandte Alfred die frohe Botschaft. Die beiden Männer hatten in dauerndem Kontakt miteinander gestanden, und der General war inzwischen ein Fachmann in Bezug auf Alfreds Kopfschmerzen geworden. Jetzt

glaubte er, dass sie aufhören würden, und er hatte recht damit. Im Juni hatte sich Roons Clique zum endgültigen Kampf gestellt. Man wollte, dass die Entscheidung für den Stahl rückgängig gemacht würde, und insgeheim plante man vor Ausbruch des Kriegs eine völlige Rückkehr zur Bronzeartillerie*. Es ist ein Zeichen für die damals herrschende Verbitterung in der Armee, dass Voigts-Rhetz das Ganze kurz und bündig «Verrat» nannte. Seine eigene Clique hatte in einer Klemme gesteckt. Da es sich um die Ehre des Offizierscorps handelte, konnte keiner von Roons Widersachern die Gelegenheit vor Wilhelm aufs Tapet bringen. Die Lösung war, einen Zivilisten zu benennen. Zwischen Nizza und Essen waren Sendschreiben hin- und hergegangen, und schliesslich wurde Meyer von Alfred zum König vorgeschickt. Jetzt war es heraus. Beunruhigt rief Seine Majestät Voigts-Rhetz zu sich (was andeutet, zu welcher Seite hin die Sympathien des Herrschers tendierten) und fragte diesen nach seiner Meinung. Der General äusserte sich präzise. Krupp, so legte er dar, habe die Mündungsgeschwindigkeit der Geschosse bis auf etwa 530 Meter pro Sekunde gebracht und könne sie bis auf etwa 630 Meter pro Sekunde steigern. «Der König», so wurde Alfred vom General berichtet, «war völlig einverstanden, dass es ein Unsinn ist, die Bronze wieder in die Feldartillerie einschmuggeln zu wollen, und äusserte, dass er sich sehr lange gegen die artilleristische Zumutung gesträubt habe, wieder Vierpfünder von Bronze machen zu lassen.» Das bedeutete das Ende der Angelegenheit. Nachdem er jubilierend das gegnerische Geschrei geschildert hatte, stimmte Voigts-Rhetz in seinem Brief an Alfred einen Lobgesang auf den König an:

Als ihm H. Meyer die Mitteilung über jene feindselige Perfidie gebracht, habe er es gar nicht glauben können, dass es möglich sei... Es scheint, dass er nicht sehr glimpflich mit jenen so dumm-feindseligen Herren umgesprungen ist... Es ist wirklich eine Freude, mit dem König über solche Sachen zu verhandeln, so viel guten Willen, solche Teilnahme und solch dankbares Interesse zeigt er, bei wirklichem Verständnis. Wenn er von jenen Leuten nur nicht stets gehindert und aufgehetzt würde ...²⁵

Manchmal hört sich der General wie ein Verkäufer von Krupp an. «Jene Leute» hätten auch Mitarbeiter von Armstrong – und nicht Offiziere aus den eigenen Reihen – sein können.

April 1870. Paris und Berlin gehen in Kampfstellung. Im Palais Bourbon spricht man davon, Preussen auf seine Grösse vor Königgrätz zurückzustutzen. Bismarcks Finger liegt am Abzug. Wilhelm befiehlt ihm, nicht abzudrücken, aber Intrigen führen dennoch zu Feindseligkeiten. Die Spanier haben Isabella II., ihre nymphomanische Königin, verjagt. Ihr Nachfolger muss erwählt werden, und Bismarck stärkt insgeheim Prinz Leopold, einem Hohenzollern, den Rücken.

Rein durch Zufall geht einer der Sekretäre des Prinzen von Hohenzollern-Sigma-

* Das war nicht unmöglich. Die Fertigstellung von schweren Geschützen dauerte damals ein Jahr. Hätten Artilleriefachleute sofort mit der grossen Umstellung begonnen, wären sie damit gerade bei Ausbruch der Feindseligkeiten fertiggeworden – womit sie praktisch die Niederlage Preussens besiegelt hätten.

ringen gerade in jenem Monat seiner Stellung verlustig und wendet sich an Alfred. Die Antwort aus Essen war kurz:

Zu meinem grossen Leidwesen erfahre ich von Ihnen, dass Sie leidend sind; wenn Sie es trösten kann, sage ich Ihnen, dass dies mit mir seit Jahren der Fall ist. Ich bin sehr nervös, darf nicht schreiben, schreibe diesen Brief nicht, ohne Kopfweh nachher zu bekommen. Verzeihen Sie mir daher die Kürze²⁶.

Was war passiert? Voigts-Rhetz konnte das nicht verstehen; Krupp hatte so viele preussische Aufträge, dass Wilhelm Alexander II. als seinen Hauptabnehmer verdrängte. Bertha war bestürzt; ihr alter Haudegen hatte doch Nizza in Hochstimmung verlassen. In Essen war man gleichermassen verwirrt; der Kanonenkönig lag in Friedrich Krupps altbekannter Haltung Tag für Tag hinter geschlossenen Vorhängen und starrte gegen die Decke. Ein Arzt wurde zu Rate gezogen – Sigmund Freud war damals noch ein Jugendlicher in Wien –, und als eine sorgfältige körperliche Untersuchung nichts erbrachte, verabschiedete sich der Doktor ebenso perplex wie die anderen. Wir aber wissen, was nicht in Ordnung war. Wir wissen, dass Alfred wie ein Wahnsinniger von einer kritischen Situation in die andere hastete. Notlagen gehörten zu seiner Lebensweise, und man muss nur die Natur seiner damaligen Misere zu entdecken versuchen.

Es lag einfach am Wohnen. Enttäuschte es ihn? Nein, nicht ihn selbst; er konnte ja dem eintönigsten Zustand eine spannende Note abgewinnen; sein Wohnproblem war ungewöhnlicher Natur. Wie wir bereits gesehen haben, war das Gartenhaus eine Katastrophe. 1864 hatte er es widerwillig als solche anerkannt. Lärm und Schmutz machten ihm zwar nichts aus – sein Kehlkopf war ohnehin schon äusserst angegriffen –, aber er war zu dem Schluss gekommen, dass die Atmosphäre vergiftet sei. Für ihn stand fest, dass Landluft «ein Mittel der Lebensverlängerung» sein würde, und wenn «ich ein einziges Jahr länger darum lebe, so kann ich ja wohl den Gewinn eines Jahres dort aufwenden». Deshalb hatte er Pieper befohlen, nach einem passenden Bauplatz Ausschau zu halten. Das war nicht leicht. Die frische Luft war aus Essen völlig vertrieben worden. Das beste Land gab es an den Hängen der Ruhr, aber auch dort sprenkelten Bergwerke über Tage die Ufer, und Alfreds Anweisungen an Pieper komplizierten die Aufgabe. Nicht nur, dass er frei von «Staub und Rauch von Steinkohlen» sein wollte; er versteifte sich auch auf einen ausreichend grossen Landstrich für «Wohnung, Stallung, Reitbahn, Höfe, Park und Gartenanlagen, Wasserdruckwerk, Springbrunnen, Kaskaden, Fischteiche auf der Höhe und im Tale, Wildpark, Viadukte über Vertiefungen, Brücken, Weide an der Ruhr für Pferde und anderes Vieh» – und das alles sollte nach seinem Wunsch geschehen, ohne dass irgendjemand bemerkte, was da auf die Beine gestellt wurde. Er fürchtete sich vor «unbequemen Nachbarn, schlechten Hütten mit Einwohnern von zweifelhaftem Charakter, diebischen Nachbarn» (da alle, die neu nach Essen kamen, Kruppianer waren, konnte er damit nur seine eigenen Arbeitnehmer meinen); ausserdem argwöhnte er: «Sitze ich mal da und weiss man, dass ich bauen und Anlagen machen will, so muss ich nachher mit Gold zahlen, was jetzt noch mit Silber zu erlangen ist²⁷.»

Pieper fand einen geriebenen Strohmann zum Kauf von Bauland. Es war unvermeidbar, dass etwas durchsickerte, und man forderte einiges Gold, aber bis zum Jahresende hatte er ein provisorisches Heim. Statt Grubenabgasen gab es jetzt inspirierende Düfte von «so viel Terrain dort in der Ebene, was zu weiden sich eignet, um et-

was Gestüt zu unterhalten». Dann nahm Alfred das endgültige Wohnhaus in Angriff, und damit begann der Zirkus. Er sollte ein Jahrzehnt andauern, denn Alfred entwarf mehr als nur ein Heim. Seine Absicht war: a) Bertha oder zumindest Fritz zurückzulocken – pathetisch notierte er, dass sein «einziger Junge ... mit meiner Frau und weit weg von mir» lebe; b) einen Palast zu bewohnen, der würdig sein sollte, gekrönte Häupter aufzunehmen; und c) ein Denkmal von sich selbst zu hinterlassen, a) war unmöglich. b) hätte durch den Erwerb irgendeines mit Hypotheken belasteten Schlosses zustande gebracht werden können – eine Möglichkeit, die Alfred verwarf, als er herausbekam, dass der Landadel die Schlotbarone als «nicht salonfähig» ansah. Blieb also c). Dieser Punkt glückte Alfred glänzend. Er baute das deutsche Gegenstück zum Albert Memorial²⁸.

Alfred Krupp hatte die Begabung sämtlicher führenden Architekten des Kontinents einer Prüfung unterzogen und war zu dem Ergebnis gekommen, dass der begabteste Alfred Krupp hiess. Fünf Jahre lang hatte er sich fast ununterbrochen mit den Bauplänen herumgeschlagen. Man kann sie heute noch in den Familienarchiven betrachten; es ist ein schreckliches Durcheinander von Bleistiftschnörkeln mit unzähligen Belehrungen und Randverweisen. In alledem spiegelt sich Alfreds Potpourri krankhafter Angstzustände wider. Holzbalken zum Beispiel kamen nicht in Frage. Sie waren feuergefährlich, und deshalb sollte das Kruppsche Schloss völlig aus Stahl und Stein errichtet werden. Selbstverständlich durfte es auch keine Gasleitungen geben. Alfred konnte damals bereits im Dunkeln genauso schnell schreiben wie bei Licht, und die Kronen von erlauchten Besuchern konnten ihr Gleissen ja auch beim Schein von Kandelabern entfalten. Die Ungestörtheit des Hausherrn musste unantastbar sein – so sollte sein Schlafzimmer durch drei Barrieren dreifach mit Schlössern versehener Türen behütet werden. Da er Luftzug hasste – er konnte ja zu einer Lungenentzündung führen –, würden alle Fenster ständig hermetisch verschlossen sein. Für die Luftzufuhr sollten von Architekten erfundene, einzigartige Schächte sorgen. Damit erhob sich das Problem des Dungs. Er verschwendete eine Menge Denkarbeit daran; dann kam ihm plötzlich der Geistesblitz. Gott sei Dank – was war das doch für eine Idee! Er konnte ja sein Arbeitszimmer direkt über den Ställen bauen, und Schächte würden den Duft nach oben fächeln! Genau das war es, was zu tun er sich entschloss; er wollte gleichsam auf seinem privaten Misthaufen krähen²⁹.

Villa Hügel: unter diesem Namen sollte das Bauwerk bekannt werden. Nach dreihundert Jahren in Essen sollte das Haus Krupp ein dauerhaftes Heim bekommen – zwei eigentlich, denn an das Haupthaus – mit einer Privatwohnung für Wilhelm I. im ersten Stock – sollte sich, verbunden durch einen niederen Gang, das «Kleine Haus», ein separater Flügel, anschliessen. «Der Hügel» würde mehr als nur Familiensitz sein; er sollte zu einem von ganz Europa bewunderten Monument werden.

Dem Entwurf nach glich Alfreds Villa einem architektonischen Albtraum. In der Ausführung sollte es noch schlimmer kommen. Selbst heute noch schreckt man vor einer Beschreibung zurück. Um das Schloss rankt sich irgendetwas völlig Unwirkliches. Die Fassade war vermutlich im Renaissancestil gedacht, aber hier und da werden die Kalksteinflächen von tristen Säuleneinfahrten unterbrochen, die kurioserweise de-

nen deutscher Bahnhöfe gleichen, und beim Anblick der grotesken Dachaufbauten erinnert man sich unwillkürlich an den Kölner Hauptbahnhof. Geht man um die Villa herum, so trifft man plötzlich auf in das Mauerwerk eingelassene Rundfenster und auf steinerne Löwinnen mit schwellenden, wie Bomben geformten menschlichen Brüsten. Im Inneren verstärkt sich noch der Eindruck der Verdrehtheit. Man hat das Gefühl, dass die Wände irgendetwas Unsinniges von sich geben würden, wenn sie sprechen könnten. Es ist bezeichnend für diesen Ort, dass niemand so richtig weiss, wie viele Zimmer es wirklich gibt. Krupps gegenwärtiger Familienarchivar glaubt, dass das Haupthaus 156 und das «Kleine Haus» 60 Zimmer aufweisen – insgesamt also 216 –, doch eine kürzliche Zählung kam auf 300 Räume. Es hängt davon ab, was man als Zimmer ansieht. Das Innere ist ein irres Labyrinth von grossen Sälen, Geheimtüren und versteckten Gängen, und es ist nicht ratsam, sich auf Villa Hügel zu betrinken.

In den Jahren um 1860 stand das alles auf dem Papier fest. Krupp war sich noch nicht im Klaren darüber, wo er die ganze Geschichte hinsetzen sollte. Er wusste nur eines: die Entscheidung darüber musste ganz allein bei ihm liegen. Keine Landmesser also; die Landaufnahme würde er höchstpersönlich durchführen. Er befahl die Errichtung eines hölzernen Turms, der höher sein sollte als der höchste Baum im Ruhrgebiet. Unten wurden Räder angebracht, Alfred kletterte bis zur Spitze, und ächzende, schwitzende Kruppianer mit ihren runden, randlosen Kappen stiessen das klobige Gestell durch arkadisches Unterholz. Hoch droben stand der Kanonenkönig mit einem Zylinder auf dem Kopf und bäugte die Gegend kritisch durch ein Fernrohr. Es gab da mehr, als sich dem Auge darbot. Unter Tage trieb nämlich ein kleiner Betrieb Horizontalschächte vor, und Alfred musste die Möglichkeit mit einkalkulieren, dass sein Bauunternehmer beim Einbetten von Fundamenten die sich unter Tage maulwurfgleich abrackernden Kumpel zerquetschen könnte. Man entnahm also Erdproben und hob Versuchsschächte aus. Endlich, im Jahr 1869, traf Alfred seine Entscheidung. Die Villa würde am Rand eines den Fluss überblickenden Hügels stehen³⁰.

Zufällig war der von ihm ausgewählte Hügel kahl. Zwar hatte Alfred etwas dagegen, wenn im Hausinneren Holz verwendet wurde, aber vor den Fenstern wünschte er sich doch Bäume. Da er sich den Sechzigern näherte, war es zu spät, Sämlinge zu pflanzen und auf deren Heranwachsen zu warten. Alfred dachte deshalb daran, von irgendwoher majestätische Baumgruppen zusammenzuholen und zum Hügel transportieren zu lassen. Ganze Alleen wurden aufgekauft und von den Nachbarorten Kettwig und Gelsenkirchen herbeigeschafft. Im bitterkalten Winter bewerkstelligte man den Transport des wandernden Waldes mit seinen wimpelgeschmückten, froststarrten Wurzeln und steifen Ästen auf Spezialgefährten. Den Arbeitern, die sich mit offenstehenden Mündern den Weg entlang reihten, erschien diese Verpflanzung unfassbar. Der ersten Unternehmung war ein glanzvoller Triumph beschieden. Jeder Zweig trieb in jenem Frühjahr gehorsam seine Knospen. Der nackte Hügel überzog sich mit einem grünen Schleier. Und im April 1870 legte Alfred den Grundstein für das Schloss³¹.

Eine Serie von Missgeschicken bedrohte sogleich den Bau. Das erste Gerüst wurde von einem Sturm weggerissen. Langanhaltender Regen verwandelte die Baugruben in Schlammlöcher. Langsam wuchsen die Mauern empor, und die südwestliche Ecke war

gerade erst fertiggestellt, als Alfred eines Morgens heraufgaloppiert kam und entsetzt und empört entdeckte, dass sie von tiefen Rissen durchzogen war. Die Villa Hügel war in Gefahr, ebenso wie jenes Deutschland, dessen architektonische Allegorie diese Villa werden sollte, Ziel allgemeinen Gespöts zu werden. Doch wie das Reich wuchs sie dennoch heran, Balken für Balken und Baustein auf Baustein. In der Tat sollten beide gemeinsam heranwachsen. Am 19. Juni entschloss sich Prinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen mit Wilhelms I. Billigung, die spanische Krone anzunehmen. Jemand muss geplaudert haben, denn Paris bekam Wind davon, und der hitzköpfige Duc de Gramont, der vor Kurzem erst das französische Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten übernommen hatte, drohte Berlin. Wilhelm zauderte, und schliesslich riet er Leopold zum Verzicht. Aber das genügte Gramont und der Kaiserin Eugénie nicht. Sie forderten eine Entschuldigung des Königs. In Bad Ems lehnte der König dies ab³².

Bismarck erkannte seine Chance. Mit Roon und Moltke an seiner Seite redigierte er am 13. Juli Wilhelms I. ablehnendes Telegramm, verschärfte hier einen Satz, verstärkte dort eine Redewendung, bis die Depesche endlich zu einem Werkzeug der Provokation geworden war. «Seine Majestät der König», schloss Bismarcks Fassung, hat «es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen und denselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, dass Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzuteilen habe.» Bismarck versicherte Moltke (der ihn durch den Hinweis anstachelte, dass eine sofortige Auseinandersetzung besser sei als ein Krieg in ein paar Jahren, wenn nämlich die französischen Militärreformen erst einmal Gestalt annehmen würden), dass das auf den gallischen Stier wie ein rotes Tuch wirken würde. So war es auch. Bei den komplizierten Spielregeln diplomatischer Etikette im 19. Jahrhundert konnte es gar nicht anders sein. Die Depesche stellte eine derartige Beleidigung dar, dass sich Louis Napoleon jeder Wahlmöglichkeit beraubt sah. Seine Ehre stand jetzt auf dem Spiel. Er musste den Krieg erklären, und zwei Tage später tat er es auch, wodurch er bei Alfred Krupp die ärgsten Kopfschmerzen seit Langem auslöste. Im ersten Augenblick überrascht das, denn für Alfred stellte dieser Krieg schliesslich *die* Gelegenheit seines Lebens dar. Mit der Zeit sollte er das auch einsehen, aber im Augenblick steckte er mitten im Bau seines Schlosses, und dabei war ihm gerade ein schrecklicher Fehler aufgegangen. Seine Pläne gründeten sich alle auf die Benutzung eines besonderen Baumaterials, nämlich eines Kalksteins aus den Steinbrüchen bei Chantilly in der Nähe von Paris³³.

Kapitel 5

«*Wow see what has done our Army!*»

Die Emser Depesche Wilhelms I. – das heisst Bismarcks – war in Paris am Tag der Bastille im Jahr 1870 eingetroffen, und zwar um 16.40 Uhr. Louis Napoleons Minister zogen die Anweisungen zur Mobilmachung hervor. Nach reiflicher Überlegung wurden sie wieder unschlüssig, doch sechs Stunden später spürten sie die volle Kraft des teutonischen Stachels: Bismarck hatte den Wortlaut der Depesche allen Regierungen in Europa offiziell bekanntgegeben. Es war so, als ob jemand einem Mann ins Gesicht gespuckt und sich anschliessend seinen Freunden gegenüber damit gebrüstet hätte. Während des folgenden Tages kochte die französische Hauptstadt im Kriegsfieber. Selbst Emile Ollivier, Vorsitzender der Friedenspartei, gab zu, dass er dem Krieg «d'un cœur léger» – leichten Herzens – zustimme, und im Sitzungssaal des Senats posante der einflussreiche Guyot-Montpayroux: «Preussen hat das Frankreich von Jena vergessen, und wir müssen es daran erinnern!»

Die französischen Säbel rasselten nicht nur, sondern wurden auch aus der Scheide gezogen. Graf Alfred von Waldsee, der preussische Militärattaché in Paris, verständigte seinen König telegrafisch von Napoleons heimlichen Kriegsvorbereitungen. Truppen wurden rasch von Algier und Rom heimbefördert, Offiziere aus dem Urlaub zurückbeordert, Militärkommissionen waren unterwegs zu Eisenbahndepots, die Kavallerie gab in den Vereinigten Staaten grosse Haferbestellungen auf, und die Artillerieparcs leerten sich. Davon alarmiert, rief Wilhelm I. insgeheim seine Reservisten zu den Fahnen. Am 12. Juli schliesslich setzte er die Mobilmachung in Gang. Die süddeutschen Staaten folgten, Bayern und Baden am 16. und Württemberg am 18. Juli. Das reichte: Am nächsten Tag erklärte Frankreich den Krieg. In weniger als drei Wochen hatten 1'183'000 Deutsche ihre Pickelhauben aufgesetzt. Über 400'000 wurden an der französisch-preussischen Grenze massiert und von 1'440 Geschützen im Rücken gedeckt².

Blickt man heute über ein Jahrhundert zurück, so fällt es einem schwer, sich die Erschütterung durch das jetzt Folgende zu vergegenwärtigen. Bedingt durch 1870, 1914 und 1939, glaubt man, dass alle Welt die teutonische Macht hätte voraussehen müssen. Sie tat es nicht. Im Gegenteil: Die Augen aller richteten sich auf den französischen Kaiser. Am Tag nach Wilhelms Verfügung stellte der *London Standard* Überlegungen über die militärische Lage an und analysierte dabei die Invasionswege nach Preussen hinein. Für Moltke und seine Generale, so erklärte das Blatt, sei es «unmöglich, die Initiative zu ergreifen». Die *Pall Mall Gazette* vom 29. Juni pflichtete bei, dass die Ereignisse nur in einer Richtung verlaufen könnten, und *The Times* meinte, jeder Engländer könne mit gutem Grund seinen «letzten Shilling auf Casquette und gegen Pumpnickel» setzen. Die Generale Burnside und Sheridan kamen von den Vereinigten Staaten angereist, um genau zu erfahren, wie man die Emporkömmlinge aus Mitteleuropa vernichten würde; Kate Amberly – die zwei Jahre später Bertrand Russell das Leben schenken sollte – schrieb am 17. Juli: «Es macht einen traurig, wenn

man sich diesen wunderschönen Rhein als Stätte des Krieges vorstellt.» Derart lauteten die Meinungen in den Hauptstädten der Neutralen. Wilhelms Untertanen waren gleichermassen überzeugt, dass der Feind vor ihren Toren stehen würde. Die deutschen Bauern schnitten ihr noch unreifes Korn, um es nicht von französischen Nagelschuhen niedertrampeln zu lassen, und in den neu hinzugekommenen, südlich gelegenen Ländern bereiteten sich die Bürgermeister auf Kollaboration vor. Infolge des Vertrags, der vier Jahre vorher den Bruderkrieg beendet hatte, konnten sie sich ihren militärischen Verpflichtungen nicht entziehen, aber in Mainz und Hannover lagen schon die Trikoloren für den Einmarsch der Sieger bereit. Selbst die preussischen Befehlshaber nahmen an, dass die Feindseligkeiten mit einer französischen *offensive à outrance* einsetzen würden. Sogar Wilhelm I. war sich dessen so sicher, dass er entschied, es sei kein Grund vorhanden, schon zu Beginn Landkarten von Frankreich auszugeben. Die französischen Kommandeure trafen dieselbe Entscheidung und begingen damit einen folgenschweren Fehler. General Carl Constantin Albrecht von Blumenthal, Kronprinz Friedrich Wilhelms* Stabschef, glaubte, dass der erste französische Stosskeil Mainz treffen würde. Moltke dachte, dass Napoleon 150'000 Mann in einem Vernichtungsangriff das Saartal hinauf bis zum Rhein werfen würde, und obwohl er einsatzbereit war, hätte er sich nie träumen lassen, dass er die ersten Züge ausführen würde. Die Tage vergingen ohne das geringste Anzeichen von Aktivität auf Seiten des Gegners, und der Kronprinz schrieb in sein Tagebuch:

Dank der französischen Untätigkeit steht das deutsche Heer schlagfertig da, so dass es sich wohl ereignen kann, dass trotz des französischen Säbelrasselns und trotz der langjährigen Vorbereitungen bei einem Überfall wir die Angreifer sein werden. Wer konnte das erwarten!³

Der Gegner dachte nicht so. Der französische Militärалmanach hatte Moltkes Truppen als «eine grossartige Organisation auf dem Papier, aber ein zweifelhaftes Verteidigungsinstrument... das während der ersten Phase eines Offensivkrieges höchst unzulänglich sein würde», eingeschätzt. Während der ersten beiden Wochen der Feindseligkeiten wurde ein findiger Verleger durch die Veröffentlichung eines französisch-deutschen Wörterbuchs reich, das dafür gedacht war, von den Franzosen in Berlin benutzt zu werden, und als der französische Kaiser am 28. Juli das Kommando seiner Armeen selber übernahm, erklärte er: «Welchen Weg auch immer wir jenseits unserer Grenzen nehmen werden: wir werden auf die ruhmreichen Spuren unserer Väter treffen. Wir werden uns ihrer würdig erweisen. Ganz Frankreich folgt euch mit seinen inbrünstigen Gebeten, und die Augen der Welt sind auf euch gerichtet. Von unserem Erfolg hängt das Schicksal der Freiheit und der Zivilisation ab.» Zugegeben: Die Vorräte stapelten sich schneller, als sich die Soldaten sammelten – am vierzehnten Tag der Mobilmachung hatte seine Rheinarmee weniger als 53 Prozent ihrer Sollstärke erreicht aber das schien nur eine Bagatellsache zu sein. Die Franzosen waren ihrer Sache ganz sicher. Über drei Generationen hin hatte der lange Schatten des ersten Bonaparte das militärische Denken beherrscht. Jetzt war sein Neffe im Sattel, und hinter ihm standen,

* Der spätere Kaiser Friedrich III., Sohn Wilhelms I.

was alle Welt anerkannte, die besten Legionen Europas. Fronterfahrung hatten sie genug; durch einen dreissig Jahre dauernden Krieg in Afrika und Mexiko, durch ihre Siege über Österreich bei Magenta und Solferino waren sie an Blut gewöhnt, an ihren Regimentsfahnen flatterten die Schlachtenbänder von der Krim und von Asien, und sie prunkten mit eleganten Käppis, hellblau und gelb gestreiften Uniformröcken und *pantolons rouges*; kurz, für jedes ausländische Kanzleramt waren sie ein Gegenstand des Neides. Französische Offiziere waren 1856 von der Türkei und 1868 von Japan erwählt worden, den Aufbau der eigenen Armeen zu leiten. Der Elan von Louis Napoleons Soldaten hätte kaum grösser sein können; sie gierten danach, zu den Klängen der Marseillaise und mit dem Ruf «*En avant! A la baionette!*» auf den Lippen heldenhafte Attacken vorzutragen. Das Vertrauen, das sie in ihre Führung setzten, war absolut. Der Kaiser selbst war Artilleriefachmann und hatte zwei Abhandlungen über dieses Thema veröffentlicht; erstere, sein *Manuel d'Artillerie*, hatte 35 Jahre lang die Bewunderung der Experten erregt. Edmond Leboeuf, Marschall von Frankreich, hatte sich während des italienischen Feldzugs dank der neuen Artillerie mit ihren gezogenen Rohren ausgezeichnet. Jetzt versicherte er Napoleon, dass die Armee «bis hinab zu den Knöpfen ihrer Gamaschen» bereit sei, und niemand misstraute ihm.

Das kaiserliche Frankreich hielt Preussens kriegerische Haltung für nichts anderes als eine Unverschämtheit. Hätte man den Parisern erzählt, dass König Wilhelm I. trotz seiner erst siebenunddreissig Jahre ein weitaus tauglicherer Befehlshaber als ihr Napoleon und dass Leboeuf nicht einer einzigen geflochtenen Litze von den Schulterstücken des grossen Moltke würdig sei, so hätten sie ungläubig die Köpfe geschüttelt. Und wäre irgendjemand auf den Gedanken gekommen, dass die Kampfmentalität des Gegners ebenso hoch wie ihre eigene sei, so hätten sie amüsiert gelächelt – obwohl das tatsächlich stimmte. Die Junker spornte der Wunsch an, tausend Jahre der Unterlegenheit zu rächen, und die deutschen Soldaten, die in ihren preussisch-blauen Uniformen um die Lagerfeuer sassen, das protestantische Kirchenlied «In allen meinen Taten» sangen und die Losung «Nach Paris!» ausriefen, glaubten daran, dass sie zu einem gewaltigen Kreuzzug aufgebrochen seien, um jene Stadt zu demütigen, die preussische Zeitungen «das neue Babylon» nannten.

Des Kaisers Offizierscorps blickte mit Geringschätzung auf sie. Moltkes verblüffender Erfolg von 1866 wurde ausser Acht gelassen. Jeder konnte die Österreicher schlagen, und fast jeder hatte das auch getan. Irgendwie war es ja hauptsächlich ein Erfolg der Tüchtigkeit gewesen, und diese stellte in den Augen der Franzosen eine langweilige Tugend dar. Die Tatsache, dass Preussen sein Eisenbahnnetz mit kriegerischen Hintergedanken ausgebaut, General Shermans glänzende Verwendung von Eisenbahnen in Tennessee studiert und das Zusammenspiel von Telegraf und Truppenbewegungen gemeistert hatte, wurde in Napoleons Hauptquartieren kaum beachtet. Wäre von irgendjemandem beharrlich etwas anderes beteuert worden, hätte man ihn als Träumer beiseitegeschoben.

In Wirklichkeit aber waren *sie* die Träumer. In jenem Jahr erreichte Jacques Offenbach, der Flüchtling aus einem Kölner Synagogenchor, in der französischen Hauptstadt den Gipfel seiner Beliebtheit, und das französische Kriegskonzept stand irgendeiner

seiner Operetten in der Comédie Française weitaus näher als den tatsächlichen Gegebenheiten. Die industrielle Revolution hatte das Waffenhandwerk verändert, aber die Franzosen fochten in ihren kriegerischen Illusionen noch einmal die Schlachten von Napoleon I. durch. Sie sahen *la grande guerre*, wie man ihn in überladenen Darstellungen der *Grande Armée* gemalt hatte: Bilderbuchattacken, über Hecken springende Husaren, abenteuerliche Dragoner im ritterlichen Brustharnisch und Mondlicht, das auf den Lanzen der kaiserlichen Kavallerie glänzte. In ihrer Phantasie sahen sie furchtlose Sturmreihen von Grenadieren, die ungedeckte Flanken angriffen, troddelgeschmückte Pferde, die sich mit gespannten Sehnen und weitgeöffneten karmesinroten Nüstern steil gegen den morgendlichen Himmel aufreckten.

«*C'était*», wie Theophile Gautier später sagte, «*trop beau*». Da in diesen Phantasiebildern das stumpfsinnige Geklapper von Morsetasten und das noch stumpfsinnigere Rattern von Eisenbahnradern keinen Platz hatte, war man der Überzeugung, dass dies alles keine Rolle spielte. Stattdessen hörten die Franzosen den Ruf der Trompeten, und tapfere Männer marschierten unter leuchtenden Bannern dem Felde des Ruhms, dem Felde der Ehre und dem Getöse der Kanonen entgegen.

Dem Getöse der Kanonen entgegen: das war der Pferdefuss.

Louis Napoleon hätte mit seinen ungeheuren Menschenmassen, mit seinen schlachterprobten Veteranen und den strategisch günstigen Grenzen seine anderen Nachteile durchaus wettmachen können. Frankreichs wunder Punkt war aber die Artillerie.

Zwar waren seine Marschälle durch *la gloire militaire* nicht so gedankenlos geworden, dass sie die Bedeutung der Feuerkraft übersehen hätten. Ihre neuen Chassepot – Gewehre, die Patronen feuerten, hatten die doppelte Reichweite der Dreyseschen Zündnadelgewehre, mit denen Preussen vier Jahre zuvor die Habsburger niedergezwungen hatte. Mit einigem Recht erwarteten die Franzosen auch viel von ihrer Mitrailleuse, die genauso wie die amerikanische Gatling-Kanone mit ihren sechs Läufen ein primitiver Vorgänger des zukünftigen Maschinengewehrs war. Die Mitrailleuse hatte sechsundzwanzig Läufe; indem man an einer Kurbel drehte, konnte man sie in rascher Folge abfeuern. Aber die französische Artillerie war hoffnungslos veraltet. Man verfügte über dreissig Prozent weniger Feldgeschütze als Moltke; zwar waren die französischen Rohre gezogen, jedoch durchweg aus Bronze. Schneider hatte noch nicht einmal Sir Joseph Whitworts Erfindung schmiedeeiserner Ringrohre, die zum Rückgrat der britischen Artillerie geworden waren, aufgegriffen. Leboeuf befand sich, kurz gesagt, in derselben Misere wie die österreichischen Verteidiger von Königgrätz im Jahr 1866. Es war sein eigener Fehler. Als *Les Papiers Secrets du Second Empire* nach dem Krieg in Belgien veröffentlicht wurden, entdeckte man, dass der Marschall eigenhändig jenes *rien à faire* quer über Krupps Angebot zur Lieferung von gussstählernen Hinterladern an Frankreich gekritzelt hatte.

Leboeufs Kollegen waren bestrebt gewesen, Schneider-Creusots aufstrebende Werke zu schützen – jene Werke, welche 1870 durch den ersten erfolgreichen kommunistischen Streik lahmgelegt werden sollten. Leboeuf glaubte einfach nicht daran, dass die Rohre aus Essen gut sein könnten. Geschützexperten, die die Überzeugung von Roons Technikern teilten, hatten ihm eingeredet, dass die Schwierigkeiten, Stahl noch

während des Giessens abzukühlen, unüberwindbar seien*. Ausserdem hielt er persönlich den Vorderladern stur die Treue. Selbst wenn man die Verschlussstücke der Hinterlader für die Kanoniere sicher machen könnte, argumentierte Leboeuf, so bliebe doch das Problem des Gasaustritts und – damit verbunden – der Verlust an Reichweite. In Wirklichkeit hatte er in allen Punkten unrecht. Wilhelm I., Bismarck und Moltke war der grundlegende Anschauungsunterricht auf dem Tegeler Schiessplatz erteilt worden, und jetzt würde man es der Welt beweisen – in Frankreich⁵.

So wurden die rauchenden Geschütze Alfred Krupps *die* Kanonen vom August 1870. Sie hatten die doppelte Reichweite der gegnerischen Bronzegeschütze, und in Zielgenauigkeit, Massierung und Schnellfeuer (letzteres hatten die französischen Artillerieexperten deswegen negativ beurteilt, weil es die Kanoniere zur Munitionsverschwendung anreizen würde) übertraf die Kanone von der Ruhr alles, was der Gegner ins Feld führen konnte. Obwohl man die Mitrailleusen so geheim gehalten hatte, dass sie erst in den letzten Tagen vor der Mobilmachung an die Armee ausgegeben wurden, war Berlin durch den preussischen Nachrichtendienst bereits vor ihnen gewarnt worden. Die Deutschen nahmen ihre Spione ernst, was bei den Franzosen nicht der Fall war. Den Geschützbatterien wurde die Aufgabe zugeteilt, die knatternden Maschinengewehre auszumachen, gleich zu Anfang eines jeden Gefechtes zum Schweigen zu bringen und so den Gegner auf leichte Waffen zu beschränken. Da die Soldaten damals im wahrsten Sinn des Wortes dem Geschützlärm nachmarschierten – in den Rauchschwaden des Kampfes war das die einzige Möglichkeit, um die eigentliche Front zu finden –, mussten die Franzosen direkt ins tödliche Verderben laufen. Das erste richtige Scharmützel fand am 4. August bei Weissenburg im Elsass statt; der französische General wurde von einer Kruppgranate getötet. Dann kam es am 6. August bei Wörth im Nordosten Frankreichs zur ersten grossen Feuerprobe. Marschall Patrice MacMahon hielt einen preussischen Angriff für so unwahrscheinlich, dass er es versäumte, seine Soldaten Schützengräben ausheben zu lassen. Seine Hauptsorge bestand darin, dass der Feind entkommen könnte. «Noch nie», schrieb einer seiner Untergebenen, «waren sich Truppen ihrer Sache so sicher und des Erfolges so gewiss gewesen.» Dann sauste Alfreds Vorschlaghammer nieder. Die sich gegenüberstehenden Infanteriedivisionen waren einander fast ebenbürtig, und die Schlacht hätte unentschieden ausgehen können. Aber es kam anders; es kam zu einer Niederlage, denn nachdem die Kruppkanonen acht Stunden lang auf die französischen Linien eingehämmert hatten, brachen diese zusammen, und ein Rückzug Hals über Kopf setzte ein⁶.

Wörth – von den Franzosen die Schlacht von Fröschwiller genannt – war ein schlechtes Omen; die Dorfbewohner brauchten eine ganze Woche, um die prächtig behosten Leichen aus den Weingärten und Wäldern zu bergen. Die Verluste des Kronprinzen Friedrich Wilhelm waren ebenfalls schwer gewesen, aber allmählich erkenn-

* Louis Napoleon wäre besser beraten gewesen, hätte er seinen phantasie reichsten Romanschreiber zu Rate gezogen. Im März 1868, als Leboeuf sein «*rien a faire*» auf Essens Angebot schrieb, arbeitete Jules Verne gerade am 12. Kapitel seines Romans *Zwanzigtausend Meilen unter dem Meer*. Vernes Kapitän Nemo, der den ihn besuchenden Professor auf eine Fahrt der *Nautilus* mitnimmt, erklärt, dass die Maschine des Unterseeboots aus dem besten Stahl der Welt – gegossen «von Krupp in Preussen» – gebaut sei.

ten seine Kommandeure, dass sie künftig nicht mehr gegen die Chassepotgewehre vorstürmen mussten, da sie die Entscheidung ihrer glänzenden Artillerie überlassen konnten. Nach den Worten einer offiziellen französischen Darstellung über ein späteres Gefecht vereitelten die Kruppschen Hinterlader «alle Versuche der französischen Kanoniere, einen Vergeltungsschlag zu führen; mit einem Hagel von Granaten überschütteten sie die tiefgestaffelten Infanterielinien, die ohne die geringste Deckung vergeblich darauf warteten, eine Attacke zurückzuschlagen, die gar nicht kam.» Die Kriegstagebücher der Beteiligten selbst sprechen bildhafter; ein Preusse sah in der Ferne die blauen Uniformjacken «wie ein aufgeschreckter Bienenschwarm» reagieren, ein französischer Beobachter schrieb, die Waffenröcke seien so dicht über den Boden verstreut gewesen, dass das Ganze «wie ein Flachsfeld» aussah, und ein Historiker notierte, dass die Gefechtsberichte von Louis Napoleons Regimentern «unter der Wucht deutscher Granaten eine schrittweise Auflösung» zeigten. Während die jauchzenden Preussen, Sachsen, Hessen und Schlesier die gerade populär gewordenen Lieder «Die Wacht am Rhein» und «Deutschland, Deutschland über alles» sangen, stapften ihre verbitterten Gegner mit dem Ruf «*un, deux, trois, merde*» in Verteidigungsstellung⁷.

Machiavelli sagte von Karl VIII., dass dieser im Winter 1494/95 «Italien mit einem Stück Kreide in der Hand» erobert habe; er wollte damit sagen, dass Karl auf einer Landkarte lediglich einen Widerstandskern einkreisen musste, worauf seine eisernen Kanonenkugeln diesen dem Erdboden gleichmachten. Karl hatte es in sechzehn Monaten auf sechzig erfolgreiche Belagerungen gebracht. Wilhelms Kanoniere erreichten im Sommer 1870 den endgültigen Erfolg in weniger als einem Monat. Am Abend des 6. August 1870 waren die Franzosen in zwei grossen Säulen aufmarschiert, jener von MacMahon im Elsass und jener von Louis Napoleon in Lothringen. Louis hatte sie durch den Kamm der Vogesen getrennt, und im Lichte der damaligen militärischen Erfahrung kann man ihm daraus schwerlich einen Vorwurf machen. Doch er hatte eben nicht mit den furchtbaren Geschützen gerechnet. Gerade als der rechte Flügel den Rückzug von Wörth antrat, verlor der linke ungefähr sechzig Kilometer weiter nordwestlich im Saargebiet die beherrschenden Spicherer Höhen. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden hatte sich der französische Traum in einen Alptraum verwandelt. MacMahon gab das Elsass auf, und Louis Napoleon zog sich bis zur mächtigen Festung Metz zurück. Nach drei grimmigen Schlachten jagte Moltke Ulanen über die einzige nach Verdun führende Strasse und umzingelte Metz. Louis Napoleon konnte im letzten Augenblick entkommen und galoppierte südwärts zu MacMahon, den er – völlig ausser sich – dazu drängte, die deutschen Linien zu durchstossen und das Fort zu entsetzen. Die Folge davon war eine Katastrophe. Am Donnerstag, dem 1. September 1870, traf des Kaisers erschöpfter rechter Flügel auf König Wilhelms I. frische Armee-corps; und zwar elf Kilometer von der belgischen Grenze entfernt bei Sedan, einem kleinen, veralteten Fort mit Befestigungsanlagen aus dem siebzehnten Jahrhundert. MacMahon hielt das gegliederte, hochgelegene Gelände nördlich der Stadt für eine *Position magnifique*, aber General Auguste Ducrot, ein Veteran von Wörth, wusste, was kommen würde. Während er beim Biwakfeuer eines mit roten und blauen Turbanen geschmückten Zuavenregiments unter seinem Umhang kauerte, erkannte er die grimmige Wahrheit: «*Nous sommes dans un pot de chambre, et nous y serons em merdés.*» *Nachttopf*

umschrieb ihren Standort sehr bildhaft, und «*la merde*», die bald auf sie herabkommen sollte, bestand aus Kruppstahl⁸.

Der Kampf begann vor der Morgendämmerung. Zwar wollte Moltke abwarten, bis seine beiden Flügel den Feind eingeschnürt hatten, aber das Erste Bayrische Armeecorps hatte zu wenig Geduld, um darauf zu warten, und um vier Uhr früh stiess es in einem dicken Kältebel über die Maas vor. Die Franzosen gerieten in Panik und verschanzten sich in den massiven Steinhäusern der Stadt, die vom Granatfeuer rasch zerstört wurden. Als die Morgendämmerung das Tal erhellte, wurde von sechzehn oben an den Hängen glänzend verteilt und ausserhalb der Reichweite französischer Kanonen stehenden Kruppbatterien ein ganzes Zuavenregiment einschliesslich des Kommandeurs und seines Stabschefs aufgerieben. Niemand war vor den mörderischen Salven sicher. Das Tageslicht war kaum eine Stunde alt, als MacMahon von einem Granatsplitter verwundet wurde. Auf einer Tragbahre brachte man ihn in das winzige Fort, und dort gab er seinen Marschallstab an Ducrot weiter. Um acht Uhr gab der Mann, der das Unvermeidliche hatte kommen sehen, den Befehl zum Durchbruch nach Westen. General Emmanuel Wimpffen focht den Befehl an, verweigerte den Gehorsam und sprach davon, «die Bayern in den Rhein zu werfen». Ducrots besorgten Argumenten entgegnete er gleichgültig: «Wir brauchen einen Sieg.» Ducrot erwiderte: «Sie werden sich glücklich preisen, *mon général*, wenn Sie heute abend einen Unterschlupf haben werden!» Er übertrieb nicht; von Minute zu Minute steigerte sich das unheimlich genaue Geschützfeuer, und als der Vormittag zur Hälfte vergangen war, warf Moltke drei Marschkolonnen über die Strasse Sedan-Mézières, um damit die einzige noch mögliche Flucht-Öffnung zu blockieren. Die Sonne hatte jetzt den Frühnebel aufgesogen. Es war ein strahlender Tag. Moltkes Stab hatte nach den Worten von Professor Michael Howard

... für den König einen günstigen Standort gefunden, von dem aus man einen Überblick über die Schlacht erhalten konnte, wie ihn kein Befehlshaber einer westeuropäischen Armee je wieder haben sollte. Auf einer Lichtung der bewaldeten Hügel oberhalb von Frenois, südlich der Maas, traf sich eine schimmernde Versammlung von hochstehenden Persönlichkeiten in Uniform; sie hätte besser in ein Opernhaus oder auf eine Rennbahn als zu einer gewaltigen Schlacht gepasst, die über die Geschicke Europas und vielleicht der ganzen Welt entscheiden sollte. Da war der König höchstpersönlich; da hielten Moltke, Roon und deren Stabsoffiziere Ausschau ... und [auch] Bismarck, Hatzfeld und die Beamten des Auswärtigen Amtes ... da war eine ganze Ansammlung von deutschen Duodezfürsten ... sie sahen die Reste ihrer Unabhängigkeit von Stunde zu Stunde dahinschwinden, als die preussischen, sächsischen und bayrischen Kanonen die französische Armee rund um Sedan dezimierten⁹.

Die Preussen und ihre deutschen Kriegskameraden verfügten über insgesamt fünfhundert Kruppkanonen. Wilhelm I., der ein Fernrohr ans Auge setzte, um die Früchte der Essener Schwerarbeit zu sehen, bot sich ein aussergewöhnliches Schauspiel: Unterhalb der langgezogenen Geschützlinie des Zweiten Bayrischen Armeecorps lagen kilometerweit die geschlagenen Rothosen, und jenseits der aufblitzenden Mündungen

erhoben sich die dunkelgrünen Kämme der Ardennen. Gegen Mittag wusste selbst Wimpffen, dass der Tag verloren war. Er versuchte einen Durchbruch, konnte dafür aber nicht einmal genügend Truppen sammeln, und um ein Uhr schickte er nach Louis Napoleon in Sedan. Der Kaiser kam nicht. Er hatte keine Angst. Im Gegenteil: Er schwang sich aufs Pferd und galoppierte ohne Rücksicht auf die Gefahr durch den Schrapnellhagel, denn ihm war der Tod auf dem Schlachtfeld lieber als eine entehrende Kapitulation. Aber irgendjemand musste doch seinen Degen zur Verfügung stellen. Um vierzehn Uhr begannen die Deutschen damit, das Schlachtfeld vom Feind zu säubern. Um fünfzehn Uhr verbarg sich die führerlose französische Infanterie in den Wäldern. Durch einen letzten, verzweifelten Schritt wollte Ducrot versuchen, mit Hilfe der kaiserlichen Kavallerie nach Westen hin eine Bresche in die Flut von Preussischblau zu hauen. Der Kommandeur der Reiter hob seinen Säbel in die Höhe – und augenblicklich fiel er hintenüber; sein Gesicht war ein Blutklumpen. Zwei Adjutanten zogen ihn mitten durch die Reiterschwadronen nach hinten. Als die Kavalleristen ihren Offizier sahen, schnaubten sie ergrimmt: «Vengez-le!» Immer wieder von neuem griffen sie verwegener an, bis auch der letzte von ihnen neben den Kadavern der niedergemetzelten Pferde lag und sich dort im eigenen Blut wand. Wilhelm, der König von Preussen, senkte sein Fernrohr. Er murmelte: «Ah! *Les braves gens*^{10!}»

«Niemals zuvor», schrieb Howard, «hatte man im Krieg Geschützfeuer mit einer derartigen Zielgenauigkeit eingesetzt.» Der König beobachtete erstaunt die aufflackernden Feuerbänder von explodierenden Granaten, als sie nacheinander jeden Widerstandskern umgürteten und die Verteidiger hinhäuten. Doch der Tod verschmähte Louis Napoleon. Der Tod verschlang seine Kavallerie, seine tiefgestaffelte Infanterie, seinen Stab und seine Adjutanten, aber kein Splitter fiel in seiner Nähe nieder, und er kehrte unverletzt nach Sedan zurück. Als die Abenddämmerung hereinbrach, schickte er einen Sergeanten mit einem weissen Wimpel vor, um die Kapitulationsbedingungen zu erfahren, und ordnete an, dass man über dem Fort die weisse Fahne hisste. Als Moltke dies sah, entsandte er einen preussischen Adligen, der erkunden sollte, was das zu bedeuten habe. Der Offizier kehrte mit einem Brief zurück, den man als den Taufschein des Zweiten Deutschen Reichs bezeichnen könnte:

Monsieur mon frère,

N'ayant pas pu mourir au milieu de mes troupes, il ne me reste qu'à remettre mon épée entre les mains de Votre Majesté. Je suis de Votre Majesté le bon frère.

[Da es mir nicht vergönnt war, inmitten meiner Truppen zu sterben, kann ich nur noch mein Schwert in Ihre Majestät Hände legen.] NAPOLEON¹¹

Aber weder der Kaiser noch dessen Schwert waren in Wilhelms Händen. Nachdem der König das Schreiben studiert hatte, reichte er es wortlos an Bismarck weiter, der in seinem Namen eine Antwort diktierte, die «*la capitulation*» nahelegte und mit den Worten schloss: «*J'ai désigné le Général deMoltke à cet effet*^{12.}»

In jener Nacht sangen die deutschen Truppen rund um ihre Lagerfeuer dankerfüllt den grossen lutherischen Choral «Nun danket alle Gott». Sie waren ebenso verblüfft wie die Franzosen. Nach Howards Worten hatte auf beiden Seiten kein Mensch voraus-

gesehen, dass «die Wirksamkeit der preussischen Artillerie in taktischer Hinsicht die grösste Überraschung des französisch-preussischen Krieges sein sollte». Ihre Wirkung auf die Beteiligten unterschied sich je nach deren Situation. Die Preussen und ihre Verbündeten frohlockten. Die Franzosen waren verbittert. Fast ein halbes Jahrhundert später, in Versailles, würde sich Georges Clemenceau, der jetzt Bürgermeister von Montmartre war und den diese Katastrophe zur Nationalpolitik brachte, an den Rachedurst erinnern, der ihn damals in seinen Zwanziger Jahren erfüllt hatte. (Clemenceau sollte sich diesen Rachedurst bei der Zerstörung von Woodrow Wilsons Politik des Mitleids gegenüber einem darniederliegenden Deutschland zunutze machen.)

Louis Napoleon war einem Zusammenbruch nahe. Einer seiner Offiziere, Jean Baptiste Montaudun, schilderte ihn als «sehr gealtert, sehr entkräftet und ohne das einem Oberbefehlshaber einer Armee gemässe Verhalten». Moltke und Bismarck gaben sich unbarmherzig, und als Wimpffen mit ihnen zusammentraf – er wollte nicht gehen, aber Ducrot sagte grimmig: «Sie massten sich das Kommando an, als Sie glaubten, dass Sie daraus einige Ehre und einigen Nutzen ziehen könnten ... Jetzt können Sie sich nicht weigern» –, verwarfen sie seinen Einwand, dass «ein Frieden zu Bedingungen, die der *amour propre* der Armee schmeichelten und die Bitterkeit der Niederlage abschwächten, dauerhaft sein würde, wohingegen harte Massnahmen heftige Leidenschaften wecken und vielleicht einen endlosen Krieg zwischen Frankreich und Preussen bringen würden»¹³.

Bismarck, der jede Hochherzigkeit ablehnte, fixierte den General mit seinen hellblauen Augen und entgegnete: «Man soll sich im Allgemeinen nicht auf Dankbarkeit verlassen und im Besonderen nicht auf die eines Volkes.» Stattdessen verlangte der Junker, dass die gesamte französische Streitmacht bei Sedan einschliesslich Louis Napoleon selbst kapitulieren und sich in Kriegsgefangenschaft begeben solle. Wimpffen war entgeistert. Bismarck bemerkte, indem er auch das letzte Quentchen Triumphgefühl auskostete, dass die Franzosen als Nation «leicht erregbar, missgünstig, eifersüchtig und stolz bis zum Exzess» seien: «Sie glaubten, dass der Sieg ein für Sie allein reservierter Besitz, dass der Waffenruhm Ihr Monopol sei.» Die Deutschen hingegen, fuhr er fort, seien ein friedliebendes Volk, das von Frankreich während der vergangenen zwei Jahrhunderte bei dreissig Anlässen überfallen worden sei – davon vierzehnmal zwischen 1785 und 1813. Jetzt sei das alles vorbei: «Wir brauchen Land, Festungen und Grenzen, die uns ein für allemal vor feindlichen Angriffen schützen.» Wimpffen schreckte noch immer zurück. Moltke trat ins Zimmer. Er sagte, in einem Tag sei die Streitmacht des Kaisers von 104'000 auf 80'000 Soldaten verringert worden, während Wilhelm I. über eine Viertelmillion verfüge. Dann entrollte der deutsche Befehlshaber eine Karte und zeigte Wimpffen den Ring von Batterien, der die französische Armee mit «fünfhundert Kanonen – cinq cents canons» einschloss¹⁴.

Dieses Argument war unwiderlegbar, und während Wimpffen zurücktritt, um es seinem Kaiser vorzutragen, wurde die Waffenruhe verlängert. Verzweifelt fasste Napoleon den Entschluss, an Wilhelm direkt zu appellieren, sich also als Herrscher an einen anderen Herrscher zu wenden. Am nächsten Morgen bestieg er sein Pferd und galoppierte los, aber preussische Posten fingen ihn ab und führten ihn direkt zu Bismarck

und Moltke. In Sorge, dass ihr hochherziger König ihre Bedingungen abschwächen könnte, brachten sie Napoleon zu einem Landhaus. Sie sagten, er könne Wilhelm *nach* Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde sehen. Das geschah bald. Obwohl der Bourgeois-Kaiser vor Zorn kochte, unterschrieb Wimpffen im Château de Bellevue nahe am Fluss. Moltke hatte in einem winzigen Punkt nachgegeben: Offiziere, die sich einverstanden erklärten, nicht wieder zu kämpfen, würden bedingt freigelassen. Es war ein Zeichen für die sich verhärtende Haltung, dass sich nur fünfhundertfünfzig Offiziere dieses Auswegs bedienten. Nachdem das Dokument unterzeichnet war, wurde dem kaiserlichen Kriegsgefangenen Audienz gewährt. Das Zusammentreffen war kurz und peinlich – beide Monarchen erröteten –, und Napoleon bat, wie Wilhelms Ratgeber vorausgesagt hatten, um eine Gunst. Er bat den König, dass man ihn durch Belgien hindurch in Gefangenschaft bringen solle. Führe man ihn durch Frankreich ab, bemerkte er, so setze man ihn einer untragbaren Demütigung aus. Wilhelm blickte Bismarck an, der mit den Achseln zuckte. Da eine französische Armee bei Metz eingeschlossen und die andere hier in Gefangenschaft war, konnte des Königs Ministerpräsident zynisch äussern: «Es würde nicht einmal etwas schaden, wenn er eine andere Richtung einschläge ... sollte er sein Wort nicht halten, würde uns das nicht kränken.» Der Kaiser wandte sich dem König zu. Moritz Busch, der später Bismarcks Biograph werden sollte, erschien der Gefangene «zu weich, ich möchte sagen: zu armselig». Napoleon sagte zu seinem Überwinder: «Ich beglückwünsche Sie zu Ihrer Armee, vor allem aber zu Ihrer Artillerie. Meine eigene war» – er suchte nach einem Ausdruck – «minderwertig.» Wilhelm schaute verlegen zur Seite¹⁵.

Am folgenden Tag wurde Napoleon III., Kaiser der Franzosen, mit seinem eleganten Gepäck, seinen perückentragenden Lakaien und seinem riesigen Gefolge in ein Gefangenenlager auf Wilhelmshöhe gebracht. Das strahlende Wetter hatte sich in strömendem Regen verwandelt. Napoleons übriggebliebene Truppen hatte man in einem hastig improvisierten Internierungslager an den Flussufern zusammengepfercht. Aus dem *camp de la misère*, wie sie es nannten, schrien sie ihm Kraftausdrücke zu. Moltke und Bismarck standen beieinander und beobachteten, wie die Equipage des Kaisers von dannen rollte.

«Das ist eine sterbende Dynastie», murmelte Bismarck¹⁶.

Er hätte noch hinzufügen können, dass sich zwei andere Dynastien rücksichtslos erhoben: jene der Hohenzollern und die der Krupps.

Alfred hatte währenddessen keine blasse Ahnung von dem grandiosen Wandel seines Geschicks. Der Krieg war seiner Meinung nach in einem fürchterlichen Augenblick ausgebrochen. Er hatte die Umstellung seiner Fabrik auf das Siemens-Martin-Verfahren noch nicht beendet, und Albert Pieper hatte sich diese äusserst ungelegene Zeit ausgesucht, um zu sterben. Als ein anderer alter Bekannter – Krausnick, Wilhelms früherer Schatzmeister – wissen liess, dass er ebenfalls auf dem Sterbebett liege, antwortete Alfred irritiert, dass auch er sich unwohl fühle:

... während ich mit meinen geringen Kräften nicht meinem Beruf genüge, mit seltener Ausnahme Besuch empfangen, nicht ausreiche mit der geringen Kraft zur Tätigkeit und zur Erledigung dessen, was die Fabrik und der Neubau eines Wohnhauses mir auferlegen¹⁷.

Durch sein Haus wurde ihm immer mehr auferlegt. Auf dem Hügel war man gerade bei dem schwierigen Geschäft, weitere Baumgruppen umzupflanzen; die Wurzeln bau- melten aus grobleinenen Säcken. Und jetzt war noch dieser Ärger mit den Franzosen hinzugekommen. Es schien ein Schicksalsschlag zu sein, der für ihn ganz persönlich bestimmt war. Er verlangte, dass seine französischen Steinmetzen mit ihrer Arbeit an der Villa Hügel fortführen – sie taten es – und dass ihm Chantilly weiterhin Steine lieferte (unglaublicherweise wurde auch das ausgeführt, und zwar über Belgien, wäh- rend Alfred fortfuhr, Walzen und Eisenbahnräder über England nach Frankreich zu lie- fern, bis dann der schmerzliche Höhepunkt des Dramas dem Verkehr in beiden Rich- tungen ein Ende setzte). Seine Villa hatte sich bei ihm zu einer derartig fixen Idee ent- wickelt, dass seine erste Reaktion gegenüber der vom König angeordneten allgemeinen Mobilmachung vom 12. Juli darin bestand, sie einfach zu ignorieren. An Villa Hügel sollte weitergebaut werden, liess er seine vier Direktoren der Geschäftsleitung wissen: «Um jeden Preis, selbst mit Beseitigung von Arbeitern der Fabrik¹⁸⁾»

Als Frankreich den Krieg erklärte, schaltete er völlig um. Während eines früheren Streits zwischen Frankreich und Preussen hatte er das Angebot gemacht, Berlin «im Falle eines Krieges mit Frankreich» Gussstahlkanonen im Wert von einer Million Ta- lern zu schenken. Die Nachricht über die Pariser Proklamation erreichte Essen am 20. Juli 1870, und sofort schlug Alfred Roon in einem Brief vor, «das Versprechen einzu- lösen», wobei er Wert darauflegte, dass seine edle Tat «absolut geheim» gehalten würde. Er kannte Roon. Er wollte nicht, dass man sein Angebot in der Weise interpre- tierte, als ob er die Krise zur Eigenpropaganda ausnützte. Das Geschenk wurde aber dennoch zurückgewiesen, und zwar mit der für Roon typischen Begründung, dass zu- sätzliche Kanonen den geheiligten Organisationsplan der Armee durcheinanderbringen würden. Aber Alfreds Begeisterung hatte keinen Dämpfer abbekommen. Unter den Brief an Roon hatte er «Gott schütze Preussen!» gesetzt, und während der nächsten Monate gewöhnte er sich an, Sendschreiben mit dieser oder ähnlichen hurra-patrioti- schen Phrasen zu beschliessen; er begrüsst die «patriotische Begeisterung», ausser- dem «den Drang, dem Vaterland zu dienen» und schliesslich – mit stolzer Erregung – «die unübertrefflichen Leistungen unseres tapferen Kriegsheeres»¹⁹⁾.

Acht Tage nach Ausbruch der Feindseligkeiten hatte er den Männern in seinen Werkstätten und Hütten seine eigenen Schlachtbefehle bekanntgegeben. Indem er mit einem seiner heiligsten Gesetze brach, erlaubte er, Nebenverträge abzuschliessen, wenn dadurch die Kriegsanstrengungen beschleunigt würden.

Er forderte Schichten, die «Tag und Nacht an jeder Stelle mit allen zu Gebote ste- henden Leuten und Maschinen für die Vollendung die äussersten Anstrengungen auf- bieten, keine Kosten, keine Opfer scheuen». Es war ja möglich, dass Preussen an der Front Rückschläge erlitt; deshalb musste man neue Gerätschaften und Ersatzteile pro- duzieren. Alfred schrieb:

Ebenso sollte man von Geschossen das maximale Quantum anfertigen, welches für unsere Geschütze im Falle der grössten Aktion nützlich sein könnte. Man rechne auch ausser den 9zölligen selbst auf Anwendung der zu vollendenden 11zölligen. Abgesehen davon, ob dieses Vorgehen bei den Behörden Wohlgefallen erweckt, ob

es gutgeheissen wird, ob man die Leistung akzeptieren wird, erwarte ich von dem Patriotismus eines jeden, der hierbei seine Dienste widmen wird, dass er nichts anderes bedenke als den möglichen Notfall, wo unsere Arbeit zu Geltung kommen und dem Staate von unersetzlichem Wert sein kann. Daher rechne ich auf äusserste Tätigkeit und weises Überlegen²⁰.

Gleichzeitig überlegte er wohlweislich, was der Krieg für ihn und seine Zukunft bedeutete. Er war nicht, wie einer seiner deutschen Bewunderer betonen zu müssen glaubte, «der Typus eines Patrioten, der in Reih und Glied mitmarschiert, erstaunlich farblos». Alfred konnte sich in keiner Lebenslage einer Zurückgezogenheit befleißigen, und während sein Patriotismus durchaus echt war, wurde seine Haltung gegenüber dem Krieg zwangsläufig von seiner Sonderstellung beeinflusst. So konnte er es sich nicht verkneifen, um Erlaubnis zur Benutzung des Tegeler Schiessplatzes während bestimmter Stunden zu bitten, obwohl er um die Hoffnungslosigkeit seines Ansinnens wusste. Als Roon ihn um Auslieferung bestimmter, für Russland vorgesehener Teile bat, entgegnete er, dass er sich als Geschäftsmann erst die Erlaubnis seiner Kunden einholen müsse. Wie jedermann hatte er angenommen, dass die Auseinandersetzung mit einem französischen Vorstoss über den Rhein beginnen würde. Essen lag in Reichweite des vermuteten Vorstosses, aber Meyers Anregung, die Kruppianer mit Gewehren zu bewaffnen, wurde scharf zurückgewiesen. «Das», bemerkte Krupp, «wäre eine grosse Torheit»; sollten Louis Napoleons Truppen an die Ruhr gelangen, «empfangen wir sie mit Kalbsbraten und Rotspon, sonst schlagen sie uns die Fabrik kurz und klein». Seine grösste Sorge indes ging dahin, wie sich sein Erzeugnis auf dem Schlachtfeld bewährte. Die Erinnerungen an das Jahr 1866 waren noch schmerzhaft frisch, und ein weiterer deutscher Sieg würde ihm übel bekommen, sollte er von Berichten über fehlerhafte Kanonen begleitet sein²¹.

Die Nachrichten trafen nur langsam ein. Er hörte von Siegen im Elsass und in Lothringen, aber er wusste nicht, *wie* man sie errungen hatte. Die erste Nachricht, die er über Sedan erhielt, stammte aus einem Brief von Wilhelm Ludwig Deichmann, einem Bankier, der der Regierung ein Darlehen gegeben und die Vorsichtsmassnahme getroffen hatte, Beobachter an die Front zu schicken. Der Bericht war zum Verzweifeln:

Welche glückliche Wendung haben die Kriegseignisse genommen! Napoleon, dieser ruchlose Frevler, der unser friedliebendes Vaterland so ungereizt herausfordert und Tränen und Jammer in tausend und abertausend Familien gebracht hat, wie ist er gestraft worden! Ich würde den Krieg für beendet halten, wenn die Pariser Katastrophe uns nicht neue Verlegenheiten bereitete. Hoffentlich wird Paris rasch von uns besetzt und dem Schwindel ein Ende gemacht werden²².

Am liebsten hätte Alfred dem Leben des schändlichen Deichmann ein Ende gesetzt. Sein ganzes Misstrauen gegenüber Bankiers schien sich zu bestätigen. Der Brief war ein leerer Wortschwall ohne den geringsten Hinweis auf die Artillerie. Gott schütze Krupp! Dann begannen die gewichtigen Botschaften von seinem getreuen Voigts-

Rhetz durchzusickern. Das C-Corps des Generals stand etwa hundert Kilometer vor Sedan, im Ring der Truppen, die Metz eingeschlossen hatten. Seit dem 6. August war Voigts-Rhetz entweder in Kämpfe verwickelt oder auf dem Marsch gewesen, aber jetzt, da er Zeit zum Atemholen hatte, begann er eilends, Depeschen nach Essen loszuschicken. Er konnte die von ihm mitgemachten Unternehmungen beschreiben, und als sich Teilnehmer der Schlacht vor Sedan dem C-Corps anschlossen, fragte er sie aus und leitete ihre Beobachtungen weiter. Vergessen Sie Königgrätz, wurde Alfred von Voigts-Rhetz empfohlen. Zugegeben: «Jetzt fliegen uns hier die Granaten der französischen gezogenen 36-Pfünder in Abständen von 500-600 Schritten um die Ohren»; dennoch stellte der General fest, dass die ersten Gefechtswochen bereits «die Überlegenheit unserer Artillerie über die französische» bewiesen «und diese Waffe wiederholt dem Chassepot-Gewehr gegenüber als Hauptschutz» zeigten; der «Bronzeschwindel» war so gut wie tot. Bei Sedan hatte Krupp «die grosse Probe» bestanden. Die Überlegenheit seiner stählernen Hinterlader gegenüber Napoleons bronzenen Vorderladern hatte sich eindeutig gezeigt. Es war nicht einmal notwendig, Ersatzteile herzustellen. Essens Feldgeschütze hatten sich als unverwüstlich erwiesen²³.

Krupp war völlig aus dem Häuschen. Drei Winter lang hatte er sich in Nizza abgehärtet. Dieses Jahr wollte er nun mit den Kruppschen Arbeitern verbringen, obwohl die mit dem Bau Beschäftigten noch immer kein Dach auf sein Schloss gesetzt hatten. Es war wie in alten Zeiten; junge Lehrlinge, für die der grosse Inhaber lediglich eine Legende darstellte, fanden plötzlich, als sie morgens zu ihren Werkbänken kamen, Alfreds wütende Notizen an ihre Werkzeugkisten geheftet. Zum erstenmal seit Jahren fühlte er, dass dieser ganze Maschinenlärm und diese Rauchschwaden einem grossen Zweck dienten. In seiner Jugend hatte er die Erinnerung an seinen Vater in Schutz genommen. Jetzt stellte er sich selbst unter Beweis, bestand im Dienst an seinem Vaterland «die grosse Probe». Da sein Angebot der Gratislieferung von Kanonen unannehmbar sei, erklärte er in einem Brief an Roon, werde er jetzt andere Wege finden, um seine Untertanentreue gegenüber der Fahne unter Beweis zu stellen. Er hatte 120'000 Taler für eine Victoria-National-Invalidenstiftung beiseitegelegt – ausserdem zahlte er in Fonds für Kriegerwitwen ein, schickte sein eigenes, sorgfältig ausgestattetes Lazarett zur Behandlung verwundeter Helden nach Frankreich und Lebensmittelvorräte an bestimmte Offiziere. Krupp legte selbst die betreffende Liste an, und deshalb stand natürlich Voigts-Rhetz an erster Stelle darauf; der General stattete seinen Dank in den Redewendungen ab, die sein Wohltäter am meisten schätzte.

... ich weiss, dass das Schreiben ein grosses Opfer für Sie ist, da es Ihre Gesundheit angreift. So ist denn auch die Freude, von Ihnen zu hören, stets mit grosser Sorge gepaart, dass Sie für das gebrachte Opfer der Freundschaft leiden müssen! Es vergeht kein Tag, ja keine Stunde, wo ich Ihrer nicht mit treuester Anhänglichkeit gedenke und mich von Herzen Ihrer Freundschaft und Liebe erfreue. Heute ist es ruhig an den Fronten, und ich hoffe, dass die Franzosen nicht irgendein boshaftes Attentat hinter den dichten Nebelschichten ausbrüten, die das weite Moseltal bedecken²⁴.

«Die Kiste mit dem Zigarrenschatz», fügte er hinzu, indem er auf das empfangene Schmiergeld zu sprechen kam, die Sie, mein teuerster Freund, so gut waren, mir zu

senden, ist glücklich angekommen – meinen herzlichen Dank und den meines ganzen zahlreichen Stabes für dieselben. Sie haben uns so reich mit den edelsten Sorten bedacht, dass wir für eine noch sehr lange Kampagne darin schwelgen können ... Der Ruhm Ihres Privatlazarett, das schon so viel Gutes gestiftet hat, hat sich auch schon bis zu uns verbreitet. Sie sorgen für alles und für alle.» Das war genauso eine Täuschung wie die Bronze. Alfred dachte nicht im Geringsten an jedermann. Zigarren und Cognac waren für jene Offiziere bestimmt, die sich für die Hinterlader aus Gussstahl eingesetzt hatten; jene aber, die sich gegen die Kanonen gesträubt hatten, sollten ruhig weiterhin von schwarzem westfälischem Pumpernickel leben. Sie auch vom Lazarett und von der Victoria-National-Invalidenstiftung auszuschliessen, war praktisch undurchführbar, aber wenn man Alfreds Korrespondenz aus den Jahren 1870/71 entziffert, bleibt einem der ganz bestimmte Eindruck, dass sein Mitgefühl für diese Offiziere gering war. Daraus kann man ihm nicht einmal einen Vorwurf machen. Sie waren einfach ein ungewöhnlich störrischer Haufen. Es ist erwiesen, dass diese Dickschädel selbst *nach* Sedan noch gegen Krupp arbeiteten. Noch am 11. Dezember schrieb der Kronprinz Friedrich Wilhelm zu Versailles in sein Tagebuch, dass «bei der gestrigen lebhaften Kanonade von Beaugency 24 unserer Gussstahlvierpfünder völlig ausgeschossen worden sind, so dass die Läufe als unbrauchbar zurückgesendet und durch neue ersetzt werden müssen. Darüber frohlocken hier Krupps artilleristische Gegner, an der Spitze General von Podbielski»²⁵.

Quartiermeister General Eugen A. Theophil von Podbielski war ein einflussreicher Widersacher. Zwar mag er in Moltkes Armee ein Soldat von grossem Scharfsinn gewesen sein, aber seine Deutung des Artillerieduells vor Paris am Samstag, dem 10. Dezember 1870, war völlig unberechtigt. Das Vertrauen der Parteigänger von Krupp wurde dadurch nicht im Geringsten geschmälert, denn es zeigte sich nur, dass Vierpfünder einfach zu schwach und deshalb veraltet waren; die wichtige Lektion von Sedan hatte ergeben, dass Gussstahlgeschütze nicht in die Reichweite von gegnerischen Bronzebatterien gebracht zu werden brauchten. Einer seiner Unterstützer schrieb ja auch an Alfred, dass Preussen «noch weit glänzender sein würde, wenn wir bereits eine Kanone von 1'700 Anfangsgeschwindigkeit hätten, deren Möglichkeit wir Ihnen verdanken». Anders ausgedrückt: Voigts-Rhetz hatte recht behalten; besässen die Kanonen nämlich ein ausreichend grosses Kaliber, wären sie wirklich unzerstörbar. Mit dem Blick auf die Möglichkeit gigantischer Geschütze arbeitete Krupp darauflos. In einem Brief an Roon berichtete er, dass er vor Kriegsausbruch mit einem neuen Feldgeschütz Versuche angestellt habe. Er schlug vor, dass Preussen «sehr bald» vierundzwanzig dieser Geschütze in Auftrag geben solle. Der Kriegsminister bat Krupp mit seinem gewohnten Mangel an Liebenswürdigkeit, ihn doch nicht mehr belästigen zu wollen. Krupp tat das Gegenteil. Hingerissen telegraphierte er Roon, dass er ein phantastisches Monstrum entworfen habe:

Mögliche Verwendbarkeit vor Paris annehmend, lasse ich auf mein Risiko, um nicht Zeit zu verlieren, sogleich glatte Gussstahlmörser in Arbeit nehmen von 21½ Zoll Kaliber, 60 Grad Elevation, 300 Zentner Gewicht, für 60 Pfund Ladung und Bomben von tausend Pfund mit 60 Pfund Sprengladung, wirksam auf 5'000 Schritt, dazu Lafetten, Transportwagen und sechshundert Geschosse. Zwei Mörser hoffe ich ge-

gen Mitte Februar zu vollenden. Weiteres schriftlich. Sollten aber solche Mörser nicht verwendbar sein, so bitte ich um umgehende telegrafische Nachricht.

In einem nachfolgenden Brief versprach er erneut «schnelle Lieferung»; zwei der Mörser könnten bereits Mitte Februar fertig sein. Seine Besorgnis, so erklärte er, wachse, «seitdem sich Zweifel darüber verbreiten», dass «gewisse Forts, namentlich der Mont Valerien», Paris beherrschten und nicht ohne «bedenkliche Opfer an Zeit und Menschen» niedergezwungen werden könnten. Roon könne das verhindern, indem er einfach ja sage. «Ich habe den Glauben», schloss Alfred, «dass den nunmehr in Arbeit gegebenen Mörsern keine Bauwerke über und unter der Erde widerstehen, namentlich dass sie die Gewölbe und inneren Räume durch Fallgewicht zerstören werden²⁶.»

Roon sagte nein. In einem Punkt hatten die Spiesser doch einmal recht; die Armee brauchte keine Sprenggeschosse von tausend Pfund oder Geschütze mit so riesigen Rohren. Sie kam sehr gut mit den Kruppkanonen aus, die sie schon hatte. Im vergangenen Frühjahr hatte man sich aus Essen 15-Zentimeter-Belagerungsgeschütze und 21-Zentimeter-Mörser kommen lassen, und diese wurden jetzt zum erstenmal unter Gefechtsbedingungen geprüft. Unterdessen hatte sich der Charakter des Kriegs laufend dramatisch verändert. «*La Debacle*», wie ihn Emile Zola nannte, wurde mit jeder Woche erstaunlicher. Zwei Tage nach Louis Napoleons Kapitulation von Sedan hatte sich Paris erhoben. Eugénie, die ihr Gatte während seiner Abwesenheit auf dem Schlachtfeld zur Regentin ernannt hatte, floh aus der Stadt. Die Pariser riefen die Republik aus und gruben sich ein. Sie waren entschlossen. Aber sie waren auch bereits verloren. Im Juli hatten Österreich, Italien und Dänemark zu verstehen gegeben, dass es ihnen eine Ehre sein würde, dem Zweiten Kaiserreich als Verbündete zu dienen. Man hatte nämlich geglaubt, dass man einen Gewinner unterstützen werde. Nach den verblüffenden Niederlagen vom August, die in jenem blutigen Tag an der Maas gipfelten, hatten die betreffenden Aussenminister Entschuldigungen gemurmelt und sich aus dem Staub gemacht²⁷.

Frankreichs letzte Berufarmee, Marschall François Achille Bazaines 173'000 Veteranen, war in Metz eingeschlossen. Bazaine war labil und unentschlossen. Doch er hätte auch nicht viel anfangen können. Selbst Moltke an seiner Stelle wäre lahmgelegt gewesen. Das Vertrauen Frankreichs in die Unüberwindlichkeit von Metz war unbegründet. Zehn Jahrhunderte lang hatte das mit Narben übersäte alte Fort an der Mosel den Eindringlingen von jenseits des Rheins den Weg verstellt. Jetzt hatte seine Stunde geschlagen. Von Pickelhauben eingekreist, von den *canons terribles* in den Befestigungen unterhalb des jähren Steilufers von Metz festgenagelt, gab Bazaine jeden Gedanken an einen Gegenangriff auf. «Ich verbiete ohne Ausnahme, dass jemand auch nur einen Meter vorrückt», befahl er. Während deutsche Militärkapellen jubelnd das mitreissende «Heil dir im Siegerkranz» spielten, zertrümmerten Kruppkanonen langsam die dicken, alten Festungswerke. Da Bazaine keine Aussicht auf Unterstützung hatte, da seine Vorräte schwanden und seine Mauern zerbröckelten, ergab er sich am 24. Oktober und schlug dabei die militärischen Ehren erbittert aus²⁸.

Paris stand jetzt allein da. Die zur Schlacht gerüsteten Bürgerführer waren weitaus

entschlossener als ihr Kaiser bei Sedan oder der Marschall in Metz, und beinahe vierzehn weitere Wochen lang wiesen sie den Urteilsspruch der Kanonen trotzig zurück. *La ville lumière*, das Herz der kosmopolitischen Welt, konnte einfach nicht begreifen, was geschehen war. Im Juli war das Volk mit dem Ruf «*A Berlin! A Berlin! Vive la guerre!*» auf den Strassen zusammengeströmt, und am 6. August 1870 hatten Börsenspekulanten in dem Versuch, die Kurse zu beeinflussen, auf der Rue Vivienne das Gerücht verbreitet, dass die ganze Armee des preussischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm in Gefangenschaft geraten sei. Als dann das genaue Gegenteil passierte, schenkte man dem keinen Glauben. Léon Gambetta, Innenminister der neuen Republik, erklärte ernsthaft, dass «eine Nation unter Waffen» nicht besiegt werden könne. Er rief zur *levée en masse* auf. «Durch die Hauptstadt in Schach gehalten und an sie gebunden», so sagte Gambetta voraus, «werden die Preussen, die weit weg von zu Hause und verängstigt sind und die unser wiederauferstandenes Volk aufstören und hetzen wird, schrittweise durch unsere Waffen, durch Hunger und Naturereignisse dezimiert werden.» Paris, so betonte er, sei weitaus stärker als jede Festung in den Provinzen. Das entsprach tatsächlich der Wahrheit. Die «im Ausland verbreiteten» Gerüchte, von denen Krupp gehört hatte, waren nicht völlig aus der Luft gegriffen. 1840 hatte Thiers eine Nahostkrise ausgenützt, um Paris eine neun Meter hohe Mauer, einen etwa drei Meter breiten Graben und 94 Bastionen, 15 Forts und 3'000 Kanonen zu geben, die die Zugänge nach Paris bewachten. Was Gambetta übersah – in seiner berufsbedingten Kurzsichtigkeit, aus der man ihm kaum einen Vorwurf machen kann –, war, dass dieses eindrucksvolle Verteidigungssystem innerhalb von drei Jahrzehnten aufgrund der neuen Feuerkraft unnütz geworden war²⁹.

Moltke benutzte die französischen Eisenbahnen und rückte auf diese Weise rasch gegen die Marne vor. Am 15. September hielt er sich in Château-Thierry auf und bereitete die Belagerung vor. Zwei Tage später begann eine grossangelegte Zangenbewegung; der Kronprinz von Preussen kam vom Süden dahergefegt, und der Kronprinz von Sachsen stiess aus nördlicher Richtung zu ihm. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden war die Einschliessung vollzogen. Der letzte Postzug verliess die Stadt am 18. September. Am nächsten Tag waren die Telegrafleitungen unterbrochen; Paris war isoliert, den erbarmungslosen Kanonen ausgesetzt. Gerade als die Leitungen zu Boden sanken – das *Journal Officiel* eröffnete Paris die Nachricht von seiner Umzingelung indirekt, indem es der Bevölkerung nahelegte, «sich nicht über das Fehlen des telegrafischen Nachrichtenaustauschs mit dem Lande zu wundern» –, flohen die ersten Verteidiger, die einen Ausfall zu machen versucht hatten, panikartig vor Krupps Geschützen, die auf dem Plateau von Châtillon standen, jener beherrschenden Bodenerhebung vor den Toren der Stadt. Ein Pariser, der auf einen Trupp zurückweichender Zuaven traf, hielt in seinem Tagebuch fest: «Einer von ihnen erzählte mir mit nervösem Lachen, dass es keinen Kampf gegeben habe, dass es sofort eine allgemeine, wilde Flucht gewesen sei, dass er keinen einzigen Schuss abgefeuert habe. Ich war erstaunt über den Blick dieser Männer ... undefinierbar, ausweichend, glasig, ruhelos.» Es war ein Blick, wie er den Franzosen während der nächsten fünfundsiebzig Jahre in immer stärkerer Masse vertraut werden sollte³⁰.

Die literarische Hauptstadt der Kulturwelt wimmelte von Menschen, die Tagebuch

führten, und ihre Eintragungen während der Belagerung gleichen sich sehr in den Andeutungen. Nachdem sich die Rauchschwaden von den Höhen von Châtillon weggewälzt hatten, machte ein anderer Einwohner, der sich in seinen Nachkriegserinnerungen als ein «belagerter Ortsansässiger» bezeichnet, «einige Besuche» und bemerkte dabei, dass «jedermann damit beschäftigt zu sein schien, die Entfernung von den preussischen Batterien zu seinem eigenen Haus auszumessen. Einen Freund fand ich in einem Keller sitzend, über dem eine Anzahl von Matratzen aufgestapelt war, um ihn vor den Granaten sicher zu machen.» Den einsichtsvolleren Bürgern ging es schnell auf, dass die Verminderung ihrer Gegenwehr nur eine Frage der Zeit war. «Wenn wir bei unseren Ausfällen», notierte einer, «von der preussischen Feldartillerie beständig zurückgetrieben worden sind, was sollen wir da jetzt noch auf einen Durchbruch durch die feindlichen Linien hoffen, wo die schrecklichen Kruppkanonen endlich rund um Paris in Stellung sind, und zwar in Festungswerken, die, wie man uns die ganze Zeit über versicherte, von unseren Schiffskanonieren genauso schnell zerstört werden würden, wie man sie errichtet hatte?» Die stärkste Konzentration von Batterien befand sich auf den Höhen von Châtillon. Generalquartiermeister Podbielski freute sich hämisch über jede Anforderung neuer Geschützrohre aus Essen, doch Tatsache war, dass diese von den Artilleristen vorsätzlich verschlissen wurden. Krupps überschwere Kanonen feuerten ein Projektil über eine Distanz von 5'600 Metern, womit man nur die Vorstädte von Paris erreichte. Doch die Kanoniere entdeckten, dass sie Granaten regelmässig 6'800 Meter weit schleudern konnten, also über eine bis dahin nie erreichte Distanz, wenn sie die Ladung absichtlich über das zulässige Mass hinaus verstärkten und die Rohre in einem Schusswinkel von dreissig Grad aufrichteten. Jeden Tag fielen drei- bis vierhundert Granaten auf die Innenstadt, explodierten auf der Île St-Louis, in der Salpêtrière, beim Panthéon, in der Sorbonne und im Kloster von Sacré-Cœur. Das linke Ufer hatte die Hauptlast der Beschiessung zu tragen, aber es war davon in der ganzen Hauptstadt die Rede. Ende Dezember kündigte das Landwirtschaftsministerium – in der Hoffnung, damit den Kampfgeist zu erhöhen – die Verteilung von Lebensmittelrationen an. Die Aktion wurde mit Zynismus begrüsst. Ein Beobachter schrieb höhnisch: «Geniesst den Neujahrstag, Pariser, und mästet euch für Krupp von Châtillon³¹.»

Innerhalb von drei Wochen trafen 12'000 Granaten 1'400 Gebäude; 20'000 Pariser wurden obdachlos. Um ein Bollwerk östlich der Innenstadt zu beschiessen, versammelte Moltke siebenundsechzig der stärksten Kruppkanonen. Ein verblüffter Verteidiger mass einen der entstandenen Krater aus; er war fast einen Meter tief und etwa 1,40 Meter breit. Die flachen Schützengräben der Franzosen waren bald verwüstet, und nicht wenige Truppen wurden bei lebendigem Leibe begraben. Ihrem Kommandeur blieb keine Wahl; er musste das Fort räumen. Archibald Forbes, ein altgedienter Kriegskorrespondent der Londoner *Daily News*, marschierte am 30. Oktober 1870 mit den Siegern ein und schilderte seinen erschütterten Lesern die zerfetzten Leichen der *braves gens*:

«Die schreckliche Gespenstigkeit jener Toten überstieg alles, was ich in meinem – dem ersten Schlachtfelderlebnis folgenden – schauerlichen Albtraum gesehen oder auch nur geträumt hatte. Man muss sich vergegenwärtigen, wie sie getötet wurden. Nicht durch die flinke Kugel des Zündnadelgewehrs, die einen Menschen mit einem

winzigen Loch durchbohrt und ihn sonst unentstellt lässt, wenn sie nicht gerade sein Gesicht getroffen hat; auch nicht durch den jähen Stich des Bajonetts, sondern erschlagen durch Geschosse von ungeheurem Gewicht, durch Explosionen vieler Pfunde Pulver in Stücke gefetzt, durch massive Eisensplitter verstümmelt und zerrissen³².»

Als das Jahr 1871 anbrach, war Alfred Herr über 10'000 Arbeitnehmer, wovon über 3'000 erst seit Juli dazugekommen waren. Die Franzosen würden sich an das neue Jahr als *«l'année terrible»* erinnern, aber Krupp sah es ganz anders. Zum erstenmal war Preussen sein weitaus bedeutendster Kunde. Er dachte nicht daran, sich von Roon entmutigen zu lassen, und sann fortgesetzt über neue Waffen nach. Eine von ihnen hatte feste Formen angenommen. Abgesehen von Brieftauben, stand die gegnerische Hauptstadt mit der Aussenwelt nur durch Ballons in Verbindung. Deshalb hatten Alfred und Wilhelm Gross, sein bester Techniker, ein preussisches Ballongeschütz – der Welt erste Flak – entworfen. In mancher Hinsicht ähnelte es sehr seinem berühmten Urenkel, Alfred Krupps 8,8-Zentimeter-Flak aus dem Zweiten Weltkrieg. Das Rohr war 1,80 Meter lang, die Lafette hatte eine stählerne Schulterstütze, einen Abzug und Abzugbügel wie ein Gewehr. Die Mündung konnte rasch herumgeschwungen werden. Die Kanoniere steckten einfach eine Granate in das Verschlussstück, drehten an einer Kurbel, um das Rohr aufzurichten, spreizten die Stütze gegen ihre Schulter, blickten hinten durch ein Visier und feuerten. Am 3. Dezember notierte Kronprinz Friedrich Wilhelm in sein Kriegstagebuch: «Krupp aus Essen hat das Modell einer sogenannten Ballonkanone hierhergesandt und glaubt mit dieser einer Raketenbatterie gleichenden Erfindung die aus Paris aufsteigenden Luftballons treffen und vernichten zu können.» Das Modell bewährte sich sofort. Zwar hatten Habichte aus Sachsen eine Anzahl von Brieftauben abgefangen und getötet – was in jener naiven Zeit bei den Parisern einen Proteststurm gegen eine derartige «Barbarei und Grausamkeit» auslöste –, aber die Schützen waren mit ihren Gewehren gegenüber den Ballons ganz ohne Erfolg geblieben, und auch Kavalleristen, die einigen Ballons kilometerweit nachgaloppiert waren, hatten unverrichteterdinge zurückkehren müssen. Als bald traf das erste Ballongeschütz von der Ruhr ein. Ein britischer Kriegskorrespondent kablete seinem Verleger, dass die Schussweite «angeblich 500 Yards übersteigt» – tatsächlich konnte eine Drei-Pfund-Granate 666 Yards weit geschossen werden –, und die ganze Einrichtung sei «eigentlich der eines grossen, stationären Teleskops ähnlich». Die Aussagen über die Wirksamkeit des Geschützes sind sehr unterschiedlich. Die Zahl der Ballons, die tagsüber aufstiegen, wurde rasch geringer, und die Parteigänger von Krupp spendeten jubelnd Beifall. Seine Kritiker hingegen behaupteten, dass in Paris ein immer grösserer Mangel an erfahrenen Ballonführern geherrscht habe³³.

Am 28. Januar, dem 113. Tag der Belagerung, hörte jede Debatte auf. Paris kapitulierte. Voraus lagen die Kommune, der Bürgerkrieg, eine zweite Belagerung und die Schrecken des Verhungerns. Für die Sieger glitzerte die Beute. Mit der Vertragsunterzeichnung verlangte Bismarck eine Kriegsschädigung von fünf Milliarden Francs und die Abtretung des Elsass und des östlichen Lothringen. Obwohl die Bedingungen bei Weitem nicht so hart waren wie jene, die Frankreich im Jahr 1807 Preussen auferlegt hatte, genügten sie, um in dem besiegten Land mit Sicherheit Irredentismus auflo-

dern zu lassen. Bismarck legte ausserdem unter Berücksichtigung sprachlicher und strategischer Prinzipien die Grenzen neu fest und liess dabei industrielle Belange ausser Acht, wodurch das Ruhrgebiet gefährlich nahe an die Grenze rückte. Aber morgen war ja weit entfernt; 1871 vermochten die Eroberer nur im Ruhm zu schwelgen. Für jedermann war genug vorhanden. Seit 1631, als Gustav Adolf innerhalb weniger Wochen die mächtige katholische Allianz zerschmettert hatte, war mit dem Gleichgewicht der kontinentalen Kräfte nichts Ähnliches mehr geschehen. Wie Professor Howard sagt, hatten Preussen und seine deutschen Verbündeten «die Militärmacht des kaiserlichen Frankreich völlig vernichtet. Beinahe achtzig Jahre lang hatte die besiegte Nation in militärischen Belangen in Europa den Ton angegeben, während der Sieger noch zehn Jahre vorher auf dem Kontinent die letzte der militärischen Grossmächte gewesen war ... Preussen gründete eine militärische Vorherrschaft und eine politische Hegemonie, welche die Einigung Deutschlands unter seiner Führung zu einer Selbstverständlichkeit machten; beides konnte ihm ein halbes Jahrhundert später nur durch eine Allianz beinahe aller Grossmächte der Welt entrissen werden.»

Die Einigung wurde zustande gebracht, während noch die Mündungsfeuer auf den Höhen von Châtillon aufblitzten. Am 2. Dezember schickte König Ludwig von Bayern ein Schreiben, das Bismarck aufgesetzt hatte, an den König von Preussen mit der Aufforderung, den Titel eines Kaisers anzunehmen, und zehn Tage vor dem Fall von Paris wurde Wilhelm im Versailler Spiegelsaal von Bismarck zum Kaiser des neuen Reiches ausgerufen. Nach dem Tagebuch von William Howard Russell von der Londoner *Times*, der bei der Investitur zugegen war, donnerte am 18. Januar genau um 12 Uhr mittags das ferne Dröhnen einer Kruppkanon

über die Stimmen im Hof hinweg, die dem Kaiserkönig zujubeln. Dann tritt eine erwartungsvolle Stille ein, und darauf erhellt sich, reich und volltönend, die getragene Melodie des Chorals, gesungen von Männern der Regimentskapellen, die man zu einem Chor vereinigt hatte, als der König, seinen Helm in der Hand tragend und in der vollen Uniform eines preussischen Generals, langsam die lange Galerie durchschreitet, sich vor der Geistlichkeit verbeugt, die ihm gegenüber vor einem provisorischen Altar steht, innehält, sich gerade aufrichtet und dann mit der freien Hand seinen schweren Schnurrbart zwirbelt, während er die Szene nach beiden Seiten überblickt³⁴.

Das war die äusserste Demütigung: Wilhelm stand unter einem Gemälde, das Franzosen zeigte, wie sie Deutsche in die Flucht jagten, und das die Widmung trug: «*A toutes les gloires de la France.*» Nach den Worten von Alistaire Horne war nicht nur etwas von der alten Ordnung in Europa dahingegangen; «der Beleidigung, die in der Bombardierung von Paris lag, war eine neue Beleidigung hinzugefügt worden, und beide sollten die deutsch-französischen Beziehungen der kommenden Zeit besonders bitter gestalten».

Die Schauspieler spielten auch weiterhin ihre Rollen, aber über das Finale war bereits auf den Ambossen von Essen entschieden worden, bevor überhaupt der erste Schuss gefallen war. Horne meinte dazu: «Wie die Franzosen auch im Jahr 1914 wiedererkennen sollten, reichten ihre Befestigungsanlagen einfach nicht aus, um den neuesten Erzeugnissen des Herrn Krupp widerstehen zu können.» Europa begann sich

über die wahre Natur des preussischen Charakters Gedanken zu machen. *The Times* protestierte gegen das brutale Verhalten deutscher Truppen, preussische Geschütze versenkten auf der unteren Seine fünf britische Kohlenfrachter, und Archibald Forbes von den Londoner *Daily News* gab in seinem Tagebuch die arrogante Bemerkung eines jungen Junkers wieder, der ihn wissen liess, dass sein Regiment «vor Ablauf von zwei Jahren Windsor Castle bestürmen würde»³⁵.

Der neue Kaiser machte Bismarck in Versailles zum Fürsten und ausserdem zu seinem Kanzler. Diesmal war aus dem Süden kein Murren zu vernehmen. Das geteilte Vaterland gehörte ebenfalls der Vergangenheit an. Durch die Glanzleistung ihrer Waffen zusammengebracht, gaben beide deutschen Bünde freudig ihre Souveränität auf und fügten sich dem Geist der Zeit. So verkündeten die sächsischen Kapläne in Versailles – es war eine Todesankündigung «Wir sind eine Rasse, ein Volk, und jetzt sind wir auch eine Nation.» Das waren die Anfänge von «Ein Volk, ein Kaiser, ein Reich», die – mit dem späteren Austausch von «Kaiser» durch «Führer» – Mitteleuropa ein Dreivierteljahrhundert lang in ihren Bann schlagen sollten. Der einzige wahre Verlierer in Deutschland war die parlamentarische Regierung; ihre Verfechter, die Liberalen, hatten gegen die «Eisen-und-Blut»-Politik des neuen Kanzlers opponiert und waren jetzt in Misskredit geraten. Die Aussichten für das Zweite Reich standen glänzend. Das neue Kaiserreich mit der Ruhr im Rücken, die es für militärische Unternehmungen stärkte, beherrschte die Weltpolitik. Rasch sollten die Soldaten des Auslands die schuldige Hochachtung zeigen. In Amerika hatten die Kadetten von West Point die Käppis der grossen Napoleonischen Armeen getragen. Plötzlich gingen sowohl sie als auch die Angehörigen des US Marine Corps zu Pickelhauben über. Das Jahr 1870/71 bedeutete den glänzendsten Augenblick in Deutschlands Militärgeschichte, und die Untertanen des neuen Kaisers, die nicht wussten, dass es zugleich Deutschlands letzte triumphale Schlacht gewesen war, gaben sich abwechselnd von heiliger Scheu erfüllt oder ehrfürchtig und ausserdem in steigendem Mass überheblich. Alfred Krupp frohlockte. In seinem gebrochenen Englisch schrieb er an Longsdon in London: «Now see what has done our Army»^{38!}»

1963 entdeckte der Autor dieser Zeilen Alfreds Ballongeschütz in einer dunklen Ecke des Zeughauses, Ostberlins altem Militärmuseum. Die Wärter wussten nichts von seiner Bedeutung; sie kannten nicht einmal den Hersteller, obwohl die Inschrift *Fried. Krupp Essen* auf einem Messingschild noch lesbar war. Generale und nicht Fabrikanten sind die Berühmtheiten der Kriege. Sowohl nach dem französisch-preussischen Krieg als auch nach dem sechs Jahre früheren Amerikanischen Bürgerkrieg errichtete man auf städtischen Plätzen Ruhmesstandbilder. Charakteristisch war die Darstellung eines barhäuptigen, auf dem Schlachtfeld hingestreckten sterbenden Helden, der mit der einen Hand die preussische Fahne hochhielt und sich mit der anderen an eine Kruppanone klammerte. Der Erfinder der Kanone hatte keine Darstellung gefunden. Auf die Siegessäule, die sich heute in West-Berlin befindet, stellte die Regierung 1870 den goldenen Engel des Sieges. Die Berliner nannten ihn – und tun das auch heute noch – «die schwerste Frau Deutschlands, ausserdem die teuerste und billigste zugleich, denn für sechzig Pfennig kann man sie besteigen und hat dann von oben einen prächtigen Rundblick über die Stadt». In den Rundblick eingeschlossen sind die im

Tiergarten stehenden Denkmäler von Bismarck, Moltke und Roon, der mit aller Macht versucht hatte, die Stahlkanone in Acht und Bann zu tun. Mit Ausnahme von Essen (Alfred gab drei Standbilder seiner selbst in Auftrag) errichtete das Vaterland für Krupp keine Denkmäler³⁷.

Aber es war ja auch keines vonnöten. Alfred empfing seinen Tribut in jeglicher Weltwährung. Überall wurde er mit dem Triumph identifiziert. Ein erfolgreicher Krieg, so erkannte er, stellte eine noch bessere Werbung dar als eine Weltausstellung. Sein Erzeugnis hatte sich auf dem Prüfstand des Schlachtfeldes als erfolgreich herausgestellt. Es war typisch für Alfred, dass er nach einem dunklen Streifen am silbernen Horizont Ausschau hielt; alsbald entdeckte er ihn auch:

Ich bin sehr müde, nervös, kaputt und kann so nicht mehr weitermachen ... denn wer würde Krupps Werke, die so nahe an der Grenze liegen, gegen die Franzosen in einem neuen Revanchekrieg schützen, wenn das Verhältnis der artilleristischen Feuerkraft umgestürzt würde³⁸?

Doch beim ersten Jahrestag von Sedan fühlte er sich sogar zuversichtlich. Die Jahre vor dem Berliner Kongress von 1878 waren das erste goldene Zeitalter der Waffenhersteller. Die Firma wurde mit Aufträgen überschwemmt; die Kruppkanone war zum neuen Statussymbol der Nationen geworden. Die Türkei verwendete sie zur Überwachung des Bosphorus, Rumänien zur Sicherung der vierzig Bastionen von Bukarest. Einer Anekdote zufolge erwarb das winzige Andorra ein Ferngeschütz und musste dann feststellen, dass es dieses nicht abfeuern konnte, ohne französischen Boden zu treffen. 1873 war die Lohnliste der Kruppwerke wieder halb so lang wie im Jahr 1870; die Firma hatte den Gipfel ihrer Kriegsproduktion überschritten. Dann kam es zur chinesisch-japanischen Kriegspsychose von 1874/75 – sozusagen eine der ersten aus einer grossen Zahl von reifen Pflaumen, die in Alfreds Schoss fielen. Tokio hatte seine Kanonen von Schneider erworben, und die chinesischen Kriegsherren hatten von Armstrong gekauft, aber mittlerweile wirkten sich die Erinnerungen jener Männer, die bei Sedan, Metz und Paris gekämpft hatten, über den ganzen Erdball aus; als Krupp schmeichelnde Briefe an Li Hung-chang – den «Bismarck Asiens» – richtete und ihm eine Modelleisenbahn zukommen liess, antwortete Li mit einer Bestellung von 275 Feldgeschützen, weiteren 150 Kanonen für die Armierung des Taku-Forts, das den Zufahrtsweg nach Tientsin abschirmte, und ausserdem gab er die komplette Bewaffnung für acht Kriegsschiffe in Auftrag. Voller Dankbarkeit hingte Alfred über dem Kopfende seines Bettes ein Porträt von Li auf. Die Kunde über seinen chinesischen Coup drang nach Potsdam, und der Kaiser frohlockte: «Krupp schreibt den Regierungen vor, was sie kaufen müssen.» Waren die Regierungen hinlänglich arm, verfuhr er tatsächlich so. Rückständigen Ländern wurden veraltete Waffen geliefert. Trotz der riesigen Rechnung, die Asiens Bismarck beglich, bekam Li Hung-chang nicht Essens neuestes Modell, das vielmehr nach St. Petersburg ging. Die Forts von Taku erhielten überholte Kanonen, und eine stattliche Bestellung aus Bangkok wurde nach demselben Rezept ausgeführt. Alfred schrieb sarkastisch: Was könnten Chinesen und Siamesen nicht für Löcher damit in ihre Feinde schiessen³⁹!

Kapitel 6

Der Grosse Krupp

Das ehrfurchtgebietende Zweite Reich von 1871, eine Vereinigung von vier Königreichen, sechs Grossherzogtümern, fünf Herzogtümern, sieben Fürstentümern, drei Freien Städten und dem Reichsgebiet Elsass-Lothringen, die alle unter einem deutschen Kaiser – oder «Allerhöchstdemselben», wie ihn sein Hof sehr bald nennen sollte – vereint waren, hätte sich eigentlich eine weltmännische, kosmopolitische Lebensauffassung aneignen müssen. Aber die Umwandlung war einfach zu schnell geschehen. Die obersten Junker behielten ihre preussische Störrigkeit bei, die sie schon früher bezüglich des Nutzungswerts der Essener Kanonen blind gemacht hatte und die jetzt, so unglaublich das auch klingen mag, Krupps Pläne durchkreuzte, zu einer Zeit also, die die Stunde seiner Rechtfertigung hätte sein sollen. Jedes Gefecht von Wörth bis Paris hatte bewiesen, dass Kruppstahl in Kriegszeiten unschätzbarer als Gold war. Die Welt erkannte das: Nicht nur China und Siam, sondern selbst das ferne Chile klopfte an das Tor der Gussstahlfabrik, lud eine Abordnung von Krupp nach Santiago ein und gab damit den Anstoss zu jenem Wettlauf der Waffen, welcher von da an Lateinamerika heimsuchen sollte. Essens Konkurrenten wurden wach: Die Verkäufer von Armstrong und Schneider-Creusot erhielten verschlüsselte Botschaften mit dem Auftrag, Alfreds Vertreter rund um den Globus zu beschatten. Scharfsichtige Deutsche begriffen es ebenfalls; gleich Görlitz, der die Lehren aus dem Krieg zog, folgerten sie:

Neben Clausewitz als Philosoph wurde Krupp als Rüstungsindustrieller einer der Väter des modernen Krieges¹.

Doch Allerhöchstdemselben Generalstab blieb weiterhin geteilter Meinung über jene Institution, die man jetzt allgemein als «die Firma» kannte. Podbielski versuchte den Kaiser davon zu überzeugen, dass eine erhöhte Mündungsgeschwindigkeit bei Kanonen «gleichgültig sei». Das war ein ungewöhnliches Argument von einem Berufssoldaten, der gerade Zeuge von Preussens grösster militärischer Leistung geworden war – Blüchers Gewaltmarsch über die regennasse, im Zwielficht liegende Ebene von Waterloo nicht ausgenommen. Und Roon, der seine Fehde mit Krupp in die Nachkriegsära verschleppte, machte den Vorschlag, dass der Kaiser seine Gussstahlkanonen verschrotten und wieder Bronzegeschütze einführen solle².

Alfred schlug zurück. Er hatte das sichere Gefühl, dass «die ihrer Unterlegenheit in Artillerieduellen bewussten Franzosen» ihre Energie einer eiligen Wiederaufrüstung widmen würden; wenn der Sieg gehalten werden solle, müsse Deutschland «ihnen voraus» bleiben. Am 13. April, sechs Wochen nach Annahme der Friedensvertragsbedingungen durch Frankreichs neue Nationalversammlung in Bordeaux, war Alfred in Berlin und schrieb an Moltke:

[Ich] erlaube ... mir ganz gehorsamst zu melden, dass ich eine Versuchsstation für Geschütze aller Gattungen zu errichten beabsichtige, weil bei der verlangten und ferner noch zu erstrebenden Leistung nirgendwo im Lande ein für Sicherheit und

Beobachtung ausreichendes Terrain zu Gebote steht. Es ist erforderlich annähernd zwei Meilen Länge, eine Meile Breite, unbewohnt, unkultiviert, in der Mitte der Längsrichtung von Wegen nicht durchschnitten, möglichst eben, an einer Eisenbahn liegend und nahe meinem Etablissement oder wenigstens dem Regierungsbezirk Düsseldorf³.

Moltke schlug in seiner Antwort vor, Alfred solle sich doch an «seine Exzellenz, den Kriegsminister von Roon» wenden. Das war herzlos. Der Feldmarschall wusste um den Streit der beiden. Dennoch warf Krupp am 17. April Roon den Fehdehandschuh hin, indem er argumentierte, dass die «Beschleunigung der deutschen Bewaffnung» von höchster Wichtigkeit sei, und er machte das Angebot

zur Bestreitung der etwa zu veranstaltenden umfassendsten Vergleichsversuche zwischen den verschiedenen stählernen und bronzenen Kriegsgeschützen einen Betrag von 25'000 Taler [freizustellen]⁴.

Die Antwort des Kriegsministers vom 22. April konnte einen zur Raserei bringen. «Wenn ich auch», so sagte er, «jetzt davon abstehe, den von Euer Hochwohlgeboren erörterten Vorschlägen sachlich näherzutreten», wundere er sich über die «Leichtfertigkeit, mit der Wohldieselben Ihre eigenen finanziellen Interessen ... behandeln.» Am nächsten Tag wandte sich Alfred direkt an den Kaiser, warnte ihn davor, «dass der Vorliebe zur Einführung eines... Vierpfünder in Bronze nachgegeben werden möchte», und schrieb dies Offizieren zu, die «in ihrer bekannten offenen Opposition gegen jeden von meinem Etablissement ausgehenden betreffenden Fortschritt in ihrem Beharren für die Bronze, die Meinung und den Willen der Majorität beherrschen». Er stellte knapp (und zutreffend) fest: «Die Anwendung von Bronze zu Geschützen ist eine Verschwendung an Menschen, Besspannung und Material, ein Wegwerfen teurerer Kräfte, die geopfert werden, während sie entscheidende Dienste leisten würden bei Ausrüstung mit besten, wirksamsten Gussstahlrohren.» Trotz «allen Widerstandes der Gewohnheit und des Vorurteils», argumentierte er, «hat der Gussstahl sich aufgeschwungen zu dem jetzt unentbehrlichsten Material für den Krieg wie für den Frieden». Die Europäer von 1871 müssten erkennen, dass sie in der Stahlzeit lebten. «Das Eisenbahnwesen, Deutschlands Grösse, Frankreichs Sturz fällt in die Stahlzeit, die Bronzezeit ist dahin.» [Er erneuerte seine Forderung nach «vergleichenden Überprüfungen».] Die Kruppkanone, die Napoleon geschlagen habe, so sagte er, sei bereits überholt. «Zwischen der jetzt eingeführten und der neuen Kanone tritt ein Verhältnis ein wie solches zwischen den Zündnadel- und Chassepot-Gewehren.» Eine Mündungsgeschwindigkeit von 530 Meter pro Sekunde sei jetzt unbedingt erforderlich. Alfred war dazu bereit, eine solche Waffe zu testen, und er wollte Wilhelms Armee mit zweitausend Stück davon beliefern⁵.

Persönlich neigte Wilhelm zur Zustimmung; der Kaiser liess Podbielski wissen, dass dieser «Blödsinn» rede. Und Bismarck war mit Krupp einer Meinung, dass ein Grossteil der Entschädigungssumme, die der Sieger erhalten hatte, für die Befestigung der neuen Grenzen gegen die rachedurstigen Franzosen ausgegeben werden müsse. Aber es war nicht die Zeit dafür, um Roon zu schurigeln. Denn dieser hatte auf seine

ureigene Weise ebenfalls kräftig zum neuen Reich beigetragen. Seine Organisation der Armee hatte die Blitzmobilmachungen von 1886 und 1870 ermöglicht, und das Offizierscorps war sich dessen durchaus bewusst. Später konnte man Roon ja umgehen. In der Zwischenzeit müsse sich der Kanonenkönig aber gedulden, wurde ihm mitgeteilt. Alfred war dazu natürlich nicht fähig; fünf Wochen lang hatte er in der Hauptstadt direkt vor der Tür des Kriegsministeriums seine Zelte aufgeschlagen, und am letzten Tag gelobte er in einem Brief an Voigts-Rhetz:

Ich will alles aufbieten, Preussen gegen jeden Feind besser als bisher gerüstet zu wissen, und bin daher hierhergereist, um gegen die überhandnehmende Neigung der Gewaltigsten anzukämpfen, welche Bronzegeschütze wieder einführen wollen.

Trotzdem kehrte er geschlagen an die Ruhr zurück. Sedan hatte offensichtlich nichts geändert; der Prophet galt noch immer mehr in jedem anderen Land als in seinem eigenen. St. Petersburg machte ihm erneut den Hof – er wich schlaue mit folgender Begründung aus: «Die Weltlage mag sein wie sie wolle, wir haben nichts, keinen Mann und keine Freiheit und keine Kenntnisse an Russland zu vergeuden.» Sein eigenes Werben um Napoleon war eine erbärmliche Sache gewesen, und er wusste das. Auch die oberen Zivilbehörden von Birmingham in Alabama forderten ihn auf, seine Werke dorthin zu verlegen. Alfred blieb, wo er war; er vertraute auf den Wechsel der preussischen Gezeiten: Alle militärischen Autoritäten und die Prüfungskommission sind stets gegen mich gewesen. Trotzdem werde ich wie früher eines Tages doch den Sieg davontragen⁶.

Doch er wurde ein wenig zu alt für das Spiel des Antichambrierens. Er fühlte – was nicht unvernünftig war –, dass Waffenhersteller ebenso wie Armeen einen Anspruch auf gelegentliche Zeiten des Friedens hatten. Sein Privatleben blieb allerdings weiterhin chaotisch. In jenem April mangelte es ihm selbst am geringsten Komfort. Schuld daran, dass Villa Hügel ohne Dach blieb, war – ganz abgesehen von seiner Selbsternennung zum Architekten – seine unglückselige Wahl von französischem Baumaterial. Er hatte erwartet, dass der Friedensvertrag eine Wiederaufnahme der Kalksteinlieferungen aus Chantilly bringen würde, aber dank der Pariser Kommune und ihrer Nachwirkungen blieben die Steinbrüche bis in den Herbst hinein geschlossen. Aus dem gleichen Grund war auch Nizza unzugänglich, und so brachte Alfred Mitte September seine Frau und den siebzehnjährigen Sohn nach England. Den Winter über liessen sie sich in Torquay nieder, das Bertha mochte, weil es sie mit seinen Palmen an die Riviera erinnerte; ausserdem hatten dessen Hafenanlagen bei der Abfuhr der spanischen Armada eine Schlüsselrolle gespielt, wie ihr Mann mit Vergnügen notierte.

Bertha Krupp reckte sich lässig auf dem Sofa. Der junge Fritz, ein eifriger Botaniker, sammelte Pflanzen. Alfred bombardierte das Vaterland mit Briefen. Der beträchtliche Umfang seiner Korrespondenz aus Torquay und seine darin enthaltenen Bemerkungen – «Ich muss heute schliessen, weil ich unendlich abgemüdet bin»; «Ich kann nichts dagegen tun, wenn der Bleistift Reissaus nehmen will»; «Es ist an der Zeit, zu Bett zu gehen. Gott stehe Ihnen beim Verständnis meines Briefes bei» – legen nahe, dass er sonst nicht viel zu tun hatte. Er expedierte weiterhin ölige Sendschreiben nach

Berlin und versicherte dem Kronprinzen: «[Ich habe] von früh bis spät das Bild von Ew. Kaiserlichen Hoheit vor mir.» Der Geschäftsleitung schickte er detaillierte Anweisungen über die Reinigung von Kesseln, Warnungen vor der Verwendung minderwertiger Qualitäten von Eisenerz, was den Ruin der Werke bedeuten könnte, ausserdem Moralpredigten und bestimmte Bauanordnungen. Er wünschte den Arbeitsbeginn bei drei für Kruppianer gedachten Wohnprojekten. «Sobald als die Jahreszeit die Arbeit gestattet», sollte dann das Stammhaus «um so viel wie nötig gehoben, mit neuen Sohlen und Pfosten anstelle der etwa verfaulten versehen und ganz wiederhergestellt werden, so, wie es ursprünglich war. Das Zimmer A bekommt nur ein Fenster wie früher und alle Fensterlache mit einem kleinen Herzchen als Luftloch darin. Für den Fall, dass Wände darin versetzt und Türen und dergleichen verlegt sein möchten, wünsche ich baldigst eine rohe Skizze, um alles genau anzugeben, wie es gewesen ist. Das kleine Haus soll gar keine geschäftliche Bestimmung haben. Ich wünsche, dass dasselbe so lange erhalten bleibe, als die Fabrik bestehen wird, und dass meine Nachfolger so wie ich mit Dank und Freude hinblicken werden auf dieses Denkmal, diesen Ursprung des grossen Werkes. Das Haus und seine Geschichte mag dem Zaghaften Mut geben und ihm Beharrlichkeit einflössen, es möge warnen, das Geringste zu verachten, und vor Hochmut bewahren⁷.» Das Geringste von Essen blieb auch weiterhin das grosse Schloss, das an die Stelle von Stammhaus und Gartenhaus treten sollte. Obwohl der Kalkstein jetzt wieder durchkam und ausserdem schlecht und recht ein Dach aufgerichtet worden war, unterrichtete man Alfred, dass der Innenausbau nicht vor dem nächsten Sommer beendet und deshalb der Einzug bestimmt nicht vor 1873 – drei Jahre später als vorgesehen – möglich sein werde. «Es trägt immer mehr den Anschein, dass ich ... getäuscht werden soll», schrieb er. «Über den jüngsten Mangel an Tätigkeit bekomme ich immer nachträglich eine Erklärung; jetzt heisst es immer, dass Hr. Funke und Schürenberg wiederholt daran erinnert hätten, Leute zu schicken. Erklärungen und Entschuldigungen genügen mir aber nicht. Ich will den Bau zurzeit vollendet, die Versicherungen erfüllt sehen ... oder wer mich einmal täuscht, mit dem werde ich mich vor Gelegenheit der Wiederholung in acht nehmen.» Am 2. März 1872 schrieb er an Voigts-Rhetz: «Seit meinem Hiersein habe ich mich nur damit befasst, mein Haus in Essen zu bestellen, Organisation und dergleichen.» Das stimmte nicht. Im gleichen Brief erbat er sich einen Bericht des Generals darüber, «was Sie mir über Ihren und des Fürsten Bismarck Erfolg beim Kaiser sagen werden». Beschuldigungen des Königlichen Prüfungskomitees könnten schnell widerlegt werden, sagte er, «weil meine Essener Prüfungskommission sie alle durchgemacht hat und jede Frage in derselben Stunde beantworten kann». Am folgenden Tag traf dann ein Telegramm von Ernst Eichhoff in Torquay ein. Berthas alternder Vetter berichtete über Meinungsverschiedenheiten im Werk. Alfred forderte eilends nähere Einzelheiten an:

Warum soll ich nicht wissen, wer gärt und was gärt? Wer widerstrebt und wer empört sich und weshalb? – Die Wahrheit ist gar nicht so schlimm als die möglichen Vermutungen. Ich schreibe nicht mehr, und wenn das alles nicht genügt hat, was ich bisher geschrieben, so kann jetzt nur mündlich das letzte Wort geäussert werden, worauf ich durchaus gefasst bin⁸.

Bevor er aufbrach, lüftete er plötzlich seine Perücke und hielt seine echte Haarfranse unter Berthas Augen, wobei er ihre Bestätigung forderte, dass das Haar seit seiner Abreise von der Ruhr weisser geworden sei. Sie bejahte – und schrieb später: «Was man alles erleben kann, ist wirklich fabelhaft⁹.»

Der Krach in Essen herrschte zwischen der Geschäftsleitung und der technischen Abteilung. Die ganze Angelegenheit war belanglos, aber für den Kanonenkönig war die Zeit günstig zur Rückkehr; Voigts-Rhetz war es nämlich gelungen, in Tegel einen Testvergleich Bronze gegen Stahl über die Bühne gehen zu lassen. Sein feuriger Bericht darüber erwartete Krupp: «... Es ist nun neuerdings ein grosser Versuch mit dem Geschütz gemacht, der wie alle früheren die brilliantesten Resultate ergeben hat und der dahin geführt hat, dass die intelligente Majorität der Prüfungskommission sich alle für Ihr Geschütz als Einheitsgeschütz der Artillerie erklärten.» Und anschliessend meldete der General, dass sich Bismarck «der Sache fördernd annimmt». Jubilierend kritzelte Alfred quer über den Brief: «Jetzt haben wir auch den grossen Schicksalslenker Deutschlands mit an unserem Strang», und liess ihn unter den Mitgliedern der Geschäftsleitung zirkulieren. Für das laufende Jahr versprach er Berlin eintausend Kanonen und bis Ende 1873 ein zweites Tausend. Im Januar hatte der Zar fünfhundert Kanonen mit genauer Angabe von Kaliber und Ausführung bestellt, wodurch sie «in der Wirkung gleich verderblich» sein sollten, doch Alfred ordnete sofort an, dass die Kanonen für St. Petersburg «möglichst schwerer und daher weniger vorteilhaft» gebaut werden sollten. Wenn dieses Verhalten einem Kunden gegenüber, der immerhin weit aus grosszügiger als Berlin gewesen war, nicht gerade fair erscheint, so muss man sich Krupps heikle Position vor Augen halten. Als ihm wegen des Kontrakts zugesetzt worden war, hatte er wiederholt betont, dass sein einziges Motiv im Patriotismus zu sehen sei. Die Verpflichtung gegenüber den Romanows war unangenehm. Er musste etwas tun, um das aus der Welt zu schaffen¹⁰.

Er musste noch etwas anderes tun: die Kanonen an das Reich und an die Russen liefern. Es überschritt zweifellos die Kapazität der Gussstahlfabrik, jeden Tag vier fehlerlose, gigantische Rohre herzustellen und gleichzeitig den anderen Verpflichtungen nachzukommen. Also würde er sich ausweiten müssen. Seine Geldanlagen waren bereits stark angestiegen, als er sich noch in England aufgehalten hatte. Von Torquay aus hatte er die Genehmigung zum Erwerb einer Sperrmajorität an der Orconsera Iron Company gegeben, die gerade mit der Ausbeutung eines millionenträchtigen Flözes in der Nähe von Bilbao in Spanien beginnen wollte. Als er über das Problem des Eisenerztransports aus der Bucht von Biskaya nachgrübelte, kam er zu dem Schluss, dass er eine Flotte brauchte. «Die Preise der Schiffe sind ja in England ganz enorm, die Platten sind schlecht», schrieb er im Juni an die Prokura. «Ich kann mich gar nicht von der Idee trennen, dass ... wir für uns bauen müssen.» Er betraute holländische Werften in Vlissingen und Rotterdam mit dem Bau von vier Schiffen, und das war nur der Beginn seines neuen Expansionsfiebers. In Deutschland beteiligte er sich an dreihundert Gruben und kaufte zwei Konkurrenzunternehmen auf, nämlich die Hermannshütte bei Neuwied und die Johanneshütte in Duisburg. Die Johanneshütte allein verfügte über vier Hochöfen, und Alfred zahlte für beide überhöhte Preise. Der Konzern war aufs Äusserste gefährdet. Meyer schrieb folgendermassen an Eichhoff:

Ich rate Ihnen, sich nicht weiter mit Herrn Krupp zu engagieren, es ist durchaus die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dass p. Kr. in ernstliche Verlegenheit gerät, und wenn solche auch endlich günstig reguliert würden, so hätten Sie doch schwere Verpflichtungen zu erfüllen! Herr Krupp hat die Manie, alles kaufen zu wollen. Die Kölner Bankiers sind sehr bedenklich geworden, wollen nicht mehr weiter gehen!

11

Die Manie war im neuen Kaiserreich weitverbreitet. Zwischen 1871 und 1874 verdoppelte sich die deutsche Schwerindustrie, und obwohl kein anderer Industrieller so weit wie Alfred ging – seine Verbindlichkeiten waren auf 32 Millionen Mark angestiegen –, spekulierte praktisch jedermann waghalsig. Durch französische Reparationen genährt, loderte die Flamme immer höher auf. Selbst der besonnene Bismarck beschäftigte sich über seinen Makler Bleichröder insgeheim und so nebenbei mit Aktien. An die Stelle von «Eisen und Blut» war die Parole «Bereichert euch» getreten. Dann kam der Zusammenbruch. Im September 1873 leisteten die Franzosen ihre letzte Zahlung. Der Bergbruch begann mit einer Reihe von Konkursen von Wiener Banken, breitete sich über den Kontinent aus, übersprang den Atlantik und erreichte Wallstreet am 20. September; die New Yorker Börse musste für zehn Tage zusperren. Ein vernünftiger Kurs für Alfred wäre es jetzt gewesen, Sparmassnahmen zu ergreifen. Meyer bat ihn flehentlich, zu drosseln. Aber in dieser Beziehung war Alfred seines Vaters Sohn. Er vermehrte seine kurzfristigen Kredite, zahlte 900'000 Mark für eine Grube und 4'000'000 Mark für eine andere und versetzte seine Finanzberater, wie die Firmenchronik festhält, «in einen Zustand völligen Nichtbegreifens». Er war von dem Gedanken besessen, dass dies für immer und ewig *der* Augenblick zum Aufkauf des Rohstoffmarkts sei. Er wollte genug davon für seinen Sohn, den Enkel und Urenkel haben.

Eine würdige gesicherte Zukunft bedingt, dass die Fabrik unabhängig, frei von Vermittlern und Zwischenhändlern unter eigener nicht beeinflusster Kontrolle, so wie das Wasser, Erze und Mineralien aus eigenen Gerechtsamen, rein, selbst schöpft und verarbeitet¹².

Auf dem Papier war Alfred Inhaber des grössten Industrieunternehmens in Europa. Als jedoch die kurzfristigen Schuldscheine fällig wurden, zeigte sich in erschreckendem Mass die Fadenscheinigkeit. Jeden Tag häuften sich die schwebenden Schulden mehr an, und nur eine Lösung schien möglich: die der Umwandlung von Krupp in eine Aktiengesellschaft. Alfred verwarf das; barsch schrieb er nieder: «Es warten nicht Aktionärs auf die Dividenden.» Doch die auf ihr Geld wartenden Gläubiger konnte er nicht hinwegzaubern. Es war eine Sackgasse, der Beginn dessen, was bei seinen Nachkommen im zwanzigsten Jahrhundert als «die Gründerkrise» bekanntwerden sollte. Für den Gründer war der Ausweg klar. Er würde sich an den Kaiser wenden. In seinem Schreiben an Wilhelm I. nach Ems bat er «um die Gnade einer Audienz», um «eine Privatangelegenheit, einen Wunsch» zu besprechen. Seine Majestät waren höflich, aber reagierten nicht. Anfang Februar, als Alfred anlässlich seines fünfundzwanzigsten Jahrestags als Inhaber des «Wracks der Fabrik» über seinem Schreibtisch brütete, hatte er eine Predigt aufgesetzt, die er zur Beachtung durch alle Kruppiener ans Stammhaus heftete: «Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein; dann bringt Arbeit Segen,

dann ist die Arbeit Gebet.» Inständig betend ging er nun daran, den Kaiser erneut zu bearbeiten. Sein Unternehmen, so schrieb er an Wilhelm, betrachte er «als ein Nationalwerk». Die Werke seien «in gewissem Masse unzertrennlich von dem Begriff der Entwicklung und Bedeutung des Staats und folglich unentbehrlich». Deshalb würde es auch eine offenkundige Ungerechtigkeit bedeuten, ihn in eine Klasse mit jenen Industriellen einzustufen, die nur «geschäftstüchtige Industrielle» seien¹³.

Bedauerlicherweise war das genau die für ihn zutreffende Einstufung. Bei Ausbruch des Krieges mit Frankreich gab es in Preussen nicht mehr als achtzehn Gesellschaften mit beschränkter Haftung. Jetzt gab es über fünfhundert, und die Hälfte von ihnen – die mit zuwenig Kapital ausgestattet waren –, wurden hinweggefegt. Gewährte man eine Ausnahme, hiess das einen Damm öffnen. Das Äusserste, was die Regierung tun konnte, war, Vorauszahlungen auf zukünftige Geschützbestellungen zu leisten. Aber Alfred weigerte sich, das kaiserliche Veto anzunehmen. Für ihn war das unverständlich. Seine Majestät begriff einfach nicht; irgendwie musste man dem Kaiser doch die Erleuchtung bringen können, und im März des darauffolgenden Jahres bemühte sich Alfred noch immer, mit Hilfe des Kanzlers an Wilhelm heranzukommen. Aber jetzt machte sich Berlin bereits Gedanken darüber, ob man Alfred überhaupt noch als geschäftstüchtig bezeichnen konnte. Aus der Hauptstadt schrieb Meyer an Eichhoff:

Der Herr Chef kann ja vielleicht innerhalb vierundzwanzig Stunden durch Fürst Bismarck erfahren, dass es unmöglich ist, aus Staatsmitteln befriedigt zu werden! Hoffentlich gelingt es mir, ihn überhaupt von solchen Versuchen abzuhalten, es könnte mehr schaden wie nützen¹⁴.

Keiner konnte die Tür härter zuwerfen als der Eiserne Kanzler, und als sein donnerndes Nein Essen erreichte, steuerte der Chef aufs Bett zu. «Ohne wesentlich unwohl zu sein», schrieb er seinem Sohn, «finde ich nur, dass mir allein die Kraft fehlt und dass ich bei jedem neuen Versuch sie zu üben, büssen muss.» Nacheinander pflegten ihn Ärzte namens Schweningen, Künster und Schmidt. Der erste hatte das meiste Glück. Ernst Schweningen war Leibarzt des Kanzlers, der Krupp nicht gut stempeln gehen lassen konnte und deshalb wünschte, dass der Kanonenschmied im Geschäft blieb. Bismarcks Anfälle glichen sehr jenen von Alfred; wenn die Dinge nicht so liefen, wie er es wollte, pflegte er sich auf seinen Landsitz in Friedrichsruh zurückzuziehen und unter den dortigen Bäumen wochenlang vor sich hinzubrüten. Der Doktor hatte bemerkenswerten Erfolg bei seinen Bemühungen gehabt, Bismarck aus solchen Trancezuständen herauszuholen. Schweningers Rezept war einfach. Es bestand darin, vor seinen berühmten Patienten hinzustehen und zu bellen: «Aufstehen!» Kaum war Schweningen in Essen angelangt, ging er schnurstracks zum Gartenhaus, wo Krupp sich verkrochen hatte, schritt in des Meisters Schlafzimmer und brüllte: «Aufstehen!» Das Schreckgespenst auf der Matratze hüpfte von der Matratze und *stand auf*. Dann presste der Arzt sein Monokel in die richtige Lage. Während er den verdatterten Industriellen anstarrte, belehrte er ihn: Zigarren müssten aufgegeben werden, ausserdem pro Tag nur ein Glas Rotwein und nicht zuletzt viel frische Luft. Alfred befolgte das erste, mogelte sich um das zweite herum und trotzte dem dritten. Seine Schwindelmethode war genial. Wahrheitsgemäss konnte er berichten, dass er alle vierundzwanzig Stunden nur ein

Glas Wein trank. Aber Schweninger hatte nicht angegeben, *wie gross* das Glas sein sollte, und so hatte sich Krupp aus Düsseldorf eines mit zwei Liter Fassungsvermögen kommen lassen. Was den Sauerstoff betraf, so glaubte Alfred nicht daran. Er war davon überzeugt, dass der Duft von Dung zuträglicher sei. Berthas Arzt Dr. Künster, der auf ihr Drängen hin erschien, hielt weniger als eine Viertelstunde durch. Er starrte auf die träge Gestalt hinab und tat sich gehemmt kund. Die Gestalt auf dem Bett regte sich ärgerlich. Alfred grollte: «Das müssen Sie selbst ja am besten wissen, was mir fehlt, wozu sind Sie Arzt.» Gerade in diesem Augenblick inhalierte der Doktor, der an angenehmere Wohlgerüche der Riviera gewöhnt war, einen kräftigen Anhauch frischen Mistes. Er flammte auf: «Entschuldigung, Durchlaucht, ich bin nie Tierarzt gewesen!» Dann diagnostizierte der Arzt die Unpässlichkeit seines Patienten als «Hypochondrie, die an Geisteskrankheit grenzt». Das bedeutete das Ende von Künster. Krupp feuerte ihn auf der Stelle. Der Mann hatte ganz offensichtlich keine Ahnung von seinem Beruf. Der Alleininhaber behielt Schmidt bei, dessen Hauptvorzüge Sanftmut und ein bodenloses Reservoir an Mitgefühl gewesen zu sein scheinen¹⁵.

Ans Bett gefesselt und von Kissen gestützt, versuchte Alfred mit der Finanzkrise zurechtzukommen, indem er sie in Prosa ertränkte. Alle seine Briefe und Anweisungen wurden jetzt mit dem Bleistift geschrieben («weil es mit Tinte ungleich mehr mich echauffiert»), und die Bleistiftspitze sauste in einer so ausgezackten und grossen Schrift über das Papier, dass eine ganze Seite oft nur Platz für weniger als ein Dutzend Wörter bot. Seinem Sohn verkündete er: «Vorher müssen wir aber das Äusserste versuchen, denn diese Industrie ist schon zu tief verwachsen, als dass wir sie ohne schwere Repression aufgeben könnten.» Mit seiner Geschäftsleitung war er weniger zuversichtlich. Er wusste nicht recht, wohin er sich wenden sollte – «so viele hochgestellte Leute können mich nicht leiden» und da er keinen Zufluchtsort fand, verzweifelte er: «Von einer Ermässigung der Arbeit, von Einstellung von Hütten, Arbeiten mit halber Kraft oder halber Zeit, unvollständiger Tätigkeit der Arbeiter darf und kann keine Rede sein, denn das gleicht Absterben und wäre der Anfang vom Ende.» Hinter diesem leeren Wortschwall steckte die für Alfred typische Schlaueit: Die Ausbildung neuer Kruppianer würde teuer zu stehen kommen. Doch irgendetwas musste geopfert werden. Meyer schrieb aus Berlin an Goose: «Wir hören auf zu erwerben und gehen zum Ruin. Herr Krupp will's mir nicht glauben; er meint durch Vermehrung der Kräfte in der Verwaltung binnen kurzem all das zu erreichen, was er ‚Ordnung‘ nennt! Ich warne ihn täglich vor solchen Illusionen – aber ganz vergeblich!» Widerwillig räumte Alfred ein, dass eine Kürzung der Löhne unvermeidlich sei. «Mit Ausnahme der mechanischen Werkstätten für Kanonen», verfügte er, müssten sich die Arbeiter «hier wie in England daran gewöhnen», dass ihre Mühe «im Falle eines grossen Gewinns grosszügig belohnt wird, hoch, wenn grosser Gewinn erzielt wird, gering, wenn er gering ist». Er tröstete sich mit dem Gedanken, Facharbeiter von anderen unter einer Flaute leidenden Werken aufzunehmen: «Allmählich werden sich fremde entlassene Arbeiter melden (auch Lumpen). Die besten aber werden von selbst sich begnügen mit geringem Lohn, und ein Tausch wird entstehen müssen¹⁶.»

Es war zu spät. Seine Gläubiger schrien nach einer Bestandsaufnahme, und wider-

willig gestattete er Meyer, einer Gruppe von Buchprüfern die Tür zu öffnen. Deren Urteilspruch war niederschmetternd. Alfreds Besitz – Werk, Rohstoffe, unfertige Erzeugnisse – war stark überbewertet worden. «Nach der neuen gestrigen Enthüllung», schrieb er Goose am nächsten Morgen, «bin ich ganz trostlos.» Er grübelte darüber nach, was er jetzt zu tun habe, er, der nach seinen eigenen Worten sowohl ein Mann der Ehre als auch einer war, der keines Menschen Elend suchte. In höchster Erregung kritzelte er: «*Ich brauche zehn Millionen.*» Auch das war eine schlechte Schätzung; in Wirklichkeit brauchte er dreissig Millionen. Da er sich verbissen gegen ein Gemeineigentum wehrte, blieb ihm nur eine Zuflucht: die Bankiers. Noch nie waren Kredite weniger leicht zu bekommen gewesen, aber Meyer wanderte in Berlin pflichtschuldig von Geldwechsler zu Geldwechsler. «Bleichröder ist nicht mächtig genug, solche Anleihe zu geben», berichtete er. «Auch Deichmanns sind der Ansicht, dass nur die Gruppe Rothschild ... solche Anleihe abschliessen kann. Dann aber auch will ich zehnmal lieber mit Hansemann als mit Bleichröder zu tun haben.» Wie es sich dann herausstellte, war kein einzelner Bankier bereit, die Last allein auf sich zu nehmen. Eine Bankgruppe unter Federführung der Preussischen Staatsbank Seehandlung stellte den Betrag auf die Beine. Bevor Alfred überhaupt einen Pfennig davon anrühren konnte, wurde er am 4. April 1874 zur Unterzeichnung eines in seinen Augen «schmachvollen Dokuments» aufgefordert. In Wirklichkeit war es grosszügig. Die Seehandlung behielt sich lediglich das Recht zur Benennung eines Rechnungsprüfers vor, und der dafür Ausersehene war Carl Meyer, also Alfreds eigener Mann. Das machte für Alfred keinen Unterschied aus. Er sah den 4. April als einen schwarzen Tag an, der die Kapitulation der Firma vor den «Judenschwindlern» kennzeichnete – obwohl es unter den Maklern gar keine Juden gab¹⁷.

Krupps fehlendes Urteilsvermögen in Bezug auf diesen Geschäftszweig bestärkte seinen schlimmsten Argwohn gegenüber anderen Leuten; er gab jedermann ausser sich selbst die Schuld, und das volle Gewicht seines Ingrimms bekam seine pflichttreue Geschäftsleitung zu spüren. 1871 hatte er aus Torquay geschrieben, dass die Gussstahlfabrik «die Gesundheit und Wachstumskraft einer fünfzig Jahre alten Eiche» besitze; von seinen Direktoren verlangte er lediglich: «Beschützt nur ihre Wurzeln!» Jetzt hatten sie ihn verraten. Am 22. August, fast fünf Monate nach seiner Kapitulation, schrieb er an Longsdon nach London: «Seither habe ich nicht mehr geschlafen. All jene, die in vollem Umfang mein Vertrauen und meine Freundschaft genossen haben, haben so sehr ihre Pflicht vernachlässigt, gemäss den ihnen bekannten Prinzipien zu handeln ... mit diesen wenigen Worten berichte ich Ihnen, welche jämmerlichen Gefühle in meinem Kopf stecken ... ich brauche Ruhe.» Er bekam wenig Ruhe und gewährte sie der Geschäftsleitung noch viel weniger. Ein Strom beleidigender Notizen flutete über die fünf Mitglieder seines Direktoriums. Ernst Eichhoff geriet aus der Fassung und starb schliesslich. Das gleiche geschah mit Heinrich Haass, der niemals mehr den Makel von sich waschen konnte, 1870 der Vertreter von Krupp in Paris gewesen zu sein. Sophus Goose begann das Interesse zu verlieren, und Richard Eichhoff machte «der Herr Chef» so rasend, dass er sich weigerte, mit ihm zu sprechen, obwohl er weiterhin sein Giessereileiter blieb. Wenn ihm von Meyer Vorhaltungen gemacht wurden, beteuerte Alfred entweder, dass er sich nicht mehr entsinnen könne, was er geschrieben

habe, oder er erwiderte bissig: «Ich habe die Bilanzen nicht gemacht» – was natürlich nichts mit der Sache zu tun hatte. Mit seinen Adjutanten ging er grob um, während er sich mit «Schwarz Helene», einer exzentrischen Frau, die auf einem die Ruhr überblickenden Berg einen Kilometer flussabwärts wohnte, in eine seltsame Freundschaft einliess. An so manchem Nachmittag kam er zu ihr galoppiert und schüttete ihr sein sorgenschweres Herz aus. Von seinen Kollegen, die er ignorierte, wurde er «der glolende Alte auf dem Hügel» genannt¹⁸.

Alfred hatte sich jetzt für ständig in der Villa Hügel verschanzt. Ein hoher Eisenzaun lief um den Besitz, und an den Sonntagen pressten die Arbeiter samt ihren Familien die Gesichter gegen die Stäbe und spähten auf das dichte Gehölz und die klaren dahinmurmelnenden Bäche. Die Mauerrisse hatte man verputzt und die Fundamente abgesichert; des Kaisers Suite wartete auf Inbesitznahme. Auf dem Dach darüber stand eine Fahnenstange für die kaiserliche Standarte bereit. Auf dem Rasen an der Vorderseite gab es zehn weitere Masten. Vier von ihnen sollten Krupps persönliches Banner tragen, das gerade für ihn entworfen wurde; von den übrigen sechs sollten die Fahnen jener Nationen wehen, die er jeweils gerade zu ehren gedachte. Um dem zu Besuch weilenden Monarchen die Demütigung eines Ausstiegs auf dem Essener Bahnhof zu ersparen, liess Alfred ein Extragleis zum Park der Villa Hügel legen*.

Wie nicht anders zu erwarten, war das Villeninnere aus Stein und Stahl öde. Alfreds achtzigjährige Enkelin Barbara fasste es dem Autor gegenüber in dem einzigen grimmigen Wort *kalt* zusammen, als sie sich an den Hügel zurzeit ihrer Kindheit erinnerte. Gewiss waren die Ausmasse hochherrschaftlich. Die Eingangshalle mit ihren fünf grossen Kronleuchtern nahm beinahe die halbe Fläche eines Fussballfeldes ein, und der Tisch im Esszimmer war achtzehn Meter lang. Das Schloss war gross genug, um jedes gekrönte Haupt in Europa sowie dessen Gefolge zu beherbergen. Schliesslich kamen auch fast alle von ihnen hierher; aber als Lockmittel für die Frau des «Alten» und für dessen Sohn blieb das ohne Wirkung. Bertha wäre vermutlich in jedem Fall weggeblieben, aber bei Fritz hatte Alfred Glück; der Junge verbrachte einmal gemeinsam mit Alfred Körte, einem Klassenkameraden, seine Ferien auf Villa Hügel. Unglücklicherweise war die Laune des Hausherrn gerade im höchsten Grad miserabel. Körte bekam seinen Gastgeber nie zu Gesicht. Stattdessen stiess er auf an Türen geheftete Zettel, auf denen sein Benehmen gerügt wurde. Da die Details präzise und richtig waren, ging ihm auf, dass er die ganze Zeit über von unsichtbaren Augen beobachtet wurde. Das rief in ihm, wie er sich später erinnerte, ein unheimliches Gefühl wach¹⁹.

Krupps Verhalten hatte nichts mit seinen Gästen zu tun. Beinahe ein Jahrhundert später sagte sein Urenkel eines Nachmittags zu dem Autor dieser Zeilen: «Wissen Sie, das Haus brachte ihn wirklich zur Raserei.» Das war der springende Punkt: Zwischen dem Mann und der Scheusslichkeit, die er gebaut hatte, war ein richtiger Hass entstanden. Wenn das zu dem Gedanken anregt, das Schloss habe vielleicht Alfreds Feindse-

* Wie alles auf dem Hügel, so brauchte auch der Bau dieser privaten «Zechenbahn» länger, als Alfred erwartet hatte; erst 1887, im Jahr seines Todes, war sie betriebsfertig. Die Bahn überlebte jedoch das Jahr 1967, in dem Alfred Krupp starb.

ligkeit erwidert, so kann man nur anmerken, dass er genau dieser Meinung war; er legte der Villa eine Persönlichkeit bei, und ganz bestimmt verhielt sich diese ihm gegenüber boshafter als seine Geschäftsleitung. Das komplizierte Heizungssystem zum Beispiel war ein Versager. In jenem ersten Winter wäre Alfred beinahe erfroren. Im Sommer war es beinahe noch schlimmer. Das Eisendach verwandelte das Innere in einen grossen Backofen. Die Ventilatoren funktionierten nicht, und da laut Alfreds Anordnung die Fenster immer fest geschlossen blieben, rang er ständig nach Luft. Wütend liess er das ganze System entfernen. Das neue war genauso unwirksam wie das alte – zehn Jahre später wurde es ebenfalls abgeschafft²⁰.

Zwei Dinge waren erfreulich: die Lage des Hügels und dessen Laubwerk. Alfreds Überzeugung, dass seine eigene Körperausdünstung giftig sei, war mit dem Alter immer stärker geworden und wurde noch durch den Glauben vermehrt, seine Lungen könnten den Sauerstoffvorrat eines Zimmers innerhalb einer Stunde erschöpfen; das hinwiederum hätte aber den Alleininhaber rasch dem Erstickungstod überliefert. Jetzt, bei dreihundert Räumen, standen Alfred ausgedehnte Korridore allein zur Verfügung, sobald sich seine Behüter und Bediensteten zur Ruhe begeben hatten. Er konnte sie entlangwandern, in diesem oder jenem Zimmer ein kurzes Nickerchen machen und dann, nachdem er die Luft auf der Suche nach einer Spur Kohlendioxyd argwöhnisch durch die Nase gesogen hatte, weiterziehen. Er war ein lebendiges Gespenst, das in seinem eigenen Schloss spukte; auf seinen spindeldürren Beinen schlich er rastlos von Saal zu Saal, eine spinnenhafte, gepeinigete Erscheinung.

Ab und zu hielt er inne und schaute zufrieden hinaus auf seine Bäume. Der dichte Bestand an Mammutbäumen war besonders schön, aber am meisten fiel die einzeln stehende Blutbuche bei dem höhlenartigen Haupteingang ins Auge. Schon damals war sie riesengross, und während der drei Generationen seit ihrer Verpflanzung ist sie ins Gewaltige gewachsen. Im Ruhrgebiet heisst es, dass ihre blutroten Blätter mit jedem Jahrzehnt noch röter werden; das dürfte natürlich reine Einbildung sein²¹.

Am 1. September 1877, dem Jahrestag von Sedan, traf Kaiser Wilhelm I. zu seinem vierten Besuch der Gussstahlfabrik und zu seinem ersten Aufenthalt auf dem Hügel ein. Begleitet wurde er von einer Phalanx von Generalen und Adligen in schimmern den Pickelhauben und ausserdem von dem Gerücht, dem auch die Presse weitgehend Glauben schenkte, dass Allerhöchstderselbe seine kleine Kapitalanlage an der Fabrik überprüfen wolle. Verständlicherweise ärgerte das Alfred, dem es lieber gewesen wäre, wenn es der Wahrheit entsprochen hätte, und der Monarch sah sich zu wiederholten Dementis durch seinen Finanzminister gezwungen. Des Kaisers einziges Besuchsmotiv war seine verzehrende Leidenschaft für militärische Details. Sein Eindruck von dem sich breit hinreckenden neuen Schloss ist der Nachwelt nicht erhalten geblieben, aber über Krupps Geschenk von zwei auf Hochglanz polierten und extra für die Ausrüstung seiner Jacht *Hohenzollern* konstruierten Kanonen freute er sich sehr. Als Gegengeschenk präsentierte er Alfred ein Bildnis seiner selbst in Lebensgrösse, und zwar «in ewiger Dankbarkeit» für des Kanonenkönigs Beitrag zu Preussens sieben Jahre zuvor erfochtenem Sieg²².

Trotz Alfreds Abneigung gegenüber Gemälden wurde Villa Hügel damit immer

mehr vollgestopft*. Den ausländischen Potentaten waren seine finanziellen Probleme gleichgültig; Zahlen, die Reichweite und Mündungsgeschwindigkeit von Kanonen darlegten, interessierten sie weitaus mehr, und seit Frankreichs Niederlage hatte fast jeder Staatschef mit kriegerischen Ambitionen entweder mit Krupp Geschenke ausgetauscht oder zu seiner Ehre eine Medaille prägen lassen. Die einzigen bemerkenswerten Abwesenden waren Viktoria von England und MacMahon aus Frankreich – beide kümmerten sich mehr um ihre eigene Waffenindustrie – und ausserdem die Präsidenten der Vereinigten Staaten. Alfred hätte eigentlich irgendeinen Weg finden müssen, um den USA die schuldige Hochachtung zu zollen, denn dank amerikanischer Aufträge kam er schnell von seinen hohen Schulden herunter. Seit 1851 hatte er Thomas Prosser nicht mehr gesehen, aber aufgrund des Vertrags, den sie in London unterzeichnet hatten, war die Korrespondenz zwischen New York und Essen jeden Monat stärker angewachsen. Aus Prossers erster Werbung für Krupp – «*Gents much prefer KRUPP'S STEEL for all kinds of Road Tools, such as cold chisels, claw bars, punches, etc.*»* – hatte sich ein gewaltiges transatlantisches Geschäft entwickelt. Jetzt waren es Prossers Kunden, die mit Anzeigen warben; so unterrichtete die *Canadian Pacific Railway* ihre Fahrgäste folgendermassen: «Für Ihre Sicherheit werden auf dem ganzen Bahnnetz der C.P.R. ausschliesslich Radkränze aus Kruppschem Gussstahl verwendet.» Auch die folgenden Eisenbahnen rüsteten ihre Waggons mit Alfreds nahtlosen, stählernen Radkränzen aus: *The New Haven, Central Railroad of Georgia, Chicago Burlington* und *Quincy, Erie, Louisville and Nashville, Michigan Central, Chicago and Northwestern, Boston* und *Maine* und schliesslich *Philadelphia* und *Reading*. Fast alle Eisenbahnen verwendeten Schienen von Krupp: *The New York Central, Illinois Central, Delaware and Hudson, Maine Central, Lake Shore and Michigan Southern, Bangor and Aroostock, Great Northern, Boston and Albany, Florida and East Coast, Texas and Pacific, Southern Pacific* und die *Mexican National*. Wenige Jahre nach dem Besuch des Kaisers gab ein junger amerikanischer Eisenmagnat namens E.H. Harriman eine einzige Bestellung über 25'000 Tonnen von 40 kg schweren Schienen für die *Southern Pacific* auf, was einem Jahresvorrat entsprach. 1874, als Alfred seine Zerreihsprobe mit den preussischen Bankiers durchmachte, hatte Essen 175'000 Tonnen Schienen von Hamburg nach Häfen der Ostküste verschifft. Prossers Geschäftsbücher in New Jersey zeigen, dass beinahe jeden Tag telegrafische Bestellungen aufgegeben wurden. Das Geschäftsvolumen belief sich jährlich auf mehrere Millionen Dollar; Kruppstahl umgurtete eine Nation²³.

Schneider und Armstrong lagen zwar weit im Hintertreffen, aber sie verhalfen den Briten mittels der amerikanischen Eisenbahnen immerhin zu einer jährlichen Bruttoeinnahme von einer halben Million Dollar. Der Handel mit Stahl für friedliche Zwecke schien damals der reine Segen zu sein. In Wirklichkeit waren seine Folgen unheilvoll. Die US-Stahlindustrie war noch ein im Wachstum befindlicher Gigant. Als sie dann in

* Sie ist es noch immer. Unter anderem hängen Wilhelm I., Friedrich III. und Wilhelm II., jeder in voller Uniform, mit ihren juwelengeschmückten Kaiserinnen zur Seite, an den Wänden des grössten Saals. Nur Hitler, der von 1933 bis 1945 den Ehrenplatz innehatte, wurde entfernt.

den achtziger Jahren ihre volle Grösse erreichte – die Wachstumsrate hatte bereits phantastische Ausmasse angenommen liess sie die Hütten in Europa zwergenhaft erscheinen. Von diesem Zeitpunkt an war der amerikanische Markt für die Stahlherzeuger auf dem Kontinent verschlossen. Um nicht in die roten Zahlen zu kommen, mussten diese immer stärker ins Waffengeschäft einsteigen. Da sie in Konkurrenz standen und von ihren Regierungen unterstützt wurden, ergab sich daraus ein mörderischer Wettlauf der Waffen. Selbstverständlich wurde das Wettrennen auch von anderen Flammen angeheizt: dem Chauvinismus, einem schwankenden Gleichgewicht der Kräfte, der Auflehnung des ersten Kaiserentkels gegen hergebrachte Verhaltensweisen, dem Nationalismus auf dem Balkan und ausserdem durch Frankreichs Revanchegelüste. Doch all diese Anreize hätten gedämpft werden können, wäre ihnen nicht von der Ruhr, aus Mittelengland und aus Le Creusot das Rüstzeug gegeben worden, um die Sache perfekt zu machen²⁴.

Die Händler mit dem Tod konnten nicht in der Zukunft lesen. Sie hatten keine Ahnung, dass sie Gräber für die Blüte der europäischen Jugend aushoben. In einer Botschaft an seine Kruppianer schrieb Alfred:

Wir gehen bei Frieden einer günstigen Zeit entgegen, und ich war von grosser Hoffnung für die Zukunft erfüllt. Was nützen aber alle Aufträge, wenn Arbeit und Transport durch Krieg gehemmt werden! Dann können auch unsere Werke zerstört werden, jedenfalls muss man sich auf Entlassungen, selbst bis zur völligen Einstellung der Arbeit, vorbereiten. Dann aber würden an Stelle des Erwerbes die Not, das Pfandhaus und der Wucherer treten, denn meine Mittel und die Unterstützungskassen würden bald erschöpft sein. Den Gram möchte ich nicht erleben²⁵.

Hiermit mag Alfred die traurige Rechtfertigung für all das Wettrüsten ins Leben gerufen haben: dass es nämlich keinen Frieden ohne geschärfte Schwerter geben kann. Die Historiker allerdings lassen stattdessen eine Bismarcksche Paraphrase gelten. In einer berühmten Rede vom 6. Februar 1888, also sieben Monate nach dem Tod von Alfred Krupp, gab der Eiserne Kanzler dem Reichstag bekannt, dass eine gesteigerte Rüstung die beste Garantie für den Frieden darstelle: «Das klingt paradox, aber es ist wahr. Mit der machtvollen Maschine, zu der wir die deutsche Armee machen, wird keine Aggression versucht werden.» Damals klang das so überzeugend, dass die Abgeordneten ihn einmütig unterstützten²⁶.

Während Alfred also gegen den Krieg betete, schürte er die Hochöfen für ihn an. Der eigentliche Anlass für seinen entsprechenden Aufruf waren allgemeine Wahlen zum Reichstag, bei denen er seine Männer zur Stimmabgabe für «vaterlandsliebende Mitglieder» drängte, damit «die Militärvorlage, welche allein den Frieden sichern kann, zum Gesetz erhoben werde. Dann allein ist das Reich geborgen²⁷». Er war dieser Überzeugung; er glaubte wirklich daran, dass es ein Weg zur Vermeidung eines allgemeinen europäischen Krieges sei, einen unbesiegbaren teutonischen Moloch zu errichten. Und obwohl er sich anscheinend gar nicht bewusst war, in welchem Ausmass ihn die amerikanischen Dollars von den Folgen seiner Torheiten während der Börsenpanik von 1873 befreiten, erkannte er zweifellos den Wert seiner friedlichen Erzeugnisse. Unter seiner Führung waren die drei in sich verschlungenen Ringe zum Warenzeichen

des Konzerns geworden. Im zwanzigsten Jahrhundert waren Tausende der Meinung, dass dieses Zeichen die Mündungen dreier Kanonen darstelle, aber als Longsdon es am 7. Juli 1875 zum erstenmal im englischen *Trade Marks Magazine* registrieren liess, störte es niemanden im Geringsten. Obwohl Kruppkanonen in steigendem Mass unter Alfreds Ausstellungsobjekten bei den grossen internationalen Messen jener Jahre in Sydney, Melbourne, Amsterdam, Berlin und Düsseldorf dominierten, blieb die Firma auch weiterhin aufgrund ihrer Erzeugnisse für die Eisenbahn berühmt.

Im Ruhrgebiet widmete man sich in dem Jahrzehnt nach der Krönung von Kaiser Wilhelm I. vor allem dem Experimentieren auf den Gebieten der Technologie, der Betriebsführung, der Politik und – zu Alfreds Pein – der Finanzierung der neuen Schwerindustrie. Zum grossen technischen Durchbruch kam es 1875, als Gilchrist Thomas das sogenannte basische Verfahren der Stahlerzeugung entdeckte. Zwei Jahre später wurde es patentiert; durch die Auskleidung der Bessemerkonverter mit Kalkstein und Dolomit gelang es, Henry Bessemers «verhängnisvollen Feind», den Phosphor, auszuscheiden. Die beiden Gesteinsarten zogen den im Roheisen enthaltenen Phosphor an sich und schieden ihn als Schlacke aus. Zunächst wurde Krupp durch das Verfahren beunruhigt. Gerade eben hatte er in Spanien ein Vermögen zur Gewinnung phosphorfreien Eisenerzes investiert. Wie sich dann herausstellte, sank zwar der Wert seiner dortigen Eisenerzlager, aber das Thomasverfahren versorgte ihn dafür mit etwas weitaus Wertvollerem. Elsass und Lothringen waren reich an phosphorhaltigen Eisenerzlagern. Und diese gehörten ja jetzt dank dem Eisernen Kanzler zu Deutschland. Nach den Worten eines der Biographen von Gilchrist Thomas «bekam Elsass-Lothringen jetzt einen Wert als Streitobjekt»²⁸.

Krupps Schwierigkeiten mit der Betriebsführung lösten sich 1879 durch die Ernennung von Hanns Jencke, einem sturen, dicken Mann mit Walrossbart, zum Vorsitzenden des Direktoriums. Alfred mochte ihn, weil er gut reiten konnte. Ausserdem verfügte Jencke über eine weitere, mehr ins Auge fallende Empfehlung: Er kam nach Essen direkt aus dem Kabinett des Kaisers, wo er eine Schlüsselstellung im Reichsschatzamt innegehabt hatte. Während der folgenden dreiundzwanzig Jahre führte Jencke die internationalen Geschäfte der Firma, diente als Vollzugsorgan des Konzernherrn und konsultierte diesen nur in lebenswichtigen Fragen der Geschäftspolitik. Sein Eintreffen in den Werken kennzeichnet den Beginn regulären Personalaustauschs zwischen der Regierung und der Firma; von nun an sollten Krupps Vorschläge in Berlin weitaus geneigtere Ohren finden. Zur gleichen Zeit setzte Alfred – der mächtigste Industrielle im Reich – ganz und gar auf Bismarck. Er hätte das sowieso aus Überzeugung getan, aber ein kaisertraues Direktorium verhiess eben begeisterte Unterstützung durch seinen Stab²⁹.

Ob er es wollte oder nicht: Der Kanonenkönig war tief in die Innenpolitik verstrickt. Jeder Schritt, den er machte, wurde beobachtet und hinsichtlich seiner Wirkung auf die Wählerschaft beurteilt. Selbst bei einem so einfachen Projekt wie dem Bau von Arbeitersiedlungen schlangen politische Untertöne mit. Mit der Erweiterung der Gusstahlfabrik war auch der Bedarf an Arbeitskräften gestiegen. Die ersten Zuwanderer waren Bauern von den Vorgebirgen beiderseits des Rheins gewesen; ihnen waren Sachsen,

Schlesier, Ostpreussen, Polen und Österreicher gefolgt. Die Ruhr war zu einem Schmelztiegel der Völker geworden. In Alfreds Jugend waren Essen, Dortmund und Düsseldorf ländliche Flecken gewesen. Jetzt breiteten sie sich als Stadtgiganten über die Landgebiete aus und verschlangen die umliegenden Dörfer. Als Krupp in den frühen siebziger Jahren 7'000 Zuwanderer anwarb, wuchs die Stadtbevölkerung um 25'000 Personen an. Mit der Ausbreitung des Stadtgebiets kam es zur Übervölkerung: Die Einwohnerzahl in Essens Altstadt war von 7'200 im Jahr 1850 auf 50'000 angestiegen. Die meisten Kruppianer lebten in Hütten – und damit kam es unvermeidlich zu Krankheiten. Alfred, der gegen Bakterien überempfindlich war, befahl der Geschäftsleitung, das Gebiet zu räumen, «wo die Choleraspitäler sind». Er genehmigte «die Einrichtung von Familienwohnungen auf unseren Bauplätzen», und gerade als man auf Villa Hügel letzte Hand anlegte, eröffnete Alfred Arbeiterunterkünfte für 6'000 Menschen. Den Bewohnern standen ausserdem wichtige Einrichtungen zur Verfügung: Geschäfte, Kirchen, Spielplätze und Schulen³⁰.

Oberflächlich betrachtet, konnte nichts weniger einen Zankapfel darstellen als der Bau von Klassenzimmern. Doch im Reich der siebziger Jahre tobte Bismarcks Kulturkampf. In des Kanzlers Augen verkörperte die katholische Kirche den Separatismus. Er hatte diesem durch Abbruch der diplomatischen Beziehungen mit dem Vatikan den Krieg erklärt; ausserdem machte er die Zivilehe obligatorisch und nahm den Schulunterricht aus den Händen der Geistlichen. In Torquay hatte Alfred noch den Bau getrennter Schulen für die Kinder katholischer Arbeiter geplant. In weniger als zwei Jahren vollführte er eine völlige Kehrtwendung. «Beteiligung an der Trennung von Menschen würden wir bewirken», schrieb er am 22. Juni 1873, «und die Folge würde sein in unseren Kolonien: katholische und evangelische Viertel, gegeneinander stehende feindliche Quartiere, Streitigkeiten zwischen der Schuljugend und Kampf, Alleinherrschaft der Geistlichen in den katholischen Quartieren, schliesslich Notwendigkeit, Eine Konfession ganz zu entfernen, nur Eine bestehen zu lassen. Sie müssen alle durcheinander wohnen.» Er wurde zum Verfechter einer vom kirchlichen Einfluss freien Erziehung. «Dahinter», entschied er, «steckt nur das Verlangen der Geistlichkeit auf beiden Seiten nach Vermehrung ihrer Macht.» Um «der Pfaffensucht und ihren Werkzeugen» entgegenzuarbeiten, bestand er auf Klassenzimmern, «wo Kinder aller Konfessionen zusammen sich von früh aneinander gewöhnen, sich kennenlernen, zusammenspielen (auch zanken)». Bismarck selbst hätte seine Sache nicht geschickter vortragen können³¹.

Das Zweite Reich war keine Diktatur. Um sich die Loyalität der neuen Untertanen des Kaisers zu sichern, hatte der Kanzler die Legislative zwei Häusern übertragen, und zwar dem Bundesrat, der die Länder repräsentierte, und dem Reichstag, der von allen Deutschen über fünfundzwanzig gewählt wurde. Aus den Vorkriegsjahren hatte das Reich drei Parteien geerbt: die Konservativen, die Fortschrittlichen und die Nationalliberalen. Jetzt kamen als vierte noch die verbitterte Katholische Partei und als fünfte die noch mehr verbitterten Sozialdemokraten hinzu. Es war diese fünfte Partei, die den «Grossen Krupp», wie Alfred genannt wurde, während der letzten Jahre seines Lebens plagen sollte. Der Gründer des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins (Vorläufer der SPD) war Ferdinand Lassalle, ein talentierter, exzentrischer Marxschüler, der 1863 in

Leipzig damit begann, die deutschen Arbeiter zu organisieren. Im darauffolgenden Jahr wurde er in einem Duell getötet. Der Grosse Krupp betrachtete ihn mit Geringschätzung. Die Tatsache, dass die Geschützfabriken von Schneider im Jahr 1870 durch einen Streik lahmgelegt worden waren, den Adolphe-Alphonse Assi angeführt hatte, ein ebenfalls exzentrisches und zu bedenklicher Übertreibung neigendes Mitglied der marxistischen Internationale (1871 hatte er als Vorsitzender der Pariser Kommune Schiffbruch erlitten), amüsierte Alfred unendlich. Da riefen die Sozialdemokraten zu einem grossen Bergarbeiterstreik auf. Krupps Zeche «Graf Beust» wurde davon betroffen. Plötzlich waren die Sozialdemokraten gar nicht mehr komisch. Alfred kritzelte Anweisungen: «Mit Schweigen erreichen wir unser Ziel nicht und mit Nichtstun, sondern nur mit energischem, hartnäckigem Kampf». Alfred wollte eindeutig klargestellt wissen, dass er Streiks in allen Sphären meinte. «Sobald sich derselbe in irgendeiner Verwaltungselite aussprechen möchte, bin ich mit einem Male dort, und dann wollen wir einmal sehen, ob wir mit allem fertig werden. Ich werde ganz rücksichtslos vorgehen, ich sehe, dass es nicht anders geht... Was nicht biegt mag brechen ...»,³²»

Bei näherer Betrachtung folgerte er jetzt, dass «Lassalle mit seiner Philosophie teuflische Saat gesät» habe. Um sie niederzustampfen, verfasste Alfred eines der bemerkenswertesten Dokumente in den vier Jahrhunderten des Bestehens der Krupp-Dynastie. Er nannte es das «Generalregulativ» vom 9. September 1872. Dieses Generalregulativ wurde zwölf Wochen nach dem Streik der Bergarbeiter veröffentlicht, es enthielt zweiundsiebzig vom Alleininhaber unterzeichnete Paragraphen und wurde an jeden einzelnen Arbeiter verteilt. Beinahe ein Jahrhundert lang sollte das Generalregulativ Grundgesetz des Konzerns bleiben. Es ist nicht allzu übertrieben, wenn man es als Schema für die gesamte deutsche Industrie bezeichnet. Alles, was in den zukünftigen Jahrzehnten zutage treten sollte – das starre Kommandoketten-System, die vertikale und horizontale Integration, die Einrichtung von Kartellen –, wurde kurz und bündig in jener klaren Frakturschrift vorausgenommen. Damals indes beschäftigte sich der Alleininhaber hauptsächlich mit den Gewerkschaften. Die Rechte und Pflichten eines jeden Kruppianers wurden ergründet, wobei die überwiegende Betonung auf den Verpflichtungen des Arbeiters gegenüber der Firma lag: «Untreue und Verrat muss mit aller gesetzlichen Strenge verfolgt werden. Wer Niederträchtigkeiten begeht, muss niemals sich in Sicherheit wiegen, niemals vom Pranger der öffentlichen Schmach befreit werden. Man betrachte das Gute wie das Böse durch ein Vergrösserungsglas, es liegt darin die Wahrheit! Denn wie aus dem Samen die Frucht hervorgeht und je nach seiner Art Nahrung oder Gift, so entspringt dem Geist die Tat – Gutes oder Böses ...»

Das Werk habe Anspruch auf die «volle und ungeteilte Energie» eines Menschen, und von den Arbeitern wurde erwartet, Pünktlichkeit, «Loyalität», eine Liebe zur «Ordnung» und Freiheit von «allen vorurteilshaften Ansichten» zu zeigen. Damit letzteres von niemandem missverstanden werden konnte, gab es eine weitere Bestimmung, dass «Arbeitsverweigerung» oder «die Aufforderung, dies zu tun» bedeutete, dass ein Arbeitnehmer «nie wieder ein Mitglied der Fabrik werden kann». Tatsächlich erhielt «keine Person, von der bekannt ist, dass sie an Unruhestiftung ähnlicher Art und Weise

anderswo beteiligt war», Beschäftigung in der Fabrik. Insgesamt gesehen war jetzt die schwarze Liste amtlich³³.

Was einen Ausländer merkwürdig berühren mag, ist die Tatsache, dass Alfreds Generalregulativ als liberal angesehen wurde und in Essen auch heute noch angesehen wird. Zum ersten Male tat eine deutsche Firma ihre Verpflichtungen gegenüber ihren Arbeitnehmern kund. Kruppianer konnten Anspruch erheben auf «einen Gesundheitsdienst, einen Notfonds, Pension, Krankenhäuser und Heimstätten für die Alten», und schliesslich auf Krupps «Lebensversicherungsverein», wenn dieser auch erst im Jahr 1877 in Kraft trat. Nichts annähernd Gleiches ist in den Archiven der anderen Titanen, die aus der industriellen Revolution hervorgingen, zu finden. Was Alfred zustande brachte, war die Umwandlung von Essen in die grösste, dauerhafteste Firmenstadt der Geschichte. Seine Wohnkolonien mit niedrigen Mieten – jede von ihnen war nach einem Kruppverfahren benannt – erfüllten bereits ihren Zweck. Er hatte eine Brotfabrik eingerichtet, ausserdem eine Weinhandlung, eine Metzgerei, ein Hotel und einen Unterstützungsfonds für die durch die regelmässigen Ruhrüberschwemmungen in Not geratenen Familien. Suppenküchen und öffentliche Arbeitsvorhaben, ebenso aufsehenerregend wie jene, die sechzig Jahre später während der grossen Wirtschaftskrise auftauchen sollten, standen den Arbeitslosen zur Verfügung. Bevor die Sozialdemokraten Genossenschaften einrichten konnten, war bereits Krupps Konsum-Anstalt – eine Kette von gemeinnützigen Grossabnehmern des Einzelhandels, die allen Arbeitnehmern und deren Familien zur Verfügung stand – in Betrieb. Zwar verlor ein Mann, der entlassen wurde, alles, auch seinen Rentenanspruch. Doch woanders gab es ja noch nicht einmal Renten. Alfred mag ein verrücktes Genie gewesen sein; dass er aber ein Genie war, steht ausser Zweifel³⁴.

Solch eine väterliche Fürsorge stand, wie Norman J.G. Pounds in seiner Studie über die Ruhr betont, «im Gegensatz zur sozialen und politischen Entwicklung der damaligen Zeit». Auch Krupp war dieser Überzeugung. Trotz des Nachdrucks, den er wiederholt darauf legte, dass er als Geschäftsmann «unpolitisch» sei, war das Generalregulativ ein politisches Dokument. Alfred übersandte dem Kaiser eine Kopie, die im Kruppschen Familienarchiv noch existiert; die Titelseite trägt in seiner ausgeprägten, gezackten Handschrift die Widmung: «Ursprünglich bestimmt für Schutz und Gedeihen des Werkes, ausserdem nützlich zur Verhütung sozialistischer Irrtümer.» Unter jenen, die die darin enthaltene Moral erkannten, war auch des Kaisers Kanzler. Die Parallelen zwischen Alfreds Textfassung und Bismarcks Sozialgesetzgebung von 1883, 1884 und 1889 sind unübersehbar. Im Jahr 1911 sollte die Reichsversicherungsordnung jene Rechte, die der Grosse Krupp seinen Leuten fast vier Jahrzehnte vorher gewährt hatte, auf alle Arbeiter ausdehnen, und im darauffolgenden Jahr erklärte Kaiser Wilhelm II. in Essen, dass der Eiserne Kanzler von Krupp angeregt worden sei. Anklänge an das Generalregulativ waren selbst im Dritten Reich zu vernehmen. Hitler schrieb in *Mein Kampf*, dass vor seinem eigenen Programm das Studium von Bismarcks Sozialreformen gestanden habe, und der Wahlspruch von Robert Ley, dem Führer von Hitlers Arbeiterfront: «Die Volksgemeinschaft muss exerziert werden», wurde fast wortwörtlich Alfreds viertem Paragraphen entnommen³⁵.

Es ist Fügung der Geschichte, dass die deutschen Arbeiter zwischen dem Franzö-

sisch-Preussischen Krieg und dem Ersten Weltkrieg Freiheit gegen Sicherheit eintauschten, was dann schreckliche Folgen für sie selbst, für das Vaterland und für die ganze Welt haben sollte. Nach amerikanischen Massstäben kam die Arbeiterbewegung des Reichs nie über das Anfangsstadium hinaus; Michael Bakunin, der in die Verbanung geschickte russische Anarchist, bemerkte deshalb auch, dass es die Autoritätsgläubigkeit der Deutschen gewesen sei, die sie vor der Freiheit habe zurückschrecken lassen: «Sie wollen gleichzeitig Herren und Sklaven sein.» Doch das Tauschgeschäft – Freiheit für Bequemlichkeit – stimmte nicht sanftmütig. Die Sozialisten blieben weiterhin eine aufrührerische Kraft. Die Ruhr mit ihrem gewaltigen Zustrom von Menschen aus den entferntesten Ecken des Reichs und darüber hinaus war besonders anfällig für Agitatoren, die ihnen erzählten, dass Industriefeudalismus nicht die einzige Antwort auf ihre Misere sei. Alfred, der sich trotz seiner Vorbeugungsmassnahmen in seiner Haut nicht wohl fühlte, unterrichtete das Direktorium, dass er «Gesinnungsschnüffelei» unterstütze. Er befahl «eine ständige unauffällige Beobachtung des Geistes der Arbeiter, so dass es nie entgehen kann, ob irgendwo eine Gärung beginnt, und ich bitte ohne Rücksicht auf Entbehrlichkeit den geschicktesten, besten Arbeiter oder Meister so rasch wie tunlich zu entfernen, der nur Miene macht, opponieren zu wollen oder einem derartigen Verband angehört.» Der erste Bericht der Firmenschnüffler bestürzte ihn. Lassalles Nachfolger waren in Essen nicht nur gegenwärtig; die Gussstahlfabrik war «eine Brutstätte der Sozialdemokratie» geworden. Hinfort nahm das Schreckgespenst der Roten Bewegung in Alfreds Wahngewebe persönlicher Befürchtungen immer grössere Ausmasse an, und seine erste, impulsive Reaktion sollte sich auch der Erinnerung der Nazis einprägen und von ihnen zitiert werden:

Ich wollte, dass jemand mit grosser Begabung eine Gegenrevolte anregte zum Heil des Volkes, mit fliegenden Arbeiterbataillonen von jungen Leuten³⁶!

Nach Professor Pounds Ansicht wurde die Ruhr im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts «eine politische Waffe, ein Symbol und eine Quelle militärischer Macht und in gewisser Hinsicht ein Instrument oder eine Gattung politischer Erpressung. Die Industriellen wussten um ihre Bedeutung und setzten mit einem kleinen Spielraum ihren Preis fest³⁷». In Alfreds Fall war der Preis hoch und wurde auch voll bezahlt. Die genaue Höhe seines Beitrags zum nachfolgenden Feldzug gegen die Sozialisten kann nur vermutet werden. Alfred selbst hatte keine Möglichkeit, ihn zu bemessen. Er drängte Berlin bestimmte Meinungen auf; die Tat folgte. Da «Allerhöchstderselbe» und dessen Kanzler seine Überzeugungen teilten, wäre auf jeden Fall irgendetwas getan worden. Dennoch besteht kaum ein Zweifel, dass die Vehemenz der Knebelung in hohem Masse dem Grossen Krupp zu verdanken war. Die Männer in Drillhünten hatten anders als jene in Pickelhauben kein Anrecht auf des Kaisers Zuneigung. Alfred kannte sie besser als Wilhelm. Er war der einflussreichste Industrielle im Reich, er stand Allerhöchstdemselben am nächsten und war den Sozialdemokraten am feindlichsten gesonnen. Unter diesen Umständen konnte er mit der Sprache nicht zurückhalten.

Alfred schrieb dem Kaiser folgendermassen: Ergriffe man nicht die schärfst-mögli-

chen Massnahmen, würde «ein Werk nach dem anderen eingehen; und die Eisenindustrie wird absterben, die Eisenwerke werden den zerstörten Ritterburgen gleichen, und ich verhehle nicht, dass dasselbe Schicksal mein Etablissement treffen wird. Vielleicht wird meinem Nachfolger gar nichts übrigbleiben als die Kraft, nach Amerika auszuwandern.» Es müssten Schritte unternommen werden, um «die aufstrebende Sozialdemokratie zu verhindern». Er hatte Kruppianer mit Zuschüssen aus der eigenen Tasche versorgt, wobei er um die Aussichtslosigkeit irgendeiner Rückerstattung wusste, doch er bestand darauf, «auf meinem Boden Herr zu sein und zu bleiben». Das Zweite Reich sollte keine «Schlange nähren an seiner Brust»; jede «Verschwörung gegen den Frieden» sollte mit «äusserster Entschiedenheit» behandelt werden. Bismarck war «Deutschlands grösster Gläubiger. Wir verdanken ihm mehr als jedem Wohltäter deutschen Blutes seit Luther.» Alfred betete darum, dass «der erlauchte Fürst seine böswilligen Gegner besiege». Von Essen aus schien die Aufgabe der preussischen Führung klar zu sein³⁸.

Als Misanthrop, der er war, hatte Alfred kein Vertrauen zur Wählerschaft, und er wünschte sich die Abschaffung des allgemeinen Männerwahlrechts – «das Stimmrecht sollte den Besitzlosen entzogen werden». Dieser Preis war zu hoch; so sehr es auch dem nüchtern denkenden Kanzler zugesagt hätte, den Uhrzeiger der Geschichte zurückzudrehen: Er wusste, dass das unmöglich war, und neunzehn Monate später wurden für den 30. Juni 1877 die Reichstagswahlen angesetzt. Am 11. Februar begann Alfred mit der Bearbeitung seiner Leute; er liess in allen Betrieben eine Bekanntmachung anschlagen, die darauf aufmerksam machte, dass eine Stimmabgabe für die Sozialisten eine Stimmabgabe von «Faulen, Liederlichen und Unfähigen» sei. Er fuhr mit der Ermahnung fort:

Geniesset, was euch beschieden ist. Nach getaner Arbeit verbleibt im Kreise der Eurigen, bei den Eltern, der Frau und den Kindern und sinnt über Haushalt und Erziehung. Das sei euere Politik, dabei werdet ihr frohe Stunden erleben. Aber für die grosse Landespolitik erspart euch die Aufregung. Höhere Politik erfordert mehr Zeit und Einblick in die Verhältnisse, als dem Arbeiter verliehen ist³⁹.

Fast eine halbe Million deutscher Wähler war anderer Meinung; durch die Wahl konnten die Sozialisten ein Dutzend Männer in den Reichstag mit seinen 397 Abgeordneten bringen. Einem Beobachter der Politik im 20. Jahrhundert erscheint ihr Sieg geringfügig. Die Partei hielt nur drei Prozent der Sitze in einem der beiden parlamentarischen Gremien des Reichs. Als Bundesratspräsident brachte Bismarck die Gesetzesvorlagen ein und ernannte Regierungsbeamte. Seine Herrschaft hätte wohl kaum als bedroht angesehen werden können. Ausserdem waren die Forderungen der Sozialdemokraten im Reich lachhaft gemässigt, wenn man sie mit den überall in anderen Ländern Europas aufflackernden Feuerbränden des Sozialismus vergleicht. Sie forderten mehr Einfluss für den Reichstag, und sie drängten auf uneingeschränkte öffentliche Erziehung, bürgerliche Freiheiten, freien Handel, Einkommens- und Erbschaftssteuern, die Ausschaltung militärischen Einflusses bei Hofe und stärkere Zusammenarbeit mit anderen Nationen im Interesse des Friedens.

In Deutschland indes galt das alles als Häresie. Am Morgen nach der Auszählung der Wahlergebnisse entliess Krupp – der die Friedenskampagne der Sozialdemokraten für

besonders verdächtig hielt (er paraphrasierte sie folgendermassen: «Wehrlosigkeit ist keine Schande») kurz und bündig dreissig Mann wegen Verdachts der «Verbreitung sozialistischer Doktrinen», und Bismarck, der in Berlin das «schwarze» Übel des Katholizismus gegen das «rote» Übel des Sozialismus abwog, optierte für Schwarz. Er sprach bei Papst Leo XIII. vor und stimmte einem Waffenstillstand zu. Wieder daheim, boxte er die reaktionärste Verfügung seit Metternichs Höhenflug durch, nämlich das Sozialistengesetz. Ermutigt durch Mordandrohungen gegen Allerhöchstdenselben, bewegte er den Reichstag zum Verbot von Vereinigungen, Versammlungen und Zeitungen der Sozialisten. Obwohl es die Mehrheit ablehnte, die Debatte mit den sozialistischen Abgeordneten zu unterbinden oder zu behindern, verbot sie die Sammlung von Geldmitteln, welche «zum Zwecke sozialdemokratischer, sozialistischer oder kommunistischer Pläne auf die Vernichtung der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung hinzielen». Jeder, der «rote» Schriften in Umlauf setzte oder selbst nur zustimmend davon sprach, sollte mit einer Geldstrafe belegt und eingesperrt werden. Die Gewerkschaften sollten von der Staatspolizei überwacht werden; diese war auch zur Ausweisung «jeder Person, die Sozialist zu sein bezichtigt ist», aus dem Reich befugt, und etwaigem Industrieaufbruch sollte durch Kriegsrecht begegnet werden. Es war das härteste deutsche Gesetzgebungswerk seit den Karlsbader Beschlüssen von 1819, welche im Deutschen Bund den Liberalismus unterdrückten; es vermittelte auch durchaus den Eindruck der Wirksamkeit. Die Führer der Sozialisten flohen in die Schweiz. Alfred in Essen war, wie das Krupparchiv verzeichnet, «erfreut».⁴⁰

Die schlichte Wahrheit ist, dass seine Überzeugung zu der eines hundertprozentigen Despoten geworden war. Bereits im Alter von zwanzig Jahren hatte er die Kruppianer wie sein persönliches Eigentum behandelt. Mit zunehmendem Alter wurde das immer schlimmer; so hart das Sozialistengesetz auch war: es war eine Parodie auf die in der Gussstahlfabrik und auf Villa Hügel herrschende Willkür. Alfred war jetzt Ende Sechzig, und mit dem Beginn des Altwerdens vertiefte sich bei ihm die Neigung zum Irrationalismus. Über lange Zeiträume hin zog er sich von jeder menschlichen Gesellschaft zurück und blieb mit ihr nur durch den Bleistift in Verbindung. Eines Tages erfuhr er, dass es ein bestimmter Vorarbeiter abgelehnt habe, bei Regen Hochöfen zu beschicken, weil darunter angeblich die Qualität des Stahls leide. Am nächsten Morgen fand der Mann an seinem Werkzeugkasten einen Zettel: «Das Empfindlichste auf der Welt, ein neugeborenes Kind, wird bei jedem Wetter zur Kirche getragen. Ein treffenderes Beispiel ist wohl nicht nötig.» Die Bemerkung war nicht unterzeichnet. Eine Unterschrift war aber auch nicht nötig. Jedermann kannte die Handschrift. Alfreds Verhalten auf Villa Hügel seinen Gästen gegenüber war oftmals barbarisch. Das Schloss zog einige der einflussreichsten und geistreichsten Männer in Europa mit ihren Frauen an. Sie kamen als potentielle Kunden dorthin. Klugheit oder zumindest Höflichkeit hätte den Hausherrn eigentlich dazu bewegen müssen, sie gastfreundlich zu empfangen. Wenn Alfred aber danach war, behandelte er sie genauso, wie er das bei Körte, dem Freund seines Sohnes, getan hatte. Sobald er zum Beispiel den unschuldigsten Flirt bei einem unverheirateten Paar bemerkte oder auch nur davon hörte, wartete er nicht ab, bis sich der Sünder zurückgezogen hatte; unter Alfreds heute noch vorhandenen Papieren gibt es mehrere von seiner unverkennbaren Handschrift gepeitschte Zettel mit den Worten:

«Vor der Tür wartet eine Kutsche, die Sie zur Station bringen wird. Alfr. Krupp⁴¹.»

Die ganze Stärke seiner harten Hand bekamen aber seine Arbeitnehmer zu spüren. In einem seiner Kumpelbriefe mit der Anrede «An die Mitglieder meiner Fabriken» machte er doch tatsächlich den Vorschlag, dass alle Kruppianer Uniformen tragen sollten, und zwar mit «Insignien» für die Dienstjahre, mit Winkeln für die Vorarbeiter und mit Schulterklappen für die Betriebsleiter. Entwürfe waren beige geschlossen. Als die fünf Mitglieder des Direktoriums diese begutachteten, ging es ihnen auf, dass sie wie die Türsteher vor dem *Essener Hof*, Alfreds neuem Hotel für die Einkäufer, aussehen würden. Jencke wies ihn taktvoll darauf hin, dass eine Vergoldung bei der verrussten Fabrikluft unpraktisch sein dürfte, und Alfred (der sich vermutlich wie ein Feldmarschall gekleidet hätte) zog danach den Plan zurück. Dennoch hörte er nie mit dem Versuch auf, die Kleidung vorzuschreiben. Die Hinweise an den Türen seiner Gästezimmer nannten die jeweils gewünschte Kleidung. Seine Vorliebe hatte schon immer Altmodischem gegolten. Als er entdeckte, dass die Dienstmädchen auf dem Hügel schwarze Strümpfe trugen – das war offensichtlich das einzig Richtige, denn der Fabrikrauch drang bis dorthin vor –, erteilte er ihnen einen scharfen Verweis; während seiner Jugend seien bei den weiblichen Hausangestellten weisse Strümpfe üblich gewesen, und sie müssten daher hier ebenfalls weisse tragen. In einem Brief an seinen Sohn bemerkte er verdriesslich, dass «seit 50 Jahren der Luxus in allen Klassen und äusserst auffallend in der geringeren Klasse gestiegen ist», das Resultat dieser «deutschen Schwelgerei» sei: «Jetzt trägt die weibliche Familie des Tagelöhners Schnürstiefel und jeder dumme Junge Stiefel mit Schäften. Heutigen Tages ist der Masse nur wohl, wenn sie nichts zu verwahren hat, die Weiber legen alles an den Leib, eine Viehmagd will aussehen wie eine Dame, und die Männer verkneipen ihr Geld ... Wie einfach war man doch vor 40-50 Jahren, und die Menschen waren glücklich und das Wohlergehen im Allgemeinen ein entschieden besseres. Wer damals Holzschuhe trug, hatte darin auch bei nassem Wetter trockene Füsse. Ich habe sie auch bei der Arbeit getragen. Das Paar kostete nur fünf Sgr. Ich trug sie aber im nassen, feuchten Hammer auf kaltem Boden, und man wärmte sie von Zeit zu Zeit, indem man glühende Asche aus dem Feuer darin herumschüttelte.» Er gab dem Direktorium zu verstehen, dass in Kruppschulen kein Fussbodenbelag erforderlich sei, da «Mässigkeit und Sparsamkeit notwendig» sei. Alfred hielt es tatsächlich für keine schlechte Idee, wenn selbst die Direktoren in der Gussstahlfabrik in Holzpantinen schlüpfen. Jenckes Erwiderung ist nicht bekannt⁴².

Im Hinblick auf das Werk selbst war Alfred immer mehr von Pünktlichkeit und Leistungsfähigkeit besessen. Alles wurde mit Geldstrafen belegt: Säumigkeit, Anmassung, Verschuldung bei der Konsum-Anstalt und ausserdem Übertretungen; Delikte also, mit denen sich in anderen Gemeinschaften die städtischen Behörden befasst hätten. Bei Krupp gab es mehr Polizisten als in Essen selbst. Arbeiter, die ihren Platz für einige Minuten verlassen wollten, mussten sich eine schriftliche Genehmigung des Vorarbeiters verschaffen, selbst dann, wenn sie nur einer natürlichen Regung nachgehen wollten. Krupp war noch immer unzufrieden. Sein ganzes Leben lang hatte er sich nach «Ordnung» gesehnt, und seiner Meinung nach hatte er sie nie erreicht. Um 1850

hatte er verfügt: «Das Herumlaufen in der Bellevue und der Drechslerei hört gänzlich auf. Wer Wasser trinken will, sagt es dem Meister, und der lässt gleich so viel holen, dass jeder davon bekommen kann. Wer mit diesen Bestimmungen nicht zufrieden ist, kann sich entfernen.» Zehn Jahre später beklagte er sich: «Ich möchte nochmals aufmerksam machen auf ... Faulheit und Zeitverschwendung, wie man sie tagtäglich feststellen kann», und am Vorabend des Krieges mit Frankreich hatte er einen Bogen Papier völlig durchgerissen, als er wild draufloskritzelte: «Wenn man in den Werkstätten herumgeht, stösst man überall auf Bummler und Faulenzer.» Auf der Höhe der Finanzkrise nahm er sich erneut die Zeit zur Inspektion der Betriebe. «Ich will mal endlich Ordnung hineingebracht sehen», schrieb er, «und es ist gar keine Rede von Geduld, noch mehr Geduld. Jahrelang habe ich vergeblich Geduld gehabt, jetzt habe ich keine vierzehn Tage weiter dieselbe.» Doch ihm blieb nichts anderes übrig. Zwei Jahre später tobte er: «Der Arbeiter hat ein Vergnügen daran, viel Öl und Kohlen zu konsumieren, wenn es nicht aus seiner Tasche geht, er hat kein Gefühl für solchen Verlust⁴³.»

Jeder Arbeitnehmer musste jetzt einen Loyalitätseid leisten, obwohl Alfred dem kein grosses Vertrauen entgegenbrachte. Er behielt weiterhin bestimmte «verschlossene Abteilungen» bei – die Männer wurden während ihrer Schichten buchstäblich eingesperrt aber auch hier musste er einsehen, dass jeder Büchsenmacher oder Schweisser, der seine Arbeit quittierte, die meistbehüteten technischen Geheimnisse der Firma mit sich nehmen konnte. Einmal wanderte ein Vorarbeiter bei einem der neuen, empfindlichen Thomas-Konverter ab und nahm eine Stellung in Dortmund an. Krupp verfolgte ihn dorthin und versuchte der Dortmunder Polizei einzureden, den Mann einzusperren. In einem Brief an die Firma schäumte er:

Alle anderen Rücksichten sind Nebensache, ob der L ... jemals ein tüchtiger Arbeiter wieder bei uns werden wird und welche Kosten und Mühe wir von der Verfolgung haben werden. Wir müssen unsere Kontrakte und unser Regiment in Respekt bringen. Ein Auskneifer muss in seiner unberechtigten Stellung keine frohe Stunde haben, wir müssen ihm mit Schadenberechnungen und öffentlicher Brandmarkung zu Leibe gehen, so viel und so lange als gesetzlich tunlich⁴⁴.

Der Gedanke, dass nicht einmal ein deutsches Gericht an dem Anblick eines Mannes, der seinen Arbeitgeber wechselte, Anstoss nehmen würde und dass man dem allein noch keinen öffentlichen Schimpf anhängen könne, ging Alfred nicht auf. Er hielt diese Ungerechtigkeit für untragbar; hatten die Leute erst einmal die Freiheit, nach Belieben zu kommen und zu gehen, dann konnte ihn jeder verärgerte «Dümmling» im ganzen Ruhrgebiet verraten und verkaufen. Für ihn war die «Tageslöhnung», wie er das geringschätzig nannte, gleichermassen unbillig; wäre er nicht davor gewarnt worden, dass dann seine besten Leute von ihm abwandern würden, hätte er die Akkordarbeit wieder eingeführt. Er hielt so viel von Akkordarbeit, weil er glaubte, man könne durch sie eine sehr viel höhere Leistung erreichen. In seiner Vorliebe für Leistung brachte er Stunden mit der Überlegung zu, wie man den Abfall der Werke nutzbar machen könnte. Ihm kam es beinahe kriminell vor, dass all die Asche, Schlacke und die Metallrückstände weggekartet wurden; da er befürchtete, dass irgendein findiger

Unternehmer auf Alfreds Kosten daraus einen Vorteil ziehen könnte, entsandte er eine Mannschaft zur Bewachung der Wagen. (Über deren Bericht, dass der Abfall in den Fluss oberhalb des Hügels versenkt wurde, war er entsetzt.) Da Alfred seine Arbeitnehmer mit Wohnungen, Schulen, Krankenhäusern und Lebensmitteln versah, kam er zu dem Schluss, dass deren Freizeit ebenfalls ihm gehörte. Erstaunlich ist, dass die meisten von ihnen damit einverstanden waren oder sich jedenfalls nicht dagegen auflehnten*. Es ist kein Anzeichen dafür vorhanden, dass er mit dem, was seine vergleichsweise ungewöhnlichste Anordnung an «die Fabrikarbeiter» war, allgemeine Entrüstung oder auch nur Belustigung hervorgerufen hätte. Er habe es überdacht, so sagte er, und sei dabei zu dem Schluss gekommen, dass unter dem Arbeitsplatz eines gläubigen Arbeiters auch das Ehebett zu verstehen sei. Genauso wie der Alleininhaber genügend Rohstoffe erwerbe, damit das Haus Krupp und die Firma für die nächsten neunundneunzig Jahre weiterbestehen könnten, müsste auch jeder gewissenhafte Kruppianer danach trachten, «dem Staat recht viele treue Untertanen [zu] liefern und der Fabrik Arbeiter eigener Race»⁴⁵.

Nachts zeugen, tagsüber sich abrackern – das sollte ihre Politik sein. Aber nicht alle von ihnen begnügten sich damit, ihre Wahlpropaganda auf Schmiedehammer und Matratze zu beschränken. Die «rote Gefahr», wie Alfred sie nannte, suchte ihn ohne Unterlass heim. Von Zürich aus zogen die verbannten Sozialdemokraten einen geschickten Propagandafeldzug auf, und Essen zeigte sich dafür auch weiterhin aufgeschlossen. Vergeblich deckte Alfred die Betriebe mit einem Sperrfeuer von Manifesten zu. Als ihn die Angst vor dem Verrat von Ex-Kruppianern überkam, rief er aus:

«Ich erwarte und verlange vollstes Vertrauen, lehne jedes Eingehen auf ungerechtfertigte Anforderungen ab, werde wie bisher jedem gerechten Verlangen zuvorkommen; fordere daher alle diejenigen, welche damit sich nicht begnügen wollen, hiermit auf, je eher, desto lieber zu kündigen, um meiner Kündigung zuvorkommen und so in gesetzlicher Weise das Etablissement zu verlassen, um andern Platz zu machen ...»⁴⁶

Selbst die Lokalzeitungen erregten seinen Ingrimm:

Die «Essener Blätter» unter anderen bestreben sich, durch Erfindungen aller Art den Charakter der Verwaltung meiner Fabrik zu verdächtigen ... An diese und ähnliche plumpe Lügen böser Gegner knüpfe ich nun folgende warnende Versicherung. Nichts, keine Folge der Ereignisse wird mich veranlassen, mir irgendetwas abtrotzen zu lassen⁴⁷.

«Störrische» Arbeiter konnten keinen Zusammenhang zwischen ihrem treuen Dienst an Schmiedehammer und Drehbank und dem beharrlichen Verlangen nach Abschaffung von Tarifen, freier Rede und nach Einführung von Einkommenssteuer erkennen. Vergeblich malte der Meister in seinem Haus blutrünstige Bilder von Paris

* Ein alter (katholischer) Kruppianer, dessen Familie seit dem Jahr der Schlacht von Waterloo für Krupp gearbeitet hatte, erzählte einmal dem Schreiber dieser Zeilen, dass Bilder der Familie Krupp seit eh und je im Wohnzimmer seiner Grosseltern gehangen hätten. Auf die Frage: «Wo denn?» antwortete er: «Genau über den Heiligen.»

im Frühjahr 1871. Sozialdemokraten, so warnte er, «wollen die französische Kommune aufgeführt haben. Wenn es ihnen aber gelingen möchte, alle bestehenden Verhältnisse und Ordnungen umzustürzen, dann erst werden diese Apostel den Kampf unter sich selbst um die Oberherrschaft beginnen, was ja das geheime Ziel aller ist, die jetzt noch vereint für den gemeinschaftlichen Zweck mit solchen Hintergedanken kämpfen. Je grösser der Eifer, die neuen Gesetze zur Macht zu bringen, desto weniger hat der Einzelne selbst die Absicht, unter solchem Gesetz zu stehen. Die verleitete Masse aber wollen sie als ihre Krieger gebrauchen und ihrem Eigennutz opfern⁴⁸.»

Das hinterliess keinen erkennbaren Eindruck. Die störrischen Massen wollten geradezu verleitet werden. Doch Alfred glaubte, ihre Wellenlänge gefunden zu haben, und als ein geistesgestörter Anarchist namens Emil Hödel am 11. Mai 1878 einen Mordanschlag auf den Kaiser versuchte und Bismarck in der Hoffnung auf Sicherung einer absoluten Mehrheit für die Konservativen den Reichstag auflöste, war Krupp damit einverstanden, sich als örtlicher Kandidat der Nationalen aufstellen zu lassen. Es war eine schreckliche Fehlkalkulation. Durch die Zuwanderung von Polen und Süddeutschen hatte Essen ein starkes katholisches Übergewicht bekommen. Gerhard Stötzel, der Pfründeninhaber, vertrat die katholische Zentrumspartei. Dieser ehemalige Monteur und Dreher der Firma, der Herausgeber der *Blätter* geworden war, erfreute sich aufgrund seiner Gemütlichkeit und Aufgeschlossenheit grosser Beliebtheit. Berücksichtigt man die Tatsache, dass Alfred sowohl von den Sozialisten als auch vom Zentrum bekämpft wurde, dann behauptete er sich eigentlich bemerkenswert gut; als die Stimmen am Abend des 28. Juli ausgezählt wurden, verfügte Stötzel über eine Mehrheit von weniger als tausend bei rund 27'000 Stimmen. Aber Krupp hatte nie auch nur mit der Möglichkeit einer Niederlage gerechnet. Seine Betriebsleiter besänftigten ihn durch die Darstellung, dass sie die Belegschaft ausgefragt und dabei herausbekommen hätten, dass die Kruppianer, die ja daran gewöhnt waren, den Namen Alfred Krupp auf allem und jedem gedruckt zu sehen, gar nicht auf den Gedanken gekommen seien, seine Erwähnung auf dem Stimmzettel bedeute eine Bewerbung für das Amt; sie hätten vielmehr geglaubt, es handele sich um seine Druckerlaubnis. Die Erklärung klingt zwar absurd, mag aber durchaus den Tatsachen entsprechen haben. Alfred hatte ja keine Wahlpropaganda getrieben, und so glaubte er ihnen. Allerdings sträubte er sich gegen das Risiko einer zweiten Demütigung, und als ihn die Konservativen baten, es bei der nächsten Wahl noch einmal zu versuchen, lehnte er rasch ab. Einem gewissen Baedeker, der Verleger und Parteivorsitzender von Essen war, schrieb er, dass das Vorhaben «ausgeschlossen» sei. Obwohl «sehr dankbar für die so ehrenvolle Absicht», habe er «immer ganz bestimmt ausgesprochen, dass ich weder die Befähigung noch die Kraft und die Zeit habe, mit irgendwelcher öffentlicher Angelegenheit mich zu befassen»⁴⁹.

Das entsprach nicht der Wahrheit. Der alte Anhänger totalitärer Grundsätze wurde völlig von öffentlichen Angelegenheiten absorbiert. Seine Kraft und Zeit waren von dem seinem Herzen am nächsten stehenden Bismarckschen Programm in Beschlag genommen: dem der Ausrüstung mit neuen Waffen. Der Kanzler hatte den Reichstag gedrängt, einem Friedensheer von 400'000 Mann zuzustimmen. Die Abgeordneten taten es. Dann forderte er für das Militär finanzielle Subventionen, und zwar nicht in jährlicher Folge, sondern für alle Zukunft.

Daraufhin wurden die Abgeordneten störrisch. Deshalb schlug er als Kompromiss jeweils über sieben Jahre laufende Subventionen vor, und dieser Kompromiss wurde im Reich zum politischen Streitpunkt Nummer eins. Immer mehr musste die Regierung feststellen, dass Nachrufe auf die Sozialisten verfrüht gewesen waren. Trotz des Sozialistengesetzes hatten dessen erhoffte Opfer rasch wieder eine Untergrundmacht von 550'000 Wählern aufgebaut, und jetzt strebten sie der Million entgegen. Sie forderten einen Reichstag, der Bismarcks Stuhl absägen würde, und die Zentrumspartei, die den Kulturkampf weder vergessen noch vergeben hatte, schloss sich ihnen an. Zu Krupps Entsetzen folgte der fidele, bierselige Spassmacher Stötzel dem katholischen Parteikurs. In der Vergangenheit hatte er nicht einmal einen klaren Standpunkt zu Pius' IX. *Syllabus der Irrlehren* eingenommen. Jetzt hielt er in Essen Wahlreden und prangerte die Aufrüstung an. Es war so, als ob man in Hamburg den Schiffsbau oder in Dresden die Porzellanmanufaktur angegriffen hätte. Der Mann musste weg, und um ihn zu erledigen, wählte Alfred höchstpersönlich den Kandidaten der Nationalen aus. Der Grosse Krupp unterrichtete Baedeker, dass Stötzels Gegenspieler sein eigener Sohn Fritz sein werde.

Diesmal sollte es kein Missverständnis über besagte Druckerlaubnis geben. Der Name Friedrich Alfred Krupp war bisher auf nichts weiter als auf seiner Geburtsurkunde und auf Gesellschaftsdokumenten gedruckt erschienen. Ausserdem beschloss der Kanonenkönig, in Fritzens Namen einen uneingeschränkten Wahlfeldzug in Szene zu setzen. Es sollte der gewaltigste Triumph der Firma seit Sedan werden, und das mit viel mehr Lärmentfaltung. Zunächst einmal erging das Wort des Alleininhabers an das Direktorium, dass Fritz für den Dienst an Vater und Vaterland ohne Zweifel der geeignetste Mann sei. Anschliessend setzte er sich anlässlich einer seiner ungeheuren Schimpfkanonaden auf die Arbeitnehmer mit dem Projekt der Neubewaffnung auseinander:

Von dem Geiste der Majorität des nächsten Reichstages wird die Frage abhängen, ob Krieg oder Frieden. Stehen wir einig und stark da, so wird Frankreich es nicht wagen, uns zu überfallen. Zeigen wir uns uneinig und schwach, so ist der Krieg unabwendbar. Und es wäre dann nicht unmöglich, dass bei ungenügender Militärmacht die deutsche Armee, trotz ihrer geschichtlich unvergleichbaren Grosstaten, der Übermacht würde weichen müssen, dass dann das Innere des Reiches mit Krieg überzogen, entkräftet, verheert und das Ganze vielleicht wieder zerrissen werden könnte⁵⁰.

Sein wirkliches Vorhaben bestand darin, zu erreichen, dass Gerhard Stötzel gegenüber einer stärkeren Macht klein begeben musste, dass die Allianz zwischen den Sozialdemokraten und der Zentrumspartei «zerrissen» wurde und dass Stötzel vielleicht sogar in einer niedrigen Funktion ins Werk zurückkehrte. Für die Vernichtung des Pfründeninhabers wurden wohlgedachte Pläne ausgeheckt; sie schlossen auch die grössten Formen der Einschüchterung innerhalb der Werke ein. Nicht alle waren zweckmässig. Alfred verlangte, dass ihm jeder Vorarbeiter eine Liste seiner Männer anfertigte, auf der neben dem Namen jedes einzelnen dessen politische Überzeugung oder Mitgliedschaft notiert war. Da die meisten Kruppianer schlau die Auskunft gaben, unentschieden zu sein, war dem System kein Erfolg beschieden. Aber Krupp fand dennoch den Schlüssel. Da er das Rathaus beherrschte, diktierte er das Wahlverfahren.

Seine treuesten Untergebenen wurden zu Wahlhelfern ernannt, also zu Gehilfen des Wahlleiters. Diese erklärten nun, dass sie das Verfahren «vereinfachen» wollten, und man führte deshalb Stimmzettel ein, die praktisch gekennzeichnet waren; da die Zettel von unterschiedlicher Farbe und Grösse waren, konnte man ihre Spur bis zum Wähler selbst zurückverfolgen. Aber irgendetwas lief falsch. Vielleicht nahmen die Männer Alfreds Drohungen übel; vielleicht liess sie auch Fritz ungerührt, dem das befehlshaberische Auftreten des Vaters fehlte. Jedenfalls gewann Bismarck auf nationaler Ebene, während sein Mann in Essen von dem zur Schlacht gerüsteten Stötzel geschlagen wurde⁵¹.

Der Kanonenkönig ging in die Luft. Die ganze Angelegenheit sei ein Schwindel gewesen, eine «Ausgeburt der Hölle», um seinen Familiennamen in Verruf zu bringen. Also gut. Jetzt, so tat er seinem Direktorium kund, werde der Gegner sein wahres Wesen kennenlernen. Vorsichtig fragte Jencke, was er zu tun gedenke. «Alles in die Luft sprengen!» brüllte Alfred. Sein Vorsitzender murmelte, dass sich das im Jahresbericht schlecht ausnehmen würde; als Vertreter der Banken sei Meyer an das Objekt gebunden, und, ganz nebenbei: Wie wollen Sie denn ein Bergwerk in die Luft sprengen? Alfred war für einen Augenblick still. Schliesslich sagte er: «Ich werde ausverkaufen! Alle loyalen Arbeitnehmer werde ich zufriedenstellend auszahlen; niemand wird auch nur einen Pfennig Verlust haben, wenn ich mich vom Geschäft zurückziehe.» Ein Ausverkauf sei möglich, gab Jencke zu, aber warum solle denn das um Himmels willen gerade jetzt geschehen? Die Nationalen seien jetzt einer schönen arbeitsfähigen Mehrheit in Berlin sicher. Bismarck werde seine Geldzuwendungen mit einer Laufzeit von sieben Jahren und die Firma glänzende Aufträge erhalten. Alfred stolzierte wortlos aus dem Zimmer und überliess Jencke das Feld⁵².

Aber er war mit den Sozialisten noch nicht quitt. In einem Berliner Hotel ersann er einen neuen Befehl für seine schwergewichtige Geschäftsleitung. Er forderte, dass sämtliche Sozialdemokraten ohne vorherige Ankündigung zu entlassen seien; ausserdem sollte in den Werken ein Anschlag angebracht werden, der folgendes verkündete:

Ich will, wenn ich durch die Werkstätten wieder gehe, mich zu Hause fühlen und lieber den Platz leer sehen als einen Kerl, der nur Feindschaft im Herzen trägt, wie jeder Sozialdemokrat es tut.

Es folgten ins Einzelne gehende Anweisungen. So sollten Inspektoren jeden Abfall-eimer in den Werken und in den Wohnanlagen untersuchen; jeder, der etwas gelesen hatte, das die Geschäftsleitung oder die Regierung kritisierte, sollte an die Luft gesetzt werden. Erklärungen seien nicht zu akzeptieren – was auch nicht geschah. Ein älterer Wächter, der schon seit dreiunddreissig Jahren seinen Dienst versah, wurde entlassen; ebenso erging es einem Arbeiter, dessen Wirtin seine Butterbrote in eine «verfemte» Zeitung gewickelt hatte. Ermutigt durch diese Erfolge, befahl Alfred die Anstellung eines weiteren Inspektors zur Überprüfung von Abfallpapier und «gebrauchtem Klosett-papier» nach aufwieglerischen Notizen⁵³.

«In diesem Jahrzehnt der grossen Wandlungen altert Krupp zusehends», enthüllt die Familienchronik. Über das Los des unbekanntenen Klosettpapierinspektors hingegen wird nichts verraten⁵⁴.

Kapitel 7

Was übrigbleibt, ist Gas

Alfred Krupps Übergangsjahre zum Alter bedeuteten den Höhepunkt der kleinen Kriege, und es war dieser blutige Tumult, der ihn zum mächtigsten Industriellen Europas werden liess. Wie Winston Churchill bemerkte, war der Krieg, der später «grausam und schmutzig» werden sollte, damals noch «grausam und ruhmvoll» und ausserdem der einfachste Weg zur Lösung internationaler Kontroversen. In den sechzehn Jahren zwischen dem Fall von Paris und Alfreds Tod befand sich die Welt in einem beinahe ununterbrochenen Zustand erklärter Feindseligkeit. Wenn man die Revolten, Annexionen, Staatsstriche und Krisen erst gar nicht mitzählt, so gab es nicht weniger als fünfzehn Auseinandersetzungen, in die Frankreich, Österreich, England, Russland, Afghanistan, Tunis, Italien, Eritrea, der Sudan, Serbien, Bulgarien, Montenegro, Peru, Bolivien, Chile, Uruguay, Brasilien, Argentinien, Paraguay, die Türkei, Burma und China verwickelt waren. Spanien wurde von dem in Anspruch genommen, was ihm von seinen Kolonien in der Neuen Welt geblieben war. Selbst die Vereinigten Staaten bekämpften Indianer. Deutschland war die einzige Grossmacht, die nicht marschierte, und an der friedlichen Ruhr konnte Krupp die Berichte von den Schlachtfeldern studieren und die daraus gezogenen Lehren in seinen Betrieben auswerten. Jedes Blutvergiessen diente als Prüffeld. Ausserdem boten die Kriege Gelegenheit zu vorteilhafter Werbung. Nachdem zwei seiner Kunden im russisch-türkischen Krieg von 1877/78 die Pulverhörner verschlossen hatten, sicherte sich Krupp von *beiden* Seiten Gutachten, und im folgenden Jahr wurden Kopien davon via Longsdon an jedes Mitglied des House of Commons verschickt. Dem Parlament wurde praktisch die Frage gestellt, warum es weiterhin bei Armstrong hängenbleiben wolle, wo doch die Vernichtungskraft der Ware von Krupp überlegen und diese dank Massenproduktion ausserdem preiswerter sei¹.

Das vielfältige Warensortiment von Krupp schloss jetzt feststehende schwere Geschütze, Gebirgsbatterien, Kanonen zur Küstenverteidigung und riesige Haubitzen ein, die alle aus einer neuen Dreherei mit einem Tagesausstoss von 1'000 Granaten gefüttert werden konnten. Um die Mitte der achtziger Jahre war Alfred Arbeitgeber für 20'000 Kruppianer, die er zum Grossteil noch nie zu Gesicht bekommen hatte. Seine Aufrufe nahmen einen gebieterischen Ton an; sie richteten sich an

die Angehörigen meiner Gussstahlfabrik und der meiner Firma Fried.
Krupp gehörenden Berg- und Hüttenwerke.

Mit einer Flotte von Schiffen in Holland, mit Eisenerzfeldern in Spanien und Agenten in jeder grösseren Hauptstadt war er zu einer internationalen Institution geworden. Dennoch blieb sein eigener Massstab von Grösse auch weiterhin auf dem Boden der Tatsachen, sein Massstab des Erfolgs die Gewaltigkeit der Maschinenanlagen in seiner Fabrik. Als der Dampfhammer «Fritz» in die Brüche ging, führte er hydraulische Pres-

sen mit einer Leistung von 5'000 Tonnen ein, und beim Betrachten von Fotografien aus dem Essen der damaligen Zeit springt einem der Grössenunterschied zwischen den Menschen und ihren Maschinen ins Auge. Die Kruppianer mit ihren randlosen blauen Käppchen erscheinen winzig, ameisengleich. Um sie herum erkennt man Ketten, deren Glieder so gross wie ein menschlicher Kopf sind; Zahnräder, die doppelt so gross wie sie selbst und deren Zähne dicker als ihre Arme sind; auf ragende Stützblöcke, deren Nieten einen grösseren Umfang als ihre Fäuste haben; und Glühöfen, die mit ihrem bessemerheissen Atemholen ein halbes Dutzend Arbeiter auf einmal inhalieren könnten. Wenn auch nur aus Reklamegründen, war Alfred entschlossen, der Hersteller der grössten Gussstahlblöcke der Welt zu bleiben. 1876, auf der Jahrhundertausstellung in Philadelphia, zeigte er eine gigantische Welle für ein deutsches Kriegsschiff und sieben Geschütze, an deren Spitze einen Koloss von 60 Tonnen, der Granaten von einer halben Tonne durch eine 35,5-Zentimeter-Mündungsöffnung feuerte. Es war genau ein Vierteljahrhundert her, seit er seinen kleinen Sechspfänder mit der 6,3-Zentimeter-Bohrung in London ausgestellt hatte, was deutlich macht, wie rasch die Ruhr von der industriellen Revolution mitgerissen worden war.

Der Leviathan von Philadelphia – amerikanische Zeitungen nannten ihn «*Krupps killing machine*» – fand in den Vereinigten Staaten keinen Abnehmer. Alfred schenkte ihn dem türkischen Sultan und folgte damit dem Brauch, der sich in der Vergangenheit als so wirkungsvoll herausgestellt hatte. Genauso wie die einstige Schenkung seiner Londoner Kanone an das Potsdamer Schloss schliesslich den Krallen des preussischen Adlers die ersten Taler entlockt hatte, so liess jetzt die Verfrachtung von Galafeldstücken und sonstigen Kleinigkeiten erfreuliche Ernten heranreifen. Die kleine Modelleisenbahn, die er Li Hungchang übersandt hatte, brachte Stahlaufträge für Chinas erstes Eisenbahnnetz herein, die die Tagesproduktion der Gussstahlfabrik gerade in dem Moment, als der amerikanische Bedarf abflaute, auf 500 nahtlosen Radkränzen und Achsen, 450 Federn und 1'800 Schienen hielten. Aber für Krupp arbeitete jetzt mehr als nur seine eigene Findigkeit. Im steigenden Mass standen ihm die Geldmittel der deutschen Regierung zur Verfügung. Ein Triumph von Krupp wurde als Zierfeder auf des Reiches Pickelhaube angesehen, ein Rückschlag bei Krupp dagegen als Unglück für die deutsche Blüte. Im Übrigen waren die Zeiten vorbei, da eine Missachtung von Preussens Stolz mit missbilligendem Achselzucken abgetan wurde. Bis 1870 hatte der gemütliche Professor das Leitbild und Symbol des Landes dargestellt. Jetzt war das anders geworden. Die Vernichtung des kaiserlichen Frankreich hatte den Siegern einen neuen, verhängnisvollen Dünkel beschert; es waren die Jahre, in denen die Soldaten des Kaisers einer etwaigen «Unverschämtheit» von Zivilisten in Elsass-Lothringen mit Prügeln begegneten und in denen selbst deutsche Damen vom Bürgersteig treten mussten, um Offiziere vorbeizulassen. Als Bestandteil der Kriegsmacht wurde Krupps Prestige mit der von nun an heiligen Ehre der Armee gleichgesetzt; es war deshalb unverletzlich².

Aus eben diesem Grund wurde ein geringfügiger Vorfall in Serbien masslos aufgebauscht. Bereits damals waren die Serben der schwierigste unter den Balkanstaaten. Im Lande selbst war ein König von Mörderhand gefallen, und die Serben schäumten deshalb noch immer vor Wut. Mit dem Ausland hatten sie insgeheim nicht weniger als vier Militärbündnisse geschlossen – mit Montenegro, Rumänien, Griechenland und

Österreich und während der siebziger Jahre erklärten sie der Türkei zweimal den Krieg. Da jede Schlacht verlorengegangen war, trachtete man in Belgrad nach einer Verbesserung der Artillerie. Ausserhalb der Hauptstadt wurden Vergleichstests zwischen Krupp, Armstrong und einem mit Schneider verbündeten Konstrukteur veranstaltet. Die Briten schieden rasch aus, aber auch Alfreds Glücksstern stand ungünstig. Nach mehrmaligem Abfeuern verzogen sich die Verschlussstücke seiner Hinterlader. Die Mannschaft aus Essen brauchte dreissig Minuten, um dreissig Granaten über eine Distanz von 1'000 bis 3'600 Meter zu feuern; die Franzosen unter dem Kommando eines gewissen Oberst de Bange schafften das in dreiundzwanzig Minuten. Alfred, der erkannte, dass sein Ansehen auf dem Spiel stand, gab telegrafisch rasch Anweisung, sein Erstangebot zu halbieren. Doch es war zu spät. Der Auftrag war bereits nach Paris gegangen*³.

Die Reaktion folgte auf dem Fuss. Bismarcks Sprachrohr, die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung*, begann mit dem Abdruck einer Serie fürchterlicher Berichte, in denen die versteckten Mängel der französischen Geschütze geschildert wurden. Laut diesen Schauergeschichten wurden serbische Kanoniere, die mit dem ersten Satz der zu liefernden Rohre ein Probeschieszen veranstalteten, von berstenden Verschlussteilen zerfetzt, und ihre glitschigen Eingeweide wickelten sich um die Rohrmündungen und Lafetten. Unterdessen hatte Krupp einen Weg entdeckt, sich schadlos zu halten. König Carol I. kam zu Besuch nach Berlin. Die Rumänen waren gleich den Serben mit ihren Kanonen unzufrieden; auf der Seite Russlands waren sie in den russischtürkischen Krieg eingetreten und waren dann bei der Bestürmung von Plevna hart bedrängt worden. Fritz Krupp hielt sich in der Reichshauptstadt auf, und sein Vater wies ihn an, mit Carol eine Verabredung zu treffen, «Es wird mich freuen, wenn die Audienz Dir Wohlwollen beweisen wird», schrieb er. «Es wird aber sehr nützlich sein, wenn Du Dich darauf präparierst – nicht wegen der Kanonen, denn die wird man doch von uns nehmen, und der König wird schon in Berlin bestärkt werden, aber je eher Du Gelegenheit hast, ihm von den Erfolgen unserer Panzerplatten zu reden und Beweise zu liefern, je eher sollte die Gelegenheit wahrgenommen werden.» Die Kunstfertigkeit des deutschen Waffenschmieds wurde nicht nur von Wilhelm I., sondern auch von Bismarck und von Krupps Bewunderern im Generalstab in den Himmel gelobt, was dann schliesslich eine riesige neue Bestellung für die Festung von Bukarest zur Folge hatte⁴.

Zu Alfreds starker Verärgerung wurden in der Presse gelegentlich Gerüchte über derartige Machenschaften laut. Am 17. Januar 1883 schrieb er an Jencke:

Ich glaube, dass der Kaiser mich genug kennt, um es abzuweisen, wenn man ihm den Glauben daran zumuten möchte, dass wir uns der Intrige bedienen zum Nachteile des Ansehens der Macht, um Bestellungen auf Geschütze zu erlangen. Allerdings wollen wir vor allem dem Kaiser und Reich dienen, alle ersten Früchte des Fortschrittes dem Vaterland anbieten⁵.

* Es nützte alles nichts. Am 13. November 1885 luden die glücklosen Serben zuversichtlich ihre neuen Drei-Zoll-Geschütze und führten Krieg gegen Bulgarien. Vier Tage später wurden sie bei Slivno vernichtend geschlagen. Nur die Intervention der Österreicher rettete sie vor dem völligen Untergang. Mit Befriedigung notierte Alfred: «Schlechte Kunden.»

Das war ein für Krupp charakteristisches Ausweichmanöver. Aus der Verstärkung der rumänischen Artillerie resultierte vermutlich keine «Verminderung des Prestiges» des Reichs. Es schloss allerdings auch kein stillschweigendes Einverständnis und keine Machenschaften aus; sie waren deutlich genug gegeben. Im gleichen Jahr schickte Deutschland eine Militärmission nach Konstantinopel. Der Leiter der Mission, Baron Kolmar von der Goltz, ein glänzender, damals vierzigjähriger General – 1916 sollte er im Kampf für die Türken an der Front fallen –, war ausdrücklich instruiert, «die Türken zu bewegen, ihre Kanonen von der Firma Krupp zu kaufen». Alfred selbst betrachtete deutsche Diplomaten in der Türkei als seine Verkäufer. Als er ein Album und Fotografien seiner Kanonen an den Sultan sandte, schrieb er seinem Direktorium: «Ohne Zweifel wird der Gesandte, der ja bald erfahren kann, wie wir zum Kaiser stehen, wenn er es nicht wissen sollte, gern einen Rat geben, den Weg zeigen oder selbst die Vermittlung übernehmen.» Es ist kein Bericht vorhanden, ob die Botschaft für Alfred tätig wurde. Doch Goltz setzte sich ein, und zwar mit blendenden Resultaten. Im Juli 1885 leisteten die Türken eine Anzahlung für 926 Haubitzen, Feldstücke und Geschütze zur Küstenverteidigung. Bis zur völligen Begleichung der Schuld sollten alle Einnahmen des Zollamts von Konstantinopel direkt nach Essen überwiesen werden. Wieder einmal versperrten Kruppkanonen die Dardanellen für Krupps treuen alten Kunden, den Zaren⁶.

Welch grosse Rolle im Waffengeschäft der damaligen Jahre die Bestechung spielte, ist unmöglich zu ermitteln. Ohne Frage wanderte Geld von einer Hand in die andere. Die Überreichung von Geschenken machte nicht bei Porträts in Öl, Modelleisenbahnen und Galakanonen halt. In einigen Ländern war die Bestechung sicherlich der entscheidende Faktor. Zum Beispiel scheint das in Japan der Fall gewesen zu sein, wo Krupp und Schneider um die Gunst Mikados wetteiferten. Die Deutschen kamen mit einem grossen Handikap nach Tokio: Ihre Gastgeber, denen die Sophisterei der Türken und Russen fernlag, sahen Alfreds trauliches Verhältnis zu Li Hung-chang als einen unfreundlichen Akt an. Dieses Missverständnis hätte aufgeklärt werden können. Doch ebenso wie Konstantinopel hatte Tokio das Bedürfnis nach militärischem Ratschlag aus Europa gehabt. In Tokio war die Mission französisch, und ihr Leiter, Louis Emile Bertin, hatte den Auftrag, für die Japaner neue Kriegsschiffe zu entwerfen. In Gegenwart des Mikados wurden Schiessübungen veranstaltet, und die Männer von Krupp konnten zwar den Tag für sich buchen, aber der Vertrag über sämtliche neuen Schiffsgeschütze ging an Schneider. Die Art und Weise, wie Krupp zu einem Vertrag über die Modernisierung aller belgischen Forts an der Maas gelangte, sah allerdings ganz anders aus. Hier stand er in Konkurrenz sowohl mit Schneider als auch mit den in Lüttich ansässigen Industriellen. Brüsseler Zeitungen deuteten an, dass die Waffen von der Ruhr veraltet seien, und Lüttich sah bereits wie der Sieger aus, als plötzlich Hauptmann E. Monthaye vom belgischen Generalstab eine aussergewöhnliche Monographie mit dem Titel *Krupp et de Bange* veröffentlichte. Monthaye argumentierte – ganz richtig übrigens –, dass Belgien ein zu kleines Land sei, um einheimische Waffenhersteller unterstützen zu können. Schliesslich beschuldigte er den französischen Stahl minderer Qualität und schloss mit einem Loblied auf Alfred, das eigentlich nur von Essen inspiriert worden sein konnte.

Serbien, Japan und Belgien waren nicht typisch; in den meisten Ländern war es so,

dass Krupp weder gegenüber Rivalen den Kürzeren zog noch einheimische Verbündete brauchte. Die Autorität deutscher Offiziere war so gross, dass ein gutes Wort von ihnen für gewöhnlich genügte. In Italien wurde Armstrong von Krupp verdrängt, ohne dass Alfred irgendwie hätte intrigieren müssen: Sedan lag noch nicht so lange zurück wie Waterloo und hatte ausserdem mehr Eindruck gemacht. In gleicher Weise traten die Briten in Buenos Aires verwirrt den Rückzug an, als ein gewisser Oberstleutnant Seilström, der bemerkte, dass Argentinien seine Flotte umzustellen plante, in einer dortigen Zeitschrift über die technischen Leistungen von Kruppstahl vor Metz und Paris berichtete. Als Alfred am 9. Dezember 1880 seinen Sohn mit der Weisung nach St. Petersburg schickte, dort bei «Seiner Majestät dem Kaiser und dem Thronfolger, auch beim Grossfürsten Constantin» um eine Audienz zu bitten, und zwar in der «Hoffnung, dass wir einer guten Zeit entgegengehen ... durch grosse Arbeit, Gelingen und höheren Gewinn», hielt er nicht einmal eine Wiederholung der Lehren von 1870/71 für notwendig. Sämtliche Kanzlerämter der Welt hatten ja das Echo jener Kanonaden vernommen, und zu seiner Kundschaft gehörten die Schweiz, Holland, Portugal, Schweden, Dänemark, Italien, Belgien, Argentinien, die Türkei, Brasilien, China, Ägypten, Österreich und jede Balkanhauptstadt mit Ausnahme von Belgrad. Insgesamt 24'576 Kruppkanonen richteten ihre Rohre gegeneinander, vorausgesetzt, dass man jene im Reich mit einschloss, was Alfred selbstverständlich nicht tat⁷.

Alfred tat es nicht, aber der Kaiser wurde doch langsam unruhig. Während der aufreizenden Flaute von 1871, als Krupp für eine «Beschleunigung der deutschen Bewaffnung» plädierte und Roon mit dem Gedanken an eine Rückkehr zur Bronze spielte, war das mächtige neue Feldgeschütz im Hintergrund gehalten worden. Dort konnte es nicht für immer bleiben. In seine Konstruktion war zuviel investiert worden, und die Geschäftsleitung zweigte die besten Eisenerze der Firma für seine Herstellung ab⁸. Ausserdem funktionierte das Ding. Es stand fest, dass es in jedem Schussbereich einen grossartigen Eindruck hinterlassen würde, und Alfred, der das wusste, hatte sich geweigert, abzuwarten, bis man den dickköpfigen Bonzen in Berlin Vernunft eingebleut hatte. Zur Zeit der Tegeler Versuche, durch die Wilhelm und Bismarck umgestimmt worden waren, hatten zwei bedeutende Kunden gekauft. Es fiel nicht schwer, Allerhöchstdenselben mit Erklärungen abzuspeisen. Im Augenblick wurde ja das Reich von Russland nicht im Geringsten bedroht, und der Frieden im Osten bedeutete den Schlussstein in des Kanzlers politischem Gewölbe. Aber der Frieden im Süden war weniger gesichert. Das neue Reich war auf Kosten Österreichs errichtet worden. Es war deshalb Bismarcks fester Entschluss, die Habsburger und Hohenzollern auszusöhnen. 1873 tat er es, indem er Franz Joseph zu einer Expansion nach Südosten in die Balkanländer überredete und ausserdem zur Schaffung einer Allianz zwischen Deutschland, Russland und Österreich – dem Dreikaiserabkommen. Unterdessen hatten Carl Meyer und Wilhelm Gross Wien einen umfangreichen Posten neuer Waffen verkauft. Wilhelm I. hätte kaum seinen neuen Vertrag mit Essen unterschrieben, wäre ihm bekanntgeworden, dass ein möglicher Gegner an seiner Grenze dasselbe Geschütz wie er selbst erhalten sollte. Die Folge war eine Vertrauenskrise zwischen den Häusern Krupp und Hohenzollern. Meyer telegraphierte Alfred, «schnell zu kommen», Alfred

nahm den nächsten Zug, und am darauffolgenden Vormittag begegneten sich die beiden alten Männer in Potsdam. Anfangs sah es so aus, als ob es zur schlimmsten Audienz in Alfreds Leben kommen würde. Bis jetzt hatten ihre Zusammenkünfte immer in einer leutseligen Atmosphäre stattgefunden; Wilhelm war von Natur aus verbindlich, und Alfred hatte sich so benommen, wie er die Kruppianer in ihrem Verhalten *ihm* gegenüber zu formen wünschte⁸.

Doch heute konnte einen die Atmosphäre frösteln machen. Allerhöchstderselbe lächelte nicht, lud seinen Untertan nicht zum Sitzen ein, und er begann auch nicht wie gewöhnlich mit einem Gespräch über unwichtige Dinge. Stattdessen machte er damit den Anfang, dass er aus seiner Tasche eine Broschüre zog, die Gross auf Alfreds Weisung hin geschrieben und die Meyer veröffentlicht hatte – die *Geschichte der Guss-Stahlkanone*. Es sei, wie der Kaiser trocken bemerkte, «eine technische Arbeit von begrenzter Wirkung». Unglücklicherweise zählten zu ihren begeistertsten Lesern ausländische Militärfachleute. Die Details seien so fest umrissen, dass die «Geschichte» einen unschätzbaren Wert für jeden General darstelle, der sich einem mit den neuen Feldstücken ausgerüsteten Feind gegenübersehe. Krupp war sprachlos. Einmal nur hatte er seinen eigenen Kodex der Geheimhaltung verletzt. Er wollte auf diese Weise Verbündete gegen die preussische Militärkaste gewinnen. Niemals wäre es ihm in den Sinn gekommen, dass etwa in Berlin stationierte Attachés ausländischer Mächte das Bändchen lesen könnten. Zum Glück für Alfred waren seine Widersacher in Moltkes Stab, die dem Kaiser ein Exemplar in die Hände gespielt hatten, über ihr Ziel hinausgeschossen. Sie hatten Wilhelm berichtet, dass Franz Josephs Divisionen mit einem *besseren* Geschütz ausgerüstet würden. Alfred erkannte die Bresche und sprang hindurch. Nicht nur, dass das Geschütz nicht besser sei, äusserte er geschwind: es sei sogar minderwertig. Das österreichische Geschütz sei ebenso wie das des Zaren schwerfällig. Allerhöchstderselbe wurde ein wenig zugänglicher. Er drückte seine Überraschung aus, stellte einige Fragen und erwärmte sich sichtlich. Dadurch ermutigt, half Alfred seinem Glück nach – und gewann. Er packte die Gelegenheit beim Schopf und belehrte den Kaiser über die Existenznotwendigkeiten der Waffenindustrie. Er musste einfach an «befreundete Staaten» Kriegsmaterial liefern – sonst «würde der Gussstahlfabrik, so wie sie heute arbeitet, die Grundlage entzogen». Versuche mit Waffen, fuhr er fort, seien äusserst kostspielig. Der Waffenlieferant des Reichs müsse einfach ein ausgedehntes Unternehmen beibehalten. Ohne einen globalen Absatzmarkt würde er untergehen, sofern nicht... nun, da gebe es natürlich eine Alternative: der Kaiser könne ja die Werke mit öffentlichen Mitteln unterstützen⁹.

Wilhelm machte hastig einen Rückzieher. Er hatte nicht die Absicht, den Militärbudgets von etwa zwanzig ausländischen Hauptstädten, deren Gelder gemäss gegenwärtig herrschender Übereinkunft nach Essen flössen, die Spitze zu bieten. Für einen Augenblick war ihm ein Schimmer von den Dingen aufgegangen, die da kommen würden. Hätte er geahnt, wie kostspielig die internationale Waffenindustrie werden würde, wieviel deutsches Blut und wieviel deutsche Reichtümer um ihretwillen verschwendet werden müssten und wie verstümmelt sie sein Reich ein dreiviertel Jahrhundert später zurücklassen würde, dann hätte er vermutlich die Gelegenheit zur Verstaatlichung der Ruhr ergriffen. Aber Alfreds Argument schien unwiderlegbar zu sein, und der besänf-

tigte Kaiser nickte, als sich sein reichster Schmied zur Tür hinausdienerte. Krupp für sein Teil verfluchte sich, dass er seine Erlaubnis zur Veröffentlichung der «dummen» Broschüre gegeben hatte, und er tat hinfort heimlicher als je zuvor. Er hatte vorgehabt, das Geschütz auf der Internationalen Messe in Wien auszustellen. Jetzt telegraphierte er der Geschäftsleitung:

Dieser Gedanke frappiert mich – leider erst so spät, dass man in Berlin von uns sagen [könnte], dass unser Bestreben der Verheimlichung gegen andere Staaten Larifari sei ... Wenn wir Lust haben, dem einen oder anderen Staate solche Geschütze anzubieten, so mögen solche nach Essen eingeladen werden, indessen glaube ich, dass wir gar nicht um Feldgeschütze uns vorläufig bewerben können und dürfen, weil wir für Preussen frei bleiben müssen.

Das Geschütz musste sofort verpackt und ins Ruhrgebiet zurückgeschickt werden¹⁰.

Nach weniger als zwei Jahren geriet Wilhelms augenblickliche Verstimmung während einer Kriegspsychose in Vergessenheit; es war eine jener Beinahe-Eruptionen, welche die europäische Diplomatie in den vier Jahrzehnten vor 1914 in Atem hielten. Die französische Deputiertenkammer verabschiedete ein gewichtiges Armeegesetz. Eine Berliner Zeitung veröffentlichte aus diesem Anlass einen provozierenden Artikel mit der Überschrift: «Ist Krieg in Sicht?» In Paris, wo man glaubte, dass der Artikel von Bismarck inspiriert worden sei, geriet die Regierung in Panikstimmung; der Außenminister bat England und Russland dringend um Unterstützung. Zar Alexander kam persönlich nach Berlin, und man hielt ernste Debatten ab. Die schicksalsschweren Wolken verflüchtigten sich. Alexanders Kanzler telegraphierte den besorgten Hauptstädten: «Friede ist jetzt gesichert.» Unterdessen hatte der Kaiser von Ems aus ein anderes Telegramm mit der Bestellung von zweitausend 8,8-Zentimeter-Kruppgeschützen abgesandt. Alfred, dessen Antwort in Windeseile kam, jubilierte, dass dank des «hohen erstaunlichen Interesses des Königs ... Preussen jetzt der bestausgerüstete Staat ist»¹¹.

Seine Beziehungen zu Wilhelm hatten sich gebessert, und das war gut für Alfred, denn ihm standen zwei weitere Kraftproben mit der preussischen Militärkaste bevor. Zunächst einmal hatte er es erneut mit Dickschädeln aus der Armee zu tun. Sein einflussreichster Verbündeter in Uniform, Constantin von Voigts-Rhetz, war in Pension gegangen. Während Gross an der *Geschichte der Gussstahlkanone* schrieb, hatte ihm Alfred nachdenklich empfohlen: «Ich möchte zu Ehren des Generals gern so viel wie möglich Ehrendes gesagt wissen, gerade jetzt am Abend seines Lebens, wo er keine Rolle mehr spielt und doch wenigstens sieht, dass man wahr und gerecht und dankbar gegen ihn ist. Wer weiss, wie lange er noch lebt.» Constantin lebte lange genug, um von Gross' zuckersüßer Schmeichelei in der für die Sicherheit so gefährlichen Broschüre gedemütigt zu werden und zu sehen, wie sein jüngster Bruder eine neue Attacke der Armee gegen seinen alten Freund in Essen leitete. Julius von Voigts-Rhetz hatte seinen Bruder als Chef des Kriegsministeriums abgelöst. Gleich Offizierskollegen war ihm der Bescheid des Kaisers zugegangen, dass dem Waffenschmied des Reichs erlaubt werden müsse, an «befreundete Staaten» zu verkaufen. Aber je mehr er und sie darüber nachdachten, desto mehr waren sie der Überzeugung, dass es im Fall Krupp eine Lücke gebe. Den Absolventen der Kriegsakademie in Lichterfelde, Preussens

Kinderstube des Offizierscorps, schien es nur zu logisch zu sein, dass das Schwert nach beiden Seiten geführt werden dürfe. Wenn Krupp ins Ausland verkaufen könne, argumentierten sie, warum könnten sie selbst dann nicht auch im Ausland einkaufen¹²?

Das alte Schreckgespenst war also wieder auferstanden. Alfred erfuhr acht Monate nach Entstehen der Kriegspsychose von dieser gefährlichen Methode der Beweisführung. Augenblicklich folgerte er, dass ihm das den Todesstoss versetzen würde. Sein Vertrauen in seine Ware war zwar unbegrenzt, aber in der Vergangenheit hatte er erfahren müssen, dass für die Lichterfelder Zöglinge überlegene Qualität wenig bedeutete. Am n. Januar 1876 schrieb er einen langen Brief an Julius von Voigts-Rhetz; er erinnerte an die vielen Fehden mit Offizieren, an die Ablehnung seiner ersten hohlgeschmiedeten Rohre um 1840, und er bat ihn, dem Beispiel seines Bruders zu folgen. Die Bemerkung, dass er von seinen Landsleuten begünstigt worden sei, sei absurd: «Während andere grosse Staaten auf eigene Kosten experimentieren und (wie England es bewiesen) dem Erfinder neben dem Ersatz grosse Begünstigungen zufließen lassen, habe ich die auf eigene Kosten erzielten Resultate dem Staat zur Anwendung angeboten. Dadurch habe ich dem Staat die Kosten, das Risiko und die Zeit erspart.» Doch seiner Loyalität begegne man mit Undank: «Hier in Preussen war selbst im Jahre 1868 noch alles dazu angetan, das Gussstahlgeschütz fallenzulassen und zum englischen überzugehen.» Alfred bezog sich auf das «beschämende Dokument», das er zwei Jahre vorher hatte unterzeichnen müssen, wobei er nur die Tatsache übergang, dass seine Verschwendungssucht dazu geführt hatte, dass er «... bei Aufwand eines grossen Vermögens in Schulden geraten» war («Ich soll meinen Verbindlichkeiten gerecht werden und ein grosses Kapital in wenigen Jahren zurückzahlen, sehe daher nicht in eine freundliche Zukunft.»), und er fügte hinzu: «Abgesehen hiervon wäre aber die Heranziehung fremder Werke, die kein Verdienst an der Schöpfung des besagten Gussstahlgeschützes haben, die nur Überliefertes oder Erschliches nachahmen, auf deren Boden meine Saat geworfen würde, ein doppeltes Unrecht.» Dies stehe fest: «Der Geschützfabrikant muss ein Verschwender sein in den Augen des kaufmännischen Beurteilers, ohne Ansehen der Kosten muss er nur das Beste machen». Krupp schloss mit einem Appell, der sich auf seine Zukunft und die des deutschen Reiches bezog: «Ich muss dafür sorgen, dass nach 20 und 50 Jahren das jetzige Produkt der Fabrik noch Ehre mache, dass die fernsten Nachkommen davon den Segen geniessen, inzwischen wechseln die Aktien einer Gesellschaft oft in wenigen Jahren ihre Eigentümer, die stets vor allem die nächste Dividende beherzigen¹³.»

Ungerührt forderte Voigts-Rhetz den Kanonenkönig auf, neun noch unfertige 15-Zentimeter-Geschütze vorzustellen, und er dehnte dieselbe Aufforderung auf Armstrong und Schneider aus. Alfred schrieb bitter: «Anderen Fabriken wurde eine Offerte gemacht...» Er fühlte sich isoliert, und er war es auch; seine eigenen Direktoren meinten, dass er einfach zu energisch vorgehe. «Nur mir steht das Recht zu, den Staat mit Kanonen zu beliefern», erwiderte er scharf. Er wiederholte seine Drohungen, entweder auszuverkaufen oder den Zaren beim Wort zu nehmen und die Fabrik nach Russland zu verlegen.

Am 16. März übersandte er dem Kaiser eine Kopie der «Denkschrift», die er Julius vergebens unterbreitet hatte. Beiliegend ging ein grober Brief ab.

Von allen Instituten der Welt, mit denen ich verkehre, ist aber die vaterländische Artillerie allein neuerdings wieder mehr als jemals meinem Etablissement feindlich gesinnt; sie wird nicht eher ruhen, als bis dasselbe in servil gefügte Hände einer Aktiengesellschaft übergegangen sein wird... Ich habe geschwankt, ob ich Ew. Majestät mit dieser nicht angenehmen Erörterung behelligen dürfe; dagegen habe ich auch die Folge eines Bruches und einer schliesslichen Veräusserung meines Etablissements erwogen, und weil letzteres gewiss eine unangenehme Überraschung bieten würde, so musste ich diesem Schritt den Vorzug geben ...

Dies möge vor Ew. Majestät mich entschuldigen. Mein Bewusstsein versichert mir den Schutz meines Richters, auch gegen die Allerhöchste Ungnade, auf welche einzelne Glieder jener Behörden bereits oft spekuliert haben¹⁴.

In anderen Worten: Der Allmächtige war mit Alfred, auch wenn es Allerhöchster selbst nicht war. Das grenzte schon gefährlich an Majestätsbeleidigung. Alfred äusserte sich sehr selbstsicher, und er war es aus gutem Grund. Voigts-Rhetz bestritt heftig, dass er wisse, was eine Aktiengesellschaft sei. Vergebens: Am 29. März wurde Alfred vom Kaiser von 12.30 Uhr bis 1 Uhr empfangen. Ein gewisser Dr. Pieper vom kaiserlichen Stab machte Aufzeichnungen von dem Gespräch. Diese sind erhalten geblieben, und da sie die endgültige Kapitulation der deutschen Regierung kennzeichnen, mit Folgen, die noch neunzig Jahre später in Bonn verspürt werden sollten, verdienen sie es, hier vollständig abgedruckt zu werden. Pieper begann mit einer Schilderung der kaiserlichen Gemütsverfassung:

Totalindruck: S.M. war höchst liebenswürdig und entgegenkommend und zerstreute dadurch gleich alle etwa gehegten Besorgnisse. Im Ganzen schien S.M. die von Herrn Krupp dargelegten, resp. in der Denkschrift enthaltenen Anschauungen zu teilen.

Verlauf der Audienz.

S.M.:

Ich habe Ihre Denkschrift gelesen; da Sie mich zu offizieller Benutzung ermächtigt haben, so habe ich einige Bemerkungen gemacht und sie dann an Aldebyll geschickt.

Herr Krupp:

E. M. haben damit einen dringenden Wunsch von mir erfüllt; in der Hoffnung, dass etwas Derartiges geschehen würde, habe ich gleich ein zweites Exemplar der Denkschrift für Ew. M. mitgebracht; ich will weiter nichts als dass Recht und Gerechtigkeit zur Geltung kommen, aber ich muss die Sache durchkämpfen, sollte es mich alles, selbst den Kopf, kosten.

(S.M. ging auf einzelne Punkte der Denkschrift ein mit dem Bemerkten: Das und das habe ich selbst schon gesagt.)

Herr Krupp:

Vor einiger Zeit hat Major Trautmann geradezu den Gen. v. Voigts-Rhetz gefragt: Was wirft man denn eigentlich der Fabrik vor? Was ist der Grund zu diesem Übelwollen? Statt eine eingehende Antwort zu geben, sprach v. V.-R. die Drohung aus, man werde vielleicht ein Ausfuhrverbot gegen die Fabrik in Zukunft einmal erlassen. Ew. M., ein freundliches Verhältnis zwischen Fabrik und

Staat ist doch entschieden auch im Interesse des Staats. Ich habe Vorkehrungen getroffen, dass die Fabrik auch in Zukunft in der Hand meiner Familie bleibt; ich habe die Bergwerke für 99 Jahre angekauft in der Hoffnung, dass das mindestens solange der Fall sein wird. Aber wenn solche Anschauungen sich geltend machen, und das bei dem vermeintlichen künftigen Kriegsminister (grosses Stutzen S.M.), wie soll das werden? Ich bin mir nicht bewusst, General v. Voigts-Rhetz zu nahe getreten zu sein; gerade bei ihm hätte ich erwartet, dass er freundliche Gesinnung von seinem Bruder geerbt hätte. Gerade in jetziger Zeit kann die Fabrik am wenigsten eine Bedrückung gebrauchen, viel eher gebrauchte sie eine Unterstützung.

(Es folgt Vorlage der Rechnungsauszüge, die in S.M. Hand geblieben sind.) Ich möchte nicht weggehen, ohne mich noch über den Kriegsminister auszusprechen; je mehr ich von ihm höre, desto mehr bin ich überzeugt, dass er ein durch und durch rechtlicher Mann ist; wenn also Ungerechtigkeiten vorkommen, so kann das nicht seine Schuld sein, er kann ja auch unmöglich alle Details kennen; die Schuld liegt bei den kleinen Strebern, die dem Kriegsminister unrichtige Darstellungen machen.

(Auf letzteren Gedanken ging S.M. ganz besonders beistimmend ein.)

Herr Krupp:

Die Sache muss jetzt zum Austrag kommen, ich bleibe deshalb auf unbestimmte Zeit hier; eventuell würde ich auch bereit sein, Ew. M. selbst nochmals weitere Aufschlüsse zu geben.

(Auf Herrn Krupps Frage, ob er der Kaiserin seine Aufwartung machen dürfe, antwortete S.M., sie würde wohl jetzt gleich ausfahren, ausserdem würde er ja doch nächstens Gelegenheit haben, sie beim Diner zu sehen.)

Herr Krupp:

Ich habe mich auf diese Reise gefreut, weil es mir Vergnügen machte, Ew. M. endlich die solange fertigstehenden Kanonen zu überreichen; umso mehr tut es mir leid, dass ich zur selben Zeit Ew. M. mit diesen unangenehmen Dingen belästigen muss.

S.M.: Bitte, bitte, es ist mir sehr lieb, dass sie mir diese Sache mitteilen.

Mitten in der Unterredung sagte S.M.: Wissen Sie auch, dass Sie damit in ein Wespennest stechen? Herr Krupp darauf: Das weiss ich wohl, aber es muss zur Klarheit kommen. Dieser zweifelhafte Zustand muss zu Ende kommen, mag die Folge sein, was es will¹⁵.

Pieper fiel die Tatsache auf, dass «Herr Krupp auf Licht, Klarheit und Wahrheit» drängte. Noch auffälliger ist aber, dass der Untertan praktisch das ganze Gespräch bestritt, alle Forderungen stellte, sich als der Kaiserin Begleiter aufdrängte, auf einer sofortigen Lösung bestand – und ständig die Antwort: «Bitte, bitte» erhielt. Hätte sich ein Sozialdemokrat solch einer Sprache bedient, hätte er sich in einem Kerker wiedergefunden; viele wurden wegen weitaus geringerer Ursachen eingesperrt. Dem Kaiser wurde bedeutet, sich den Belehrungen gemäss zu verhalten. Und er tat es. Keine Rede davon, dass Alfred in ein Wespennest gestochen hätte; er wurde vielmehr mit der Neuigkeit belohnt, dass man die Aufforderungen an Armstrong und Schneider rückgängig gemacht habe. Am 5. Oktober schickte Alfred seine eigenen Pläne für deutsche Waffen an Graf Flemming vom Kabinett in Karlsruhe und bat diesen, ihm den Gefallen zu

erweisen, «anliegendes Schreiben S.M. dem Kaiser behändigen zu wollen. Ich wählte diesen Weg, um das Aufsehen einer direkten Adresse an Seine Majestät und müssige Deutungen zu vermeiden.» In seinem Antwortbrief liess der Graf wissen: «Seine Majestät haben Ihre Sendung huldvoll aufgenommen; aus einigen Worten, welche Allerhöchstdieselben über Sie und Ihre Wirksamkeit mir sagten, glaube ich schliessen zu können, dass der Beistand, den Ew. Wohlgeboren früher bei dem Kaiser gefunden haben, Ihnen auch in betreff Ihrer neuesten Erfindungen auf artilleristischem Gebiet nicht fehlen wird¹⁶.»

Soweit war alles in Ordnung, als aus einer nicht vermuteten Richtung Schwierigkeiten auftauchten. Das deutsche Heer war von Krupp besiegt worden. Die Marine hatte er seine Meinung nach bereits in der Tasche. Als er Wilhelm die Denkschrift schickte, hatte er Allerhöchstdemselben folgendes erklärt: «Dagegen erkenne ich mit Dank an, dass ich seitens der Königl. Preussischen Marine, welche bekanntlich – ursprünglich gegen mein Produkt eingenommen – für englisches Geschützwesen schwärmte, seitdem nur Beweise von Anerkennung und Vertrauen genieesse.» Darin war er voreilig. Kaum hatte er nämlich die Kapitulation der Soldaten entgegengenommen, muckten die Seeleute gegen ihn auf. Er war der Überzeugung gewesen, jede Eventualität mit einkalkuliert zu haben; der Konzern konnte mit ausländischen Kriegsministerien ungehindert ins Geschäft kommen, während die Generale und Admirale des Reichs nur von ihm kaufen durften. Doch eine Möglichkeit war übersehen worden. Angenommen, die von ihm verkauften Erzeugnisse waren nichts wert? Unter dem übergenauen Gross schien das undenkbar zu sein. Und dennoch passierte es. Des Kaisers Kriegsschiffe befanden sich gerade auf Manöverfahrt in der Nordsee, als aus den Geschütztürmen Rauchwolken hervorschossen und die Decks plötzlich mit toten und sterbenden Seeleuten übersät waren. Aus Kiel traf daraufhin ein furchtbares Telegramm ein: Rohre aus Kruppstahl waren explodiert. Das wutschnaubende Reichsmarineamt lehnte die Annahme weiterer Geschützrohre aus Essen ab, wenn nicht die Lieferung mit einer Garantie verbunden sei¹⁷.

Es war Alfreds höchst persönliche Angelegenheit gewesen, als er leichthin gesagt hatte, dass sich Chinesen und Siamesen «damit aufs Beste selbst in die Luft blasen» könnten. Jetzt, wo es sich bei den Opfern um Bayern und Sachsen handelte, sah die Sache ganz anders aus. Eine Gruppe ausgesuchter Techniker, die man von Essen nach Kiel entsandt hatte, kehrte mit langen Gesichtern zurück. Es gab keinen Zweifel; die Geschütze waren defekt gewesen. Der Kanonenkönig sass unbehaglich auf seinem Thron. Er kritzelte zwecks Anschlag in den Betrieben strenge Bekanntmachungen, die zur genaueren Inspektion von Eisenerzen, Rohstahl und fertigen Bohrungen anhielten. Die gedemütigte Geschäftsleitung drängte ihn zur Abgabe von Garantien. Das Wissen, dass man deutsches Blut an den Händen kleben habe, sei schlimm genug. Wenn man jetzt auch noch Zusagen für gute Verarbeitung ablehne, dann sehe das nach einem Akt ungewöhnlicher Arroganz aus. Das stimmte. Aber Alfred war eben ein ungewöhnlich arroganter Mann. Es sei ausgeschlossen, sagte er, den Forderungen der Admiralität nachzugeben. Das würde «den Ruin der Werke» bedeuten. Denn falls er hier nachgebe, könnte später jeder kleine südamerikanische Diktator und asiatische Kriegsherr auf ähnlichen Zusicherungen bestehen. «Wenn wir mit einer Garantie die Probe verhüten»,

schrieb er seinem Sohn, «so ist das doch nur ein Palliativ zu einem hohen Preise, denn binnen Jahresfrist kann die Nachricht kommen, dass solche schlechten Rohre in den anderen Staaten gerissen sind und Unglück verursacht haben.» Er stünde dann in ihrer Gewalt. Das sei untragbar. Alfred sagte nein¹⁸.

Und er sorgte dafür, dass die Sache steckenblieb. Berlin gab der Marine zu verstehen, sie solle ihre blutigen Decks abschrubben, neue Geschützbedienungen aufstellen und die ganze Episode vergessen – Krupps mächtige Willenskraft hatte den allerhöchsten Triumph erlangt; nach einem halben Jahrhundert des Kampfes gegen das preussische Beamtentum hatte er sich von dem spindeldürren Jüngling, für den alle Türen verschlossen gewesen waren, zu dem mächtigen Kanonenkönig herausgemacht, von dem jede auch noch so empörende Forderung angenommen wurde. Er selbst indes sah seinen Sieg über das Reichsmarineamt nicht in demselben Licht. Ihm erschien die bloße Tatsache, dass er sich einen so unverschämten Vorschlag anhören müssen, ungeheuerlich, und er schrieb seinem Sohn, der sich damals gerade in St. Petersburg aufhielt, dass sie eine Position erlangen müssten, von wo aus man eine Wiederholung des Schimpfs unmöglich machen könne, «dass wir so vorzügliche Arbeit machen werden, mit welcher kein Werk der Welt uns erreicht. Diesen Standpunkt mit jeder Anstrengung zu erringen und künftig zu erhalten, ist die heiligste Aufgabe für jedermann. Haben wir ihn fest, dann geben wir den Ton an und machen selbst Vorschriften und Bedingungen und verwischen für immer das Schmachvolle, was uns von einer anderen Seite widerfahren ist»¹⁹.

Die «andere Seite» war die Marine, aber er konnte es nicht über sich bringen, das verhasste Wort niederzuschreiben.

Gleich den meisten Industriekapitänen des neunzehnten Jahrhunderts verfügte auch Alfred über die instinktive Gabe, sich möglichst wirkungsvoll in Szene zu setzen. Er begann sich jetzt nach einer geeigneten Bühne umzusehen. Es war für einen Hersteller von Ferngeschützen gar nicht so leicht, eine solche zu finden. In Tegel konnte er den ausländischen Kunden seine Erzeugnisse nicht vorführen – das Kriegsministerium machte dabei nicht mit –, und ausserdem war Tegel für seine neue Artillerie zu klein. In seinem Brief an Moltke sechs Wochen nach der französischen Kapitulation hatte er ein drei Kilometer langes, privates Versuchsgelände angeführt. 1874 hatte er bei Dülmen, 65 Kilometer von Essen entfernt, einen noch ausgedehnteren Schiessplatz erworben, aber dessen Fläche war zu klein, bevor die Kruppianer überhaupt sämtliche dort stehenden Bäume abgeholzt hatten. Was er tatsächlich brauchte, war ein freies Gebiet von 16 Kilometern Länge mit 7 Kilometer breiten unbewohnten Waldungen darüber hinaus, um gegen Schüsse vorbeugen zu können, die über das Ziel hinausflogen. Im dichtbesiedelten Rheinland war ein derartiges Gelände nicht vorhanden. Ausserdem musste es relativ eben sein, und davon gab es in Deutschland nur wenige teure; sie würden noch sehr viel teurer werden, wenn man erst einmal dahinterkam, dass Alfred Krupp ein möglicher Käufer war. Er durchstreifte das Land zu Pferde und fand endlich den gewünschten Platz bei Meppen in der Nähe von Osnabrück. Es gab nur ein Problem. Das Areal gehörte hundertzwanzig verschiedenen Bauern, und jeder von ihnen sass auf seiner eigenen Parzelle. Die Verhandlungen konnten ewig dauern, überlegte er finster. Schliesslich kam ihm die Lösung. Von allen seinen Statthaltern teilte nur Gross Alfreds Meinung, dass die Angelegenheit dringend sei.

Gross wurde dazu von Krupps neuem 35,5-cm-Ferngeschütz angespornt. Von Armstrong war eine ähnliche Waffe entwickelt worden, und die Holländer, Schweizer und Norweger hatten dafür Interesse gezeigt. Aber gleich Krupp fehlte auch den Engländern ein Grundbesitz, der als Schiessplatz für 1'000 Pfund schwere, hochexplosive Granaten, die durch eine Bohrung von fast vierzehn Zoll gefeuert wurden, ausgereicht hätte; die Interessenten würden jedoch nicht kaufen, bevor sie das Geschütz in Aktion gesehen hatten²⁰.

Bekommen Sie Meppen, sagte Alfred zu Gross, und ich werde die Aufträge bekommen! Gross bekam es, indem er sich als Sonderling ausgab, der Einsamkeit wünschte und auch gewillt war, dafür zu zahlen; zu guter Letzt unterzeichnete er einhundertzwanzig verschiedene, langfristige Pachtverträge. Dann kam Alfred mit Trupps von Kruppianern angereist. Das viereinhalb Kilometer breite Gebiet wurde mit einem massiven Drahtzaun umgeben. Tafeln warnten Fremde: ACHTUNG! GEFAHREN-PUNKT! Der Gefahrenpunkt wurde von drei Hauptstrassen durchkreuzt. Beobachtungstürme ähnlich jenen, die siebzig Jahre später Fremdarbeiterlager von Krupp überblicken sollten, wurden an jenen Stellen errichtet, wo diese Strassen in den Schiessplatz einmündeten. Während der Versuche wurden die Durchfahrten völlig widerrechtlich von uniformierten Kruppwächtern gesperrt. Im Versuchsgelände selbst konnten die Techniker und vornehmen Besucher in sorgfältig ausgestatteten, mit Stützpfeilern versehenen und überdachten beschussicheren Bunkern untergebracht werden; es gab darin ausserdem die erforderlichen Einrichtungen, damit man potentiellen Kunden Champagner servieren konnte, während diese durch die Sehschlitze blickten. Meppen kam nicht nur allen Anforderungen von Krupp entgegen; es erwies sich auch den Versuchsgeländen aller anderen Nationen überlegen, nicht ausgenommen jene des Deutschen Reiches, was natürlich am augenfälligsten war. Zu Alfreds unermesslicher Wonne kam das Offizierscorps der preussischen Artillerieprüfungskommission mit den Pickelhauben in der Hand zu ihm und bat ihn, Meppen benutzen zu dürfen. Er erwiderte, dass sie es während der toten Saison mieten könnten, sollte es solch eine überhaupt geben²¹.

Alfred verspürte nicht den Wunsch nach einer toten Saison. Jetzt, da er sein eigenes, unvergleichliches Versuchsgelände hatte, war er auch erpicht darauf, es auszuprobieren. Sein erster Gedanke war der, Armstrong zu einem Duell herauszufordern. Lassen wir doch einfach die britischen und deutschen Goliathe Radkappe an Radkappe nebeneinanderstehen und drauflos schiessen, verkündete er Gross fröhlich; man würde Kunden zur Beobachtung einladen, und die sollten dann ihre Schecks ausschreiben – in Millionen Mark. Gross war entsetzt. Hatte er denn jene Bauern für nichts und wieder nichts beschwindelt? Der Kernpunkt war doch der gewesen, etwas zu erhalten, was Armstrong fehlte. Wenn die Briten erst einmal Krupps Schiessplatz benutzten, dann würden sie unter den gleichen Voraussetzungen konkurrieren. Nebenbei bemerkt, sei ja immer die Möglichkeit gegeben, dass ein Gegner gewinne; wegen der Lieferverträge mit der Marine seien schwere Geschütze eine Spezialität von Armstrong. Wie es sich dann herausstellte, zeigten sich die Briten gar nicht interessiert. Alfred hatte die Einladung durch Longsdon überbringen lassen. Sie wurde mit kühlem Dank abgelehnt. Die Briten vermuteten einfach eine Falle. Krupps «Gefahrenpunkt» konnte ein todbringender Gefahrenpunkt für einen Kanonenhersteller mit neuen, geheimen Verbesserungen

sein. Alfred war enttäuscht, liess einige Runden zu seinem eigenen Spass abfeuern – die Vierzehnzöller schossen sich auf etwa zehn Kilometer ein –, und dann brütete er über die Art und Weise nach, sein neues Spielzeug gewinnbringend auszuwerten²².

Das Fazit war sein «Völkerschiesen», die militärische Sensation der späten siebziger Jahre. Tatsächlich gab es zwei Schiessen. Das erste Völkerschiesen fand 1878 in Anwesenheit von siebenundzwanzig Artillerieoffizieren aus zwölf Staaten statt. Am Vorabend des grossen Wettschiessens schrieb Alfred an Sophus Goose:

Sie können sich denken, wie sehr gespannt ich auf das Ergebnis und den Ausspruch der Gäste bin, denn seit Jahr und Tag sehe ich in dem Gelingen das erste und sicherste Mittel, die Menge von Hämmern und die Fabrik vollauf zu beschäftigen.

Sein Plan war wohl durchdacht. Die ausländischen Offiziere sollten zunächst alle in die Fabrik gebracht werden, wo es «eine grosse Vorstellung geben wird»; nach dem Mittagessen im Gartenhaus würden sie sich im *Essener Hof* ausruhen können. Und dann: Auf nach Meppen! Der grosse Tag dämmerte frisch und klar herauf, doch Alfred konnte seine Gäste nicht herumführen. Er war ans Bett gefesselt, weil er an irgendwelchen mysteriösen Ausflüssen litt; sein Sohn musste also die Rolle des Gastgebers übernehmen. Alfreds Befürchtungen erwiesen sich als grundlos. Das Völkerschiesen wurde zu einem ungeheuren Erfolg. In den Bunkern war zwischen den donnernden Sperrfeuerlagen zu vernehmen, wie die Seiten der Auftragsblocks raschelnd umgedreht wurden, und die Besucher verabschiedeten sich in einer derart feurig-enthusiastischen Stimmung, dass im nächsten Jahr einundachtzig Artilleriefachleute aus achtzehn Nationen zusagten, als Krupp einen weiteren Schub Einladungen verschickte. Es hätten noch mehr sein können, doch er musste den Türken die kalte Schulter zeigen – sonst wären die Offiziere des Zaren weggeblieben; St. Petersburg war aber ein grösserer Kunde als Konstantinopel –, und die Franzosen hatte er aus Rücksichtnahme auf Berlin geschnitten²³.

Das war seine einzige Konzession an die Zöglinge der Kriegsakademie. Albedylls Abordnung war unangenehm überrascht, als sie sich den englischen Offizieren gegenüber in der Minderheit sah (Alfred gab nie die Hoffnung auf, doch noch Englands Waffenlieferant zu werden); überdies entsetzte man sich über die Wahrnehmung, dass in Meppen Deutsch die einzige Sprache zu sein schien, die *nicht* gesprochen wurde. Teams von Firmenangestellten plapperten auf italienisch, englisch und französisch daher; die Deutschen mussten stumm beiseite stehen und die Übersetzungen abwarten. Dennoch blieben sie. Denn für jedermann mit auch nur etwas professionellem Interesse an Artillerie war das Schiessen vom 5. bis zum 8. August 1879 unwiderstehlich. Krupp hatte ein neues Schaustück: ein 44-cm-Geschütz, das 1'000 Kilo schwere Granaten schleuderte. Über dem Rohr lag zur Verstärkung ein durch schnelle Abkühlung eingeschrumpfter Stahlmantel, den wiederum spiralenförmige Bänder umgaben; das ganze ähnelte einer riesigen schwarzen Flasche. Die Gäste aus aller Welt lugten aus ihren luxuriösen Bunkern und beobachteten mit Stielaugen, wie sich die Projektile, von denen jedes über eine Tonne wog, in die Höhe schlangen und weit entfernt detonierten. Die Erde bebte, und da man in vorher ausgeteilten Programmen angegeben

hatte, welches Ziel bei jedem einzelnen Versuch zerstört werden sollte, konnten die Offiziere die Zielgenauigkeit der Waffe beurteilen. Die Kanoniere von Krupp arbeiteten fehlerlos. Die Italiener, die ihre schwere Artillerie von Armstrong gekauft hatten, bombardierten ihren Begleiter mit Fragen. Er antwortete ihnen fließend und spielte taktvoll auf die Stärke von Roms modernen Legionen an. Geschmeichelt gaben sie vier 44-cm-Geschütze für die Verteidigung von La Spezia in Auftrag, und als sie wieder daheim waren, mussten sie erfahren, dass die Tragfähigkeit keiner einzigen Brücke in der Schweiz für den Transport ausreichte. Alfred lieferte daraufhin die Geschütze entgegenkommenderweise auf dem Seeweg²⁴.

Das Völkerschiessen war ein glänzender Reklamecoup, und wie Krupp Gross vorausgesagt hatte, zahlte er sich aus. Dennoch war er enttäuscht, denn man hatte sein Lieblingsprojekt abgelehnt. Über zwei Jahre lang war er von dem besessen gewesen, was er seine «Panzerkanone» nannte. Bei ihr würden die Artilleristen durch einen massiven Stahlschild geschützt sein. Das Rohr sollte nicht einfach aus dem Schild herausragen; vielmehr würde es mit einem Kugelzapfengelenk an ihm befestigt sein. 1877 hatte Alfred anlässlich des kaiserlichen Besuchs in Essen das erste Muster enthüllt; seines Erfolges sicher, war er bereit gewesen, Seiner Majestät und dem Kaiserlichen Stab Preise zu nennen, «wenn es mir gelungen sein wird, darzutun, was es wert ist wegen seiner Sicherheit und Ersparung von Menschen und Rohren und Verlust, wenn man sich überzeugen wird, dass ein solches Geschütz eine ganze Batterie mit Mann und Maus vertilgt, ohne selbst beschädigt zu werden». Aber die Erfindung war, insgesamt gesehen, zu kompliziert. Wilhelm blickte zweifelnd. Selbst Gross und Fritz Krupp, die schon die ganze Zeit über skeptisch gewesen waren, schwiegen diskret. Und die Offiziere des kaiserlichen Gefolges waren voll des Spotts. Alfred schrieb bitter:

Moltke schüttelte den Kopf, weil das Visieren nicht möglich wäre. [Julius] Voigts-Rhetz behauptete, es könne kein Mensch in dem Panzer aushalten wegen des ungeheuren Knallens²⁵.

Der stationäre Tank, denn darum handelte es sich letzten Endes bei seiner Panzerkanone – wurde zum Anlass für Alfreds letzten grossen Kreuzzug. Die Kanone hatte nicht die geringste Aussicht auf Erfolg. Ganz abgesehen von ihrer Ungewöhnlichkeit, die schon genügte, damit sie sogleich vom militärischen Denken verurteilt wurde, war sie in hohem Grad auf die Stärke des Schildes angewiesen; Panzerplatten waren aber jenes metallurgische Problem, das Alfred niemals gelöst hat. Im Dezember 1873 hatte er sich «Barrenpanzer» – dicke, barrenförmige, geschmiedete Eisenblöcke – vorgestellt und gleich darauf spontan beschlossen: «Das Konstruieren und die mühevollen Arbeit überlasse ich den Fachleuten.» Für diese war die Sache dann tatsächlich zu mühsam. Sie machten Versuche und gaben bald auf. Der Fehler liege darin, gab Alfred daraufhin ganz richtig zu bedenken, dass ihre Platte zu dünn sei: «Die Masse muss in solcher Stärke geschaffen werden, dass sie sich nicht biegt, und so weich, dass sie nicht bricht.» Seine eigenen Techniker teilten die allgemeine Meinung, dass Hermann Gruson, Erfinder des Hartgussverfahrens, in seiner Schiffswerft bedeutend bessere Platten herstelle. Obwohl Kruppgranaten 1868 in Tegel von Grusons Panzerung abge-

prallt waren, verspottete Alfred dessen Hartgusspanzertürme, die von der Marine angenommen worden waren, als «eiserne Töpfe», und beim Kronprinzen beklagte er sich, dass man ihn selbst «ad acta gelegt» habe. Die Panzerkanone, so erzählte er dem zukünftigen Kaiser Friedrich III., sei *die* Kanone der Zukunft; schliesslich und endlich werde man sie benutzen, um «Küsten, Mündungen, Festungen und Pässe vor Angriff (zu) schützen». Mit der ihm eigenen Zweideutigkeit vereinte er in seinem Schlusssatz Habgier und Idealismus:

Ich suche zwar viel Arbeit – Brot – für meine Leute, könnte auch 3'000 Mann mehr plazieren, bin daher tätig für Aufnahme meiner Idee, aber nicht aus Ehrgeiz und Gewinnsucht.

Wie er 3'000 weitere Kruppianer vorteilhaft einstellen konnte, ohne davon zu profitieren, darüber sprach er nicht²⁶.

Tatsächlich waren Alfreds Schutzschilde weitaus stärker, als seine Kritiker dachten. Zwar hatten sie nicht dieselbe Qualität wie jene von Gruson, doch sie waren gut genug, um den Kanonieren den notwendigen Schutz zu gewähren. Julius Voigts-Rhetz' Bedenken waren absurd. Alfred wusste darum und wartete auf die Vorführungen in Meppen, um sich zu rechtfertigen. Es gab einen Weg, um die Meinungsverschiedenheit ein für allemal aus der Welt zu schaffen. Es musste sich ganz einfach ein menschliches Wesen hinter den Schutzschild ducken, während dieser unter Feuer genommen wurde. Sein Sohn, seine Betriebsleiter, sogar die preussischen Generale waren entsetzt. Trokken notierte Alfred:

Alle, die jetzt kommen, haben von der Schule an gelernt, dass man den Rücklauf nicht hemmen kann. Man hat sogar vorgeschlagen, Schafe oder Ziegen hineinzutun während der Beschiessung. Wenn die auch die Geschütze bedienen könnten, dann hätte ich nichts dagegen²⁷.

Er ersuchte um Freiwillige. Ganz unerwartet bot sich ein Offizier der Wiener Militärwissenschaftlichen Gesellschaft an. Nachdem alles vorbei war, tauchte der Major unverletzt wieder auf, aber das bewies gar nichts; die Geschützmannschaften hatten zu Alfreds Wut die Schüsse weit weg vom Schutzschild gesetzt. Überdies hatte der österreichische Offizier, während er eingepfercht war, einen neuen Einwand gegen die Panzerkanone gefunden. Krupp war Moltkes Argument begegnet, indem er den Schild mit einem Sehschlitze versehen hatte, der bei feindlichem Beschuss geschlossen und danach zum Anvisieren geöffnet werden konnte. Major Graf von Geldern trug vor, «seiner Meinung nach würde der Gegner darauf lauern, dass die Scharte geöffnet werde, um sein darauf gerichtetes Geschütz dann abzufeuern»²⁸.

Völlig ausser sich schlug Alfred mit einem Plan zurück, der alle seine Feinde zum Schweigen bringen sollte. Zunächst waren sie in der Tat sprachlos. Hätte er den Plan restlos durchgeführt, wäre auch er zum Schweigen gebracht worden – für immer. Er machte nämlich den Vorschlag, sich selbst hinter seinen Schutzpanzer zu setzen, während Geschütze mit immer schwererem Kaliber auf ihn einhämmern sollten. Er würde dabei von Minute zu Minute ihn selbst überdauernde Notizen machen, und regelmässig würde er durch den Sehschlitze gucken und sie damit herausfordern, ihn zu treffen. Wunderbar! Die Beschiessung von Krupp! Sobald dann die Kanonen das Crescendo

einer gewaltigen Orchestrierung erreichten, würde er den Heldentod sterben! Mit einundachtzig Offizieren als Zeugen! Einschliesslich all dieser Engländer! «Ich [werde] selbst in meinen Turm gehen ... Es ist nicht mehr als billig, dass man mit seinem Leben die Sicherheit verbürgt, bevor man andere Leute in den Turm gehen lässt²⁹.»

Alfreds Prokura riet ihm sanft davon ab, öffentlich Selbstmord zu begehen. Trotzdem wurde er bombardiert. Mit im Winde flatterndem Bart stolzierte er den Schiessplatz hinunter und verschwand in der Panzerkanone. Mehrere Minuten lang wühlten Granaten um ihn herum die Erde auf; dann verkündete ein Signal die Feuereinstellung, und Alfred tauchte mit komischem Blick auf, so, als ob er verprügelt worden wäre. Jubilierend schrieb er Goose:

Die mir gewordene Drohung, dass die Polizei es nicht erlauben würde und dass keiner auf den Panzer schiessen würde, wenn ich darin wäre, hat sich nicht bestätigt. Ich habe also nicht Ursache gehabt, wegen Widerspenstigkeit irgendjemanden fortzuschicken; bei unseren Leuten habe ich auch keinen Feigling bemerkt. Nirgends ist man sicherer als im Panzer selbst, und wenn wir Mittwoch einen Regen von Schüssen darauf tun, so darf noch keinem der Insassen deshalb ein Finger weh tun³⁰.

Er behielt recht. Am Mittwoch, dem letzten Tag des Völkerschliessens, wurde ein Haufen verängstigter Kruppianer in den Turm eingeschlossen und einer grausamen Kanonade ausgesetzt. Als alles vorbei war, kamen sie herausgetaumelt, für einige Zeit taub, aber ansonsten heil. Alfred griff nach seinem Bleistift. Die ausländischen Offiziere starrten ihn bloss an. Verärgert kritzelte er: «Leider kein vollkommener Erfolg!»

«... Bin heute nur eine Haut mit ein paar Knochen», schrieb er Longsdon mitten in der Nacht; «der Rest ist Gas. Es mag geschehen, dass eines schönen Tages das Gas durch seine Leichtigkeit und Menge das Gewicht der armen Knochen übersteigt, und plötzlich, wenn sie mich nicht festhalten, werde ich direkt in den Himmel hinauf fliegen in meiner irdischen Kleidung, wahrscheinlich der erste Gast in solchem Aufzug in jenen Quartieren seit der Schöpfung der Welt. Welch eine Vermeidung des schmutzigen Umweges durch das feuchte Grab und das heisse Fegefeuer und welch ein Trost für den, der an das letztere glaubt³¹.»

Seine Frau gehörte zu jenen, die an letzteres glaubten, und während ihrer seltenen gegenseitigen Besuche wurde sie durch seine Blasphemien von Mal zu Mal mehr verletzt. Es wurde immer schwieriger, ihr gemeinsames Erscheinen in der Öffentlichkeit aufrechtzuerhalten, doch wenn vornehme Besucher angekündigt waren, bewerkstelligten sie es irgendwie. Ein Gast hat eine detaillierte Schilderung der gutgelungenen Fassade, die ihm die Krupps vorführten, hinterlassen. Die Baroness Hilda Elisabeth Bunsen Deichmann war eine der wenigen Frauen, die Alfred bewunderten; sie war die Tochter eines unbedeutenderen Ruhrbarons, ihre Wiege hatte in der preussischen Gesandtschaft in London gestanden, und sie war mehr englisch als deutsch erzogen worden. In ihren als Privatdruck erschienenen Erinnerungen erzählt sie:

Krupp lebte in fürstlichem Stil in einem riesigen Landhaus, an das ein grosses Gästehaus angeschlossen war [das Kleine Haus]. Man könnte es mit einer riesigen Botschaft vergleichen, denn es kamen Leute aus aller Welt, die ihn zu überreden

versuchten, dass er mit ihren Regierungen Geschäfte abschliessen solle. Deshalb gab es auch eine Menge Dinner-Parties, und als wir einmal ankamen, erzählte man uns, dass man mehrere hundert Leute zu einem Ball erwarte. Dieser Ball war ein glänzendes Ereignis, und dennoch traf man alle Vorbereitungen ohne Hast; am nächsten Morgen wurde alles weggeräumt, und die riesigen Räume zeigten sich in ihrem üblichen Aussehen.

Alfred war damals noch immer aktiv. Hilda Deichmann fiel seine Entschlossenheit auf, seine Bildung bis zuletzt fortzuführen, und ausserdem, was unvermeidlich war, seine Vernarrtheit in Pferde:

Während einer unserer Besuche [auf dem Hügel] war ein italienischer Professor eingeladen worden, damit er Krupp Italienisch beibringe, da Krupp darauf bedacht war, alle Geschäfte mit Italien zu kontrollieren. Da er so stark beschäftigt war, fiel er auf die Idee, dass der Professor ihn auf seinen täglichen Ritten begleiten solle; da dieser Mann jedoch nie zuvor auf einem Pferde sass, machte die italienische Konversation wenig Fortschritte.

Baronesse Deichmann fand sowohl den Alleininhaber als auch dessen Gattin bezaubernd:

Nah am Werksgelände stand ein winziges, ärmlich aussehendes Haus, das Herr Krupp uns als sein Geburtshaus [sic!] angab und das er mit religiösem Eifer instand hielt. Frau Krupp, seine Frau, war, als ich sie kennenlernte, eine alte Dame, die immer hellblau gekleidet war. Sie schien erfreut und stolz Gäste zu empfangen³².

Zweifellos war Bertha wirklich erfreut, die Baronesse zu sehen, denn deren Anwesenheit garantierte, dass sich Alfred einwandfrei benahm. Und er hätte sich sogar von allein herausgeputzt, denn Baronesse Deichmann oder eine andere junge Frau wie sie wäre eine ideale Heiratskandidatin für seinen Sohn gewesen. Unglücklicherweise hegten Fritz und Bertha andere Absichten – was zu einem endgültigen Krach führen sollte.

Da sich Alfred und seine Frau dreissig Jahre lang fremd geblieben waren, ist es vielleicht unrichtig, wenn man sagt, dass sie ihn im Frühjahr 1882 «verliess»; nichtsdestotrotz war dem so, als sie endgültig abreiste. Dass sie für so lange Zeit unter seinem Dach einen Scheinohnsitz beibehalten hatte, war ein Tribut an die Macht der sozialen Konventionen des neunzehnten Jahrhunderts. Jedes Treffen hatte mit einer Auseinandersetzung geendet. Einst hatte Alfred ein hübscher, junger Kutscher eifersüchtig gemacht; er verbannte den unglückseligen Jüngling und war verdutzt, als Bertha in einem Anfall von Ärger von dannen zog. Sie waren in allem und jedem uneins. Sie konnte seine Schmähungen, seine Raserei, sein nächtliches Umherwandern, sein fetischistisches Entzücken über Dünger, ja selbst seinen militanten Atheismus erdulden. Was sie nicht ertrug, war seine besitzergreifende Haltung gegenüber ihrem Sohn. Alfred nahm ihr Fritz weg. Was noch schlimmer war: Der junge Mann selbst schien darüber schrecklich unglücklich zu sein. Jetzt, im Alter von siebenundzwanzig Jahren, bot sich ihm die Gelegenheit zum Glück, und sie war entschlossen, darauf zu achten, dass er es auch

bekam. Für sich selbst konnte er nicht sprechen. Er entwickelte seine persönlichen Sonderlichkeiten und verbrachte jenen April unter den Mandelbäumen von Malaga, wobei er sich von einem seiner periodischen Krankheitsanfälle erholte. Deshalb kam seine Mutter von der Riviera angereist, traf am Abend auf Villa Hügel ein und ging geradewegs zu ihrem Gatten. Fritz, so erzählte sie ihm, wolle heiraten³³.

Sie hätte sich kaum einen ungünstigeren Zeitpunkt aussuchen können. Alfred hatte gerade eine Dominopartie gegen ein Mitglied der Prokura verloren. Er war schon immer ein schlechter Verlierer gewesen, und oft bezichtigte er den Sieger, geschwindelt zu haben. Alfred drehte seiner Frau den Rücken zu und weigerte sich, mit ihr über das Thema zu sprechen. Sie bestand darauf. Da sie nun einmal eine endgültige Antwort fordere, donnerte er, würde er ihr eine geben; sie laute «nein!» Diesmal war sie es, die sich abwandte, und das nächste, was er erfuhr, stammte von einem Diener, der ihm ins Ohr flüsterte, dass Frau Krupp nicht nur ihre Kleider einpacke, sondern alles, was ihr im Schloss gehöre. Alfred eilte treppauf. Tatsächlich: Bertha kommandierte Mädchen herum und ordnete das Packen von Kisten an. Er keifte, er versuchte es mit Überredungskünsten, er tobte, er drohte. Sie schwieg. Sie blickte ihn nicht einmal an. Als die letzte Pappschachtel gepackt und weggetragen war, schritt sie hinterdrein. Voller Schmerz schrie er das düstere, in die Tiefe führende Treppenhaus hinunter: «... Bertha, bedenke, was du tust!» Das waren die letzten Worte, die er ihr für immer sagte. Fritz erfuhr nach seiner Rückkehr aus Spanien von der Dienerschaft über jede Einzelheit des Vorfalls. Von seinem Vater erfuhr er nichts. Krupp schwieg, war halsstarrig und hielt sich zurückgezogen. Auf seine eigene rauhe Art versuchte er, seinen Fehler wiedergutzumachen; verdiesslich stimmte er der Heirat zu, wobei er deutlich erklärte, dass sein Sohn seiner Meinung nach die schlechteste Wahl getroffen habe, die nur möglich war. Seine Frau konnte er damit nicht zurückholen. Boshaft ordnete er die Umwandlung ihrer Suite in Lagerräume an, und er verlor von da ab nie mehr ein Wort über sie. In seiner Korrespondenz entdeckt man lediglich einen indirekten Hinweis auf seine Trennung. Am darauffolgenden 10. April schrieb er Fritz Funke, einem Schlotbaronkollegen von der Ruhr:

Sie haben immer das Herz auf der Zunge, und darüber habe ich Ihnen auch als Freund gestern eine Bemerkung gemacht, betreffend Mitteilung über meine häusliche Einrichtung an beliebige Frager. Und das kann ich Ihnen auch nur wiederholen, was ich Ihnen gestern sagte. Wenn ich vertrauliche Äusserungen von jemandem erhalte oder Einblick in sein inneres Hauswesen oder Hausordnung, so ist das nicht meiner freien anderweitigen Übertragung überlassen. Wenn ein Fremder mich nach solchen Dingen fragt, so sage ich ihm geradezu, dass es ihn nichts angeht und dass ich kein Recht dazu habe, seine Neugierde zu befriedigen³⁴.

Die nächste Zeile ist instruktiv: «Ich liege im Bette an Rheuma, habe daher Zeit zu schreiben.» Das war also bis dahin die Geschichte seines Lebens. Ihm blieben noch vier weitere Jahre, und er verbrachte ein Gutteil davon in der Villa, auf dem Rücken liegend und einen Bleistiftstummel fest in der Hand haltend. Gelegentlich kutschierte er sich selbst nach Düsseldorf, wo er klägliche Versuche unternahm, sich mit den Mit-

gliedern der dortigen Künstlerkolonie anzufreunden, zu der auch Franz Liszt gehörte, dessen Lebensspanne (1811 bis 1886) fast auf das Jahr genau mit seiner eigenen übereinstimmt. Der alte Kanonenkönig war ein sehr einsamer Mann. Von seinen drei Geschwistern lebten Hermann und Ida nicht mehr; sein anderer Bruder hatte ihre Erbausinandersetzung nie vergessen können und stand mit ihm nur über die Firma in Verbindung. Longsdon war der einzige Altersgenosse, dem Alfred vertraute, und dieser sass jenseits des Kanals. In der von Kerzenschein erhellten Finsternis des Schlosses («Sie wissen, ich bin eine Unke») schrieb ihm Alfred langatmige Briefe, in denen er vorschlug: «Kommen Sie auf den Hügel», und «dann werden wir jeden Tag ausreiten, und Sie sollen Ihr Pferd aussuchen, und wir werden nach Düsseldorf reiten, wie ich es gestern tat, und uns Gemälde ansehen und das wiederholen, so oft wir mögen, und so werden wir uns belustigen und nur von Zeit zu Zeit von Geschäft und Fabrik reden, gerade so viel, dass es der Gesundheit nicht schadet...» Longsdon kam nicht. Er konnte kein einziges Wort Deutsch sprechen und hielt die Preussen für eine Rasse ungehobelter Menschen. Doch Alfreds lebenslange unerwiderte Liebschaft zu Britannien brannte hell bis zum Ende. Der Enkel seines britischen Wirts von vor beinahe einem halben Jahrhundert hatte über ihn gelesen und schrieb ihm jetzt, und Alfreds Antwort war in ihrer Begeisterung rührend.

Er erinnerte sich noch genau: «Wo ich vor 41 Jahren als Jüngling weilte und Ihr Vater und Ihre Tante, auch die Grosseltern, so freundlich und so sehr gütig gegen mich, den einfachen Ausländer, waren, so dass Birchfield in meinem Gedächtnis ein geheiligter Fleck war und bleiben wird.» Alfreds Verlangen nach England sprang beinahe aus den Seiten hervor – so, wie es, auf eine sehr unterschiedliche Weise, sein Hass auf sein Heim, «mein Gefängnis», tat. Mit der Ankunft seiner Schwiegertochter war Villa Hügel, sofern das überhaupt möglich war, noch ungemütlicher als zuvor geworden, und die Tatsache, dass er für diese Ungemütlichkeit verantwortlich war, machte die Sache nicht gerade erträglicher³⁵.

Drunten in Essen fuhren seine 20'000 Kruppianer damit fort, seine Hochöfen zu füttern und ihre Frauen zu schwängern. Vom Hügel aus glich die Stadt einem riesigen Schuppen – beinahe eine Million Quadratmeter waren überdacht –, der von einem treibenden, grauen Dunst überdeckt war. Die Sozialdemokraten waren zwar da, wurden jedoch nicht lästig. Das Geschäft ging gut; Berichte von ihm besuchenden Mitgliedern seiner Werksleitung bestätigten das. Den Bankiers hatte man die Kredite zurückgezahlt. Ab und zu feuerte Alfred eine seiner ungezügelter Salven ab; die Arbeitnehmer durften innerhalb der Wohnkolonien nicht mit Landwirtschaft anfangen («Dann arbeitet er zu Hause und ruht auf der Fabrik») oder Ziegen halten («Ziegen haben ja sogar Griechenland kahlgefressen») oder ihr Heim ausbauen («Ich habe vielfach kleine Lauben von Latten gesehen ... und finde das meistens sehr hässlich.») Die Regierung wurde sehr nachlässig – «Noch nie waren die Staatsstrassen so schlecht als jetzt.» Die Handwerker legten keinen Wert mehr auf ihre Arbeit – «Die Reparatur auf Friedrichstrasse und Schederhof kann nicht roher gedacht werden.» Die Geschäftsleitung beschuldigte der Alleininhaber, dass er geringschätzig behandelt werde; die Berichte an ihn seien «leider nur zu kurz». Obwohl sein Besitz jetzt auf acht Millionen Mark geschätzt wurde, sollten auch nicht die kleinsten Buchungen aus der Bilanzaufstellung

weggelassen werden. Krupps Erfolg, so hielt ihnen Krupp vor, sei aus der Leidenschaft zum Detail entsprungen. Warum hatten sie also übersehen, den Wert des alten Stammhauses – 750 Mark – einzusetzen^{36?}

Doch das waren Nebensächlichkeiten. Die beherrschende Aufgabe während seiner Senilität – bestand im dunklen, endlosen Brüten über neue Wege zur Tötung von Menschen. Seine Laufbahn als Industrieller des Friedens hatte Anerkennung gefunden; hätte er sich dem eigentlichen Sinn seines Warenzeichens gemäss verhalten, würden Alfred und seine Nachfahren heute vor der Geschichtsschreibung in einem ganz anderen Licht erscheinen. Während er jedoch zurückgezogen in seinem Schloss hauste, vergass er Achsen, Federn, Schienen und nahtlose Radkränze und sann über die Aussichten eines allgemeinen europäischen Krieges nach. «Es würde auf alle Fälle eine leidige Sache sein», schrieb er am 13. April 1885 an Longsdon; aber es würde noch trauriger aussehen, wenn es England und Deutschland – die er sich als Verbündete vorstellte – an genialen Waffen fehlte. Deshalb konzentrierte er sich auf neue Einfälle. Nach dem enttäuschenden Misserfolg einer Gebirgskanone von Krupp anlässlich italienischer Versuche bei Vinadio verlegte er sein Augenmerk auf die See. Was Deutschland brauche, folgerte er, sei eine erstklassige Marine, und er sei genau der richtige Mann für ihre Planung. Einige seiner Vorschläge waren hellseherisch. Er riet zur Einführung von Rauchwänden, «erzeugt auf einem beweglichen Untersatz, der seine Stellung wechseln kann, um den Feind zu verwirren», und sein Pivotgeschützboot nahm die Torpedoboote um fast sechzig Jahre vorweg. «Nehmen wir an», schrieb er, «dass zwei oder drei kleine Schiffe ein oder mehrere grosse angreifen. Sie müssen sich zu deren Heck heranarbeiten, da sie nicht armiert sind, aber im geeigneten Augenblick dampfen sie nach vorn, kreisen die feindlichen Schiffe in voller Geschwindigkeit ein und feuern auf sie los, so schnell sie nur eben laden können.» Der Ausgang des Manövers schien für ihn unvermeidlich zu sein, wobei er nur – übrigens ebenso wie Douglas MacArthur im Jahr 1941 – die Reichweite und die Kraft der Langrohre von Schlachtschiffen beim Kampf gegen kleine Boote unterschätzte. Über die Pivotgeschützboote äusserte er voller Enthusiasmus: «Dank ihrer grossen Geschwindigkeit und ihres Manövrierens rund um ein zentrales Ziel sind ihre Richtprobleme vereinfacht. Das feindliche Schiff ist gross und liegt bewegungslos mitten im Schuss, während das kleine fast unsichtbar und wegen seiner Geschwindigkeit nur schwer auszumachen ist. Das grosse Schiff ist zehnmal mehr bedroht, und sollte tatsächlich einmal das kleine getroffen werden und sinken, dann ist der Verlust an Material und Menschenleben nur ein Zehntel davon ...» Alfreds Problem bestand darin, dass er zwar weit vorausschaute, aber im Gegensatz dazu zu wenig technische Erfahrung besass. Bis zu Arthur Whiteheads Erfindung des «selbstbeweglichen Fischtorpedos» sollte es noch einige Jahre dauern; Krupp regte daher an, jedes Kanonenboot mit je einem seiner schwersten Geschütze auszurüsten. Unter Bezug auf die genauen Einzelanlagen unterrichteten ihn seine Ingenieure, dass das Boot infolge des Rohrrücklaufs kentern würde. Nun gut, brauste Alfred auf; dann würde er eben ein Geschütz bauen, das *gleichzeitig* in zwei Richtungen feuere; der zweite Schuss könne dann den Rückstoss des ersten dämpfen. «Nun können Sie mir höchstens noch sagen, ich wäre verrückt», schrieb er. Da die Ingenieure nicht dazu in der Lage waren,

sich eine Antwort auszudenken, verzichteten sie darauf, und so schickte er ihnen eine weitere beissende Bemerkung: «Wenn Sie glauben, dass es mich irgendwie beeindruckt, wenn Sie mich ignorieren, dann irren Sie sich³⁷.»

Er hörte nicht damit auf, Projekte auszuhecken, selbst dann nicht, als ihn seine Ärzte anflehten, seinen Bleistift abzuliefern, denn nach einem langen Leben eingebildeter Leiden verfiel er jetzt völlig. Im Herbst 1884 bereitete sich Düsseldorf auf den Empfang von Bismarck vor. Der Kanzler wollte in Essen haltmachen, doch Krupp musste eingestehen, dass er nicht in der Lage sei, «weder an der Eisenbahn den Fürsten abzuholen noch in die Fabrik [zu] begleiten, auch nicht dort mit der Begleitung [zu] empfangen; denn ich bin gar nicht wohl genug, Aussertägliches mitzumachen, d.h. anderes als Vegetieren und Vermeidung jeglicher Aufregung». Im darauffolgenden Frühjahr unternahm er einen kurzen Ausflug und notierte am nächsten Tag: «Ich kam mit einem Hexenschuss zurück, jetzt bepflastern sie mich, und wenn das nicht ausreicht, wird Dr. Dicken mich elektrisieren.» Zu seiner Entrüstung starb Dicken zwei Wochen später. Das sei, tobte Krupp, typisch für die Mediziner; die Idioten könnten sich nicht einmal selber auskurieren. «Ich bin jetzt ganz der alte Mann», berichtete er Longsdon traurig. «Ich scheue [mich] nicht, im Wagen auszufahren, aber nach zwei Stunden Fahrt konnte ich kaum die Treppe hinaufsteigen ... Ich habe einen Doktor hier aus Berlin.» Der Neuankömmling war kein anderer als Professor Schweningen, des Eisernen Kanzlers eisenharter Arzt. Furchtsam nannte ihn Alfred «meinen Peiniger». Diesmal jedoch gab der Doktor Krupp nicht das Kommando «Aufstehen!» Stattdessen liess er mehrere Flaschen mit einer Flüssigkeit zurück, die ihrer verdächtigen Wirkung nach zu schliessen anscheinend mit Alkohol verstärkt zu sein schien. Da Alfred den deutschen Medizinern misstraute, bat er Longsdon, die Meinung «eines Doktors in London» einzuholen, aber er musste immerhin zugeben, dass «mein Magen diese Flüssigkeit sehr gut verträgt»³⁸.

Alfred grübelte über das «Nachher». Gab es das überhaupt? Krupp zweifelte. Doch er konnte sich ja irren. Wenn dem so war: Er war zur Prüfung seiner Bücher «vor seinem Herrgott» bereit. Ihm lag es ganz bestimmt fern, mit seinen Prinzipien einen Kompromiss zu schliessen, indem er «Gott im Paradiese ein Plätzchen abzuhandeln» versuchte. Das wäre nicht «männlich». Er zog es vor, bis zuletzt auf seinem Amboss weiterzuhämmern, und obwohl er am 1. März 1887 festhielt, dass ihm die Arbeit verboten worden sei, rechtfertigte er seinen Ungehorsam folgendermassen: «Berichte über Erfolg können mir nur nützen ...» Unglücklicherweise wurden die neuen Erfolge von anderen geertmet. Vier Wochen später erfuhr er, dass ein amerikanischer Elektroingenieur namens Hiram Maxim ein kurbelloses Maschinengewehr erfunden habe; dieses benutzte seinen eigenen Rückstoss zum Feuern, zum Auswerfen der leeren Patronenhülsen und zum Wiederladen. «Was ich weiss», schrieb Alfred am 31. März, «ist erstaunlich, und ich beneide den Erfinder»³⁹.

Seine eigene letzte Anstrengung zur Revolutionierung der Kriegsführung – womit er gleichzeitig die Absicht verfolgte, eine geeignete Plattform für seine unglückselige Panzerkanone zu schaffen –, was das, was er abwechselnd als «Zellenschiff», «Schwimmende Batterie» und «Hohle Insel» bezeichnete. «Wir werden bald den Beweis liefern, dass jedes Panzerschiff durch unsere Geschosse über und unter dem Wasser zerstört wird. Diese wüsten, teuren Apparate werden dann wertlos werden. Nun ist es die Aufgabe, Ersatz dafür zu finden.»

Sein Ersatz war absurd. Die wie eine Schüssel geformte, von Luftkammern getragene Batterie sollte bei Flut an flache Strände treiben, von dort aus Küstenbefestigungen beschossen und mit der zurückgehenden Flut sich anschliessend wieder entfernen. Mit der zittrigen Hand eines alten Mannes skizzierte Alfred die Pläne in einer einzigen Nacht auf zweiundvierzig Quartbögen, die von kaum lesbaren Anmerkungen strotzen:

... ohne jeden Panzer von aussen ... Das Schiff muss so gross sein, dass es Zellen genug enthält, das Schiff noch zu tragen, wenn es auch um eine Deckhöhe sinken möchte... Während ein Panzerschiff nach einem paar Treffer im Boden unvermeidlich sinken muss, gehen bei diesem Schiff die Geschosse durch, und während der Panzer gefüllt wird vom eindringenden Wasser, bringt jeder Schuss vielleicht ein paar hundert cm³ Wasser in dieses Schiff, und wie beim schweren Panzer rasch alles verloren ist, werden bei uns nur die Leute getötet, die getroffen werden⁴⁰.

Natürlich räumte er ein, dass es zweifelnde Thomasse geben werde, die Söhne jener Männer nämlich, die einst seine Gussstahlkanone abgelehnt hatten. Sie würden piesacken, nörgeln und sich lustig machen. Aber er war gegen ihre nicht stichhaltigen Einwände gerüstet.

Je grösser die Aufgabe, je schwieriger die Lösung erscheint, desto grösser das Verdienst. Jetzt wollen wir mal eine schwache Seite des Geschützes auf der hohlen Insel annehmen. Die schwere Beweglichkeit, dass ein feindliches Schiff die Insel in den Grund bohrt, zerdrückt. Bevor dasselbe aber dies vollendet, hat es Geschosse im Leibe, von denen es nicht wieder geneset. Also wir verlieren die Insel mit der Kanone, der Feind aber sein ganzes Schiff. Haben wir unsere Insel ins Meer geschleppt, so weit, dass wir den Feind verhindern, die Küste zu bombardieren, und können wir wirklich vor Übermacht die Batterie nicht retten, nicht in den Hafen bringen, so denke ich mir doch, dass man durch Anker und Ketten solche Verbindungen herstellen kann mit dem Geschütz, dass man später, wenn wieder Ruhe ist, es heraufholen kann⁴¹.

Sein Sohn und sein Arzt studierten gemeinsam die Pläne. Der Doktor murmelte nur: «Jesus!» Fritz wies die Fabrik an, den Alleininhaber zu ignorieren, und Schweningen rang Alfred das Versprechen ab, sich niemals mehr mit seinem geliebten Werk in Verbindung zu setzen⁴².

Am 13. Juli 1887 untersuchte der Arzt seinen hageren Patienten in einem der höhlenartigen, oberen Steinschlafzimmer und fand seinen Zustand unverändert. Fritz brach zu einer Reise auf. Am nächsten Tag erlitt der fünfundsiebzigjährige Kanonenkönig, der allein mit seinen Bediensteten im Schloss war, einen Herzanfall und stürzte in die Arme seines treuen Kammerdieners Ludger. Jäh traten Zuckungen ein; Alfred wurde steif und gleich darauf schlaff, und als sich seine Hand öffnete, fiel ein fünf Zentimeter langer Bleistift auf den Marmorboden. In Paris, wo gerade der Tag der Bastille gefeiert wurde, waren die Franzosen ausser sich vor Freude, während Artikel in der Presse der Hauptstadt berichteten, dass Krupp das Gussstahlverfahren von Bessemer gestohlen habe, dass während Alfreds letzter Lebensjahre alle seine Kanonen «fehlerhaft gewesen und geborsten» seien und dass er nur Erfolg gehabt habe, da Bis-

marck und die preussische königliche Familie die wahren Firmeninhaber gewesen seien. «Die französische Artillerie ist der deutschen in allen Punkten überlegen», hiess es in einem Beitrag von *Le Matin*, der von einem Mitglied der deutschen Herrscherfamilie mit Verbitterung gelesen wurde, nämlich von dem achtundzwanzigjährigen Friedrich Wilhelm Viktor Albert, dem Hohenzollern, der einst als *der* Kaiser Wilhelm in die Geschichte eingehen sollte. Doch die Pariser Blätter bildeten eine Ausnahme. In den meisten ausländischen Leitartikeln verkettete man Krupps Namen eng mit jenen des Kanzlers und des Kaisers. Er war einer der Hauptarchitekten des Sieges von 1871 und deshalb einer der Gründer des Reichs⁴³.

Natürlich waren nur wenige Nationen dazu in der Lage, Alfreds Laufbahn kritisch zu betrachten, hatte er doch ihrer sechsundvierzig bewaffnet. Auf Villa Hügel gab es einen Diamantring des russischen Grossfürsten Michail Michailowitsch, ausserdem eine massive goldene Schnupftabakdose von Franz Joseph von Österreich und schliesslich eine zweitausend Jahre alte Vase von Li Hungchang. Mindestens genau soviel wie irgendeine andere Einzelperson hatte Krupp die Tribüne für die grossen Massenvernichtungen vorbereitet, die 1914 einsetzen sollten, und in Anerkennung seiner Verdienste hatten ihm die dankbaren Regierungen seiner Tage vierundvierzig Militärmedaillen, -Sterne und -kreuze verliehen, eingeschlossen mannigfaltige Ehrentitel von Spanien, Belgien, Italien, Rumänien, Österreich, Russland, der Türkei und Brasilien. Schweden hatte ihn mit dem Vasaorden dekoriert, Japan mit dem Orden der Aufgehenden Sonne, und Griechenland hatte ihm das Kommandeurskreuz vom Orden des Erlösers verliehen⁴⁴.

Alfred hatte sein eigenes Begräbnis bis in jede Einzelheit festgelegt, und Essen befolgte sämtliche Anweisungen bis auf den Buchstaben genau. Drei Tage lang lag er feierlich aufgebahrt im grossen Saal des Schlosses*. In der dritten Nacht wurde der hagere Leichnam die lange Strasse zur Fabrik hinuntergetragen; die Fusssteige säumten in dichter Folge schwarze Fahnen und zwölftausend Kruppianer, die rauchende Fackeln hochhielten. Bevor der Leichnam beerdigt wurde, enthüllte man ihn erneut kurz in jener Hütte, von wo aus sein bankrotter Vater zu Grabe getragen worden war. Aufgrund der Restaurierung sah das Stammhaus fast genauso aus wie am Morgen des Begräbnisses seines Vaters sechzig Jahre zuvor, als Alfred es als spindeldürrer, verstörtes Kind verlassen hatte. Auf seine Weisung hin war alles aufbewahrt worden, selbst die handgearbeiteten schwarzen Holzschuhe, mit denen er in die Gussstahlfabrik gewandert war. An diesem Ort betrachteten ihn die Trauernden zum letztenmal. Dann trug eine Geschützlafette den Sarg zum Familiengrab auf dem Kettwiger-Tor-Friedhof bei den Überresten der mittelalterlichen Stadtmauer, wo Jencke Alfred mit den Worten pries:

Er war das Beispiel eines glühenden Patrioten, dem
kein Opfer zu gross war für sein Vaterland⁴⁵.

Im Tod genauso wie im Leben erwies sich Alfreds Körper als ruhelos. Das Kettwiger Tor musste eingeebnet werden, um einem neuen Bahnhof zu weichen. Wie bei seinem Vater – dessen Leichnam so oft verlegt werden musste, dass er schliesslich

* Damals wurde der Saal das «Weisse Zimmer» genannt, heute das Musikzimmer.

verloren ging so wurde auch des Kanonenkönigs Ruhe durch das ständige Anwachsen der von ihm mitgeplanten Stadt und die daraus folgende Notwendigkeit, mit den Friedhöfen umzuziehen, gestört. 1956 indes wurde er in eine dauerhafte Gruft hermetisch eingeschlossen, und zwar von seinem Urenkel Alfried, der gerade dabei war, Ehre und Wohlstand der Dynastie wiederherzustellen, wozu seiner Meinung nach auch die Wiedervereinigung aller Toten der Familie gehörte. Die Asche seines Vaters brachte Alfried von einem fernliegenden Familienbesitz an die Ruhr. Alfrieds jüngster Bruder wurde unter einem Wehrmachtsskreuz in Italien gefunden, und die Gebeine der anderen Familienmitglieder wurden eingesammelt und in Essens vornehmerem Vorort Bredeneu wieder der Erde übergeben⁴⁶.

Der Friedhof befindet sich in Privatbesitz, ist bewacht und flösst dem Besucher Ehrfurcht ein. Ein mit rosa Granitplatten belegter Weg windet sich an Tulpen und Immergrün vorbei durch einen makellosen Park. Dann stösst man plötzlich auf die Begräbnisstätte, eine bestürzende Schar riesiger Grabmäler aus schwarzem Marmor. Gustav und seine Frau, die zweite Bertha, befinden sich gemeinsam unter einem einzigen Stein; ihre gefallenen Söhne liegen zu ihren Füßen. Auf der Gruft von Alfreds Sohn Fritz ist das Warenzeichen von Krupp eingemeißelt. Und über allem ragt das Monument von Alfred selbst auf. Wieder einmal beherrscht der alte Kanonenkönig die Krupps; seine Grabstätte, die rangförmig aufsteigt, ist sechs Meter hoch. An mehreren Stellen sitzen Bronzefiguren auf Marmorsimsen und wachen über die Gräber. Einige sind Engel, und bei einer handelt es sich um einen riesigen hockenden Adler. Da der Adler in seinen Krallen einen Kranz hält, ist er vermutlich in Trauer, doch sein Ausdruck ist alles andere als traurig; er mutet aufgeregt an. Der Adler blickt erzürnt drein⁴⁷.

Kapitel 8

Von Geblüt ein Prinz

Und so kommen wir jetzt zu Friedrich Alfred alias Fritz Alfred alias Fritz, dem erfolgreichsten und – mit der einzigen Ausnahme seines Enkels Alfried – rätselhaftesten von allen Krupps. Nicht mehr vorhanden an der modernen schwarzen Gruft von Fritz in Bredeneby ist die kleine Messingplakette, die man an seinem Grabstein angebracht hatte, nachdem er wie sein Vater und Grossvater vor ihm vom Stammhaus zum Kettwiger Tor getragen worden war. «Ich verzeihe allen meinen Feinden», hiess es darauf. Dass er das tatsächlich gesagt hat, ist zweifelhaft; und dennoch entspricht es der Einstellung dieses Mannes. Fritz war unerschöpflich wohlwärtig, grosszügig und liebenswürdig. Es ist nicht leicht, ihn von den Sturmwolken zu trennen, die über ihn dahintrieben, und die plumpen Versuche seiner Werbemanager, sein persönliches Bild aufzupolieren, helfen dabei nicht weiter. Es waren damals die Jahre, in denen sich die Firma ihres Rufs im Ausland bewusst wurde. Ein manipulierter Artikel in der amerikanischen Wochenzeitschrift *Outlook* gibt einigen Einblick in das Leben und Treiben des preussischen Industrieadels zurzeit der Jahrhundertwende. Ein Mitarbeiter der Zeitschrift namens Edward A. Steiner schrieb am 25. Januar 1902 in seinem Bericht über die Sorge des Konzerns um die Wohlfahrt seiner Arbeiter:

Ich habe vor vielen Grossen mit Titeln oder Thron gestanden, aber selten machte ich mit grösserer Ehrerbietung eine Verneigung als vor diesem rührigen Geschäftsmann, der nicht zu rührig war, um jene zu vergessen, die mitgeholfen haben, seinen Reichtum zu schaffen.

«Sie sind aus Amerika gekommen, um uns zu besuchen; das freut mich. Was wollen Sie sehen – unsere Erzeugnisse für den Frieden oder jene für den Krieg?»

«Die Erzeugnisse, die Ihnen am Herzen liegen, Mr. Krupp», erwiderte ich, und ein Lächeln huschte über sein recht ernstes Gesicht¹.

Es ist unwahrscheinlich, dass Steiner jemals den Alleinerben des Alleininhabers zu Gesicht bekommen hat, dessen Ausdruck übrigens alles andere als ernst gewesen war. Doch Fritz widmete sich ernstlich seinen «Wohlfahrtseinrichtungen», und er brach wirklich mit der knickrigen Tradition der Schlotbarone, indem er zum ersten (und letzten) Menschenfreund an der Ruhr wurde. Vorurteilsfreie Industriepolitik lag ihm tatsächlich am Herzen, und er verabscheute gerade die Gewalt, deren internationales Symbol er ironischerweise war. Einmal sagte er zu Wilhelm II.: «Mein Vermögen ist mein Fluch. Ohne es hätte ich mein Leben der Kunst, Literatur und Wissenschaft gewidmet².»

Dennoch bleibt die Tatsache bestehen, dass die Zahl der Feinde, die Fritz zu Lebzeiten bedrängten, die sich über seinen Tod hämisch freuten und denen die Plakette auf dem Grabstein verzeihen sollte, aussergewöhnlich war. Der Hass, den er ausgelöst hatte, war so tief, dass die Werkspolizei von Krupp nach dem Begräbnis Tag und Nacht

das Grab bewachen musste, um Männer abzuhalten, die fest dazu entschlossen waren, den Sarg zu schänden³. Zum Teil entsprang diese Feindschaft seinem spektakulären Ende. Zum Teil war sie ein Zeichen der Zeit; kein Kanonenkönig – anders als sein Vater hatte er etwas gegen den Beinamen, welcher aber dennoch an ihm hängen blieb – hätte sich zurzeit des *fin de siècle* der traurigen Berühmtheit entziehen können. Vor allem aber war die unversöhnliche Feindschaft, die sich auf diesen klugen, sensiblen Introvertierten konzentrierte, ein Teil seines Erbes. Krupp Vater hatte den Wind gesät; Krupp Sohn blieb es überlassen, den Wirbelsturm zu ernten. Er hätte dem nur aus dem Weg gehen können, wäre er eine absolute Null gewesen, aber er war alles andere als das; auf seine eigene, komplizierte Art war er fähiger als Alfred.

In seiner Jugend hatte sich dieses Talent gut getarnt. Ein guter Menschenkenner, der auch Feinheiten zu würdigen weiss, hätte vielleicht hinter jenem schwierigen Äusseren den schlummernden Geist wahrgenommen. Seinem Vater fehlte die Gabe dazu; bis zu seinem Todestag hegte Alfred ernste Zweifel über seinen Nachfolger. Alfred hatte sich einen zweiten Alfred gewünscht, doch die beiden Kanonenkönige hätten nicht gegensätzlicher sein können. Der Vater war im Alter von vierzehn Jahren «Herr Krupp» gewesen. Friedrich Alfred blieb sein ganzes Leben lang «Fritz»⁴. Trotz seines robusten Äusseren war er in Wahrheit empfindlich; er litt ständig an hohem Blutdruck und Asthma, welches man vielleicht, wie seine grollende Mutter glaubte, seiner Geburt in der russerfüllten Luft des Fabrikgeländes zuschreiben konnte. Der ältere Krupp war hager und launisch. Der junge war dick, kurzsichtig und friedlich, und sein einziges wirkliches Kindheitsinteresse galt der Naturwissenschaft. Als Jüngling scheint er die meiste Zeit damit verbracht zu haben, sich zu wiegen und dann über das Ergebnis die Augen zu verdrehen; ausserdem gab er sich mit der Einordnung von Musterstücken aus Fauna und Flora ab.

Der Grosse Krupp war entsetzt. In seinem Jubel über die Ankunft eines männlichen Erben hatte er einst seinen mächtigsten Dampfhammer aus jenem Jahrzehnt nach ihm getauft. Jetzt waren seine Hoffnungen gleich dem schwerfälligen Hammer in die Brüche gegangen. Die Dynastie schien verloren zu sein; er hatte einen Faulpelz gezeugt. Eine Zeitlang dachte er ernstlich daran, den Jüngling zu enterben und ihm zu einem Start als Gutsbesitzer zu verhelfen⁵. Doch je älter Fritz wurde, desto mehr besserte sich sein Gesundheitszustand. Alfred schaltete um. Anstatt ihn nicht anzuerkennen, wollte er seinen Sohn jetzt ausbilden. Das Sammeln von Pflanzen und Tieren wurde verboten. Auch mit der konventionellen Erziehung geschah es nicht anders; gerade hatte der Junge seinen Privatlehrern ade gesagt und begann Gefallen am Essener Gymnasium zu finden, als ihm der Vater zu seiner Bestürzung befahl, von der Schule abzugehen.

Alfreds Gründe dafür waren verschiedener Natur. Einer entsprang dem Eigennutz. Er war in seinen sanften Sohn vernarrt; wie er einem Mitglied der Geschäftsleitung schrieb, sei Fritz sein «einzigster Junge», und dieser habe einen Grossteil seiner Kindheit «mit meiner Frau fern von mir» zugebracht. Der Gedanke, dass er kostbare Stunden lang Fritzens Gesellschaft beraubt sein sollte, während dieser in der Schule sass, ärgerte ihn. Da er tatsächlich so war, wie er sich gab, verbot er den Schulbesuch. Da er ausserdem Alfred war, erklärte er sich den Befehl auch vernunftmässig. Für ihn stand fest: Der Alleininhaber konnte unschätzbare Kenntnisse, Wahrheiten und Einblicke

vermitteln, die in keinem Lehrplan zu finden waren. Er würde also seines Sohnes Gymnasialdirektor sein. Er schrieb:

Ich kann nichts Besseres wünschen und für Fritz tun – und ich glaube, dass dieses mehr wert ist als das Erbe –, als ihm zu empfehlen, alle meine Schriften zu sammeln und sie zu registrieren, um sie immer wieder finden zu können. So wird er mehr und mehr sich hineinfinden in den Geist und das Streben meines Lebens, und viel eigenes Denken und eigene Sorgen wird er sich ersparen, wenn er mit Überzeugung das aufnehmen wird, was ich mit Überzeugung geschrieben und gewollt habe⁶.

Der Unterricht begann im Herbst in Torquay nach dem französisch-preussischen Krieg. Alfred händigte seinem Jungen ein dickes Heft und ein Bündel wohlgespitzter Bleistifte aus; jedesmal, wenn nun Alfred ein erleuchtender Gedanke kam, sprach er ihn laut und deutlich aus, und es war Fritzens Amt, diesen niederzuschreiben. Am 11. Oktober schrieb Krupp an die Prokura, dass seine ganze Korrespondenz aufbewahrt werden solle, «damit auch mein Sohn, wenn Gott will, davon später Einsicht nehmen möge». Wieder in der Gussstahlfabrik, schickte er nach Torquay ein Communiqué (Alfred Krupp an Friedrich Alfred Krupp) des Inhalts, dass man unschätzbaren Unterricht erfahren könne, indem man die Worte eines weisen Mannes kopiere. «Ich ... empfehle Dir», schloss er, «alle Originale von mir zu sammeln und zu registrieren.» Ob das denn nicht besser klinge als das Sammeln von biologischen Musterstücken, fragte er dann noch⁷.

Fritz dürfte kaum so gedacht haben. Der siebzehnjährige Junge erkannte klar, dass die Pflichtaufgabe ins Wanken geraten würde, denn sein Vater war eine menschliche Briefschreibmaschine. Aber gutmütig, wie er war, erklärte er sich einverstanden. Das Leben mit dem Vater hatte ihn Gehorsam gelehrt, und die Erziehung des Industriekronprinzen – oder, wie Alfred es auszudrücken pflegte: des «wahrscheinlichen Erben des Etablissements» – machte Fortschritte. «Dieser Rat wird für Dich wertvoller sein als Dein Erbe», kritzelte der Vater, und der Sohn schrieb pflichteifrig ab: «Dieser Rat wird für Dich wertvoller sein als Dein Erbe.» Ein Schwall Kruppscher Vorurteile folgte. Fritz müsse Misstrauen gegenüber den Menschen entwickeln («niemand muss Dir ein X für ein U machen können»), und er solle lernen, sich jede Möglichkeit im Vorhinein auszudenken, «meistens zehn Jahre im Voraus»; «das mögen viele in ihrem Witz einen Luxus nennen – und alle geistig Faulen werden es immer tun –, ich aber habe meinen Nutzen ebenso davon gezogen, als der Chef des Generalstabes für Sieg oder Schlappe im Voraus sein ferneres Verhalten in allen denkbaren Fällen bei sich erwogen und vorgezeichnet hat.» Sieg bedeutete für einen Alleininhaber absolute Herrschaft über sein Reich. Niederlage würde bedeuten, in die Hände von «Gründer-Raubtieren» zu fallen. Sollte Fried. Krupp, Essen zur Gesellschaft werden, würde Alfred aus der Hölle fahren, um seinen Sohn heimzusuchen. Es gab da nur eine Ausnahme. So sehr er auch Aktieninhaber verachtete: matriarchalische Systeme verabscheute er noch mehr; sollte es Fritz nicht gelingen, mannhafte Entscheidungen zu treffen, würde er öffentliches Eigentum dem Fall vorziehen, dass die Firma in die Hände von Frauen fiel⁸.

Und das brachte Alfred auf etwas anderes. Er verschwende diese seine Zeit nicht an eine einzige Generation. Er erwarte, dass seine Lehren bis hinunter zu den Kindeskin-

dem seines Kindes weitergereicht würden – «für ewige Zeiten», wie er nachträglich seinem Sohn schrieb. Dementsprechend diente auch sein Sohn als Schreibgehilfe, als Alfred das Generalregulativ abfasste. Alfreds Brief aus Torquay an Berthas Vetter Ernst, in dem er die Prokura auf die unmittelbar bevorstehende Ankunft der neuen Verfassung vorbereitete, gibt einen Eindruck davon, was der Junge durchzumachen hatte. Er schrieb:

Ich schicke Dir später mein Originalschreiben (in Bleistift), welches Fritz abgeschrieben hat. Jetzt hat sich Fritz ein Buch gekauft, in welches ich ihm verschiedenes schreiben werde, er wird auch dieses lange Schreiben hineinkopieren, und ich bitte Dich, ihm mein Schreiben betreffend Kontrolle der Werkführer und Meister einzusenden, oder eine Kopie, damit er dasselbe auch in seine Sammlung aufnehme. Es freut mich, dass er mit grossem Interesse und Lust selbst diese Arbeit wünscht, sich immer selbst anbietet, mir zu helfen, und mit Ernst schon seine künftige Aufgabe ansieht. Das ist mir eine Freude und eine Beruhigung⁹.

Das war Unsinn. Fritz hatte sich zu dieser Schinderei nicht freiwillig gemeldet, und ganz bestimmt hatte sie ihn weder fasziniert noch gefreut. Gelegentlich konnte er in der Schlacke allerdings eine Perle finden. Seines Vaters Hinweis: «Du musst beim künftigen Kaiser das sein, was ich beim jetzigen war»*, stellte den wichtigsten Rat dar, den er je erhielt; obwohl dieser heute, also im Nachhinein, anfechtbar erscheint, war er im Lichte dessen betrachtet, was man damals wusste, durchaus schlau zu nennen. Aber er stellte auch eine Ausnahme dar. Die meiste Zeit über strampelte der Sohn in einem Sturzbach leerer Worte herum. Später gestand er dann mit seinem angeborenen Taktgefühl ein: Unter den hohen Ansprüchen seines Vaters seien diese Lehrjahre nicht leicht gewesen. In Wirklichkeit wurden sie unerträglich. Fritz zog sich einen Schreibkrampf zu. Er war verzweifelt. Er trat in die Armee ein¹⁰.

Er meldete sich nicht freiwillig – das hätte den offenen Bruch mit seinem Vater nach sich gezogen –, aber es lief auf dasselbe hinaus. Da er des Kanonenkönigs Erbe war, hatte ihm das offenbar Eingang bei exklusiven Kreisen des Offizierscorps verschafft, und er dachte sich etwas aus, um zur Militärdienstplicht angehalten zu werden. Es war ein brillanter Streich, der ihm jenen Notausgang verschaffte, durch den er schlüpfen konnte, ohne in Ungnade zu fallen; Alfred, der aus dem deutschen Militarismus ein Vermögen zog, konnte schlecht nein sagen. Fritz war bei den Badischen Dragonern in Karlsruhe stationiert und fühlte sich dort im siebenten Himmel.

Daheim auf Villa Hügel kochte Krupp vor Wut, ohne etwas tun zu können. Wie es sich herausstellte, war das auch gar nicht nötig, denn schon nach wenigen Wochen sass ihm sein Schreiber wieder zu Füssen; die Dragoner hatten ihren Rekruten wegen «Kurzsichtigkeit, asthmatischer Anfälle und Fettleibigkeit» entlassen. Fritz war niedergeschmettert und schluchzte bitterlich. Alfred stattete ihn mit einem Haufen Papier und einer Schachtel nagelneuer Bleistifte aus. Beigefügt war eine Grussadresse. Sie begann fröhlich:

* Dieser Satz wurde 1872 niedergeschrieben, also während der Meinungsverschiedenheiten zwischen Alfred und Wilhelm I. über die Lieferung der neuen Feldgeschütze von Krupp an die Österreicher.

Lieber Fritz!

Ich kam in den Zug, aus dem einen ins andere, so werde ich fortfahren, bei Dir meine Überzeugungen niederzulegen.

Nach einer Abschweifung – Alfred verdamnte die «Kanalschwärmer», böse Zeitgenossen also, die die Wasserstrassen des Ruhrgebiets mit seinen Steuergeldern verbesserten – endete die Notiz: «Ich wünsche Dir viel Vergnügen. Dein treuer Alter¹¹.»

Der Alte war wirklich der Überzeugung, dass er dem Jungen ein seltenes Vergnügen bereite. Die Ärzte waren da anderer Meinung. Dem Armeearzt in Karlsruhe war nichts anderes übriggeblieben; er musste einfach einen dicklichen, bebrillten jungen Mann abweisen, dessen Atem wie eine Feile raspelte, nachdem dieser das Exerzierfeld einmal entlanggewatschelt war. Fritz hatte nicht die Eignung zum Soldaten; er war nicht einmal gesund genug, um ständig im Ruhrgebiet zu leben. Er war ganz einfach wackelig auf den Beinen, und sein Vater geriet in Sorge. Der allgegenwärtige Ernst Schweninger kam aus Berlin daher, hörte sich Fritzens Keuchen an und brüllte: «Hinlegen!» Mit seinen knöchernen Fingern knetete er die fleischige Brust. «Gelenkrheumatismus», fauchte er, während er sich aufrichtete. Ist so etwas ansteckend? fragte der besorgte Vater. Nein, sagte Schweninger, aber man könne das nicht in diesem Haus hier heilen, das wie eine Pferdelatrine stinke, ebensowenig in diesem Tal mit seiner verpesteten Luft. Vielmehr sei eine lange Reise in Begleitung eines Arztes vonnöten, und zwar in eine Gegend mit Heilklima. Schweninger empfahl das Niltal. Er selber sei nicht abkömmlich, aber sein Kollege Schmidt stehe zur Verfügung¹².

Das war im September 1874. Drei Monate später weilten Fritz und Dr. Schmidt in Kairo, und man könnte meinen, damit ausserhalb von Alfreds Reichweite. Weit gefehlt: Überall, wo es einen Postboten gab, da war auch Krupp. Seine ersten Briefe klangen bekümmert. Am 22. Dezember schrieb er: «Freue mich über Dein gutes Befinden», doch schon im nächsten Satz brach er in eine Reihe von giftigen Klagen aus, die Fritz ein Schuldgefühl geben sollten, dass er Ferien machte, während sein armer, treuer Alter völlig allein gegen eine erdrückende Übermacht ankämpfen musste:

Ich vegetiere mit fortwährendem Wechsel von Nerven- und Erkältungsleiden, welche von denen, die sie nicht haben, sehr geringgeachtet werden. Nach wie vor bleibt meine Zeit ausgefüllt mit Sorgen, und nach wie vor muss ich schreiben. Alle diese Sorgen und Arbeit, aller Kummer würde mir ferngeblieben sein, wenn die Berufenen ihre Schuldigkeit getan hätten. Allmählich wird Ordnung zur Herrschaft gelangen und vielleicht nicht zu spät. Schwer ist es aber, in eine allgemein gewordene Neigung zur Willkür und Indolenz den Sinn für Ordnung und Pflichttreue wieder einzupflanzen. Das Widerstreben ist grösser als die Treue, und meine frühere Vorstellung von der Allgemeinheit der Treue stellt sich immer mehr als Illusion heraus¹³.

Ordnung: Sie blieb seine Passion, und je älter er wurde, desto mehr war er davon überzeugt, dass jedermann aus seiner Umgebung an einer Verschwörung teilhatte, um ihn ihrer zu berauben. Ein Vierteljahrhundert bevor John Fiske im *Atlantic Monthly*

das Wort Paranoia populär machte, war Alfred bereits ein vollentwickelter Paranoiker – Deutschlands grösster vielleicht, bis dann der Streiter für die Neue Ordnung auftrat und eine Nation infizierte. Fritz hätte eigentlich mehr Berechtigung dazu gehabt, denn er wurde tatsächlich verfolgt. Er schickte seinem Vater Fotos von sich, die am Nil aufgenommen worden waren, und den ersten Satz von Alfreds Antwort darauf dürfte er aufmerksam gelesen haben:

Mein lieber Fritz!

Mit grosser Freude habe ich aus den gesandten Fotografien ersehen, dass Du bereits kräftiger aussiehst als je¹⁴.

Auf den Schnappschüssen sah der Junge alles andere als gut aus, und er fühlte sich auch nicht gut; er litt an ständigen Schmerzen und war nicht zur Arbeit fähig. Egal; das war es nämlich, was sein Alter mit ihm im Sinn hatte. Alfred hatte es nicht aus dem Gedächtnis verloren, dass der Khedive Said von Ägypten sein erster Kanonenkäufer gewesen war. Jetzt sass Saims Neffe Ismail auf dem Thron. Irgendein Geschäft musste da doch bestimmt zu machen sein. Am Neujahrsabend fiel sein Blick auf einen kurzen Zeitungsartikel. Früher im Jahr hatte Ismail die sudanesishe Provinz Darfur annektiert; jetzt wurde die Vermutung laut, dass die Ägypter dort eine Eisenbahn bauen könnten. Das war Unsinn. Der Khedive war so bankrott, dass er in weniger als einem Jahr zum Verkauf seiner Suezkanal-Anteile an die Engländer gezwungen sein sollte, doch Alfred sprang darauf an, entsandte seinen Vertreter in Konstantinopel nach Kairo und schickte Fritz telegrafische Anweisungen zur Eröffnung von Verkaufsgesprächen. Noch am gleichen Abend schrieb er ihm:

Ich fotografierte Dir also, dass ich bereit bin, die ganze Bahn nach Darfur zu übernehmen und mit Erdbau bis zum letzten Waggon, damit Du zu solchen Leuten davon beizeiten sprechen kannst, welche sich dafür interessieren mögen und eine Stellung zu solchen Unternehmen einnehmen.

Das klingt stark nach Übereifer. Alfred gibt immerhin zu:

Meine Vorbereitung basiert nur auf Zeitungsnachricht, es ist ja möglich, dass sie falsch ist, dass noch gar nicht an solche Ausführung gedacht wird, dass nur ein Teil oder gar nichts dazu gelangt. Nun, auch selbst für diesen Fall ist kein Nachdenken und keine Zeile deshalb vergeudet, sondern vielmehr für einen ähnlichen sich wiederholenden Fall hiermit im Voraus die Betrachtung aufgestellt, die wir dann benutzen können¹⁵.

Es war unwahrscheinlich. *Dieser* Fall, wie Alfred ihn sich vorstellte, existierte nicht. Erstaunlich ist, dass er keine Ahnung hatte, wo sich der Sudan befand. Er glaubte ihn irgendwo im Mittleren Osten; am nächsten Morgen schickte er Fritz einen weiteren Brief mit der Erklärung, dass er an dem Kontrakt Gefallen finde, weil «ich seit langer Zeit mit der Idee um [gehe], Ostasien mit Europa durch eine Eisenbahn zu verbinden, und finde überraschend viel vorgearbeitet für dieses Projekt, ungleich mehr als ich gedacht habe, und manches, welches meine ursprüngliche Idee durchkreuzt und läutert»¹⁶.

Er hatte es um dreizehn Jahre vorweggenommen, des Reiches «Drang nach dem Osten» in Gang zu setzen, aber seine Unwissenheit in Sachen Geographie bedeutete, dass er seinem Sohn nur sinnlose Schinderei auferlegte. Gehorsam schleppte sich sein

Erbe zum Palast und berichtete danach, dass Ismail nicht interessiert sei. Alfred war noch nicht zufriedengestellt und telegraphierte ihm, er solle versuchen, eine Audienz bei «Zeki Pascha» zu erreichen. Zeki sollte dem Vernehmen nach einflussreich sein. Vielleicht wusste er, wie man die richtigen Hebel in Bewegung setzte. Fritz machte sich erneut hinkend auf den Weg und fand den Pascha in Bezug auf diese Sache teilnahmslos und hartnäckig zugleich; in Zeki schwelte ein leidenschaftlicher Hass gegen alle Eisenbahnen.

Zu diesem Zeitpunkt legte sich Dr. Schmidt ins Mittel. Der Zustand seines Patienten verschlechterte sich, und er sah keine Hoffnung auf Besserung, sofern er nicht alle Verbindungslinien zwischen Vater und Sohn abschnitt. Zu diesem Zweck unternahm er einen drastischen Schritt. Er kaufte zwei Dreimonatspassagen auf einem langsamen Nildampfer und verstaute Fritz hastig an Bord, ohne Essen davon zu unterrichten. Die nachfolgende Korrespondenz ist eine der unterhaltsamsten im Kruppschen Familienarchiv. Alfred schreibt und schlägt eine neuerliche Annäherung an den Khediven vor. Keine Antwort. Nun, vielleicht war das keine gute Idee, räumt der alte Mann ein; doch das heisse nicht, dass Fritz seine Zeit mit «Herumreisen und Herumtreiben» verschwenden solle: «Hoffentlich bleibt Dir unbeschadet der Erholung auch Zeit zum Studieren. Wer weiss, wie lange ich noch leben werde¹⁷.» Noch immer keine Antwort. Am 26. Januar schlägt der alte Mann einen verdächtigen Ton an. Vielleicht wisse es Fritz nicht, aber es habe in der Fabrik eine Veränderung gegeben. Jeder, und er meinte damit *jeden*, müsse sich dem Kurs des Alten unterwerfen:

Trägheit und Gleichgültigkeit weichen neuen Kräften und Anordnungen, und jeder, ohne Ausnahme, der nicht kann oder nicht in gleichem Geiste mitwirken will, soll weichen¹⁸.

In der Annahme, dass seine Lehre beherzigt würde, nimmt er am nächsten Tag seinen Instruktionskurs wieder auf und schreibt:

Es bleibt noch unendlich viel übrig, was ich Dir auf den Lebensweg mitgeben möchte. Heute aber kann nur das Notwendigste Platz finden. Ich werde Dir Aufklärung geben über verschiedene Verhältnisse, über Eigenschaften und Charaktere von Personen, ihren Wert oder ihre Unbrauchbarkeit¹⁹.

Drei Wochen gehen ins Land, und jeden Tag breitet der Postbote seine Hände erneut hilflos aus. Die Stimme in Ägypten hüllt sich weiterhin in Schweigen. Ob Fritz etwa gelähmt ist? Oder ist er vielleicht einer Tropenkrankheit zum Opfer gefallen? Nein; solche Neuigkeiten hätte Schmidt bestimmt weitergegeben. Verärgert schickt Alfred einen Leitfaden über Buchhaltung auf die Reise. Er beginnt folgendermassen:

Heute will ich Dir nur andeuten, worüber ich nächstens ausführlicher schreiben werde. Das erste ist das Rechnungswesen, das Finanzwesen, das Kalkulationswesen. In diesen Dingen musst Du immer vollständig, zu Hause sein²⁰.

Dieses Erinnerungszeichen bleibt in Kairo liegen, ungelesen. Als nächstes kommt ein Haufen Papier mit der Anweisung, jedes der darin enthaltenen Worte genau zu prüfen. Da er auch darauf nichts vernimmt, schickt der Alte ein bissiges Briefchen auf den Weg:

Mein lieber Fritz!

Ich bedaure, dass Du nicht dazu gelangt bist, die Kopien meiner Schreiben an die Prokura nachzulesen, Auszüge daraus zu machen und den Inhalt zu registrieren, desgleichen die anderen Seiten nachzulesen, welche ich der Prokura zugehen liess. Sie enthalten die Erfahrung meines Lebens und die Grundsätze, denen ich allein mein Wohlergehen verdanke und deren Nichtachtung allein die Ursache des Rütteleins an solchem Wohlergehen war²¹.

Schweigen. Offensichtlich kümmert sich in Ägypten niemand einen Deut um Alfreds Lebenserfahrung, Prinzipien oder Wohlergehen. Was geht bloss dort unten vor? Am 17. Februar ist des Erben einundzwanzigster Geburtstag. Im Schloss auf dem Hügel haben sich Alfred und Bertha aus diesem Anlass zusammengefunden, blasen die Kerzen auf dem Geburtstagskuchen aus und senden telegrafische Grüsse, die unerwidert bleiben. Jetzt steht Alfreds Blut kurz vor dem Siedepunkt. Die Briefe und Telegramme aus Essen steigern sich zu einem zornigen Crescendo, die Drohung einer Enterbung wird erneuert – es sei immer möglich, schreibt er am 18. Februar, «anders zu disponieren, um mit grösstmöglicher Zuversicht das Geschaffene zu erhalten» –, und der ergraute Waffenschmied verfällt in eine Agonie der Enttäuschung. Dann trifft die einfache Erklärung ein. Der Kriechdampfer nach nirgendwo legt wieder an, und Dr. Schmidt kabela, dass sein Patient völlig wiederhergestellt sei. Während Alfreds verdriessliche Briefe sich in einem ägyptischen Briefkasten immer höher aufstapelten, hatte sein Sohn Reiher bewundert. Schmidt wird nach Hause beordert, um einen ausführlichen Bericht über den unerlaubten Ausflug zu geben; Fritz, eingewaschen, verbleibt im Lande, um Kruppkanonen zu inspizieren, deren Lafetten sich infolge des trockenen Klimas verzogen hatten²².

Fritz hatte immer irgendeine Antwort zur Hand; er ging jedesmal einem alles entscheidenden Konflikt aus dem Weg. Um bestehen zu können, hatte er eine aussergewöhnliche Gabe zum Ränkespiel entwickelt, die während der letzten Lebensjahre seines Vaters von unschätzbarem Wert für die Firma war. In den siebziger und achtziger Jahren wurden die Waffenfabrikanten stillschweigend als internationale Autoritäten anerkannt. Als solche verhandelten sie auf direktem Wege mit den Souveränen. Alfred gab einen fürchterlichen Gesandten ab. Zwar wurde in Potsdam sein Bombast verstanden, denn er hatte es dort ja mit preussischen Landsleuten zu tun. Doch selbst in der Residenz hinterliess sein Temperament immerwährende Schrammen; im Ausland aber hätten seine Ausbrüche katastrophale Folgen gehabt. So war es Fritz, der mit den Monarchen auf dem Balkan und mit dem Zaren aller Preussen zu tun hatte, und es war Fritz, der die Firma auf internationalen Ausstellungen repräsentierte. Seine samtweichen Gaben waren gleichermassen in Essen nützlich. Da ihm sein Vater keine festumrissene Aufgabe zugeteilt hatte, stellte er seinen Schreibtisch im Stammhaus auf und studierte eifrig Memoranden, die zwischen Alfred und dessen Stab hin- und hergingen. Es gibt keine Anzeichen dafür, dass seine daraus resultierende Mitwirkung damals irgendwie gewürdigt wurde (das Verhalten der Prokura nach seiner Firmenübernahme weist in der Tat darauf hin, dass ihn die Geschäftsführer ernstlich unterschätzten), aber er diente wiederholt als ein Prellbock zwischen der Prokura und dem Alten. Zweimal konnte er wertvolle Männer (Sophus Goose und Wilhelm Gross) dazu überreden, ihre

Kündigungen nach Reibereien mit dem Kanonenkönig zurückzunehmen. Einmal verfasste der alte Mann eine wohlgedachte Darstellung «über Gasabschluss am Geschossboden, Führung und Zentrierung des Geschosses und Ausfütterung des Geschosslagers bzw. Pulverkammer mit Blech (und über Progressiv-Drall)». Er reichte sie an Gross weiter, der – in der Meinung, dass sie niemals auf den Hügel zurückkehren würde – einen Kraftausdruck quer darüberschrieb. Alfred entdeckte den Schimpf. Als Vergeltungsmassnahme versuchte er, Major von Trautmann gegen Gross auszuspielen. Fritz hörte von der Machenschaft und schrieb dem Major:

Diese ganz privaten Zeilen schreibe ich in der Hoffnung, das Gute zu fördern, aber auch böse Folgen zu vermeiden ... Ehe Sie sich in eine Diskussion einlassen, lassen Sie sich die ganzen Akten zur Einsicht geben. Sie werden darin viele Fragen von Gross beantwortet finden. Meistens werden Sie, soweit ich Sie kenne, wohl derselben Meinung wie Gross sein, und in solchem Fall ist es immer am besten, wenn die Antworten harmonieren. Ich will hiermit vermeiden, dass mein Vater glauben möchte, Ihre und Gross' Ansichten gingen auseinander, wo sie im Grund übereinstimmen. Mein Vater fällt leicht in diesen Irrtum, und das richtet die grösste Verwirrung an und muss möglichst vermieden werden ...

Herzlichen Gruss, und nehmen Sie diese Zeilen nicht übel Ihrem ganz ergebenen
F.A. Krupp²³

Vorgewarnt, unterstützte von Trautmann den Geschützkonstrukteur. Hätte Alfred herausgefunden, dass sein Sohn ihn sabotierte, wäre zweifellos das ganze Ruhrgebiet von seinem Donnerwetter erschüttert worden. Doch er erfuhr nie eine Andeutung davon. Er hatte Fritz vorzüglich geschult, aber nicht in der von ihm beabsichtigten Weise. Er hatte dem Jungen seinen Willen, seine Vorlieben und sein Verhaltensmodell aufdrängen wollen; stattdessen hatte er ein Gegenbild seiner selbst geschaffen. Der alte Krupp war direkt heraus, der junge Krupp bewegte sich auf gewundenen Pfaden. Der Erblasser war ein ganzer Mann, sein Erbe feminin. Alfred war grob, Fritz schlau. Das Verhalten des Vaters war klar deutbar, das des Sohnes irreführend. Es konnte nicht anders sein; der Sohn musste einfach diese Merkmale entwickeln. Ihm fehlte das emotionale Rüstzeug, um gegen einen Mann ankämpfen zu können, der niemals zögerte, einen Streit vom Zaun zu brechen, und der – anders als Fritz – nicht durch eine zerstörerische Entzweiung seiner Eltern gelähmt worden war. Vielleicht hat das Kind seinen Vater sogar geliebt. Man weiss es nicht. Aber es besteht kein Zweifel darüber, dass Fritz schreckliche Angst vor ihm hatte. Er hätte alles getan, um eine entscheidende Kraftprobe zu vermeiden, und da er klug und listenreich war, kam es auch nie dazu.

Seine Heirat wäre beinahe danebengegangen. Allein auf sich gestellt, hätte er nicht einmal seinen treuen Alten umgehen und vor den Traualtar treten können. Er brauchte vielmehr zwei mächtige Verbündete, nämlich seine Mutter und seine Frau, die jede für sich männlicher als er selbst waren. Es ist sogar durchaus möglich, dass Bertha und nicht Fritz jene Margarethe von Ende als zukünftige Schwiegertochter erwählte. Bertha war es, die zu Marga auf den ersten Blick Zuneigung fasste, sie war es, die Marga

ihrem Sohn vorstellte, Zusammenkünfte arrangierte und die Verbindung plante – und auf diese Weise den Lohn erlangte, der sich dem Zugriff ihres Gatten entzog, nämlich den einer Ausdehnung ihrer Persönlichkeit bis in die nächste Generation.

Nach aussen hin schienen die beiden Frauen wenig miteinander gemein zu haben. Bertha war eine plebejische Simulantin von Krankheiten, Marga eine aristokratische Aktivistin. Dennoch waren ihre nützlichen Eigenschaften die gleichen. Jede der beiden bestand auf dem eigenen Persönlichkeitsrecht einer Frau, und in einem Land, das derart von Männern beherrscht wurde, dass eine gemeinsame Erziehung beider Geschlechter praktisch als mit Gefängnis bedrohte Straftat galt, waren beide willensstarke, schlaue Rivalinnen. Alfreds Frau hatte sich um einen Preis durchgesetzt, der für ihn, sie selbst und ihr Kind schreckliche Auswirkungen mit sich brachte. Sie hatte sich in eine von gleichgesinnten Schmarotzern und vielleicht auch von ihren eigenen verwirrten Vorstellungen bevölkerte wunderliche Welt abgesetzt, aus der sie nur unter von ihr gebilligten Bedingungen zurückkehrte. Im zwanzigsten Jahrhundert fällt es schwer, die Taktik und die Siege der reichen Neurotikerin vor hundert Jahren richtig einzuschätzen. Ihre Operationsbasis wurde inzwischen hinweggefegt. Heute würde man sie diagnostizieren und einer Behandlung unterziehen und damit ihre Männer von den Ängsten befreien, die damals bei Berthas Krieg gegen die Männerwelt derart mächtige Gefährten gewesen waren.

Marga ist leichter durchschaubar. Sie war die Vor-Suffragette, der zur Flucht aus dem ihm von der Gesellschaft zurechtgeschneiderten Kokon der Unterdrückung entschlossene emanzipierte Geist. Sie konnte nicht weit galoppieren. Die Vermutung, dass sie intellektuell, allen irdischen Dingen offen zugetan oder selbst nur so kenntnisreich wie etwa eine Vierzehnjährige um 1960 gewesen wäre, ist absolut falsch. Daheim in Düsseldorf hätten weder Baron August von Ende noch seine Frau ihren Kindern gegenüber eingestanden, dass Babies nackt geboren werden, und die Baronin versuchte sogar, ihre achte Schwangerschaft vor Marga zu verheimlichen. Das Mädchen wusste zwar, dass die Mutter ein Kind mit sich herumtrug, aber bis dahin und nicht weiter ging ihr Wissen. Überdies hatte Marga nicht die geringste Ahnung von den abnormeren Seiten des Geschlechtslebens, und später sollte die grosse Tragödie in ihrem eigenen Leben und in dem ihres Gatten eben durch diese Unschuld noch verstärkt werden²⁴.

Was die Politik anbetraf, wusste sie ebenfalls nicht sehr viel mehr. Im Alter von siebzehn Jahren hatte man sie nach Berlin gebracht, wo sie mit weit aufgerissenen Augen unter einem vergissmeinnichtblauen Himmel stand, während die siegreiche preussische Armee mit in der Sonne blitzenden Pickelhauben zu dem mitreissenden Klangrausch von Trompeten, Ophikleiden und Kesselpauken durch das Brandenburger Tor marschierte, und einmal hatte sie auch eine Rede des Eisernen Kanzlers gehört. Doch das meiste, was sie von Geschichte wusste, stammte aus der Familiengeschichte. Die von Endes gehörten jenem glanzlosen Geschlecht an, das der grosse Bonaparte zu vornehmer Armut degradiert hatte. Sie befanden sich eigentlich seit zweihundert Jahren im Niedergang, und wenn sie einen Vorfahren von wirklich hohem Rang finden wollten, mussten sie weitere zweihundert Jahre bis zu Franz von Sickingen (1481 bis 1523), einem rheinischen Ritter und Reformationsführer, zurückgehen, der Karl V. als kaiserlicher Kämmerer gedient hatte. Aber um 1870 mussten sich die Frauen der Familie

darauf beschränken, die Kleidung der Bediensteten zu waschen und ihre eigenen Kleider zu nähen.

Doch ein Titel verliert trotz allem nicht einen gewissen Zauber. August von Ende vertrat Düsseldorf im ersten Reichstag, und in der Hauptstadt hörte seine leicht zu beeindruckende Tochter von Mädchen, die sich ihren Lebensunterhalt als Privatlehrerinnen verdienten. Sie erzählte das ihrer Mutter, deren rasche Antwort lautete, dass die Familie Marga enteignen würde, sollte sie etwas Derartiges anfangen. Marga liess sich dennoch nicht entmutigen. Da ihre Erziehung nicht ausreichte, um Lehrerin zu werden, verwertete sie ihre Sprachenkenntnisse als Gouvernante, und zwar zuerst bei den Kindern eines britischen Admirals auf der öden Insel Holyhead vor der walisischen Küste und anschliessend, was weitaus angenehmer war, bei einer Prinzessin in dem kleinen Land Dessau. Die Tür war hinter Marga nicht zugeschlagen worden. Die Baronin hatte sie trotz alledem nicht enteignet (allerdings musste Marga in einem Mädchenzimmer schlafen, damit ihre neun Geschwister auch ja erkannten, dass die älteste Schwester den Weg des Vergnügens eingeschlagen hatte), und um Aufsehen zu vermeiden, durfte sie Familienausflüge mitmachen. Auf diese Weise sollte Marga schliesslich die Krupps auf Villa Hügel kennenlernen. August hatte mit Alfred in amtlicher Eigenschaft zu tun. Er brachte seine Frau und die Kinder mit, damit sie sich das bizarre Schloss ansehen konnten. Bertha nahm Marga beiseite, stellte fest, dass sie genau in Fritzens Alter war, und begann den Bund voranzutreiben.

Die Einzelheiten des nachfolgenden Tauziehens sind unklar; eine der wenigen verlässlichen Darstellungen stammt aus den Erinnerungen der Baronesse Deichmann:

Die Krupps hatten nur einen Sohn, Fritz, und er tat mir leid. Er war sehr zerbrechlich und litt an Asthma; sein Vater jedoch wollte dies nicht wahrhaben und verlangte von ihm, dass er all die Arbeit verrichte, die er selbst in diesem Alter getan hatte. Ein Sonderzug stand stets bereit, um den unglücklichen Fritz aus geschäftlichen Gründen in irgendeinen Teil Deutschlands zu transportieren, und er kam von diesen Unternehmungen völlig erschöpft zurück.

Fritz kam uns oft in der Chester Street und am Garth besuchen, damit er von Essen fortkam. Er verlobte sich mit einer reizenden Dame: Fräulein von Ende. Sein Vater widersetzte sich dieser Verbindung, weil er danach trachtete, dass sein Sohn in eine grosse Industriefabrik einheiraten solle. Erst nach langer Zeit gab er seine Erlaubnis ... Herr Krupp war im hohen Alter wohl recht sonderbar, da er seine Frau versties und ihr verbot, in sein Haus zurückzukommen. In vieler Beziehung war Krupp ein wundervoller Mensch und sorgte sich väterlich für seine Tausende von Arbeitern; er war jedoch sehr streng mit ihnen. Er befahl wie ein Kaiser, und die Befehle mussten wortwörtlich ausgeführt werden²⁵.

Tatsächlich ist es zweifelhaft, ob irgendeine in Aussicht genommene Schwiegertochter Berthas Gatten gepasst hätte; seine eigenen Erfahrungen mit Frauen hatten ihn zu sehr gekränkt, und ausserdem war er auf Fritz zu eifersüchtig. Obwohl er sich genötigt sah, mit August von Ende Geschäfte zu machen, hielt er ihn für einen unbedeu-

tenden Bürokraten. Als Selfmademan verabscheute Alfred den preussischen Adel, und er brachte ganz bestimmte Einwendungen gegen Augusts Tochter vor. Sie sei eigensinnig, sie sei fromm, und in seinen Augen war sie auch hausbacken. Ob sich Fritz zur Verteidigung seiner Liebe aufmache, wissen wir nicht. Schweigen hätte mehr seiner Veranlagung entsprochen. Da seine Mutter zur Schlacht gerüstet war, bestand für ihn keine Notwendigkeit, sich zu regen, und nachdem Bertha von Villa Hügel weggezogen war, um niemals wieder deren Schwelle zu betreten, gab Alfred Fritz zu verstehen, dass er «die Hündin» zum Altar führen könne, wenn er unbedingt diese Absicht habe. Fritz hatte sie; am folgenden Tag schrieb er August:

Hochverehrter Herr von Ende!

Gestatten Sie mir bitte eine Zusammenkunft ... oder wo Sie sonst befehlen, damit ich um Ihre Genehmigung in einer Angelegenheit einkomme, von der mein Lebensglück abhängt... In erregter Spannung Ihr seit lange Ihnen treu ergebener

F.A. Krupp²⁶

Die Zustimmung traf rasch ein. Sehr wahrscheinlich konnte der Baron sein Glück gar nicht fassen. Noch im vorausgegangenen Jahr war Marga von der Verwandtschaft nicht viel besser als ein Strassenmädchen angesehen worden. Jetzt sollte sie auf einmal des Vaterlandes wohlhabendsten Spross heiraten, und in jenem Sommer 1882 kamen sie alle zusammen, um die Verlobung auf Wörlitz und die Heirat in Blasewitz zu feiern.

Bertha war zugegen, Alfred nicht. Nach der Feierlichkeit empfing er das Brautpaar mit einer formellen, schriftlich niedergelegten Willkommensansprache auf den Treppen des Schlosses. (Noch mehr Hausaufgaben für Fritz.) Nachdem er das Manuskript in die Tasche gesteckt hatte, schwelgte er wieder einmal in einer seiner Lieblingspolemiken: Er brandmarkte die absurden Behauptungen jenes überbewerteten sächsisch-weimarschen Winkeladvokaten namens Johann Wolfgang von Goethe. Während sein Sohn mit einem Bleistift herumfuchtelte und wild versuchte, mit den hochfliegenden Vokabeln und den polternden Konsonanten Schritt zu halten, verkündete Krupp feierlich:

Mag Goethe auch ein grosser Philosoph gewesen sein, mögen andere Leute Lebensklugkeit und Rücksicht auf die Gesellschaft und den herrschenden Plebs in überwiegendem Masse in sich beherbergen – das berührt mich gar nicht, und wer mit Vorliebe schlecht denkt und urteilt – er möge so hoch in der Gesellschaft stehen, wie er wolle –, schöpft aus sich selbst und ist in meinen Augen auch Canaille.

– Ich für mich nehme auf keinen Menschen Rücksicht, gehe immer meinen eigenen Weg, frage niemanden, was Recht ist²⁷.

Alfred schmatzte mit den Lippen. Ihm gefielen seine Äusserungen so gut, dass er sich dazu entschloss, sie in einem Brief an einen Düsseldorfer Bekannten festzuhalten, und er nahm deshalb Fritzens Notizen auf der Stelle an sich. Anschliessend unterrichtete er die bestürzte Braut und ihren Bräutigam mit äusserst finsterner Miene, dass er keinen Platz habe, um sie unterzubringen.

Das entsprach der Wahrheit. Auf Villa Hügel wurde wieder einmal, wie schon so oft, das Oberste zuunterst gekehrt; von ihren dreihundert Zimmern war nur eine Suite,

nämlich seine eigene, bewohnbar geblieben. Die Jungvermählten reisten nach Madrid ab, weilten dort bei der Königsfamilie – als Ausdruck ihres Dankes verehrten sie ihr ein Ferngeschütz und nach ihrer Rückkehr erfuhren sie, dass «der alte Herr», wie Marga ihn immer nannte, ihre Unterbringung in dem weiträumigen «Kleinen Haus» beschlossen hatte. Nachdem sich Marga dort erst einmal eingerichtet hatte, ging Alfred dazu über, ihr vom Schloss aus so richtig nachzuspionieren. Boshafte Bemerkungen belehrten sie über den Benimm ihrer Gäste. Sobald sie und Fritz ausgehen wollten, beobachtete Alfred sie aus dem Hinterhalt, bis die beiden gerade in ihre Kutsche steigen wollten; daraufhin schickte er einen Diener mit dem Befehl aus, dass er Marga sofort zu sehen wünsche, wobei sich dann immer ein banaler Anlass herausstellte. Marga sträubte sich dagegen, aus ihrer Reserve gelockt zu werden. Sie lud Alfred täglich zum Mittagessen ein, sass während seiner langen Monologe aufmerksam da und ging ihn um seinen Ratschlag für Haushaltsprobleme an. Seine Antwort bestand aus Beschimpfungen. Sie verschwende sein Geld, gab er ihr zu verstehen; sie lebe wie eine Königin. Marga fragte, wie sie seiner Meinung nach die Ausgaben einschränken könne. Daraufhin machte er den Vorschlag, dass sie zwecks Herabsetzung der Kaufmannsrechnung auf dem Rasen Gemüse anbauen solle. Diesen Rat ignorierte sie, und sie bestand darauf, ihre Familie gastlich aufzunehmen, obwohl sämtliche angeheirateten Verwandten seines Sohnes nach der Überzeugung des alten Herrn Bazillenträger waren. In einem seiner charakteristischen langatmigen Schreiben berichtete er Longsdon: «Fritz kam heute krank zurück aus Meppen. Seine Frau ist noch leidend, und ausserdem sein Schwiegervater und seine Schwiegermutter, die zu Besuch hier sind, sind beide krank. Es ist hier ein reines Hospital auf dem Hügel.» Bei Marga ging er noch weiter. Er beschuldigte sie, sein Schloss in ein Spital für Pestkranke zu verwandeln. Sie kam herüber, um sich für ihren Zustand zu entschuldigen, und Alfred versteckte sich aus Furcht vor Ansteckung²⁸.

Das ging fünf Jahre lang so weiter. Inzwischen versuchte Fritz, unten in der Fabrik für sich selbst eine Funktion zu schaffen. Während seiner Verlobungszeit hatte ihn sein Vater in die Prokura berufen. Er sollte 20 Prozent des jährlichen Firmengewinns oder 100'000 Mark erhalten, was umso schöner gewesen wäre, hätte er dabei auch sorgenfrei leben können²⁹. In Wirklichkeit stand er aber unter einer fürchterlichen Beanspruchung. Er war kaum dreissig und sah bereits um fünfzehn Jahre älter aus; sein Haar war ergraut, seine Augen blickten matt hinter einer goldumrandeten Brille hervor, und sein Körperrumfang hatte sich in seinen mittleren Jahren gewaltig entwickelt. Da ihm von oben keine Aufgaben zugeteilt wurden, setzte Fritz sich sein eigenes Pensum und nahm es eifrig in Angriff. Zunächst machte er sich daran, alle technischen Aspekte der Stahlerzeugung zu erlernen. Danach ernannte er sich selbst zum Kruppschen Aussenminister. Allmählich wurde man seiner Gegenwart in Peking, Buenos Aires, Rio, Santiago und in allen Hauptstädten des Balkans gewahr. Hinsichtlich der Herstellungsverfahren von Armstrong, Schneider und Mitsui wurde er zum Fachmann.

In seinen Ordnern befanden sich Name und Werdegang eines jeden ausländischen Waffenaufkäufers, ausserdem Geschützstatistiken, Analysen über die Rüstungsausgaben jeder Regierung und schliesslich eine immer stärker werdende Korrespondenz mit

Gustav Nachtigal, dem deutschen Forscher, den Fritz in Kairo kennengelernt hatte und dessen Annexionen in Afrika zu den ersten Forderungen nach einer mächtigen deutschen Marine anregten. Ohne dass die übrige Geschäftsleitung etwas davon bemerkt hätte, wurde Fritz auf diese Weise zu einem der bestinformierten Männer in Essen. Hinter seinem schwerfälligen Äusseren lauerte ein hochentwickelter Verstand, und dessen Qualitäten sollten sich bei seinem Debüt als Gastgeber auf Villa Hügel zeigen. Eine Abordnung von japanischen Wirtschaftlern, Ingenieuren und Offizieren traf an der Ruhr ein, nachdem man sie in Paris enttäuschend empfangen hatte. Alfred bestimmte Fritz zu seinem Vertreter. Bevor die Abordnung wieder abreiste, hatte sie ihre Treuepflicht und ihre Yen von Schneider auf Krupp überschrieben. Das war ein brillanter Coup und zugleich eine direkte Folge von Krupps zähen Nachforschungen, wenn das auch seine älteren Kollegen nicht begriffen.

An einer Wand in der Villa Hügel hängt heute ein merkwürdiges Bild von Fritz, das ihn zeigt, wie er sich gerade hastig von seinem Schreibtisch erhebt. Vom Hintergrund her blickt Alfred streng herab. Man hat das Gefühl, als ob der Sohn gerade die Anwesenheit seines Vaters bemerkt hätte und deshalb aufspringt. Zweifellos war das auch der Eindruck, den die Senioren in der Geschäftsleitung von ihm hatten, nämlich den eines eingeschüchterten, unfähigen jungen Mannes, dessen Erfolge von der Genialität des alten Herrn herrührten. Der Alte hätte dem zugestimmt. Während der letzten Monate seines Lebens schrieb er jedem seiner Mitarbeiter, dass er auf deren Unterstützung dem Erben gegenüber zähle, und zwar während der schwierigen Periode, die seiner Überzeugung nach auf seinen eigenen Tod folgen würde. Er hielt Fritz für freundlich, aber weich, wohlmeinend, doch ohne Urteilskraft; Beispiel dafür war ja die Wahl Margas. Bis zu seinem Tod blieb Alfred der unversöhnliche Gegner seiner Schwiegertochter. Nichts, was sie tat, bereitete ihm Freude, und in seinen Augen war es ihr größter Fehler, dass sie im März 1886 einer Tochter das Leben schenkte. Es half auch nichts, dass das Neugeborene Bertha Antoinette getauft wurde. Das sei, glaubte er, lediglich ein willkürlicher Hinweis auf sein eigenes häusliches Missgeschick. Einmal nur suchte er die Kinderstube auf, und dann stahl er sich in den grossen Saal des Schlosses zurück und verkündete laut seine Ansicht, dass sämtliche Kinder «Gewürm» seien. Im folgenden Sommer, seinem letzten auf Erden, wurde Marga erneut schwanger. Alfred starb in der Überzeugung, dass der neue Säugling ebenfalls ein Mädchen sein würde. Er sollte recht behalten, und die Tatsache, dass man das Kind nach der Schutzpatronin der Artillerie Barbara nannte, änderte nichts daran, dass es keinen männlichen Krupperben gab³⁰.

Aber wenn sich auch der ferne Horizont trübe zeigte, so war immerhin die unmittelbare Zukunft gesichert. Innerhalb von elf Monaten stürmte das Haus Krupp in eine neue Ära, die so verschieden von dem war, was man bisher in Essen kennengelernt hatte, dass die Auswirkung trunken machte. Die beherrschenden Figuren der alten Ordnung gingen eine nach der anderen dahin. Alfred lag auf dem Kettwiger Friedhof, und im folgenden Winter gesellte sich seine Frau zu ihm. Von Marga bis zum Ende umsorgt, verschied Bertha unbemerkt; sie hatte sich geweigert, auf Villa Hügel gebracht zu werden, und sie hatte nicht einmal zugestimmt, dass dort Trauerfeierlichkeiten abgehalten würden. Ihr Tod wäre zweifellos in jedem Fall übersehen worden, denn aller

Augen waren nach Berlin gerichtet. Zweimal in einem Jahr ging die Führung des Reichs in andere Hände über. Am 9. März 1888 starb der erste Kaiser, und der menschenfreundliche Kronprinz wurde Kaiser Friedrich III. Seine Regentschaft dauerte genau achtundneunzig Tage. Vom Krebs zerfressen, brach er am 15. Juni zusammen, und die Flamme des deutschen Liberalismus, die hoffnungsvoll aufgeflackert war, erlosch, als Friedrichs stattlicher, schnauzbärtiger neunundzwanzigjähriger Sohn an seiner Stelle das Steuer übernahm. Sein eigener Vater war zu dem Urteil gelangt, dass Wilhelm grossspurig und eingebildet sei; jetzt sollte es ganz Europa erfahren. Kaiser Wilhelms II. erste Botschaft war nicht an sein Volk, sondern an das Militär gerichtet. In schwülstiger Sprache bekräftigte er erneut seinen Glauben an göttliches Recht – «des Königs Wille», erklärte er, «ist oberstes Gesetz des Landes». Der Mann, der neben Adolf Hitler Krupps einflussreichster Schutzherr werden sollte, hatte den Thron bestiegen. Die Ära, die unter dem Namen Wilhelminisches Deutschland bekannt werden sollte, hatte begonnen³¹.

Noch regierte Wilhelm I. das Vaterland, und Barbara ruhte noch im Schoss ihrer Mutter, als Fritz der Hauptstadt seinen ersten Besuch als Alleininhaber des weltgrössten Industrieunternehmens abstattete. Das neue Familienoberhaupt sah zwar keinem König gleich, aber es reiste augenscheinlich wie ein König. Sein Sonderzug machte sich von der «Zeichenbahn» auf dem Hügel aus auf den Weg; er führte Schrankkoffer mit sich, die mit Gewändern für feierliche Anlässe gepackt waren, und nicht zuletzt hübsch aufgebaute Geschenke verschiedener Kaliber. Das riesige Gefolge von Fritz wurde von Hanns Jencke, ausserdem von Carl Menshausen, einem weiteren Direktor, Felix von Ende, dem Schwager von Fritz, und von Dr.med. Ernst Schweningen, dem Merlin des Zweiten Reiches, angeführt. Ihr Führer hatte die Reise lange Zeit im Vorhinein geplant; er nannte sie «die Fürstenrundreise». Fritz besuchte ja eigentlich nur die Hauptkunden seiner Firma, aber da es sich bei allen um Souveräne handelte, hielt er eine um die Expedition gewundene Purpurschärpe für angemessen. Nach einem leutseligen Plausch mit Seiner Majestät ging die Reise kreuz und quer durch ganz Europa, und man machte halt, wenn der Gebieter über Essen mit König Leopold von Belgien, König Albert von Sachsen, König Carol von Rumänien und Sultan Abdul Hamid aus der Türkei Freundlichkeiten auszutauschen beliebte³².

Jeder der gastgebenden Monarchen war nach der Familie netter Redensart «ein alter Freund unseres Hauses», obwohl es sich beim Sultan zugegebenermassen um einen recht streitsüchtigen handelte. Wenn sich auch das neunzehnte Jahrhundert gegenüber königlichen Marotten einer geduldigen Haltung befleissigte, so musste doch auch der Nachsichtigste zugeben, dass der Herrscher von Konstantinopel ein ruchloses Schreckgespenst war. «Abdul der Verdammte», ein rotbärtiger Liebhaber von Handfeuerwaffen, der in seiner Schärpe drei Pistolen stecken hatte, mit denen er auf zwanzig Schritt Entfernung seinen Namen in die Wand schreiben konnte, liebte es, sich die Zeit mit dem Niedermetzeln seiner Untertanen zu vertreiben. Er hatte Kurden, Lykier und Tscherkessen in Kleinasien, Griechen auf Kreta, Araber im Jemen, Albanier an der adriatischen Küste und Drusen im Libanon ausgerottet, und jetzt richtete er seine blutunterlaufenen Augen auf die Armenier.

Fritz war natürlich zu taktvoll, um den Sultan auf seine rassenmörderischen kleinen Vorlieben anzusprechen. Stattdessen begrüßte er ihn als den «Wohltäter des Türkenvolkes». Abdul prahlte mit seinen Pistolen, und dann vertraute er Fritz – ein Zeichen für die quasi-offizielle Rolle, die jener bei den kommenden deutschen Regierungen spielen sollte – eine Botschaft an Bismarck an, die er als zu heikel für Wilhelms Gesandten ansah. Fritz erläuterte sie noch am selben Abend in einem Brief an den Eisernen Kanzler folgendermassen:

Momentan befindet sich Seine Majestät der Sultan in äusserst kritischer Lage. (Der Schlüssel dazu ist die bulgarische Frage.) Das türkische Volk und Seine Majestät Allerhöchstselbst bedürfen des Friedens und wünschen ihn sehnlichst zu erhalten. Deshalb bittet Seine Majestät dringend in Allerhöchstseinem und des Volkes Interesse um Ew. Durchlaucht wohlwollende Unterstützung in dieser schweren Zeit.

Es folgten noch Einzelheiten, und nachdem Bismarck des jungen Krupp *aidemémoire* erhalten hatte, schritt man in dessen Kielwasser zur Tat: Prinz Ferdinand von Sachsen-Coburg, der neue Herrscher der Bulgaren, wurde von Berlin nicht anerkannt³³.

Nach Essen zurückgekehrt, gab Fritz die Weisung, dass «alle unnötige Schreibung vermieden und das Notwendige mündlich besprochen werde». Er wollte damit dem Wasserfall von Hausmitteilungen ein Ende setzen, der bisher vom Hügel aus auf das Werk niedergegangen war. Das wurde missverstanden. Laut der unveröffentlichten Erinnerungen von Ernst Haux, dem Schatzmeister von Krupp, der für diesen Zeitraum die wichtigste Informationsquelle darstellt, blickten die Mitglieder der Geschäftsleitung wie Gardeoffiziere drein und behandelten den Erben wie einen neuen Rekruten. Sie hatten geglaubt, dass Fritz gern im Hintergrund bleiben würde, was genau der Ort war, wo sie ihn sich hinwünschten. Als sie dann entdecken mussten, dass er die Abfassung von Memoranden einzuschränken gedachte, indem er in eigener Person den Vorsitz übernahm, waren sie bestürzt. Jencke führte die Meuterer an. Des alten Herrn Wille sei es gewesen, dass die Prokura die Firmengeschäfte abwickle, sagte er. Der Sohn wolle doch ganz bestimmt nicht die Erinnerung an seinen Vater schänden. Es wäre ratsamer, so führte Jencke an, wenn Fritz übermässige Belastungen vermiede; er solle nicht vergessen, dass er nicht gerade gesund sei. Ebenso wie Alfred waren die Mitglieder der Prokura von Fritzens kraftloser Ausdrucksweise und sphinxgleicher Selbstbeherrschung getäuscht worden; sie hatten angenommen, es mit einem Nachtwächter zu tun zu haben³⁴.

Sie hatten es aber mit einem Krupp zu tun, und auf seine eigene, schlangengleiche Art liess Fritz sie das spüren. In einer seiner seltenen schriftlichen Anordnungen verwies er den hitzigen Jencke sanft auf seinen Platz:

Es ist freilich meine Absicht, die laufenden Geschäfte und den Gang der Verwaltung, auch die technischen Fragen eingehender zu verfolgen, als es meinem Vater im hohen Alter und infolge Krankheit möglich war. Die Motive hierfür sind ja leicht begreiflich³⁵.

Zuerst einmal schaffte Fritz die Prokura ab und setzte an deren Stelle ein Direktorium.

Als nächstes vergrösserte er das Direktorium und bestückte es mit jüngeren, gleichgesinnten Mitgliedern. Schliesslich änderte er das Generalregulativ in der Weise ab, dass die Befugnis zur Vollzugsentscheidung von den Direktoren auf den Inhaber überging. Die Regentschaft war vorbei; der «alleinige Inhaber» hatte wieder einmal den Oberbefehl. Als nächstes startete Fritz ein Expansionsprogramm. Das Verhüttungswerk der Gussstahlfabrik wurde wieder aufgebaut. Eine technische Schule zur Ausbildung von Lehrlingen wurde eingerichtet. Da die seichte Ruhr nicht die riesigen Eisenerzkähne aus Schweden aufnehmen konnte, ordnete Fritz die Errichtung eines zweiten Stahlwerks auf einer einen Quadratkilometer grossen Wiese bei Rheinhausen am Westufer des Rheins an. Darin sollte speziell das Thomasverfahren ausgewertet werden; das Werk sollte, wie Fritz ankündigte, den Namen Friedrich-Alfred-Hütte tragen. Die Bescheidenheit von Fritz täuschte. Hinter seiner Maske versteckte sich eine ebenso starke Sucht wie bei seinem Vater, auffallen zu wollen. Ein ausländischer Besucher notierte:

Überall taucht der Name Krupp auf: hier auf dem malerischen Marktplatz, an der Tür eines riesigen Geschäftshauses, dort an einem Bronzedenkmal und hier wieder an den Portalen einer Kirche... über einer Bibliothek, zahlreichen Schulhäusern, Metzgerläden, einer Wurstfabrik, Schusterwerkstätten und Schneidereien, über Spielplätzen und Friedhöfen ... In der Nähe eines jeden Parks ist ein deutscher Biergarten, und über diesem steht jeweils schlicht geschrieben: «Eigentümer Friedrich Krupp³⁶.»

Die erste Generation der Ruhrbarone mit Alfred an der Spitze setzte sich aus Meistern der unmittelbaren Fabrikpraxis zusammen. Fritz, der neue Bahnbrecher, berührte nie einen Amboss und dürfte nicht oft einen zu Gesicht bekommen haben. Tatsächlich hielt er sich selten in Essen auf. Er war unterwegs, um mit seinen im verborgenen gehaltenen Fähigkeiten neuen Herausforderungen zu begegnen. Im fünften Jahr seiner Herrschaft bot er ein blendendes Beispiel dafür, indem er einen Widersacher, der seinem Vater getrotzt hatte, aus dem Weg räumte. Hermann Gruson war Alfred zum erstenmal 1848 in die Quere gekommen, als er – damals Mechanikermeister bei der Eisenbahn Berlin-Hamburg – Achsenmuster von Krupp zur Prüfung an eine Konkurrenzfirma geschickt hatte. Beinahe vierzig Jahre lang waren die beiden Männer erbitterte Feinde gewesen. Alfreds Panzerplatten konnten sich niemals mit jenen von Gruson messen, und um das zu beweisen, hatte Gruson bei Tangerhütte sein eigenes Versuchsgelände eingerichtet. Dort beobachteten nun ausländische Offiziere, wie Granaten von Grusons eigenen Panzerplatten abprallten, hingegen jene von Krupp zerstörten. Grusons Fabrik in Magdeburg hatte eine derart führende Stellung inne, dass Jencke Fritz den Rat gab, sich Panzertürme aus dem Kopf zu schlagen, da Krupp auf diesem Gebiet hoffnungslos im Hintertreffen liege. Aber Gruson hatte den einen verhängnisvollen Fehler begangen, der von Krupp vermieden worden war. Während der Krise von 1873-1875 hatte er seine Firma in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Im Frühjahr 1892 hielten die Aktionäre der Gruson A.G. eine Versammlung ab und waren bass erstaunt, Friedrich Alfred Krupp unter sich zu sehen. Während Gruson über den Tisch starrte, zählte der Sohn seines alten Widersachers Anteilscheine nach. Schliesslich zog er einen Bleistift aus der Tasche und machte eine einfache Rechnung auf: Er war Inha-

ber von 51 Prozent der Aktien. Gruson gehörte von jetzt ab Krupp. Niedergeschmettert begab sich Gruson nach Hause und legte sich aufs Sterbebett, und vom darauffolgenden Mai an, als das Essener Imperium Magdeburg offiziell vereinnahmte, wurden die Panzerplatten von Krupp in ganz Europa zu einem Synonym für Qualitätsstahl³⁷.

Von nun an verbreitete sich Krupps Ruf für hervorragende Qualität von allein weiter; hatte ein Erfinder eine wirklich gute Sache anzubieten, machte er sich auf den Weg zur Villa Hügel. Am 10. April 1893 erschien dort ein sechsunndreissigjähriger Maschinenbauingenieur mit dem Patent Nr. 67 207 für eine neue Art Verbrennungsmotor, der auf Selbstzündung des Kraftstoffs beruhte. Dem Patent beigeheftet war der erklärende Text «Theorie und Konstruktion eines rationellen Wärmemotors». Der Name des Ingenieurs lautete Rudolf Diesel, und er beeindruckte Fritz mit den Worten: «Meine ganze Maschine muss aus Stahl hergestellt werden.» Krupp nickte, blätterte mit einer Hand durch die Blaupausen und langte mit der anderen nach einem Vertrag. Vier Jahre später schenkte er der Welt den ersten 32-PS-Dieselmotor. Hiram Maxim kam auf den Hügel mit einer Lizenz in der Tasche, die Krupp die Herstellung seiner Maschinengewehre gestattete, und dasselbe tat Alfred Bernhard Nobel, der seine revolutionierende Formel für rauchloses Schiesspulver mitbrachte. Diese Erfindung bedeutete, dass die Soldaten weder dem Feind ihre Stellungen verraten mussten noch in schwarzen Pulverdampf gehüllt wurden. Rauchloses Schiesspulver war für das schnellfeuernde Maschinengewehr von Maxim unentbehrlich, und da das Pulver langsam verbrannte und dadurch für höchste Schubkraft sorgte, änderte es die Konstruktion der Artillerie. Die dicken Stahlflaschen waren für immer vergessen. Die Kanonen wurden langgestreckt und eleganter – und weitaus todbringender³⁸.

Unter ihrem grauen Himmel lag die Ruhr nach Norman Pounds Worten «strahlend und vielversprechend» da³⁹. Der schwere Pulsschlag der Industrialisierung veränderte das Tal beinahe täglich. Die Kumpels, die sich immer tiefer unter die Fabriken wühlten, hatten herausgefunden, dass die ergiebigen schwarzen Adern der für Verkokung geeigneten Kohle zwischen Essen und Bochum unerschöpflich waren, und die breite Strasse des Rheins nahm Krupps ständig wachsende Flotte von Schleppern und Kähnen auf. Diese brachten ihre Ladung von weither und fütterten damit die Behälter der Förderbänder, welche wie Skilifts in die Höhe liefen und den unersättlichen Schmelzöfen Erzbrodten zuführten. Es war selbstverständlich nicht die neue Generation, die diese Erscheinung auslöste. Kohle hatte es schon immer gegeben. Es war Alfred Krupps Passion für vertikale Integration gewesen, welche die Grundvoraussetzung für ein solches Wachstum geschaffen hatte. Bismarcks harter Friedensschluss von 1871 sprach ihm die glitzernden Lager von Elsass-Lothringen zu, und des Kanzlers Fusion eines Volkes mit einem Reich sorgte für den politischen Zusammenhalt, ohne den das Ruhrgebiet bloss ein übergrosses Herz in einem verkümmerten Körper geblieben wäre. Zu diesen Werten muss noch ein grosser, unergründlicher Faktor hinzugerechnet werden, nämlich der deutsche Nationalcharakter. Überall in Europa lebten damals die Arbeiter und Industriemagnaten in einem Klima düsteren gegenseitigen Argwohns. Nicht so das deutsche Volk; nach Churchills Worten sitzt einem der Deutsche immer «an der Kehle oder zu Füssen», und an der Ruhr kroch er eben am Boden. Welcher politischen

Überzeugung er auch sein mochte: Er schlug niemals zu. Seine Frau war vollkommen mit ihren vier K's ausgelastet – Küche, Kemenate, Kinder, Kirche –, und die Kinder waren so erzogen, dass sie den elterlichen Spuren folgten. In Essen blieb ihnen auch keine andere Wahl. Die von Alfred errichtete Firmenstadt stellte jede Generation auf die Tretmühle der vorangegangenen Generation. Die Kruppianer wurden in Kruppschen Kreissälen geboren, in Kruppschen Schulen erzogen und in Kruppschen Siedlungen untergebracht. Wenn sie heirateten, vermählten sie sich mit den Töchtern anderer Kruppianer, und auf diese Weise wurde der Kreislauf erneut angekurbelt.

Fritz war für nichts davon verantwortlich. Die Expansionskräfte warteten schon auf ihre Freisetzung, als man ihn in sein Geburtsrecht einführte. Doch der neue Krupp lenkte sie mit bemerkenswertem Geschick. Alfred hätte das nicht halb so gut fertiggebracht. Zwar steht sein Genie ausser Frage, aber es war das Genie eines Pioniers. Das schöpferische Leben des Alten hatte bei Sedan haltgemacht. Während seiner letzten sechzehn Lebensjahre hatte seine krankhafte Begierde nach Neuerungen die Firma beinahe erdrosselt. Jetzt war ein Mann vonnöten, der auszubeuten verstand, und keiner konnte das so wie Fritz. Am Ende des sechsten Jahres seit seinem Machtantritt hatte er in seinem Reich jede Werkbank modernisiert. Dampfhammer waren gegen Schmiedepressen ausgetauscht worden, treibriemengetriebene Kräne gegen solche mit elektrischer Ausrüstung, veraltete Schmelzöfen gegen Martinkonverter – in Essen allein gab es fünf Martinwerke, wovon jedes grösser als die alte Gussstahlfabrik war, die ebenfalls wieder für das Thomasverfahren umgerüstet wurde. Das Reich von Krupp dehnte sich überdies in alle Himmelsrichtungen aus. Ausserhalb von Essen gehörten Fritz drei Stahlwerke, und jedes allein für sich hätte ihn zu einem Grossindustriellen gemacht: das Grusonwerk, Rheinhausen und eine neue Fabrik bei Annen, neun Kilometer südwestlich von Dortmund, am östlichen Rand des Ruhrgebiets. Andersorts im Reich besass er vier Eisenwerke, drei gewaltige Kohlenbergwerke (Hannover I, Hannover II, Sälzer und Neuack), 547 Eisenerzlager und den Schiessplatz Meppen, und im Ausland hatte er seinen spanischen Besitzungen Gebiete in Skandinavien hinzugefügt⁴⁰.

Das Herz seines Herrschaftsbereichs blieb in Essen. In der Stadt selbst hatte er etwa 52 Hektar unter Dach und Fach. Es gab da ein Elektrizitätswerk, ein Dampfkraftwerk, eine Kokerei mit 281 Öfen. Es gab Betriebe mit Schmiedehämmern und Glühöfen, Betriebe zum Härten, Puddeln und Biegen und ausserdem Maschinen- und Kesselwerkstätten; weiter waren da Werke für die Schienen- und Stahlplattenerzeugung, Flach- und Blockwalzwerke, Gaswerke und Wasserwerke, und schliesslich Brennöfen, Giessereien und chemische Laboratorien. Pro Jahr verschlangen Essens Hütten 1'250'000 Tonnen Eisenerz und gaben 320'000 Tonnen fertigen Kruppstahl wieder von sich. Und das war nur die Produktion. Abgesehen von seinem Dienst am Vaterland als Industrieller, Waffenschmied und Diplomat beschäftigte sich Krupp an der Ruhr ja auch noch mit ganz anderen Dingen. Er war ein Lehensherr, dem die von 43'000 Untertanen bewohnten Häuser und Mietskasernen gehörten. Unter den leitenden Beamten der hundert Geschäftszweige, über die er und sein Stab herrschten, waren Abteilungsleiter, die sein Schulsystem, die Polizeitruppe, die Feuerwehr und ein Nachrichtennetz mit 196 Fernsprechvermittlungen und 20 Telegrafestationen, die direkt an des Kaisers staatliches Sendernetz angeschlossen waren, verwalteten. Fritz war Essens Metz-

ger, Essens Bäcker, Essens Erzeuger von Kerzenhaltern. Er betrieb 92 Kaufläden, ein Schlachthaus, eine Getreidemühle, zwei Hotels, zwei Spinnereien, Herstellungsbetriebe für Schuhe, Wand- und Turmuhren, Möbel und Eis; selbst eine Haushaltsschule war vorhanden, wo jungen Bräuten beigebracht wurde, wie sie ihre Kruppianer bei guter Laune halten konnten. Sogar die in den Kirchen der Stadt benutzten Bibeln, Gewänder und Kruzifixe wurden mit dem Stempel BEWEGLICHE HABE FRIED. KRUPP versehen⁴¹.

Innerhalb von sieben Jahren wuchs das Vermögen von Fritz auf 68'000'000 Mark an, und sein persönliches Einkommen verdreifachte sich. Doch ständig drehte sich das Rad der Geschichte lautlos hinter der äusseren Fassade der Ereignisse, und für jene, die sie lesen konnten, offenbarten sich die Zeichen der Zeit, die da kommen sollte. Da war zum Beispiel die enttäuschende Korrespondenz in dem einst so erspriesslichen Briefordner mit der Beschriftung «Thos. Prosser & Sons». Bereits am 25. Januar 1888 vermeldete Prosser aus Manhattans Gold Street Nr. 15, dass es mit der *NY Central RR* Schwierigkeiten gebe; man habe W.H. Vanderbilt herumgekriegt, dass ein Teil des Eisenbahngeschäfts «für geleistete politische Unterstützung» an die heimische Industrie gehen solle. Klagen darüber, dass die Lieferungen von Bremen aus zu langsam gingen, trafen von der *Northern Pacific* am 9. Juli und von der *Union Pacific* am 4. November in Essen ein. Zwei Monate später gab es Ärger mit einem gewissen J.J. Hill. Prosser schrieb: «Beigeschlossen zu Ihrer Kenntnis ein von Mr. Hill, dem Präsidenten der *St. Paul M & MRR*, erhaltener Brief. Er enthält eine Aufstellung über die zurückgelegte Meilenzahl von Radkränzen, aus der Sie ersehen können, dass der von amerikanischen Radkränzen aus Martinstahl (Standard & Midvale) erreichte Rekord in vielen Fällen fast an die Meilenzahl von Ihren aus Gussstahl gefertigten Radkränzen herankommt, und was die Radkränze für Güterzuglokomotiven anbetrifft, sind Ihnen die Amerikaner sogar voraus. Mr. Hill war immer ein Verfechter Ihrer Radkränze gewesen, aber bei dem letzten Gespräch, das wir mit ihm führten, äusserte er, dass er es nicht mehr als wirtschaftlich ansehen könne, für Ihre gussstählernen Radkränze einen Extrapreis zahlen zu müssen, wo doch die amerikanischen Radkränze aus Martinstahl fast dieselben guten Resultate erzielten ... Er glaube, sagte Mr. Hill, dass er Radkränze aus Martinstahl für den halben Preis der gussstählernen Radkränze von Krupp erhalten könne, wenn er mit einem guten Auftrag auf den Markt ginge.» Genau das traf ein, und es sollte noch schlimmer kommen. Im Sommer 1890 wurde Essen von Prosser unterrichtet, dass man Eisenbahnstahl von Krupp «als Schrott abtue»*. Aber an der Ruhr mit ihrem rapiden Aufschwung sah man den Verlust der US-Aufträge als eine Lappalie an. Aus dem Werksarchiv ist nicht ersichtlich, dass die Frage auch nur in einer der Sitzungen des Direktoriums behandelt worden wäre. Fritz schrieb Amerika ab und machte den Verlust durch die Errichtung von vier neuen Geschützwerken mehr als wett⁴².

Vom Hügel aus erschien die Möglichkeit, dass sich der neue Kaiser als ein nach

* Die Firma fuhr mit der Erzeugung von Alfreds nahtlosen Radkränzen bis zum 1. September 1939 fort, als die Panzer seiner Enkelin Bertha nach Polen hineinstiessen. (WM/Alfried)

links tendierender Politiker herausstellen könnte – heute klingt es absurd als weitaus gravierender. Am 18. März 1890 entliess Wilhelm II. Bismarck und machte sich daran, sein Reich selbst zu regieren. Der strittige Punkt zwischen ihnen war die antisozialistische Gesetzgebung des Fürsten. Der Kaiser, der naiv hoffte, die Arbeiter von den Sozialisten abwerben zu können, machte den Vorschlag, die Kinderarbeit einzuschränken, den Sabbat zum Ruhetag zu erklären und durch Betriebsräte zur Teilnahme an der Geschäftsführung zu ermuntern. Die Presse taufte ihn den «Arbeiterkaiser», und Wilhelm war geschmeichelt. Fritz dagegen war gar nicht erfreut. Er war beunruhigt, und nachdem er einen langen Protestbrief abgefasst hatte, brachte er diesen persönlich zu Bismarck. Der Kanzler sass gerade unter einem seiner Bäume. Er pflichtete bei, er knurrte, aber er fühlte sich «wie ein altes Zirkuspferd»: er habe das alles zu oft durchgemacht. Er sei nicht in der Stimmung, um zu vermitteln, und unter den gegebenen Umständen würde er sowieso nur wenig ausrichten können. Andererseits, grübelte er, wobei er seinen Gast pfiffig anblickte, könne vielleicht Fritz selber etwas ausrichten. Er trage doch einen grossen Namen, und der Monarch wisse das. Es gebe da, bemerkte Bismarck, einen bedeutsamen Unterschied zwischen Allerhöchstdemselben und dem Allerhöchsten*. Wenn es auch heisse: «Gott sieht die Person nicht an», so lasse sich der junge Herrscher doch von jemandes Rang oder Stellung beeinflussen. Fritz beherzigte des Kanzlers Rat und schickte seinen Brief ins Hohenzollernschloss⁴³.

Eine Antwort blieb aus. Bei genügend Zeit hätte sich Krupp zweifellos über dessen Berater an den Kaiser herangemacht, aber diesmal musste schnell gehandelt werden. Er suchte um eine Audienz nach. Auf diese Weise hatte die erste formelle Konfrontation der beiden einen Unterton starker Ironie. Wilhelm II., der für die Masse der arbeitenden Menschen nicht die geringste echte Teilnahme empfand, erschien als ihr Fürsprecher. Fritz, der vor Ausbrüchen zurückschreckte, hatte gegen seinen Kaiser zu wüten. Das Sozialprogramm sei unannehmbar, sagte er. Er zitierte des Kaisers eigene Worte: «Nur ein Mann ist Herr des Landes, und das bin ich», und blickte dabei Wilhelm forschend an. «Ja?» fragte er. «Jawohl», erwiderte Wilhelm kühl. In Ordnung, sagte Fritz; dann müsse aber auch ein Arbeitgeber «Herr im eigenen Haus» sein. Damit zitierte er seinen Vater, und Alfred wäre auf Fritz stolz gewesen, denn jene vom Schreibkrampf erfüllten Jahre begannen offensichtlich Früchte zu tragen. Allerhöchstderselbe strich sich über seinen albernen Schnurrbart, und Fritz drängte weiter vor. Wenn er seine Fabriken nicht nach seinem eigenen Willen betreiben könne, erklärte er, dann werde ihm nichts anderes übrigbleiben, als irgendwoanders hinzuziehen; das war ein weiteres Zitat direkt aus dem Familienarchiv. Nebenbei würde Nachsicht mit faulen Arbeitern nur die Sozialdemokraten ermutigen, argumentierte er. Reicht man ihnen den kleinen Finger, dann nehmen sie die ganze Hand! Krupp bestrafe illoyale Arbeiter rücksichtslos, und die Methode klappe ausgezeichnet⁴⁴.

Der Kaiser rückte nicht von der Stelle. Fritz verliess ihn im Gefühl, versagt zu haben. Wilhelm erzwang die Aufhebung von Bismarcks Sozialistengesetz. Doch die nachfolgende Wahl rechtfertigte Krupp. Zur Überraschung von ganz Europa versam-

* Gott war der einzige höherstehende Offizier, dem gegenüber der Kaiser sich fügte. Allerdings hatte es manchmal den Anschein, als ob er ungehorsam sei.

melten die Sozialdemokraten auf sich fast eineinhalb Millionen Stimmen – also jeweils eine von fünf – und erlangten im Reichstag fünfunddreissig Sitze. Der Kaiser war völlig ausser sich. Im Anschluss an die Wahl beschimpfte er die Sozialisten als eine «Bande von Verrätern», die den Namen Deutsche nicht verdienten; die Mitglieder einer jeden Partei, die den Allerhöchsten Herrscher kritisierten, müssten als «vaterlandslose Gesellen» mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Der gekränkte Kaiser vergass auf Kinder, Sonntage und Vertreter in Drillichanzügen im Direktorium. Stattdessen begann er Industriestatistiken zu studieren. Diese machten ihn sprachlos. Des Reiches Stahlproduktion wuchs siebenmal schneller als die Grossbritanniens – die deutschen Stahlerzeuger lagen an zweiter Stelle hinter jenem fernen Ungeheuer, den Vereinigten Staaten, und der Mann, der im Reich die höchste Einkommenssteuer zahlte, war F.A. Krupp aus Essen; sie war sogar höher als die des Kaisers selbst⁴⁵.

Unterdessen hatte sich Wilhelm II. sogar innerhalb seines eigenen offiziellen Haushalts dazu gezwungen gesehen, die Artillerie von Krupp zu verteidigen. Dem strittigen Punkt ist nur schwer Glauben zu schenken, doch war er tatsächlich gegeben, wie aus den privaten Aufzeichnungen von Friedrich von Holstein – Bismarcks Ex-Untergebener, der böse Geist der deutschen Aussenpolitik – ersichtlich ist. Beinahe zwanzig Jahre waren seit dem französisch-preussischen Krieg vergangen, und die Armee sehnte sich noch immer nach Bronzekanonen. Am 21. September 1890 schrieb ein preussischer Diplomat an Holstein über ein Gespräch zwischen dem Kaiser, Kanzler von Caprivi und General Julius von Verdy de Vernois, Wilhelms neuem Kriegsminister. «Der Kanzler», so berichtete Holstein, «erzählte mir noch, dass im Bronze-Gussstahl-Streit, wo S.M. auf Krupps Seite für Gussstahl, Verdy für Bronze war, ein neues Ereignis eingetreten ist. Die Bronzeleute führten namentlich immer das Nichtspringen der Bronze für sich an. Nun sind neuerdings 3 Bronzegeschütze gesprungen. Der Kanzler sagte mir: ‚Das ist ein grosser Triumph für S.M.‘»⁴⁶

Es war auch ein Triumph für Fritz, wenn es einen auch wundert, was Bronzegeschütze damals überhaupt noch in der Armee zu suchen hatten. S.M. fehlte die Langmut ihres Grossvaters; am 1. Oktober wurde Verdy der Stuhl vor die Tür gesetzt. Kurz danach wurde Fritz zum bevorzugten Empfänger kaiserlicher Korrespondenz. Der Kaiser wünschte Genugtuung zu leisten. Obwohl er das niemals erfuhr, wählte er die Schlechtestmögliche Form der Annäherung. In Fritz hatte sich verständlicherweise eine sein ganzes Leben lang andauernde Abneigung gegen schwülstiges Geschwätz entwickelt. Zu seinem Entsetzen musste er nun entdecken, dass Wilhelm II. ein unermüdlicher Briefschreiber war. Gerade erst hatte der junge Krupp einen Akkordschreiber zu Grabe getragen, und jetzt bekam er einen anderen an den Hals, der ihn zum Beispiel mit dem folgenden tiefschürfenden Rat bombardierte:

Für tausend bittere Stunden sich mit einer einzigen trösten, welche schön ist, und aus Herz und Können immer sein bestes geben, auch wenn es keinen Dank erfährt. Und weiter:

Die Welt ist gross, und wir Menschen sind so klein, da kann sich doch nicht alles um einen allein drehen⁴⁷.

Das war nicht nur banal, sondern auch ein Plagiat. Wilhelm hätte Alfreds Sohn sein können. Er schrieb eifrig fürchterliche Passagen aus Ludwig Ganghofers Werk ab. Doch was ihn selbst anging, so schenkte er keiner von ihnen Glauben. Er war überzeugt, dass sich das Universum für *ein* Individuum, nämlich für ihn selbst, interessiere. Und als Wilhelm dann in einem der folgenden Briefe penibel – von Ganghofer aufgegebelt – schrieb: «Wer misstrauisch ist, begeht ein Unrecht gegen andere und schädigt sich selbst», hatte der schon halbbetäubte Krupp den Verdacht, dass der Plagegeist in Berlin auf irgendetwas hinauswolle⁴⁸.

Er wollte auf eine Einladung hinaus, und zwar nicht, um dabei Binsenwahrheiten von sich zu geben, sondern um über Artillerie zu reden. Fritz nahm bereitwillig an. Er hatte versucht, die seit einem halben Jahrhundert andauernde Fehde zwischen dem Haus Krupp und dem Offizierscorps zu beenden, aber der Groll war noch immer vorhanden. Alles war versucht worden – Einladungen nach Meppen, Angebote, für die Offiziere Sondervorfürungen von Versuchswaffen abzuhalten, Herabsetzung der Preise. Keiner der Tricks hatte gewirkt, und als der Kaiser jetzt die Frage stellte, ob Krupp irgendeine Beschwerde vorzubringen habe, zählte dieser eine ganze Anzahl auf. Warum kümmere sich das deutsche Heer nicht um die von ihm veranstalteten Probe-schiessen? Warum gebe das Reich seine Geschützbestellungen immer erst in letzter Minute auf, um dann auf sofortiger Lieferung zu bestehen? Warum lehne es das Kriegsministerium sogar ab, mit Ingenieuren von Krupp zusammenzukommen? Wilhelm blickte gross drein. Ob das tatsächlich wahr sei? Fritz sagte, er sei froh darüber, dass Allerhöchstderselbe diese Frage gestellt habe; zufällig befänden sich in seiner Tasche Blaupausen, Pläne für ein schnellfeuerndes Feldgeschütz, das Nobels rauchloses Schiesspulver verwende. Deutsche Soldaten würden es zwar keines Blicks würdigen, aber vielleicht könne ihr Oberbefehlshaber dafür einen Augenblick Zeit erübrigen. Der Kaiser konnte. Er war enorm beeindruckt, und nachdem er die Pläne beiseitegelegt hatte, hieb er mit der Faust auf den Tisch und brüllte, dass er seinen Generalstab zu sehen wünsche. Der Generalstab hatte sich auf Krupps Kosten vieler hundert angenehmer Stunden erfreuen können; jetzt wurde er zu einer sehr bitteren herbeizitiert. Am nächsten Tag, dem Schwarzen Freitag, wie sie ihn später nennen sollten, versammelten sich die Mitglieder des Generalstabs vor des Kaisers Augen. Während Fritz schweigend dasass und müssig vor sich hinschaute, als ob er von ägyptischen Reihern träumte, strafte sie Wilhelm mit seinen höchstpersönlichen Zornausbrüchen. Wutentbrannt verlangte er, dass sie das neue Schnellfeuergeschütz annehmen und jedem Versuch in Meppen beiwohnen sollten. Um ganz sicher zu gehen, dass sie ihm auch gehorchten, werde er von Zeit zu Zeit in eigener Person zum Versuchsgelände ausreiten. Es werde für ihn ein Feiertag sein, sagte er, endlich einmal von diesen beschränkten, sturen Junkerbürokraten wegzukommen und sich «etwas vorschiesen (zu) lassen».⁴⁹

Kapitel 9

Der Oscar Wilde des Zweiten Reichs

Der Kaiser kam und rief Hurra. *Das* gefiel ihm: wirkliche Granaten barsten, Zielscheiben wurden zerstückelt, der Boden unter seinen Reitstiefeln erzitterte vom tiefen, mannhaften Kanonendonner. Mit ein wenig Phantasie – und er besass viel davon – konnte man sich die Wirklichkeit vorstellen. Für Wilhelm war es eine Schau von unbeschreiblicher Grossartigkeit. Der blosser Gedanke an die Schlacht rührte ihn zu Tränen, und zwar nicht vor Gram, sondern vor Stolz. Fritz sorgte noch für eine Erhöhung der Wirkung, indem er die Kruppsche Musikkapelle «Heil Kaiser Dir» und «Was blasen die Trompeten?» herausschmettern liess, und dazu dröhnte auch noch der firmeneigene Männergesangsverein:

Gloria Viktoria!

Ja, mit Herz und Hand Fürs Vaterland . . . ?

Des Kaisers Visiten in Meppen begeisterten ihn so sehr, dass Ernst Haux' Gewinnkurve über das Diagramm hinausstieg, und das Heer, das die Demütigung des Schwarzen Freitags überstanden hatte, sah sich einem noch finsternerem Augenblick gegenüber, als Krupp Allerhöchstdemselben auf seinem Schiessplatz zum erstenmal ein neues Metall vorführte. Während seiner Jahre als «wahrscheinlicher Erbe des Etablissements» hatte Fritz beobachtet, wie die Flotten der Welt die Panzerung ihrer Schlachtschiffe von zwölf Zentimetern bei der Wasserlinie bis zu einer Dicke von soliden sechzig Zentimetern verstärkten. Er hatte die Vorahnung, dass eine widerstandsfähige Metallegierung diesem Widersinn abhelfen könne, und es war eine seiner ersten Handlungen als Alleininhaber, dass er Versuche mit Nickelstahl anordnete. Es klappte glänzend. Überdies stellte Krupp dadurch, dass er die Legierung zwei Wochen lang unter einer Hitze von etwa 1'000 Grad Celsius hielt, während Kohlengas über ihre Oberfläche geleitet und sie anschliessend einem Härtingsprozess mittels Wasser und Hitze ausgesetzt wurde, ein Metall her, das aussen hart und innen elastisch war. Mit einem Schlag erwies sich jedes Panzerplattenpatent als überholt. Die neue Panzerung würde nicht nur für die Flotten von Nutzen sein; auch ihre Anwendung bei der Feldartillerie war absolut erforderlich. Denn wenn auch der unglückselige General Verdy irreführt worden war, so hatte es in seiner Beweisführung doch eine Spur der Rechtfertigung gegeben: Nobels neues Schiesspulver war mit seinem Grundbestandteil Trinitrophenol so stark, dass es Bronze *und* Gussstahl zertrümmerte. Krupp hielt es für möglich, dass Geschütze aus Nickelstahl das Problem meistern könnten, und Anfang der neunziger Jahre standen seine ersten Rohre zur Erprobung bereit. Fritz bat das Kriegsministerium um Entsendung eines Komitees. Der Sohn erfuhr dieselbe Behandlung wie sein Vater, als dieser seine Stahlkanonen zum erstenmal hatte vorstellen wollen: die Generale gaben zur Antwort, dass ihnen das genüge, was sie bereits besässen. Daraufhin wandte

sich Fritz an Seine Majestät, und Wilhelm erschien in Meppen, wobei er sein Offizierscorps sozusagen am Kinnriemen daherzerrte: «Die Offiziere des Komitees, das ihn begleitete, fluchten herzhaft», vermeldet ein Chronist. Sie mussten erneut eine Niederlage hinnehmen. Die neuen Feldstücke konnten auch die stärkste Ladung vertragen, und Allerhöchstderselbe tat kund, dass unlegierter Stahl hinfort als genauso überholt wie Bronze zu gelten habe².

Der Nickelstahl zementierte die Ehe zwischen dem jungen Hohenzollern und dem jungen Krupp. Der Kaiser ernannte Fritz zum Geheimen Kommerzienrat, verlieh ihm den Titel «Exzellenz», und er machte es sich zur Angewohnheit, die Zimmerflucht auf dem Hügel, die für seinen Grossvater eingerichtet worden war, mindestens einmal im Jahr zu bewohnen. Der Kaiser war ein unangenehmer Gast. Die Zeitläufe haben die scharfen Kanten des Wilhelminischen Deutschland abgeschliffen, aber hinsichtlich des offiziellen Bilds von Wilhelm selbst haben sie nicht viel erreicht. Er war ein verantwortungsloser, leicht erregbarer, grossspuriger Geck, der ständig Krieg spielte. Als er glaubte, den Sozialdemokraten mit einem leeren Wortschwall das Rückgrat brechen zu können, trat er aus seinem Schloss hervor und gab greuliche Erklärungen ab: «Genauso wie im Jahr 1861, so ist es auch jetzt – Spaltung und Argwohn herrschen in unserem Volke vor»; das war einer seiner typischen Alleingänge. «Unser Deutsches Reich ruht auf einem einzigen unerschütterlichen Grundpfeiler – dem Heer ... Sollte es jemals wieder dazu kommen, dass die Stadt Berlin gegen ihren Monarchen aufsteht, dann werden die Wachen den Ungehorsam eines Volkes gegen seinen König mit ihren Bajonetten ahnden!» Er musste alles ins Militärische ziehen. Sein Amt war das «Generalhauptquartier», und selbst der lammfrommste seiner Zivilangestellten musste laut Erlass Uniform und Rang tragen. Der Erziehungsminister wurde zum Major befördert, der Finanzminister zum Leutnant. Zeichnete sich ein Mann im Amt aus, wurde er befördert; wenn nicht, wurde formlos ein Kriegsgericht abgehalten, manchmal sogar, während man auf Villa Hügel zu Tische sass. (Als es Wilhelm nicht geglückt war, das Budget auszugleichen, fand sich Finanzminister von Scholz, als er eines schönen Morgens zufällig im *Reichsanzeiger* blätterte, zum Wachtmeister degradiert.) S.M. rasselte ständig mit dem Säbel, und das ist wortwörtlich zu nehmen, weil er zur Villa immer in der Uniform eines Feldmarschalls kam: mit einem echten Säbel in einer echten Scheide klirrend, und ausserdem noch mit Sporen an den Stiefeln. Seine Garderobe zu verstauen, erwies sich als eine grössere logistische Aufgabe; sie setzte sich nämlich unter anderem aus zweihundert Uniformen zusammen und lastete zwölf Kammerdiener – oder, wie der Kaiser sie zu bezeichnen beliebte: «Offiziere der Kaiserlichen Leibgarde» – vollkommen aus³.

Dank Wilhelms Gönnerschaft hatte Exzellenz Krupp jenes absolute Monopol erlangt, von dem der Grosse Krupp nur hatte träumen können. Während Fritz' jährliches Einkommen von 7'000'000 Mark auf 21'000'000 Mark hochschnellte, stieg das Geschäft mit Berlin von 33 Prozent der Gesamtproduktion auf 67 Prozent an. Da zu versteuernde Vermögen eine Angelegenheit öffentlicher Registrierung geworden waren, konnte jedermann die Einzelheiten im *Jahrbuch der Millionäre in Preussen* nachlesen, und als Allerhöchstdesselben kaiserlicher Stand derart häufig über Villa Hügel aufge-

zogen wurde, lebten auch wieder die alten Gerüchte auf, dass der Kaiser am Gewinn beteiligt sein müsse*. Das Krupparchiv verrät nichts darüber, dass während jener Besuche auch nur ein einziger Pfennig die Hände gewechselt haben könnte, aber sogar einige von Wilhelms Beratern nahmen an, dass er in seine eigene Tasche wirtschaftete. Holstein bezweifelte zwar, dass der Kaiser von Albert Ballin, dem Hamburger Reeder, Dividenden erhielt, aber er nahm es für gegeben an, dass Essen für einen Teil des kaiserlichen Einkommens sorgte. «Übrigens», schrieb er dem neuen Kanzler, «gewinnt in politischen Kreisen wahrscheinlich doch mit Unrecht das Gerücht an Boden, S.M. sei bei Ballin wie bei Krupp stark interessiert.» Bismarcks zynischer Protégé war darüber nicht schockiert; er fügte nur hinzu, dass der Kaiser «sich eben unvorsichtig benimmt, darin und in anderen Dingen». Der Kanzler war sich dessen schmerzlich bewusst, nicht minder jedes Mitglied der Regierung. Einige wenige aus der Regierung hielten Wilhelms unbekümmerte Ankündigungen für zu phantastisch, als dass sie diese ernstgenommen hätten. Graf August zu Eulenburg, Hofmarschall des Kaisers, schrieb: «Es ist nach alledem wirklich eine Wohltat, dass es in diesem Hexenkessel, um nicht zu sagen: Irrenhaus, irgendetwas gibt, worüber man lachen kann.» Die Ausländer waren weniger amüsiert, und Europa überlief ein Frösteln, als sich der Kaiser folgendermassen an die deutschen Truppen wandte, die er zu der für die Niederwerfung des Boxeraufstands vorgesehenen gemischten Streitmacht abordnete:

Kommt ihr vor den Feind, so wird derselbe geschlagen. Wer euch in die Hände fällt, sei euch verfallen. Wie vor tausend Jahren die Hunnen mit ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht..., so möge der Name Deutscher in China auf tausend Jahre durch euch in einer Weise bestätigt werden, dass niemals wieder ein Chinese wagt, einen Deutschen auch nur scheel anzusehen⁴!

Allerhöchstderselbe hatte es in eigener Person ausgesprochen: die Deutschen waren Hunnen. Es war eine stehende Redewendung, die während der beiden grössten Kriege der Geschichte haften blieb, und man kann sie auch heute noch vernehmen. Die geistige Verwandtschaft zwischen dem Kaiser und seinem Waffenschmied bestand in einer Anziehung der Gegensätze. Fritz gab niemals eine farbige Redewendung von sich, und er fluchte nicht einmal im Flüsterton, selbst dann nicht, als seine Direktoren auf der Höhe der Boxerkrise «verdammt», «Donnerwetter» und «Hol' dich der Teufel» brüllten. Sie waren auf den Kaiser böse, nicht auf die Chinesen. Die Auseinandersetzung in Peking führte nämlich zu dem einen schweren Missverständnis zwischen Krupp und S.M. Es bedeutete die Fortsetzung jener eisigen Audienz, die der erste Kaiser achtundzwanzig Jahre zuvor Alfred gegeben hatte. Der Ursprung des Problems war derselbe: Essens Waffenverkäufe ins Ausland. Wilhelm war über den Aufstand in Peking besonders erzürnt, weil dieser durch die Ermordung seines dortigen Gesandten ausgelöst wurde, und er war ausser sich vor Freude, als dann einem deutschen Kanonenboot ein spektakulärer Sieg gelang. Die internationale Expeditionstreitmacht, die

* Die Einbildung, dass der Kaiser ein «grosser Teilhaber» an der Firma Krupp gewesen sei, besteht bei den heutigen Historikern hartnäckig fort; siehe zum Beispiel A.J.P. Taylor in *The Struggle for Mastery of Europe 1848-1918* (Oxford 1954, 1957), S. 508.

die in Peking belagerten Europäer und Amerikaner entsetzen sollte, wurde auf dem linken Ufer des Hai-Flusses vom Geschützfeuer aus den alten Taku-Forts niedergehalten. S.M. winzige *Illtis* unter Führung des Kommandanten Lans dampfte den Hai hinauf und nahm es allein mit den Forts auf. Granatfeuer verwandelte das Boot bald in ein loderndes Wrack. Lans wurde schwer verwundet; dennoch setzte er einen Trupp Matrosen an Land. Diese rollten die Artilleristen der Boxer von der Flanke her auf, und als sie schliesslich die Geschütze unbrauchbar machten, entdeckten sie an den Rohren Metallschilder mit der Aufschrift *Fried. Krupp, Essen*. Aus dem Generalhauptquartier in Berlin tat der verzückte Kaiser kund, dass Lans den *Pour le mérite*, Preussens höchste militärische Auszeichnung, erhalten würde. Als Antwort erhielt Allerhöchstderselbe von seinem kühnen Kapitän folgende Botschaft: «Wir wurden siebzehn Mal getroffen; die meisten Granaten explodierten im Schiff und töteten und verwundeten meine tapferen Männer. Und welcher Hohn! Sämtliche Geschütze und Granaten stammen aus unserem eigenen Land – es sind alles moderne Schnellfeuergeschütze von Krupp⁵.»

Ausser sich vor Wut, schickte der Kaiser ein Telegramm an Fritz:

ES PASST SICH NICHT, IM MOMENT, WO ICH MEINE SOLDATEN AUSRÜCKEN LASSE ZUM KAMPF GEGEN DIE GELBEN BESTIEN, AUS DER ERNSTEN SITUATION NOCH GELD HERAUSSCHLAGEN ZU WOLLEN⁶.

Für Essen gestaltete sich die Situation bedenklich; Lans war zum Nationalhelden geworden. Nachsichtig erklärte Fritz, dass des Kapitäns Tapferkeit ausser Frage stehe, dass man an dessen Genauigkeit aber doch sehr zweifeln müsse. Zwar entspreche es bedauerlicherweise der Wahrheit, dass die Forts seinerzeit mit Kruppgeschützen ausgerüstet worden seien, aber es habe sich dabei nicht um Schnellfeuergeschütze gehandelt. Die Kanonen seien vielmehr veraltet. Sein Vater habe sie vor einer Generation, als Fritz selbst noch ein kleiner Junge gewesen sei, an Li Hung-chang verkauft. Wie könne denn aber der Kaiser einen kleinen Jungen tadeln? Und schliesslich: wie könne er den Vater des kleinen Jungen tadeln? Zur Zeit des Verkaufs sei Li ein guter Freund Deutschlands gewesen. Er sei das übrigens noch immer. Li trage keine Verantwortung für den Aufstand in Peking. Er sei jetzt siebenundsiebzig Jahre alt, und in seiner Eigenschaft als Gouverneur der Provinz Chihli habe er sich unter beträchtlichem Risiko für die eigene Person gegen die gelben Bestien gestellt. Doch das wusste der Kaiser bereits – er kannte Li, und er war einer der Monarchen gewesen, der ihn als Kommissar zur Wiederherstellung des Friedens eingesetzt hatte, nachdem man den Boxern den Garaus gemacht hatte⁷.

Die Stille aus Berlin war bedeutsam. Es war hart, zuzugeben, dass sich ein Offizier mit dem *Pour le mérite* um den Hals geirrt haben sollte, und es war noch härter, einzugestehen, dass der Kaiser höchstpersönlich einen Fehler begangen hatte. Einen Monat lang schwiegen die Telegrafleitungen zwischen Berlin und Essen. Dann lud Wilhelm, der den göttergleichen Donner von Meppen vermisste, Exzellenz Krupp zu einem Gespräch nach Berlin vor. Die beiden sprachen über andere Dinge. Der Kaiser tat so, als ob nichts geschehen wäre. Fritz hatte ihm sowieso bereits vergeben. Er war nicht dazu

in der Lage, einen Groll mit sich herumzutragen, und als des Kaisers Heftigkeit von Baron Armand von Ardenne, einem gemeinsamen Freund, kritisiert wurde, brachte das Krupp aus der Fassung. Major (später wurde er General) Ardenne erinnerte daran, dass Bismarck einmal gesagt habe, Wilhelm wünsche sich jeden Tag einen Geburtstag. Ardenne pflichtete dem bei; er halte den Monarchen für einen oberflächlichen Burschen. Dem sei nicht so, erwiderte Fritz. Kürzlich erst habe er im Generalhauptquartier gespeist, und beim Cognac habe dann der Kaiser vor den Anwesenden sehr souverän über Röntgenstrahlen, die Konservative Partei, England, Friedrich den Grossen und über wissenschaftliche und technische Fragen gesprochen. «Welch genialer Fluss der kaiserlichen Rede», sagte Krupp warmherzig, «welch geistvoll überragende Persönlichkeit.» Und wovon, fragte Ardenne, redeten die anderen Gäste? «Oh, selbstverständlich sprach niemand ausser Allerhöchstdemselben», erwiderte Fritz. «Natürlicherweise», sagte der Baron. Und Fritz war verwirrt, als sein Freund in Gelächter ausbrach⁸.

Als das Gefecht der *litis* zur nationalen Legende wurde – wobei man sich nicht klarmachte, wie es den geheimnisumwitterten Boxern überhaupt hatte gelingen können, auf dem deutschen Kriegsschiff eine derartige Verwüstung anzurichten –, vergass jedermann in Essen und Berlin den Augenblick kaiserlichen Zorns. Der Kaiser war eben verärgert gewesen, und schliesslich hatte ihn die Reue übermannt. Doch seine Zerknirschung war eigentlich nicht notwendig gewesen. Krupps Aufklärung hatte alle Fragen beantwortet, aber das konnte nur deshalb geschehen, weil sich Wilhelm II. genauso wie Wilhelm I. einen schlechten Musterfall ausgesucht hatte. Das grundlegende Problem der internationalen Rüstungsindustrie blieb bestehen. Durch jede neue Erfindung wurde es noch verwickelter, und jetzt gab es bereits fünf Kolosse, die um ihre Anteile bei den Schatzämtern der Welt kämpften. Krupp, Schneider, Armstrong und Vickers hatte sich Mitsui zugesellt, und als ein Österreicher namens Emil von Skoda eine vierzig Jahre alte Maschinenfabrik in Pilsen in einen Munitionsbetrieb umwandelte, kamen noch die sich rasch breitmachenden Skodawerke der Tschechei hinzu.

Die Gewinne in diesem Spiel waren so gewaltig, dass ein Spieler ungeheure Verluste hinnehmen konnte, ohne zurückschrecken zu müssen. In den neunziger Jahren wurde König Alfons XII. ständig von kubanischen Aufständischen belästigt, und er liess deshalb wissen, dass Madrid die Angebote des einschlägigen Markts für neue Schiesseisen erwarte. Fritz schickte rasch Friedrich Wilhelm von Bülow, das As unter seinen Verkaufsleuten, auf den Weg; Bülow vereinnahmte weitgehend die Rüstungsbudgets der Türkei, Portugals und Italiens. Pech für ihn war, dass er im edlen Wettstreit mit dem fähigsten Vertreter dieses Gewerbes stand, nämlich Sir Basil Zaharoff, einem ehemaligen Balkanflüchtling, der seine Kindheit in den Basaren von Konstantinopel verbracht und seinen Eintritt ins Jünglingsalter damit begangen hatte, dass er zum Dieb wurde. Zaharoff beherrschte die Kunst der Bestechung von Kriegsministerien zum höheren Ruhme von Vickers so gut, dass ihn sein angenommenes Vaterland zum *Knight of the Grand Cross of the Bath and Oxford* und zum *Doctor of Civil Laws* von Oxford beförderte. Fünf Jahre lang waren Bülow und Zaharoff in einen grimmigen Zweikampf verwickelt. Schliesslich war beinahe jeder spanische Offizier vom Rang eines Majors

aufwärts ein Gehaltsempfänger entweder von Krupp oder von Vickers. Aber keiner konnte so heimtückisch sein wie Sir Basil, sobald dieser wirklich Ernst machte. Zaharoff kaufte Waffen von Krupp auf, lieferte sie an die Aufständischen in Kuba, verriet die Aufständischen an die ihm hörigen Spanier und ging mit dem Beweismaterial zu Alfons. Das brachte die Quelle zum Fliessen. Die königlichen Pesos verwandelten sich nicht in Mark, sondern in englische Pfunde und – da Zaharoff bei Schneider Anteile besass – in Francs. Die hocheifreuten Franzosen verliehen ihm später das Grosskreuz der Ehrenlegion. Bülow kehrte entmutigt nach Hause zurück. Fritz möbelte ihn wieder auf: Die Gewinnkurven von Finanzchef Haux zeigten keinen einzigen Zacken. Beim nächstenmal würde Bülow eben mehr Erfolg haben*⁹.

In ähnlicher Weise gab Krupp auf der Chicagoer Weltausstellung von 1893 ein Vermögen aus. Um seine Ausstellungsstücke unterzubringen, liess er einen eigenen Pavillon errichten, eine Kopie der Villa Hügel, die mit seinem Namen quer über die Fassade verziert war. Der Pavillon kostete 1'500'000 Dollar. Die Zeitschrift *Scientific American* widmete ihm eine Ausgabe. «Von allen ausländischen Nationen, die an der amerikanischen Weltausstellung in Chicago teilnehmen», begann der Artikel auf der Titelseite, «nimmt Deutschland die erste Stelle ein, was Ausmass, Vielfalt, Kosten und Überlegenheit in fast jedem Bereich angeht. Bei den Privatausstellern steht Krupp, der grosse Metallproduzent aus Deutschland, an der Spitze. Seine Schaustücke sind bewundernswert und lassen durch ihre Grösse alle anderen vergleichbaren Schaustücke zwerghaft erscheinen.» Graphische Darstellungen zeigten «ein gussstählernes Gerippe von Bugspanten für ein neues deutsches Panzerschiff», «einen von Krupps fahrbaren Kränen zum Hochhieven und Fortbewegen der grossen Kruppgeschütze» und drei auf hydraulische Lafetten montierte Sechzehn-Zoll-Geschütze. «Ein besonderes Interesse haftet gerade diesem Geschütz an», hiess es in einer Spalte, «da es am 28. April 1892 in Gegenwart des deutschen Kaisers in Meppen erprobt wurde. Bei dieser Gelegenheit feuerte es über eine Distanz von fast dreizehn Meilen.» Die Geschäftstüchtigkeit hätte sich nicht offensichtlich zeigen können, wären die Beiträge in Essen geschrieben worden (was übrigens durchaus möglich gewesen sein kann), aber trotz alledem schnappte niemand nach dem Köder. Amerika war mit seinen eigenen Schiesseisen zufrieden, und das zu Recht, denn fünf Jahre später sollte Zaharoffs Ware von amerikanischen Geschützen in der Manila Bay, bei El Caney, San Juan Hill und Santiago vernichtet werden. Es ist eine Überlegung wert, wie wohl der spanisch-amerikanische Bürgerkrieg ausgegangen wäre, hätte Bülow in Madrid mehr Erfolg gehabt. Im folgenden Jahr erschütterten die Buren, die ihre Geschütze (und Geschützmannschaften) von Krupp erworben hatten, das Britische Weltreich, indem sie in einer einzigen Woche drei englische Armeen schlugen und Kimberley und Ladysmith umzin-

* Dem war nicht so. 1914 wurde er als Krupps Londoner Vertreter wegen Spionage angeklagt und für vier Jahre eingesperrt. Nach dem Krieg gehörte er dem Büro der Firma in Berlin an und tat sich dort als erfolgreicher Handlanger für die geheime Wiederbewaffnung hervor. Die Linie der Bülows schien jedoch vom Unglück heimgesucht zu sein, denn Friedrich Wilhelm von Bülows Sohn und der Enkel' von Fritz sollten im Dritten Reich gemeinsam über eines der furchtbarsten Zwangsarbeitsimperien herrschen (s. u., Kapitel 19-22).

gelten. (Der Kaiser schrieb in seinem unfehlbaren Taktgefühl prompt an den Prinz von Wales und riet ihm, Britannien solle aufgeben:

Selbst die erstklassigste Fussballmannschaft setzt nach ihrer Niederlage in einem schneidigen Spiel ein fröhliches Gesicht auf und nimmt diese an¹⁰.)

Nicht nur, dass Fritz die Überlegenheit seines Vaters auf dem Schlachtfeld bewahrt hatte; er baute sie sogar ständig aus. Die einzige Auseinandersetzung in den neunziger Jahren, bei der Waffen von Krupp eine Niederlage erlitten, war der chinesisch-japanische Krieg von 1894, als die Chinesen – Alfreds Kunden also – durch die Japaner – die Kunden von Fritz geworden waren – vom Schlachtfeld gejagt wurden. Zur Jahrhundertwende, ein Dutzend Jahre also, nachdem er die Firmenherrschaft übernommen hatte, war der Sohn zum offiziellen Waffenlieferanten von Moskau, Wien und Rom geworden, und an die Hauptstädte Europas hatte er 40'000 Kanonen verkauft – «genug», wie die *Nation* später weissagte, «um sie an die Notwendigkeit eines bewaffneten Friedens glauben zu lassen». Ebenso wie seinen Vater, so hatte man auch Fritz mit Auszeichnungen überschüttet (sechzehn davon waren für aussergewöhnliche Tapferkeit), welche derart imposante Titel wie Kommandeurskreuz des Ordens der Rumänischen Krone, Grosskreuz des Wachsamem Weissen Falken, Kommandeurskreuz von Heinrich dem Löwen und Kronorden Erster Klasse mit Diamanten trugen, wobei letzterer von Allerhöchstdemselben stammte, den das kaltblütige Verhalten von Fritz während der Schiessübungen in Meppen beeindruckt hatte¹¹.

Die Kriegslisten schienen Krupp nie auszugehen. Vermutlich die einträglichste war jene, die der belustigte Kaiser «Schutz- und Trutzwaffen-Schaukel» nannte. Die Sache funktionierte auch derart. Nachdem Fritz seine Nickelstahlpanzerung zur Reife gebracht hatte, warb er dafür in jedem Kanzleramt. Heer und Marine vieler Länder mussten dafür eine Menge bezahlen. Anschliessend rückte Fritz mit Granaten aus Chromstahl heraus, die den Nickelstahl durchschlugen. Heere und Flotten investierten erneut. Als nächstes – das war auf der Chicagoer Ausstellung, wo sich schon dadurch allein die Aufstellung des Pavillons rentierte – erschien er auf dem Markt mit einer Panzerplatte, die selbst den neuen Granaten widerstand. Die Aufträge strömten herein. Aber gerade, als jeder General und Admiral überzeugt war, dass er seine Streitkräfte mit unüberwindlichen Schutzschilden ausgerüstet hatte, packte Fritz erneut aus. Gute Nachricht für die wachsamem Verfechter des Angriffskrieges: Es stellte sich nämlich heraus, dass man die verbesserte Panzerung mittels Explosivköpfen, die enorm teuer waren, knacken konnte. Die Regierungen in aller Welt griffen tief in ihre Staatskassen, und sie hörten damit nicht wieder auf. Insgesamt dreissig von ihnen hatten sich in diesen Kreislauf einspannen lassen¹².

Fritz zeigte dem Kaiser die Zahlen, und dieser lachte stillvergnügt in sich hinein. Das wäre Wilhelm schnell vergangen, hätte er um die Wahrheit gewusst, denn er selbst war auf eine Variante der Schaukel hereingefallen. Berlin hatte gerade 140 Millionen Mark in das neueste Feldgeschütz («Modell 96») von Krupp investiert. Wie sämtliche Geschütze in der Geschichte der bisherigen Kriegsführung war es starr, das heisst, das Rohr hatte keinen Rückstossmechanismus. Beim Abfeuern bockte das Geschütz und

musste für den nächsten Schuss wieder neu ausgerichtet werden. In Creusot sass Schneider auf dem Ausguckposten. An dem Tag, da Essen die letzte Lieferung des Auftrags nach Tegel schickte, begann sich Paris mit Schneiders 75-mm-Feldgeschütz, das seinen eigenen Rückstoss auffing, auszurüsten. Der Generalstab geriet in Panikstimmung. Doch Fritz telegraphierte, man möge Ruhe bewahren; er sei bereits unterwegs. In Berlin eröffnete er stolz, dass seine Versuchsabteilung gerade das «Kruppsche Rohrrücklaufgeschütz» vollendet habe; es sei genauso rückstosssicher wie das französische 75-mm-Geschütz. In der allgemeinen Erleichterung fragte ihn kein Mensch, wie er das zeitlich so ausgezeichnet hinbekommen habe oder wieviel die neue Waffe kosten würde. Sie war teuer: Die Umstellung liess bei Krupp den Gewinn um 200 Millionen Mark anschwellen¹³.

Ab und zu runzelte man die Stirn, aber die Ereignisse trieben zu rasch voran; bevor sich ein scharfsinniger Kritiker räuspern konnte, erschloss Fritz einen neuen Weg, der keinen Argwohn erregte. Während der letzten vier Jahre des neunzehnten Jahrhunderts brachte Fritz es fertig, den konkurrierenden Stahlerzeugern auf der Geldbörse zu sitzen. Sein Instrumentarium hierfür war ein simples Kartell für Kriegsmaterial. Um 1897 gab es zwei grundlegende Herstellungsverfahren für schalenharte Panzerplatten. Das eine gehörte Krupp; das andere stammte von H.A. Harvey, einem Amerikaner. Mit der Harvey United Steel Company, die nur auf dem Papier existierte und deren Vorsitzender Albert Vickers war, wurden die Patente ausgetauscht. Alle beteiligten Gesellschaften – Krupp, Vickers, Armstrong, Schneider, Carnegie und Bethlehem Steel – stimmten einem Erfahrungsaustausch über Härteverfahren zu, und Krupp kassierte für jede Tonne schalenharter Panzerplatten, die erzeugt wurde, 45 Dollar Lizenzgebühren¹⁴.

Panzerplatten dienen der Verteidigung, Granaten hingegen nicht, und im Jahr 1902 schlossen Krupp und Vickers eine zweite Übereinkunft, deren Folgen anscheinend niemand richtig durchdacht hatte. Die Ingenieure von Fritz hatten die besten Zeitzünder der Welt zustande gebracht, und Albert Vickers fand einen so grossen Gefallen daran, dass er sie auch für seine Kunden haben wollte. Fritz schickte die Konstruktionspläne nach Sheffield und sagte zu, auch Einzelheiten über zukünftige Verbesserungen zu liefern. Als Gegenleistung würde Vickers jede Granate mit «KPZ» (Krupp Patent Zeitzünder) kennzeichnen und pro abgefeuerte Granate einen Shilling und drei Pence bezahlen. Sollte es zwischen Kunden in Asien oder Südamerika zu Feindseligkeiten kommen, so war die Übereinkunft relativ harmlos. Aber im Falle eines Krieges zwischen England und Deutschland musste es zu einer äusserst niederträchtigen Situation kommen: Krupp würde dann von den Verlustlisten des Reichs profitieren¹⁵.

Diese Möglichkeit begann sich drohend abzuzeichnen. Deutsche und englische Studenten, die sich auf dem Festland begegneten, sprachen offen über den Konflikt – jeder mit beunruhigendem Optimismus, obwohl sie es gar nicht auf diese Weise sahen. Wilhelms Marineoffiziere nahmen die Gewohnheit an, auf «den Tag» Trinksprüche auszubringen. Schon 1891 hatte der neugegründete Alldeutsche Verband an Kaufleute Aushängeschilder mit dem Wortlaut «Dem Deutschen gehört die Welt» verteilt, und im Generalhauptquartier spielte der Kaiser, der doch den treibenden Motor hinter all diesen aufhetzenden Parolen darstellte, fortgesetzt mit dem Feuer. Durch die Entlassung von Bismarck war der einzige Mann, der Wilhelms Expansionspolitik wirksam

an der kurzen Leine gehalten hatte, ausgeschaltet worden. Nach Ansicht des Kaisers hatte der französisch-preussische Krieg eine grossartige teutonische Eroberungswoge entfesselt, und er sorgte dafür, dass sie so schnell nicht wieder zusammenfiel¹⁶.

Auf Villa Hügel sann Fritz über Wege nach, seinen Freund zu unterstützen. Einer bestand darin, dass er seinen Beitrag zur Flut der aufhetzenden Propaganda leisten wollte. Er gründete deshalb 1893 in der Hauptstadt eine Tageszeitung, die *Berliner Neueste Nachrichten*, und ausserdem eröffnete er einen Nachrichtendienst*. Die Herausgeberpolitik von beiden war offensichtlich. Sie unterstützte die Firma Krupp, Allerhöchstenselben, das Heer, die Marine, die deutsche Industrie und den Alldeutschen Verband. Wilhelm stand alledem wohlwollend gegenüber. Doch Worte reichten nicht aus, seufzte der Kaiser unglücklich. Wie wäre es mit einer Tat? Warum sich nicht gleich für ein Amt zur Verfügung stellen? Fritz schreckte zurück. Er hatte das schon einmal versucht. Dann solle er es nochmals auf einen Versuch ankommen lassen, drängte Wilhelm. Es gebe sowieso zu viele unzuverlässige Abgeordnete. Er, der Kaiser, habe sie um Bewilligung von hundert Millionen Mark gebeten, damit er das Heer um 60'000 Mann verstärken könne. Die Schweine hätten die Stirn gehabt, ihm zu erwidern, dass sie ihm bereits zwölf Milliarden gegeben hätten, dass sich die Grösse des Heeres seit Sedan verdreifacht habe, kurz, dass es jetzt genug sei. Um dieser Unverschämtheit Einhalt zu gebieten, habe er sich zur Auflösung des alten Reichstags gezwungen gesehen, und er wäre äusserst dankbar, wenn Krupp für den neuen kandidieren würde.

Als loyaler Deutscher gehorchte Fritz widerstrebend, und als loyale Kruppianer begleiteten seine Vorarbeiter ihre Männer zu den Wahlurnen und sahen zu, wie diese wählten. Das erste Ergebnis war nicht überzeugend: Es gab 19'484 Stimmen für Krupp, 19'447 für den katholischen Kandidaten und an die fünftausend für die Sozialdemokraten. In der Stichwahl gewann dann Krupp dennoch um Haaresbreite; die Sozialdemokraten nützten nun den Katholiken ebensowenig wie Krupp. Der Verlierer beklagte sich, dass die Wahldurchführung des Konzerns nicht ordnungsgemäss gewesen sei, aber die Wahlbehörde meldete, nichts Besonderes bemerkt zu haben**. Die jubelierenden Sieger schenkten in Essen an jedermann Freibier aus, veranstalteten einen Fackelzug und stapften den Hügel hinan. Seine Exzellenz zeigte sich für einen kurzen Augenblick leicht verlegen und murmelte ein paar Worte, die niemand verstand. Das war ein passender Auftakt: Obwohl Fritz zwischen 1893 und 1898 als Abgeordneter von Essen fungierte, meldete er sich nie zu Wort und schien über das Bedürfnis nach strikter Parteidisziplin verwundert zu sein – in einem Haus, das von Anhängern des Kaisers sowieso ganz offen kontrolliert wurde. Die Heeresvorlage kam zwar mit der Unterstützung von Fritz durch, aber das war auch alles, was er leistete. Einmal stimmte er sogar gegen seine eigene Führung, und zweimal wurde sein schwaches Verständnis für politischen Anstand zur Quelle nationaler Beachtung. 1894 erklärte er anlässlich eines

* Der Nachrichtendienst existierte nur kurze Zeit, doch die Zeitung erschien bis 1919, wo sie dann während der deutschen Revolution von der Bildfläche verschwand.

** Bestimmt hatte man nichts Aussergewöhnliches bemerkt. Bei derselben Wahl führte Baron Karl von Stumm-Halberg, ein Industrieller und Politiker von der Saar, seine Wähler aus Neunkirchen in Marschordnung zur Wahlurne.

grossen Essens, dass das Fehlschlagen eines Handelsabkommens mit Russland Krieg bedeute. Er wisse das, fuhr er fort, weil Bismarck es seinem Arzt gesagt habe, und der Arzt habe Bismarcks Worte an Fritz weitergegeben. Am nächsten Tag prangte diese sensationelle Erklärung auf der Titelseite einer jeden Berliner Zeitung mit Ausnahme seiner eigenen. Der pensionierte Kanzler musste ein offizielles Dementi veröffentlichen. Fritz aber schrieb er gereizt:

Ich kann mir nicht denken, dass Schweningen sich in der angegebenen Form geäussert haben sollte, da der darin geäusserte Gedanke mir vollkommen fremd ist und mit meinen Ansichten in geradem Widerspruch steht. Ich kann Schweningen doch nicht das Gegenteil meiner Ansicht ganz zwecklos aufgebunden haben¹⁷.

Hier machte sich Bismarck unglaublich. Dieser Gedanke *musste* ihm ganz einfach gekommen sein, denn irgendein Arrangement war nötig, um dem neuen französisch-russischen Militärbündnis den Stachel zu nehmen. Aber darum ging es ja gar nicht; Krupp hätte vielmehr me und nimmer eine vertrauliche Mitteilung ausplaudern dürfen. Seine Zunge sass beinahe ebenso locker wie die seines Gebieters. Vier Jahre später, auf dem Höhepunkt der englisch-französischen Krise wegen Fashoda, speiste Fritz auf dem Schloss der Hohenzollern. Bei dieser Gelegenheit bemerkte der Staatssekretär des Auswärtigen beiläufig, dass er, wäre er Englands Premierminister, Frankreich sofort den Krieg erklären und Fashoda als Vorwand nehmen würde, «denn so günstige Verhältnisse kommen für England so bald nicht wieder». Fritz kehrte in sein Hotel zurück und schrieb einen Brief an einen Freund in London mit der Bitte, dass die Ansicht des deutschen Ministers dem Premierminister zur Kenntnis gebracht werden solle. Das Ergebnis war vorauszusehen: In Berlin gab es demütigende Erklärungen, und in England verstärkte sich die Überzeugung, dass alle Deutschen an der Maul- und Klauenseuche litten¹⁸.

Seine schwächsten Auftritte hatte Fritz in der Öffentlichkeit, seine stärksten dagegen hinter den Kulissen. Er selbst hatte das schon immer gewusst, und jetzt musste dem auch der Kaiser beipflichten. Wenigstens einmal erwies sich S.M. als taktvoll, denn der Kaiser selbst war ja kaum der Mann dazu, um einen anderen Menschen für dessen leichtfertiges Reden zu tadeln. Wenn auch Krupps Amtsperiode im Reichstag, rein äusserlich gesehen, ein Fehlschlag gewesen war, so wusste es der Monarch dennoch besser. Auf seine eigene umständliche Art hatte der Abgeordnete aus Essen die Zukunft des Reichs in einer Weise geformt, wie das von keinem anderen Mann in der Kammer hätte bewerkstelligt werden können. Wilhelm träumte von einer mächtigen deutschen Flotte, und als 1895 der Nordostseekanal offiziell eröffnet wurde, bat er Krupp bei den Feierlichkeiten, ihm dabei behilflich zu sein. Die Situation sei untragbar, bemerkte der Kaiser; das Vaterland sei zur zweitgrössten Handelsmacht der Welt aufgerückt, doch seine Flotte stehe erst an fünfter Stelle. Selbst Italien besitze mehr Kriegsschiffe. In der Menschheitsgeschichte habe sich ein Handelsvolk noch nie ohne die Unterstützung einer Seemacht erhalten können. Ausserdem gebe es da noch die Balgerei um die Kolonien. Kriegsschiffe müssten unbedingt her, wenn das Reich noch die Absicht habe, sich die wenigen übriggebliebenen Rosinen herauszupicken. Wolle Krupp ihm bei diesem Kreuzzug beistehen¹⁹?

Krupp wollte. Er verstärkte seine Unterstützung des Alldeutschen Verbandes, der

bereits für eine starke Flotte Propaganda machte, und er förderte mit Nachdruck den Flottenverein, dessen hunderttausend Mitglieder, dessen Corps bezahlter Vortraghaltender und dessen Zeitschrift *Die Flotte* das Reich mit chauvinistischer Ideologie überschwemmten. Doch Fritz war mehr gegeben, als einer Marine lediglich den Rücken zu stärken. Er konnte auch eine aufbauen. Nachdem er mit Vizeadmiral Fritz von Hollmann, dem Chef des Reichsmarineamts, verhandelt hatte, ging er daran, die Grusonwerke für die Massenproduktion von Panzerplatten aus Nickelstahl für Schlachtschiffe umzurüsten und in Essen neun neue gepanzerte Schiffe zu entwerfen. Im folgenden Jahr, also 1896, kam Wilhelms Kampagne um zwei Riesenschritte vorwärts: Hollmann, der zurückgetreten war, um Staatssekretär im Reichsmarineamt zu werden, wurde von Alfred von Tirpitz abgelöst, dem glänzendsten Flottenexperten seiner Zeit; ausserdem erwarb Krupp eine Werft in Kiel. Die Stadt liegt am Ende einer grossartigen Ostseebucht und blickt auf einen der schönsten natürlichen Häfen Europas hinaus; sie wurde hauptsächlich als Ankerplatz von Wilhelms Privatjacht bekannt, der prächtigen, neuen, weissgoldenen *Hohenzollern*, die sich an ihrer gleissenden Ankerkette im tiefblauen Wasser regelmässig hob und senkte. Niemand hatte dort bisher den Seeleuten grosse Beachtung geschenkt – in Deutschland hatte das Heer den militärischen Ruhm gepachtet –, und selbst die Stadtbewohner kümmerten sich nicht um die Germaniawerft. Jetzt plötzlich wimmelte es in Kiel von Kruppianern. Mit seinen dortigen Werftanlagen und mit seinen Fabriken in Essen, Annen, Rheinhausen und Magdeburg war Fritz ohne weiteres in der Lage, eine komplette Flotte zu bauen. Er feierte das, indem er seinem Wappen einen Anker hinzufügte²⁰.

Bevor Krupp jedoch sein Handwerkszeug bereitstellen konnte, um jedweden Auftrag, den sein kaiserlicher Schirmherr im Sinn hatte, auszuführen, mussten dem Reichstag Geldmittel abgerungen werden. Daraus entwickelte sich ein Drama in zwei Akten: die Flottenvorlagen von 1898 und 1900. Das erste Programm von Tirpitz hatte die Kammer ohne grosse Schwierigkeiten durchlaufen. Es war ja auch verhältnismässig bescheiden; die Vorherrschaft Englands und Frankreichs würde unangetastet bleiben, und die vorgesehene Seestreitmacht sollte gerade nur so gross sein, um im Kriegsfall die Nachschubwege offenzuhalten. Der zweite Akt jedoch gestaltete sich ganz anders. Kaum hatte Krupp seine erste Flotte auf Kiel gelegt, als Tirpitz seinen Kurs änderte. Nach seinen eigenen Worten wünschte er sich jetzt eine derart gewaltige Streitkraft, dass es sich auch der Welt stärkste Seemacht zweimal überlegen würde, bevor sie diese herausforderte. Das bedeutete einen direkten Wink an die Briten, die sich das übrigens in gewissem Ausmass selber zuzuschreiben hatten: Nach den enttäuschenden Rückschlägen in Südafrika hatte eines von Viktorias Kriegsschiffen das auf dem Weg nach Boers befindliche deutsche Handelsschiff *Bundesrath* gekapert. Die Alldeutschen und die Flottenvereine schrien nach Rache. Wilhelm tat nun der Nation kund, dass sie ihren «Platz an der Sonne» fordern müsse und dass «Deutschlands Zukunft auf dem Wasser» liege. In einer fremdenfeindlichen Raserei fegte die Mehrheit des Reichstags die Verzögerungstaktik einer Koalition der Sozialdemokraten, des Zentrums und der Fortschrittlichen beiseite und genehmigte den Bau von achtunddreissig Kriegsschiffen «ohne Rücksicht auf die Kosten», genug also, um Englands *Home Fleet* unter gleichen Bedingungen begegnen zu können²¹.

Die Gesteungskosten plus der Gewinnspanne bedeuteten einen ungeheuren Anreiz. Fritz war ganz gross ins Schiffsgeschäft eingestiegen; während er durch das Harvey-Kartell für alle von den Flotten Englands, Frankreichs, Japans, Italiens und der Vereinigten Staaten – das heisst also jener Seemacht, die fünfzehn Jahre danach dem zur Schlacht gerüsteten Deutschland gegenüberstehen sollte – verwendeten Panzerplatten Lizenzgebühren einkassierte, baute er für Tirpitz neun Schlachtschiffe, fünf leichte Kreuzer und dreiunddreissig Zerstörer. Der Admiral hätte zufrieden sein können. Er war es nicht. Pedantisch bestand er darauf, dass das Reichsmarineamt für jede ausgegebene Mark auch den Gegenwert einer Mark erhielt. Das war nicht der Fall; es bekam lediglich die Hälfte davon. Krupp berechnete 279 Millionen Mark für die Panzerung der Schlachtschiffe, und Tirpitz kam dahinter, dass Fritz einen Gewinn von genau 100 Prozent einsteckte. Doch auch Krupp war damit nicht zufrieden. Seine Berliner Zeitung startete eine energische Kampagne mit der Beschuldigung des Reichsmarineamts, dass es über Preise feilsche, während die Sicherheit des Vaterlands in Gefahr sei. Otto zu Salm-Horstmar, der neue Vorsitzende des Flottenvereins, schrieb an Tirpitz und bat ihn inständig, im Interesse der Eile Geld zu opfern. Scharf ins Verhör genommen, gab der Fürst schliesslich zu, dass er ersucht worden sei, den Brief zu schreiben; bei den Bittstellern handle es sich um «mit deutschen Industrieinteressen befasste Herren», wozu besonders Krupp zähle. Wütend versuchte Tirpitz, den Kurs von Fritz' Torpedoboot zu kreuzen. Indem er Journalisten gestattete, ihn als «gutinformierte militärische Nachrichtenquelle» zu identifizieren, beschuldigte er Krupp der Profitsucht und forderte, der «monopolistischen Preispolitik» von Krupp ein Ende zu setzen. Das Gegenfeuer deckte Tirpitz sofort wieder zu. Von Essen her beschimpfte ein gutinformierter Industrieller den Admiral mit dem geteilten Bart als «Vater der Lüge». Tirpitz forderte Einblick in Fritz' Bücher, und Fritz floh zum Kaiser²².

Allerhöchstderselbe befahl dem Admiral, Ruhe zu geben. Die Fehde könne nur den Feinden des Reichs helfen und sie unterstützen. Als Tirpitz empfahl, dass auch den Steuerzahlern des Reichs geholfen und ihnen Unterstützung gewährt werden solle, tat Wilhelm so, als habe er nicht gehört. In seiner Beziehung zu Krupp hatte der Kaiser eine Art Rubikon überschritten, unsichtbar zwar für den alten Seebären, aber im heutigen Rückblick deutlich vorhanden. Wie die Ereignisse zeigen sollten, fühlte sich Wilhelm dazu verpflichtet, Krupp gegen alle Anschuldigungen in Schutz zu nehmen, so schockierend diese auch immer sein mochten. Er brauchte einfach seinen Waffenschmied. Seine Herrschaft war jetzt auf den Militarismus festgelegt. In der Schlacht würde der von Fritz' «Staat im Staat» versorgte Muskel aus Kruppstahl unentbehrlich sein, ohne das Haus Krupp würde sich das Haus Hohenzollern als ein Kartenhaus entpuppen. In jenen Jahren veranlasste der Druck der Friedensverfechter die Staatsoberhäupter dazu, elegant gekleidete Delegierte zu den Abrüstungskonferenzen in Den Haag zu schicken. Der Kaiser verabscheute diese Konferenzen natürlich aus Prinzip, aber seine Verpflichtungen Essen gegenüber machten sie besonders unliebsam. Nach den Worten des Königs von Italien würde der Kaiser nie und nimmer «ein Stutzen der Flügel von Krupp» zulassen. Er liess es nicht zu – und er konnte das auch nicht; an den Rand eines Friedensvorschlags schrieb er: «Womit soll denn Krupp seine Arbeiter bezahlen^{23?}»

Unterdessen probierte man in Kiel ebenso wie in Essen neue und faszinierende Formen der Kriegsführung aus. Trotz hartnäckigen Einspruchs von Tirpitz waren die Ingenieure der Germaniawerft zur Ansicht der Zweckmässigkeit von Unterseebooten gelangt. Die Vervollkommnung des Kreiselkompasses machte eine Navigation auch unter Wasser möglich, und dank Rudolf Diesels Motor gab es keine giftigen Abgase mehr. Die Produktion lag noch für einige Jahre in der Zukunft, aber es lagen bereits vollständige Entwürfe für Deutschlands erstes Unterseeboot vor. Ziemlich phantasieolos wurde es U-1 getauft²⁴.

Am 1. Januar 1900 begrüßte Essen das neue Jahrhundert, und zwar so, wie sich das gehörte: mit donnerndem Feuerwerk. Von der Gussstahlfabrik an der Limbecker Strasse und von dem ehrwürdigen Platz zwischen dem alten Flachsmarkt und dem Rathaus zischten Leuchtraketen hoch und malten ein feuriges Kolossalgemälde an den nächtlichen Himmel – ein Omen für die in der Zukunft liegende Vergeltung, das allerdings niemand erkannte. Auf dem Hügel schauten sich die beiden Mitglieder der Familie Krupp, die diese grausamen Folgen miterleben sollten, das Spektakel heimlich aus der kaiserlichen Suite an. Eigentlich hätten sie schon längst im Bett sein müssen. Bertha und Barbara, dreizehn und zwölf Jahre alt, verbrachten ein spartanisches, isoliertes Leben. Ab und zu durften sie jedoch ihren Vater auf einer Kreuzfahrt an Bord einer seiner beiden Jachten *Maja* und *Puritan* begleiten. Die Schnappschüsse, die Barbara von diesen Reisen noch aufbewahrt hat, zeigen, wie die beiden Mädchen damals aussahen. Sie waren schwächling, zerbrechlich und scheinen schmerzhaft empfindlich gewesen zu sein. In ihren herzförmigen Gesichtern – die Augen blicken gross unter Mützen hervor – erkennt man die wie in einer Glasvitrine bewahrte Unschuld sehr privilegierter Kinder in einer sehr behüteten Zeit. Sicherlich fanden die beiden die Verrenkungen des Fotografen komisch («Mädchen! Ach, passen Sie auf!»), aber es sieht so aus, als ob sie über zwei Drittel eines Jahrhunderts der Brutalität, des Mordens und noch Schlimmeren herüberblickten, und es fällt einem schwer, ihrem Blick standzuhalten²⁵.

Das Schlimmste kam in jenen empfindsamen Mädchenjahren über die beiden. Sie waren auf dem besten Wege, Opfer der Fehlritte ihres Vaters oder – sofern man der Überzeugung ist, dass alle Formen des Geschlechtsverkehrs gleichermaßen akzeptabel sind – einer Gesellschaft zu werden, die in dieser Beziehung eine völlig andere Auffassung vertrat. Gert von Klass hat uns ein erwähnenswertes Bild der stumpfen Mittelklasse im wilhelminischen Deutschland gegeben:

Ein anderes *fin de siècle* zieht herauf, sehr unähnlich dem des achtzehnten Jahrhunderts, wofür dieser Ausdruck geprägt wurde; nicht revolutionär, vielmehr satt, überernährt, zufrieden mit seinen Zuständen ... Jetzt beherrschen Plüsch, Nippes und das Vertiko die Heimstätten. Dazu gehört der «Muff» des Spiessertums, hervorgebracht von der religiös eingefärbten «Muckerei» mit ihrer verlogenen «Sexualmoral», alles Begriffe der Zeit²⁶.

In solch einer Atmosphäre waren die geheimen Umtriebe des reichsten Industriellen im Reich dazu angetan, ihn als ein Scheusal hinzustellen. Das nimmt nicht wunder, wo doch heute noch selbst die Duldsamsten zu der Ansicht tendieren, dass es bestialisch sei, sich Knaben zur Befriedigung der Sinneslust mit Geld gefügig zu machen.

Trotz alledem sah Fritz nicht wie ein Scheusal aus. Auch Fritz ist auf jenen Jachtfotos zu erkennen, und anders als sein Vater erscheint er niemals abstossend oder – wie seine Mutter – ein bisschen verrückt. Er ist einfach ein vornübergebeugter, zu dicker, irgendwie komischer Geschäftsmann, der in engen, weissen Segeltuchhosen steckt, eine Schiftermütze auf dem Kopf sitzen hat und um Vasen und Schalen viel Aufhebens macht. Es ist unmöglich, seinen Gesichtsausdruck zu erkennen, denn niemals blickt er in die Kamera. Doch daran ist nichts Aussergewöhnliches. Er hat die bestmögliche Entschuldigung für sein Verhalten: Ihn hält seine Lieblingsbeschäftigung gefangen, Musterexemplare zu begutachten.

Niemand von jenen Menschen, die Krupp nahestanden, missgönnte ihm seinen Zeitvertreib. Allgemein war man der Meinung, dass ihm all sein Reichtum ein hartes Leben gekostet habe – eine unnatürliche Kindheit, eine erniedrigende Lehrzeit und schliesslich eine aufreibende Verantwortung. Die Sozialdemokraten zeigten natürlich kein Mitgefühl. Ihr Blatt *Vorwärts* führte einen energischen Feldzug gegen Fritz; auf einer charakteristischen Karikatur wurde er mit weissem Seidenhut, weisser Schleife und weissem Frack dargestellt, wie er gerade verächtlich auf einen bärtigen Vorarbeiter herabblickt. Der Vorarbeiter sagt: «Die Leute sind über die Lohnkürzung sehr verbittert und drohen, mich zu töten», und Fritz erwidert: «Aber, mein lieber Müller, was soll *mich* das angehen^{27?}» Das war geschmacklose Propaganda. Bei Krupp hatte es seit den siebziger Jahren keine Lohnkürzungen mehr gegeben, und wenn auch das von der SPD gegen Krupp gerichtete Lieblingsattribut «kaltblütig» lautete, so wusste man es in Essen doch besser. Fritz hatte nicht nur das patriarchalische Programm seines Vaters weiter fortgeführt; er hatte sich auch in eigener Person um die neue Wohnanlage der Firma für Arbeiter im Ruhestand gekümmert, er hatte für die Versorgung verunglückter Arbeiter eine Million Mark gespendet, und schliesslich hatte er für die Büroangestellten Ruder-, Fecht- und Gesangvereine auf die Beine gestellt. Im Gegensatz zu ihrer Schwiegermutter arbeitete Marga begeistert mit. Obwohl sie später trotz Kruppischer Mundpropaganda nicht im ganzen Ruhrgebiet als «Engel der Barmherzigkeit» bekannt werden sollte, gingen dennoch ein Frauenspital und ein Stab von ambulanten Krankenschwestern auf ihr Konto; ausserdem brachte sie ihren Töchtern bei, den Arbeitern Krankenbesuche abzustatten. Die Familie Krupp war in Essen hoch angesehen. Das war auch der Grund für die derart erbitterten Angriffe auf Fritz. Seine Beliebtheit bei seinen Leuten widersprach dem sozialdemokratischen Dogma. Es sah beinahe so aus, als ob die SPD durch Freundlichkeit abgewürgt werden sollte.

Mit den Augen des Marxismus betrachtet, war Krupp ein Prototyp des teuflischen Kapitalisten. Er stellte Mordmaschinen her, beriet den Kaiser in Fragen der Weltpolitik, steckte dank der Schwerarbeit des Proletariats ein Vermögen ein und verschleuderte es auf bacchanalischen Festen. Sein privates Königreich schloss drei private Besitztümer ein: den Hügel, ausserdem ein grosszügiges Jagdhaus bei Sayneck am Rhein, und schliesslich Meineck, ein Sommerhaus in Baden-Baden, das Marga von einem entfernten Verwandten geerbt hatte. Auf Sayneck und Meineck spielte Fritz den Gastgeber für die Creme der Gesellschaft; in seinem Essener Schloss empfing er die gekrönten Häupter: den Kaiser, König Carlos von Portugal, König Leopold von Bel-

gien, Kaiser Franz Josef von Österreich und den Prinzen von Wales am Vorabend seiner Thronbesteigung als Edward VII. von England. Seine Empfänge im Hotel *Bristol* zu Berlin, einige Schritte von der Kreuzung Unter den Linden und Wilhelmstrasse entfernt, waren gesellschaftliche Ereignisse ersten Ranges. Im Februar 1898 schilderte die *Volkszeitung* einen von Fritz' zwangloseren Empfängen:

Der Abgeordnete Krupp gab im Hotel Bristol am Sonntagnachmittag 1 Uhr etwa 250 Personen ein Frühstück. Fast sämtliche Minister und eine grosse Anzahl von Nobilitäten Berlins, darunter auch eine grosse Zahl von Abgeordneten, waren anwesend. Es waren einzelne Tische aufgestellt, an denen je zehn bis zwölf Personen Platz nahmen. Bei jedem Kuvert stand ein kleines anmutig mit Veilchen geschmücktes Schiff oder eine Kanone *en miniature*, statt mit Verderben bringenden Geschossen mit Veilchen und anderen Blumen geladen. Nachher fand eine Spezialitätenvorstellung statt, bei welcher Künstler vom Zentraltheater und vom Wintergarten, Tiroler-Sänger, *Negerminstrels* und eine italienische Konzertgesellschaft auftraten. Herr Krupp ist in der glücklichen Lage, ein Jahreseinkommen von 7 Millionen Mark zu versteuern²⁸.

So wurde Fritz von der SPD gesehen – als aufgeblasener Magnat, der mit seinen Ausbeuter-Kumpanen bei Gelagen zufrieden rülpste. Wäre ihnen erzählt worden, dass er jede einzelne dieser Minuten hasste, dann hätten sie höhnisch gejoht. Wer könne denn schon grosse, mit herrlichem Essen beladene Schüsseln hassen? Fritz konnte es. Er wandte seine Augen ab, denn es war ihm nicht erlaubt, die kulinarischen Triumphe des Bristol-Küchenchefs anzurühren. Oft musste er sich auf ein Glas Mineralwasser beschränken. Sogar Zigarren waren verboten, und dennoch war er krank; Schweningerverordnete ihm, nach jeder Mahlzeit eine Stunde lang flach ausgestreckt auf dem Bauch zu liegen. Die Bankette von Krupp bedeuteten für Krupp eine Tortur. Ganz abgesehen vom Essen, widerte ihn das selbstgefällige Geschwätz seiner gesetzten Gäste an; beim Versuch, daran teilzunehmen, benahm er sich töricht und ungeschickt, und wenn er, sich elend fühlend, endlich an die Ruhr zurückkehrte, machte das dortige Klima sein Asthma, seine Schwindelanfälle und seinen hohen Blutdruck noch viel schlimmer. In Essen kämpfte er verbissen gegen die Hinfälligkeit seines Körpers an. Auf Villa Hügel wurde ein eigener Turnraum eingerichtet. Jeden Morgen stand er frühzeitig auf und trieb Gymnastik bis zur völligen Erschöpfung, und jeden Nachmittag machte er seinen Pilgergang zur Waage im Stammhaus. Eine charakteristische Eintragung lautet: «15. Mai 1894. F.A. Krupp. 88,4 Kilo. Ohne Weste und Jackett: 85,7 Kilo.» Das war noch immer zu viel, und indem er darüber nachsann, dass die einzigen gesunden Jahre seines Lebens jene gewesen waren, die er mit seiner Mutter in den eleganten Badeorten Italiens und Südfrankreichs zugebracht hatte, begann er sich wieder nach dem Mittelmeerraum zu sehnen²⁹.

Eine grosse Leidenschaft ist oft die Frucht vieler leidenschaftsloser Jahre, wie George Moore bemerkt. Nach seiner öden Jugend glaubte Fritz zweifellos, dass er einen berechtigten Anspruch auf Leidenschaftlichkeit habe, und die heissblütigen Südländer schienen ihm dafür die rechten Menschen zu sein. Neapel zog ihn zuerst an, denn dort wohnte Anthon Dohrn, der deutsche Zoologe.

Anfangs ignorierte Dohrn die Anträge aus Essen. Seine zoologische Station stand nur Fachexperten zur Verfügung, und er war auf der Hut vor Amateuren unter den Meeresbiologen. Doch Fritz war keiner der üblichen Schwärmer. Immerhin konnte er sich eine Ausrüstung leisten, die Dohrns Mittel bei Weitem überstieg. In Kiel hatte Fritz die *Maja* umbauen und für Suchexpeditionen nach ozeanischer Fauna ausrüsten lassen. Ausserdem war noch jene wissenschaftliche Besessenheit vorhanden, die sein Vater zu brechen versucht hatte. Nach den ersten Kreuzfahrten der *Maja* mussten sowohl Dohrn als auch Dr. Otto Zacharias von der biologischen Station in Plön einräumen, dass Krupp einen echten, wenn auch begrenzten Beitrag zur Forschung leistete. Auf Beutezügen vor Neapel, Salerno und Capri hatte er dreiunddreissig neue Arten von «freischwimmenden tierischen Erscheinungsformen» gesammelt und richtig bestimmt, ausserdem fünf Arten von Meerwürmern, die man bis dahin nur im Atlantik entdeckt hatte, und schliesslich vier Fischarten, dreiundzwanzig Spezies von Plankton und vierundzwanzig Krustentiere. Überglücklich gab Fritz der Germaniawerft den Auftrag, verbesserte Apparaturen für die Tiefseeforschung zu entwerfen, und er fasste den Entschluss, jeden Winter und Frühling in der Nähe Italiens zu verbringen. Sein Stützpunkt sollte Capri sein. Und dort hielt er sich auch ab 1898 jährlich für mehrere Monate auf. Endlich konnte er einmal tun und lassen, was er wollte – endlich warfen die langen, sterilen Jahre reiche Frucht ab. Als Vizeadmiral Hollmann Fritz im Jahr 1898 schrieb, dass man ihn vermisse, antwortete er spontan: «Von Essen höre ich zuweilen, meistens nichts Gutes, denn entweder beziehen sich die Dinge auf das Kriegsministerium oder auf die Marine oder auf das Auswärtige Amt, und was könnte auch Gutes von diesen Stellen kommen.» Es schien ihm weitaus vernünftiger, dort zu bleiben und seine Exemplare von *Scopelus crocodilus*, *Cyclothone microdon* und *Nyctiphanes norwegica sars*, deren Vorhandensein im Mittelmeer man noch nicht einmal vermutet hatte, zu präparieren³⁰.

Es war nicht vernünftiger. Es war eine kriminelle Torheit, denn Fritz beschränkte seine Studien nicht auf primitive Lebensformen. Er sammelte ebenso den *homo sapiens*, und eine Handvoll Deutscher wusste das. Der erste Berliner, der Verdacht schöpfen sollte, dass Krupp zum leidenschaftlichen Päderasten geworden war, war Conrad Uhl, Inhaber des Hotels *Bristol*. Ihm kam es seltsam vor, dass Fritz die Angewohnheit angenommen hatte, bei gemeinsamen Besuchen der Hauptstadt seine Frau in einem anderen Hotel unterzubringen. Das Geheimnis sollte sich schnell aufklären; Krupp rief den Hotelier an und unterrichtete ihn, dass er von Zeit zu Zeit junge Italiener mit Empfehlungsschreiben ins Bristol schicken werde. Sie seien seine Schützlinge, und er wäre dankbar, wenn man sie im Bristol als Kellner anstellen könne. Natürlich werde er ihren Lohn bezahlen. Als Gegenleistung fordere er nur, dass man sie von ihrer Arbeit befreie, sobald er sich in der Stadt aufhalte, damit sie ihm Gesellschaft leisten könnten. Uhl war bestürzt, aber er hielt es für geratener, einem Grossindustriellen zu willfahren. Anfangs hatte er keine Ahnung, wieviel Nachsicht Fritz nun eigentlich erwartete. Die Burschen, die da kamen, waren sehr jung, sprachen kein Deutsch, führten sich ungehorsam auf und liessen jedes Geschick vermissen, um als Träger, Pagen, Küchenjungen oder gar als Kellner dienen zu können. So verhielt es sich, wenn Krupp abwesend war. Sobald er aber eintraf, sah die Geschichte noch schlimmer aus. Der ganze Stall

Burschen drängte sich dann in seine Suite, und der Hotelier, der auf das von drinnen her tönende Kichern und Gezeter lauschte, zog daraus deutliche Schlüsse. Er spreche zwar kein Italienisch, sagte er Kriminalkommissar Hans von Tresckow von der Berliner Polizei, aber um *das* zu verstehen, brauche er keinen Dolmetscher³¹.

So begann also der «Fall Krupp», der sogar, bevor er seinen Höhepunkt erreicht hatte, den Thron Allerhöchstdesselben erschüttern sollte. Um sämtliche Begleitumstände von Fritz' Zeitvertreib zu begreifen, muss man sich des besonderen Rechtsstatus männlicher Homosexualität im Zweiten Reich bewusst sein. Sie galt als die schändlichste unter den Anklagen – und paradoxerweise auch als jene, die mit dem meisten Prestige behaftet war. Unter dem berüchtigten Paragraphen 175 des Strafgesetzbuches galt jeder, der auch nur entfernt etwas mit abartigen Neigungen zu tun hatte, als scheusslicher Krimineller, dem eine lange Freiheitsstrafe unter Schwerarbeit sicher war. Das war es, was Uhl zu von Tresckow getrieben hatte. Friedrich Alfred Krupp aus Essen war zwar der Star unter seinen Gästen, aber er hatte das *Bristol* in eine hässliche Situation gebracht. Als nomineller Arbeitgeber von Krupps passiven Liebhabern galt Herr Uhl in den Augen des Gesetzes als Kuppler für Abartige. Ein Kanonenkönig konnte allenfalls den Skandal überleben, ein bescheidener Hotelier hingegen hatte mit dem Ruin zu rechnen.

Andererseits ist es bezeichnend, dass von Tresckow nicht im Geringsten überrascht war. Wie er viele Jahre später in seinen Memoiren *Von Fürsten und anderen Sterblichen* darlegte, hatte der Kriminalkommissar damals mit mehreren hundert grösseren Untersuchungen zu tun, und in jeden dieser Fälle war ein bedeutender Bürger des Reiches verwickelt. Die Betonung alles Männlichen im wilhelminischen Deutschland hatte zu einer Generation von Pervertierten geführt. Im Ausland nannte man die Sodomie delikaterweise «das deutsche Laster»; die männlichsten Männer im Reich schrieben einander schwärmerische Briefe. Unter den erfahrenen Praktikern analen und oralen Geschlechtsverkehrs waren drei Grafen, alle Adjutanten des Kaisers, ausserdem der Privatsekretär der Kaiserin, der Haushofmeister und Allerhöchstdesselben engster Freund, Fürst Philipp zu Eulenburg und Hertefeld, der eine Liaison mit General Graf Kuno von Moltke hatte, dem Militärkommandanten von Berlin. Der König von Württemberg liebte einen Handwerker, der König von Bayern einen Kutscher, und Erzherzog Ludwig Viktor – Bruder von Kaiser Franz Joseph – einen Wiener Masseur, der ihn unter dem zärtlichen Kosenamen Luzi-Wuzi kannte. In von Tresckows Akten befanden sich intime Beschreibungen von Massenorgien unter den Offizieren des Garderegiments. Auf einer Gesellschaft auf dem Landgut des Fürsten Maximilian Egon zu Fürstenberg präsentierte sich General Graf Dietrich von Hülsen-Haeseler, der Chef des Militärkabinetts, vor dem Kaiser mit einem rosa Kranz auf dem Kopf. Des Generals ladestocksteifer Rücken knickte in einer schwanengleichen Verbeugung ab, und dann wirbelte er in einem graziösen Tanz dahin, während das versammelte Offizierscorps leidenschaftlich und bewundernd seufzte. Hülsen-Haeseler kreiste im ganzen Raum herum, kehrte zu seiner Abschiedsverbeugung vor dem Kaiser zurück, und dann warf ihn zu Wilhelms Entsetzen ein tödlicher Herzanfall zu Boden. Die Leichenstarre setzte ein, bevor es den Kameraden aufging, dass sie ihn ja kaum im Ballettröckchen begrä-

ben konnten. So währte es eine schreckliche Zeit, bis sie den steifen Körper in eine Paradeuniform gezwängt hatten. Doch alle mussten sich eingestehen, dass der General wunderbar getanzt hatte³².

Selbstverständlich konnte die Berliner Polizei solche Männer nicht einfach verhaften. Der Kriminalkommissar und sein Vorgesetzter, ein Polizeikommissar namens Meerscheidt-Hüllessem, der das Berliner «Verbrecheralbum» führte, sollten das Reich unter allen Umständen vor Zuhältern und schwachsinnigen Homosexuellen schützen, die etwa versuchen sollten – und das auch oft taten –, seine Führer zu erpressen. Die sorgfältig geführten, alphabetischen Verzeichnisse von Meerscheidt-Hüllessem beschrieben die Verhaltensweisen der bekanntesten Abartigen und die Charaktere ihrer Partner. Generale und Grafen, die nur untereinander Liaisonen hatten, waren sicher (sicher so lange, bis der finstere Holstein beschloss, seine Gegner bei Hofe dadurch in Verruf zu bringen, dass er im Kielwasser des Falles Krupp vier öffentliche Untersuchungen erzwang), doch Fritz befand sich in Gefahr, da es sich bei seinen Schützlingen um Unbekannte handelte. Diese hatten nichts zu verlieren, wenn sie aussagten, und die Behörden konnten sie nicht einschüchtern, ohne gleichzeitig auch ihren Gönner in die Sache mit hineinzuziehen. Mitten in diesem Dilemma starb Meerscheidt-Hüllessem. Seinem letzten Willen gemäss schickte man die belastenden Dokumente versiegelt an Hermann von Lucanus, den Chef von Wilhelms Zivilkabinett. Das Testament wies Lucanus an, die Dokumente dem Kaiser auszuhändigen, und zwar gemeinsam mit einem Brief, in dem der verstorbene Polizeikommissar ihren Inhalt erklärte. Meerscheidt-Hüllessems Vorsorge war jedoch vergeblich; Allerhöchstderselbe lehnte es ab, sich mit diesen Angelegenheiten zu befassen. Er weigerte sich, das Siegel zu lösen. Das alles sei Sache der Polizei, sagte er kurz angebunden, und die ganze Sendung ging an Tresckow zurück. Unterdessen schien der Fall Krupp bereinigt worden zu sein. Uhl hatte seinen ganzen Mut zusammengenommen und Fritz zu verstehen gegeben, dass Hoteliers genauso wie Industrielle Herr in ihrem eigenen Haus bleiben müssten. Er könne keine Beeinträchtigung seines Betriebes dulden; deshalb setzte er die Kicherer und Winsler kurzerhand an die Luft und liess Krupp sozusagen mit leeren Händen zurück³³.

Doch nicht für lange. Die Situation war weitaus ernster, als die Polizei ahnte. Fritz' turbulenteste Feste hatten sich auf das kleine, verträumte Nest Capri beschränkt, wo er ausserhalb ihrer Reichweite war und wo es von Saison zu Saison immer höher herging. Er war der Meinung, gegen eine Blossstellung ausreichende Schritte unternommen zu haben. Er stieg immer im exklusiven *Quisisana* ab, dessen Inhaber anders als Uhl grosszügig war und ausserdem in der Ortsverwaltung Einfluss hatte. Fritz hatte für die örtlichen Wohlfahrtseinrichtungen gespendet, eine Strasse quer durch die Insel bauen lassen und an alle Einheimischen, die ihm begegneten, Geschenke verteilt. Und dann hatte er sich – nach den Worten eines ebenfalls freiwillig im Exil Lebenden – einfach «gehen» lassen. Selbst einer seiner deutschen Freunde räumte ein, dass Krupp auf Capri Spass an fröhlicher Unterhaltung gehabt habe und «dem Scherz und selbst dem Ulk» zugetan gewesen sei. So konnte man es auch ausdrücken. Eine Grotte wurde in ein terrassenförmig angelegtes, wohlriechendes Sodom verwandelt. Bevorzugte junge Männer gehörten einer Art Club der Kurzweil an, dem Krupp vorstand. Die Mitglieder erhielten Schlüssel für die Örtlichkeit, und – als Zeichen für die Zuneigung ihres Wohl-

täters – entweder massive goldene Anstecknadeln, die wie Artilleriegranaten aussahen, oder aber Goldplaketten mit zwei gekreuzten Gabeln. Beide Auszeichnungen hatte Fritz höchstpersönlich entworfen. Als Gegenleistung fügten sie sich seinen verfeinerten Liebkosungen, während drei Geiger aufspielten. Ein Orgasmus wurde mit Feuerwerksraketen gefeiert, und ab und zu, wenn die Burschen vom Wein und Krupp von seiner Leidenschaft berauscht waren, wurde das Liebesspiel fotografiert. Das war unbedacht von Fritz. Ein ortsansässiger Verkäufer von Pornographie bot plötzlich Abzüge feil. Dem Konzernherrn passierten auch andere Versehen. Die Fotos zeigten deutlich, dass sich unter seinen Gespielen auch Kinder befanden. Noch schlimmer: Seine Grotte – «die Klause des Fra Felice» – wurde vom Volk beinahe heiliggehalten, und Fritz hatte seinen Wächter in die Kutte eines Franziskaners gekleidet, wodurch er die örtliche Geistlichkeit aufs Tiefste beleidigte. Das scheint sein Verderb gewesen zu sein, wenn auch ein auf der Insel lebender englischer Schriftsteller meint, dass sich die italienischen Behörden zum Einschreiten entschlossen hätten, nachdem es zwischen zwei Knaben zu Eifersüchteleien gekommen war. Einer von den beiden war zur Polizei aufs Festland gegangen, als er das Gefühl hatte, dass ihm Krupp nicht genügend Aufmerksamkeit schenkte. An der Oberfläche ist der Skandal ziemlich undurchsichtig. Fest steht nur, dass die Regierung von Viktor Emmanuel II. nach einer ausführlichen Untersuchung durch hohe Carabinieri-Offiziere Fritz im Frühjahr 1902 bat, italienisches Territorium zu verlassen und niemals mehr zurückzukehren³⁴.

Hätte der Vorfall hier geendet, wäre der Kanonenkönig daheim verschont geblieben. Er hatte in jenem Jahr sowieso die Absicht gehabt, seinen Aufenthalt abzukürzen; zu Ostern sollten seine Töchter konfirmiert werden, in der darauffolgenden Woche kam der Kaiser zum Probeschienen nach Meppen, und ausserdem musste Krupp die Rheinisch-Westfälische Industriemesse in Düsseldorf eröffnen, wo er eine gigantische Schiffsschraubenwelle von 45 Meter Länge ausstellen würde. Er ging nach seinem Zeitplan vor, und seine Selbstsicherheit liess dabei nichts zu wünschen übrig. Wilhelm kam nach Essen, um die einhundertjährige Zugehörigkeit der Stadt zu Preussen zu feiern, und der Kaiser und Fritz überhäufteten sich gegenseitig mit Ehren. In jenem Sommer wohnte Krupp der Kieler Regatta als Ehrengast des Kaisers bei. Danach führte er gemeinsam mit Ernst Haux eine Generalrevision der Konzernfinanzen durch, und als der September kam und er London besuchte, um einer unbefristeten Verlängerung des Lizenzabkommens mit Vickers über die Granatzünder zuzustimmen, sah es so aus, als ob er verschont bleiben würde. Die Grotte war verloren, nun ja. Seine jungen Gespielen würden sich gegenseitig trösten müssen. Selbst ein erläuterndes Wort an sie wäre Tollheit gewesen. Doch es gab ja noch andere Inseln. Liess er Umsicht walten, konnte er seinen absonderlichen Neigungen überall nachgehen. Es schien kein Grund vorhanden zu sein, warum ihm der Name Capri noch einmal Unterkommen sollte^{34*}.

Er vergass die Presse. Er war jetzt eine polizeibekannte Person. Er war zwar weder angeklagt noch verurteilt worden, aber es gab da beedete Zeugenaussagen, die schlimmen Fotos lagen in italienischen Akten – und die Carabinieri-Inspektoren teilten nicht Berlins Sorge um seinen guten Ruf. Seit sechs Monaten tuschelte man in offiziellen Kreisen Italiens über Einzelheiten aus Krupps *dolce vita*; schliesslich fühlten sich un-

ternehmungslustige Reporter verpflichtet, den Dingen auf den Grund zu gehen und darüber zu schreiben. Die Bombe platzte, als Fritz gerade in London weilte. Fast gleichzeitig veröffentlichten die Blätter *Propaganda* aus Neapel und *Avanti* aus Rom ausführliche Darstellungen. Daneben beklagten Leitartikel die Verführung von Kindern. Erst gestern noch hatte Fritz über sein privates Babylon geherrscht und sich an phantasievollen Schaustellungen von Sodomie ergötzt. Und jetzt war sein Zufluchtsort dahin; selbst seine Sicherheit in Deutschland war gefährdet. Unter dieser Belastung verfiel sein Äusseres zusehends. Hilda Deichmann, die mit ihrer ältesten Tochter auf Reisen war, traf Fritz zufällig auf einem Dampfer. Er war so verlottert, dass sie den Eindruck hatte, er lebe «in zwei kleinen Zimmern in einem kleinen Hotel ... wobei er sich vorstellt, dass ihn dort niemand kennt und dass alle Welt glaubt, er sei arm». Als alte Freundin der Familie gab sie ihm freimütig zu verstehen, sie sei «über seinen jämmerlichen Zustand schockiert... Vergeblich flehte ich ihn an, seine Frau kommen zu lassen, damit sie ihn pflegte und sich geziemend um seine Gesundheit kümmerte. Er wünsche, so sagte er, mit den Fischern zu leben. Es war in der Tat ein trauriges Beispiel der Machtlosigkeit von Reichtum und Einfluss, einen glücklich zu machen³⁵.»

Und Hilda Deichmann ist, nebenbei bemerkt, ein trauriges Beispiel für die Naivität viktorianischer und wilhelminischer Damen; Marga Krupp war die letzte Frau auf Erden, die Fritz hätte sehen wollen. Nach den Worten eines scharfsichtigeren Berichtstatters

... fanden diese scheinbar harmlosen Vergnügungen ein plötzliches Ende, als die unglückliche Affäre in die Öffentlichkeit drang, die man später als «den Krupp-Skandal» bezeichnete. Sie erschütterte das Haus in seinem Fundament. Die Welt erfuhr in Einzelheiten, die bisher unbekannt geblieben waren, dass der Erbe eines der grössten Vermögen sich hatte Verfehlungen zuschulden kommen lassen, die in seinem eigenen Land als gesetzwidrig galten. Die plötzliche Enthüllung, dass der mächtige Mann nicht nur der arbeitsbesessene Organisator war, zu dem ihn sein Vater bestimmt hatte, sondern dass er ein Doppelleben führte, machte Aufsehen³⁶. Jetzt, nachdem die Neuigkeit heraus war, konnte es zu allem kommen. Was sich dann tatsächlich ereignete, war tragisch; im Oktober erreichten Marga auf Villa Hügel anonyme Briefe mit beigefügten Zeitungsausschnitten. Heftig erregt nahm sie den nächsten Zug nach Berlin und ging geradewegs zum Kaiser. Wilhelm II. gab sein äusserstes Missfallen – ihr gegenüber – zu verstehen; dann versammelte er seine Berater um sich und machte den Vorschlag, dass es wohl notwendig sei, die Geschäftsführung der Kruppwerke einem Treuhänderausschuss zu übertragen. Admiral Hollmann protestierte energisch dagegen. Ein moralisches Prinzip stehe auf dem Spiel, rief er aus. Die Krupps seien das Beispiel für die vom männlichen Senior der Familie verkörperte absolute Autorität. Wenn man dagegen verstosse, schaffe man einen Präzedenzfall; als nächstes würde man dann von jemandes Vorschlag erfahren, das Reich von Treuhändern verwalten zu lassen. Das liess den Kaiser zögern. Das Problem blieb ungelöst, und in dem Augenblick, da die Versammlung auseinanderging, telegraphierte Hollmann die Einzelheiten an Krupp. Er fügte auch noch einen kleinen Ratschlag hinzu.

Er und Fritz' andere Freunde in der Hauptstadt hätten sich auf eine strategische Linie geeinigt. Sie würden Seiner Majestät erzählen, dass Marga nicht zurechnungsfähig sei, dass sie an Wahnvorstellungen leide und dass ihre «Unterbringung und unter Umständen dauernde Sistierung in einer Nervenheilstätte nötig sei»³⁷.

Fritz, der am Ende seiner Weisheit war, stimmte zu. Die nachfolgende Szene auf Villa Hügel kann man sich nur vorstellen: Marga Krupp hat wilde Augen und ist hysterisch, als Fritz heimkehrt und befiehlt, dass sie sich eilends nach Professor Binswangers Anstalt in Jena davonmachen solle. Einigen Firmenmitgliedern war gesagt worden, dass Marga zur Erholung nach Baden-Baden gegangen sei, aber die meisten wussten bald die Wahrheit; zu viele Bedienstete hatten mitbekommen, wie man sie gewaltsam zu dem innerhalb des Schlossterrains wartenden Zug getragen hatte. Das war am 2. November geschehen. Von nun an überstürzten sich die Ereignisse. Sechs Tage später brachte die katholische *Augsburger Postzeitung* einen langen Artikel unter einer römischen Datumszeile. Obwohl Fritz nicht namentlich erwähnt wurde, wies ein Satz andeutungsweise darauf hin, dass die Identifikation kurz bevorstehe: «Unglücklicherweise hat der Fall unmittelbar mit dem Namen eines Grossindustriellen von bestem Klang zu tun, der mit dem kaiserlichen Hof eng verbunden ist»³⁸.

Wütend erwog Fritz eine gerichtliche Verfolgung der beiden italienischen Herausgeber. Er liess Haux zu sich kommen. Später erinnerte sich der Finanzrat folgendermassen an jenen trüben Herbstabend:

Herr Krupp, der sich damals, als ahnte er seinen Tod, viel und eingehend mit seinem schon vor langer Zeit errichteten Testament beschäftigte, [liess mich] auf den Hügel kommen. Es war totenstill in dem grossen Haus. Frau Krupp war damals in Baden-Baden. Herr Krupp erteilte mir einen Auftrag für seinen privaten Rechtsbeistand, Justizrat von Simson in Berlin, der mich veranlasste, noch in der Nacht dahin zu fahren. Als wir zwei in der dämmrigen Bibliothek sassen und dies und das vertraulich besprachen ... war [ich] erschüttert zu sehen ... [dass] er eine weiche und sensible Natur [war] ... Er hätte für seinen Standpunkt in der Welt eine dickere, unempfindlichere Haut haben müssen³⁹.

Von Simson riet von einer Rechtsverfolgung ab. Da die italienische Regierung nichts gegen *Avanti* und *Propaganda* unternommen habe, würden von Deutschen eingeleitete juristische Schritte riskant sein. Die beste Taktik sei es, sich ruhig zu verhalten und auf das Abebben des Sturms zu hoffen. Die *Augsburger Postzeitung* habe es nicht gewagt, Krupps Namen zu nennen; vielleicht würde das niemand tun. Das war Wunschdenken. Besonders eine Zeitung sollte den Fehdehandschuh aufnehmen, und ihre Herausgeber hatten im Reich das grösste Publikum. Die Bombe platzte am 15. November. An jenem Tag brachte Nummer 268 des *Vorwärts* einen langen Artikel unter der Überschrift KRUPP AUF CAPRI; er begann: «Wochenlang war die Auslandspresse voll von schockierenden Einzelheiten über den ‚Fall Krupp‘». Nach einer Beschreibung von Fritz' Wohnstätte auf Capri und einer Übersicht über die Bestimmungen des Paragraphen 175 äusserte das Blatt, Exzellenz Krupp, «der reichste Mann Deutschlands, dessen Jahreseinkommen seit den Flottenvorlagen auf 25 Millionen und mehr gestiegen ist und der in seinen Fabriken über 50'000 Menschen beschäftigt... be-

tätigte sich mit jungen Männern der Insel homosexuell. Die Verderbtheit nahm solche Formen an, dass man im Geschäft eines Fotografen aus Capri bestimmte, nach der Natur aufgenommene Fotos sehen konnte. Die Insel ist zu einem Zentrum der Homosexualität geworden, nachdem Krupp geld den Weg geebnet hat.» *Vorwärts* berichtete über die Untersuchung durch einen italienischen Polizeiinspektor, über die Ausweisung von Fritz und über die vermutliche künftige Entwicklung: «So lange Krupp in Deutschland lebt, ist er nach Paragraph 175 straffällig. Nachdem die perversen Gewohnheiten zu einem offenen Skandal geführt haben, ist es die Pflicht der Staatsanwaltschaft, gesetzliche Schritte einzuleiten⁴⁰.»

Jetzt *musste* Fritz klagen. Innerhalb weniger Stunden nach Erscheinen der Zeitung telegraphierte er in die Hauptstadt und flehte die Regierung um Beistand an. Noch am selben Nachmittag stimmte der Kanzler zu, *Vorwärts* wegen Verleumdung zu verklagen. Bereits am Abend war die Ausgabe Nr. 268 zu einer Rarität für Sammler geworden. Die Staatspolizei beschlagnahmte jedes Exemplar, dessen sie habhaft werden konnte; man durchsuchte die Wohnungen von Abonnenten, und sogar in den Schreibischen der Reichstagsabgeordneten wurde herumgeschnüffelt. Der Arm Allerhöchstdesselben konnte indes nicht überallhin gelangen. Das ganze Reich wusste um den Fall Krupp. Am 18. November befahl Fritz den Anschlag folgender Bekanntmachung in jeder Werksabteilung von Essen, Annen, Rheinhausen und Kiel und am Tor jedes ihm gehörenden Kohlenbergwerks und Eisenfeldes:

Ein Berliner sozialdemokratisches Blatt hat vor einigen Tagen ungeheuerer Beschimpfungen und Verdächtigungen gegen Herrn F. A. Krupp gerichtet. Ich bringe hierdurch zur Kenntnis, dass auf Antrag von Herrn F. A. Krupp gegen den verantwortlichen Redakteur der Zeitung von der königlichen Staatsanwaltschaft Berlin das öffentliche Strafverfahren eingeleitet ist. Ausserdem ist die sofortige Beschlagnahme des Berliner Blattes und anderer Blätter, welche den Artikel verbreitet haben, gerichtlich angeordnet worden⁴¹.

Das war eine beeindruckende Haltung, und zweifellos fragte sich die SPD, ob sie es würde überdauern können, wenn die Karten erst einmal auf den Tisch gelegt werden mussten. Dass sich in den römischen Polizeiakten bekanntermassen unbestreitbare Tatsachen befanden, war die eine Sache; wie man diese aber in einen deutschen Gerichtssaal schaffen sollte – ja, das sah schon ganz anders aus. Sollte des Kaisers Regierung auf die Italiener starken Druck ausüben, dann konnten diese wertvollen Dokumente und Fotografien – ja selbst die Zeugen – ohne weiteres verschwinden. Krupps Freunde dachten in derselben Richtung. Botschaften aus Berlin versicherten Fritz, dass die Unterdrückungsmaschinerie startbereit sei. Man warte nur noch auf das kaiserliche Startzeichen, und der Kaiser würde den betreffenden Befehl geben, sobald Krupp darum bäte. Fritz würde dadurch nicht nur seine eigene Ehre retten, sondern auch dem Reich einen ungeheuren Dienst erweisen. Man könnte nämlich auf diese Weise der SPD den Gnadenstoss versetzen.

Beinahe wäre er darauf eingegangen. Am 21. November richtete er einen Brief an den Kaiserlichen Haushofmeister:

Hochverehrter Gönner!

Ew. Exzellenz werden, von England heimgekehrt, erfahren, wie mir seitens der Sozialdemokratie mitgespielt wird. Der Schlag trifft mich umso schwerer, als ich erst vor wenigen Wochen den Schmerz der Erkrankung meiner Frau habe durchmachen müssen. Meine Freunde in Berlin sind einstimmig der Meinung, unter diesen Umständen bleibe mir nichts übrig, als bei Seiner Majestät um den Beweis grösster Gnade – um Gewährung einer Audienz zu bitten und mich in Berlin zu zeigen. Gegebenenfalls würde ich bei Gewährung der Audienz die alleruntertänigste Bitte wagen, mir irgendeine Aufklärung oder Genugtuung seitens der italienischen Regierung zu erwirken, die ja angeblich meine Ausweisung verfügt haben soll⁴².

Abschliessend schrieb er: «Ich muss den Rat meiner Freunde annehmen» als «eine äusserst schmerzliche und unangenehme Notwendigkeit.» Das war nicht die Sprache eines Kämpfers. Und nur ein Kämpfer – ein Alfred Krupp – hätte diese Anklage zu nichte machen können. Rücksichtslosigkeit und eine schroffe Gleichgültigkeit seinen eigenen Kindern gegenüber waren geboten. Ihre Mutter war bereits in einer Irrenanstalt. Morgen, am 22. November, würden vier Ärzte aufs Schloss kommen, um mit ihm über Marga zu sprechen. Man könnte sie ihr Leben lang einsperren, unrechterweise in eine Zelle stecken, während ihre Töchter in dem Glauben aufwachsen würden, dass sie geisteskrank sei. Fritz konnte das nicht zulassen. Lieber wollte er sterben. Was er dann auch tat.

An seinem letzten Abend speiste er mit Bertha und Barbara und spielte dann mit den beiden «Salta», ein neues Gesellschaftsspiel. Er zog sich früh zurück, wobei er erklärte, dass er sich unwohl fühle. Draussen hing eine dunkle Wolkenbank niedrig über dem Schloss. Gegen Morgen hatte der Himmel aufgeklart, und den ganzen Tag über badete die Sonne den Hügel so leuchtend in ihrem Schein, dass die Strahlen sogar durch den Fabriksqualm drangen, aber Fritz sah das alles nicht mehr. Es wird niemals genau bekannt werden, auf welche Weise und zu welchem Zeitpunkt er Selbstmord verübte. Mit Gewissheit kann nur gesagt werden, dass die offiziellen Darstellungen derart von Widersprüchen strotzten, dass sie offensichtlich nichts anderes als das Ergebnis hastig zusammengebrauter Lügen sind. Haux, der zuverlässigste Beobachter, hielt an jenem Morgen gerade eine allgemeine Versammlung aller führenden Angestellten von Krupp ab, in der beraten wurde, wie man am besten dem zur Schlacht gerüsteten Mann auf dem Hügel helfen könne. Alle von ihnen wussten, dass die Ärzte über Margas Zukunft grübelten, und Haux entschloss sich mit zwei Kollegen zu einem Gang auf den Hügel. Sie wollten unter allen Umständen herausfinden, was auch immer entschieden worden war. In einer zweirädrigen Kutsche fuhren die drei Männer zur Villa hinauf, und

... als wir am grossen Haus angelangt waren, stürzte Assessor Korn, der Privatsekretär, aus dem Hause heraus mit der Schreckensnachricht, dass Herr Krupp soeben gestorben sei. Ein Schlaganfall hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Im Haus selbst war es totenstill, wir sahen niemand von der Familie. Der untröstliche Hausmeister führte uns in die oberen Räume: Wir betraten das einfache Schlafzimmer, in dem der stille Mann, der nun alles Erdenleid und alle Unruhe dieses Lebens überwunden hatte, in seinem Bette lag⁴³.

Die Anwesenheit der Ärzte war reiner Zufall, aber irgendjemand zog daraus Nutzen, denn diese stimmten zu, die folgende Erklärung zu unterzeichnen:

Herr Krupp hatte sich seit dem Abend des 21. November unwohl gefühlt, jedoch hatte die Dienerschaft auf ausdrücklichen Wunsch des Herrn keinen Arzt hinzugezogen, da Dr. Vogt sowieso am anderen Morgen um 6 Uhr erwartet wurde. Beim Eintreffen des Dr. Vogt am Morgen des 22. November fand dieser Herrn Krupp in bewusstlosem Zustande ... Kurze Zeit nach der Verabreichung der zweiten Spritze erwachte Herr Krupp zu ziemlich klarem Bewusstsein. Herr Krupp trug dem Dr. Vogt Grüsse für seine beiden Töchter auf, auch bat er ihn, an der Regelung der mit seinem Tode verknüpften Angelegenheiten teilzunehmen. Um 8.15 Uhr trat Atemnot, stärkere Herzschwäche und Abkühlung der Haut mehr und mehr in Erscheinung ... Es bestanden die Symptome eines Gehirnschlages ... Nachmittags 3 Uhr trat der Tod ein⁴⁴.

Am späten Nachmittag übermittelte das Amtliche Deutsche Telegraphenbüro dem ungläubig aufhorchenden Reich folgende Blitznachricht:

Villa Hügel, 22. November. Exzellenz Krupp ist heute nachmittag, drei Uhr, gestorben. Der Tod ist infolge eines heute früh, sechs Uhr, eingetretenen Gehirnschlages erfolgt⁴⁵.

Aus Haux' Darstellung geht hervor, dass er Fritz bereits zu Mittag tot sah. Die genaue Zeit, da der Kanonenkönig starb, wurde zum ersten Widerspruch – nach Erinnerung der Bediensteten ist er irgendwann zwischen Morgendämmerung und Mitte des Nachmittags gestorben –, und es sollten rasch weitere folgen. Unter diesen Umständen war die Frage nach Krupps letzten Worten beunruhigender hätte alles sagen können. Das Direktorium entschied, dass er nichts gesagt hatte; den Reportern wurde erzählt, dass er gestorben sei, «ohne dass er das Bewusstsein zuvor wiedererlangt hätte». In der allgemeinen Verwirrung vergass man jedoch, sich mit der Erklärung der Ärzte abzustimmen, und als man auf deren Wortlaut stiess, Fritz sei zu sich gekommen und habe seine Umgebung leidlich wahrgenommen, da sprach man sich schnell ab und widerrief die Aussage. Wenn es schon letzte Worte gegeben haben musste, dann sollten es wenigstens die richtigen sein, wurde jetzt anscheinend beschlossen. Jedenfalls erzählte man nun der Presse, der letzte Satz von den Lippen des Industriellen habe gelautet: «Ich gehe ohne Hass und Groll aus diesem Leben und verzeihe allen denen, die mir weh getan haben.»

Das Seltsamste an allem war das Verhalten der Ärzte. Zur Zeit der Jahrhundertwende war die Medizin zwar noch eine nicht exakte Wissenschaft; dennoch wundert man sich, wenn man in der Erklärung der Ärzte liest, dass man eine «Abkühlung der Haut» festgestellt habe, bevor ein «zunehmender Verlust des Bewusstseins» eintrat. Selbst biedere Laien wussten damals, dass sich die Haut nicht abkühlen kann, wenn im Körper noch Leben ist. In der Tat deutet die medizinische Ungenauigkeit des Dokuments (Atemnot und langsamer Herzrhythmus werden als «die Symptome» bezeichnet, die die Ärzte zu der Ansicht brachten, dass Krupp Opfer eines Gehirnschlages geworden sei) zusammen mit seiner allgemeinen Unbestimmtheit darauf hin, dass es von irgendjemand anderem aufgesetzt wurde. Was auch immer die Ärzte in Fritz' Zimmer

gesehen haben mochten: Sie waren die letzten, die es sahen. Empörendster Höhepunkt dieser Angelegenheit war, dass man den Leichnam in einen versiegelten Sarg legte. Er durfte für niemanden geöffnet werden, weder für die Verwandten, noch für die Freunde, noch für die Mitglieder des Direktoriums. Nicht einmal eine offizielle Obduktion gab es. Die für diese aussergewöhnliche (und ungesetzliche) Unterlassung vorgegebene Begründung lautete, dass die Todesart «einen wichtigen Beweis bei der Strafverfolgung des *Vorwärts* im Hinblick auf den Zusammenhang zwischen den verleumderischen Angriffen und dem darauffolgenden Gehirnschlag» darstelle. Um einen solchen Zusammenhang glaubhaft zu machen, wäre natürlich das Untersuchungsergebnis eines Leichenbeschauers unbedingt erforderlich gewesen. Durch die Versiegelung des Sarges versteckten die Ärzte sich selbst und auch den Toten hinter einer dichten Wolke des Misstrauens. Die *Kölnische Zeitung* tat Geflüster kund, welches das ganze Reich durchlief: «Hat er sich selbst im Bewusstsein seiner Schuld gerichtet»⁴⁶?

Die Rechte stritt das ab. *Der Tag*, die Zeitung des erzkonservativen rechten Flügels, veröffentlichte unter der Überschrift *Barbarenum* einen flammenden Nachruf und erklärte darin, die SPD habe Fritz zu «einem gejagten Tier» gemacht. Im Ausland war das die gültige Interpretation – «Wären nicht die wilden Angriffe der sozialistischen Presse auf ihn gewesen, hätte er länger leben können», lautete der typische Kommentar einer amerikanischen Zeitung, und nirgends kam das beredter zur Sprache als in der Stunde, nachdem man Fritz zu Grabe getragen hatte. Kaum war das Bulletin des Amtlichen Deutschen Telegraphenbüros in Jena bekanntgeworden, hatte man Marga aus der Irrenanstalt entlassen (es passte zur allgemeinen Atmosphäre der Unwirklichkeit, dass sich niemand etwas Besonderes dabei dachte, als sie allein durch die Nachricht vom unerwarteten Ableben ihres Mannes plötzlich wieder geistig gesund war), und ein Sonderwagen der Eisenbahn brachte sie noch rechtzeitig zum Begräbnis am 27. November auf das Privatgeleise der «Zechenbahn». Doch sie war nicht die Hauptperson unter den Trauergästen. Dieses Privileg hatte der Kaiser für sich selbst reserviert. Kaum zu glauben, aber er erschien in voller Uniform, begleitet vom Generalstab und den Offizieren von Tirpitz' Marineamt. Die Familie Krupp besitzt noch einen Film, auf dem man den Trauerzug vom Stammhaus zum Friedhof verfolgen kann. Die Witwe ist nicht zu sehen: stattdessen ist Wilhelm da, der allein hinter dem Lafettenwagen einherschreitet. Mit seiner rechten Hand hält er den Säbel unter seinem knöchellangen Husarenmantel. Hinter ihm marschieren die Generale und Admirale in geschlossener Formation. Wie bei allen Filmen aus dieser Zeit sind die Bewegungen schnell und hüpfend, und man hat den Eindruck, als ob sich die Trauergäste beeilten, den Sarg unter die Erde zu bekommen⁴⁷.

Sie hüpfen an den viertausenddreihundert Kruppianern vorbei, die da angetreten waren, und nach dem Zeremoniell am offenen Grab beim Kettwiger Tor erklärte der Kaiser, während er die hochstehenden Enden seines Schnurrbarts wirbelte, dass er die führenden Männer Essens am Bahnhof zu begrüßen wünsche. Dort erzählte er ihnen dann, dass er an die Ruhr gekommen sei, um «den Schild des deutschen Kaisers über dem Hause und dem Andenken des Verstorbenen zu halten». Die Sozialdemokratische Partei sei des «intellektuellen Mordes» schuldig; jedem loyalen Deutschen müsse es

klar sein, dass diese einen ritterlichen Führer des Reiches «ermordet» habe. Daraus ergab sich für Wilhelm die Folgerung: «Wer nicht das Tischtuch zwischen sich und diesen Leuten zerschneidet, legt moralisch gewissermassen die Mitschuld auf sein Haupt.» Es sei ihm unverständlich, fuhr er mit erhobener Stimme fort, wie gemein doch Menschen sein könnten. Aber er wünsche, dass die treuen Kruppianer von ihrem Kaiser folgendes vernehmen sollten: «Ich weise diese Angriffe auf ihn zurück ... dass einem Deutschen von den Deutschen ... seine Ehre derart befleckt wurde. Wer machte diesen niederträchtigen Angriff auf unseren Freund? Männer, die bis jetzt als Deutsche angesehen wurden, die jedoch hinfort dieses Namens unwürdig sind. Und diese Männer stammen aus den arbeitenden Klassen des Reichs, die Krupp gegenüber eine so unermessliche Dankesschuld abzutragen haben^{48!}»

Und weg war Allerhöchstderselbe mit zornigem Aufstampfen. Unter den strammen, behelmt Adjutanten, die mit glänzenden Reitstiefeln hindreinstapften, waren zumindest sechs unverbesserliche Homosexuelle, von denen sich sicherlich einige fragten, warum der Abgang von einem der ihren eigentlich Anlass zur Volkstrauer sein sollte. Inzwischen musste auch Wilhelm die Wahrheit erfahren haben. Dr. Isenbiel, sein Generalstaatsanwalt, war ein Mann von aussergewöhnlichen Fähigkeiten. Während der nächsten Jahre entwickelte dieser bei der Verfolgung jener Deutschen, die gegen den Paragraphen 175 verstossen hatten, einen bemerkenswerten Eifer, und am Tag von Krupps Begräbnis muss er eigentlich bereits gewusst haben, dass in Berlin und Rom genügend Beweismaterial vorlag, mit dessen Hilfe man Fritz, und nicht den Herausgeber des *Vorwärts*, ins Loch hätte stecken können. Nichtsdestotrotz hielt der Kaiser an seiner Ansicht fest. Seine Gründe dafür mögen verschiedener Art gewesen sein: Freundschaft zu dem Mann, der jetzt beim Kettwiger Tor lag, Feindschaft gegenüber der SPD und Besorgnis über die Einstellung der Kruppianer. Was auch immer seine Überzeugungen gewesen sein mögen, man bekam sie stark zu spüren: Wilhelm bestand auf der Aufforderung an jeden einzelnen Arbeiter von Krupp, eine Erklärung zu unterzeichnen, in der sie ihrem Kaiser für seinen Feldzug gegen «intellektuellen Mord» dankten. (Zwei Veteranen im Grusonwerk mit achtunddreissig Arbeitsjahren hinter sich verweigerten ihre Unterschrift und wurden daraufhin entlassen.) Am 5. Dezember empfing Wilhelm eine Abordnung der Unterzeichner, deren Sprecher ihn ihrer «tiefen», «ehrerbietigen» Dankbarkeit gegenüber ihrem toten Arbeitgeber versicherten. In seiner Erwiderung sagte er ihnen die Fortsetzung des Kreuzzugs gegen die SPD zu.

Das geschah auch, jedoch nicht unter dem Banner des Falls Krupp; dieser Fall war ausgestanden. Marga hatte den Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte dadurch unter Beweis gestellt, dass sie ruhig auf einem Fallenlassen der Beschuldigungen gegen den *Vorwärts* bestand. Zehn Tage, nachdem Wilhelm den ehrerbietigen Kruppianern Audienz gewährt hatte, verkündete Isenbiel, die Witwe halte es für «äusserst wünschenswert, der Publicity ein Ende zu setzen, die die Verfahren im Zusammenhang mit dem Verschiedenen nach sich zögen»; der Kläger, nun tot, sei «nicht mehr dazu in der Lage, eine beeidete Erklärung abzugeben», ausserdem «würde es nicht im öffentlichen Interesse liegen, die Verleumdungsklage aufrechtzuerhalten, die damit zurückgezogen» sei. Beschlagnahmte Exemplare der Nr. 268 jener Zeitung würden ihren rechtmässigen Besitzern ausgehändigt werden. Der Kaiser gab sich nicht so leicht geschlagen, und als

sich Georg von Vollmar, ein sozialdemokratischer Abgeordneter, am 20. Januar im Reichstag erhob, um die Ausnutzung von Fritz' Begräbnis für politische Zwecke zu beklagen, wurde ihm nicht einmal das Wort erteilt. Ausserhalb der Regierung war der Fall genauso tot wie Krupp selbst. Selbst die konservative Presse gab nach und begann sich mit jenem Thema zu befassen, das über das ganze Reich hin für kurze Zeit zu einer nekrophilen Besessenheit führen sollte: Vermutungen über den Verbleib von Friedrich Alfred Krupp. Der versiegelte Sarg und das Fehlen einer Obduktion hatten das Gerücht genährt, dass Fritz überhaupt nicht gestorben sei, sondern sich heimlich und leise davongemacht habe. Während der nächsten vier Jahre veröffentlichten Zeitungen immer wieder Interviews mit Reisenden, die berichteten, dass sie Fritz in Amerika, Südamerika, Jerusalem und im Fernen Osten gesehen hätten⁴⁹.

Allerhöchstderselbe hätte es nur zu gern gehabt, wenn das wahr gewesen wäre. Die Fabriken von Krupp, die für seine gepanzerte Faust ebenso wichtig waren wie nur irgendein Zweig seiner Streitkräfte, wurden jetzt von einer Frau gelenkt, deren einziger Hilferuf an ihn sie in eine Irrenanstalt gebracht hatte. Sie erzählte offen jedem Besucher, dass sie eine niedrige Meinung «vom Kaiser und seiner Art» habe; der Albtraum vom Herbst hatte bei ihr ausserdem solche Narben hinterlassen, dass sie vorzeitig alterte und von ihrer eigenen Familie bereits «das Mütterchen» genannt wurde. Überdies sah man von Berlin aus die Zukunft beinahe genauso schwarz. Der Konzern hatte keine Erben, nur eine Erbin, ein langbeiniges Kind, Bertha geheissen. Was nun? *Das*, bemerkte Wilhelm mit einiger Schroffheit, sollte nun also das Vaterland sein. Man konnte doch nicht von stolzen deutschen Offizieren erwarten, dass sie ihre Hacken vor einem Mädchen zusammenschlugen! Schliesslich entschied er, dass es beim Problem Krupp nur eine Lösung gebe: Er musste für Bertha einen Zuchthengst finden⁵⁰.

Kapitel 10

Die Kanonenkönigin

Die Auswahl eines richtigen Partners würde einige Zeit dauern, und die heranwachsende Bertha war für das Gebären wirklich noch nicht reif; sie und ihre Schwester wurden also auf eine Mädchenschule in Baden-Baden geschickt. Die Zeitschriften der damaligen Zeit beschrieben sie als ein «vornehmes Mädchenpensionat». Diese Bezeichnung lässt auf Reitwege, gesittete Klassen, Lyzeumsunterricht und Hofknicksübungen schliessen. Barbara kann sich nicht daran erinnern, dass es dort auch nur im Geringsten so gewesen sei. Ab und zu gab es Musikunterricht (sie kratzte auf einer Geige, während Bertha aus einem übel zugerichteten, verstimmten Klavier Chopin herauszuhämmern versuchte), aber der übrige Lehrplan glich dem einer Schule für Köchinnen und Hausbedienstete: «Er bestand aus Kochen, Nähen, Haushaltsführung, Bügeln» – während sie Grimassen schneidet, macht Barbara mit der Hand Bügelbewegungen – «und war furchtbar langweilig.» Von allem, was die zukünftige Kanonenkönigin an Nützlichem für jene Zeit lernte, da sie Herrin auf Villa Hügel werden sollte, war das wichtigste, wie man die Bediensteten tagsüber vom Stehlen und nachts vom Geschlechtsverkehr innerhalb der eigenen vier Wände abhalten konnte¹.

Obwohl sich die Schwestern in Baden-Baden nicht besonders reich vorkamen, waren sie es dennoch, und ein grosser Stab von Rechtsanwälten hatte sich mit den Folgen des plötzlichen Todes ihres Vaters herumzuschlagen. Bei Barbara war es einfach. Das Testament von Fritz hinterliess sowohl ihr als auch ihrer Mutter ein Vermögen an Wertpapieren und Schuldverschreibungen. Bertha aber war der schwierige Fall. Wie immer pflichtgetreu nach Alfreds Wünschen verfahrend, hatte Fritz festgesetzt, dass die Firma eine Gesellschaft werden sollte, da es seiner Frau nicht gelungen war, einen Sohn hervorzubringen (unter den gegebenen Umständen war das eine höchstunritterliche Art, es auszudrücken, aber auch hier kopierte der zweite Kanonenkönig wieder einmal nur die Sprache seines Vaters). Tatsächlich war dieser Schritt, ob nun mit Testament oder ohne, nötig geworden; anderenfalls hätte Marga bis zu Berthas Volljährigkeit nicht Treuhänderin sein können. Doch Fritz hatte sich auch an Alfreds Abneigung gegen fremde Aktionäre erinnert. Deshalb bestimmte er, dass Kruppaktien niemals an einer Börse gehandelt werden sollten.

Dieser genauen Vorschrift Genüge zu tun und gleichzeitig den Buchstaben des Gesetzes zu beachten, wuchs sich zu einem Dilemma aus, und in den meisten Ländern wäre es nicht zu lösen gewesen. Die Tatsache, dass man damit fertig wurde, wirft ein erschreckendes Licht auf die korporativen Praktiken in Deutschland und auf Berlins Entschlossenheit, die «Waffenschmiede des Reiches», wie die Firma jetzt allgemein genannt wurde, beizubehalten. Am 1. Juli 1903 wurde das ursprüngliche Unternehmen Friedrich Krupp in die Friedrich Krupp A.G. umgewandelt, die gleichzeitig als Betriebsgesellschaft in Essen und als Muttergesellschaft für die Werke in Kiel, Rheinhäusen, Annen, Magdeburg und sonstwo fungierte. «Fräulein Bertha Krupp» wurde

zum «Inhaber und Leiter des Familienunternehmens» ernannt; der Titel sollte in den nachfolgenden Generationen jeweils «dem ältesten Erben» zuteilwerden. Sämtliche Formalitäten der Körperschaftsbildung wurden wahrgenommen, und sämtliche machte man schliesslich bedeutungslos. Das Direktorium wurde in «Vorstand» umgetauft, also in die Bezeichnung für die Geschäftsleitung bei Aktiengesellschaften. Das war jedoch lediglich ein Ritual. Es blieben dieselben Männer. Das HGB sieht vor, dass eine Aktiengesellschaft Aktien ausgeben und zumindest fünf Aktionäre haben muss. Dementsprechend liess die Krupp A.G. 160'000 Anteilscheine drucken. Einer ging an Margas Bruder Felix, drei an Mitglieder des Vorstands, und die übrigen 159'996 an das Mädchen, das Klavierstunden nahm. Bertha gehörten 99,9975 Prozent des Konzerns. (Vierzig Jahre später, als sie den Anteil ihrem ältesten Sohn übertrug, übte das Dritte Reich noch mehr Nachsicht gegenüber Essens Waffenschmiede. Man erlaubte Bertha, ihren Anteil auf 99,999375 Prozent zu erhöhen. Ihr gehörten sämtliche Aktien ausser einer. Diese ausstehende Aktie gehörte Barbara und war mit 500 Reichsmark lächerlich unterbewertet².)

All das sollte also in den Schoss eines jungen Mädchens fallen, sobald es seine Volljährigkeit erreicht hatte, und Berthas erste Tat, als sie davon erfuhr, war ein Brief an den Kaiser, in dem es unter anderem hiess: «In Gedanken küsse ich E. M. alleruntertänigst die Hand.» Bis zu ihrem 21. Geburtstag sollte es übrigens noch vier Jahre dauern. Bis dahin, so hatte Fritz in seinem Testament bestimmt, sollten sämtliche Gewinne an seine Witwe gehen. Das behagte Allerhöchstdemselben nicht allzu sehr, denn er hatte Marga das, was er «diese Capri-Affäre» nannte, nie verziehen; deshalb war es nur vernünftig, den Regenten aufzumuntern. Das Haus Krupp benötigte dringend wiederum eine Witwe mit derselben Entschlossenheit, wie sie Katharina im 17., Helene Amalie im 18. und Therese Wilhelmi im 19. Jahrhundert gehabt hatten. Marga wurde eine solche. Ebenso wie die gerade Genannten kannte man sie in Essen als Witwe Krupp, und genauso wie diese wachte sie über die Rechnungsbücher, deren Zahlen von Jahr zu Jahr eindrucksvoller wurden. In ihrem ersten Finanzjahr erwirtschaftete sie 120 Millionen Mark, und während der folgenden drei Jahre sprang die Gewinnspanne des von ihr treuhänderisch verwalteten Kapitals von sechs Prozent über siebeneinhalb Prozent auf zehn Prozent³.

Marga war keine Zauberin. Haux gegenüber bekannte sie, sie sei im Hinblick auf Zahlen «eine Gans», und sollte er ihr das eigene Todesurteil vorlegen, würde sie es «glatt» unterschreiben. Der ausschlaggebende Punkt ist, dass Haux sie nie und nimmer betrogen hätte, und sie wusste das. Einmal hatte sie sich in ihrem Urteil über das Wesen eines Mannes geirrt; das sollte nie wieder vorkommen. Sie wusste die Rolle der Staatsgewalt richtig einzuschätzen, und sie erkannte, dass das Geschick der Friedrich Krupp A.G. nicht anders als das der Firma Friedrich Krupp vom Thron abhing. Sie schluckte sogar ihren Stolz hinunter, indem sie Wilhelm in einem Brief auf den Hügel einlud («Solch ein Zeichen der Huld würde mir und meinen Töchtern die tröstende Gewissheit geben, dass das Wohlwollen Ihrer Majestät und Ihre Interesse gegenüber der Firma Krupp unverändert andauert»), und obwohl er es zum damaligen Zeitpunkt ablehnte, solch ein Zeichen der Huld zu erweisen, stellte Marga mit zusammengebissenen Zähnen Männer als Berater ein, denen Wilhelm gewogen war. Fritz' Selbstmord hatte

Hanns Jencke zerbrochen; er dankte nach dem Begräbnis ab. Um Jencke als Vorstandsvorsitzenden zu ersetzen, wählte Marga Alfred Hugenberg aus, einen aggressiven, walrossbärtigen hohen Beamten des Schatzamts. Hugenberg sollte während der nächsten drei Jahrzehnte in der deutschen Politik eine wesentliche Rolle spielen, die dann ihren Höhepunkt im Schicksalsjahr 1933 fand. Der übrige Vorstand setzte sich aus einem Kabinettsminister im Ruhestand, einem pensionierten Marineoffizier, einem Bankier des kaiserlichen Haushalts, sieben höheren Zivilbeamten aus Berlin und neun Ingenieuren, Verwaltungsbeamten und Rechtsanwälten zusammen, und alle waren sie dem Kaiser persönlich bekannt⁴.

Marga überliess ihnen das Geschäftliche. Sie selbst konzentrierte sich auf die Wiederherstellung des «Kruppgeistes», der durch die Katastrophe von 1902 arg zerrütet worden war. Jeden Morgen erhob sie sich auf dem Hügel im «Kleinen Haus» (nach ihrer Rückkehr aus der Irrenanstalt schlief sie nie wieder im Schloss selbst) und wurde von einer Kutsche zum ehemaligen Büro ihres Mannes gefahren. Die Vormittage waren dem Konzern gewidmet, die Nachmittage den Kruppianern. Sie wurde zum Muster einer umsichtigen Schlotbaronin. Arbeiterwitwen, kranke Männer und in Not geratene Arbeiterfamilien konnten immer auf einen Besuch von Frau Krupp zählen. In den Abteilungen hiess es, dass jeder Arbeiter, der Marga zu sehen wünsche, nur einen Brief «auf den Hügel» adressieren müsse; sie versäumte es nie, persönlich zu antworten. Auf ihrem Schreibtisch im Kleinen Haus lagen die Pläne für neue Wohnkolonien: Alt-Westend, Neu-Westend, Nordhof, Baumhof, Schederhof, Cronenberg und schliesslich Alfredshof und Friedrichshof, benannt nach zwei Männern, die ihren Lebensweg in tragischer Weise gekreuzt hatten.

Ihre gesamte Arbeit zeugte von ausserordentlicher Gründlichkeit. Es gab Zeiten, in denen sie die gütige Fee zu sein schien, und dann wieder andere, in denen sie mehr einem preussischen Feldwebel glich. Die Häuser in den Siedlungen für die pensionierten Kruppianer waren zur Hälfte aus Holz erbaut und sahen wie von Hans Christian Andersen entworfen aus, und ihre Bewohner wurden dazu ermuntert, sich wie alternde Zwerge zu kleiden. In anderen Wohnanlagen berechnete Marga die genaue Zahl der Schritte, die ein Mann von seiner Haustür bis zu seiner Abteilung zurücklegen musste; das Ergebnis wurde ihm bekanntgegeben, um ihn zur Pünktlichkeit anzuspornen. Eine ihrer Wohlfahrtseinrichtungen ausserhalb des Ruhrgebietes war ein Heim für «mittellose Damen aus höheren Kreisen» in Baden-Lichtenthal. Es stand ihnen kostenlos zur Verfügung, aber es muss Zeiten gegeben haben, in denen sich die Bewohnerinnen überlegten, ob es nicht besser wäre, auf den Strich zu gehen. Alles war rationiert, selbst das Wasser. In jedem Zimmer angebrachte Hausvorschriften forderten «Sauberkeit, Pünktlichkeit, Ordnung, Sparsamkeit und Sicheinfügen in die Gemeinschaft»; das Licht musste «abends um 10.15 Uhr ausgeschaltet» und durfte «morgens nicht vor 7.30 Uhr angedreht» werden. Karl Dohrmann, ein Diener, dessen Anstellung auf Villa Hügel aus den Jahren von Margas Herrschaft datiert, entsinnt sich, dass sie «sehr energisch, sehr genau» gewesen sei, und Berthas Ehrerbietigkeit ihrer alten Mutter gegenüber lässt stark auf eine Willkürherrschaft schliessen: «Unsere Mutter war in unseren Augen ... unfehlbar, und wir hingen an ihr in tiefster Ergebenheit, und das nicht ohne ... Gefühle von Minderwertigkeit, da wir Kinder ... immer besorgt waren, dass wir ihren Forderungen nicht genügend nachkämen»⁵.

Die Mädchen sollten in Baden-Baden nur ein halbes Schuljahr zubringen. Sie zogen den Hügel vor; wenn ihre schulmeisterhafte Mutter auch streng war, so war sie doch liebenswert. Nach der Heimkehr der Töchter nahm Marga sie ins Schlepptau, wenn sie Arbeiterwohnungen besuchte. Ihr Wirken unter den Kruppfamilien war so beeindruckend, dass Bertha die Gewohnheit übernahm und sie buchstäblich bis zu ihrer letzten Stunde auf Erden beibehielt, und Barbara war ihr Leben lang eine Sozialfürsorgerin. Versuche, die Schwestern in die Geheimnisse der Stahlerzeugung einzuweißen, waren weniger erfolgreich. Jede Woche zu festgesetzten Stunden führten ausgesuchte Techniker die Mädchen durch die Schmieden und Hütten. Sie hörten pflichtschuldigst zu – und stimmten nach jeder Unterrichtsstunde darin überein, dass sie nicht die geringste Ahnung von dem hatten, was ihnen von den Männern erzählt worden war. In Abständen mussten sie sorgfältig geprobte Auftritte in der Hauptstadt über sich ergehen lassen. Auch diese blieben ohne Erfolg, allerdings ohne Schuld der Mädchen. Sie wussten nichts über den Grund für den Tod ihres Vaters und waren daher in dieser Beziehung völlig unbefangen. In Berlin schwirrte es jedoch immer noch von Klatsch, und die Erwachsenen fühlten sich in ihrer Gegenwart peinlich berührt. Gräfin Therese Brockdorff, Oberhofmeisterin von Kaiserin Auguste Viktoria, schrieb leutselig in ihr Tagebuch:

Es war recht ergreifend, wie Frau Krupp sich mühte, ihre beiden Töchter, reizende kleine Mädchen, so einfach und bescheiden wie nur möglich zu kleiden und zu erziehen – gewiss keine kleine Aufgabe in dieser Umgebung⁶.

In der Geschichte der Krupp-Dynastie stehen die Jahre zwischen November 1902 und August 1906 für sich. Das weitverzweigte Industrieimperium der Firma war noch nie zuvor geschäftiger gewesen, aber das gesellschaftliche Leben auf dem Hügel war völlig zum Erliegen gekommen. Der Kaiser war noch nie so lange weggeblieben. Und da S.M. nicht kam, beschloss Marga-, überhaupt keine königlichen Gäste zu empfangen. All die exotischen ausländischen Fahnen wurden eingerollt, weil sie es nicht riskieren wollte, Wilhelm zu beleidigen; allein der Vorstand beschäftigte sich weiterhin mit den Monarchen Europas. Doch die Kriegsminister anderer Länder erinnerten sich der Familie noch immer sehr wohl. Ebenso die Kritiker, wie das George Bernard Shaw im Dezember 1905 glänzend unter Beweis stellte, als sein Stück *Major Barbara*, eine kaum verschleierte Satire auf die Familie Krupp, in London seine Uraufführung erlebte. In dem Stück ist der Name Bertha durch Barbara ersetzt, das Oberhaupt der Familie und der Munitionsfabrik heisst Sir Andrew Undershaft, und Bertha-Barbara wird Stephen, ein dem Pazifismus verschriebener Bruder, zur Seite gestellt. Stephen klagt:

Ich habe kaum einmal in meinem Leben eine Zeitung aufgemacht, ohne unseren Namen darin zu finden. Undershafts Torpedoboot! Undershafts Schnellfeuergeschütz! Undershafts 10-Zoll-Kanone! Undershafts unsichtbare Wallkanone! Undershafts Unterseeboot! Und jetzt: Undershafts Luftkriegsschiff!

Shaw wird einem beinahe unheimlich. Obwohl er unmöglich Zugang zu Alfreds Korrespondenz gehabt haben konnte, stammt die «unsichtbare Wallkanone» direkt aus des Kanonenkönigs letztem verrückten Gekritzel über die Panzerkanone, und obwohl

er nicht bis in die geheimen Verliese der Kieler Germaniawerft vorgedrungen sein konnte, erschien sein Hinweis auf das Unterseeboot ein Jahr vor dem Stapellauf von U-1. Und schliesslich zeigt die Debatte im dritten Akt über die Privatlinik der Familie, über die Bibliotheken, Schulen, über die Versicherungs- und Pensionskasse und über die Baugesellschaft eine ausserordentliche Ähnlichkeit mit Margas heute im Krupparchiv befindlichen Memorandum an den Vorstand.

Der Vorhang nach der Uraufführung fiel genau fünf Monate vor der Bekanntgabe von Berthas Verlobung, und die Propagandaleute des Konzerns schlugen zurück. Man hat für sie ein gewisses Mitgefühl. Sie waren nämlich hoffnungslos unterlegen*. Es fehlte ihnen an Witz, Können, Feingefühl, ja sogar an einer soliden Kenntnis der Tatsachen – wiederholt wurden die Krupps in von Essen veranlassten Artikeln als Mitglieder der einen Adelstitel führenden Aristokratie bezeichnet –, und die journalistischen Söldlinge der Firma erzwangen sich ihren Weg an die Öffentlichkeit mit derart ungeschickten, offensichtlich erdichteten Artikeln, dass ihr Schützling der einzige Mensch war, der Wunden davontrug. Eine charakteristische Probe in der amerikanischen *Review of Reviews* trägt den Titel «Der Chef des Hauses Krupp: ein Anwalt des Friedens». Ihr anonymer Autor beschreibt atemlos seine Begegnung mit einem Delegierten der Internationalen Friedenskonferenz von 1907, der von einer Begegnung mit Bertha Krupp erzählte und

... versicherte, dass er direkt von der Baronesse zu der Feststellung ermächtigt worden sei, dass sie in eigener Person gegen die Herstellung eines bestimmten, «Bombenkanone» genannten, Geschützes protestiert habe. Die Einsatzmöglichkeiten dieser Waffe sind so vielfältig, dass die Frau, die praktisch Inhaberin jenes Unternehmens ist, in Besorgnis geriet und offen bekannte, dass sie ein Anwalt des Friedens sei ... Es ist dabei interessant, die Tatsache zu erwähnen, dass eine der deutschen Tageszeitungen bei der Kommentierung des Berichts, die Baronesse habe sich deshalb so unwillig gezeigt, weil diese Waffe in Essen erzeugt werden sollte, mit humorvoller Naivität bemerkte: «Die Fachleute erklärten Ihro Gnaden, die Kanone sei derart gefährlich, dass ihr nur wenige vor das Rohr kommen würden und dass sie folglich dem Frieden dienen würde⁸.»

Dieser Bericht enthält sehr viel Charakteristisches über die damalige Ära. Das Werk stellte niemals eine «Bombenkanone» her. Diese Bezeichnung war die absurde Erfindung irgendeines Laien zu einer Zeit, als man neue Waffen sehr aufregend fand, aber kaum etwas davon verstand. Bertha hätte nicht im Traum daran gedacht, dagegen zu protestieren, wenn Essens Geschützfabrik eine neue Waffe herausgebracht hätte – nach den Worten ihres Schwagers nahm sie die nach ihr erfolgte Benennung der *Dicken Bertha* «resigniert» hin, weil es «eine Anordnung der Firma» war. Die ehrfurchtvollen Bezüge auf «die Baronesse» und «Ihro Gnaden» sind vorzügliche Beispiele für die damals übliche Spichelleckerei vor den Begüterten. Die «humorvolle Naivität»

* Aber nicht ohne Bundesgenossen. «Als *Major Barbara* herausgebracht wurde», notierte der Autor ein Vierteljahrhundert später spöttisch, «wurde es von einer Londoner Tageszeitung als eine geschmacklose Blasphemie bezeichnet». (*Collected Works of George Bernard Shaw, New York 1930, XI, 221.*)

spricht Bände über ein Zeitalter, in dem der Einfältige fröhlich mit dem Feuer spielte, das ihn bereits zu verschlingen drohte. Und die Annahme, dass das schlichte Mädchen in einer vom Verstand der Männer regierten Welt eine intellektuelle Heimatlose sei, charakterisierte das Jahrzehnt, das Deutsche Reich und die Situation jener reichsten Erbin im Reich. Die Möglichkeit, dass sie ihre Privatangelegenheiten selber regeln könnte, wurde niemals in Betracht gezogen, denn jedermann in der Fried. Krupp A.G. wusste, dass der Kaiser das nie dulden würde. Bertha musste verheiratet werden – und damit basta. In Frankreich galt *la femme* als das, was sie war: eine Frau; in Deutschland hingegen gelangte sie nur zur Anerkennung, wenn sie *die Frau* wurde, Bewahrerin der vier K's und des Herds der Familie⁹.

Man ist versucht, Spekulationen darüber anzustellen, welche Heiratsaussichten Fritz' älteste Tochter wohl gehabt hätte, wäre sie arm wie eine Kirchenmaus gewesen, doch diese Frage ist wirklich müssig. Ihr Reichtum hatte sie zu dem Menschen gemacht, der sie war. Als sie in ihrer Wiege lag, hatte der kurz vor seinem Tod stehende Grossvater, während er sich über sie beugte, vorausgesagt, dass sie «Dutzende von Bewerbern» umringen würden, bevor sie zwanzig sein würde. Alfred irrte sich nur deshalb, weil der Kaiser in eigener Person alle in Frage kommenden jungen Männer aussiebte. Noch nicht zwanzig, galt Bertha als eines der begehrtesten Mädchen auf der Welt, und wären ihre körperlichen Vorzüge ihren finanziellen Lockmitteln gleichgekommen, hätte sie einzig dagestanden. Nicht, dass sie bloss unattraktiv gewesen wäre – sie war einfach ziemlich unansehnlich. Mehr als sonst jemand ähnelte sie dem Vater ihres Vaters. Seine Erbanlagen schienen eine Generation übersprungen zu haben, Fritz hatte Alfred nicht im Geringsten geglichen, doch die grosse, dünne, grobknochige Bertha mit ihrem langen Kinn, der hohen Stirn und den durchdringenden Augen hätte die Tochter ihres Grossvaters sein können¹⁰.

Bei der Geburt jedes ihrer beiden Mädchen hatte Marga ein dickes, elegant in blaues Leder gebundenes Album erstanden; sie machte darin Eintragungen, bis Bertha und Barbara mündig waren, und dann händigte sie ihnen diese aus. Berthas Album verschwand 1923 während der Wirren in Essen, als für kurze Zeit ein französischer General dem Hauswesen der Villa Hügel vorstand. Barbaras Album ist erhalten geblieben. Beim Durchblättern spürt der Leser, wie verschieden die beiden Mädchen waren. Barbara war zierlich und fein, Bertha würdevoll, robust und stattlich. Ihre natürlichen Neigungen waren auf den Wettkampf ausgerichtet. Ihr machte das Reiten Spass, und als sie über ihr Vermögen verfügen konnte, baute sie eine Segeljacht, die *Germania*, die bei den Kieler Regatten zur Haupttrivalin der *Hohenzollern* werden sollte. Anders als ihre Schwester machte sie sich nichts aus der Pariser Mode. Ihr ganzes Leben lang trug sie teuren, nicht gerade eleganten Tweed. Während ihrer Jugend

- bis zur grossen Ernüchterung von 1918 – konnte man Berthas politische Einstellung in einem einzigen, damals im ganzen Reich populären Wort zusammenfassen: «Majestätsgläubigkeit». Heinrich Class, Gründer des Alldeutschen Verbands und ein enger Freund von Hugenberg, war einmal zu einem Essen auf dem Schloss eingeladen; nachdem er einen Abend lang seine reichspolitischen, antisemitischen Gedanken dargelegt hatte, ging er in der Überzeugung, dass Bertha «eine leidenschaftlich deutsche Frau» sei¹¹.

Doch ihre wahre Loyalität galt dem Kruppimperium und nicht dem der Hohenzol-

lern. Bertha muss mich selbst als quasi-offizielle Person angesehen haben, als Souverän, der immer zuerst die Erfordernisse seines eigenen Königreichs zu berücksichtigen hat. Die Tatsache, dass sie eine deutsche Frau war, erschwerte die Dinge unendlich. So konnte sie nicht aus eigener Machtbefugnis herrschen. Sie musste ihre Vollmachten anderen übertragen. Doch niemals vergass sie ihre Verpflichtungen gegenüber den dreiundsechzigtausend Kruppianern, die zu ihrem Reich gehörten, und das ist mit ein Grund, warum die Erinnerung an sie an der Ruhr heute noch hochgehalten wird. Jedes Jahr empfing sie auf dem Hügel Arbeiter, die den Werken fünfundzwanzig oder fünfzig Jahre angehörten, und sie heftete ihnen silberne oder goldene Nachbildungen der drei Firmenringe an die Rockaufschläge. Dieses alljährliche Zeremoniell gab reichlich Stoff für nette Geschichten ab. So wanderte einmal ein alter Einfaltspinsel durch das Schloss, mopste Zigarren und verstaute sie in seiner Brusttasche. Als er dann vor der Gastgeberin seinen Abschiedsdiener machte, ergossen sie sich alle auf den Boden. Bertha strahlte ihn an. «Aber, Herr Schmidt», sagte sie, «Sie dürfen nie mehr ihre eigenen Zigarren mitbringen, wenn Sie uns besuchen^{12!}»

Ihre Verpflichtungen auf dem Hügel, ihre regelmässigen Besuche der einzelnen Werke und ihre matriarchalischen Pflichten als ungekrönte Königin der Ruhr liessen ihr wenig Zeit für sich selbst und ihre engere Familie. Pflicht war eben Pflicht. Der Tochter eines Herrscherhauses blieb keine andere Wahl. Später sass sie einmal Modell für eine Büste. Während der Bildhauer den Lehm formte, bemerkte er, dass es die Königin von England hart ankommen müsse, für ihre Kinder so wenig Zeit zu haben. Bertha erwiderte: «Nun, sie verbringt doch mit ihnen manchmal drei Wochen auf dem Lande, und das ist völlig genug für unsereins^{13.}»

Anfang Frühjahr 1906, als Bertha zwanzig war, entschied der Kaiser, dass es nun Zeit für sie sei, dem Reich ihre Jungfernschaft zu opfern. Damals waren die Schwestern gerade unterwegs zu den Zoologiefreunden ihres Vaters in Neapel, um über dessen Tätigkeit im Mittelmeerraum Nachforschungen anzustellen. Ihrer Ankunft dürfte man nicht mit allzu grossem Entzücken entgegengesehen haben, doch die Wissenschaftler hätten sich nicht zu sorgen brauchen: die Mädchen kamen gar nicht erst an. In Rom wurden sie geschickt abgelenkt, und Bertha begegnete ihrem Zukünftigen ausgerechnet in der Königlich Preussischen Botschaft beim Heiligen Stuhl. Er war dort Attaché, ein schmallippiger, fest in sein Korsett geschnürter Karrierediplomat, sechzehn Jahre älter und um einen Kopf kleiner als seine zukünftige Braut. Des Bewerbers Name lautete Gustav von Bohlen und Halbach. Der genaue Hergang, wie er Berthas «Blitzfreund» wurde, ist nicht bekannt; Barbara ist die einzige noch lebende Zeugin, und sie war über das Tempo der Ereignisse bestürzt. Sie selbst war gerade einem Spross der preussischen Aristokratie anverlobt worden; er hiess Freiherr Tilo von Wilmowsky, war Neffe von Wilhelms I. letztem Zivilberater, Sohn eines Kabinettsministers von Wilhelm II. und war vor mehreren Jahren Gast der Familie auf Villa Hügel gewesen. Im Leben ihrer Schwester hatte es bis zu jener Reise in den Süden auch nicht die harmloseste Romanze gegeben. Und jetzt nahm Bertha den Heiratsantrag eines unbedeutenden, steifnackigen kleinen Stutzers an. Da weder Bertha noch Gustav der Typ waren,

um sich auf den ersten Blick hin zu verlieben, und da Gustav noch nie einem Menschen fünf Sekunden geopfert hatte, wenn dabei nicht ein sicherer Vorteil für die nächste Sprosse seiner Karriere herauschaute, zweifelte man in Essen kaum daran, dass die Verbindung vom kaiserlichen Cupido in Berlin ausgeheckt und in die Wege geleitet worden war¹⁴.

Die wenigen Skeptiker wurden durch S.M. Reaktion bekehrt. Marga gab im Mai die Verlobung bekannt. Im August erschien der Kaiser auf Villa Hügel, erhob jovial Anspruch auf seine Suite und liess Orden funkeln. Zwei Mitglieder des Vorstands wurden mit dem Roten Adler dekoriert, und Marga selbst stand stramm da, als ihr der Wilhelmsorden an die Bluse geheftet wurde. Wann denn die Hochzeit sein solle, fragte der Kaiser nachdrücklich. Man hatte sie auf den 15. Oktober festgesetzt, und er versprach, bei dem Ereignis mit Tirpitz, dem Generalstab und dem Kanzler zugegen zu sein. Er sollte sein Wort halten; noch nie hatte es ein ähnliches Staatszeremoniell gegeben. Der Kaiser, sein Bruder Prinz Heinrich, sein Kabinett, das Heer und die Marine gaben der Braut das Geleit zum Altar. Beim Bankett nach der Trauung wurde der Bräutigam völlig ignoriert. Wilhelm erhob sich, um die frischgebackene Ehefrau anzureden. «Meine liebe Bertha», begann er, und nachdem er daran erinnert hatte, dass ihr Vater sein «teurer und geliebter Freund» gewesen sei, drückte er die Hoffnung aus: «Wenn Sie durch die Fabrikräume schreiten, möge der Arbeiter in dankbarer Liebe die Mütze vor Ihnen lüften.» Dann kam er aufs Geschäft zu sprechen. Dies sei keine gewöhnliche Vermählung, gab er Bertha zu bedenken. Man erwarte sich davon mehr als nur das übliche Resultat. *Das* war es also. Man müsse an die zukünftigen Generationen denken. Das Reich werde immer seinen Amboss brauchen. Aber jetzt sei erst einmal die Sicherung der unmittelbaren Zukunft wesentlich. Deshalb brachte er folgenden Toast aus:

Möge es Ihnen, meine liebe Tochter, gelingen, das Werk auf der erreichten Höhe zu halten, auf die es gehoben worden ist, unserem deutschen Vaterland auch fernhin Schutz- und Trutz Waffen zu liefern, welche in Fabrikation sowohl wie in Leistungen nach wie vor von keiner Nation erreicht werden¹⁵.

Nachdem er solchermassen dem Tag seinen Glanz verliehen hatte, beschloss S.M., sich auch etwas Gutes zukommen zu lassen. Die Gesellschaft begab sich in den zu ebener Erde gelegenen Ballsaal, und dort entdeckte er eine Frau, die er in seiner flotten Jugend gut gekannt hatte. Während der Monarch und sein alter Liebling mitten im Saal im Gespräch beieinanderstanden, kamen die übrigen Gäste hereinfiliert und blieben flüsternd an den Wänden stehen. Sie durften sich ja nicht niedersetzen, bevor er das nicht tat. Ob es nun Gedankenlosigkeit oder Absicht war – der vor Wut schäumende Haux, der an Krampfadern litt, war fest davon überzeugt, dass die Szene beabsichtigt war –: Der Kaiser liess die Gesellschaft zwei Stunden lang stehen. Während der ganzen Zeit, schrieb der Finanzrat verbittert nieder, musste man dem «gekünstelten, nasalen Lachen» Allerhöchst desselben lauschen, das durch den Raum tönte¹⁶. Bevor er ging, dehnte Wilhelm seine Überraschungseffekte auch noch auf die Neuvermählten aus. Nach den meisten Eheschliessungen, verkündete er mit sonorer Stimme, nehme die

Frau den Namen ihres Mannes an. Diesmal solle es aber umgekehrt geschehen, «damit wenigstens eine äusserliche Fortführung der Essener Dynastie ermöglicht» sei. Hinfort solle Gustavs Nachname *Krupp* von Bohlen und Halbach lauten. Darüber hinaus gewährte der Kaiser dem Paar das Recht, den Namen «Krupp» und das damit verbundene Vermögen an den ältesten Sohn weiterzugeben. All das wurde in massiger gotischer Schrift, mit vielen Schnörkeln und bunt ausgemalten Buchstaben, auf einer Urkunde verkündet, die wohl zu den grössten in der Geschichte zählt. Es gibt sie heute noch auf Villa Hügel. Das rote, in Metall gerahmte Wachssiegel hat allein einen Durchmesser von siebzehn Zentimetern. Die Silberschnur, die davon herabbaumelt, hat die Stärke und – nach Verlauf eines halben Jahrhunderts – auch die Färbung des Dünndarms eines Erwachsenen. Unten auf dem Pergament entdeckt man, riesig und gezackt, die kaiserliche Signatur, und ausserdem die Gegensignatur von Theobald von Bethmann-Hollweg, Preussens Minister des Inneren und des Reichs neuem Kanzler. Das Dokument bekräftigte erneut «die besondere Stellung des Hauses Krupp», doch es liege beim Bräutigam, bemerkte der strahlende Kaiser, sich als «ein wahrer Krupp» zu erweisen¹⁷.

Zusammengesetzte Nachnamen waren nichts Neues für Gustav. Er war der Nachkomme von zwei rührigen deutsch-amerikanischen Familien. Eine davon, die Halbachs, hatte sich drei Jahrhunderte zuvor in Remscheid niedergelassen und um 1660 mit Hilfe einer nahegelegenen Erzgrube Kanonenkugeln erzeugt. Um 1820 war man dann nach Pennsylvania ausgewandert und hatte gewichtige Anteile der Kohlengruben von Scranton erworben. Nach dem Bürgerkrieg hatte ein gewisser Gustav Halbach die Tochter des Colonel Henry Bohlen geheiratet, welcher ein deutsch-amerikanisches Regiment – die 75th Pennsylvania Volunteers – gegen den Süden geführt hatte. Da der Kolonist in der zweiten Schlacht von Manassas heldenmütig gefallen war, ehrte der Bräutigam dessen Andenken, indem er seinen eigenen Namen mit einem Bindestrich versah und daraus Bohlen-Halbach machte. Dann kam es zum ruhmreichen Aufstieg des neuen Reichs. Für Bohlen-Halbach war dessen Verlockung unwiderstehlich; er verliess die Vereinigten Staaten und kehrte in die Heimat seiner Vorfahren zurück, wobei er seinen Anteil am Familiengewinn aus der Scrantonkohle mitnahm. Der Grossherzog von Baden bewillkommte nur zu gern den ins Vaterland heimgekehrten Sohn und dessen Vermögen; er adelte ihn, indem er den Namen nochmals in «von Bohlen und Halbach» umänderte. Dieser wurde dann endgültig an Gustav jr. weitergegeben, den kleinen Mann in mittleren Jahren, dem der Monarch jetzt befohlen hatte, sich als ein wahrer Krupp zu erweisen¹⁸.

Zweifellos war das alles schon dem Kaiser bekannt gewesen, bevor seine Wahl auf Gustav fiel, und möglicherweise hatte S.M. an einigen der exotischen Seitenzweige vom Stammbaum des «Prinzgemahls» Gefallen gefunden. Colonel Bohlen zum Beispiel war ein Krieger nach Wilhelms Herz gewesen. Bevor er gegen Robert E. Lee kämpfte, hatte er tapfer im Mexikanischen Krieg und als Zufallssoldat unter den Franzosen an der Krim gedient. Die Schlusszeilen der Regimentshymne, die er für seine 75th Pennsylvania Volunteers verfasste, hätten von einem von Moltkes Kommandeuren erdacht sein können: «Und opferst du dich auch, wohlan / Vergebens stirbt kein Ehren-

mann.» Als er selbst fiel, ordnete Philadelphia einen vollen Monat öffentlicher Trauer an, was beweist, dass der Hengst, den sich Allerhöchstderselbe herausgesucht hatte, aus einer heroischen Zucht stammte.

Man kann nicht gerade behaupten, dass diese kühnen Blutlinien unter der pergamentenen Haut des neuen Krupp von Bohlen und Halbach – oder, wie jeder ihn bald nur noch nennen sollte: Krupp – sichtbar gewesen wären. Gustav Krupp war einer der unauffälligsten Männer, die je ins öffentliche Leben traten. Niemals verlor Gustav seine Beherrschung. Tatsächlich zeigte er kaum je irgendeine innere Bewegung. Mit seiner gewölbten Stirn, mit der nicht besonders markanten Nase, den zusammengepressten Lippen und den raschen mechanischen Bewegungen war er das Musterbeispiel eines Absolventen der preussischen Diplomatenausbildung, welche Bismarck verächtlich als «die Ochsentour» abgetan hatte. Über Gustav war in den Berliner Polizeiakten nichts zu finden; nie hatte er in einer Grotte italienische Knaben arrangiert oder, kam es überhaupt dazu, mit einem Menschen unter seinem Rang ein freundliches Wort gewechselt. Bis 1906 kannte man ihn als «den Legationsrat», und das umschreibt ihn eigentlich voll und ganz. Er war der Mann, der niemals etwas Falsches tut, nie eine Verabredung versäumt und niemals auch nur den schwächsten Schimmer von Phantasia zeigt. Es ist in der Tat zweifelhaft, ob er je in seinem ganzen Leben auch nur einem einzigen originellen Gedanken Raum gegeben hatte.

Aber er wusste, wie man vorwärtskommt. Mit achtzehn Jahren hatte er bei den Zweiten Badischen Dragonern seine Freiwilligenzeit abgeleistet und dann ein Jahr lang in Bruchsal als Oberleutnant gedient. Nachdem er seine Uniform sorgfältig weggehängt hatte, studierte er Rechtswissenschaft an genau den richtigen Universitäten: in Lausanne, Strassburg und Heidelberg. Schliesslich promovierte er zum Doktor beider Rechte und ging in den Zivildienst. Bevor er zum Vatikan geschickt wurde, hatte er bei den Botschaften von Washington und Peking gedient. Sein Tagebuch offenbart, dass er nichts über die Amerikaner, Italiener oder Chinesen lernte; seine Darstellung der Boxerkrise hat das Feuer und den Reiz eines aus einem Gesundheitsamt stammenden Jahresberichts. Man spürt, dass er jeden Hang dazu, seinen Horizont zu erweitern, als verräterisch angesehen hätte – als ein Zeichen der Unabhängigkeit und damit als eine Sehnsucht, die niedergehalten werden musste. Als Freiherr von Wilmowsky vierzig Jahre später in Nürnberg als Zeuge auftrat, sagte er vor dem Kriegsverbrechengericht aus, sein Schwager habe «eine sehr eindeutige Art gehabt, sich der Staatsgewalt unterzuordnen», seine «Haupteigenschaft» sei «stark betont» gewesen; er, Wilmowsky, erinnere sich daran, dass ihn Gustav in mehreren Gesprächen umstürzlerischer Tendenzen geziehen habe, «sobald ich es wagte, von der Regierung ergriffene Massnahmen zu kritisieren»¹⁹.

Alles in allem gesehen, war Gustav ein Vorläufer des Zeitgenossen, der ein halbes Jahrhundert später in Westdeutschland als «der Organisationsmann» bezeichnet werden sollte. Bei seiner fanatischen Ordnungsliebe hatte er für den Reichstag – «die verwüstete Arena der parlamentarischen Kämpfe», wie er ihn verächtlich nannte – nichts übrig. Das war die Denkart, wie sie Allerhöchstderselbe schätzte. «*Regis voluntas suprema lex*», hatte Wilhelm geschrieben: «Des Königs Wille ist oberstes Gesetz.» Es gibt, zahlreiche Worte und Sätze, die diese Einstellung umschreiben, und die meisten

von ihnen stammen bezeichnenderweise aus dem Deutschen. Oft wird sie «Befehlsnotstand» genannt, ein Begriff, der heute von den Gerichten des Vaterlands als mildernder Umstand angesehen wird. Andere wieder setzen sie mit «Rechtspositivismus» gleich, dem deutschen Glauben, dass jedes Gesetz, mag es auch noch so frevelhaft sein, befolgt werden müsse – mit «Kadavergehorsam» durchgeführt, um eines von Adolf Eichmanns Lieblingswörtern zu gebrauchen. Gustav hätte Eichmann bestens verstanden. Als der SS-Obersturmbannführer Heinrich Himmlers Motto «Meine Ehre heisst Treue» zitierte, tat es sein israelischer Richter als «leeres Geschwätz» ab. Eichmann erwiderte scharf, dass das «geflügelte Worte» gewesen seien, und Krupp von Bohlen hätte in diesem Augenblick sicherlich «Jawohl!» gerufen²⁰.

«Jawohl, Bertha!» schnauzte er, wenn sie ihn – ausser Hörweite von jedermann, abgesehen von den Bediensteten – daran erinnerte, wer der wahre Inhaber des Konzerns war. Wenn andere über den moralischen Wert der U-Boot-Kriegführung Erörterungen anstellten, behielt er das bei, was einer seiner Bewunderer seine «strenge Reserve» nannte: eine weitere Ausgeburt jener geflügelten Worte. Er heiligte die Mittel und machte sich keine Gedanken über die Ergebnisse; jedesmal, wenn irgendjemand die menschlichen Konsequenzen der Kruppschen Politik aufs Tapet bringen wollte, bellte er: «Hier wird nicht politisiert.» Aussenstehenden mag das gefühllos erscheinen. Doch man muss sich eben vor Augen halten, dass der neue Krupp ein kleiner Mann war. Seine Ziele waren niedrig angesetzt. Achtzehn Jahre lang hatte er sich abgeplagt. Zum Lohn dafür hatte er von England, Japan, China und Österreich kleinere Auszeichnungen erhalten. Jeder andere hätte darauf als auf bedeutungslosen Klimbim herabgeblickt. Nicht so Gustav; für ihn waren das Symbole der Achtbarkeit – und genau das war es, was er in Wirklichkeit angestrebt hatte. Jetzt war er in eine Stellung ungeheurer Verantwortung geworfen worden. Er war zu alt, um noch neuen Symbolen seine Reverenz erweisen zu können. Ihm blieb nichts anderes übrig, als den Lichtern zu folgen, die ihn bis hierher geführt hatten: Fleiss, Selbstdisziplin, alleinige Konzentration auf die augenblickliche Betätigung und vor allem – Pünktlichkeit²¹.

In einer Nation, die sich ihrer pedantischen Genauigkeit rühmte, wurden Gustavs pünktliche Angewohnheiten zur Legende. Gästen, die über Nacht auf dem Schloss blieben, wurde bekanntgegeben, das Frühstück werde um 7.15 Uhr serviert. Erschienen sie erst um 7.16 Uhr, standen sie vor den verschlossenen Türen des Speisezimmers. Gustav selbst frühstückte genau fünfzehn Minuten lang, und dann eilte er mit grossen Schritten nach draussen, wo sich die Kutsche – oder ab 1908 der Wagen – genau in dem Augenblick in Bewegung setzte, wenn seine Füsse nicht mehr auf der Erde standen. In seiner Tasche trug er ein kleines Buch mit sich herum, in dem der Stundenplan für jeden Tag in allen Einzelheiten vorgezeichnet war: So viele Minuten für dies, so viele für das. Es war sogar ein Termin zur Ausarbeitung des Stundenplans für den nächsten Tag und eines Schemas für die Stundenpläne berücksichtigt. Die grossen Tage des Papierkriegs waren nach Essen zurückgekehrt, und des neuen Krupp Kompendium der Verhaltensmassregeln war genauso unumstösslich wie der Schlieffen-Plan oder auch das Generalregulativ von 1872, das er wie ein verloren geglaubtes Kind umarmte. Genau fünfzig Minuten waren für das Abendessen angesetzt, ausser wenn Gäste anwesend waren; in

diesem Fall wurde das Diner um 21.45 Uhr beendet. Es musste dann einfach beendet sein, denn um 22.15 Uhr gingen Gustav und Bertha zu Bett. Schliesslich war ja das Bett ebenfalls eine von Krupps Verpflichtungen sowohl gegenüber Allerhöchstdemselben als auch gegenüber der Dynastie; Alfred der Grosse war in diesem Punkt nicht minder deutlich als der Kaiser gewesen. Gustavs Produktionsrekord auf diesem Gebiet erwies sich als geradezu phantastisch. Neun Monate und achtundzwanzig Tage nach der Vermählung gebar Bertha einen Sohn. Gustav wurde über das Ereignis in der Bibliothek des Schlosses unterrichtet, wo er wie ein Wachtposten energisch hin- und herschritt, und der frischgebackene Vater diktierte auf der Stelle ein Memorandum an die leitenden Angestellten der Firma:

Hügel, am 13. August 1907, 14 Uhr 15 Dem Direktorium drängt es mich zugleich im Namen meiner Frau in erster Stunde mitzuteilen, dass uns soeben ein kräftiger Junge geboren wurde, dem wir in Erinnerung an seinen grossen Ahnen den Namen Alfried beilegen wollen. Möge er in den Kruppschen Werken aufwachsen, in praktischer Arbeit sich die Grundlagen schaffen zu der wichtigen Übernahme der verantwortungsvollen Pflicht, deren Grösse ich mit jedem Tag mehr erkenne²².

Das klingt wie die Bekanntgabe eines erfolgreichen Geschäftsabschlusses, und das war es ja eigentlich auch: Ein männlicher Erbe hatte sich gerade dem Inventar des Konzerns zugesellt. Angeregt kehrte Gustav zu dem für 22.15 Uhr festgesetzten Ritus zurück, und die gut funktionierende Verrichtung seiner gewichtigen Pflichten trug auch weiterhin Früchte. In seinen Aktenkopien steht alles verzeichnet. Zweiter Sohn: 1908. Dritter Sohn: 1910. Erste Tochter: 1912. Vierter Sohn: 1913. Fünfter Sohn: 1916. Zweite Tochter: 1920. Sechster Sohn: 1922. Der Schlieffen-Plan misslang, das Reich brach zusammen, doch Krupps ehelicher Vormarsch setzte sich ungehindert über alle Fronten hinweg fort²³.

Reichsbahnbeamte machten sich über seine aus Kursbüchern bestehende Ferienlektüre lustig. Wäre ihnen Gustavs Miniatureisenbahn in der im zweiten Stock von Villa Hügel gelegenen Gemäldegalerie bekannt gewesen, hätten sie beschämt geschwiegen. Genaugenommen gehörte die Eisenbahn den Kindern. In Wirklichkeit wurden sie hier nur zur Arbeit angehalten. Sein meisterhafter Terminplan forderte von ihm, den Kindern sechzig Minuten pro Woche zu widmen, und er verbrachte die Zeit damit, dass er sie zusehen liess, wie er den Transformator handhabte. Die ganze Anlage bestand aus einem ausgeklügelten Schienennetz mit vierspurigen Unterführungen, dreispurigen Weichen, Drehscheiben und winzigen Reparaturbetrieben. Auch an Fahrpläne war gedacht. Diese aufzustellen war Aufgabe der jüngeren Generation; Gustav behielt sich die Prüfung vor. Mit der Stoppuhr in der Hand beobachtete er die Fahrt der Lokomotiven, die Übernahme von Kohle, das Ein- und Aussteigen der Fahrgäste und das Be- und Entladen der Güterwagen. Das sei, wie er seinen Söhnen und Töchtern erklärte, eine gute Übung für sie. Weil die väterliche Anerkennung auf dem Spiel stand und niemand eisiger als Gustav sein konnte, wenn er damit zurückhielt, plagten sie sich ab, bis sie es zur Perfektion brachten. Die Züge in Villa Hügel fuhren immer pünktlich.

Das war auch bei allem anderen der Fall. Die Mittagmahlzeiten im Schloss waren stets Arbeitsessen. Bertha sorgte für das Verpflegungswesen, Gustav platzierte die Gä-

ste protokollgemäss, und das Personal achtete auf die Uhrzeit. Die Gäste durften nicht mit ihren eigenen Wagen kommen; ihre Chauffeure hätten ja nachlässig sein können. Gemäss dem Ordnungsdress setzten die Fahrer von Krupp die Gäste um 13.29 Uhr am Haupteingang ab. Um 13.30 Uhr betraten sie das Empfangszimmer, um sich mit Gustav und Bertha bis 13.40 Uhr zu unterhalten, und dann wurde zu Tisch gebeten. In dem Augenblick, da Gustav einen Gang beendet hatte, nahmen die Diener sämtliche Teller vom Tisch weg; langsame oder geschwätzigte Esser mussten hungrig bleiben. Das Essen endete um 14.15 Uhr, Kaffee wurde bis 14.29 Uhr eingenommen. Punkt 14.30 Uhr stiegen die Gäste in die wartenden Limousinen und wurden weggefahren. Nichts überliess man dem Zufall, nicht einmal die Temperatur des Kaffees, denn dadurch hätte ja alles durcheinandergebracht werden können; deshalb wurde er nie zu heiss serviert. Das war Gustavs Lebensgeschichte: Jedes Verlangen nach Wärme war in seinen Augen ein Zeichen von Schwäche. Ausserdem war er der Überzeugung, dass es unweigerlich zu weiteren Versuchungen führen würde, wenn man erst einmal einer nachgab. In seinem Büro herrschte eine eisige Temperatur, und das nicht nur, weil er Unbequemlichkeit gern gehabt hätte; Eiseskälte spornte die Untergebenen auch dazu an, ihr Verslein in kürzestmöglicher Zeit herzusagen. Nachts waren die Fenster auf Villa Hügel weit geöffnet (hier brach er mit Alfred, der sonst in jeder Beziehung sein Idol war), so dass jedermann dort blieb, wo er hingehörte, nämlich unter seiner eigenen Bettdecke. Der einzige Mensch, der auf den Korridoren herumstreifen durfte, war seine Frau, die sich vergewissern wollte, dass in jedem Bett auch nur ein Körper lag. Nach den Worten von Norbert Mühlen war es «eine ihrer gelegentlich selbstgewählten Pflichten, sich nachts in der Nähe der Personalschlafräume aufzuhalten. Die langen Reihen kleiner Kammern befanden sich in zwei verschiedenen Flügeln des Hauses, getrennt nach Geschlechtern und nur durch eine eiserne Brücke verbunden. Sah sie einen Diener in dem Korridor, der von dem einen zum anderen Flügel führte, entliess sie ihn auf der Stelle²⁴».

Im Winter bedeutete das eine beschwerliche Wache; da ihr Ehemann ein Frischluftfanatiker war, musste sie sich wie ein Vorposten an der Ostfront im Jahr 1944 ver mummen. Trotzdem kann man nicht behaupten, dass sich Gustav wegen der Heizkosten Sorgen gemacht hätte. Seine Laufbahn als Diplomat hatte ihn gelehrt, dass die Menschen nichts mehr beeindruckt, als wenn man das Geld zum Fenster hinauswirft, und so machte er Villa Hügel zum eindrucksvollsten Privathaushalt auf der Welt. Aussengebäude, Burggräben und Türmchen wurden hinzugefügt, bis das Schloss an einen im Mittelalter spielenden Traum von Disney erinnerte. In der Küche im Erdgeschoss herrschten zwei Chefköche über zwanzig Untergebene. Der Hügel verfügte über eine eigene Geflügelzucht, über Gewächshäuser, Werkstätten, einen Malereibetrieb und einen Stab von 120 Bediensteten, nicht mitgerechnet die Gärtner und die Stallburschen, die acht Reitpferde und vier Paar Kutschpferde zu versorgen hatten. Reiten war Gustavs einzige Leidenschaft. Er rauchte nicht, trank nicht, mochte keine gesellschaftliche Unterhaltung und verhinderte von vornherein einen näheren Kontakt mit Mitgliedern seines eigenen Haushalts, indem er zum Beispiel seinen Schreibtisch auf Villa Hügel so hinstellen liess, dass er der Tür immer den Rücken zukehrte. Doch selbst nachdem

die Ställe vergrössert worden waren, um vier Limousinen unterbringen zu können, behielt er seinen täglichen Ausritt bei. Er erwartete von seinen Söhnen, dass sie ihn dabei begleiteten. Am Sonntagmorgen durften seine Töchter länger schlafen, aber die Söhne mussten sich nach dem Frühstück in den Sattel schwingen. Als sie alt genug waren, um porträtiert zu werden, wählte er dafür Deutschlands bekanntesten Pferdemaalers aus. «Und das wurde auch daraus», äusserte mir gegenüber einer seiner Söhne: «Pferdefleisch²⁵.»

Gustav war ein wesensloser Bräutigam gewesen, und mit zunehmendem Alter wurde er geradezu unwirklich. Alfred war ein Psychopath, aber glaubhaft gewesen, Fritz pervers, aber bemitleidenswert. Der Prinzgemahl, den man zum Gefährten der Prinzessin gemacht hatte, war eine Maschine. Man vertieft sich in seine Papiere und sucht nach einem Schimmer von Menschlichkeit. Enttäuscht muss man sich abwenden. Selbst seine Vernarrtheit in Pferde ist verdächtig; schliesslich war das *die* Leidenschaft von Alfred gewesen, und es hätte Gustav ähnlich gesehen, wäre sie von ihm nur aus diesem Grund aufgegriffen worden. Einen Augenblick gab es, in dem er sich hätte gehen lassen können. Dieser kam spät in seinem Leben, als nämlich Deutschland Europa überrannt hatte und die Panzer von Krupp an der Kanalküste lauerten. Gustav schuldete damals keinem Menschen auch nur das Geringste; die Oberen des Dritten Reichs hingegen schuldeten ihm anders als jene des Zweiten Reichs eine Menge. Und doch hätten seine damaligen Worte direkt aus dem Mund von Goebbels stammen können. In *Krupp*, dem Firmenblatt, schrieb er solche nichtssagenden Phrasen wie etwa: «Ich hatte oft die Ehre, den Führer durch die alten und neuen Betriebe zu führen und zu erleben, wie die Arbeiter von Krupp ihm in Dankbarkeit zujubelten»; «Wir sind alle stolz darauf, unseren Beitrag zum grossartigen Erfolg unserer Armee geleistet zu haben» und: «Ich habe es immer als Ehre und auch als Verpflichtung angesehen, an der Spitze eines Rüstungsbetriebs zu stehen, und ich weiss, dass die Arbeitnehmer von Krupp dieses Gefühl teilen²⁶.»

Glaubte er tatsächlich daran? Loyalität gegenüber seinen Vorgesetzten war vermutlich das einzige, woran er glaubte. Alles in seinem Leben war daraufhin ausgerichtet. Kurz nach seiner Heirat besichtigten er und sein Schwager einen kleinen Landbesitz nahe der holländischen Grenze. Freiherr von Wilmowsky bemerkte zu seiner Verwunderung, dass die Bauern auf der holländischen Seite eine grossartige Getreideernte einbrachten, während sie bei den Deutschen etwas mager ausfiel. Gustav sah das als einen Schimpf für das Reich an, erwarb fünfhundert Hektar deutschen Bodens und ging daran, das Ganze in einen Musterbetrieb umzuwandeln. Es war ein hoffnungsloses Unterfangen. Gustav hatte bei dieser Sache zwei linke Hände. Doch er wollte nicht aufgeben, und während der folgenden dreissig Jahre bemühte er sich darum, die Holländer auszustechen, die von diesem Wettkampf nicht einmal etwas ahnten. Alles, was er als Ergebnis seiner enormen Anstrengungen vorweisen konnte, waren ein paar welke Blätter. Dennoch war der Versuch eine Sache nationaler Ehre gewesen, und Wilmowsky, der Gustav ganz gern hatte – die Gefühle des Freiherrn waren eine Mischung aus Mitleid und Faszination –, wäre es tausendmal lieber gewesen, er hätte seinen Mund gehalten²⁷.

Bis zu jenem Oktobertag im Jahr 1906, an dem der Kaiser Bertha als seiner Kanonenkönigin zutoastete, hätte man das Leben der beiden Schwestern nicht auseinander

halten können. So hatte auch die deutsche Presse angenommen, dass es eine Doppelhochzeit geben würde, als sich beide im gleichen Frühjahr verlobten. Doch Wilhelm legte sein Veto ein. Zwar hatte er gegen Barbara nichts einzuwenden, aber die Krupp-sche Herrschaft stand nun einmal in einer *splendid Isolation*: Bertha, und nur Bertha allein, sollte der Leitstern sein, auf den sich an ihrem Hochzeitstag die Augen des Reichs richteten. Und so kam es, dass Wilmowsky in jenem Winter, als Gustav auf dem Hügel sämtliche Fenster aufriss und alle Uhren gleichstellte, *seine* Braut auf den Besitz der Wilmowskys im alten Preussen nahm und der neuen Freifrau vor Schloss Marienthal, dem Familiensitz, das dienernde und knicksende Personal vorstellte. In architektonischer Hinsicht war Marienthal weitaus ansprechender als Villa Hügel und beinahe ebenso gross wie diese. Der Rittersaal des Schlosses trug die Jahreszahl 1730; von da an war es in der Geschichte der Wilmowskys aufwärts gegangen. Tilos Vorfahren waren seit dem Dreissigjährigen Krieg Mitglieder der brandenburgischen Hierarchie gewesen; davor hatten sie dreihundert Jahre lang als Freiherrn im schlesischen Herzogtum Teschen gelebt, und noch weiter zurück in der Geschichte waren sie im westlichen Deutschland Lehensritter gewesen²⁸.

Man fragt sich, welchen Weg das Schicksal der Krupp-Dynastie genommen hätte, wäre Bertha von Tilo geheiratet worden. Mit seinen achtundzwanzig Jahren stand er ihr altersmässig näher, und in beinahe jeder Beziehung stellte er das Gegenteil von Gustav dar. Selbstverständlich kleidete er sich elegant, trug ein Monokel und schlug die Hacken zusammen. Aber das war eben standesgemäss und ging auf das Konto von Marienthal. Unter diesem teutonischen Äusseren war der Freiherr menschlich, bescheiden und idealistisch, und um die Vierzig sollte er einer von Deutschlands ersten Rotariern werden. Die Jahre seiner Jugend in England hatten ihn verändert, was die Reisen bei Gustav nicht fertiggebracht hatten; Tilo war ein Bewunderer der britischen Demokratie und des britischen Understatements, und obwohl ihn seine Ländereien zu einem der grössten Grundbesitzer Europas machten, blieb er dabei, sich Fremden gegenüber als «ein Landwirt» auszugeben. Das war bei Weitem keine Schande. Tilo war ein eifriger Studiosus der Landwirtschaftskunde. Er richtete sich nach ausgeklügelten Befruchtungsregeln, baute sorgfältig im Fruchtwechsel an und wurde zum Fachmann auf dem Gebiet der Hybriden. Auf jenem Grenzland, wo sein Schwager Unkraut hochzog, hätte er hundert Blumenarten zum Blühen gebracht²⁹.

Das einzige, was Gustav tun konnte und Tilo nicht, war, seine Gewissenhaftigkeit zugunsten blinden Gehorsams aufzugeben. Der Freiherr vergass niemals, warum die Wilmowskys Schlesien nach dem Dreissigjährigen Krieg den Rücken gekehrt hatten. Sie waren Protestanten gewesen, und das übrige Herzogtum war katholisch. Wenn Tilos Ahnherren in die Kirche gingen, dann bedeutete ihnen das auch etwas. Nicht anders war es bei Tilo; er war ein praktizierender Christ. Wie zwei Weltkriege beweisen sollten, war er durchaus dazu imstande, brutale Befehle aus Berlin zu missachten, und wäre er der Herrscher von Essen gewesen, würde die Geschichte möglicherweise ziemlich anders aussehen. Es ist wert, festgehalten zu werden, dass sein erster Besuch auf dem Hügel im Jahr 1896 auf eine Einladung von Fritz folgte, der damals noch ganz normal war. Tilo von Wilmowsky wäre ein Schwiegersohn nach dem Geschmack von Fritz

gewesen. Nur ein Kaiser Wilhelm II. konnte an einem gewissen Gustav Gefallen finden.

So gingen also die Familien Wilmowsky und Krupp von Bohlen und Halbach ihre eigenen Wege. Es gab keine Entfremdung; dafür hatten sich die Schwestern zu nahegestanden. Eine allzu lange Trennung konnten sie nicht ertragen, und auch Gustav jammerte seinem Schwager wiederholt etwas vor. Seiner selbst unsicher, ausserdem ohne die Herkunft, die es dem Freiherrn erlaubte, seinen Titel einfach so zu führen, bat der neue Krupp seinen Schwager, Mitglied des Firmenvorstands zu werden. Tilo willigte ein. Er war sogar damit einverstanden, als Gustavs Stellvertreter zu dienen, denn – so erklärte er in Nürnberg – Gustav hatte ihm dargelegt, dass der Vorstand nur eine «Tarnung» vor dem Gesetz sei; die wahren Entscheidungen würden auf Villa Hügel von Bertha und ihm selbst getroffen. Daher spielten also weder der Freiherr noch seine Frau in den Werken eine wesentliche Rolle*. Sie interessierten sich vielmehr für Aussaaten, Ernten, das Leben in Marienthal – das sich im Verlauf der letzten dreihundert Jahre im Stil kaum geändert hatte – und für gelegentliche Reisen³⁰.

Die Sonne der Pax Britannica stand jetzt sehr tief am Himmel. Die Epoche, die in Waterloo ihren Anfang genommen hatte, war nunmehr ins Übergangsstadium getreten, und wenn man zurückblickt, kommt es einem vor, als ob sich die Schlagschatten von Essens hässlichen Schornsteinen scharf abzeichnen. Damals hingegen erkannte man sie noch nicht so deutlich. Den beiden jungen Paaren erschien es, als ob die goldenen Jahre endlos andauern würden, und wenn man die von ihnen aufgenommenen Schnappschüsse, ihre Tagebücher und ihre Briefe durchsieht, spürt man an ihnen ein seltsam satirisches Wesensmerkmal. Das Verhängnis lag schlummernd in der Zukunft, doch sie wussten es nicht; sie verhielten sich so, als ob der Sommer ewig währen würde. Für den überwiegenden Teil der Menschheit war es kein heiteres Zeitalter, aber den ganz Reichen erschien es köstlich, und sie genossen es in vollen Zügen. Selbst Gustav wurde dazu verleitet, seinen Lebensstil der Selbstbeherrschung zu durchbrechen. Er machte sich insgeheim zusammen mit Bertha in ein ruhiges Londoner Hotel davon, wo die beiden Sir Hubert von Herkomer, dem aus Bayern gebürtigen Kunstprofessor in Oxford, der Wagner, Ruskin, Lord Kelvin und die Marquise von Salisbury gemalt hatte, Modell sassen. (Krupp erledigte verstohlen weniger ruhige Geschäfte, doch davon später mehr.) Währenddessen bereisten Barbara und Tilo die Vereinigten Staaten³¹.

Diese vier Monate dauernde Reise der Wilmowskys im Winter 1909/10 bedeutete im Hinblick auf Krupps auswärtigen Ruf einen Höhepunkt. In späteren Jahren mussten sich Familienmitglieder, die den Atlantik überquerten, häufig um Demonstrantengruppen herumdrücken, die Plakate mit der Aufschrift: SCHLÄCHTER! BLUTBEFLECKTE HUNNEN! oder KRUPP – MÖRDER JÜDISCHER BABIES! mit sich führten, aber in jenem Winter war die Atmosphäre noch ungetrübt. Fuhren sie mit dem Zug, wurden sie immer vom Präsidenten der jeweiligen Eisenbahngesellschaft beglei

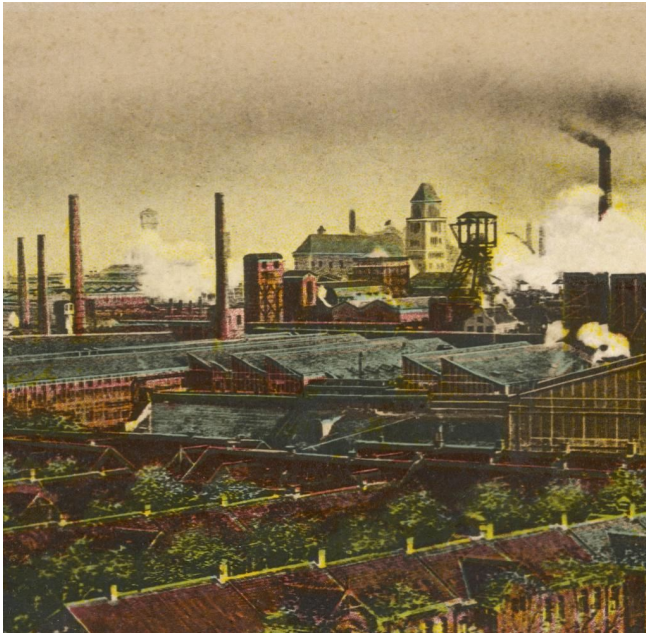
* Bis zum dreissig Jahre später erfolgenden Anschluss Österreichs. Über des Freiherrn seltsame Rolle beim Erwerb des von Berthas Grossonkel Hermann um 1840 gegründeten Bernoderferwerks siehe 15. Kapitel.

tet, und nicht selten erfuhren sie dabei, dass die Räder, auf denen sie rollten, in Essen hergestellt worden waren. Sämtliche Schlagzeilen waren wohlwollend: KRUPPBARONESSE LIEBT IHR HEIM, HÄLT NICHTS VOM FRAUENWAHLRECHT ODER KLUBLEBEN UND SAGT, DASS SIE LIEBER «HAUSHALTET»; EIN EINZIGES FREUDENLACHEN BEIM BESUCH DES ADLIGEN PAARES IN CHICAGO; ADLIGE TOCHTER DES KANONENFABRIKANTEN KRUPP BESUCHT NEW YORK; DIE «REICHSTE FRAU» SIEHT IN BOSTON MODELL EINER WELT, WIE SIE SEIN SOLLTE; AMERIKA GEWINNT KRUPP-ERBIN; BARONESSE BARBARA VON WILMOWSKY ÄUSSERT SICH BEGEISTERT ÜBER USA, BESICHTIGT DIE STAHLWERKE VON GARY³².

Der Ausflug nach Gary war ihr einziger Besuch eines Industriebetriebs; er wurde nur absolviert, um dem deutschen kaiserlichen Beamten einen Gefallen zu tun, der die beiden überallhin begleitete und drängte, nicht die rührigen amerikanischen Schlotbarone zu beleidigen. Was Barbara am meisten zu sehen wünschte, war das Hull-Haus in Chicago. Jane Addams war dort die Gastgeberin der Wilmowskys, und sie und die Professoren des Bryn Mawr College in Pennsylvania hinterliessen bei Barbara und Tilo einen bleibenden Eindruck. Abgesehen von der Meinungsverschiedenheit über das Frauenstimmrecht – die Freifrau erröte leicht und flüsterte, ihrer Meinung nach sei der blosser Gedanke an solch eine Frage «unglaublich» – waren sie in Amerika von allem begeistert. Die eifrigen Reporter wiederum hielten fest, dass auf dem Schreibtisch der Freifrau immer eine eingerahmte Fotografie von Bertha und dem kleinen Alfred stehe, dass Barbara «eine hochgewachsene, schlanke Frau von typisch deutschem Aussehen» sei, und zwar «mit dem rosigen teutonischen Teint, mit blauen Augen, einem ovalen, attraktiven Gesicht und einer Haarfülle, die ganz einfach frisiert ist, um ihre Jugendlichkeit noch zu unterstreichen», und dass der Freiherr, «hager, gross, von militärischem Gebaren und von einer distinguierten Art, über einen sehr schmalen, hellen Schnurrbart strich, während die Baronesse über ihre Beobachtungen in Amerika erzählte». Diese Beobachtungen sind aufschlussreich dafür, wie strahlend für Europas privilegierte Klassen das in der Zukunft liegende Schicksal aussah. Amerika, so sagte die Freifrau zu einer Journalistin aus Chicago, «verkörpert schon jetzt den Zustand, in dem die Welt in naher Zukunft sein wird, wenn sie – infolge der Aufhebung von Zeit und Entfernung dank solcher Genies wie Zeppelin, Wright und Marconi – in ein grosses Ganzes zusammengeschmolzen sein wird, wo man nur noch eine Sprache redet und einem Ideal naheifert: dem der Humanität»³³.

Bevor die Wilmowskys nach New York abreisten, wo sie mit Mr. und Mrs. Thomas Prosser an Bord des nach Hamburg fahrenden Dampfers *Wilhelm II.* zusammentrafen, speisten sie in Washington mit dem Botschafter Seiner Majestät des Kaisers, dem siebenundvierzigjährigen Graf Johann Heinrich von Bernstorff. Nachdem man sich über gemeinsame Freunde unterhalten hatte – die Familie des Botschafters war seit 1733 im diplomatischen Dienst gewesen, und die Wilmowskys und Bernstorffs waren seit drei Generationen befreundet –, erzählte ihnen der Graf Erlebnisse aus seinen Jahren als Erster Sekretär in London und Generalkonsul in Kairo. Und dann erkundigte er sich unter verlegenem Hüsteln nach Krupps neuen Unterseebooten. Ihm sei berichtet worden, dass man in der Germaniawerft U-18 auf Kiel lege, dass gewaltige Torpedos mit

einer Reichweite von fast sechs Kilometern und einer Geschwindigkeit von vierzig Knoten fertiggestellt worden seien und dass man im Reichsmarineamt ernsthaft die Möglichkeiten eines Krieges in Erwägung ziehe, in dem man dann die Handelsschiffe zu Zielscheiben machen würde. Wüssten sie irgendetwas darüber? Beide schüttelten stumm die Köpfe. Sie wussten wirklich nichts, aber das Ganze klang absurd. Dieser Ansicht war auch ihr Gastgeber; seine Jahre in London hatten ihn zu der Überzeugung gebracht, dass England solch eine Ungeheuerlichkeit nicht dulden würde. Er zuckte mit den Schultern. Man höre eben so vieles. Vermutlich sei nichts daran. Jedenfalls sei das nicht sein Problem. Er arbeite hier noch nicht einmal ganz zwei Jahre und erwarte, zumindest bis 1917 in Washington zu bleiben³⁴.



Kapitel 11

Ein wahrer Krupp

Gustav hatte Alfreds Papiere sogar noch sorgfältiger als Fritz studiert – nur seine Söhne sollten ebenso gründlich sein und dabei war er zu der Schlussfolgerung gekommen, dass eines der Geheimnisse des alten Mannes seine Neigung zum Dramatisieren gewesen war. Gustav mangelte es zwar an theatralischen Talenten, doch er konnte zumindest eine Bühne errichten. In Essen stand der hundertste Geburtstag des Grossen Krupp kurz bevor, und der neue Krupp wollte daraus eine grossartige Sache machen. Die kommenden Festlichkeiten wurden als hundertjähriges Jubiläum der Firma verkündet, aber das entsprach nicht den Tatsachen. Berthas glückloser Urgrossvater hatte die Firma Fried. Krupp im Jahr 1811 gegründet. Eine Gedenkfeier hätte also 1911 stattfinden müssen. Gustav war jedoch für 1912, zum Teil aus Bewunderung für Alfred, zum Teil aber auch, weil ihm durch die Verschiebung ein weiteres Jahr geschenkt wurde, um seine Position festigen zu können¹.

Auf dem Papier war seine Position unerschütterlich. Mit Berthas Aktien im Portefeuille stellte er eine Aktionärsversammlung in Form einer einzigen Person dar. Dank dem Kaiser trug er sogar den Familiennamen. Doch auf irgendeine Weise war sein Spitzname aus der Kindheit durchgesickert; hinter seinem Rücken nannte man in Taffy, und sein affektiertes Gehabe stand in krassem Gegensatz zur Bodenständigkeit seiner Schlotbarongenossen Thyssen, Stinnes, Klöckner, Reusch und Kirkdorf. Sein grösstes Handikap bestand darin, dass er niemals sein eigener Herr sein konnte. In einem beliebten Witz von der Ruhr wurde er als Berthas Sprössling hingestellt: «Der Doktor warf einfach das Baby weg und behielt die Plazenta.» Als Schöpfung seiner Frau konnte er aber nicht hoffen, dieses Hindernis zu überwinden. Er musste es eben zu umgehen versuchen².

Dabei war ihm sein aussergewöhnlicher Einsatz von grossem Vorteil. Niemand, der ihn bei der Arbeit beobachtete, ging mit dem Gefühl weg, dass Gustav seinen Beruf etwa als einen Ruheposten ansah. Er machte sich selbst zum Chefspion der Gesellschaft und schnüffelte überall herum, um sicher zu gehen, dass jeder auch tatsächlich das leistete, wofür ihn Krupp bezahlte. Eine seiner zermürbenden Angewohnheiten, die zum raschen Wechsel der Telefonistinnen beitrug, bestand darin, dass er seine Ferngespräche mit der Uhr in der Hand selbst abstoppte und, kaum hatte er den Hörer aufgelegt, aus seinem Zimmer stürzte, um nachzuprüfen, ob die Buchführung in der Telefonzentrale mit seiner eigenen Berechnung übereinstimmte. Am Ende eines jeden Tages verlangte er einen ausführlichen Rechenschaftsbericht von seinem Fahrer, seinem Kammerdiener und von Fräulein Kröne, seiner Sekretärin. Er wollte unter allen Umständen erfahren, wie sie den Tag zugebracht hatten. Auch wünschte er genau zu wissen, wieviel Geld – sein Geld oder ihres, das war egal – sie ausgegeben und was sie dafür gekauft hatten. Bis dahin ging die Unterhaltung und nicht weiter; nie wechselte er ein freundliches Wort mit ihnen, nie sprach er über das Wetter, nicht einmal,

dass er ihnen frohe Weihnachten gewünscht hätte. (Die Sekretärin empfand diese Verhöre als besonders grausam. Sie ist jetzt eine sehr alte, pensionierte Frau, und sie mag darüber einfach nicht sprechen. Wie sie sagt, mache sie allein die Erinnerung daran «zu nervös³».)

Gustav Krupp war es – anders als Alfred Krupp – nicht möglich, mit einer starken Persönlichkeit unmittelbar auf die Firmenangestellten zu wirken. Sie waren inzwischen einfach zu zahlreich geworden. Für die meisten sollte er entrückt bleiben, und deshalb holte er sich Zuckerbrot und Peitsche aus dem Generalregulativ. Die finanziellen Zuwendungen für die Arbeitnehmer stiegen; das gleiche geschah mit den Anforderungen an jene, die sie erhielten. Die dreissigtausend Kruppianer in ihren Siedlungen lebten in den schönsten Arbeiterwohnungen an der Ruhr. Dafür verpflichteten sie sich ausdrücklich, keiner Gewerkschaft oder der SPD beizutreten; ausserdem liessen sie sich von uniformierten Inspektoren beaufsichtigen, die zu jeder Tages- oder Nachtzeit ihre Wohnungen betreten durften, «um zu prüfen, ob die für gute Führung und Lebensweise erlassenen Richtlinien strikt eingehalten» wurden. Ein amerikanischer Reporter besuchte einmal die Stadt und kabelte seinem Verleger einen wohlwollenden Bericht über die «strammen Söhne des Gottes Vulkan». Er verglich den «Luxus» der Krupphäuschen mit den «schmutzigen Wohnungen im Chicagoer Schlachthof». Es sei, so bemerkte er zum Schluss, «lediglich ein Haar in der Suppe ... Die Leute, die für Krupp arbeiten, müssen ihre politische Freiheit opfern ... Praktisch in jeglicher Hinsicht sind die Essener mit Leib und Seele Eigentum der Krupps⁴».

Hätte der neue Krupp das Kabel gelesen, hätte er vermutlich dem Reporter beige-pflichtet. In den Ansprachen an seine Männer drückte er sich allerdings weniger deutlich aus. Wie er später einmal erklärte, habe er ihnen gesagt, dass er sich selbst als «den Treuhänder eines verpflichtenden Erbes» ansehe. Als er zu ihnen kam, habe er bemerkt, dass sie «in der Familie Krupp, die ich jetzt neben meiner Frau verkörpere, nicht nur den Arbeitgeber, sondern auch den führenden Mitarbeiter zu sehen pflegten. Das machte mich zur gleichen Zeit stolz und bescheiden.» Poetisch fügte er hinzu: «Der Setzling, den Alfred Krupp einst gepflanzt und den Friedrich Alfred Krupp sorgfältig gehegt hatte, wobei auch seine Frau nicht vergessen werden darf, nämlich meine Schwiegermutter Margarethe Krupp – dieser Setzling der Loyalität und des gegenseitigen Vertrauens war inzwischen zu einem riesigen Baum angewachsen, dessen Äste und Zweige sich weithin ausbreiteten. Ich trat in ihren schützenden Schatten und erkannte, dass ein Jahrhundert von Kruppscher Tradition bereits reiche Furcht gebracht hatte⁵.»

Einige dieser Äste und Zweige hatten sich so weit ausgebreitet, dass kein Mensch an der Ruhr sie je gesehen hatte. Zwischen 1906, als er designierter Vorsitzender der Firma wurde, und 1909, als er in sämtliche Rechte des Vorsitzenden eintrat, erfuhr Krupp zu seiner Verwunderung, dass der Firma unter anderem ein grosser Teil von Australiens Metallindustrie gehörte, dass sie Schürfrechte an den reichen Monazitsandvorkommen von Travancore in Indien besass und dass sie durch eine französische Scheingesellschaft, die *Société des Mines Nickélifères*, zur Alleininhaberin der aussergewöhnlich guten Nickelminen von Neukaledonien geworden war. Fried. Krupps Finanzreserven hatten durch Kartelle und Gentleman's Agreements in jedem Industrie-

land Verstärkung erfahren. Ohne Berthas Wissen hatte ihr Finanzrat von ihrem Geld eine Million Mark in Aktien britischer Waffenfabriken angelegt – das war es, womit sich Gustav in London beschäftigte, wenn er gerade einmal nicht für sein Porträt Modell sitzen musste –, und Bertha und den Schneiders gehörte soviel von den österreichisch-ungarischen Skoda-Werken wie nur irgendeinem Österreicher⁶.

Allein in Essen war Krupp für eine Gruppe von achtzig rauchumschwängerten Werken verantwortlich. Als Gustav sie zum erstenmal besichtigte, verschlug es ihm die Sprache. Sie verbrauchten mehr Gas als die sie umgebende Stadt, mehr Strom als ganz Berlin, und sie bildeten eine riesige Stadt innerhalb der Stadt, mit eigener Polizei, eigener Feuerwehr und eigenen Verkehrsvorschriften. Aber die kilometerlangen düsteren Werkhallen, die sich von der alten Gussstahlfabrik aus in alle Himmelsrichtungen erstreckten, täuschten über die noch grössere Rolle der Fried. Krupp AG – nämlich die einer Holdinggesellschaft – hinweg. Essen war nur die Spitze eines Eisbergs. In West- und Norddeutschland gehörten zur Muttergesellschaft weitere acht riesige Stahlwerke (allein in Rheinhausen standen sechs Hochöfen und fünfzehn Gebläseöfen), ausserdem die Germaniawerft in Kiel, Giessereien, Kohlenbergwerke, Erzvorkommen, Tongruben und Kalksteinbrüche sogar im weit entfernten Schlesien, schliesslich drei Testgelände bei Meppen, Dülmen und Tangerhütte, die jedem Schiessplatz auf der Welt überlegen waren. Berthas Besitztümer ausserhalb von Essen erzeugten jährlich 2'000'000 Tonnen Kohle, 800'000 Tonnen Koks, 100'000 Tonnen Eisenerz und 800'000 Tonnen Roheisen, und aus Gustavs erstem Jahresbericht geht hervor, dass man auf den Schiessplätzen 48'880 Granaten und 25'131 Gewehrkugeln abgefeuert hatte – mehr als genug für einen ausgewachsenen Balkankrieg. Seine Kollegen im Vorstand redeten nur in Superlativen. Die Firma, so prahlten sie, habe «das grösste Vermögen, die höchste Dividende, den bedeutendsten Konzern, die gefährlichste Kanone» – und man musste ihnen darin recht geben⁷.

Konnte er diese Höchstleistung noch übertreffen? Konnte er dem grauen Gespenst des Grossen Krupp ein Geschenk machen, das des alten Lumpen würdig war? Er konnte – und er tat es. Krupp war gross; also: Krupp musste noch grösser werden. Zunächst einmal brauchte man ein Symbol. Auf Villa Hügel liess es sich zwar ganz leidlich leben, doch eigentlich gut erst, nachdem Gustav sie mit dunklem Holz austäfelte und mit schweren wilhelminischen Möbeln hatte vollstellen lassen. Aber hatte Alfred nicht gesagt, dass seine Arbeit sein Gebet sei? Gustav beschloss, dass das Firmenhauptquartier ebenso eindrucksvoll wie das Schloss zu sein habe. Während der drei Jahre als designierter Vorstandsvorsitzender entwarf und überwachte er den Bau einer «Zitadelle der Schwerkraft». Das Hauptverwaltungsgebäude, wie es heute noch heisst, ist das zweitberühmteste Bauwerk im Kruppreich. Es dürfte ausserdem das hässlichste Bürohaus in ganz Europa sein. Es ist massig und mit gewöhnlichen, zinnenartigen Ornamenten versehen; als Baumaterial wurde ein poröser Stein verwendet, der schnell den Russ aufnahm und deshalb dem Ganzen das Aussehen eines riesigen Schlackenhaufens gab. Aus einem kleinen, mit den drei Ringen verzierten Erkerfenster im ersten Stock kann man die Strasse überblicken. Das war Gustavs Büro. Hätte er hinausgesehen, was er natürlich niemals tat, wäre ihm der verdutzte Ausdruck auf den Gesichtern der eintreffenden Besucher aufgefallen⁸.

Krupp machte es sich in all dieser Scheusslichkeit mit ihrem Kerkergeruch bequem und gab seine Befehle zur Expansion. Drei Schiessplätze genügten nicht; er benötigte einen vierten. Rheinhausen brauchte neue Hochöfen. Beim Studium von Berichten aus dem russisch-japanischen Krieg, dem jüngsten Konflikt zwischen zwei Grossmächten, stiess er darauf, dass man als Schutz gegen Granatfeuer Splittergräben ausgehoben hatte, die mit Stacheldraht abgesichert wurden. Mit erschreckend konsequenter Logik sah er voraus, dass bei jeder zukünftigen bewaffneten Auseinandersetzung ein grosser Bedarf an Stacheldraht herrschen würde. Deshalb erwarb er 1911 Deutschlands grösste Drahtfabrik in Hamm. (Innerhalb eines Jahres gab der Erste Balkankrieg seiner Entscheidung recht.) Industrielle in aller Welt hatten Lizenzen an Rudolf Diesels Patent erworben. Sollte Kiel die mächtigste U-Boot-Armada der Welt bauen, musste Krupp der Welt grösster Hersteller von Dieselmotoren werden, und so geschah es. Rostfreier Stahl war *die* Sache der Zukunft; er drängte darauf, auch dafür ein Patent zu erhalten: 1912 hatte er es in der Tasche. All diese Projekte verlangten ungeheure Kapitalspritzen. Ohne zu zögern forderte er zur Zeichnung einer Anleihe über 50 Millionen Mark auf; ohne zu zögern ging das Publikum darauf ein. «Die höchsten Dividenden» wurden mit jedem Jahr noch höher. Im Jahr 1911 betrug die Tantieme aus Berthas Kapitalanlage zehn Prozent; 1912 waren es bereits zwölf Prozent, und 1913 sollten es vierzehn Prozent sein, was einen deutschen Rekord bedeutete. Das *Jahrbuch der Millionäre* nannte als drittreichste Einzelperson im Reich Baron von Goldschmidt-Rothschild, den Schwiegersohn des letzten männlichen Abkömmlings des Frankfurter Bankhauses in Deutschland. Goldschmidt-Rothschild verfügte über 163 Millionen Mark. Fürst Henckel von Donnersmark stand mit 254 Millionen an zweiter Stelle, und Bertha nahm mit 283 Millionen den ersten Platz ein. Ihr jährliches Einkommen betrug über 24 Millionen Mark. Und die Kapitalanleger sollten sich einer steigenden Börsentendenz erfreuen können; das Waffengeschäft ging immer besser⁹.

Die Jahrhundertfeier von Krupp wurde im Frühsommer 1912 mit der Verteilung von 14 Millionen Mark an die Arbeiter der Firma eingeleitet, und dann begann die Sache verschwenderische Formen anzunehmen. Das Ganze war das deutsche Gegenstück zu Königin Viktorias diamantem Jubiläum im Jahr 1897 – eine Orgie von Geldvergeudung, Chauvinismus, Selbstbeweihräucherung und verschwommener Sentimentalität. Das Jubiläum, so schrieb die *Nation*, wurde «in Deutschland beinahe so gefeiert, als ob die Firma [Krupp] ein Zweig der Regierung wäre, und das trifft ja in gewissem Sinne auch zu». Die Zeitungen widmeten den Verbindungslinien zwischen der Familie und dem Volk Tausende von Spalten. Zeitschriften legten dar, wie der Aufstieg von Krupps Industrie-Imperium unlösbar mit dem des Reichs verketet sei. Leitartikelschreiber erinnerten ihre Leser daran, dass hundert Jahre zuvor, als Alfred gerade geboren wurde, Deutschland das Napoleonische Joch abzuschütteln und die Erregung zu spüren begonnen habe, die dann 1871 in Versailles überschäumte, und wie sich in diesem Jahr auf jedem kleinen Marktplatz der Bürgermeister unter dem Siegerdenkmal des Preussisch-Französischen Krieges aufgestellt habe, um dem Unternehmen seine Reverenz zu erweisen, das nach den Worten eines dieser Schreiber «heute wie schon seit Jahrzehnten der Welt grösster Hersteller von Kriegsmaterial ist»¹⁰.

In Essen dauerten die Feierlichkeiten drei Tage. Wilhelm kam aus Berlin angereist und trug dabei die Uniform des «allerhöchsten Kriegsherrn», wie er sich damals gern nennen liess. In seiner Begleitung befanden sich sämtliche Prinzen von Preussen, ausserdem Kanzler von Bethmann-Hollweg, des Kaisers Kabinettsminister und sämtliche Generale und Admirale des Reiches. Ein heute im Familienarchiv befindliches, bemerkenswertes Ölgemälde zeigt, wie sich alle diese Würdenträger in der neuen marmornen Empfangshalle des Hauptverwaltungsgebäudes versammelt haben. Gustav begrüsst sie gerade. Seine wächserne, kleine Gestalt wird von Palmkübeln fast verdeckt. Zu seiner Rechten befindet sich der Generalstab; zu seiner Linken Tirpitz' blaugoldene Jünger. Allerhöchstder selbe sitzt in einem Stuhl zusammengekauert genau im Mittelpunkt eines prunkenden Teppichs und blickt Gustav an; um ihn herum gruppieren sich drei Damen in den phantastischen Blumenhüten der damaligen Zeit – die Kaiserin, Marga und Bertha –, und hinter ihm sitzen die Mitglieder der Regierung. Sie scheinen in den Tag hinein zu träumen. Wilhelm ist offensichtlich ungeduldig, entweder, weil er Gustavs todlangweilige Rede nicht ertragen kann, oder auch, weil er endlich mit seiner eigenen feurigen Begrüssungsansprache beginnen will¹¹.

Allerhöchstder selbe langweilte selten sein Publikum. Indem er die hurratriotischen Leitartikel anklingen liess, begann er mit der Erinnerung daran, dass die Geburt der Gussstahlfabrik mit dem Beginn der deutschen nationalistischen Bewegung zusammengefallen war, «welche im darauffolgenden Jahr anlässlich der Völkerschlacht bei Leipzig die Nation von ihrem Unterdrücker befreien sollte». Seit damals, führ er fort, «liessen Kruppgeschütze ihren Donner über jenen Schlachtfeldern rollen, auf denen für die deutsche Einheit gefochten und diese auch errungen wurde, und Kruppgeschütze sind auch heute die Kraft des deutschen Heeres und der deutschen Flotte. Die auf den Kruppwerften erbauten Schiffe tragen die deutsche Flagge über alle Meere. Kruppstahl schützt unsere Kriegsschiffe und unsere Festungen.» Fast als eine Randbemerkung fügte er hinzu: «Aber das Kruppwerk hat sich nicht nur in diesem Sinne nützlich gemacht. Es war auch das erste im Reich, das die neuen sozialen Probleme erkannte und diese zu lösen versuchte, womit es zur Sozialgesetzgebung hinführte.» Während Wilhelm seine belegte Stimme erhob, beschwor er seine Zuhörer, den Traditionen des Hauses, der Ehre des Namens Krupp, dem Ruhm der Industrie und dem Wohl des deutschen Vaterlandes treu zu dienen. Dann strich er mit seiner gesunden rechten Hand über die hochgezwickelten Spitzen seines Schnurrbarts und rief aus: «Das Haus und die Firma Krupp: Hurra, hurra, hurra!» Seine Zuhörer sprangen auf und antworteten: «Heil Kaiser und Reich!¹²!»

Nachdem das vorüber war, überreichte man jedem der Anwesenden ein Exemplar des umfangreichen Bandes *Krupp 1812-1912*, in dem die Leistungen des Hauses und der Firma verherrlicht wurden. Der zweite Tag blieb Ausstellungen, Vorführungen, Schaustellungen und Marathonbanketten vorbehalten. All dies fand in einer eigens für diesen Zweck auf der Südseite des Hügels errichteten Halle statt, von der aus man die trägen Fluten der Ruhr überschauen konnte. Gustav und Bertha wichen, sooft es eben ging, von der Seite des Kaisers und verschwanden im Wald. Sie probten an einem historischen Schauspiel. Nach Gustavs Willen sollten die Festlichkeiten des dritten Ta-

ges ihren Höhepunkt in einem Ritterturnier finden; dabei war keine Imitation, sondern ein echter Wettkampf vorgesehen. Das Spektakel trug nach den Schutzpatronen der Artillerie und des Ritterstands den Titel *Hie, Sankt Barbara! Hie, Sankt Georg!* Die Turnierkämpfer sollten echte Lanzen gebrauchen, mit denen sie ihren Gegnern auch Verwundungen beibringen konnten. Einen ganzen Monat lang hatte eine Düsseldorfer Kostümschneiderei in Schichten gearbeitet, um die Teilnehmer auszustaffieren. Krupp selbst hatte sich eine massgeschneiderte schimmernde Rüstung aus Kruppstahl bestellt (keiner seiner Widersacher würde Angriffswaffen führen, die sie zu durchdringen vermochten). Bertha sollte als Dame aus dem Mittelalter verkleidet sein, die leitenden Angestellten als Vasallen und extra ausgesuchte Kruppianer als Leibeigene¹³.

Die damalige Epoche entwickelte nicht besonders viel Kunstsinn, und doch mutete dieses Werk in seiner Geschmacklosigkeit beinahe heroisch an. Ernst Haux las das Szenarium und eilte entsetzt zu Krupp. Turniere seien anachronistisch und hätten nichts mit der Tradition von Krupp zu tun, meinte er, während er seinen eckigen, kurzgeschorenen Kopf mitsamt dem borstigen Bart schüttelte. Deutschlands letztes Turnier, von dem man wisse, sei unter Maximilian I. abgehalten worden, und dieser sei 1519 gestorben, also fast sieben Jahrzehnte vor dem Auftauchen von Arndt Krupp in Essen. Ausserdem hätten die frühen Generationen der Familie nicht das Geringste zu jenem Ruhm beigetragen, den Deutschland jetzt zu feiern gedenke. Die Krieger sässen heute nicht mehr im Sattel und kämpften keineswegs mit Piken, Hellebarden und Degen. Wenn dem noch so wäre, würde die Firma Friedrich Krupp wohl kaum als florierendes Unternehmen dastehen. Gustav schwankte – doch es war schon zu spät; Allerhöchstderselbe hatte bereits von der Vorführung vernommen und hochentzückt Hugenbergs bombastischen Prolog gelesen: «Euer kaiserliches Auge ruht wieder einmal auf uns und folgt stolz dem Siegeslauf unseres Industrieunternehmens ... Zu den Tugenden unseres Volkes, die es zu bewahren gilt, soll es jung und kraftvoll bleiben, gehören auch die alte germanische Tapferkeit und Waffenliebe¹⁴.»

Das passte bestens zur «Teuschtümelei» des Kaisers. Wilhelm zog sich in seine Zimmerflucht zurück und wählte seine prunkvollste Uniform aus, den blitzendsten Helm, das schärfste Schwert und den martialischsten Dolch. Selbst Haux musste eingestehen, dass man unter diesen Umständen das Turnier nicht mehr absetzen konnte, und so versetzte man die Ambulanzen des Kruppkrankenhauses für den Abtransport von Verletzten in Alarmbereitschaft.

Am nächsten Tag betrat Allerhöchstderselbe, bis zu den Zähnen bewaffnet, seine kaiserliche Loge. Bertha sass zwischen ihm und dem Kanzler, die Kaiserin neben Marga. Im zweiten Rang befanden sich Tirpitz, Kriegsminister Josias von Heeringen, Rudolf von Valentini, Chef des Zivilkabinetts, Rheinhold Sydow, Staatssekretär im Reichsfinanzamt, und Klemens Delbrück, ein führender Mann im Reichstag. Das Offizierscorps nahm die übrige Haupttribüne ein. Für die Ausländer, die zu den Kruppkunden zählende Nationen vertraten, waren Sonderplätze reserviert, doch die anderen mussten selbst zusehen, wie sie im Gedränge zurechtkamen, unter ihnen auch die Amerikaner und Australier, die man auf der linken Seite des Turnierplatzes hinter die Begrenzungspfosten gesetzt hatte. Gustavs Textheft für das Schauspiel wurde unter

die Zuschauer verteilt; ein Exemplar davon ruht heute im Familienarchiv und bezeugt den Glauben eines Mannes an sein eigenes Talent. Die ersten Zeilen der Begrüssungsansprache lauten:

Ihre Kaiserliche Hoheit, lang lebe Ihr Reich! Dies ist der Turnierplatz, liebe Bertha, auf dem ich vor Dir und dem Kaiser reiten werde: Ich bitte nun um Deinen Segen, Liebste. (Sie gibt ihm ihr Tuch; er küsst ihre Hand.) Danke!¹⁵

Anschliessend ritt er «mit dem kleinen Knaben» auf und ab. Dieser Knabe war der noch nicht ganz fünfjährige Alfried; er sass auf einem winzigen grauen Pony. Eine damals während einer Kostümprobe gemachte Fotografie zeigt ihn als Page gekleidet; seine Stirn ist von Blättern umkränzt, und sein Gesicht trägt einen gedankenverlorenen Ausdruck. Bertha, die daneben im Damensattel sitzt, betrachtet ihn liebevoll; von ihrem breitrandigen Hut wallen grosse Federn herab. Sie sieht wie eine der Darstellerinnen aus einer Laienaufführung von *Alt-Heidelberg* aus. Gustav blickt über beide hinweg. In voller Rüstung und mit einem Breitschwert sitzt er auf einem mächtigen Hengst. Er macht den Eindruck, als ob er jeden Augenblick herabfallen könnte, sich dessen bewusst ist und deshalb wie versteinert darsitzt.

Er fiel nicht herab, weil er erst gar nicht ritt. Gerade, als ihn eine Mannschaft von Arbeitern hochhieven wollte, traf ein atemloser Bote mit einer Meldung für Herrn von Valentini ein. Seit zwanzig Jahren waren die Betriebsleiter der Bergwerke im Ruhrgebiet von den Ingenieuren angehalten worden, gegen den Kohlenstaub durch regelmässiges Berieseln anzukämpfen. Die Silikose, ein Lungenleiden, für das die Bergleute besondere Anfälligkeit zeigten, war alarmierend verbreitet, und ausserdem wurde die Gefahr schlagender Wetter immer grösser. Jetzt war das Unvermeidliche passiert. Im Schacht Lothringen in der Nähe von Bochum hatte es eine Grubenexplosion gegeben; 110 Kumpel waren dabei umgekommen. Auf der Haupttribüne gab es ein plötzliches Durcheinander. Wilhelms Berater meinten, dass unter diesen Umständen ein heiteres Spiel von S.M. Untertanen missverstanden werden könnte. Allerhöchstderselbe stimmte dem bei. Widerstrebend zog er sich in seine kaiserliche Suite zurück, um seine kriegerische Montur abzulegen. Bertha glitt aus dem Sattel, Schlossermeister schraubten Gustavs Ritterrüstung auf, und der kleine Knabe wurde Marga Brandt, seiner Gouvernante, übergeben¹⁶.

Hätte das Missgeschick der Bergleute nicht das Turnier verdorben, wäre von Alfried zweifellos eine gute Vorstellung zu erwarten gewesen. Sein Reitunterricht war eines Königs würdig; er wurde ihm jeden Tag fünfundvierzig Minuten lang von einem Reitlehrer erteilt, der als Gemeiner eine halbe Pferdelänge hinter seinem Schüler einhertrabte und ehrerbietig rief: «Herr Alfried, Kopf hoch! Herr Alfried, Zehenspitzen nach unten!» Da Berthas zweites Kind wenige Monate nach der Geburt gestorben war, kam dem Knaben damals die ausschliessliche Aufmerksamkeit seines Lehrers zugute. Alfried wäre daher mit seinem Pony wohl besser zurechtgekommen als Gustav mit seinem Hengst. Auch die imponierenden Uniformen auf der Tribüne hätten dem jungen Erben kein Lampenfieber eingejagt. Soweit seine Erinnerung reichte (und noch weiter zurück), hatte man sich seiner besonders angenommen. An der Ruhr scharwenzelte man mehr um ihn herum als um den Kronprinzen. Der Vorstand hatte Gustavs

Memorandum aus Anlass von Alfrieds Geburt mit einem frommen Bulletin beantwortet, in dem im Namen von 50'000 Kruppianern der Hoffnung Ausdruck gegeben wurde, dem zukünftigen Krupp möge «Gottes Segen» zuteil werden. Alfrieds Taufe gestaltete sich zum nationalen Ereignis. Man druckte Programme, reservierte Plätze im Salon im Erdgeschoss und sorgte dafür, dass die «Hügelangehörigen» auf provisorisch errichteten Tribünen Stehplätze erhielten. Alle Würdenträger, die zu Berthas Hochzeit gekommen waren – und die später Gustavs misslungenem Turnier beiwohnen sollten –, waren mit dem als Taufpate des Säuglings erwählten Kaiser zugegen. Anmerkungen im Programm erklärten die Bedeutung eines jeden Namens: Alfried stand für seinen berühmten Urgrossvater, Felix für Margarethes Bruder und Alwyn für Gustavs Bruder. Der Vater des Babies entwarf höchstpersönlich einen Zeitplan für die Zeremonie, der sicherstellte, dass Alfried Felix Alwyn von Bohlen und Halbach – eines Tages *Krupp* von Bohlen und Halbach – genauso pünktlich getauft wurde, wie er geboren worden war. Von da an war jedes bisschen Neuigkeit über das Kind von Wichtigkeit für das ganze Reich. Die Entscheidung, dem Beispiel von Fritz zu folgen und Alfrieds Wappen einen Anker beizufügen, wurde als gutes Omen angesehen: Deutschlands Flotte würde immer mächtiger werden, bis Britannien endlich von den Weltmeeren vertrieben war. Jedesmal, wenn Bertha durch Essen schweifete, waren aller Augen auf das Kind an ihrem Rockschoß gerichtet; die Hausfrauen, die da schauten, waren sich bewusst, dass die Zukunft ihrer eigenen Kinder einst von Alfried abhängen würde¹⁷.

Dank Gustavs Registriersucht ist eine Unzahl von Einzelheiten über die frühen Jahre jenes Knaben bekannt, der einst zum mächtigsten Krupp in der Geschichte werden sollte – zum Idol der deutschen Jugend in einem anderen, unheilvolleren Reich. Des Vaters gewissenhafte Hand notierte, dass Alfried bei der Geburt 56 Zentimeter mass; sein Wachstum wurde an jedem nachfolgenden Geburtstag gemessen, bis es endlich bei seiner Volljährigkeit 1,80 Meter überschritt. Im Alter von zwölf Monaten konnte er stehen. Seine ersten Bücher waren *Gullivers Reisen* und von Karl May *Der Mahdi*, *Im Sudan*, *Der Schut* und *Old Surehand II*. Aber eine Beobachtung von Bertha enthüllt mehr als alle von Gustav festgehaltenen Fakten. Von allen ihren Kindern, so notierte sie, sei Alfried «das ernsteste» gewesen. Das hatte nichts mehr mit Schmeichelei vor der Öffentlichkeit oder mit einer privaten Statistik zu tun. Sein Ernst, seine Gabe der Selbstbeobachtung und die schreckliche Einsamkeit, die seine grösste Stärke und Schwäche zugleich sein sollte, können in seiner Erziehung zurückverfolgt werden. Seine Brüder und Schwestern bekamen später auch etwas von der gleichen Schulung mit, aber sie konnten sich gegenseitig unterstützen, und da keiner von ihnen dazu bestimmt war, den Namen Krupp zu erben, verteilte sich ohne Zweifel die elterliche Beachtung. Alfried hingegen war niemals ganz frei davon. Sobald er alt genug war, um sich in dem grossen Klotz zurechtzufinden, den seine Eltern bewohnten, lernte er, dass das Souterrain für die Dienerschaft da war; die Gesellschaftsräume befanden sich im Erdgeschoss; die Mutter, der Vater und der Kaiser hatten ihre Zimmer im ersten Stock; im zweiten Stock befanden sich Salons und Wohnzimmer; die Kinder, die Kindermädchen und die Gouvernanten wohnten im dritten und die Gäste im vierten Stockwerk. Das hiess nun aber nicht, dass der dritte Stock ein Zufluchtsort für ihn gewesen wäre. Er hatte nirgendwo ein Asyl.

Während seiner Kleinkinderjahre waren die Mädchen und Lakaien angewiesen, Gustav tagtäglich Berichte über Alfrieds Treiben zu liefern. Gemäss einem von seinem Vater festgelegten Plan wurde er von Privatlehrern unterrichtet, und er sprach fliessend Französisch, bevor er überhaupt Deutsch lernte. Das brachte eine Isolierung mit sich, und diese wurde auch durch jede weitere Einflussnahme auf sein Leben bewirkt. Dutzendmal am Tag wurde ihm gesagt, dass er darauf gefasst sein müsse, anders als andere zu sein, dass er niemals auf ein normales Leben hoffen dürfe. Der Grund war immer der gleiche: Verantwortlichkeit. Er müsse einer der Männer mit der grössten Verantwortung auf der Welt werden; das sei seine Pflicht¹⁸.

Die Pflicht, so erklärte Marga Brandt, als das Schaugepränge abgebrochen wurde, fordere von ihm, das Pagenkostüm abzulegen und den leichten Galopp mit seinem Pony vor den Augen von Allerhöchstdemselben zu vergessen. Er dürfe jetzt nicht mit seinem Vater den Turnierplatz auf und ab reiten. Er müsse vielmehr das Staatsgeschirr beiseite räumen und zu seinem Unterricht zurückkehren. Das sei die von ihm geforderte «verantwortliche» Handlung. Ausserdem habe es sich ja nur um ein Spiel gehandelt, tröstete sie ihn; vielleicht würde sich ihm eines Tages die Gelegenheit bieten, dem Reich in einem richtigen Krieg zu dienen.

Der kalte Krieg – damals nannte man ihn den «trockenen Krieg» – war zu einer starren Schablone geworden, um die Gustavs einseitiges Denken kreiste. Abgesehen von rostfreiem Stahl und Versuchen mit Wolframstahl bekundete er wenig Interesse an den Werkzeugen des Friedens. Der internationale Waffenhandel rastete auf einen unsichtbaren Abgrund zu, und Gustav näherte sich ihm rasch gemeinsam mit Schneider, Skoda, Mitsui, Vickers und Armstrong, Rutiloff (in Russland), Terni und Ansaldo (in Italien), Bethlehem Steel und Du Pont (in den USA). Es gab dabei nur ein Unterscheidungsmerkmal: Krupp führte den Haufen an. Und Berlin erwartete von ihm, dass er an der Spitze blieb. Wiederholt stellten konservative Abgeordnete im Reichstag die Frage: «Ist Deutschland der Rüstungstreiber?», und es lag bei Essen, sicherzustellen, dass die Antwort immer ein «Ja» war. So blieb es. Im Mai 1914 fasste Karl Liebknecht, der Führer der sozialdemokratischen Abgeordneten, die Lage folgendermassen zusammen: «Krupp ist der Matador in der internationalen Rüstungsindustrie, er überragt auf jedem Gebiet.» Natürlich bejammerten vereinzelte Stimmen den Wettstreit. Liebknecht verachtete die «blutigen internationalen Händler des Todes». Andrew Carnegie, der die Rüstungsbudgets der Grossmächte unter Beschuss nahm, bekannte, dass er «zutiefst besorgt» sei, und am anderen Ende des politischen Spektrums schrieb Wladimir Iljitsch Lenin, dass Europa zum «Pulverfass» geworden sei¹⁹.

Zwanzig Jahre später, als die grosse Reaktion gegen die Kriegsmoral eingesetzt hatte, wurde es zur intellektuellen Modeerscheinung, den Wettstreit zwischen den grossen Waffenhändlern übermässig zu simplifizieren. Für jeden aggressiven Schritt Frankreichs gab man Schneider die Schuld; kaum entrollte Japan seine Fahne, beschimpfte man Mitsui. In der Praxis aber waren die Rivalitäten viel differenzierter. Abgesehen von Krupp, wurden eigentlich alle grossen Waffenfabriken an den Börsen der Welt geführt, und infolge der wechselseitigen «Kapitalbestäubung», durch den

Austausch von Patenten und durch regelrechte Kartelle kam es oft zu einer Übereinstimmung ihrer Interessen. Des Kaisers Grollen während der marokkanischen Krise im Jahr 1911 wurde oft auf Gustav zurückgeführt, und zwar in der irrigen Annahme, dass sich Frankreich und Deutschland dort um kommerzielle Vorrechte rauften und dass Wilhelm das Kanonenboot *Panther* hingeschickt habe, um die Franzosen einzuschüchtern. Sechs Jahre vorher, als der Kaiser in Tanger gelandet war und eine Politik der offenen Türen forderte, hatten ihn tatsächlich Marga Krupps Direktoren aufgestachelt. Marokko war von ihnen als Müllabladepplatz für veraltete Kanonen benutzt worden, und die Aussicht auf Zollschranken, die natürlich Schneider begünstigen würden, hatte sie in Alarmzustand versetzt. Zur Zeit der Attacke hingegen, die vom Kanonenboot *Panther* vorgetragen wurde, hatte sich die Situation verändert. Die Attraktion, die das Land auf Stahlproduzenten ausübte, war nicht mehr die eines Marktes, sondern die einer Erzquelle. Und während man in der Wilhelmstrasse und am Quai d'Orsay noch überlegte, wer nun an den politischen Fäden ziehen sollte, hatten Krupp und Schneider bereits ihre Schürfrechte gemeinsam mit jenen von Thyssen in einer Scheingesellschaft, der *Union des Mines*, zusammengelegt. Die Firmen waren übereingekommen, des Sultans Eisenerz dreifach aufzuteilen. Das allerletzte, was sie sich in diesem Augenblick wünschten, war eine französischdeutsche Kraftprobe auf diplomatischem Gebiet. Dazu kam es dann doch, weil man Reinhard Mannesmann, einen Eisenerzeuger aus Remscheid, von der Übereinkunft ausgeschlossen hatte. Mannesmann hatte den Marokkanern für Schürfrechte eine beträchtliche finanzielle Unterstützung geleistet. Sollte nun das Land französisches Protektorat werden, würde er alles verlieren. Er konnte mehrere Reichstagsabgeordnete davon überzeugen, dass er hereingelegt worden sei, und der flaggenschwenkende Alldeutsche Verband tat das übrige dazu. Das Kanonenboot stach in See, England hielt zu Frankreich, Wilhelms Geste war ein Schlag in die Luft. Marokko wurde französisch, und Schneider, der keine Verbündeten mehr brauchte, kündigte das Kartell auf. Alle drei Deutschen – Krupp, Thyssen und Mannesmann – mussten sich in den Schmollwinkel verkriechen²⁰.

Solche verwickelten Schachzüge waren indes selten. In den meisten rückständigen Ländern konnten die Verkäufer mit ihrer altbewährten Taktik der Täuschung und Erpressung auch weiterhin verblüffende Erfolge verbuchen. Einer der grössten Siege in der Geschichte der Betrugsmanöver war es, als Krupp den Händen von Schneider einen brasilianischen Kontrakt entwand. Anfangs schienen die Deutschen hoffnungslos im Hintertreffen zu sein. Ihre Konkurrenten hatten ein weitaus besseres Geschütz, das französische 75 er, und die Leute von Krupp wussten das. Als man in Rio den Termin für das erste Probeschiessen festsetzte, waren die Schnellfeuergeschütze aus Essen noch nicht einmal eingetroffen. Die 75-mm-Geschütze dagegen hatte man landeinwärts in einem schwerbewachten Lagerhaus untergestellt. Am Morgen der Vorführung erhielt der Vertreter von Schneider eine hysterische Botschaft von seinem Wächter. Die Geschützrohre seien nicht zu gebrauchen, und man habe das Lagerhaus niedergebrannt. Mob habe es umzingelt und Fackeln auf das Dach geschleudert. Die Musterbatterie sei zerstört. Ungestüme Kabel nach Le Creusot bewirkten zwar eine zweite Lieferung, doch als das Schiff den brasilianischen Hafen erreichte, von wo aus die Ge-

schütze auf Flussdampfern weitertransportiert werden sollten, schien inzwischen Geld die Hände gewechselt zu haben: Die einheimischen Kapitäne verweigerten den Transport mit der Begründung, dass die 75-mm-Granaten explosiv und deshalb gefährlich seien. Am nächsten Tag berichtete eine Zeitung aus Rio in riesigen Lettern, dass Truppen aus Peru in den brasilianischen Bundesstaat Amazonas eingedrungen seien. Der Sonderkorrespondent der Zeitung – er trug seltsamerweise den für Südamerika ungewöhnlichen Namen Hauptmann von Restsoff – enthüllte, dass Peru mit Schneidergeschützen ausgerüstet sei. Rio müsse sich, so warnte er, sofort eine moderne Bewaffnung anschaffen. In jener Nacht kam es infolge feindseliger Demonstrationen vor der französischen Botschaft zu keiner vernünftigen Aussprache, und am nächsten Tag traf von der Ruhr die Nachricht ein, dass ein ganzer Artilleriepark von Krupp bereits per Schiff unterwegs sei. Diesen kaufte man unbesehen. Als die Geschütze an Land gebracht wurden, spielte eine Kapelle «Deutschland, Deutschland über alles», von Restsoff kreuzte auf, und die Leute von Schneider machten sich wutschnaubend aus dem Staub²¹.

Wie jedes andere Mitglied des europäischen Establishments machte sich auch Gustav seine Sorgen über die Balkanländer, wenn auch nur aus einem einzigen Grund. Die anderen wurden durch den dort immer heftiger werdenden Hader aufgeschreckt. Krupp störte das nicht. So eine richtige Rauferei war für ihn ein Vergnügen. Doch ihn ärgerte die Richtung, in die die Dinge liefen. Wenn auch jede der Armeen gemischtes Kriegsgeschütz aus Sheffield, Le Creusot und Essen mit sich führte, so hatte man die Einflusssphären für schwere Artillerie doch scharf abgegrenzt. Die griechischen und bulgarischen Geschütze zum Beispiel stammten von Schneider. Die Artillerie des Osmanenreiches hingegen war von Krupp geschmiedet worden, und die dummen Türken verloren dauernd. Im Herbst 1912 zerstörten sie vollends das glänzende Image, das bei Sedan geschaffen worden war. Die Truppen des Sultans räumten vor den Griechen, Bulgaren und Serben das Feld und wurden bei Kirk Kilisse, Kumanovo, Lüle Burgas und Monastir regelrecht verprügelt. Das alles brachte Gustav aus der Fassung, und er war riesig erleichtert, als sich bei Ausbruch des Zweiten Balkenkriegs Rumänien auf Seiten der Türkei befand. Die Rumänen waren harte Kämpfer und ausserdem Kruppkunden, und als sie die Bulgaren vertrieben, herrschte im Hauptverwaltungsgebäude grosser Jubel. Jedesmal, wenn eine Kruppgranate ihr Ziel traf, sorgte man in Essen dafür, dass es die Welt erfuhr. Das glich fatal dem Brauch, jeden Deutschen, der einen Weltrekord brach, einen Preis gewann oder in anderen Ländern Aufsehen erregte, in Berlin zu feiern²².

Allmählich kamen die anderen Europäer darauf, die Stärke des teutonischen Stammesbewusstseins abzuwägen und daraus zu schliessen, dass die leichten Siege von 1870 Berlin zu Kopf gestiegen waren. Je mehr die neue deutsche Generation über diese Schlachten nachdachte, umso stärker war sie davon überzeugt, dass deutsches Blut überlegen sei, dass deutsche Soldaten unüberwindbar seien, und sollte sich irgendein Widersacher als störrisch erweisen, so wollte man die Triumphe der Väter wiederholen. Diese Kampfeslust, die sich am besten im Souverän verkörperte, hatte auf die benachbarten Hauptstädte eine tiefe Wirkung auszuüben begonnen. Keiner war dagegen immun. England war das besonnenste Land; dennoch gelangten die Engländer im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts zu der Überzeugung, dass man gegen die Deut-

schen würde kämpfen müssen. 1908 erklärte ein britischer Aristokrat: «Die jetzige Gefahr besteht darin, dass uns ein Konkurrent gegenübersteht, wie wir ihn an gewaltiger Grösse, Verstandeskraft und Ausbildungsstand noch nie gehabt haben.» In London gingen Männer mit Pickelhauben durch die Strassen, um für einen Roman über die deutsche Invasion Reklame zu machen, und ein Theaterstück über das gleiche Thema wurde eineinhalb Jahre lang aufgeführt²³.

Aussenstehende hielten das Reich für unerschütterlich, den Kaiser für arrogant, seine Offiziere für angriffslustig, und Essens Funktion schien allein darin zu bestehen, Deutschlands Waffenarsenal zu sein. Da Krupps Sonderstellung im eigenen Land für die Firma wesentlich war, tat man nichts, um diesen Eindruck zu korrigieren. Und dennoch entsprach er nicht den Tatsachen. 1911 hatte die alte Gussstahlfabrik ihre fünfzigtausendste Kanone verkauft. Mehr als die Hälfte von ihnen waren über die Grenzen des Vaterlands an andere Nationen gegangen – zweiundfünfzig Regierungen in Europa, Südamerika, Asien und Afrika gehörten zur Kundschaft. War eine Identifizierung mit dem Vaterland nützlich, wurde sie von der Firma natürlich gefördert; so lieferten die Vertreter von Krupp bereits im Jahr 1903 militärische Geheimberichte an die jeweils nächstgelegene deutsche Botschaft. Als Gegenleistung erwarteten sie selbstverständlich gewisse Begünstigungen. So wurde Botschafter Maximilian von Brandt aus Peking abberufen, weil er Fehler an dorthin gelieferten Kruppschützen bemängelte, und der Vertreter von Krupp in Konstantinopel wurde in einer stattlichen Villa neben Wilhelms Botschaft untergebracht. Doch die Firma war ja in der Tat eine internationale Institution. Die Verkäufer – oder, wie sie Gustav zu nennen pflegte: die Bevollmächtigten der Firma Krupp – waren für gewöhnlich Staatsbürger der Regierungen, mit denen sie verhandelten, und beinahe in jedem Fall Männer mit aussergewöhnlichen Beziehungen. Der Bevollmächtigte in Wien war ein Freund der Rothschilds, in New York sass ein Verwandter von J.P. Morgan, in Kopenhagen der zukünftige dänische Kriegsminister, in Brüssel der Schwager des belgischen Kriegsministers, in Peking ein Neffe des amtierenden Staatschefs Yüan Shi-k'ai und in Rom schliesslich Mario Cresta, Präsident der Handelskammer, der sich während des aus der zweiten marokkanischen Krise hervorgegangenen Kriegs in Tripolis in einer äusserst misslichen Situation befand. Italien, das sich seinen Anteil von Nordafrika zu schnappen gedachte, ehe die Franzosen alles an sich gerissen hatten, landete eine Streitmacht, um Tripolis zu annektieren. Die Türken unter Führung von Enver Bey schlugen zurück. Signore Cresta richtete gerade eine leidenschaftliche Botschaft an eine patriotische Versammlung, in der er Roms neue Legionen antrieb, genauso zu kämpfen wie diejenigen Caesars. In diesem Augenblick traf die Nachricht ein, dass eine der neuen Legionen gerade von fünfzig Kruppschützen niedergemacht worden sei²⁴.

Doch das waren Risiken, welche die Bevollmächtigten auf sich nahmen – übrigens nicht nur sie allein, sondern auch der Chef der Firma in eigener Person. Geradeso wie seine Arbeiter die Kandidaten der SPD wählten und doch zähneknirschend Krupp treu blieben, brachte es Gustav fertig, seinem Land und dem Vorteil seiner Frau zugleich zu dienen. In einem Brief an von Valentini schrieb er: «Weder die Firma Krupp noch ihr Inhaber müssen sich in den Vordergrund der politischen Kämpfe schieben lassen.» Das war leeres Gerede. Wenn man mit zweiundfünfzig ausländischen Regierungen Ge-

schäfte machte und an sein eigenes Land 24'000 Feldgeschütze verkaufte, war man offensichtlich so tief in die Politik verstrickt, wie es ein Laie nur sein konnte. Doch Gustav wollte sich eben genauso wie Alfred die Tür nach beiden Richtungen hin offenhalten, und nachdem er sich zu der Überzeugung durchgerungen hatte, dass kein Konflikt zwischen seiner Geschäftemacherei und seinem Patriotismus entstehen könne, fuhr er mit der Abwicklung einer Reihe von Transaktionen fort, die ganz deutlich Deutschlands Sicherheit beeinträchtigten. Die Weitergabe der geheimen Unterlagen über Aufschlagzünder an Vickers fiel ja nicht unter seine Verantwortung. Die letzte Verlängerung jenes Vertrags war 1904, also zwei Jahre vor seinem Eintritt in den Vorstand, unterzeichnet worden. Auch ein Lizenzabkommen mit der US-Armee über den gegabelten Lafettenschwanz für Feldgeschütze konnte man ihm nicht zur Last legen, obwohl schliesslich Amerikas Beweglichkeit bei Saint-Mihiel und in den Argonnen dank der Ausnützung des Patents erhöht wurde, was den Truppen des Kaisers das Nachsehen gab. Krupp hätte sich ebensowenig wie Graf Bernstorff in Washington je träumen lassen, dass Washington und Berlin noch vor dem zehnten Geburtstag des kleinen Alfried in einen Krieg verwickelt sein würden. Gustav hatte jedoch allen Grund dazu, auf Sankt Petersburg achtzugeben. Seit 1907 waren Russland, Frankreich und England durch die Tripelentente vereint. Die Widersacher der Entente waren die Mächte des Dreibunds: Österreich, Italien und Deutschland. Trotzdem liess Krupp in seinem uneingeschränkten Bemühen, Konkurrenten auszustechen und *der* Seelenwärmer für die durch japanische Siege beeinträchtigte Kampfmoral des Zaren zu werden, keine Hand ungeschmiert. Jedes Rohr, das er ostwärts lieferte, verstärkte die furchterregende Einkreisung des Reichs, und doch schickte er alles, was die Russen nur immer nehmen wollten. Und er gab ihnen wirklich den Gegenwert für ihre Rubel: Als Hindenburgs Truppen im Jahr 1914 die Festungen des grossen polnischen Dreiecks überrannten, fanden sie diese mit den neuesten Haubitzen von Krupp bestückt²⁵.

Bereits lange vor dieser Zeit hatte Gustav seine Absicht demonstriert, seine doppelten Verpflichtungen in all ihrer logischen Unvereinbarkeit beizubehalten und ausserdem nicht zuzulassen, dass die internationalen Beziehungen des Reichs sein Geschäft lähmten. Manchmal schien er den Unwillen der Militärs geradezu heraufbeschwören zu wollen. 1906 begann Graf Zeppelin in Friedrichshafen mit dem Bau von lenkbaren Luftschiffen für das Reich. Drei Jahre später elektrisierte Krupp die Internationale Luftfahrtmesse in Frankfurt mit einer Ausstellung von «Anti-Zeppelin»-Geschützen, die dann auch von den drei Mächten, die sie am dringendsten benötigten, wie wild gekauft wurden, nämlich von Frankreich, England und Russland.

Im gleichen Jahr vermeldete Reginald McKenna, Erster Lord der Admiralität, dem Unterhaus eine noch grössere Sensation. Das Wettrennen zwischen Deutschland und England um die Dreadnoughts stand damals im vierten Jahr, und McKenna unterrichtete das Parlament, dass die Werften von Krupp in Kiel dazu bereit seien, England pro Jahr acht Schlachtschiffe zu liefern. Das Geschäft kam nicht zustande. Es war einfach ein zu starkes Stück – Tirpitz, Vickers und Armstrong zogen hier einmal am gleichen Strang – , doch Krupp behielt auch weiterhin zwei verschiedene Preise für Schiffspanzerungen bei: Berlin berechnete er dafür fast doppelt soviel wie Washington. Karl Liebknecht las

die Zahlen im Reichstag vor, Tirpitz gab zu, dass sie stimmten, des Kaisers Augenbraue hob sich, und er befragte Rötger, das rangälteste Vorstandsmitglied von Krupp, warum dem so sei. Die einzige Antwort, die er erhielt, war die, dass Gustav und seine Direktoren nur als die Testamentsvollstrecker von Fritz Krupp handelten. Das war eine frostige Erwiderung, gegen die es keine Berufung gab²⁶.

Was Krupp im Jahr 1912 anstellte, hätte jeder anderen Firma in jedem anderen Land das Genick gebrochen. Unwiderlegbare Beweise kamen ans Tageslicht, die erhärteten, dass Essener Dunkelmänner aus den Aktenordnern des Kriegsministeriums über tausend Dokumente entwendet hatten. Man erwischte mehrere Junker, an deren Schnurrbärten noch Honig aus dem Hause Krupp klebte. Zur gleichen Zeit wurde offenbar, dass es Krupp-geld gewesen war, welches zu antideutschen Angriffen in der französischen Presse angestachelt hatte, um Berlin aufzuschrecken und das Geschäft daheim wieder anzukurbeln. Ernst Haux erfuhr als erster der Direktoren im Hauptverwaltungsgebäude, dass irgendetwas schiefging. «Eines Morgens – es war Mitte September – kam Assessor Mühlön in grosser Aufregung in mein Zimmer», beginnt sein Bericht, «und berichtete, dass drüben bei Eccius, dem kaufmännischen Dezernenten für Kriegsmaterial, die Kriminalpolizei und ein Untersuchungsrichter aus Berlin seien, um nach den Geheimberichten unserer Berliner Vertretung zu fahnden. Sie hätten es vor allem auf die sogenannten ‚Kornwalzer‘ – das war das Codewort für vertrauliche Berichte – des Sekretärs abgesehen. Hauptmann Dreger, unser Berliner Vertreter, und eben dieser Brandt seien in Haft genommen worden. Dreger wurde übrigens bald wieder entlassen²⁷.»

Brandt und Kruppdirektor Eccius jedoch blieben in Untersuchungshaft, und das Gerichtsverfahren gegen sie wurde zum Höhepunkt dessen, was für Haux «der Krupp-Prozess 1912/13» war, für die SPD die «Kornwalzer-Affäre» und für die Öffentlichkeit ganz einfach «der Skandal». Unter jeder dieser Bezeichnungen duftete die Sache stark. Der erste Anhauch erreichte Liebknecht, vermutlich deshalb, weil seine feindliche Haltung gegenüber der Achse Berlin-Hügel allgemein bekannt war. In einem einfachen Briefumschlag ohne Absenderangabe erhielt er siebzehn Zettel, die alle die Bezeichnung «Kornwalzer» trugen und höchst vertrauliche Informationen enthielten. Der Absender wurde nie gefunden, und Liebknecht gab die Zettel an Kriegsminister von Heeringens weiter. Auf Anordnung des Ministers begann die Polizei damit, die Ein- und Ausgangspost des Hauses Voss-Strasse Nr. 19, des Büros der Firma Krupp in Berlin, zu überprüfen. Man fand heraus, dass Brandt planmässig grosse Beträge an Männer in Uniform auszahlte; acht Marineoffiziere hatten 50'000 Mark und ein Offizier der Heeresartillerie 13'000 Mark erhalten. Die dafür empfangenen Informationen waren unbezahlbar; sie enthielten genaue Angaben über jede deutsche Waffe, im Entwurf befindliche Projekte, Kriegspläne und Korrespondenz mit anderen – und über andere – Waffenfirmen. Mit alledem konnte Krupp die Schlüsselfiguren unter den Militärs manipulieren. Jeder Schritt, den ein General oder Admiral unternahm, war im Voraus bekannt. Man konnte etwa eine gewinnbringende Kriegspsychose hervorrufen, indem man in Paris einfach einige ausgewählte Tatsachen durchsickern liess, was ja dann auch tatsächlich geschah. Auf von Heeringens Befehl hin hob die Polizei gleichzeitig Bestecher und Bestochene aus und machte Razzia im Haus Nr. 19 der Voss-Strasse. Dort erfuhr man dann

auch, dass im Essener Safe eines pensionierten leitenden Angestellten von Krupp siebenhundert gestohlene Dokumente lagerten²⁸.

Die Behörden hatten alles – die Dokumente, die Geständnisse, die Empfangsbestätigungen der Bestochenen –, und sieben Monate lang taten sie nichts. Man kann unmöglich sagen, wer nun an welchem Hebel sass, aber zweifellos war irgendjemand hinter den Kulissen tätig. Kein Wort erschien in der Presse, und alle Untersuchungsgefangenen einschliesslich Brandt wurden auf freien Fuss gesetzt. Das war zuviel für Liebknecht. Am 18. April 1913 erhob sich der Sozialdemokrat im Reichstag. Er gestand trocken ein, dass es wohl unmöglich sei, ohne eine Anspielung auf Krupp alle jene patriotischen und Deutschland preisenden Hymnen zu singen, die in Kriegervereinen, Jung-Deutschland-Vereinen und anderen derartigen militärischen Verbänden gebräuchlich seien. Der Zusammenbruch des guten Namens Krupp würde dem deutschen «Patentpatriotismus» ohne Frage einen schweren Schlag versetzen. Das sei jedoch eine unbestreitbare Tatsache: «Die berühmte, gefeierte Firma nutzt ihre Geldmacht systematisch dazu aus, um höhere und niedere preussische Beamte zum Verrat militärischer Geheimnisse zu verleiten.» Liebknecht hielt es für richtig, den Reichstag davon zu unterrichten, dass die Firma unter der Beschuldigung stehe, «Kenntnis von geheimen Schriftstücken zu erhalten, deren Inhalt die Firma interessiert. Was sie interessiert, sind besonders Absichten der Behörden, Angaben über Konstruktionen der Behörden sowie der Konkurrenz, Ergebnisse von Versuchen, über Preise, welche andere Werke fordern oder die ihnen bewilligt sind.» Liebknecht setzte sich, während unter den Abgeordneten Bestürzung herrschte.

Von Heeringen verstärkte noch die allgemeine Verwirrung durch das Eingeständnis, dass Liebknechts Schilderung der Methoden von Krupp richtig sei; ausserdem wolle er sein eigenes «uneingeschränktes Missfallen über ein derartiges Vorgehen» zum Ausdruck bringen. Er fügte hinzu, es sei «noch in keiner Weise festgestellt», dass die Essener Direktoren mit der Sache etwas zu tun gehabt hätten. Gewiss ist kein Anzeichen vorhanden, dass Gustav um die schmutzigen Details wusste – immerhin muss er davon eine dunkle Ahnung gehabt «haben, denn alle Geldzuwendungen über 10'000 Mark bedurften seiner Zustimmung –, doch die Vermutung, dass der gesamte Vorstand hintergangen worden sei, war einfach zuviel. Die Öffentlichkeit schluckte das nicht – übrigens auch nicht die Direktoren. So forderte einer von ihnen ihren SPD-Ankläger zum Duell, und Alfred Hugenberg stimmte den Grundton für die Verteidigung an, als er in einer Pressekonferenz verkündete: «Es gibt keinen Fall Krupp, sondern nur einen Fall Liebknecht!»

Dann schaltete sich der Kaiser in die Auseinandersetzung ein. Zehn Jahre zuvor hatte er seinen Namen für die Heterosexualität von Fritz Krupp aufs Spiel gesetzt, und jetzt liess er wissen, dass er Gustav zu decken beabsichtige. Unter dem hochexplosiven Granatenhagel von Beschuldigungen und Ablehnungen, der über Berlin niederging, zitierte er Krupp zu sich ins Schloss und heftete den preussischen Roten-Adler-Orden Zweiter Klasse mit Eichenlaub an dessen Brust²⁹.

Aber es gab jetzt natürlich keine Möglichkeit mehr, den Skandal zu unterdrücken. Von Heeringen hatte abgedankt, und die konservative Berliner Presse – die *Germania*,

das *Tageblatt*, die *Vossische Zeitung* und Bismarcks altes Sprachrohr, die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* – hatte sich mit ihrer Forderung nach Sündenböcken dem *Vorwärts* zugesellt. Allerhöchstder selbe stakte herum und murmelte vor sich hin: «Diese Eulen, diese Schafsköpfe». Vor noch nicht ganz zwei Jahren hatte er verkündet, dass seine Kaiserkrone allein durch Gottes Gnade und nicht durch Parlamente, Volksversammlungen und Volksentscheid gewährt worden sei: «Da ich mich als Werkzeug des Herrn betrachte, gehe ich meinen eigenen Weg.» Es wäre für den Kaiser jetzt absurd gewesen, den einen Weg zu gehen, während das übrige Reich den anderen Weg ging, und ausserdem fand er die patriotische Hingabe der Sozialdemokraten unausstehlich. (In letzterem Punkt muss man Wilhelm Mitgefühl zollen: Die SPD sorgte sich nicht im Geringsten um die Unverletzlichkeit militärischer Geheimnisse; sie hatte ganz einfach einen guten Knüttel gefunden, den sie jetzt schwang.) Wilhelm kehrte deshalb der ganzen Angelegenheit den Rücken und liess die Gerichte mit den erneut eingesperrten Verdächtigen nach bestem Wissen und Gewissen verfahren.

Im Gerichtssaal hielt die Erregung unvermindert an. Hugenberg trat in den Zeugenstand und erklärte, dass er keine Sitzungsprotokolle des Kruppvorstands vorlegen könne, da nie welche angefertigt worden seien. Die im Gerichtssaal Anwesenden, die Gustav kannten, lachten laut heraus. Schliesslich brachte der Richter den Tatbestand ans Licht, dass Brandt über einen Zeitraum von sechseinhalb Jahren 1'500 Papiere gestohlen hatte, von denen dann auch die Hälfte als Beweisstücke zur Strafverfolgung vorgelegt wurde. Ende Oktober 1913, also ein Jahr, nachdem der Bücherrevisor in Haux' Büro hereingepplatzt war, wurden die Urteile verkündet. Alle Offiziere, die Bestechungsgelder angenommen hatten, wurden unehrenhaft entlassen und für sechs Monate eingesperrt. Brandt wanderte für vier Monate ins Gefängnis; Eccius, der Direktor, wurde zur Zahlung von 1'200 Mark verurteilt. Zwar schenkte ihnen niemand viel Beachtung, doch die bekümmertsten und zugleich ironischsten Worte während der ganzen Affäre waren von v. Heeringen in seiner Abschiedsrede als Kabinettsmitglied zu hören. Das Protokoll des Reichstags verlautete darüber:

... Es stimmt nicht, dass ich die Privatindustrie begünstige. Doch wir sind von ihr abhängig. In Krisenzeiten müssen wir grosse Mengen Material direkt zur Hand haben. Das kann aber nicht in einem Staatsbetrieb sichergestellt werden. Andererseits können wir den Privatfirmen jedoch nicht genügend Aufträge geben, um sie in Friedenszeiten über Wasser zu halten. Folglich sind sie auf Bestellungen des Auslands angewiesen. Wer zieht daraus den Vorteil? Ohne Frage jene Schicht, die sie unterstützen! (*Lautes Gelächter.*)

Erstaunlicherweise hatte der dreizehn Monate andauernde Tumult Krupp nichts angetan. Hätten die Generale Berthas Prinzgemahl kreuzigen wollen, hätte sich die Kornwalzer-Affäre als standfestes Kreuz erwiesen. Doch das wäre das letzte gewesen, was sie im Schilde führten. Der Gerichtshof rührte Gustav nicht an, weil ihn die Oberste Heeresleitung für ihre Operationen im Westen brauchte, nämlich für einen raschen Vorstoss über die lieblichen Erhebungen und Ebenen in der nordwestlichen Ecke der europäischen Halbinsel – in jenem friedlichen Landstrich also, der nach Telford Tay-

lors Ausspruch «Zeuge von Ebbe und Flut militärischer Macht in Europa» gewesen war. Hier hatte Marlborough bei Ramillies und Oudenaarde die Streitkräfte von Ludwig XIV. geschlagen, von hier aus war der erste Napoleon nach Waterloo und der dritte nach Sedan gelangt, und hier setzte schliesslich der Generalstab zum Losschlagen an, als der Tag der Abrechnung mit den Enkeln jener Männer gekommen war, die man 1870 besiegt hatte³⁰.

Graf Schlieffen, Urheber des «grossen Plans», wie ihn das Offizierscorps ein Jahrzehnt vor seiner Ausführung taufte, führte ihn niemals aus. Er war in Wirklichkeit kein Mann der Tat. Nach Meinung der wenigen Auserwählten, die die enganliegenden blauen Uniformröcke und die blitzenden Knöpfe des Generalstabs trugen und in dem Gebäude am Berliner Königsplatz, wo die Stabschefs untergebracht waren, ein und aus gingen, fehlte ihrem obersten Chef besonders das, was sie stolz die «stramme Zucht» nannten: die Stocksteifheit der preussischen Militärs mit ihren eckigen Schultern, verächtlichen Lippen und fischkalten Augen. Schlieffen war völlig anders als Major Erich Ludendorff, sein kugelköpfiger halsloser Adjutant, der selbst im Augenblick des Geschlechtsakts sein Monokel getragen haben soll.

Schlieffen war Preussens grosser Philosoph des Krieges. Die Kinder Ludendorffs flüsterten sich untereinander zu: «Vater sieht wie ein Gletscher aus!» Schlieffen jedoch war ausgemergelt, verschroben. 1854, als er zu dem Zweiten Garde-Ulanenregiment gekommen war, hatte man ihm den Spitznamen «verrückter Schlieffen» verliehen. Er rettete seine Karriere, indem er seine reizende Cousine heiratete und sich als Stabsoffizier auszeichnete, zunächst vor Königgrätz bei den preussischen Ulanen unter Prinz Albrecht, und dann, im Jahr 1870, an der Loire unter dem Grossherzog von Mecklenburg-Schwerin. 1884 wurde er Chef des Grossen Generalstabs. Mittlerweile gab es schon einen «grossen Plan», und Schlieffen vollendete ihn im Jahr 1905, am Vorabend seiner Pensionierung.

Den preussisch-deutschen Generalstabsoffizieren brachte Schlieffen bei, dass sie eine «Schwingtür» schaffen müssten, das heisst, eine nördliche und eine südliche Kampfgruppe sollten um einen zentralen Angelpunkt schwingen und so die Franzosen zerschlagen. Der Operationsplan enthielt einige Grundvoraussetzungen, unter denen die Invasion des neutralen Belgien und die Schaffung eines starken rechten Flügels bemerkenswert waren. Die letzten Worte des Feldmarschalls auf seinem Sterbelager im Jahr 1913 lauteten: «Macht mir den rechten Flügel stark.» Inzwischen war infolge des munteren Wachstums der Essener Waffenschmiede der geheiligte Plan in zwei Punkten geändert worden. Der erste Punkt schwächte ihn ab. Eine allzu starke Stosskraft des rechten Flügels würde einen leicht verwundbaren linken Flügel zur Folge haben. Die Schwingtür würde sich vielleicht nach der falschen Seite hin öffnen. Wie Ludendorff nachträglich in *Kriegsführung und Politik* darlegte, sei «eine technische Änderung» notwendig gewesen. Und Hermann von Kuhl betonte ganz offen: «Auf keinen Fall darf es dem Feind erlaubt sein, bis zum Rhein zu gelangen; dann wäre nämlich unsere ... Industrieregion aufs Äusserste gefährdet³¹.»

Die zweite Änderung schaffte einen grundsätzlichen Fehler des Plans ab. Es war der Mühe wert, die Ruhr zu schützen, denn ohne Krupps Beitrag konnte die Invasion durchaus ins Wanken geraten. «Beim Einmarsch in Frankreich», so hatte Schlieffen gesagt, «soll der letzte Mann auf dem rechten Flügel den Kanal mit seinem Ärmel be-

rühren.» Das setzte voraus, dass die Deutschen den Kanal erreichen würden. Man nahm das als beinahe selbstverständlich an, trotz der Tatsache, dass die mächtigste Festung Europas den Zugang nach Belgien versperrte, nämlich die befestigte Stadt Lüttich. Lüttich, das auf einer beherrschenden Höhe über der breiten Maas liegt, war um 1880 durch einen 45 Kilometer langen Kreis von Forts bewehrt worden, die von Gräben geschützt, durch ein Netz von unterirdischen Gängen verbunden und mit 210-Millimeter-Geschützen ausgerüstet wurden, welche in unverwundbaren Türmen verschwanden, wenn sie nicht gerade feuerten. Nach den Worten von Barbara Tuchman hatte «Port Arthur zehn Jahre vorher einer neunmonatigen Belagerung ohne Kapitulation widerstanden. Alle Welt erwartete von Lüttich, dass es ganz bestimmt den Rekord von Port Arthur einstellen, wenn nicht sogar unbegrenzt aushalten würde.» Die Deutschen hatten der Bastion eine extra Maasarmee zugeteilt, sechs Elitecorps, die mit einer Geheimwaffe ausgerüstet waren, welche genausoviel Überraschung und Schrecken auslösen sollte wie die ersten Atomwaffen drei Jahrzehnte später. Es handelte sich um eine kurze und dicke Haubitze von Krupp, die stärker als irgendeine andere Kanone auf der Welt war, eingeschlossen die 12-Zoll-Geschütze auf Englands neuen Dreadnoughts. Es war die «Dicke Bertha» mit ihrem Kaliber von 42 Zentimeter. Jede einzelne «Bertha» brauchte zweihundert besonders ausgebildete Artilleristen und schleuderte ihre panzerbrechenden Granaten mit Verzögerungszünder («Eifrige Berthas») 13,5 Kilometer weit. Die Mündungsgeschwindigkeit kam der von fünf Schnellzügen mit einem Gewicht von je 250 Tonnen und einem Tempo von 90 Stundenkilometern gleich³².

Essen hatte mit der «Dicken Bertha» seit Gustavs Beförderung zum Vorstandsvorsitzenden experimentiert. Der Bau einer Haubitze, die Lüttichs Verteidigungsanlagen zermalmen konnte, war relativ leicht gefallen; der Kniff bestand nur darin, eine zu bauen, die sich auch fortbewegen liess. Das erste Modell musste in zwei Teilen verfrachtet werden, wobei jeder von einer Lokomotive gezogen wurde, und wegen seines ungeheuren Rückstosses konnte es erst abgefeuert werden, nachdem man es in Zement eingebettet hatte. Das bedeutete aber wiederum, dass man es nur bewegen konnte, indem man es in die Luft sprengte. Das Heer benützte vorläufig einen kleineren (wenn auch noch immer gewaltigen) 305-Millimeter-Mörser von Skoda als Ersatz. Unterdessen arbeitete Fritz Rausenberger, Krupps Cheftechniker für die Artillerie, Jahr für Jahr daran, seine riesige «Bertha» in zwei Teile zu zerlegen, die man auf beräderte Lafetten setzen konnte. Anfang 1914 wohnte Wilhelm den Versuchen mit diesem neuen, beweglichen Modell bei und war, als er sich verabschiedete, sichtlich beeindruckt³³.

Bis zum Herbst hatte man noch grössere Verbesserungen vorgesehen, und für den 1. Oktober wurde in Meppen ein zweites Probeschiessen angesagt. Es wurde niemals abgehalten, denn in jenem Sommer spielte die Welt verrückt. Der Donner des Geschützfeuers rollte über den Kontinent, ausgelöst durch jenen Meuchelmord, der Krupp zu seinem neuen Landsitz in Österreich und schliesslich und endlich zu neuem, globalen Ansehen verhelfen sollte. Nachdem Wilhelm II. seinen historischen «Blankoscheck» an Österreich-Ungarn ausgestellt hatte, vertraute er Gustav an, dass er «bei einer Mobilmachung Russlands sofort den Krieg erklären würde». Dem Vertrauten des Kaisers in

Essen erschienen die «wiederholten Beteuerungen» seines Herrschers, dass kein Mensch je wieder dazu in der Lage sein werde, ihn der Unentschlossenheit zu zeihen, «beinahe komisch zum Anhören». In Bezug auf die Kanonen gab es jedoch nichts Komisches, und hier ermutigte Krupp Allerhöchstenselben, indem er ihm versicherte, dass des Gegners Artillerie weder gut noch vollständig sei, während Deutschland nie eine bessere besessen habe³⁴.

Um zwei Uhr am Nachmittag des 1. August traf im Hauptverwaltungsgebäude ein amtliches Telegramm aus Berlin ein. Es enthielt die beiden Buchstaben «D.K.»: drohende Kriegsgefahr. Um 16 Uhr wurde die Mobilmachung verkündet, um 19 Uhr erklärte Deutschland den Russen den Krieg, und innerhalb von vierundzwanzig Stunden begannen Deutschland und Österreich gegen ihre Nachbarn loszumarschieren. Die Gegner taten rasch dasselbe. Ehe die Polbildung der Nationen in «Mittelmächte» und «Alliierte» vollendet war, hatten siebenundfünfzig Länder einander den Krieg erklärt. In allen Sprachen stimmten sie überein, dass das der Weltkrieg, *The World War*, *La Grande Guerre* sei. Selbst heute noch sind die damals entfesselten extremen Leidenschaften und die Fröhlichkeit, mit der Millionen losstürmten, um hingemetzelt zu werden, unbegreifbar. Eines war klar: Noch nie hatte es bis dahin etwas Vergleichbares gegeben.

Doch Gustav glaubte, dass es das schon einmal gegeben habe. Für ihn waren die Parallelen zum französisch-preussischen Krieg 1870/71 unleugbar, und er sah sich bereits in den Fussstapfen von Alfred dem Grossen. Ebenso wie Berthas Grossvater verfügte er über das beste Geschütz der Welt – eine Lieferung von 180 Feldgeschützen, die Brasilien bestellt hatte, wurde eiligst an die belgische Grenze umdirigiert –, und Wilhelm II. befehligte ebenso wie Wilhelm I. die grossartigsten Truppen auf dem ganzen Kontinent. Selbst auf Villa Hügel herrschte erneut ein wildes Durcheinander. Krupp hatte sich diese Jahreszeit ausgesucht, um das Innere des Schlosses völlig umzugestalten, und Onkel Felix von Ende, der Familienbohemien, verzierte die Wände des Speisezimmers mit romantischen Wandgemälden. Das verhinderte allerdings nicht, dass die Arbeitessen, an denen wie immer illustre Gäste teilnahmen, mit der gewohnten Präzision eines Uhrwerks abliefen. In jenen Augusttagen voll fiebrhafter Erregung war Gustav der Gastgeber von Emil Fischer, dem grossen deutschen Chemiker, dem 1902 der Nobelpreis verliehen worden war. Eines Abends bekannte Fischer, dass ihn Sorgen bedrückten; wie er sagte, seien die deutschen Nitratlager fast erschöpft³⁵.

Krupp tat das Problem der Schiessbaumwolle mit einer Handbewegung ab. In Jahresfrist, so versicherte er dem Wissenschaftler, werde man synthetische Nitratre erzeugen (womit er recht behalten sollte), und in fast jeder anderen Beziehung habe man die Mobilmachung bis ins Kleinste genau vorbereitet. So trafen dann auch, als es soweit war, zwei Millionen Reservisten in ihren vorher genau festgelegten Standorten ein; man rüstete sie dort mit Mauser-Magazingewehren aus, ausserdem mit von grauen Leinenüberzügen bedeckten Pickelhauben und mit den neuen feldgrauen Uniformen, welche 1910 an die Stelle der preussischblauen Monturen getreten waren. Züge, deren Einsatzpläne Gustav überprüft und für fehlerlos befunden hatte, brachten die Soldaten mit minimaler Verzögerung zu ihren Sammelstellen an den Grenzen. Dank der Vorsorge des Generalstabs liefen vier doppelgleisige Bahnlinien quer durch das ganze

Reich, und ausserdem hatte man Zubringergleise angelegt, um rasche Truppenkonzentrationen zu ermöglichen. Als das Vaterland seine furchteinflössende Faust ballte, war die Kampfmoral vorzüglich. Krupps Berliner Büro, das seit dem Skandal unter neuer Leitung stand, berichtete, dass Autos mit taschentuchwinkenden Offizieren Unter den Linden hin- und hersausten, während die Menge auf den Bürgersteigen «Deutschland, Deutschland über alles» sang und

Lieb Vaterland, kannst ruhig sein, / Fest steht und treu die Wacht, / Die Wacht am Rhein ...³⁶

Zur Freude des ganzen Vaterlands hatten die hundert SPD-Abgeordneten, die jetzt den stärksten Einzelblock im Reichstag bildeten, einstimmig beschlossen, die Kriegsanleihen zu unterstützen. In seiner Antwort auf ihr «Hoch der Kaiser, das Volk und das Land» hatte Wilhelm – der Krupp zuletzt an Bord der *Hohenzollern* während der Kieler Woche begegnet war, und zwar genau an jenem Tag, da Franz Ferdinand erschossen wurde – hochgestimmt geäußert: «Ich kenne keine Parteien mehr, sondern nur noch Deutsche.»

Gustavs Himmel war nicht so völlig wolkenlos wie jener von Wilhelm. Natürlich hätte er kaum Klage über seine Kruppianer führen können. Diese arbeiteten schichtweise Tag und Nacht und sangen «Heil dir im Siegerkranz» und «Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen», während sie Geschützrohre und Lafetten zusammenmontierten und sich furchtbar abplagten, um die dicken Haubitzen, die gen Lüttich rollen sollten, auf den Weg zu bringen. Das Problem Krupps bestand darin, dass er schon damals, als noch kein einziger Schuss abgefeuert war, vom Ausland als Kriegsverbrecher hingestellt wurde. Ein flinker Korrespondent der *Daily Mail* hatte ihn in Kiel ausfindig gemacht; als er erfuhr, dass Gustav und Bertha gerade von London eingetroffen waren, folgerte er daraus eiligst, dass die beiden britische Rüstungswerke besichtigt und Allerhöchstdemselben berichtet hätten, «was der Herr über Essen im arglosen Albion aufgelesen hatte». Das war ärgerlich und unwahr zugleich – Gustav und Bertha waren nur zu ihrer letzten Porträtsitzung über den Kanal gefahren doch man glaubte es in Grossbritannien, wo H.G. Wells am Vorabend der Kriegserklärung seines Landes schrieb: «Mitten im Mark all dieses Unheils, das schliesslich zur Weltkatastrophe aufbrach, sitzt der Krupismus, dieser schmutzige, gewaltige Handel mit den Werkzeugen des Todes.» England trat in die Auseinandersetzung ein, weil Deutschland Belgien überfiel. Dessen Premierminister, Comte Charles de Broqueville, erinnerte sich plötzlich daran, dass das belgische Parlament im vergangenen Jahr bei der Fried. Krupp AG schwere Artillerie bestellt hatte. Die Geschütze waren nie geliefert worden. Und jetzt wisse die Welt den Grund dafür, sagte der Premier. Die Begleiterscheinungen einer vorsätzlichen Verschwörung gegen den Frieden lägen offen auf der Hand.

Um alledem die Krone aufzusetzen, hatte auch noch ein Kruppdirektor namens Wilhelm Mühlön den Verstand verloren. Mühlön, ein glänzender junger Rechtsanwalt, hatte der Firma zunächst als Gustavs Privatsekretär und seit 1911 als Mitglied des Vorstands gedient. Von dem Augenblick an, da S.M. die Mobilmachung anordnete, war er aus Essen verschwunden. Zum höchsten Erstaunen seines Arbeitgebers tauchte er in der Schweiz auf, wo er seinen Abschied von der Firma verkündete, das Reich wegen seiner

Kriegsvorbereitungen anprangerte und erklärte, dass Krupp sechs Monate vor dem August aus Berlin geheime Mitteilungen über den kommenden Krieg erhalten habe, und «daraufhin [seien] die Werke sofort entsprechend umgestellt worden³⁷».

Die Beschuldigung lastete Gustav schwer auf der Seele. Fast zwanzig Jahre lang behielt sie ihren Stachel; im Jahr 1933, als beschränkte Ausländer ihn und sein Land wiederum missverstanden, sagte Krupp im Prozess gegen einen seiner ehemaligen Freunde aus dem Direktorium zugunsten einer Strafverfolgung aus und sprach bei dieser Gelegenheit verächtlich von der «lügnerischen Behauptung von Mühlon». Berlin sei weit davon entfernt gewesen, die Auseinandersetzung anzuzetteln; es sei vielmehr völlig überrascht worden, denn «... der Mangel an Sprengstoffen im Jahre 1914 hat uns an der Front viele Leben gekostet». Das geschah, nachdem Gustav fast zwei Jahrzehnte lang Zeit gehabt hatte, um sich mit dem Verrat seines Schützlings abzufinden. Damals, bei seinem Zusammensein mit Emil Fischer, hätte er beinahe seine Maske der Gleichgültigkeit fallenlassen. Mühlons Undank war einfach zu gross, seine Falschheit zu abscheulich. Wie könne denn ein Direktor, so fragte Gustav seinen Gast, steif und fest behaupten, dass die Firma mit der Regierung unter einer Decke stecke, wo doch diese Regierung gerade erst einen anderen Direktor wegen seiner Schlüssellockguckerei bestraft: habe? Wie könne denn jemand auch nur darauf anspielen, dass es «Konnexionen» zwischen seinen friedlichen Industriebetrieben und Werften und dem internationalen politischen Ränkespiel gebe – zwischen Baumeistern, wie er einer sei, und den vermessenen, emporgekommenen Mächtgernzerstörern, die das Vaterland eingekreist hätten? Der grosse Chemiker schüttelte würdevoll sein Haupt und pflichtete bei, dass es ganz augenscheinlich keine Konnexionen geben könne, nein, nicht die geringsten³⁸.



Kapitel 12

Die letzte Liebesschlacht

Krupp trug in sein schwarzes Notizbuch fein säuberlich die geflügelten Worte des Wahlspruchs seiner Fabrik zu Kriegszeiten ein: «Viel Feind, viel Ehr»¹. Die erste Ehre des Jahrs 1914 hätte wahrhaftig ihm zuteil werden müssen: Obwohl Belgien keinen sehr eindrucksvollen Gegner abgab, so stand doch dem Waffenschmied des Reichs der Löwenanteil des Lobs für die rasche Eroberung zu. Aber der militärische Brauch fordert, dass dem Soldaten im Feld die erste Anerkennung gebührt. So gelangte denn das blau-weiss-goldene Kreuz des Pour le mérite an den Stiernacken von Erich Friedrich Wilhelm Ludendorff, jenes aufgedunsenen, freundlosen, finsternen Berufssoldaten, der bei Kriegsausbruch eine Brigade friedfertiger Garnisonstruppen in Strassburg befehligt hatte. Da er die begehrten karminroten Streifen des Generalstabs trug, wurde er als Verbindungsoffizier zur Elitetruppe an der Maas abkommandiert, und da er mit seinen requirierten belgischen Wagen am 7. August 1914 rein zufällig vor das grosse Stadttor von Lüttich kam, hämmerte er mit dem Knauf seines Degens dagegen, wurde von Defätisten eingelassen und fuhr sofort in die Stadt, um deren offizielle Kapitulation entgegenzunehmen.

Als die Nachricht im Generalhauptquartier eintraf, war der Kaiser so erfreut, dass er Helmuth von Moltke, den Neffen des grossen Feldherrn, umarmte und – so berichtet Moltke – «stürmisch küsste». Der Pulsschlag des ganzen Vaterlandes ging schneller. Selbst Mühlton, der abtrünnige Direktor von Krupp, machte die Tagebucheintragung: «8. August. Gestern abend traf die Nachricht ein, dass Lüttich im Sturm genommen worden sei... Keiner von uns hätte es für möglich gehalten, dass die ersten, rasch mobilgemachten Truppen eine solche Festung aus dem Stegreif einnehmen könnten. Fast wäre ich versucht gewesen, auf diese Heldentat ohne mein Wollen stolz zu sein.» Es sollte ein langer Krieg werden, aber seine Gesetzmässigkeit wurde in jenen Eröffnungstagen fixiert und endgültig festgelegt. Der unbekannte Sieger von Lüttich war ein gemachter Mann. Obwohl ihm das herkömmliche «von» fehlte, sollte er innerhalb von zwei Jahren der militärische Gewalthaber des Reichs werden, und zwar mit derart unumschränkten Befugnissen, wie man sie in Europa seit dem Tod Friedrichs des Grossen nicht mehr kennengelernt hatte².

Was Ludendorffs kometenhaften Aufstieg in besonders ironischem Licht erscheinen lässt, ist die Tatsache, dass die ersten Berichte über die Kapitulation von Lüttich stark übertrieben waren. Die Zeremonie vom 7. August war beinahe ohne jede Bedeutung. S.M. hatte den jungen Moltke für nichts und wieder nichts abgeküsst. Zwar hatte die Stadt selbst kapituliert, doch die allein wesentlichen Forts kämpften weiter. Sollte der 45 Kilometer lange Befestigungsring standhalten, würde kein einziger Soldat in feldgrauer Uniform seine Zehen in den Ärmelkanal stecken können. Die hartnäckigen Verteidiger hatten beim Vormarsch der Ersten Armee bereits eine Verzögerung von drei Tagen erzwungen. Obwohl das Diktat des Schlieffen-Plans forderte, dass sämtliche Deutschen in Belgien gemeinsam marschieren mussten – alles oder nichts –, wurden

zwei Millionen Mann aufgehalten. Deshalb bestand Ludendorffs erste Tat nach seinem Auftauchen aus dem Schanzwerk, das er angeblich eingenommen hatte, in der Anforderung von Belagerungsgeschützen. Von jetzt an würde die Geschichte weniger von Tapferkeit als von technischen Heldentaten abhängen, von roher Kraft und gewaltiger Anstrengung. Der Transport der kolossalen, 98 Tonnen wiegenden «Dicken Bertha» erwies sich als eine noch schwierigere Aufgabe, als man ursprünglich angenommen hatte. Zwei Tage nach Ludendorffs verzweifelter Anforderung sassen die von bellenden Offizieren und stöhnenden Kruppianern umringten Haubitzen noch immer in Essen fest. In der Nacht vom 10. auf den 11. August wurden sie mittels Flaschenzügen, Hebelkraft, Winden, Kränen, Hebeböcken und Haken auf Güterwagen gehievt, und man gab freie Fahrt für die Gleise nach Belgien. In der folgenden Nacht wurden die Haubitzen eiligst über die Grenze gebracht, doch schon nach 30 Kilometern blieb die Lokomotive kreischend stehen: Die Belgier hatten einen Tunnel in die Luft gesprengt. Die Londoner *Times* meldete, dass des Kaisers Bestürmung von Lüttich «in spektakulärer Weise abgeschlagen» worden sei, und S.M. war inzwischen tatsächlich zur Defensive übergegangen. Alles hing jetzt von der aufgeblähten, geschwollenen, kaum sehr anmutigen, aber ohne Frage todbringenden «Dicken Bertha» ab³.

Der zerstörte Tunnel befand sich bei Herbesthal, 30 Kilometer von der Festung entfernt. Die Saboteure hatten verblüffenden Erfolg gehabt. Es erwies sich als unmöglich, die Sache zu reparieren. Um Mitternacht begann man abzuladen, wobei mit den meterlangen Granaten angefangen wurde. Das war noch weitaus schwieriger als in Essen, denn den Ingenieuren fehlte es am erforderlichen schweren Gerät. Die Lastautos brachen zusammen. Als bald wurden Ulanenrösser dienstverpflichtet, doch deren Geschirre rissen. Da die Geschütze eine Reichweite von 13 Kilometern hatten, musste man sie ja lediglich 17 Kilometer weiter nach vorn bringen, und die Strassen waren gut. Dennoch dauerte das erschöpfende Ringen die ganze Nacht und auch noch den folgenden Tag über an. Die Lafetten der kruppstählernen Riesinnen mussten abwechselnd mit Hilfe von Kraftfahrzeugen, Pferden und Arbeitskommandos Zoll für Zoll vorwärtsbewegt werden. Am späten Nachmittag des 12. August endlich war eines der Geschütze zusammenmontiert und aufgeprotzt und öffnete sein brutales schwarzes Maul weit gegen den Himmel. Die zweihundert Mann seiner Bedienungsmannschaft krochen darauf herum, und dann kauerten sie sich in ihren wattierten Spezialanzügen, die ihre lebenswichtigen Organe schützen sollten, fast 300 Meter entfernt zu Boden. Um 18.30 Uhr ertönte das Kommando: «Feuer!» Ein elektrischer Hebel wurde umgelegt. Die belgischen Verteidiger fühlten plötzlich ein so beängstigendes Vibrieren im Boden, dass einige glaubten, die Hölle sei in Bewegung geraten. Eine «Fleissige Bertha» kam aus der dunklen Geschützöffnung herausgesaust, stieg anderthalb Kilometer in die Höhe, und nachdem sie eine volle Minute lang durch die Luft gesegelt war, schlug sie inmitten von Fort Pontisse, dem vorgesehenen Ziel, ein. Wenig später wirbelte eine Wolke von Zement, Stahl und menschlichen Leibern in die Höhe⁴.

Ludendorff hatte diesen schrecklichen Greuel beobachtet, und wenige Minuten, nachdem Fort Loncin, ein weiteres Festungswerk, getroffen worden war, betrat er den stickigen Trümmerhaufen. Es war fast wie ein Wunder, dass es dort noch einige Überlebende gab. In seinen Erinnerungen schrieb er:

Es war von der Granate einer unserer 42-Zentimeter-Haubitzen getroffen worden. Das Munitionslager war in die Luft gegangen, und dadurch war das ganze Befestigungswerk zusammengebrochen. Eine Anzahl von betäubten, russgeschwärtzen belgischen Soldaten kroch aus den Trümmern hervor, denen wiederum einige Deutsche folgten, die man in der Nacht vom 5. auf den 6. August gefangengenommen hatte. Blutend, mit hocherhobenen Händen, kamen sie uns entgegen. «Ne pas tuer, ne pas tuer», brachten sie stammelnd hervor⁵.

«Wir waren keine Hunnen», fährt der General trocken fort. In der Tat: er hatte recht; Attila wäre etwas derart Grausames nicht einmal im Traum erschienen. Zu Attilas Zeiten jagte den Menschen noch Plutarchs Beschreibung der riesigen Schleudermaschine von Archimedes Furcht ein. Diese Maschine hatte die Römer aus Syrakus vertrieben, indem sie Steine von 800 Kilogramm Gewicht auf die Legionäre schleuderte, und der römische Befehlshaber hatte in seiner Bestürzung geäußert: «Archimedes sticht doch tatsächlich die hunderthändigen Riesen der Mythologie aus.» Aber das war ja nur eine Steinschleuder gewesen. Bei Krupps neuem Belagerungsgeschütz hingegen handelte es sich um eine Waffe für Massenmord. In ihren zementbewehrten Bunkern, welche jedem Volltreffer jeder bekannten Granate standhalten sollten, warteten die Belgier und hörten den schrillen Ton einer «Fleißigen Bertha» immer näher auf sich zukommen. Dann durchschlug die Granate den mit Stahlträgern verstärkten Zement, und der Verzögerungszünder liess die Tonne Explosivstoff hochgehen. Stundenlang sollte dieser böse Traum andauern, bis endlich die unterirdischen Gänge, die den 45 Kilometer langen Ring der Befestigungswerke verbanden, von Explosionsgasen und Rauchschwaden erfüllt waren. Die Männer aber, die sich darin aufhielten, waren nach dem späteren Bericht eines Augenzeugen «in der schrecklichen Erwartung des nächsten Einschlags hysterisch, ja verrückt» geworden⁶.

Nach achtundvierzig Stunden waren sämtliche Haupttürme, welche die nördlichen und östlichen Wälle von Lüttich absicherten, nur noch blutgetränkte Schutthaufen. Ein Schanzwerk war von fünfundvierzig Granaten getroffen worden, ehe sich die Besatzung ergeben hatte. Jetzt legte sich eine kurze Stille über das Schlachtfeld. Das Spinnennetz des Verteidigungsgürtels war zerrissen. Plötzlich konnte man das Getrappel von Nagelstiefeln vernehmen. Die Erste Armee war auf dem Vormarsch, die Stiefelspitzen zum Kanal hin gerichtet. Als nächstes schafften die Deutschen eine «Dicke Bertha» mühsam mitten in die Stadt, um die unterirdischen Befestigungsanlagen am Stadtrand zu zerstören. Celestin Demblon, ein Deputierter von Lüttich und Professor an der Université Nouvelle de Bruxelles, befand sich mit einigen Freunden auf dem Place Saint-Pierre. Als er um eine Strassenecke bog, sah er

... au milieu de soldats allemands, une pièce d'artillerie si colossale que nous n'en pouvions croire nos yeux... Les soldats l'accompagnaient roidement, avec une solennité presque religieuse. Le Béliard des Canons! ... Effroyable fut la détonation! Les curieux avaient été refoulés; le sol fut secoué comme par un tremblement de terre – et toutes les vitres du voisinage volèrent en éclat!

... inmitten deutscher Soldaten ein Artilleriegeschütz, das so kolossal war, dass

wir unseren Augen nicht trauten. Es war eine jener acht Riesenkanonen, die die Deutschen die «Kriegsüberraschung» nennen, nämlich eine «420er»! Ihre Erfindung, von der nur der Kaiser und einige Eingeweihte wussten, soll dem Vernehmen nach absolut geheimgehalten worden sein. Das Ungetüm aus Metall bewegte sich in zwei Teilen fort, die, wenn meine Erinnerung nicht trügt, von 36 Pferden gezogen wurden. Das Pflaster erzitterte. Die Menge verharrte in bestürztem Schweigen. Langsam überquerte es den Place Saint-Lambert... seine langsame und schwerfällige Fahrt zog viele neugierige Zuschauer entlang der Strasse an. Hannibals Elefanten hätten die Römer kaum in grösseres Erstaunen versetzen können...! Die Begleitmannschaften marschierten steif, mit einer beinahe religiösen Feierlichkeit. Dies war der Teufel aller Kanonen!

Am Ende des Boulevard d'Avroy... wurde das Ungetüm sorgfältig zusammemontiert und peinlich genau auf das Ziel ausgerichtet... Dann folgte der furchtbare Knall! Die Menge wurde zurückgeschleudert; die Erde erzitterte wie bei einem Erdbeben, und sämtliche Fensterscheiben in der Umgebung zersplitterten⁷!

Am 16. August fiel das letzte Fort – der General, der die Verteidigung von Lüttich geleitet hatte, wurde bewusstlos unter eingestürztem Mauerwerk eingeklemmt gefunden –, und Krupps Teufelsmaschinen rumpelten weiter, um den wochenlangen, aber weniger ausschlaggebenden Belagerungen von Namur, Antwerpen und Maubeuge ein Ende zu setzen. Als nach den Kampfhandlungen die genauen Berichte bis zu Wilhelms Generalhauptquartier durchdrangen, begannen er und seine Verbündeten langsam zu begreifen, welche hervorragende Rolle der gespreizt einherstolzierende, kleine Zivilist aus Essen bei der Unterwerfung Belgiens gespielt hatte. Wenn auch Gustav mit seiner Ordenssammlung erst spät angefangen hatte, so folgte er jetzt der Tradition von Alfred und Fritz. Jeder Monat brachte ihm neue Zier für seine linke Brustseite. Abgesehen von dem Orden, den man ihm auf dem Höhepunkt des Skandals angeheftet hatte, war er bereits Inhaber des Sächsischen Kommandeurkreuzes Zweiter Klasse vom Albertorden, des Preussischen Kronenordens Zweiter Klasse, des Bayerischen Verdienstordens vom Heil. Michael Zweiter Klasse, des Mecklenburgischen Grosskomturkreuzes vom Greifenorden und des Bayerischen Militärverdienstordens Zweiter Klasse mit Stern. Jetzt berief ihn Allerhöchstderselbe vor sein kaiserliches Angesicht und heftete ihm das Eiserne Kreuz Erster Klasse an den Gehrock, eine Auszeichnung, die für gewöhnlich nur Männern zustand, welche sich auf dem Schlachtfeld hervorgetan hatten. Der Gefreite Adolf Hitler vom 16. Bayerischen Reserveinfanterieregiment zum Beispiel erhielt sie erst, nachdem er vier Jahre im Feld gekämpft, zwei schwere Verwundungen erlitten und allein fünfzehn Feinde gefangengenommen hatte. Doch damit hörten Gustavs Ehrungen noch nicht auf. Preussen fügte das Verdienstkreuz für Kriegshilfe hinzu – Bertha erhielt es ebenfalls –, und die Türkei den Medschidijeorden erster Klasse sowie den Eisernen Halbmond. Um alledem die Krone aufzusetzen, kam die Bonner Universität zu dem Beschluss, dass Krupp mehr als nur ein Kriegsheld sei. Ihr Lehrkörper war der Ansicht, dass die Leistung der «Dicken Bertha» die Sache der Zivilisation gefördert habe. Deshalb sprach man ihm dort den Ehrendoktor der Philosophie zu⁸.

Bei dem warmen Regen von Lobeshymnen war niemand so taktlos, die Tatsache zu erwähnen, dass die Haubitzen mit Verspätung in Lüttich eingetroffen waren. Es hatte ja bloss eine kleine Verzögerung gegeben, nur zwei Tage. Unbemerkt von hunderttausend Mann umhergaloppierender französischer Kavallerie, hatten die deutschen Streitkräfte inzwischen ihren Vormarsch durch Belgien fortgesetzt, den Wellenbrecher von Verdun umrundet und die Marne erreicht. Das war aber auch die äusserste Grenze, bis zu der die Invasionstruppen vorzudringen vermochten. Gerade jene besagten achtundvierzig Stunden waren es gewesen, welche die Alliierten brauchten. Die britische Expeditionstreitmacht überquerte den Kanal und ging am linken Flügel der Franzosen in Stellung, während sechshundert Pariser Taxis sechstausend Poilus an die hartbedrängte Front brachten. Nach einer siebentägigen Schlacht, in die zwei Millionen Soldaten verwickelt waren, zogen sich die Deutschen bis zur Aisne zurück und gruben sich dort ein. Dann begann das schrittweise Seitwärtsgehen. Die Fronten der sich gegenüberstehenden Armeen dehnten sich immer weiter westwärts und nordwärts aus, weil man sich gegenseitig in die Flanke zu fallen versuchte. Mit der Zeit ging ihnen der Platz aus; eine schlangengleiche Kette von Schützengräben begann an der Schweizer Grenze und endete 700 Kilometer entfernt am Kanal bei Nieuport. Zu guter Letzt hatte man jede Beweglichkeit und ausserdem die Möglichkeit verloren, taktische Manöver auszuführen*⁹.

Damals erkannte das kein Mensch. Die Opfer bei den ersten Schlachten waren auf beiden Seiten so zahlreich gewesen, dass der Gedanke an einen Stillstand unerträglich war. Die Strategen verfügten ja über kostspielige und klug erdachte Waffen, und so hielt man einen baldigen Durchbruch an irgendeiner Stelle für unvermeidlich. Als Tirpitz im Februar 1915 die Germaniawerft inspizierte, fünf Monate also nach der Marneschlacht, betrachtete er spöttisch die im Bau befindlichen Unterseeboote und bemerkte zu Krupp: «Na, die kommen für diesen Krieg ja doch zu spät.» Vielleicht wollte er damit ausdrücken, dass die Entscheidung in Frankreich fallen würde; vielleicht wollte er auch sagen, dass die bereits fertiggestellten U-Boote ausreichen würden. Jedenfalls erwies sich beides als falsch. Sollte er an die zweite Möglichkeit geglaubt haben, war sein Irrtum sogar gewaltig, denn das Unterseeboot wurde schliesslich zur entscheidenden Waffe des Krieges, und zwar in einer Masse, wie es niemand voraussehen vermochte.

Zur Zeit der Admiralsvisite in Kiel plante man in Berlin, der britischen Seemacht mit einer uneingeschränkten U-Boot-Kriegsführung zu begegnen, und am Morgen des darauffolgenden 7. Mai torpedierte Kapitänleutnant Schweiger, der vor der irischen Küste mit seinem von Krupp gebauten U-20 auf Beute lauerte, den Passagierdampfer *Lusitania* der Cunard-Linie. Über 1'100 Menschen ertranken, darunter 138 amerikanische Zivilisten. In der damaligen, noch gemässigten Zeit hielt man den Krieg für eine relativ ritterliche Angelegenheit, und so konnte man die Versenkung des Schiffes kaum fassen. Präsident Woodrow Wilson war ausser sich und verfasste eine derart harte Pro-

* Schlieffen hatte vorausgesagt, dass der Vorstoss des Heeres von Belgien her Deutschlands Cannae sein werde. Das stimmte. Er vergass jedoch, dass Hannibal die Römer bei Cannae zwar schlug, aber Rom nicht einzunehmen vermochte.

testnote, dass Aussenminister William Jennings Bryan sich weigerte, seine Unterschrift darunterzusetzen. Die Note, praktisch ein Ultimatum, gelangte dennoch in die Wilhelmstrasse. Allerhöchstder selbe brütete darüber in seinem Hauptquartier in Luxemburg und piff dann seine U-Boote zurück, doch die Bedeutung des Zwischenfalls war unmissverständlich. Wilson hatte eine klare Linie gezogen. Sollte man den Schweigers wieder freie Hand lassen, würde Amerika losschlagen¹⁰.

In jenen ersten Kriegsmonaten beschäftigte sich Gustav, der ordenbehängte Held von Belgien, mit Annexionsprojekten und Rohstoffstatistiken. Begeistert pflichtete er den von Heinrich Class erdachten Doktrinen des Alldeutschen Verbandes bei. Class hatte geschrieben, dass «Russlands Gesicht wieder Richtung Osten gedreht werden muss; seine Grenzen müssen zurückgenommen werden, so ungefähr bis zu jenen zurzeit von Peter dem Grossen». Im November 1914 stellte Gustav seine eigene Liste von Kriegszielen auf, und zwar für Aussenminister Gottlieb von Jagow und «für einige weitere meiner Freunde in der Regierung». Krupp war voll und ganz der Meinung, dass «der Friede dem Feind diktiert werden kann und muss»; er wies deshalb jede Erwähnung von Verhandlungen zurück. Das Reich war seiner Überzeugung nach der Mittelpunkt Europas. Rundherum gedachte er ein teutonisches «Mitteleuropa» einschliesslich Österreich-Ungarns, der neutralen Staaten Holland und Schweiz und der skandinavischen Staaten zu konsolidieren. Zunächst einmal musste Frankreich gedemütigt werden. Deshalb solle französisches Gebiet entlang der Linie von Mosel und Maas annektiert werden, und dieser atemberaubende Plan wurde durch eine Begründung gerechtfertigt, die im Hauptverwaltungsgebäude leicht einleuchtete: «Ein Frankreich ohne grössere Eisen- und Kohlevorräte kann weder auf dem Weltmarkt eine wirtschaftliche Gefahr noch eine politische Gefahr in der Versammlung der Grossmächte darstellen.»

Krupps Vision reichte weit. Er sah voraus, dass Polen wieder zu einem «Pufferstaat» werden würde, und zwar mit einem germanisierten Streifen zwischen sich und dem Reich. Dieser aber sollte einen «festen Riegel» gegen das Streben Polens nach preussischem, einst von Warschau beherrschtem Gebiet bilden. Ausserdem erhoffte sich Gustav ein ausgedehntes deutsches Kolonialreich in Mittelafrrika, um das ein Ring von Marinestützpunkten und Bunkerstationen liegen würde. Seine in diesem Zusammenhang geäusserten Argumente lauteten folgendermassen: «Sobald diese Ziele erreicht sind, werden deutsche Kultur und Zivilisation den Fortschritt der Menschheit bestimmen; der Kampf um die Erlangung solch eines Ziels ist den Preis edlen Blutes wert.» Aber es würde mehr als nur Blutvergiessen erforderlich sein. Belgien musste in ständiger Unterdrückung gehalten werden (Gustav hätte es noch lieber gesehen, wenn man auch die Nordküste Frankreichs zu einer Provinz des Reichs machte), und das Wichtigste: Schiffe von der Germaniawerft mussten den Kanal beherrschen:

Hier sollten wir im eigentlichen Mark der Weltmacht England liegen. Das wäre eine Position – vielleicht die einzige –, die uns Englands dauernde Freundschaft bringen könnte. Denn nur, wenn wir dazu in der Lage sind, England jederzeit ernstlich zu verwunden, wird es uns wirklich unbelästigt lassen, vielleicht sogar unser Freund werden, insoweit England zu Freundschaft überhaupt fähig ist¹¹.

Die Rohstofflieferungen erwiesen sich momentan als dringender, wenn auch als lästiger. Die Zauberer von IG-Farben* vollbrachten Wunder mit ihren Ersatzstoffen, und dennoch gab es keinen Ersatz für die von den Kruppkesseln benötigten basischen Erze. Gustav hatte das Problem vorausgesehen. Einmal mehr war Alfred sein Lehrmeister gewesen. Der Prinzgemahl hatte den französisch-preussischen Krieg von 1870/71 voller Bewunderung studiert, und das war mit ein Grund für seine starken Investitionen in überseeischen Firmen gewesen. Moltke, der seine Ansicht teilte, hatte Schlieffens Plan einer Invasion der Niederlande widerrufen, wobei er erklärte, dass Holland «die Luft-röhre sein muss, die uns das Atmen ermöglicht». In jenem ersten Herbst, als man sich in Schlachtordnung aufstellte, warf diese umsichtige Politik eine stattliche Dividende ab. Im September übernahm der norwegische Frachter *Benesloet* in Neukaledonien eine Ladung von 2'500 Tonnen unbezahlbarem Nickel. Nachdem er bereits abgelegt hatte, kamen französische Kolonialbeamte dahinter, dass der Empfänger die Fried. Krupp AG war, die bereits im Voraus bezahlt hatte. Der Frachter wurde auf hoher See von dem französischen Kreuzer *Dupetit-Thouars* gestoppt und nach Brest gebracht. Ein Prisengericht erklärte die Ladung zur Konterbande. Paris wollte jedoch Oslo nicht verärgern und ordnete die Freigabe des Schiffes an. Am 10. Oktober legte die *Benesloet* von Brest in Richtung Norwegen ab, und Ende des Monats traf die Ladung bereits im Ruhrgebiet ein. In jenem Winter erhielt Gustav von britischen Exporteuren Nickel und Kupfer über Holland. Zunächst einmal schien kein Grund gegeben, weshalb diese Übereinkünfte nicht auch weiterhin bestehen bleiben sollten. Doch die Verstimmung der Alliierten wurde immer stärker, und am letzten Frühjahrstag las Krupp in seiner Abendzeitung folgende Notiz:

London, 20. Juni (TU). Die Eisenhändler Hetherington und Wilson aus Edingburgh, die nach Ausbruch des Krieges von Rotterdam aus Eisenerz an die Firma Krupp abliefern liessen, wurden zu je sechs Monaten Gefängnis und zweitausend Pfund Geldstrafe verurteilt¹².

Gustav zog sein schwarzes Buch hervor und strich die zwei Namen durch. Das Urteil bedeutete keine Katastrophe (ausser für Hetherington und Wilson), forderte aber neue Wachsamkeit und neue Ideen. Von nun an musste man Holland meiden. Dieser Transitweg fiel einfach zu sehr in die Augen. Da die Skandinavier am Freihandel festhielten, kamen noch Norwegen und Schweden in Betracht. Von dort floss dann auch ein ständiger Strom rarer Zutaten herein, welche den hervorragenden Härtegrad der silbergrauen Metallegierungen von Essen, Rheinhausen, Annen, Kiel, Hamm und Magdeburg garantierten. Um ganz sicherzugehen, baute die Germaniawerft ein einzigartiges Schiff, das der Seeblockade der Alliierten trotzen konnte, ohne Woodrow Wilson in Harnisch zu bringen. Es war ein Unterseebootfrachter mit einer Ladekapazität von 800 Tonnen und einem Aktionsradius, der ihm die Überquerung des Atlantiks ermöglichte. Das U-Boot, das am 23. Juni 1916 auf den Namen *Deutschland* getauft wurde, begann sofort aus den vom Reich abgeschnittenen Kolonien Erze und Rohgummi herbeizuholen¹³.

* D.h. die seit 1904 bestehende Interessengemeinschaft zwischen BASF, Bayer und Agfa, die 1916 durch Beitritt weiterer Firmen zur «Interessengemeinschaft der deutschen Teerfabriken» erweitert wurde (seit 1925 IG Farbenindustrie AG).

Inzwischen hatte sich das Reich von Krupp dermassen verwandelt, dass es den auf Urlaub nach Essen kommenden Kruppianern schwerfiel, ihr Heim wiederzufinden. Bei Ausbruch des Krieges hatte die Firma 82'500 Mann beschäftigt, davon etwa die Hälfte in Essen. Die Zahl stieg auf 118'000 und schliesslich auf 150'000 an, wozu auch 20'000 Frauen gehörten, die hauptsächlich mit der viel Geschick erfordernden Zündermontage beschäftigt waren. Ein neutraler Kriegskorrespondent, der sich in der Gussstahlfabrik umsah, war bass erstaunt, als er auf einen Speisesaal mit 7'200 Plätzen stiess, in dem täglich schichtweise 35'000 Arbeiter verpflegt wurden. Die Arbeiter, die sich in zwei Schichten zu je zwölf Stunden abrackerten, um Geschütze, Lafetten, Munition und Schiffspanzerungen zusammenzusetzen, sahen um sich herum neue Gebäude fast über Nacht entstehen. Im ersten Kriegsjahr wurden allein in Essen fünfunddreissig riesige Werkhallen hochgezogen und in Betrieb genommen. Im Januar 1915 zeichnete man Baupläne für eine fast 20'000 Quadratmeter grosse Munitionsfabrik; im Juli war sie bereits in Betrieb¹⁴.

Die Produktionszahlen waren kaum fasslich. Im ersten Kriegsjahr ersetzte Essen über 900 Feldgeschütze und 300 leichte Haubitzen. Im zweiten Jahr hatte die neue Munitionsfabrik einen Ausstoss von acht Millionen Granaten. Und im dritten Jahr erreichte Krupp eine atemberaubende Höchstproduktion; jeden *Monat* liefen neun Millionen Granaten und 3'000 Geschütze über die Montagebänder. Wäre unter diesen Umständen ein Nachlassen der Qualität zu spüren gewesen, hätte die Armee kaum etwas einwenden können. Aber es bestand kein Anlass zur Klage. Als die Deutschen am 21. Februar 1916 zum Angriff auf Verdun übergangen, gab es vor der Bestürmung ein zwölfeinhalbstündiges Trommelfeuer. 1'200 Geschütze überschütteten einen Frontabschnitt von zwölf Kilometern mit 100'000 Granaten pro Stunde, und die dreizehn «Dickes Berthas» – jetzt nannte man sie «Gamma-Geschütze» oder einfach «die 420er» – arbeiteten genauso zuverlässig, wie das ihre älteren Schwestern vor Lüttich getan hatten. Das Unternehmen lief unter dem Decknamen «Gericht». Eisenbahntransporte stellten kein Problem mehr dar; jede Haubitze wurde in 172 Teile zerlegt und auf zwölf Güterwagen nach vorn gebracht. Um so ein Ding gefechtsbereit zu machen, brauchte man allerdings noch immer zwanzig Stunden, und während sich die Artilleristen mit der umständlichen Stahlanatomie abquälten, standen die Infanteristen herum und begafften die Granaten. Sobald erst einmal das Feuer einsetzte, zerstreuten sie sich rasch, wenn ihnen nicht schon vorher das Trommelfell geplatzt war. Bei den Empfängern der Kanonade ging es natürlich viel schlimmer zu. In dem Buch *The Price of Glory*, dieser ausgezeichneten Darstellung der grössten Schlacht des Krieges, schildert Alistair Horne das «röhrende Herabsausen [der Granaten], das so lärmend, langanhaltend und demoralisierend wie das eines Stukas war». Und er fährt fort:

Ab Februar hielten die «420er» die Forts von Verdun mit ihren tonnenschweren Granaten unter ständigem Beschuss ... Man entdeckte eine (glücklicherweise nicht explodierte) 420er-Granate, die 1,80 Meter Erde, drei Meter Zement und schliesslich eine 75 Zentimeter dicke Mauer durchschlagen hatte. An mehreren Stellen barsten die Granaten mit furchtbarer Wirkung innerhalb der Forts. Die Zahl der Todesopfer war hoch. Viele erstickten einfach an den tödlichen TNT-Gasen, die sich in den Kasematten festgesetzt hatten ... Das schreckliche Geräusch der herabkommen-

den Granaten ... machte viele der Belagerten kopflos. Nach einer schlimmen Beschiessung sah sich der Kommandant einer kleineren Meuterei von «Verrückten» gegenüber, die durch die berstenden Granaten Schocks erlitten hatten. Er musste diese Leute mit vorgehaltender Pistole Zusammenhalten und in eine Kasematte einsperren. Schliesslich wurde selbst der Militärarzt des Forts verrückt und lief aus den Befestigungsanlagen hinaus in die umliegenden Wälder. Dort wurde er später mit völligem Gedächtnisverlust auf einem Baumstumpf sitzend entdeckt¹⁵.

Der Kaiser, den das alles immer tiefer beeindruckte, deckte Gustav mit Gratulationsbotschaften ein. Nach der Schlacht vor dem Skagerrak telegraphierte er ihm:

WILHELMSHAVEN, 5. JULI 1916 – AN HERRN KRUPP VON BOHLEN UND HALBACH, ESSEN – ALS EINE UNMITTELBARE FOLGE DES EINDRUCKS, DEN AUGENZEUGENBERICHTE ÜBER DIE SCHLACHT IN DER NORDSEE BEI MIR HINTERLASSEN HABEN, MÖCHTE ICH FESTHALTEN, DASS UNSER ERFOLG AUF UNSERE HERVORRAGENDEN KANONEN UND PANZERPLATTEN UND BESONDERS AUF DIE ZERSTÖRENDE WIRKUNG UNSERER GRANATEN ZURÜCKZUFÜHREN WAR. SO IST DER SCHLACHTTAG AUCH EIN EHRENTAG DER KRUPP-WERKE¹⁶.

Die erzielten Resultate waren weniger entscheidend, als es sich der Kaiser vorstellte. Zwar hatte die Reichsmarine vierzehn Schlachtschiffe versenkt, die Engländer hingegen nur elf, und ausserdem hatten die Deutschen dem Feind doppelt so hohe Verluste an Menschenleben zugefügt. Doch die Engländer beherrschten noch immer die See. Skagerrak hatte ein Unentschieden gebracht, und ein Grund dafür war, dass beide Flotten von denselben Panzerplatten geschützt wurden. Vorkriegsgeschäfte konnten eben nicht ungeschehen gemacht werden. Englische Blindgänger, die in Frankreich hinter den deutschen Linien niedergingen, trugen den winzigen Stempel *KPZ 96/04*. 1896 war das Jahr gewesen, in dem Vickers eine Lizenz für Krupps Zünderpatent erworben hatte, und 1904 war das Jahr der Lizenzerneuerung. Die Soldaten Seiner Majestät schöpften keinen Verdacht, aber das englische Unterhaus. Ende April 1915 hatte Lord Charles William de la Poer Beresford, ein erklärter Kritiker der britischen Flottenpolitik, bei Premierminister Asquith angefragt, ob es stimme, dass man der Familie Krupp «eine Lizenzgebühr von einem Shilling pro Granate» bezahlte. Das war eine schrecklich peinliche Sache für alle, und die Frage wurde erst in der ersten Maiwoche beantwortet. Auch dann noch klang die Erwiderung doppelsinnig. Dem Unterhaus wurde bekanntgegeben, dass man einst eine Lizenzgebühr von einem Shilling und drei Pence vorgesehen habe, dass die Abmachung jedoch am 16. Juli 1914 erloschen sei und dass man «seit diesem Datum keine Lizenz für irgendwelche Zünder bezahlt» habe. Natürlich war nichts bezahlt worden. Die beiden Länder befanden sich ja im Kriegszustand. Doch die Versicherung, dass der Vertrag erloschen sei, war absolut unwahr. Nach dem Gesetz war er noch gültig, und die beiden Firmen führten Buch darüber; Vickers unter einem mit «K» bezeichneten Konto, und Gustav mittels einer annähernden Rechnungs-

formel, die veranschlagte, dass ihm Albert Vickers für jeden toten deutschen Soldaten 60 Mark schuldete¹⁷.

Natürlich konnte man so etwas unmöglich Wilhelm erklären, geschweige denn den Männern an der Front. Die Mysterien der Schwerindustrie waren schon zu Friedenszeiten kompliziert genug gewesen. Jetzt waren sie so vielschichtig geworden, dass Krupp und ein Halbdutzend weiterer Ruhrbarone in einer eigenen Welt lebten, in einer eigenen Sprache redeten und Aufgaben bewältigen mussten, die kaum ein anderer Mensch begreifen konnte. Zu jenem Zeitpunkt zum Beispiel, als die *Deutschland* vom Stapel lief, mussten sie jeden nur denkbaren Druck auf Kanzler Bethmann-Hollweg ausüben, damit dieser endlich die Heranziehung industrieller Hilfsquellen in Belgien verfügte. Der Kanzler machte den Einwand, dass das Freibeuterei sei, und gab nur widerstrebend nach. Sein Befehl schuf einen erschreckenden Präzedenzfall für die nächste Generation, in der ein Grossteil Europas ein riesiges «Belgien» werden sollte, besetzt von den Söhnen der jetzt unter Waffen stehenden Deutschen. In jenem Herbst erhielt der Militärgouverneur in Brüssel eine weitere Anordnung mit noch unheilvolleren Folgen für die Zukunft. Trotz des Arbeitsverpflichtungsgesetzes, dem jeder arbeitsfähige deutsche Mann zwischen fünfzehn und sechzig unterstand und das ausserdem gesunde Frauen zur Arbeit in Rüstungsbetrieben heranzog, mangelte es in den Fabriken an Arbeitskräften. Deshalb wurden durch den neuen Erlass belgische Zivilisten zur Zwangsarbeit in den Werken an der Ruhr verpflichtet. Tilo von Wilmowsky, damals Kavallerieoffizier und Adjutant des Militärgouverneurs, war entsetzt. Er schrieb seinem Schwager und bat ihn dringend, die Angelegenheit dem Kaiser vorzutragen. Krupp lehnte es unter Bedauern ab. Man müsse gehorchen, erklärte er¹⁸.

Tilo wusste zwar nichts davon, doch Krupp war zum Grossteil selbst für die Zwangsverpflichtung verantwortlich. Am 27. August 1916 trat Rumänien auf Seiten der Alliierten in den Krieg ein. Hindenburg wurde am darauffolgenden Tag zum Oberbefehlshaber des Heeres und Ludendorff zum Ersten Generalquartiermeister bei der obersten Heeresleitung ernannt. Die Befehlsgewalt der beiden war praktisch unbegrenzt; als Kanzler Bethmann-Hollweg auch weiterhin sein Gewissen quälte, wurde er kurzerhand abgesetzt. In der zweiten Woche nach ihrem Herrschaftsantritt inspizierten die beiden Generale gemeinsam die Westfront, und während Ludendorff durch Belgien zurückreiste, stiessen am 8. September Krupp und Carl Duisberg von der IG-Farben* zu ihm, die beiden einflussreichsten Industriellen im Reich. Ludendorff beschrieb das Zusammentreffen folgendermassen: «Am nächsten Vormittag besprach ich auf meiner Reise diese Angelegenheit [die Kriegsproduktion] mit Herrn Duisberg und Herrn Krupp von Bohlen und Halbach, die ich gebeten hatte, mich im Zug zu begleiten. Sie hielten eine Erhöhung des Kriegsgeräts aufgrund unserer Rohstofflage durchaus für möglich, wenn die Arbeiterfrage gelöst würde.» Ludendorff löste die Frage. Er gab den Erlass heraus, der Freiherr von Wilmowsky so sehr entsetzte. Als Folge davon konnten die Schlotbarone der Regierung jetzt zusichern: «Die Hilfsquellen, die der deutschen Industrie zur Verfügung stehen, sind derart, um Deutschland auf viele Jahre hinaus mit der notwendigen Munition und dem sonstigen Kriegsmaterial zu versorgen¹⁹.»

* Siehe Anmerkung Seite 283.

Das kleine Tauschgeschäft mutet wie die völlig routinemässige Ausübung preussischer Bürokratie an, und genau das ist es, was die Sache so schrecklich macht. Diese Männer verhandelten nicht über Ersatzteile. Sie trafen ihre Verfügungen über Menschen. Die Substanz ihrer Botschaft war die, dass der Krieg gut voranging. Die Menschen bewährten sich vorzüglich. Die augenblickliche Situation würde sich auf unabsehbare Zeit hinziehen lassen, sofern nur nicht das Menschenmaterial ausging. Das war ihre Einstellung zur Zwangsverpflichtung der Belgier; so sprachen sie über ihre eigenen Soldaten. Im Generalstab redete man sachlich über den Bedarf an Menschen, an Menschenmaterial. Doch es wäre völlig falsch, zu folgern, dass sich diese Gefühllosigkeit nur auf das Reich beschränkte. Man konnte sie in jeder zur Schlacht gerüsteten Hauptstadt finden und wohl nirgendwo deutlicher als in London, der Hochburg der Ehrbarkeit. Lord Edward Henry Carson, der ehemals ein gesitteter Student am Trinity College in Dublin gewesen war, tat seinen Kollegen im Oberhaus kund, dass «der notwendige Nachschub an Helden unter allen Umständen aufrechterhalten bleiben» müsse, und britische Offiziere, die mit Logistik zu tun hatten und die Durchschnittszahl an Todesopfern bei Granatfeuer auf «nicht aktiven Abschnitten» berechneten, sprachen von einem «normalen Verschleiss»²⁰.

Das alles klingt ungeheuerlich. Diese Männer waren eigentlich Geschöpfe einer historischen Metamorphose. In jenen weit zurückliegenden Tagen der Derbies, Straussenfederhüte und Kutschen befand sich die Zivilisation inmitten einer tiefgreifenden Übergangsperiode. In kultureller Hinsicht blieb man noch der pferdenärrischen Vergangenheit verhaftet, während sich bereits die Anzeichen des neuen Maschinenzeitalters mehrten. Europa befand sich mit einem Bein noch in der einen Epoche, während es mit dem zweiten schon in der anderen stand. Und den Todeskampf verschlimmerte noch die Tatsache, dass es sich beim Soldatenberuf unter allen gesellschaftlichen Institutionen um jene handelte, die seit Urzeiten am tiefsten im Volkstum verwurzelt war. Seine traditionellen Führer – die Kaiser, Fürsten, Machthaber und Feldmarschälle – waren die konservativsten Mitglieder der Gesellschaft, diejenigen, die am wenigsten dazu in der Lage waren, den neuen mechanisierten Krieg, den sie führen mussten, zu begreifen. Die Junker hielten ihre Monokel, makellos weissen Handschuhe, schwarz-silbernen Säbelknäufe und massiven «Kommandanturen» mit dem preussischen Adler über den Eingängen hoch in Ehren, während die Sehnsucht der Franzosen nach *la gloire* weiterhin beinahe so stark wie ihr Talent zur Selbsthypnose blieb. Selbst dann noch, als die Soldaten wie Schafe blökten, um kundzutun, dass sie sich als schlachtreife Lämmer betrachteten, redeten die Marschälle glühend vom angeborenen *elan* des Poilus. Das alles bezog sich natürlich nur auf die Jüngeren – *les jeunes turcs*. Im Alter hingegen musste man auf sich achtgeben. Als Falkenhayn Verdun angriff, erklärte man dem Kurier, der diese Nachricht überbrachte, dass «Papa» Joffre, der Oberbefehlshaber des französischen Heeres, hinter einer doppelt verschlossenen Tür schlafe und nicht gestört werden dürfe²¹.

Englands militärische Bötier waren gleichermassen davon überzeugt, dass für einen Burschen mit genügend Schneid ein Stacheldrahtverhau kein Hindernis darstellen könne, und sie pflegten ihre soldatischen Gewohnheiten aus sonnigen Frühzeiten sogar noch intensiver. Sie stolzierten in glänzend gewichsten Stiefeln und mit klirrenden Sporen herum, fuhren die Kolonnen im Rolls-Royce ab und fluchten über die schlech-

te Marschdisziplin. Sie waren sich darüber einig, dass sich die Zeiten des Offiziersberufs verdammt zu ihrem Nachteil geändert hatten: Viele der Ersatzleute unter den Offizieren waren einfach keine Gentlemen mehr. Etwas musste geschehen, um dem abzuweichen. Die Neuen wurden also mit Schärfe darauf hingewiesen, dass sie sich in ihren Unterständen Burschen zu halten hätten, dass schlappe Soldaten, deren man ansichtig würde, zu züchtigen seien; ausserdem habe man sich vor jedem Sturmangriff zu vergewissern, dass sich der ranghöhere Offizier rechterhand befinde. In der Etappe mussten die Subalternen tatsächlich Reitunterricht nehmen und das Polospiel lernen, und während der schlimmsten Kämpfe an der Somme wurden direkt hinter der Front Dressurübungen gezeigt.

Als während der Jahre 1915 und 1916 das Abschlachten immer schlimmere Formen annahm, verschwanden von den Felduniformen allmählich die grotesken Anachronismen. Die Deutschen schafften die unpraktischen Spitzen auf ihren Pickelhauben ab, und die Engländer und Franzosen, die während der Marneschlacht noch nicht einmal über Helme verfügt hatten, legten sich jetzt welche zu. Die französischen Infanteristen trugen nicht mehr länger scharlachrote Hosen und blaue Röcke, die französischen Artilleristen schafften ihre schwarz-goldene Montur ab, und die britische Armee gab ihren Brauch auf, dass sich neuernannte jüngere Offiziere gleich Heinrich V. ihre Säbel von einem Waffenschmied schärfen liessen, ehe sie sich nach Frankreich einschiffen. Dieser Beschluss war nicht so leicht zustande gekommen, denn beim Säbelschärfen hatte es sich um einen sentimentalischen Brauch gehandelt. Die Vorstellung, einem Maschinengewehr mit einem Säbel entgegenzutreten, erscheint heute absurd, aber damals machten sich die Generale keine allzu grossen Gedanken über das Maschinengewehr. Sie hatten es sich angeschaut und entschieden, dass es – mit den Worten von Sir Douglas Haig – eine «stark überbewertete Waffe» sei. Jedes Jahr rasselten Krupp, Schneider, Vickers und Armstrong mit neuen Todesmaschinen, und die Musterschüler der Berliner Kriegsschule, von Sandhurst und Saint-Cyr akzeptierten sie entweder widerwillig oder gar nicht. Sie gehörten jener alten Generation an, die das elektrische Licht noch «das Elektrische» nannten und ihm als etwas Neumodischem misstrauten. Foch hielt das Flugzeug für etwas Verrücktes. Kitchener tat den Tank als «Spielzeug» ab, und Hindenburg, den man vor den Tanks der Alliierten warnte, spottete: «Die deutsche Infanterie kann ganz gut ohne diese absonderlichen Kraftwagen auskommen.» Der unschätzbare Mörser von Stokes wurde vom Kriegsministerium zweimal abgelehnt und schliesslich von Lloyd George eingeführt, der sich das Geld dafür von einem indischen Maharadscha zusammenbettelte. In den schimmernden Châteaux, wo Generale in Galauniform auf wunderschönen Landkarten ständig Nadeln mit bunten Köpfen umsteckten, hielt man so etwas für schlechtes Benehmen und ausserdem für eine grosse Torheit. Die Marschälle mit ihren Epauletten setzten ihr eigentliches Vertrauen auf grosse Massen von Kavallerie – noch 1918 stapelte der amerikanische General John J. Pershing in seinen Nachschublagerbergen von Futter für nutzlose Pferde auf –, und ihre Stäbe statteten der Front, wo eine ganz andere Art von Krieg ausgetragen wurde, sehr selten Besuche ab²².

Quer durch ganz Frankreich hockten sich die grossen Armeen entlang dem Gerümpelhaufen des Niemandslandes Jahr für Jahr gegenüber. Sie lebten das Leben von Höh-

lenmenschen in von Kerzen beleuchteten Unterständen oder in Schützengräben, die man aus dem Kreidefelsen von Fricourt und aus dem Lehmboden von La Bassée gehauen oder im zähen Brei der flandrischen Sümpfe ausgehoben hatte. Die eifrigen Deutschen gruben tiefe Stellungen für ihre schweren Kruppsgeschütze – sie verfügten über zehnmal so viele Ferngeschütze wie die Alliierten – und stellten Tafeln mit Propagandasprüchen auf («Gott strafe England»; «Frankreich, du bist betrogen»). Dann liessen sie sich häuslich nieder, um den Kindern Deutsch beizubringen, während die Alliierten immer wieder wütende Gegenangriffe unternahmen. Man bezeichnete die darauffolgenden Gefechte als Schlachten. Obwohl diese mit gewaltigem Aufwand ausgetragen wurden – an einem einzigen Tag fielen an der Somme 60'000 junge Engländer –, waren es in strategischer Hinsicht nur Belagerungsangriffe. Jede neue Attacke traf auf eine stärkere Verteidigung der Deutschen. In ihren Briefen ans Vaterland nannten die Soldaten ihre Gegner «Kanonenfutter», und die Gegner hätten dem wohl zugestimmt. Die Poilus und die Tommies, die vor Tagesanbruch über ihre Brustwehren krochen, legten sich vor den Stolperdrähten flach auf die Erde und warteten darauf, nach dem Signal der Trillerpfeifen ihrer Offiziere zur Stunde X den zehnfach gestaffelten Stacheldrahtverhauen, hinter denen es von deutschen Soldaten wimmelte, mutig entgegenzugehen. Einige Schützengräben wurden dann unter entsetzlich hohen Verlusten – ein Gewinn von etwa 600 Metern aufgewühlter Erde kostete das Leben von 26'000 Mann – gewonnen, und anschliessend wurde die Belagerung wieder von neuem begonnen. Die Zeitungen daheim redeten von «Hammerschlägen» und dem «grossen Vorstoss», aber die Männer wussten es besser; ein Soldatensprichwort besagte, dass der Krieg hundert Jahre dauern würde, nämlich fünf Jahre lang Kampf und fünfundneunzig Jahre, um den Stacheldraht aufzurollen²³.

Die Westfront war zu einem Inferno ohne absehbares Ende geworden, zu einem unheimlichen, schmutzigen Dahinvegetieren der Kämpfenden, das man mit nichts anderem, vielleicht nur mit den Geschichten von Jules Verne hätte vergleichen können. Es gab einige wenige Dinge, die schmerzlich an die Tage vor dem Krieg erinnerten: Vögel etwa, die mit jeder grauen, wässrigen Morgendämmerung über der Mondkraterlandschaft jubilierten, oder die weiten gelben Pappelwälder hinter der Front. Doch die meisten Geräusche und Farben waren unirdisch. In den Lüften heulten die Granaten unaufhörlich ihren Kriegsgesang, und unten auf der Erde surrten die Gewehrkugeln, prallten die Querschläger mit metallischem Klang ab. Leuchtkugeln tauchten die Umgebung in ein grandioses rotes Flammenmeer, safranfarbene Schrapnellwölkchen zogen dahin, und ein verräterischer gelblicher Nebel von Gelbkreuzgas kroch über den Boden. Nur wenig Laubwerk konnte hier überleben. Die Silhouetten zersplitterter Bäume standen wie die Zähne eines ausgebrochenen Kammes gen Himmel. Neue Rekruten wurden in Viehwagen herbeitransportiert und mussten sich dann über Laufbretter zu ihren neuen Erdbehausungen vorarbeiten, wo sich alles um den Schützengraben drehte: Man hatte ein Stechmesser bei sich, einen Grabenstock, ein Scherenfernrohr, und wenn man Pech hatte, litt man unter Schützengrabenfüssen, Schützengrabenfieber oder Schützengrabenangina. Es überlebten jene, die schnell auf Gefahren zu reagieren verstanden. Ein wacher junger Rekrut lernte bald, unter den jaulenden Geräuschen diejenigen herauszuhören, die ihn bedrohten. Allerdings konnte es passieren, dass er nach

einigen Naheinschlägen, wenn ihm die Ohren summten und alles um ihn herum dunkelrot wurde, einzusehen begann, dass ihm vielleicht auch einmal ein Wegducken nichts mehr nützen würde. War er Schütze eines Krupp-Maxim-Maschinengewehrs, so wusste er, dass man seine Lebenserwartung im Kampf auf etwa dreissig Minuten berechnet hatte, und mit der Zeit wurde er dem Tod und dessen Waffen gegenüber gleichgültig. Handgranaten wurden dazu verwendet, um aus den französischen Teichen Fische herauszuholen. Patronen wurden aus den Gürteln gelöst, um damit vertraute Rhythmen vor sich hinzutrommeln, MG-Schützen beharkten die feindlichen Linien aus wassergekühlten Läufen mit einem Patronengurt nach dem anderen, um heisses Wasser für die Suppe zu erhalten. Wusste man, dass die Engländer oder Franzosen nicht genügend Füllmaterial für ihre Kartätschen hatten und daher improvisieren mussten, wurden die Schützengräben nach jedem Beschuss sorgfältig daraufhin abgesucht, ob der Feind irgendetwas Nützliches herübergeschickt haben könnte. Manchmal fand man dann gut verwendbare Schrauben, Bolzen, das Zahnrad einer Uhr oder gar ein falsches Gebiss, das gerade passte²⁴.

Für die Jugend, die mehr Idealismus besass, als man in der Welt je zuvor gesehen hatte, bedeutete dieses todbringende Leben eine geistige Krise. Sie war zu den munteren Weisen der «Wacht am Rhein», der «Marseillaise» oder des «Tipperary»-Liedes ausgezogen und hatte von Tressen und Heldentum geträumt. Als sie dann sahen, wie ihre Generation verblutete, dass die Verlustlisten von Monat zu Monat länger wurden, schauderten die Nachdenklichen unter ihnen niedergeschmettert zurück und flüchteten sich in Zynismus und Verzweiflung. Erich Maria Remarque, der bei Kriegsausbruch sechzehnjähriger Schüler an einem westfälischen Gymnasium gewesen war, fragte sich, warum in den Frontberichten beharrlich betont werden musste, dass an der Westfront alles ruhig sei. Der junge Harold Macmillan, der dreimal verwundet wurde, verkroch sich in seine Horazlektüre. Siegfried Sassoon warf sein Militärkreuz in hohem Bogen ins Meer und schrieb voller Bitterkeit:

Bete zu Gott, dass du niemals die Hölle erfährst, wo Jugend und Lachen verschwinden²⁵.

Das waren die Empfindsamen. Doch die meisten kämpften stumpf und gleichgültig. Sie waren zur Furchtlosigkeit erzogen worden, man hatte sie Mannestreue gegenüber «Gott» oder *God* oder *Dien* gelehrt, und mit dumpfer Überzeugung opferten sie sich für eine Zivilisation, die gemeinsam mit ihnen unterging. Blickt man zurück, so scheint sie ein ruhiges Gefühl der Hingabe kennzeichnet zu haben, das nur vom Instinkt herrühren konnte. In jenem Krieg, sagt Dick Diver in F. Scott Fitzgeralds Roman *Tender is the Night*, während er einen Rundgang durch alte Schützengräben macht, «musste man eine hochherzige Empfindsamkeit besitzen, deren Wurzeln noch tiefer als die eigene Erinnerung reichten. Man musste sich an Weihnachten erinnern können, an Ansichtskarten vom Kronprinzen und seiner Braut, an kleine Cafés in Valence und an Biergärten Unter den Linden, an Hochzeiten in der *mairie*, an Derbybesuche und an den Backenbart des Grossvaters.» – «Dies», sagte er, «war die letzte Liebesschlacht²⁶.»

Bei den Offensiven der Entente verschoben sich die Fronten jeden Tag um ein paar Meter, und die Toten «blieben wie eine Million blutiger Fetzen dahinter liegen», wie

Dick Diver sagt. Für die Mittelmächte war der Lauf der Dinge ein ganz anderer. Nach dem misslungenen Versuch, Verdun einzunehmen, war es für ihre Sturmtruppen an der Westfront vergleichsweise ruhig geworden. Anderwärts jedoch ereignete sich viel, und zwar zumeist im günstigen Sinne für die Deutschen. Sie verdienten das nicht. Ebenso wie die alliierten Befehlshaber waren sie von der Clausewitzschen Idee der «Entscheidungsschlacht», von der napoleonischen Doktrin «grosser Bataillone» behext. Ludendorff verspottete alle Aktionen auf anderen Bühnen als solche in «Jahrmarktsbuden». Doch in den Jahrmarktsbuden gewannen die Deutschen Kriegserfolge. Sie stützten sich auf ihre Nachschublinien im eigenen Land und konnten deshalb auf riskante Operationen zur See verzichten – eine solche führte zu Englands Scheitern auf der Halbinsel Gallipoli. Die Deutschen konnten überall unmittelbar losschlagen. Man brauchte nur vorher eingeplante Züge einzusetzen, und als im Westen die Einriegelung ihren Fortgang nahm, besiegten die Deutschen an den Ostabschnitten jeden Herbst einen weiteren schwachen Alliierten, wodurch von Jahr zu Jahr immer mehr Truppen für Frankreich frei wurden.

1914 wurden die Russen bei Tannenberg elend zugerichtet. 1915 verbündete sich Bulgarien mit den Mittelmächten und schaltete Serbien aus. 1916 war Rumänien an der Reihe. Die Rumänen hatten zwar in den letzten beiden Jahren die Mannschaftsstärke ihrer Armee verdoppelt, doch in strategischer Hinsicht waren sie isoliert. Eine kampflustige deutsche Streitmacht, die von Verdun abgezogen worden war, schwärmte die Karpaten hinauf. Gerade noch bevor der erste Schnee die Pässe versperrte, gelang der Durchbruch, und Rumänien musste kapitulieren. Die Lage im Osten war für die Alliierten überall gleich trostlos. Auch im Mittleren Osten sah es nicht viel anders aus; lediglich die auf Kamelrücken ausgeführten Stosstruppunternehmen eines jungen englischen Archäologen namens T. E. Lawrence schenkten einen kleinen Hoffnungsschimmer. Und 1917, als Russland unter einer Reihe von Revolutionsregierungen immer weiter nach links rutschte, schickte Ludendorff eine Streitmacht von ausgesuchten Divisionen zur Verstärkung des österreichischen Frontabschnitts bei Caporetto nach Italien. Am 24. Oktober griffen die Deutschen von den Julischen Alpen her im dichten Nebel an. Es klappte hervorragend, und die Italiener brachen völlig zusammen. Innerhalb von zwölf Stunden befanden sich die deutschen Divisionen auf dem Vormarsch, und Ende November versteckten die verängstigten Venetianer ihre Bronzeperle von St. Markus und bereiteten sich auf die Flucht vor. Als sich die Verteidiger schliesslich wieder sammelten, hatten sie 600'000 Mann verloren und waren bis an die Piave zurückgedrängt. Selbst der feurigste Jünger von *la gloire* hatte jetzt erkannt, dass es um den Krieg schlimm bestellt war.

Aber das war noch nicht das Schlimmste. 1917 war für Frankreich ein Jahr des Schreckens geworden. Noch im Frühjahr hatten sich die Engländer und die Franzosen in Hochstimmung gefühlt. Unabhängig voneinander hatten sie eine Entscheidungsschlacht an der Westfront geplant, und beide Heere hatten ihre stärksten Bataillone für einen Durchbruch massiert. Die Franzosen sollten den Reigen eröffnen, und zwar mit einer «unbegrenzten Offensive» unter dem Oberbefehl ihres schwadronierenden neuen Feldherrn Robert Georges Nivelle, der den schwerfälligen Joffre abgelöst hatte. Unglücklicherweise kam Nivelles Angriffsplan Ludendorff zu Ohren. Die Offensive war

in den Zeitungen angekündigt worden, und selbst auf Kompanieebene kursierten bereits Befehle, was zur Folge hatte, dass die Deutschen Gefangene machten, denen diese Befehle bekannt waren. Nivelle wusste das. Er wusste auch, dass Ludendorff mit einem strategischen Rückzug parieren würde, dem man nach dem bösen Zwerg in der Nibelungensage den Decknamen «Alberich» gegeben hatte. Die Deutschen wollten bei dieser Gelegenheit die Brunnen vergiften und Minenfelder legen. Der französische Oberbefehlshaber entschied, dass sich dadurch nicht das geringste ändern sollte. Doch in Wirklichkeit wurde so alles zunichte. Die neue deutsche Frontlinie stellte für jeden Verteidiger ein Traumbild und für die Poilus einen Fleischwolf dar. Der Ansturm der Franzosen verwandelte sich bald in ein Blutbad, und in dem Augenblick, da er zum Stillstand kam, revoltierten die französischen Truppen, die man mit Siegesverheissungen gefüttert hatte. Frankreich war der Wirkung nach ausgeschaltet worden.

Jetzt wandten sich die Alliierten verzweifelt an Haig. Seine Antwort war der Albtraum von Paschendale. Haig griff vom alten Frontvorsprung um Ypern aus an – dieser stellte eine strategische Belastung dar, wurde aber heilig gehalten, seit er 1914 der letzte Stützpunkt englischer Truppen gewesen war – und führte einen leeren Schlag gegen Krupps U-Boot-Stützpunkte in Belgien. Keinen Augenblick lang hatte er Aussicht auf Erfolg, und der Angriff kam für niemanden überraschend. Das einzige, was dabei herausprang, war, dass durch ein langanhaltendes Trommelfeuer vor dem Sturm das flämische Entwässerungssystem zerstört wurde. Das Wasser, das nirgendwohin ablaufen konnte, überflutete die Schützengräben, und damit die Angelegenheit noch durchnässter wurde, regnete es so stark wie seit dreissig Jahren nicht mehr. Nach drei Monaten in diesem trüben Wasserloch hatten die Engländer mühsam das Dorf Paschendale eingenommen. Ihre Armee war erschöpft. In London wurden die Lazarettzüge bei Nacht entladen und die Verwundeten unbemerkt von der Öffentlichkeit heimgebracht, weil man um die Moral der Bevölkerung fürchtete. Und auf den Feldern in Flandern wucherte der Klatschmohn zwischen den Kreuzen, die in übersichtlichen Reihen 150'000 frische Gräber gefallener Engländer bezeichneten.

Doch an dieses vorletzte Kriegsjahr erinnert man sich nicht wegen der wilden Flucht in Italien, wegen der französischen Meuterei oder wegen des sinnlosen Hinmordens der Jugend Englands. Zwei aussereuropäische Ereignisse stellten das alles in den Schatten. Das erste war Amerikas Kriegseintritt. Von Bernstorff hatte aus Washington unzählige Depeschen abgesandt, in denen er Wilhelm anflehte, nicht wieder den uneingeschränkten U-Boot-Krieg aufzunehmen. Als jedoch die Blockade der Alliierten immer wirksamer wurde, setzte man Allerhöchstdenselben unter Druck, den Kopfsprung zu wagen. Krupp hatte eine Flotte von 148 U-Booten gebaut, und Hindenburg und Ludendorff forderten, dass sie auch eingesetzt würde. Anfang 1917 hatte Wilhelm eine seiner Meinung nach glänzende Idee. Sein Aussenminister musste der mexikanischen Regierung telegrafisch den Vorschlag unterbreiten, in die Vereinigten Staaten einzudringen und Texas, New Mexico und Arizona zurückzuerobern. Wenn die Amerikaner erst einmal im eigenen Land kämpfen müssten, erklärte der Kaiser seinem verblüfften Hof, würden sie es kaum auch noch mit den Mittelmächten aufnehmen wollen. Es war sein Pech, dass die Engländer das Telegramm dechiffrierten; es wurde in den ganzen Vereinigten Staaten veröffentlicht und erregte grosse Empörung.

besonders in Texas. Jetzt forderte der Generalstab die Tat, und der Kaiser liess deshalb Gustav zu sich rufen. Der Bau von U-Booten müsse absoluten Vorrang haben, sagte er. Krupp eilte nach Kiel, begann mit einer völligen Umorganisation der Germania-werft, und der Kaiser gab das Startzeichen. Während der nächsten beiden Monate schäumte der Atlantik von Blasenspuren der Torpedos auf. Präsident Wilson versuchte das Unvermeidliche zu umgehen, indem er seine Handelsschiffe bewaffnete, doch als vom Erfolg berauschte U-Boot-Kommandanten auch noch mit der Versenkung heimwärtsfahrender amerikanischer Schiffe begannen, resignierte er, und am 6. April erklärte der Kongress den Krieg²⁷.

Zunächst einmal schien es, als ob sich Deutschlands Einsatz im riskanten Spiel gelohnt hätte. Obwohl die Alliierten 50 U-Boote versenkten, hielt Krupp die Unterwasserflotte des Reichs im Oktober auf einem Stand von 134 Einheiten, und die Vernichtung alliierter Schiffstonnage übertraf sogar die deutschen Erwartungen. Allein im April verschwanden 875'000 Bruttoregistertonnen in den Wellen, wovon mehr als die Hälfte britischer Herkunft war. Der englische Admiral Jellicoe liess den amerikanischen Admiral Sims wissen, dass der U-Boot-Krieg sein Land in die Knie gezwungen habe. Die Rationierungsmassnahmen wurden immer strenger. Die Regierung tat alles, was in ihren Kräften stand: Einberufungsbefehle ergingen an Krüppel, Blinde, geistig Zurückgebliebene und in einigen Fällen auch an Verstorbene – doch es reichte nicht. Von vier Schiffen ging jeweils eines unter. Im Land war nur mehr ein Getreidevorrat für sechs Wochen vorhanden. Jellicoe sagte eine Kapitulation der Alliierten für den 1. November voraus. Schliesslich griff die Admiralität die von Lloyd George vorgeschlagene Lösung auf: Begleitschutz für Handelsschiffe. Von Anfang an erwies sich das als glänzender Erfolg. Gleichzeitig wurde der Bau von Zerstörern beschleunigt, und dank der Entwicklung von Wasserbomben konnte man die von Gustavs schwarzen Bootskörpern drohende Gefahr unter Kontrolle bringen. Jetzt stand genügend britischer Schiffsraum zur Verfügung, um den Atlantik zu überbrücken und die verzweifelt benötigten Expeditionstruppen nach Europa zu schaffen²⁸.

Es war ein Wettlauf mit der Zeit, denn das zweite wichtige Ereignis des Jahres 15/17, der Schlussstein in der Siegesserie der Deutschen im Osten, bedeutete, dass die dortige Front aufgehoben wurde: von nun an war Deutschland im Westen zum erstenmal zahlenmässig weit überlegen. Im November kamen in Russland die Bolschewisten an die Macht und hielten um Frieden an. Über Nacht bekam der Krieg ein anderes Gesicht. Ludendorff steckte auf der Generalstabskarte ganze Hände voller Fähnchen um. Wilhelms kaiserliche Lokomotive dampfte zum Hauptquartier von Hindenburg und Ludendorff in dem französischen Städtchen Avesnes südöstlich von Valenciennes, denn S.M. wollte dort den Triumph von Deutschlands Waffen miterleben. Kein Mensch dachte daran, dass dem Kaiser der Sieg verwehrt werden könnte. Durch den Waffenstillstand mit Russland waren 3'000 Kruppgeschütze und eine Million Mann in graugrünen Uniformen und Stahlhelmen freigeworden. Das genügte, um Ludendorff die Oberhand zu geben, vorausgesetzt, dass er den Streich führte, bevor Amerikas wachsende Stärke ihm die Klinge stumpf machte. Er dachte sich eine glänzende neue Kampftechnik mit Stosstrupps, Kriegslisten, plötzlichen Feuerüberfällen, Gasan-

griffen und Infiltration aus, legte eine Anzahl von Vorstössen fest und gab dem Unternehmen den Decknamen «Kaiserschlacht». Hindenburg sagte dem Kaiser zu, dass man am 1. April in Paris sein werde.

Ludendorff kannte seine Gegner genau. Der erste Schlag der «Kaiserschlacht», der am 21. März geführt wurde, traf die schwache Nahtstelle, wo die französischen und britischen Armeen im Sommetal aneinanderstiessen. Das Ziel war Amiens, durch das die einzige Verbindungslinie zwischen den beiden Alliierten führte. Nach einem furchtbaren Trommelfeuer aus den Essener Rohren stiessen die Deutschen unter dichtem Nebel in der fünffachen Stärke von Verdun vor. Bis zum Abend war die Front an mehreren Stellen durchbrochen. Am zweiten Tag mussten die durch Paschendale geschwächten Briten um fünfzehn Kilometer zurückweichen. Mit jeder Stunde reichte der Einbruch tiefer ins feindliche Hinterland. Am sechsten Tag war eine der Eisenbahnlinien zwischen Amiens und der Hauptstadt unterbrochen, aber damit fand der Vorstoss auch sein Ende. Die ausgehungerten Sturmtruppen hatten sich inzwischen ans Plündern gemacht, die Tommies hielten erbittert stand, und Ludendorff bereitete seinen nächsten Schlag für den April in Flandern vor. Wiederum hatte er Nebel, und wiederum brach er durch, diesmal in einer Frontbreite von 45 Kilometern. Alles, was Haig vor sechs Monaten eingenommen hatte, ging verloren. Der Feind befand sich acht Kilometer vor Hazebrouck, einem äusserst wichtigen Eisenbahnknotenpunkt, der auch das Ziel darstellte. Plötzlich zauderte Ludendorff. Er konnte sich nicht entscheiden, ob er nun die höchste Erhebung von Flandern einnehmen sollte oder nicht, und als er sich endlich zu einem Entschluss durchgerungen hatte, hatten sich die hartnäckigen Engländer bereits eingegraben. Alles, was Ludendorff also gewonnen hatte, war ein zweiter Frontvorsprung, und der hiess nicht Paris.

Doch niemand zweifelte daran, dass sein Meisterstück noch kommen würde. Nachdem er zweimal zugeschlagen hatte, würde er es sicherlich auch noch ein drittes Mal tun. Die Alliierten waren vor Schrecken erstarrt. «Wir kämpfen mit dem Rücken gegen die Wand!» erklärte Haig vor seinen Truppen. Marschall Foch, der in jener dunklen Stunde zum Oberkommandierenden sämtlicher Armeen ernannt worden war, rief zur Verteidigung jeden Meters Boden auf, und Pershing stellte Foch auch noch den letzten Infanteristen seiner Streitmacht zur Verfügung. Merkwürdigerweise waren es die Amerikaner – die Neulinge also –, die genau die Stelle herausfanden, wo der grösste Sturmangriff der Deutschen losbrechen sollte. Der nördlich der Aisne gelegene Berg Rücken Chemin des Dames war ein natürliches Bollwerk, so dass die Franzosen ihm nicht viel Beachtung geschenkt und es mit fünf erschöpften britischen Divisionen besetzt hatten, die sich dort ausruhen sollten. Zufällig war hier der Paris am nächsten gelegene Frontabschnitt. Ludendorffs Plan ging dahin, an dieser Stelle durchzubrechen und auf die Hauptstadt loszumarschieren. Er erwartete, dass dann auch die letzte alliierte Reserve zur Verteidigung nach Paris geworfen würde, und sobald das geschehen war, wollte er schwenken und Haigs Kanalhäfen ansteuern.

Ludendorffs Vorbereitung war hervorragend. Kein Mensch nahm die Vermutung der Amerikaner ernst, denn an der dortigen deutschen Front war nicht die Spur einer Bewegung zu erkennen. Die Beobachtungsposten meldeten nichts Auffälliges, und auch Luftaufnahmen zeigten nichts. Anscheinend waren nicht einmal Batterien in Stel-

lung gegangen. In Wirklichkeit lagen dort fast 4'000 Krupp-Geschütze. Sie waren nur nicht zu erkennen. Nachts wurde marschiert, und tagsüber versteckte man sich in den Wäldern; die Pferdehufe wurden mit Lumpen umwickelt, und das Gequake von Fröschen übertönte das Knarren der Geschützlafetten. Auf diese Weise hatte Ludendorff in einer von Riesenbäumen bestandenen wilden Hügellandschaft gegenüber dem Berg Rücken vierzehn Elitedivisionen massiert. Am Morgen des 27. Mai kamen die Angreifer hinter einem Gewittersturm von Giftgas und Schrapnells aus dem Nichts hervorgestürzt. Die Engländer stoben auseinander. Bis zur Abenddämmerung hatten sich die deutschen Angriffssäulen achtzehn Kilometer weit vorgearbeitet. Sie überquerten die Vesle und marschierten mit ihren wuchtigen Stiefeln und den im Sonnenschein geradezu elegant aussehenden feldgrauen Uniformröcken weiter. Bis zum fünften Tag, an dem Soissons fiel, hatten sie fünf französische Verteidigungslinien überrannt. Dahinter gab es keine mehr. Sie standen an der Marne, und die Sturmspitzen hatten bereits einen nur 55 Kilometer vom Eiffelturm entfernten Ort namens Château-Thierry erreicht. Eiligst wurde der Oberste Kriegsrat der Alliierten einberufen. Die europäischen Marschälle waren sich bisher darüber einig gewesen, dass die Amerikaner erst 1919 kampfbereit sein würden. Da jetzt aber keine andere Streitmacht zur Verfügung stand, wurden die amerikanischen Marineinfanteristen an die Front geschickt.

Nach einem Nachtmarsch trafen das 5. und 6. Marineinfanterieregiment ein und wurden gleich gegen die nach Paris führende Strasse geworfen. Ihnen gegenüber wogten dicht mit rotem Klatschmohn gesprenkelte Weizenfelder, und 350 Meter dahinter erhob sich ein undurchdringliches Dickicht von dunklem, in sich verschlungenem Laubwerk. Das war der Wald von Belleau. Die Deutschen würden dort mit zwei Divisionen durchkommen und jeden Augenblick Schulter an Schulter hervorbrechen. Es gebe keine alliierte Verteidigungslinie, erklärte ein aufgeregter französischer Offizier den Amerikanern, und es werde auch so lange keine geben, bis sie selber eine bildeten. Man konnte den Offizier kaum verstehen, da rechts und links Flüchtlinge mit Vogelkäfigen und vollbepackten, ratternden Kinderwagen vorbeieilten. Einer von ihnen rief: *«La guerre est finit»*, und ein Amerikaner brüllte zurück: *«Pas finit»*, womit er dem Frontabschnitt seinen Namen gab. Fünf Tage lang hielten die Marineinfanteristen acht Kilometer von Pas Fini gegen die geballten grauen Sturmsäulen, die über das Feld dahergestürzt kamen. Die Deutschen berichteten, sie seien auf *«feudale Regimenter»* des Feindes getroffen. Clemenceau verkündete, dass die Amerikaner Paris gerettet hätten, und als sie dann zur Offensive übergingen, den Wald von Belleau stürmten und vom Feind säuberten, wurden sie daheim zu Nationalhelden. UNSERE TAPFEREN MARINEINFANTERISTEN STÜRMEN ZWEIFEINHALB MEILEN VORAN, UND NICHTS KANN SIE DABEI AUFHALTEN, verkündete eine Schlagzeile der *New York Times*. Von den achttausend Soldaten, die in der kritischen Situation die Strasse gesperrt hatten, lebten nur noch zweitausend. Mehr als hundert von ihnen wurde das Distinguished Service Cross verliehen²⁹.

Pershing hatte jetzt eine Million Mann in Frankreich stehen. Er übernahm mit seinen Leuten immer mehr von der alliierten Front, und als die Deutschen den Tag der Bastille für einen neuen Angriff auszunützen versuchten und damit die zweite Marneschlacht auslösten, traten fünf amerikanische Divisionen zum Gegenangriff an.

Ludendorffs Hoffnungen welkten mit dem Klatschmohn dahin. Um seine Offensive vom 14. Juli hatte er einen gewaltigen Propagandarummel inszeniert. Man hatte sie «Siegesturm» getauft, und auf Ludendorffs Weisung hin war hinter den Linien ein hoher Holzturm errichtet worden, von dem aus der Kaiser zuschauen konnte. Wilhelm liess sich für sechs Tage auf dem Turm nieder, blickte mit zusammengekniffenen Augen durchs Fernrohr auf weit entfernte, verschwommene Gebilde und versuchte herauszufinden, welche nun eigentlich seine Truppen waren. Als er endlich steif herunterkletterte, hörte er nur schlechte Nachrichten. Der letzte Vorstoss war nicht geglückt. Diesmal hatten die Deutschen nicht einmal einen Vorteil erlangt. Ihre Kampfmoral sank schnell: In erbärmlich klingenden Briefen erfuhren die Truppen vom Hunger in der Heimat, die Quartiermeister standen vor leeren Regalen und teilten an die Soldaten requirierte Frauenkleider aus. Dann ereignete sich das, was Ludendorff «den schwarzen Tag» des Krieges nannte. Am 8. August konzentrierten die Engländer vor Amiens beinahe fünfhundert Tanks, durchbrachen die deutsche Front und drangen zwölf Kilometer weit vor. Das war ein Omen. In jener Woche bot Ludendorff seinen Rücktritt an. Er konnte davon abgebracht werden, doch das Blatt hatte sich gewendet. Von nun an beschäftigte sich der Generalstab nicht mehr mit Gedanken an den Sieg, sondern damit, wie man mit den Alliierten handelseins werden und das Heer retten könnte³⁰.

Allerhöchstderselbe war von der Niederlage nicht überzeugt. Als der «Siegesturm» in vollem Gang gewesen war, hatte er Hindenburg das Eiserne Kreuz mit der Krone in Gold angeheftet, einen Orden, der erst zum zweiten Mal in der Geschichte verliehen wurde. (Das erste solche Eiserne Kreuz hatte Blücher nach seinem Sieg über Napoleon erhalten.) Zwar hatte Wilhelm nach der abscheulichen Schlappe am 8. August Ludendorff zugemurmelt: «Ich sehe ein, wir müssen die Bilanz ziehen ... Der Krieg muss beendet werden ... Ich erwarte die Herren also in den nächsten Tagen in Spa.» Doch auf der sechs Tage später stattfindenden Konferenz in Spa war er unschlüssig. Er spielte mit dem Gedanken, durch die Einführung einer echten parlamentarischen Demokratie die Dynastie der Hohenzollern zu retten. Ausserdem hatte er die Hoffnung auf eine befriedigende Lösung an der Front noch immer nicht aufgegeben³¹.

Wilhelm träumte, aber verglichen mit Krupp war er ein harter Realist. Nach den Worten eines deutschen Schriftstellers litt Gustav an der Unfähigkeit, «jemals einzugestehen, dass dieser Krieg verloren war ... Und so baut er in seinem Inneren Blinden auf, die ihm den freien Blick in die Wirklichkeit verwehren.» Nach Gustavs Rechnung stand Ludendorff ganz kurz vor einem grossen Triumph. Das Heer hatte die Widersacher des Vaterlands an jeder Front ausser einer geschlagen, und auch dort befanden sich ja die deutschen Truppen tief im französischen Gebiet. Ebenso wie Alfred Krupp schickte Gustav Krupp Geschütze zur Beschiessung von Paris. Die historische Parallele konnte einfach nicht übersehen werden. Kaiser, Reich, Volk und Kanonenkönig würden gemeinsam obsiegen³².

Die Beschiessung von Paris fand fast auf den Tag genau gemeinsam mit Ludendorffs Offensiven im Jahr 1918 statt. Sie begann am 23. März, nur achtundvierzig Stunden nachdem der erste Vorstoss ausgeführt und der frisch eroberte Brückenkopf Laon bei Crepy von Artilleriespezialisten übernommen worden war, und sie endete

am Morgen nach dem «schwarzen Tag» des 8. August. Während jener 139 Tage wurde alle zwanzig Minuten eine Granate abgefeuert. Die Beschiessung war sinnlos und unmenschlich zugleich, und mehr als jede andere deutsche Grausamkeit – die U-Boote eingeschlossen – wurde sie mit dem Namen Krupp in Verbindung gebracht. Das Ganze war übrigens eine bemerkenswerte technische Leistung. Obwohl das Geschütz allgemein «Dicke Bertha» genannt wurde – eine falsche Bezeichnung, die auch heute noch, selbst in Essen, weiterlebt –, bestand keinerlei Ähnlichkeit zwischen den «abgesägten» Belagerungshaubitzen, die Deutschlands erste Schlacht im Krieg entschieden hatten, und jener langen «Pariskanone» mit konischem Lauf, die während der letzten deutschen Offensive eine so pompöse Rolle spielte. Die «Berthas» schleuderten ein Projektil von einer Tonne Gewicht dreizehneinhalb Kilometer weit. Die Granaten der Pariskanone wogen viel weniger – zwischen 90 und 100 Kilogramm –, und das Kaliber betrug nur 21 Zentimeter, also halb so viel wie das einer Haubitze. Das Besondere an der Pariskanone war ihre Reichweite. Ursprünglich war sie als Schiffsgeschütz konzipiert worden. Im Herbst 1914 hatte ein gewisser Rausenberger, der in Meppen mit einem primitiven Modell Versuche anstellte, ein Rohr für eine Reichweite von etwa 46 Kilometern vervollkommen. Er experimentierte weitere einundvierzig Monate herum und steigerte die Reichweite schliesslich auf 120 Kilometer. Gleichzeitig verbesserte er auch die Zielgenauigkeit, was zur Folge hatte, dass die erste auf Paris abgefeuerte Granate mitten auf der Place de la République detonierte, obwohl der Brückenkopf von Laon 115 Kilometer nordöstlich von der Hauptstadt lag³³.

Die deutsche Kriegsmarine betrachtete das Geschütz noch immer als ihr eigenes, und so wurde es von einer sechzig Seeleute starken Mannschaft unter dem Kommando eines Admirals bedient. Für diese Sonderaufgabe waren alle sorgfältig ausgebildet worden, da ihr 150 Tonnen schweres Ungeheuer besonders achtsam behandelt werden musste. Der Gewichtsunterschied der einzelnen Granaten in Höhe von etwa 13 Kilogramm hatte seinen besonderen Grund. Man hatte den Seelenten beigebracht, dass jedes Projektil vor dem Abfeuern in einer unterirdischen Kammer vorgewärmt und dass das Rohr nach jedem Schuss aus den Trägern gehoben und geradegebogen werden musste. Doch selbst die gewissenhafteste Beachtung der Details konnte nicht die metallurgischen Gesetze aufheben. Bei jedem Schuss dehnte sich das Geschützrohr geringfügig aus. Deshalb wurden die konisch zulaufenden Projektile numeriert, und jedes war ein wenig länger und dicker als sein Vorgänger. Das Kaliber war also nie konstant. Offiziell betrug es 20,75 Zentimeter, doch in Wirklichkeit schwankte es zwischen 20 Zentimetern und 21 Zentimetern. Nach 65 Schüssen war ein Geschützrohr nicht mehr zu gebrauchen und musste ausgewechselt werden.

Es mag absurd erscheinen, dass einem einzigen Geschütz ein Admiral zugeteilt wurde, doch dieser musste eine Instrumententafel überwachen, die eines Schlachtschiffs würdig gewesen wäre. Dem Abschuss jeder Granate gingen umfangreiche Berechnungen in höherer Mathematik voraus. Der befehlshabende Offizier und sein Stab studierten die zuletzt durchgegebenen Daten über Luftdruck, Luftfeuchtigkeit, Temperatur und über die Krümmung der Erdoberfläche. Da kein Artilleriebeobachter über eine Entfernung von 120 Kilometer blicken konnte, musste man sich auf Berichte von Spionen in Paris stützen, ob die Einschläge nun gut lagen oder nicht. Sobald der Au-

genblick des Abfeuerns gekommen war, alarmierte ein eigenes Telefon dreissig umliegende Batterien, die das Feuer eröffneten, um die Spezialistenteams der Alliierten zu verwirren, die die Stellung der Pariskanone zu orten suchten. Ausserdem standen auf einem nahegelegenen Flugfeld vierzig Fokkermaschinen startbereit, für den Fall, dass der Feind die Position des Geschützes doch irgendwie herausbekam und Bomber losschickte. Beim Kommando «Feuer!» hob sich das Projektil gen Himmel und erreichte in der Stratosphäre eine Scheitelhöhe von 39 Kilometern, bevor die Flugbahn sich wieder zur Erde senkte. Es klang wie das Röhren eines riesigen Hirsches, wenn sich die Granate der Stadt näherte. Die Resultate waren unterschiedlich. Innerhalb von zwanzig Wochen wurden durch die Waffe über tausend Pariser getötet, doch es gab auch Tage, an denen die Agenten nicht mehr als die Zerstörung einiger Dachsimse melden konnten. Ein besonders eindrucksvoller Volltreffer gelang den Deutschen am 29. März, einem Karfreitag, als eine Granate durch das Kirchendach von Saint-Gervais schmetterte und gerade während der Messe im Querschiff explodierte. Dabei wurden einundneunzig Andächtige getötet und über hundert verletzt. Doch der Gesamterfolg konnte kaum die Ausgabe von 35'000 Mark pro Schuss rechtfertigen. «Sie sorgt nur für neuen Hass gegen Deutschland», schrieb Gert von Klass³⁴.

Gegen Spätsommer wurde Deutschland wirklich von aller Welt gehasst, wozu übrigens auch viele Deutsche zählten. Die halb verhungerten und miserabel wohnenden Untertanen des Kaisers hatten ihre ganze Hoffnung auf die «Alles-oder-Nichts»-Offensiven im Frühjahr gesetzt. Jetzt war ihnen nichts mehr davon übriggeblieben, und sie wurden rebellisch. Die Nachrichten von der Westfront wurden immer schlimmer: Die Briten und Franzosen eroberten Roye, Bapaume, Noyon und Péronne zurück, und die Amerikaner rückten beiderseits des Brückenkopfs von Saint-Mihiel vor. Inmitten dieser Misere fasste Wilhelm plötzlich den Entschluss, das Werk in Essen zu inspizieren. Noch vor ihm traf die Kaiserin ein. Der allgegenwärtige Ernst Haux war dabei, als Auguste Viktoria eine Reihe von leitenden Angestellten der Gussstahlfabrik abschnitt und an die Revers ihrer Gehröcke Auszeichnungen heftete. Haux notierte: «Sie sah damals nicht sehr kräftig aus, wie das bei früheren Visiten der Fall gewesen war, als ihre Erscheinung so richtig die Mutter von sieben prächtigen Kindern versinnbildlicht hatte. Jetzt schien sie ganz zerbrechlich zu sein ... Man sagte, dass sie ein starkes Medikament einnehme, um schlank zu bleiben ... Draussen wütete ein Sturm, während die Kaiserin die lange Reihe entlangschritt und an jede Person ein paar freundliche Worte richtete.» Selbst das Wetter, so grübelte Haux später, war gegen Deutschland³⁵.

Krupp wurde davon in Kenntnis gesetzt, dass es S.M. genehm sein würde, am Montag, dem 9. September, einzutreffen, sich in der kaiserlichen Suite auf Villa Hügel auszuruhen, anschliessend den Fortgang der Kriegsanstrengungen zu begutachten und dann noch über Nacht zu bleiben. Gustav griff instinktiv nach einem Bleistift und bereitete einen Terminplan vor: Montag, 9. September, 15 Uhr Abfahrt von Villa Hügel; 15.30 Uhr Ankunft im Hauptverwaltungsgebäude, Einführende Bemerkungen, mit Plänen und Karten; 15.50 Uhr Maschinenwerk I; 16.10 Uhr Rücklaufmantelwerk IV; 16.30 Uhr Rückstosszylinderwerk I, Geschützwerk III ...³⁶

Und so lief die Geschichte auch ab, oder, besser gesagt: sollte sie ablaufen. Der Kaiser war ungeduldig. Er hastete durch den langen Terminplan, der sich auch noch

in den Dienstag hinein fortsetzte – mit Besichtigungen von Heisspressen, Montagebändern für Zünder, Granatdrehereien und des Essener Schiessplatzes. Nach dem Mittagessen im Restaurant Friedrichshalle – Gustav hatte ihm dafür knapp zwanzig Minuten zugestanden – räusperte sich Wilhelm endlich. Was er sich wirklich wünsche, sagte er, sei eine Gelegenheit, zu den Männern zu sprechen. Bisher hatte man für ihn ein Publikum aus leitenden Angestellten und vertrauenswürdigen Vorarbeitern zusammengestellt, doch diesmal war er dazu entschlossen, sich direkt an die russigen Kruppianer zu wenden. Als er beim Hauptverwaltungsgebäude das Tor Nr. 28 durchschritt, bemerkte Haux, dass der Kaiser beim Friseur gewesen war: «Seine Haare waren gelockt, so, wie er damals auf Münzen abgebildet war, und über die eine Schulter seiner Uniform legte sich ein Lederriemen, was zwar bei englischen Offizieren der Brauch, im deutschen Heer jedoch nicht eingeführt war. Er hatte einen Spazierstock mit einem kleinen Beil als Griff bei sich, der ihm von den Ungarn geschenkt worden war³⁷.»

Wilhelm wies mit seinem Stock auf den höchsten Punkt einer Kohlenhalde und schlug vor, von dort aus eine Ansprache zu halten. Krupp war entsetzt. Der Kaiser hatte die Uniform eines Feldmarschalls an, mit dem goldenen preussischen Adler vorn auf seinem blitzenden Helm: Ein falscher Schritt auf dem Kohlenhaufen, und S.M. würde nicht mehr von einem Kumpel zu unterscheiden sein. Nicht einmal Alfred hatte *so etwas* getan. Gustav raffte all seine diplomatischen Fähigkeiten zusammen und äusserte, dass diese Rednertribüne wohl doch nicht ganz ausreichen dürfte; nur die ganz vorn Stehenden würden ihren Herrscher verstehen können. Krupp wies auf eine nahegelegene riesige Halle, und Wilhelm stolzierte, Hebekränen ausweichend, hinein. Bei solch einer kurzfristigen Ankündigung politisch zuverlässige Arbeiter auszuwählen, war ein Ding der Unmöglichkeit; die Vorarbeiter mussten einfach die in der Nähe Beschäftigten zusammentreiben. An die 1'500 Hüttenarbeiter versammelten sich. Sie standen teilnahmslos da und boten in ihren Papierhemden und Holzpantinen einen seltsamen Anblick, während der Kaiser auf eine niedrige Plattform stieg, um von dort aus seine letzte Rede an der Ruhr zu halten. «Meine lieben Freunde!» begann er, und dann stürzte er sich in eine zündende Rede:

Weil es jetzt ums Ganze geht und unsere Feinde den grössten Respekt vor dem deutschen Heere haben, deshalb versuchen sie's mit Zersetzung im Inneren, um uns mürrisch zu machen durch Gerüchte ... Jeder, der auf solche Gerüchte hört, der ist ein Verräter und herber Strafe verfallen, ganz gleich, ob er Graf ist oder Arbeiter ... Jeder von uns bekommt von aussen seine Aufgabe zugeteilt...³⁸

Es wurde immer offensichtlicher, dass sie ihm nicht im Geringsten recht gaben. Was sie auch immer über die Truppen an der Front denken mochten: Der Kaiser wurde mit noch nie dagewesener Respektlosigkeit behandelt. Das war sein eigener Fehler. Noch nie hatte er falschere Töne angeschlagen. Mit einer einzigartig unglücklich gewählten Metapher bat er sie, ihr Endziel ebenso hochzuhalten, wie er das mit dem seinen tue – «Ich auf meinem Thron und du an deinem Amboss». An jenem Tag herrschte in den Werkhallen eine ungewöhnliche Hitze, und der Vergleich zwischen den drü-

ckend heissen Giessereien und dem kaiserlichen Komfort war daher einfach zu viel. Die Männer schauten unverhohlen gehässig drein und begannen untereinander zu murren. Wie Wilhelms Adjutant später in seinen Erinnerungen bemerkte, «erstarrten die Mienen, und je mehr sich der Kaiser steigerte, umso offenkundiger wurde die Ablehnung». Doch die sichtliche Unzufriedenheit der Arbeiter stachelte wiederum den Kaiser an. Haux notierte betrübt, dass Deutschlands kaiserlicher Herrscher sämtliche Klischees der «patriotischen Blätter» aufs Tapet brachte und nicht einmal davor zurückschreckte, die Unterstützung des Allerhöchsten herbeizubeschwören: Er «bat die Arbeiter, zu ihm zu stehen, und er versicherte ihnen, dass Gott, der immer auf Seiten Deutschlands gefochten habe, jetzt niemals diese Seite im Stich lassen würde».

Der Kaiser redete rasch und immer schriller. Schliesslich vergass er sich ganz und gestikuliert wild mit seinem verkümmerten linken Arm.

Werdet stark wie Stahl, und der deutsche Volksblock, zu Stahl zusammengeschnitten, soll dem Feinde seine Kraft zeigen. Jene unter euch, die sich von diesem Aufruf angerührt fühlen, jene, deren Herzen am rechten Fleck sitzen und die den Glauben bewahren werden – sie sollen aufstehen und mir im Namen aller deutschen Arbeiter versprechen: Wir werden kämpfen und bis zum letzten Mann aushalten. Dazu helfe uns Gott! Und wer das will, der antworte mit Ja!

Es blieb still in der Werkhalle. Gemäss einer offiziellen Darstellung, einem der letzten Papiere im Archiv des Zweiten Reichs, folgten auf die Stille «laute und anhaltende Ja-Rufe». Sollte es tatsächlich derartige Rufe gegeben haben, dann mussten Finanzrat Haux, der Adjutant des Kaisers und der Reporter der *Essener Volkszeitung*, die alle S.M. Äusserungen mitstenographierten, taub gewesen sein. Folgt man dem überraschend freimütigen Bericht der Zeitung vom 11. September 1918, der durch die Erinnerungen heute noch lebender Kruppianer, die damals dagewesen waren, bestätigt wird, so war keine einzige bejahende Erwiderung zu vernehmen. Ein Mann rief: «Wann ist endlich Frieden?», und ein anderer schrie: «Hunger!» Wilhelm erlebte. Ganz offensichtlich in heftige Erregung versetzt, machte er sich an seinen Schlusssatz:

Ich danke euch. Mit diesem Ja gehe ich jetzt zum Feldmarschall. Jeder Zweifel aus Herz und Sinn verbannt werden. Dazu helfe uns Gott.

Amen. Und nun, Leute, lebt wohl!³⁹

In seiner langgestreckten grauen Limousine wurde der Kaiser direkt zum Hauptbahnhof gefahren; sein Sonderzug stürmte mitten durch die in Rauch gehüllten Werke, um den Ausläufer des Hügels herum und dann westwärts die Ufer der Ruhr entlang. Es ging nicht an die Front, wie Wilhelm angekündigt hatte, sondern zu den lindernden Mineralquellen von Spa. Allerhöchstderselbe fühlte sich miserabel. Er brauchte ein Stärkungsmittel. Ähnlich erging es den Kruppdirektoren: Wilhelm hatte direktoriale Bestürzung zurückgelassen. Haux hielt die Episode für «wirklich unangenehm». Selbst Frau Haux, die bis dahin eine glühende Verfechterin der «Majestätsgläubigkeit» gewesen war, hatte der Vorfall wachgerüttelt; so notierte der Finanzrat in seinem Tagebuch: «Meine Frau, die der Versammlung beiwohnte, war über die Rede sehr beunruhigt.» Derart unglücklich war diese Schauung gewesen, dass beim Schichtwechsel später

am selben Nachmittag bereits ein Gerücht in Essen umlief, das weitaus schlimmer war als eines von jenen, die der Redner beklagt hatte. Der Kaiser habe sich gezeigt, wurde gemunkelt, und die Arbeiter hätten ihn umzubringen versucht. Das musste offiziell dementiert werden, was natürlich peinlich war. Tatsächlich steckte in dieser Geschichte ein Quentchen dichterischer Wahrheit. Für die 1'500 Mann, die sich in der Werkhalle versammelt hatten, war der Kaiser gestorben, den sie kannten. Solange er entrückt, mystisch und mächtig gewesen war, war auch seine Aura unversehrt geblieben. Als er dann leibhaftig erschien und sich als ein verkrüppeltes, von den Ereignissen verwirrtes Opfer zeigte, hatte er den Zauberbann gebrochen. Ein Gott, der er gewesen zu sein schien, konnte nicht besiegt werden. Ein alter Mann hingegen, der er offensichtlich war, konnte besiegt werden, und das war zweifellos geschehen. Er hatte gelogen, als er sagte, er habe sie ja sagen hören. Also hatte er auch bei allem anderen gelogen.

Die Arbeiter von Krupp hatten ihre Gefühle gezeigt, Krupp dagegen nicht. Was er über das Schauspiel beim Tor 28 gedacht haben mag, ist unbekannt. Wäre noch Alfred am Ruder gewesen, hätte es Sturzbäche von Memoranden und minutiösen Bulletins über seine giftigen Reflexionen oder – ganz zum Schluss – über seinen Gesundheitszustand gegeben. Aber Gustav war trotz aller seiner Versuche, den Kanonenkönig nachzuäffen, von anderer Natur. In Krisenzeiten zog er sich in einen Trancezustand des Gehorsams zurück und sah nur noch das, was er sehen wollte. Er hätte die kommende Kapitulation vorauserkennen müssen. Anders als die Giessereiarbeiter hatte er aus der bestmöglichen Quelle eine Einschätzung der militärischen Lage erhalten. Ende August waren Krupp, Duisberg, Stinnes und Ballin von Ludendorff herbeizitiert worden, und er hatte sie zu einer Karte geführt und ihnen gezeigt, wie aussichtslos die Dinge standen. Er regte an, dass die Industriellen geradewegs zum Kaiser gehen und ihm die Augen öffnen sollten. Als sie den Kartenraum verlassen hatten, blickten die anderen auf Gustav, ihren naturgegebenen Führer. Doch Krupp konnte nicht Wilhelms Augen öffnen: seine eigenen waren ja zu fest geschlossen. Stattdessen lauschte er Mietlingen des Kaisers. Diese hatten sich an die vier Industriekapitäne herangemacht und flüsterten ihnen ein, dass der General unnötigerweise pessimistisch sei, dass das Kriegsglück bald umschlagen und dass der Kaiser ihnen niemals vergeben würde, sollten sie als Kassandren zu ihm kommen. Gustav nickte mit ernstem Gesicht, die anderen zuckten die Schultern, und die Delegation ging auf der Stelle auseinander.

War die Misere des Reichs tatsächlich so schlimm, wie der General meinte – so schien sich der Kanonenkönig gedacht zu haben (wir können das nur aus seinen Handlungen schliessen, da er darüber nichts zu Papier brachte) –, dann musste es Wilhelm auch wissen, ohne dass es ihm ein Quartett von Übereifrigen von Ruhr und Alster auf die Nase band. Gewiss war der Ausblick vom Essener Hauptverwaltungsgebäude nicht annähernd so düster wie jener, den Ludendorff hatte. Bestellungen auf Kriegsmaterial strömten weiterhin ein. Die Germaniawerft hatte sich auf die Massenproduktion von U-Booten verlegt; trotz der britischen Flotte hatte es auf See noch nie so viele deutsche Unterseeboote gegeben. Nach dem Durchbruch der Engländer am «Schwarzen Tag» hatte Berlin schleunigst 85 Tanks in Auftrag gegeben: Für die «absonderlichen Kraft-

fahrzeuge», die Hindenburg so leichtfertig abgetan hatte, wurde ein eigenes Montageband aufgestellt. Das Heer forderte gepanzerte Fahrzeuge und Flugabwehrkanonen: Die Ingenieure hatten die Pläne dafür fertig. Die Gussstahlfabrik spie pro Stunde 4'000 Granaten und alle 45 Minuten eine blitzende neue Kanone aus. Darüber hinaus verhiesse enthusiastische Berichte aus Meppen, dass drei neue Waffen – eine schwere, aber sehr bewegliche Haubitze und 10-cm- und 15-cm-Feldgeschütze – allem Vergleichbaren in den Artillerieparks der Alliierten so überlegen seien, dass sie die Westfront auf breiter Linie aufreißen könnten⁴⁰.

Darüber nachzudenken war angenehmer, und so dachte Gustav eben darüber nach und verbrachte viel Zeit beim Studium von Haux' Büchern. Diese stellten wirklich eine prachtvolle Lektüre dar. Seit August 1914 hatte sich für den Konzern jede neue Kontraktion ausgezahlt, und die Bruttoeinnahmen waren auf die erstaunliche Summe von 432 Millionen Mark angewachsen. Natürlich stand das alles (mit Ausnahme des Vermögens, das sich in Holland unter Treuhänderschaft befand und so geheim war, dass nicht einmal die Vorstandsmitglieder darüber sprachen) nur auf dem Papier: Ein Sieg der Alliierten konnte es zu einem wertlosen Fetzen werden lassen. Sollte Ludendorff tatsächlich recht gehabt haben, dann würde auf Krupp mehr als nur ein Bankrott zukommen: Diplomaten aus neutralen Staaten brachten die neueste Nachricht von einer offiziellen Kriegsverbrecherliste der Alliierten mit, und zu Gustavs Entrüstung stand sein Name ziemlich weit oben. Ausserdem gab es da einen unverschämten Leitartikel, der in einer Nummer des einflussreichen Blatts *Littell's Living Age* vom 4. Mai 1918 veröffentlicht worden war. Sie gelangte in jenem Herbst über Skandinavien an die Ruhr, und ein englischsprechendes Vorstandsmitglied, das die Seiten überflog, war auch auf jenen lachhaften Artikel gestossen, der darauf hinwies, dass Essens Kanonenkönig für den Krieg genauso verantwortlich sei wie der Kaiser. Selbstverständlich war das alles das Werk von Mühlton, diesem lügnerischen «Schweinehund». Erst vor Kurzem hatte er sein Tagebuch veröffentlicht, und zwar unter dem verblüffenden Titel «Der Vandale Europas: Eine Enthüllung über das verborgene Wirken der deutschen Politik im Hinblick auf die Vorherrschaft in der Welt und über die sich daraus ergebenden verrohenden Folgen; von Wilhelm Mühlton, ehemals Direktor bei Krupp». Das war einfach nicht in Worte zu fassen. Doch Gustav kannte die Engländer. Sie würden zu vernünftig sein, um auf solch einen Schmutz hereinzufallen. Man konnte mit ihnen immer Geschäfte machen. Zweifellos waren sie darüber ebenso verärgert und aus der Fassung gebracht wie er selbst. Und dennoch war es beunruhigend, wenn man da in *Living Age* folgendes las: «Die Schicksale des Landes und der Firma sind miteinander verknüpft, und sobald Deutschland untergeht, geschieht mit Krupp und dem Kruppismus das gleiche⁴¹.»

Unterdessen kroch die Wirklichkeit immer näher heran. Als Folge einer Serie von örtlichen Kämpfen verschwanden Ludendorffs Frühjahrserfolge von der Generalstabskarte. Die Deutschen wurden an der ganzen Front in Bedrängnis gebracht, und Foch plante einen Paukenwirbel von Vorstössen gegen die Hindenburglinie. «Jeder muss sobald wie möglich angreifen», sagte er, und weiter: «*L'édifice commence à craquer. Tout le monde à la bataille*⁴²!» Natürlich war die Sache besser organisiert, als es nach

diesen Worten den Anschein haben mag. Es gab einen Plan, und die amerikanische Armee war sein Angelpunkt. Die Truppen von Pershing hielten am äussersten rechten Flügel der alliierten Front einen Streifen von 140 Kilometer Länge. In der Mitte befanden sich die Franzosen, links von ihnen die Engländer, und an der See wachte König Albert von Belgien, dessen Befehl eine kombinierte Kampfgruppe unter Einschluss von zwei amerikanischen Divisionen unterstand.

In dem Frontabschnitt, der König Albert unterstand, erhoffte man grössere Erfolge als am rechten Flügel. Pershings Truppen sollten den festen Drehpunkt des alliierten Vorstosses darstellen. Pershing stand dem kräftigsten Kettenglied der Hindenburglinie gegenüber, jenem Abschnitt der Front, den die Deutschen nicht aufgeben konnten, ohne dabei ihre Ehre aufs Spiel zu setzen. Es war der romantische Argonner Wald, in dem die Deutschen vier Stützpunkte ausgebaut hatten, die sich 21 Kilometer weit ins Hinterland erstreckten. Sie waren mit doppelter Besatzung belegt und von geschickt ineinander verschachtelten Feuerzonen für die Maschinengewehre überzogen. Die Deutschen hatten dort jede nur denkbare Vorsichtsmassnahme getroffen, denn hinter der Argonnenfestung verlief die Eisenbahnlinie Sedan-Mezières, ihre einzige Fluchtmöglichkeit nach Lüttich und weiter ins Vaterland. War diese erst einmal unterbrochen, konnte ihr Heer nicht zurückgezogen werden und war der Gewalt der Alliierten ausgeliefert. Foch wusste, wie stark der Feind an dieser Stelle war, und aus diesem Grund bestand die eigentliche Mission der Amerikaner darin, die Kräfte des Gegners zu binden. Sie sollten sich zwar an den Vorstössen beteiligen, doch ihre Hauptaufgabe war es, lediglich mit der Peitsche zu knallen, damit die Belgier am anderen Ende der Front freie Hand hatten.

Doch die Yankees mit der einzigen wirklich noch jungen Armee in Europa waren ungeduldig. Und ausserdem hatte Foch zum erstenmal recht gehabt: Das Gebäude krachte tatsächlich in allen Fugen. Als Pershing an dem nebligen Morgen des 26. September neun unverbrauchte Divisionen gegen die Deutschen warf, wurden Ludendorffs vorgeschobene Stützpunkte überrannt, und die amerikanischen Landser beteiligten sich an dem immer stärker werdenden Schlachtenlärm, unter dem ganz Frankreich erzitterte. Zunächst einmal war der Wald in einen völlig blind machenden, feuchtkalten Nebel eingehüllt. Meldegänger, Offiziere, Gefechtsstände – und ein berühmtes Bataillon – gingen verloren. Ein Spähtrupp, der im Gänsemarsch ausrückte, löste sich buchstäblich im Nebel auf: Die Männer kehrten nicht wieder zurück, ihre Leichen wurden nie gefunden, nach dem Krieg waren sie in keinem Kriegsgefangenenlager, und deshalb gelten sie heute noch als vermisst. Dann klarte das Wetter plötzlich auf. Die Bäume zeigten sich in ihrem prächtigen Herbstkleid: kupferfarben, golden, purpurn und scharlachrot. An der ganzen Front bewegte sich der Krieg rasch auf eine Lösung im Felde zu. König Albert kehrte im Triumphzug wieder in seine Städte am Kanal zurück, die Franzosen liessen ihre Kirchenglocken in den kleinen, lang in Feindeshand gewesenen Gemeinden rund um Lille ertönen, und die Briten näherten sich Mons. Alles entglitt den Händen des Kaisers – selbst die anderen Mittelmächte. Eine alliierte Streitmacht, die seit 1915 in Saloniki festgesessen hatte, schob einen Stosskeil von serbischen Gebirgstruppen gegen Bulgarien, und am 30. September schlossen die Bulgaren einen Waffenstillstand ab. Am 20. September eroberten die

Engländer Damaskus; bald darauf schied die Türkei aus dem Krieg aus. Sogar die Italiener griffen an, was Österreichs nahes Ende bedeutete.

Als Pershing seinen Vormarsch fortsetzte, gaben auch die letzten, eilig eingegrabenen Schützennester der Deutschen klein bei, und plötzlich war keine Front mehr vorhanden. Abgesehen von den sturen Maschinengewehrschützen, die ihre mörderischen Läufe bis zum Schluss heiss schossen, waren die deutschen Soldaten zu einem völlig durcheinandergeratenen Haufen von Fliehenden geworden. Sie hatten einfach den Mut verloren. Während dieser letzten Agonie habe ihre Nachhut in Frankreich, so schrieb Sergeant Alexander Woollcott in *Stars and Stripes*, einem Mann auf der Flucht gegli-chen, der «einen Stuhl hinter sich herschleift, damit sein Verfolger darüber stolpert⁴³». Mit jeder neuen, frostigen Morgendämmerung brachen die brüllenden Poilus, Tommies und amerikanischen *doughboys* mit ihren Sturm-ausrüstungen hervor und trieben die fliehenden feldgrauen Spukgestalten auf das Hügelland von Belgien und Luxemburg zu. Das war eine Hetzjagd und keine Schlacht mehr. Pferde, Munitionswagen und Lastautos konnten kaum noch mit den zurückflutenden Truppen schritthalten. Als Pershing die entscheidende Eisenbahnlinie in die Hände gefallen war, gab er seinen Kommandeuren die Weisung, sich nicht um die Flankensicherung zu kümmern, vielmehr auf die Pritschenwagen zu steigen und zu sehen, wie weit sie kommen könnten – ein Befehl, der ein wildes Wettrennen in Richtung Sedan auslöste.

Im Reich selbst, das sich in Auflösung befand, riet jeder, der nur immer des Kaisers Ohr erreichen konnte, zur Kapitulation, solange das überhaupt noch möglich war, und zwar unter jeder Bedingung. Am dritten Tag der grossen alliierten Offensive forderte Hindenburg, dass «sofort» ein Friedensangebot gemacht werden solle. Und am siebten Tag, als in Berlin unter Vorsitz Allerhöchstdesselben ein Kriegsrat abgehalten wurde, beharrte Hindenburg darauf, dass das Heer «keine achtundvierzig Stunden» mehr warten könne. Noch am gleichen Abend schrieb der Feldmarschall, dass die Kampfeinstellung absolut notwendig sei, und zwei Tage später äusserte er verzweifelt, dass es keine Hoffnung mehr gebe, den Feind aufzuhalten. In der Wilhelmstrasse versuchte man voller Panik, Woodrow Wilson über die Schweiz zu erreichen, um einen Friedensabschluss auf der Grundlage der von Wilson neun Monate zuvor gemachten Vorschläge anzuregen. Damals hatte sie die *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* verächtlich als die «Vierzehn Punkte» abgetan. Jetzt stellten sie alles dar, was die Deutschen im besten Fall bekommen konnten – umso mehr, als Wilson ihre Note ungerührt an Foch weitergab. Auch der Präsident konnte Karten lesen⁴⁴.

Der Kaiser hingegen konnte oder wollte das nicht. Wilhelm, der die Engländer einst dazu aufgefordert hatte, gute Sportsleute zu sein und sich einzugestehen, dass eben die anderen den Burenkrieg gewonnen hätten, klammerte sich an seine Krone und an seine erbärmlichen Hoffnungen, während das Ausmass der Katastrophe wuchs. Am 27. Oktober trat Ludendorff zurück, und General Wilhelm von Gröner wurde sein Nachfolger. Am 3. November meuterte in Kiel die Marine, die unter der Devise «Alles oder nichts» den Befehl zum Angriff auf die englische Flotte erhalten hatte. Vier Tage später kam es in München zur Revolution, und Prinz Max von Baden, der neue Kanzler, machte Wilhelm klar, dass die einzige Hoffnung zur Rettung der Monarchie in seiner

sofortigen Abdankung liege. Der Kaiser schmolte in Spa. In einer letzten bombastischen Schau­stellung erinnerte er Gröner, der ebenfalls auf Wilhelms Thronentsagung drängte, an den Treueschwur des Heeres gegenüber Allerhöchstdemselben. Bekümmert entgegnete der General: «Der Fahneid ist jetzt nur noch eine Idee⁴⁵.»

Voller Verzweiflung kündigte Prinz Max trotz alledem die Abdankung an. Philipp Scheidemann, ein ehemaliger Drucker, der Vorsitzender der Sozialdemokraten geworden war – die Kriegsbegeisterung der SPD war ins Gegenteil umgeschlagen –, rief in Berlin die Republik aus. Eine deutsche Waffenstillstandskommission unter Führung des Vorsitzenden der katholischen Zentrums­partei erhielt bereits vom Eiffelturm ausgestrahlte Anweisungen, welche Schützengräben man zum Anmarsch benutzen und wo man sich mit den Führern treffen solle, welche die Kommission zu Fochs Soldatenwagen in der Nähe von Compiègne bringen würden. Am 10. November setzten Hindenburg und Gröner den Kaiser davon in Kenntnis, dass sie nicht mehr dazu in der Lage seien, für die Loyalität des Heeres zu garantieren. Das, und nur das, rührte Wilhelm. Niedergeschlagen stieg der Kaiser in seine Limousine und entflo­h nach Holland.

Am nächsten Morgen um fünf Uhr unterzeichneten die deutschen Bevollmächtigten die von Foch diktierten Bedingungen. Die Feuereinstellung wurde für sechs Stunden später festgesetzt, und in dem Augenblick, da das zarte Morgenrot die Hügel anhauchte, knatterten bereits Kradmelder die Front auf und ab, um die Nachricht zu verbreiten. Nach zehn Uhr entstand um die Schützengräben noch einmal ein gewaltiger Lärm – jeder wollte seinen letzten Schuss abgeben –, doch die Augen, die millionenfach an den Zifferblättern der Uhren hafteten, sahen endlich den Minutenzeiger aufwärtskriechen, und dann herrschte plötzlich absolute Stille. Sie dauerte nur einen Augenblick, denn auf beiden Seiten folgte ihr ein ohrenbetäubender Jubel. Die Generale mochten um Worte feilschen, doch die Soldaten wussten, dass das mehr als nur einen Waffenstillstand bedeutete. Es war das Ende des Krieges – aller Kriege, und dies war, wie die Leitartikelschreiber überall tiefgründig festhielten, zur elften Stunde am elften Tag im elften Monat eingetreten.

Doch diesmal behielten die Generale recht. Es gab eine lange Waffenruhe, aber keinen wirklichen Frieden, denn mehr als nur die deutsche Führung hatte zu bestehen aufgehört. Für jene, die sie zu lesen verstanden, gab es böse Anzeichen. Die Glocken, die sich an jenem Morgen über ganz Paris zujubelten, hätten ebenso gut für eine in ihrer Moral gebrochene und Politikern wie André Maginot ausgelieferte französische Armee schlagen können. Etwas war in Frankreich dahingegangen – und in Russland wurde etwas Neues geboren. Eben an jenem Morgen, als über den eroberten Argonnen harmlose Siegesraketen in die Luft zischten, setzten bolschewistische Truppen zu einer Offensive gegen 5'000 amerikanische Soldaten an, die man in der Hoffnung auf Rettung eines zu Fall gekommenen Verbündeten unklugerweise nach Archangelsk umgeleitet hatte. Die amerikanischen Wähler hatten Woodrow Wilson gerade ihr Misstrauen ausgesprochen, damit seinen Völkerbund torpediert und Winston Churchills Befürchtungen bestätigt, der gerade an einem Fenster in London stand, als Big Ben elf Uhr schlug, und sich dabei überlegte, ob die Welt wohl zur internationalen Anarchie zurückkehren würde⁴⁶.

Sie sollte es tun. Aber es wurde eine neue Art von Anarchie. Ein Zeitalter war am Ende seiner Reise angekommen. Das Tor der Geschichte war vor den Fürsten, den Potentaten, den herausgeputzten Marschällen und den funkelnden kleinen Berufsheeren ins Schloss gefallen – vor all der Eleganz und Aufschneiderei, die dieser disziplinierten, sicheren Welt ihren Stempel aufgedrückt hatten. Die grinsenden amerikanischen Landser, die ihre Springfieldgewehre zusammenstellten und Souvenirs gegen Zigaretten eintauschten, mochten davon nichts ahnen; ihr neuer Kongress daheim tat es ganz bestimmt nicht, und die hysterischen Menschenmassen am Times Square, auf den Champs Elysées und vor dem Buckingham-Palast hätten es als letzte mitbekommen. Den Engländern allerdings wurde ein Wink zuteil. Als sie mit Feuerwerkskörpern und Konfetti die Allee am St.-James-Park entlangtobten, verdunkelte sich plötzlich der Himmel. Einige der Siegestrunkenen kletterten dem Standbild der Queen Victoria in die Arme, aber nachdem sie sich dort einige Minuten lang zusammengekauert hatten, kletterten sie schnell wieder herab. Sie hatten weder Schutz noch Bequemlichkeit vorgefunden. Die Arme waren eiskalt gewesen⁴⁷.

Innerhalb Deutschlands waren die Gefühle gemischt. Die Verhungerten, die Einsamen, die Arbeiterklasse, die von der sozialdemokratischen Propaganda Überzeugten und jene, die die Furchtlosigkeit eines Karl Liebknecht bewunderten, waren unermesslich erleichtert. Aber jene, die keinen Mangel gelitten hatten, waren bestürzt. Die leidenschaftlich nationalistisch eingestellte Mittelklasse hatte vier Jahre lang auf einen Triumph gewartet. Jetzt sah sie sich einer Niederlage gegenüber. Der Geschmack auf der Zunge war bitter, und Millionen konnten ihn nicht ertragen. Die Suche nach Sündenböcken hatte bereits begonnen, und sie sollte rasch entschieden sein, als man die Zivilisten, welche die Friedensbedingungen unterzeichnet hatten, «Novemberverschreiber» taufte. Schon nach wenigen Monaten standen die beiden deutschen Generale, die dem Zusammenbruch in Frankreich vorgestanden hatten, gemeinsam Pate bei der Entstehung eines Mythos, der die dürstende Einbildungskraft der Nation befriedigte. Während eines Abendessens mit dem Chef der britischen Militärmission in Berlin klagte Ludendorff darüber, dass der Generalstab von den Zivilisten daheim nie genügend unterstützt worden sei. «Wollen Sie damit sagen, General», fragte der englische Offizier, «dass man Ihnen einen Dolchstoß in den Rücken versetzt hat?» Ludendorff stutzte deutlich. «Das stimmt», sagte er erregt, «man hat uns einen Dolchstoß in den Rücken versetzt.» Als Hindenburg von dem Gespräch unterrichtet wurde, vergass er seine eigenen verzweifelten Plädoyers für Friedensverhandlungen und tat dem Land einschmeichelnd kund: «Wie ein englischer General ganz richtig sagte, war man dem deutschen Heer in den Rücken gefallen⁴⁸.»

In einem Militärlazarett in Pommern erfuhr ein zweifach dekoriertes deutscher Gefreiter, der in der Nacht des 13. Oktober bei einem schweren Gasangriff vorübergehend erblindet war, durch einen schluchzenden Pastor von der Kapitulation. Der Geistliche war für eine Fortsetzung des Kampfes – ebenso Adolf Hitler. Der verwundete Gefreite war noch immer bereit zur Attacke, aber jetzt gab es keine Attacken mehr. Sechs Jahre später beschrieb der zukünftige Führer seine damalige Reaktion. Er konnte nicht einschlafen. Er loderte vor Hass gegen jene, denen er die Verantwortung für den Verrat zuschrieb:

Elende und verkommene Verbrecher! ... Was war der ganze Schmerz der Augen gegen diesen Jammer? Was folgte, waren entsetzliche Tage und noch bössere Nächte... In den Tagen darauf wurde mir auch mein Schicksal bewusst... Mit dem Juden gab es kein Paktieren, sondern nur das harte Entweder-Oder. Ich aber beschloss Politiker zu werden⁴⁹.

Nachdem Hitler den Gipfelpunkt seiner Laufbahn erreicht hatte, pflegte sich Krupp gern folgendermassen über den Ersten Weltkrieg zu äussern: «Es blieb oberster Grundsatz vom ersten Tage des Krieges an, dass die Inhaber des Unternehmens am Krieg kein Geld verdienen wollten⁵⁰.»

Der Führer hörte so etwas gern. Trotzdem war es dummes Zeug, denn die Firmenregister vermeldeten das Gegenteil. Die wahre Natur des Engagements eines Mannes gegenüber dem damaligen Ringen kann vielleicht nach seiner Reaktion auf das Unheil Anfang November beurteilt werden, und in dieser Beziehung ist Gustavs Verhalten verräterisch. Wilhelm floh, als ihm klarwurde, dass er nicht mehr länger Kaiser sein konnte, Hitler wurde von Revanchegehlüsten gepackt, und Gustav war niedergeschmettert, als Berlin alle Verträge rückgängig machte und die Zahlungen an den Konzern einstellte. Dieser Einschnitt ereignete sich am 8. November, als die deutsche Waffenstillstandskommission sich den französischen Linien näherte. Es war ein gewaltiger Schock, und das nicht nur, weil die Gewinne auf dem Spiel standen. Krupp war die einzige Unterhaltsquelle für die Bewohner des Krupp-Imperiums. In Essen allein sorgte die Gussstahlfabrik für das Auskommen von 105'000 Familien. Gustav telegrafierte nach Berlin und fragte an, was er mit ihnen anfangen solle. Die Antwort war zum Verzweifeln. Kein Kruppianer solle entlassen werden, verlautete die neue Regierung: Krupp müsse sie «irgendwie» beschäftigt halten⁵¹.

Wie Haux trocken notierte, hatten die Sozialdemokraten, die jetzt in der Hauptstadt an der Macht waren, ein ungenügendes Verständnis für die wirtschaftlichen Zusammenhänge. Man konnte die Leute nur bei der Arbeit halten, wenn man sie dafür auch bezahlte, und der Lohnwechsel konnte nicht eingelöst werden, bevor der einzige Kunde von Krupp nicht mit der Überweisung von Barmitteln fortfuhr. Erneut knackte es in den Telefonleitungen. Da der Gedankenaustausch keine Früchte trug, entschied sich Gustav für die Schliessung der Betriebe; die Schichten, die sich am Morgen des 9. November zur Arbeit meldeten, fanden sich ausgesperrt. Pressen, Räder, Treibriemen und Hämmer standen still. Zum erstenmal seit Menschengedenken herrschte in der Gussstahlfabrik Ruhe. Am frühen Nachmittag vertrieb ein kurzer, heftiger Sturm die über Essen lastende Rauchglocke. Der Himmel klarte rasch auf, und die Stadt badete sich im ungewohnten Sonnenschein. Die strahlende Helligkeit hatte eine erschütternde Wirkung auf die Bevölkerung: Die Menschen wandten die Augen ab und zuckten zusammen⁵².

Am nächsten Tag versammelte sich eine grosse Menschenmenge vor dem Hauptbahnhof. Gerüchte hatten sich verbreitet, dass die Vorarbeiter eine Demonstration organisieren wollten, und die Arbeiter, die ja nichts zu tun hatten, liefen beim Bahnhof zusammen. Vorarbeiter waren dort zwar nicht anwesend, aber SPD-Redner und einige Sprecher von der äussersten Linken, die frohlockend rote Fahnen schwenkten. Die

Kruppianer hörten zu, begannen sich zu interessieren, als man beliebte Männer aus den eigenen Reihen zu ihren Sprechern ernannte, und beteiligten sich schliesslich ernsthaft an den Diskussionen. Ungeduldig wartete Krupp auf Villa Hügel. Er hatte seine Leute ausgeschickt; sollte sich beim Bahnhof irgendetwas Besonderes ereignen, würden sie ihm Meldung erstatten. Als bald erschien der erste. Seine Nachricht klang bedenklich. Das Gespenst, das Alfred «den Grossen» gejagt hatte, spukte erneut in Essen und nahm eine unheilvolle Gestalt an. In Erwartung der unmittelbar bevorstehenden Rückkehr ihrer Brüder und Söhne aus Frankreich bildeten die Kruppianer Arbeiter- und Soldatenräte, die jenen nachgebildet waren, welche in Russland ein Jahr zuvor so viel Erfolg gehabt hatten. Man sprach sogar von einer deutschen Revolution⁵³.

Kapitel 13

Das murrende Land

Das Verhalten von Krupp in der Zeit zwischen dem Zusammenbruch von Ludendorffs Siegessturm und dem Erfolg des Blitzkriegs wird einem erst klar, wenn man eine gewichtige Tatsache begriffen hat: Der deutsche Krieg endete nicht mit dem Tag des Waffenstillstands. In den Ländern der Alliierten begann man Denkmäler mit mühselig sich aufstützenden Bronzesoldaten zu errichten; diese Figuren standen in Städten und Gemeinden auf ihren «Lasst-uns-nie-vergessen»-Podesten mit der Inschrift 1914/1918. In Deutschland wäre die zweite Jahreszahl falsch gewesen. Das gefallene Reich war – ebenso wie Frankreich nach dem französisch-preussischen Krieg 1870/71 – vom Bürgerzwist zerrissen. Ein erschreckendes neues Phänomen – Hans Kohn nannte es «die plötzliche Verrohung der Politik» – war zum Vorschein gekommen. Während eines Zeitraums von zwei Jahren, der 1919 einsetzte, begingen sogenannte politische Femen mindestens 354 Morde. Der Schatten primitiven Terrors erschien abwechselnd in jeder Ecke der jungen Republik, und ein Vierteljahrhundert lang war seine finstere Drohung immer nur so weit entfernt, wie ein Schmerzensschrei zu hören ist. Deutsche Babies, die in jenem ersten Friedenswinter geboren wurden, wuchsen in einer Nation heran, die während ihrer Jugendjahre von Terroristen beherrscht wurde. Diese warteten nur darauf, dass die Kinder das richtige Soldatenalter erreichten, damit sie dann endlich wutschnaubend über die Grenzen stürmen könnten. Doch nicht erst das Hakenkreuz von 1933 brachte die Schreckgespenster der Angst. Sie waren in voller Zahl bereits in jenem Augenblick zugegen, als an der Westfront das Feuer eingestellt wurde. Am 15. Januar 1919 wurde Karl Liebknecht, Krupps erfolgreichster Kritiker aus der Vorkriegszeit, auf einem Berliner Bürgersteig ermordet – in den Rücken geschossen von Polizeibeamten, die man niemals vor Gericht brachte. Fünf Monate später, als der Vertrag von Versailles unterschrieben wurde, richtete ein Freicorps des Heeres in den baltischen Provinzen Anhänger der Linken hin. Um jede Stadt herum wurden übriggebliebene Gewehre und Maschinengewehre von Krupp gehortet; die Burschen unter den dortigen Einwohnern, damals die erfahrensten Totschläger in der Geschichte, warteten nur auf ein Motiv. Da jeder Einzelne privaten Groll hegte, konnte in dieser vergifteten Nachkriegsatmosphäre jeder Tag einen Hexensabbat bringen. Nur im holländischen Amerongen, so schrieb einer von Wilhelms Biographen schmerzlich, konnte der Kaiser seine Ohren gegen «das Stöhnen seines Landes» verschliessen¹.

Während des ersten turbulenten Friedensjahrs brodelte der Kruppkomplex zwar, doch er kam nicht zum Ausbruch. Der Vergleich zwischen dem Vaterland und seiner mächtigsten Familie traf zwar durchaus zu, doch die beiden blutigen Höhepunkte in Essen – die Osterwochen von 1920 und 1923 – standen noch bevor. Dass eine unmittelbare Explosion abgewendet werden konnte, war zum grossen Teil Gustavs persönlicher Triumph. Potentiell war Essen eines der am leichtesten entzündbaren Gemein-

wesen im gedemütigten Reich, denn ohne Aussicht auf Rüstungsaufträge waren Massenentlassungen nicht zu vermeiden. Die Berichte über die Unzufriedenheit der um den Hauptbahnhof herum Versammelten waren so alarmierend, dass man alle Bediensteten auf Villa Hügel bewaffnete und ausserdem eine Näherin beauftragte, eine rote Fahne zurechtzuschneiden, die man als freundliches Zeichen hissen konnte, sollte der Mob den Hügel stürmen. Als er nicht stürmte, wanderte Gustav in bemerkenswerter Entfaltung persönlichen Mutes in die Stadt hinunter. Mit seinem exakt auf dem Schädel sitzenden Bowler stolzierte er demonstrativ durch die untätige Menge. Sie jubelte ihm nicht zu, aber bis dahin hatte man ihm ja noch nie zugejubelt; er war einfach nicht der richtige Mann dafür:

Und so geht er durch die Scharen der Fabrikarbeiter, ohne dass jemand zu nahe tritt. Er geht, wie er immer gegangen ist, aufrecht mit eckigen Bewegungen².

Einige zogen ihre Kappen, was das traditionelle Zeichen der Ehrerbietung bei Gustavs Rundgängen durch seine Werke gewesen war. Er betrat das Hauptverwaltungsgebäude, berief eine Notsitzung des Vorstands ein und verkündete seine Entscheidung: Sämtliche Männer, die vor dem Stichtag 1. August 1914 schon eingestellt waren, sollten ihren Lohn unter allen Umständen weitererhalten. Der Rest – über 70'000 Arbeiter allein in den Essener Fabriken, wovon fast die Hälfte Polen waren – musste gehen. Die Vorstandsmitglieder runzelten bedenklich die Stirn, und Gustav sagte schnell: Ja, er sei sich bewusst, dass diese Leute eine Bedrohung darstellten. Man müsse ihnen deshalb einen Anreiz geben, um die Ruhr zu verlassen. Folgende allgemeine Bekanntmachung sei zu verkünden: Alle, die vor dem 18. November abreisten, würden den Lohn für vierzehn Tage und ausserdem eine Eisenbahn-Freifahrkarte in einer Richtung erhalten³.

Die Sache klappte. Gustavs öffentlich bekanntgegebene Ermahnung, dass «die traditionelle Wohlfahrtspolitik meiner Firma», eingeschlossen Krankenurlaub und Pensionen, nur den loyalen Arbeitern zur Verfügung stehe, ernüchterten jene Kruppianer, denen versichert worden war, dass sie ihre Arbeitsplätze behalten würden: Sie hatten plötzlich ein verständliches Interesse daran, sich ruhig zu verhalten. Die während des Kriegs eingestellten Arbeitnehmer auf Zeit wurden durch Bargeld und Fahrpreiserstattung besänftigt. Die meisten von ihnen hatten Heimweh, und Fotos von ihrer Abreise lassen vermuten, dass sie ausserdem eingeschüchtert waren: Auf den Bahnsteigen wimmelt es von verkrampft aussehenden Männern in plumpen Bauernmützen, die mit rollenden Augen in die Kamera blicken. Am Morgen nach dem Stichtag waren laut einer Statistik der Kruppschen Werkpolizei 52'000 Passagiere mit der Bahn abgereist, und weitere 18'000 Mann hatten sich zu Fuss auf den Weg gemacht⁴.

Was blieb, war das Schicksal des Konzerns. Gustav hatte seinen Schlachtruf – ganz offensichtlich war jenes «Viel Feind, viel Ehr» fehl am Platz gewesen – aufgegeben, und zweimal während der drei Wochen, die dem grossen Exodus folgten, stellte er neue Devisen auf. Zur ersten wurde er durch eine Auseinandersetzung innerhalb seines eigenen Vorstands inspiriert. Der Vorstand regte an, die Firma zu liquidieren. Gustav und Bertha wühlten sich durch die Papiere des Grossvaters. Alfreds Geheiss war klar:

Seine Nachkommen sollten der Gussstahlfabrik für immer und ewig vorstehen. Deshalb lautete auch Losung Nr. 1: «Krupps Reich wird ewig bestehen!» Das klang gut, doch gut hatte ja freilich auch die abgetane Devise geklungen. Es folgte Losung Nr. 2: «Nie wieder Krieg.» Aber es war noch irgendetwas Handfestes vonnöten, und am 6. Dezember 1918 lieferte es Gustav nach. Auf Fabrikanschlägen, in Katalogen und in Zeitungsanzeigen erzählte Krupp den Deutschen: «Wir machen alles⁵!»

Wir machen alles – das entsprach beinahe der Wahrheit. Noch am gleichen Nachmittag eröffnete der «Prinzgemahl» im Erdgeschoss des Hauptverwaltungsgebäudes einen Ausstellungsraum, in dem die Entwürfe und Preise für den Kruppschen Produktionskurs in Friedenszeiten gezeigt wurden. Zum erstenmal seit Alfreds Anfängen würde die Firma wieder Löffel- und Gabelwalzen erzeugen. Es gab auch einige grosse Posten: Landwirtschafts- und Textilmaschinen, Bagger und Kurbelwellen. Die Masse der Erzeugnisse indes war gering. Die Kruppianer, die Europa jene Hundert-Tonnen-Ungetüme geschenkt hatten, welche Lüttich zermalmt und die Pariser vom 120 Kilometer entfernten Brückenkopf Laon aus niedermetzelten, sollten jetzt Motorräder, Registrierkassen, Additionsmaschinen, Filmkamas, Schreibmaschinen, Tafelgeschirr, Rasensprenger und ausserdem optische und chirurgische Instrumente herstellen. Sie sahen das als entwürdigend an, und Gustav, der der gleichen Meinung war, machte die «Novemberebrecher» für diese unrühmliche Situation verantwortlich. Gustav irrte sich; auch Schneider, Armstrong und Vickers stellten sich in gleicher Weise um. In jenem Winter widmete sich Vickers' Ausschuss für Friedenserzeugnisse den «bedingten Verkaufsvorzügen von «Kaninchen für Jungen (quiekend)» und «Kaninchen für Mädchen (nicht quiekend)»⁶».

Bei Krupp hatte man schon immer eine ganz bestimmte Witterung besessen, die Gabe, das Absurde ins Phantastische umzukehren, und das zeigte sich jetzt wieder. Gustav gab Weisung, dass die Produktionsliste in den einzelnen Betrieben ausgelegt werden solle, und er setzte Preise für jene Männer aus, die weitere verwertbare Vorschläge machten. Ein heimgekehrter Kriegsteilnehmer reichte einen Zettel ein, auf dem ein einziges Wort stand: *Kinnbacken*. Verblüfft liess Gustav den Mann zu sich rufen. An welche Art Kinnbacken er denn denke? An menschliche Kinnbacken, erklärte der Arbeiter. Darauf folgte ein langes Schweigen. Dann sagte Gustav kühl: «Wir können nun wirklich nicht *alles* machen.» Selbstverständlich nicht, sagte der Kriegsheimkehrer eilfertig; er habe ja auch nur eine neue Verwendung für den korrosionsbeständigen V2A-Stahl der Firma im Sinn gehabt. Daraus könne man hervorragende falsche Gebisse herstellen, rostfrei und garantiert geschmacklos, und durch Granatsplitter seien doch die Kinnbacken vieler junger Soldaten kaputtgegangen. Der Kruppianer erhielt einen Preis. Gustav liess in Essen eine Spezialklinik errichten, in der von Krupp ange stellte Dentisten und Chirurgen Gebisse in die Mäuler von dreitausend Deutschen einsetzten, die von – mit Kruppschen Patentzündern ausgerüsteten – Geschossen verwundet worden waren⁷.

Wegen politischer Nachwirkungen schob Gustav die Frage der Lizenzgebühren von Vickers bis zum Juli 1921 hinaus. Leicht wird ihm das sicherlich nicht gefallen sein, da er schon vorher versucht gewesen sein dürfte, Sheffield dieserhalb anzugehen. Gemäss dem Buchstaben des Gesetzes mussten ihm die Engländer seiner Meinung nach über eine Viertelmillion Pfund schulden, und Haux stand hinsichtlich flüssiger Geld-

mittel in harter Bedrängnis. Die Beteiligungen in Holland liquide zu machen, wäre unvorteilhaft gewesen. Deshalb war der Finanzrat auf seine Bilanzen in Essen beschränkt, die schaurig aussahen. Bei Ausbruch des Krieges verbuchte Krupp 128,2 Millionen Mark Gewinn; an dem Tag, da die Schornsteine zu rauchen aufhörten, hatte Krupp durch den Krieg insgesamt 432 Millionen Mark gewonnen. Ende 1919 jedoch hatte die Firma nur 36 Millionen Gewinn. Die Geräteproduktion erwies sich als Missgriff. Krupp galt als *das* Symbol der Schwerindustrie, und der Übergang auf Motorräder und Schreibmaschinen war ein zu grosser Sprung. Die Herstellung von Stahlbrücken stellte sich als rentabler heraus, und im Juni 1919 tat Gustav einen Riesenschritt vorwärts, als er erreichte, was Alfred immer durch die Lappen gegangen war: einen Vertrag mit den Preussischen Staatsbahnen. Vier Jahre lang waren Truppen unaufhörlich von einer Front zur anderen bewegt worden, und das hatte das rollende Material der Eisenbahn erschöpft. Im folgenden Dezember stellte Krupp die erste von insgesamt zweitausend Lokomotiven auf die Schienen. Ganz Essen war bei der Zeremonie auf den Beinen und jubelte, als der zwölfjährige Alfried auf den Führerstand kletterte und an der Schnur der Dampfpeife und an der Drosselklappe zog. Es war ein guter Start. Die Montage von Güterwagen hatte bereits begonnen. Doch es sollte Jahre dauern, bis sich die Sache auszahlte. Unterdessen verliessen Angestellte in Schlüsselpositionen das Hauptverwaltungsgebäude – Rausenberger trat in den Ruhestand, weil er keine Kanonen mehr machen konnte, und Alfred Hugenberg ging, um die neue Deutschnationale Volkspartei (die Grünen Hemden) zu gründen und die erste Welle von Gewalt kam auf Essen zu⁸.

Am 10. Januar 1920 wurde «das Versailler Diktat», wie der Vertrag bald allgemein heissen sollte, von Deutschland ratifiziert, und am 13. März um 15 Uhr trat ein Phantom der Zukunft zum erstenmal in Erscheinung: Anhänger der Rechten versuchten den Sturz der sieben Monate alten Weimarer Republik. General Walther Freiherr von Lüttwitz, Befehlshaber der in Berlin stationierten Heereseinheiten, bemächtigte sich der Hauptstadt und rief Friedrich Wolfgang Kapp, einen ultrakonservativen Politiker, zum «Reichskanzler» aus. Friedrich Ebert, der sozialdemokratische Reichspräsident, floh nach Dresden und weiter nach Stuttgart und versuchte, völlig ausser sich, herauszubekommen, auf wessen Seite das Heer nun eigentlich stand. Obwohl das Heer auf 100'000 Mann beschränkt war, stellte es einen entscheidenden Faktor dar: Offiziere hatten an die Freicorps, die in Deutschland plötzlich auftauchten, heimlich Waffen verteilt. Diese Gruppen verfolgten das Ziel, die liberalen Parteien auf örtlicher Ebene niederzuhalten, was Eberts Bemühungen ziemlich hoffnungslos erscheinen liess. Das waren sie wirklich: General Hans von Seeckt, Oberbefehlshaber des Weimarer Heeres, der gestutzten Reichswehr, trat abwartend beiseite und war auf den Fall der Republik gefasst. Doch die SPD verfügte über eine mächtige Waffe, nämlich den Generalstreik. In seiner Verzweiflung griff Ebert darauf zurück. Er befahl jedem Arbeiter im Land, seinen Arbeitsplatz zu verlassen. Wenn die Deutschen gehorchen, dann gehorchen sie gründlich: Am nächsten Tag funktionierte kein einziger Wasserhahn, Gasherd oder Lichtschalter, fuhr weder ein Zug noch eine Strassenbahn. Innerhalb einer Woche brach der Putsch zusammen, und Kapp floh nach Schweden.

Während die Nachrichtenverbindungen stillgelegt waren, hatte sich das Gerücht verbreitet, der Staatsstreich sei erfolgreich verlaufen. Daraufhin hatten sich die Arbeiter an der Ruhr erhoben. Nach dem Versailler Vertrag war sowohl den Truppen der Alliierten als auch jenen der Reichswehr der Zugang ins Ruhrgebiet verwehrt. Der linksstehende, aber antikommunistische Rote Soldatenbund schien unbezwingbar. Nachdem man in Bochum ein Warenlager erobert hatte, marschierten 70'000 Mann unter der Führung ehemaliger Unteroffiziere auf Essen zu. Am 19. März lieferte der Soldatenbund der dortigen Polizei und dem Freicorps eine regelrechte Feldschlacht. Dreihundert Mann fielen, die roten Soldaten siegten, und die Kruppwerke wurden besetzt*. Während der folgenden Woche fielen Mülheim, Düsseldorf, Oberhausen, Elberfeld und Kettwig in die Hände der Arbeiter. In jedem dieser Orte wurde eine eigene Republik ausgerufen. Man wählte Verwaltungsbeamte und stellte Wachen auf, um Plünderungen zu verhindern. Aber alles war vergeblich. Ebert, der bereits wieder in Berlin weilte, wurde durch den Erfolg der Auführer in Schrecken versetzt. Sämtliche Strassenkämpfer bedeuteten eine Bedrohung für die Republik, ganz gleich, welcher Gesinnung sie waren. Er bat bei der Kommission der Entente um die Genehmigung, der Reichswehr die Niederwerfung der Revolte zu erlauben. Die Antwort war unbestimmt – hauptsächlich, weil sich Frankreich ein unabhängiges Rheinland als Pufferstaat wünschte –, aber am 3. April drang General von Watter, Befehlshaber des Berufsheeres im rheinischen Westfalen, dennoch ins Ruhrgebiet vor. Innerhalb von vierundzwanzig Stunden war der Ausgang entschieden. Einer nach dem anderen wurden die Räte in den einzelnen Orten voneinander getrennt und vernichtet. Es war eine grausame, blutige Angelegenheit, und Essens letztes Widerstandsnest in einem befestigten Wasserturm aus roten Ziegeln wurde am Ostersonntag vor einer unpassenden Kulisse von herausgeputzten Kirchgängern und Kindern, die ihre Puppen hätschelten, ausgeräuchert. Zwei Schwestern, die noch nicht zwanzig waren, verliessen ihr Elternhaus, um als Krankenschwestern zu dienen. Sie erlebten das unbarmherzige Massaker unter den gefangengenommenen Arbeitern mit, und als Walter Duranty von der *New York Times* sie interviewte, waren ihre Röcke noch immer blutbespritzt. Das jüngere Mädchen schluchzte: «Alle Soldaten müssten vor ihren eigenen Maschinengewehren aufgestellt und niedergeschossen werden, bis keiner von ihnen mehr übrig ist⁹.»

Man hätte glauben sollen, dass es an der Ruhr – mit all den Standgerichten der «Freicorpskämpfer», welche die Mitglieder des Soldatenbundes zum Tod durch Erschiessen verurteilten – nicht mehr übler zugehen konnte. Doch die Franzosen, die in jenen Jahren immer dazu bereit waren, eine böse Situation noch schlimmer zu machen, nahmen die Anwesenheit regulärer Truppen in der neutralen Zone als guten Vorwand. Sie träumten noch immer von einer eigenen rheinischen Republik – einer der wenigen deutschen Fürsprecher dieses Modells war seltsamerweise Konrad Adenauer aus Köln –, und so marschierten auch die Poilus ein, entfalteten die Trikolore und erschossen sieben Jugendliche, die dagegen protestierten. Das Unternehmen war ohne jeden Sinn.

* Am gleichen Tag stimmte der amerikanische Senat den Versailler Vertrag zum zweiten Mal nieder.

Es half keiner der Parteien bei ihrem internen Hader. Wenn Frankreichs Intervention eine unmittelbare Wirkung zeigte, dann war es die, dass sie das Volk daran erinnerte, wer den Krieg gewonnen hatte. Der einzig bleibende Erfolg war aber eine erneute Verbitterung an der Ruhr und in Berlin. Es waren kleine Ursachen wie diese, weswegen die Franzosen im Gedächtnis haften blieben¹⁰.

Am Abend des 20. März bog ein gepanzertes Fahrzeug der Arbeiter im passend leuchtendroten Anstrich von der Alfredstrasse ab, wand sich durch ein Labyrinth ruhiger, kleiner Strassen, die nach anderen Familienmitgliedern des Kanonenkönigs benannt waren, und näherte sich der schweigenden, abweisenden Masse von Villa Hügel. Die Dienerschaft drinnen fingerte nervös an ihren Waffen herum. Sie hatte das erwartet; wenn die Russen die Romanows ermordeten, was würden dann wohl die deutschen Roten mit den Krupps anfangen? Aber die Diener schätzten ihre Besucher falsch ein. Karl Dohrmann ging zur Tür. Von allen Bediensteten hatte er am meisten vom Militärdienst mitbekommen; er glaubte, dass er deswegen mit seinen früheren Kameraden am besten auskäme, und so war es auch. Als die bewaffneten Besucher erklärten, dass sie niemanden belästigen wollten, sondern nur hungrig seien, tat Dohrmann nicht überrascht. Er führte sie in den Küchentrakt hinunter, gab ihnen soviel, wie sie nur tragen konnten, und sagte dann, dass sie sich fortmachen sollten. Sie hatten nicht einmal nach der Familie gefragt¹¹.

Hätten sie es getan, wären sie enttäuscht worden. Abgesehen von der Dienerschaft war niemand daheim. Bertha war mit ihrem siebten Kind im vierten Monat, und Gustav wollte nicht, dass sie vom Gewehrfeuer erschreckt würde. Beim ersten Auftreten einer Misshelligkeit – einer Demonstration vor dem Werk in Rheinhausen – hatte er seine Frau und die Kinder in Autos gepackt und nach Sayneck, Fritz Krupps alter Jagdhütte am Rhein, geschickt. Marga war zurückgeblieben. Sie war nicht mehr in Sayneck gewesen, seit sich ihr Gatte dort mit italienischen Jünglingen vergnügt hatte. Mehrere Tage lang blieb sie im Arnoldhaus, der Entbindungsabteilung von Krupps Arbeiterklinik, die man nach Berthas gestorbenem Kind benannt hatte. Dann begannen die Strassenschützen unter ihrem Fenster aufeinander loszuknallen. Sie überlegte es sich anders mit Sayneck, brach mit der ihr eigenen Selbstbeherrschung auf und spazierte durch die schwersten Strassenkämpfe hindurch, um zu ihrer Tochter zu gelangen. Als Waldtraut im August geboren wurde, befand sich Marga an Berthas Seite¹².

Gustav hielt sich nicht oft in Sayneck auf. Als Diplomat war er der Überzeugung, dass man gute Miene zum bösen Spiel machen müsse, und je mehr es in Deutschland drunter und drüber ging, desto eifriger bemühte er sich darum, vorzutäuschen, dass alles in Ordnung sei. Das kostete damals Nerven. Allem voran hatte man ihn in Versailles öffentlich zum Kriegsverbrecher gestempelt. Gemäss Artikel 231 des Vertrags gehörten Allerhöchstderselbe, Kronprinz Rupprecht, die Admirale Tirpitz und Scheer, Gustav Krupp von Bohlen und Halbach und die Generale Hindenburg, Ludendorff, Mackensen und Kluck zu jenem Personenkreis, der durch seine gesetzwidrige Tätigkeit Europa zerrüttet hatte. Krupp war davon überzeugt, dass man den Artikel unter den Tisch fallen lassen würde, wenn Deutschland seinetwegen eine Zusammenarbeit verweigerte, und er sollte damit recht behalten. Andere Unannehmlichkeiten waren schwerer zu ignorieren. Der Aufstand an der Ruhr war kein Kinderspiel; er löste eine

grössere internationale Aktion aus, und bis zu dem Zeitpunkt, da man der Rebellion den Stachel gezogen hatte, sass in Gustavs Privatbüro ein Unteroffizier. (Als Gustav dorthin zurückkehrte, stand das Thermometer auf 20° C. Er befahl, alle Fenster zu öffnen, und weigerte sich, wieder einzutreten, bevor die Temperatur nicht gesunken war.) Das Unangenehmste von allem war aber schliesslich die Demontage seiner Fabriken.

Am 20. Mai 1920, acht Wochen nach Ostern, bezog eine Alliierte Kontrollkommission im *Essener Hof* Quartier und etablierte sich im Hauptverwaltungsgebäude. Ihr Leiter, der englische Colonel Leverett, bezeichnete seine Aufgabe als reine Überwachungsfunktion. Die Zerstörung der Kruppschen Werkhallen sollte durch deutsche, von Krupp bezahlte Arbeiter erfolgen. Leverett hoffte, dass sie sich damit beeilen würden, denn das Ganze war keine Kleinigkeit. Ehe er wieder abreiste, musste die Gussstahlfabrik auf die Hälfte ihrer Grösse reduziert sein; sein Essener Auftrag sah die Verschrottung von fast einer Million Geräten und 9'300 Maschinen mit einem Gewicht von 60'000 Tonnen sowie die Einebnung von rund 76'500 Kubikmeter Boden vor. Dann musste er weiter nach Kiel, wo, wie er «glaubte», Krupp eine Werft besass, in der sich «etliche Kriegsschiffe» befanden. Diese sollten «versenkt und ausserdem alle dort gelegten Kiele vernichtet» werden¹³.

Der Colonel kam aber nicht so schnell wieder aus Essen weg, und zwar aus einem Grund, den ein Lewis Carroll köstlich gefunden hätte. Bevor mit der Zerstückelung der Fabrik begonnen werde, erklärte Leverett, müsse man erst dem Artikel 168 des Vertrags genügen. Alles vorhandene Kriegsmaterial müsse ihm übergeben werden. Er wisse genau, wieviel da sei, denn General Charles Marie Edouard Nollet, Chef der Interalliierten Militärischen Kontrollkommission in Berlin, habe ihm eine von der französischen Abwehr aufgestellte detaillierte Liste mitgegeben, die, beginnend mit 159 Versuchsgeschützen, fast eine Million Posten enthalte. Krupps Vorstand besah sich diese Aufstellung und erklärte Leverett, die Franzosen hätten die Grösse von Deutschlands Artillerieparks und Munitionslagern überschätzt; so viele Kanonen und Granaten gebe es im ganzen Land nicht. Der Colonel dachte angestrengt nach und improvisierte dann eine Lösung, die ihn brillant dünkte. Befehl sei Befehl, sagte er. Das müsse man verstehen. Also solle die Fabrik, bevor sie niedergerissen werde, erst einmal wieder die volle Produktion von Kriegsmaterial aufnehmen. Und so geschah es, dass Essens «Waffenschmiede des Reichs» abermals losdröhnte und Kanone auf Kanone ausstiess, die Leverett dann zwecks Vernichtung an Nollet schickte¹⁴.

Danach wurde die Fabrik geschlossen, und man begann mit der Demontage. Sie war beileibe kein Vergnügen. Die Arbeiter stöhnten nicht nur unter der Sommerhitze – es ging ihnen auch der rechte Geist ab. Niemand sang mehr «Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen», ja es wurde bei der Arbeit kaum gesprochen. «Jeder kann er-messen, was der Ausgang des Krieges für die Krupp-Werke sowie für meine Frau und mich bedeutet hat», schrieb Gustav später. «Es ist allgemein bekannt, dass durch den Vertrag von Versailles wohl keine Werke so schwer getroffen wurden wie Krupp.» Damit hatte er recht, aber wie die Ereignisse beweisen sollten, blieb das industrielle Potential der Firma durch die ritualistische Vernichtung von Ziegelsteinen und Stahl unberührt. Versailles' Versuch, die Krupp-Drohung aus der Welt zu schaffen, war zum

Scheitern verurteilt – nicht weil die Bedingungen zu hart gewesen wären, sondern weil man von einer falschen Einstellung ausging. Ebenso wie ein halbes Jahrhundert früher der «eiserne Kanzler» waren die Verfasser des Vertrags in militärstrategischem Denken befangen. Sie wollten den Franzosen eine Grenze geben, die man verteidigen konnte, vorzugsweise am Rhein. Sie erreichten damit aber lediglich, dass die deutsche Angst vor Einkreisung zunahm. Die industrielle Kapazität des Ruhrgebiets liess man intakt, und innerhalb von fünf Jahren schnellte die Produktion von Kohle und Stahl auf die Zahlen vom Juli 1914 hinauf. Ja, letzten Endes profitierte Krupp sogar von der Schleifung und Demontage veralteter Anlagen. Anders als die Rüstungsfabrikanten der Siegermächte, trat Gustav mit modernen Maschinen und Techniken in die kritischen dreissiger Jahre ein¹⁵.

Nichtsdestotrotz war Colonel Leveretts Verstümmelungsoperation demütigend. Krupp weigerte sich, ihr zuzuschauen. Stattdessen fuhr er während der letzten Monate von Berthas Schwangerschaft hinunter in den Schwarzwald, zur Eröffnung der ersten Rennsaison nach dem Krieg im mondänen Baden-Baden. Sigrid Schultz, damals junge Hilfskorrespondentin für die *Chicago Tribune*, erinnert sich, dass Gustav sie galant herumführte, ihr Rosen schickte und stolz von seinen amerikanischen Vorfahren erzählte. Am letzten Abend gab er für die prominentesten Kurgäste ein feierliches Diner. Dabei wurde an nichts gespart, um die Illusion zu erzeugen, es habe keinen Krieg, keine Niederlage, keine Erniedrigung gegeben. Miss Schultz fiel auf, dass das Tafelgeschirr aus anderem Material als Silber bestand. In dem Glauben, es handle sich um eine neue Legierung, besah sie es sich genauer: Es war aus reinem Gold. Gustav hatte es sich eigens für den Abend aus der Villa Hügel herschicken lassen¹⁶.

Als der Sommer zu Ende ging, hielten sich die Krupps weiterhin von Essen fern – die Demontage war immer noch im Gange. Sie kannten sich in dem Schloss des ermordeten Erzherzogs in Österreich noch kaum aus, und sobald Bertha wieder reisefähig war, fuhr Gustav mit ihnen allen nach Blühnbach. Sie waren jetzt eine grosse Familie: Alfried (13), Claus (10), Irmgard (8), Berthold (6), Harald (4) und die kleine Waldtraut. Als zwei Jahre später dann noch Eckbert geboren wurde, war die neue Generation vollzählig. Dass keiner von ihnen eine normale Kindheit hatte, nimmt nicht wunder, wurden sie doch von Geburt an ständig an ihre besondere Stellung in Deutschland erinnert. Bei Bertholds Taufe vor sechs Jahren hatte Ernst Haux stolz geschrieben, als Paten seien gebeten worden «der Kaiser, Geheimrat von Simson und meine Wenigkeit». Bei einem Sohn oder einer Tochter der Krupps zum Paten ausersehen zu werden, war eine hohe Ehre, und das wussten auch die Kinder, weil Bertha es sie nie vergessen liess. In anderer Beziehung waren sie das Produkt der pedantischen Überspanntheit ihres Vaters. Im Haushalt des Prinzbemahls lief alles streng nach Protokoll¹⁷. Es herrschte eine Hackordnung, und jeder kannte seinen Platz.

Alfried hätte genauso gut ein Einzelkind sein können. Er erhielt Unterricht von eigenen Hauslehrern, durfte gemeinsam mit den Eltern speisen, wurde zu besonderen Grubeninspektionen mitgenommen und, wenn er im Ruhrgebiet weilte, zu allwöchentlichen Schulungssitzungen im Hauptverwaltungsgebäude gefahren. Man erlaubte ihm zwar, seinem Bruder Claus beim Bauen von Fokker-Modellen zuzuschauen und mit dem jungen Fritz von Bülow Schlittschuhlaufen zu gehen, doch durften andere Kinder

niemals vergessen, dass sie sich in Gegenwart des nächsten Krupp befanden. Von Zeit zu Zeit versuchte er, aus seinem goldenen Käfig auszubrechen. Als sein Vater ihn von den Privatlehrern befreite und das Realgymnasium von Bredeneby besuchen liess, trat der Junge der dortigen Rudermannschaft bei. Gustav stiftete der Schule ein neues Boot, und der Trainer gab seinem Sohn den ehrenvollen Platz des Schlagmannes, was niemand verwunderte. Die neidischen und verärgerten Klassenkameraden zogen Alfried auf, wenn keine Lehrer da waren, indem sie riefen: «Na, Krupp, alter Junge, was tut man wohl augenblicklich auf deinem Schutthaufen?» Er war ein Jüngling ohne Freunde. Einmal schloss er sich einer Gruppe junger Leute an, die in ein Gasthaus gingen. Drinnen sass er dann aber nur stumm da. Freundlich munterte ihn die Wirtin auf: «Sie müssen nicht immer so ernst sein.» Alfried wurde rot und verlegen. Die Wirtin befand sich in einem Irrtum – immer ernst zu sein, war des Jungen lebenslange Verpflichtung. Als sein Vater ihn als Krupp-Lehrling einstellte, fuhr Alfried mit einem Motorrad von der Villa Hügel zur Arbeit und zurück. Es nützte nichts. Unbeeindruckt wartete Gustav, bis er eines Tages eine Panne hatte, und liess dann den Namen seines Sohnes auf die ausgehängte Liste der Zuspätkommer und Bummelanten setzen¹⁸.

Für Berthold und Harald waren die beiden älteren Brüder – nach Haralds eigenen Worten – «Götter». Alfried wurde seine Göttlichkeit auferlegt; Claus schuf sich die seine selber. Bullig und extrovertiert, beherrschte er die jüngeren Brüder. Im Gegensatz zu ihnen war er schon alt genug gewesen, den Krieg mitzubekommen. Sein Idol war Manfred Freiherr von Richthofen, und obgleich Flugzeuge ihm jetzt nur ein Hobby bedeuteten, träumte er doch davon, eines Tages für Deutschland zu fliegen. Irmgard, von schüchternem und schlichtem Wesen, wurde von den Jungen ignoriert. Waldtraut entwickelte sich zu einem hübschen, lebhaften Mädchen, Eckbert aber war so viel jünger als seine Brüder, dass er ebensowenig beachtet wurde wie Irmgard. So waren sich die Kinder sowohl einer Erwachsenenhierarchie als auch der Rangunterschiede zwischen einander bewusst. In bestimmten Dingen waren sie sich jedoch einig. Alle hassten sie die Villa Hügel. Dort waren ihre Eltern mit formellen Empfängen und Banketts beschäftigt, und von ihnen erwartete man, dass sie sich wie Puppen benahmen. Dem Spioniersystem des Hauspersonals liess sich kaum entgehen. Zu den Hauptspässen der Kruppkinder gehörte es, sich hinter der geschnitzten Eichentreppe zu verstecken, wenn ein vornehmer Gast eintraf, und ihn zu beobachten, wie er den über dreissig Meter langen Saal durchquerte. Am anderen Ende, jenseits der fünf gewaltigen Kronleuchter, warteten Gustav und Bertha. Ihre Söhne und Töchter hofften immer, dass einmal einer der hochgestellten Besucher auf dem spiegelblanken Parkett ausgleiten und hinfallen würde. Das passierte zwar nie, doch wurden sie jedesmal verpetzt und von Gustav bestraft. Unter sich nannten sie die Villa Hügel «das Grabmal»¹⁹.

Blühnbach bedeutete dagegen ein Paradies. Das drei Stockwerke hohe efeuumrankte Schloss war wunderschön und luxuriös – «wollüstig», wie die Österreicher sagen. Auf dem Fussboden lagen Tigerfelle, an den Wänden hingen Gamsgeweihe, und auf dem Dach standen kleine Kanonen, deren Rohre in alle Himmelsrichtungen zeigten. Dieses wilhelminische Beiwerk sprach die jugendliche Phantasie ungeheuer an. Was aber am allerwichtigsten war: In Blühnbach hatten die Kinder ihre Mutter und

ihren Vater für sich. Es gab keine Staatsbankettprotokolle und keine Notwendigkeit, gestärkte Kleider anzuziehen und sich wie Marionetten vorführen zu lassen. Die österreichischen Alpen waren zu unzugänglich. Selbst wenn ein Besucher am Haupttor angekommen war, hatte er noch ein langes Stück bis zum Schloss vor sich. Jahre später zeigte Berthold einmal die dortigen Jagdtrophäen einem amerikanischen Schriftsteller. Von einem Steinbalkon über die dichten Nadelwälder und die zerklüfteten, schneebedeckten Berge blickend, fragte der Amerikaner neugierig: «Bis wohin gehört Ihnen das hier?» – «Sehen Sie jenen Kamm dort?» sagte Berthold und zeigte auf eine undeutliche blaue Linie am Horizont. «So weit?» entfuhr es dem erstaunten Gast. «Nein», gab Berthold zurück, «bis zu dem Kamm, der hinter diesem liegt²⁰.»

Die Krupps lebten weiter wie in der Vorkriegszeit, und alle äusseren Zeichen deuteten auf eine erstaunliche Erholung vom Krieg. Die Zahl der Kruppianer nahm von Monat zu Monat zu, bis am 1. Juli 1921 die Belegschaft der Gussstahlfabrik den Stand von Anfang 1914 überstieg. Im Winter 1920/21 hatte Gustav in Merseburg, in der Nähe der besten Braunkohlengruben Deutschlands, achthundert Morgen Land für eine neue Fabrik gekauft und ausserdem eine Reihe von Zechen erworben, die der Firma eine Kohlenreserve von zehn Millionen Tonnen sicherten. Diese Expansion ist recht mysteriös. Woher kam das Kapital? Nicht aus Verkäufen; die neuen Erfindungen brachten noch so gut wie nichts ein, und obwohl Krupps Lokomotiven begehrt waren, beschränkte sein Beharren auf Qualität die Produktion auf dreihundert Stück pro Jahr, und es mussten Bestellungen aus Brasilien, Rumänien, Südafrika und Indien abgelehnt werden. Die Schliessung von Annen und die Liquidation der Bayerischen Geschützwerke, einer kleinen Münchener Tochterfirma, brachte zwar etwas Geld ein, aber das genügte kaum, die Hämmer in Essen am Pochen zu halten, geschweige denn in Rheinhausen, Magdeburg, Hamm und Kiel.

Krupps Wohlstand war zum grossen Teil nur leerer Schein. Während der ersten drei Jahre nach dem Waffenstillstand gab Gustav mehr aus, als er einnahm. Für fast jede andere Firma, ganz gleich in welchem Land, hätte das den Ruin heraufbeschworen. Eine Erklärung für Krupps verschwenderische Grossspurigkeit liegt in dem, was äusserlich betrachtet sein aussichtslosestes Projekt dieser Dekade war. Im Jahr 1922 berichtete er seinem Vorstand, von einem deutschen Offizier sei ihm mitgeteilt worden, dass Lenin gesagt habe: «Die Steppe muss eine Brotfabrik werden, und Krupp muss uns dabei helfen.» Und so wurden denn Kruppmaschinen nach Russland geschickt, um 100'000 Morgen Land am Manytsch zwischen Rostow und Astrachan umzupflügen. Gustav, der immer noch nicht mit seinem kleinen Gut an der holländischen Grenze zurechtkam, war der letzte, kargen Boden in eine Brotfabrik zu verwandeln, und Tilo von Wilmowsky, der wirklich etwas von Landwirtschaft verstand, erkannte, dass das Ganze «eine von vornherein zum Scheitern verdamnte Utopie» war. Nichtsdestoweniger meinte auch er, man müsse es wenigstens versuchen. Er erinnerte sich:

Rathenau, der bald danach ermordet wurde, suchte sofort Rapallo durch praktische Auswirkungen zu unterbauen. Er veranlasste meinen Schwager Krupp-Bohlen, eine grosse Konzession in Russland zu übernehmen, um derart zu dokumentieren, dass die deutsche Wirtschaft zu aktiver Mitarbeit aufgrund des Vertrags bereit sei, es war

auch bezeichnend, dass er diesem Ansinnen sofort entsprach, obwohl es offensichtlich war, dass dabei von Rentabilität für die im schwersten Existenzkampf behende Firma keine Rede sein konnte²¹.

Bezeichnenderweise war das einzige andere Vorstandsmitglied, das Gustavs Beweggründe verstand, Otto Wiedfeldt, der später deutscher Botschafter in Washington wurde. Walther Rathenaus Unterzeichnung des Vertrags von Rapallo war eine der umstrittensten politischen Taten des Jahrzehnts. Ausser umfassenden Handelsvereinbarungen brachte der Vertrag der Sowjetunion die erste *de-jure*-Anerkennung und annullierte alle Ansprüche auf Kriegsschädigungen zwischen den beiden Ländern. Russlands vierunddreissig andere Gläubignationen waren beunruhigt – sie betrachteten Bande zwischen Moskau und Berlin als unheilvoll –, und Deutschlands machtvolle Rechtsradikalen schrien Zeter und Mordio. Am 24. Juni wurde Rathenau auf der Strasse erschossen – der dritte Weimarer Gemässigte, der innerhalb eines Jahres einem Attentat zum Opfer fiel.

Das Konkordat Russland-Krupp funktionierte auch ohne ihn; unter anderem erhielt die UdSSR als erstes fremdes Land Lokomotiven aus Essen. In ihrer Geschichte hatte sich die Firma sowieso stets nach Osten gewandt, wenn es im Westen ungemütlich geworden war, und das gegenwärtige Abkommen zeichnete sich durch zwei deutliche Vorteile aus. Erstens behagte es der Republik in Berlin, und zweitens wurde es auch von General von Seeckt gutgeheissen, der seine eigenen privaten Abmachungen mit den Russen traf. Da die Sowjets den Vertrag von Versailles nicht unterzeichnet hatten, waren sie nicht verpflichtet, sich an dessen Bestimmungen zu halten – vor allem hinderte sie nichts daran, eine geheime Wiederaufrüstung Deutschlands zu unterstützen. Daher war das für das Manytsch-Projekt hinausgeworfene Krupp-Geld doch nicht sinnlos vergeudet. Das Schicksal des Hauses Krupp und das Schicksal Deutschlands gingen Hand in Hand. Die Firma konnte nur prosperieren, wenn die Nation und insbesondere ihr Militär wieder hochkamen. Alles weitere würde sich unter einer starken, aggressiven Regierung schon finden. Die gegenwärtige Regierung war keins von beiden. Doch gab es Elemente in ihr, die ehrgeizig waren. Solange Krupp mit ihnen zusammenarbeitete, würden sie nicht zulassen, dass das grosse Haus zusammenbrach. Und wenn sie das Ruder erst einmal richtig in die Hand bekamen, würde die Dynastie in Essen mit ihnen herrlichen Zeiten entgegengehen.

Im Westen wurde der Rapallo-Vertrag als illegitimes Kind der ehrbaren Weltwirtschaftskonferenz von Genua betrachtet, wo man zusammengekommen war, um über Russlands allgemeine Probleme und Deutschlands Schulden zu beraten. Da die anderen Delegierten ihnen wenig entgegenkamen und unrealistisch agierten, hatten die Weimarer und Moskauer Diplomaten die Konferenz verlassen und waren miteinander handelseinig geworden. Die Franzosen tobten, und als die Deutschen zu Ende des Jahres um ein Reparations-Moratorium baten, beschloss der rachsüchtige Ministerpräsident Poincare, das Ruhrgebiet zu besetzen. Am 10. Januar 1923 wurden die Truppen in Marsch gesetzt. Belgische Soldaten schlossen sich ihnen an, und durch eine *Mission*

Interalliée de Contrôle des Usines et des Mines (MICUM) wurde eine Militärregierung errichtet. Der Erklärung des Kriegsrechts folgte die Pressezensur, Beschlagnahme von Privateigentum und die Ausweisung von 147'000 Menschen. Die Italiener lehnten eine Teilnahme ab. Die Engländer gingen noch weiter. In einer steifen Note erhoben sie Einspruch und erklärten, dass die «französisch-belgische Massnahme ... in keiner Weise durch den Vertrag sanktioniert» sei. Sie war in der Tat höchst aussergewöhnlich. So etwas durfte es im Europa der Friedenszeit eigentlich nicht geben. Trotz all der tragischen Ereignisse, die seither geschehen sind, versteht ein Kruppianer, der sich an die zwanziger Jahre erinnern kann, unter «Besetzung» selbst heute noch die von 1923. Die Okkupanten fühlten sich sehr stark; das von ihnen abgeriegelte Gebiet war zwar nur rund 70 Kilometer lang und 43 Kilometer breit, aber aufgrund der massierten Konzentration von deutscher Industrie hatten die Poilus 85 Prozent der Kohle des Landes, 80 Prozent seiner Stahl- und Eisenproduktion und die Quelle von 70 Prozent seiner Marktgüter in der Hand. Die Weimarer Regierung war sich darüber durchaus im Klaren, wusste aber auch, dass all dieser Reichtum Paris und Brüssel nichts nutzen würde, wenn die Bevölkerung nicht kooperierte. Deshalb rief sie zum passiven Widerstand auf. Die Franzosen und Belgier reagierten damit, dass sie den verschärften Belagerungszustand über das Ruhrgebiet verhängten²².

Am 9. Januar, zwei Tage vor dem Einmarsch der ersten himmelblau Uniformierten in Essen, gab Gustav an seine Leute die Parole aus: Ruhig bleiben! Über zwei Monate lang hielten sie sich daran. Der Widerstand, so verdrossen er auch war, blieb passiv. Die Ressentiments stauten sich von Tag zu Tag mehr. Dass die Eindringlinge Deutschlands Wirtschaft im Würgegriff hielten, begann sich auf tausenderlei Arten bemerkbar zu machen, und die eine davon war alles andere als eine Kleinigkeit, wie jedem Arbeiter deutlich wurde. Die Inflation liess die Mark in bestürzendem Tempo fallen; noch ein solches Jahr, und alle Spargelder und Pensionen würden wertlos sein. Die Kruppianer nannten die Besatzung «die Bajonette». Sie waren in der Stimmung zurückzuschlagen, und als Ostern nahte, mit der Erinnerung an die Gewalttätigkeiten vor zwei Jahren, kamen Arbeiter und Direktion zu einer stillschweigenden Vereinbarung. In allen Werkstätten und Abteilungen befanden sich Sirenen; im Fall eines Unglücks – etwa wenn ein Schmelzofen platzte – konnte jeder sie ziehen. Jetzt galt als abgemacht: Versuchten französische Soldaten in die Hallen einzudringen, sollte Feueralarm gegeben werden. Weiter plante niemand. Man glaubte anscheinend, der blosse Anblick der Muskeln einer Masse deutscher Männer würde «die Bajonette» einschüchtern²³.

Am Karsamstag, dem 31. März, erschien früh um sieben Uhr ein Leutnant namens Durieux vom 160. französischen Infanterieregiment mit elf Mann und einem Maschinengewehr in der Altendorfer Strasse. Er sollte eine Bestandsaufnahme der Fahrzeuge in Krupps Zentralgarage machen, die sich direkt gegenüber dem Hauptverwaltungsgebäude befand. Der Leutnant war nicht befugt, auch nur einen einzigen Lastwagen zu entleihen, und das wusste Krupp; er war am Tag zuvor vom französischen Hauptquartier in Düsseldorf anrufen und über die Aufgabe des Patrouilletrupps informiert worden. Aber Gustav hatte das nicht weitergegeben. Vielleicht erklärte sich sein Schweigen aus seiner häuslichen Situation. Die Gästezimmer der Villa Hügel waren jetzt von einem französischen General und seinem Stab besetzt. Alfried bezeichnete dies noch

vierzig Jahre später als das bitterste Erlebnis seiner Jugend, und zweifellos war es nicht angetan, die Stimmung in der Familie zu heben. Natürlich sprach niemand mit den ungebetenen Gästen, was den General jedoch nicht davon abhielt, den Diensthoten Befehle zu erteilen, zum Beispiel die Fenster geschlossen zu halten und stärker zu heizen. Jeden Morgen verliess Gustav die Villa wie in Schweiß gebadet und kam wutschnaubend in seinem Büro an. Er war geneigt, französische Mitteilungen aus Düsseldorf zu missachten, aber ob er diese eine absichtlich ignorierte oder sie tatsächlich nur vergass, ist irrelevant. Schon vom ersten Tag der «Bajonette» an war ein Blutvergiessen unvermeidlich. Wenn Gustav Krupp die Schuld trifft für das, was im Folgenden geschah, dann trifft sie gleichermassen auch Poincare – in jenem Jahr *un imbécile malgré lui*²⁴.

Leutnant Durieux, ein Mann von sehr kleiner Statur, der für einen kurzen Moment im Brennpunkt der europäischen Szene erscheinen sollte, fand nicht gleich Zutritt zur Zentralgarage. Der Fahrmeister kam nämlich zwei Stunden zu spät zur Arbeit – kaum zu glauben bei Krupp, aber es war so. Um neun Uhr erschien er endlich, warf den Franzmännern einen finsternen Blick zu, schloss das Tor auf und liess sie ein. Im gleichen Augenblick begann nebenan die Sirene der Krupp-Feuerwehr zu heulen. Als Durieux die roten Wagen sah, dachte er natürlich, es brenne irgendwo. Methodisch begann er, Stossstangen zu zählen. Aber jetzt heulte auch die Sirene des Hauptverwaltungsgebäudes. Innerhalb der nächsten paar Minuten fielen über fünftausend weitere Sirenen ein. Erstaunt holte sich der junge französische Offizier den Fahrmeister und fragte ihn, was dieses schreckliche Konzert bedeute. «Arbeit einstellen», erwiderte der Mann. Durieux stürzte zur Tür, und tatsächlich: So weit er sehen konnte, war die Altdorfer Strasse eine einzige gedrängte Masse von Arbeitermützen. Bei dem späteren Prozess schätzte er die Menge auf dreissigtausend Mann, und kein Deutscher machte ihm den Vorwurf der Übertreibung.

Wie reagierte Gustav? Er hätte sich einschalten können – vom Erkerfenster seines Büros überblickte man den gesamten Schauplatz –, aber er rührte keine Hand. Zu argumentieren, es wäre ihm nicht möglich gewesen, die Leute zu erreichen, ist absurd. Über seine raffinierte Schalttafel hatte er Verbindung mit jedem Vorarbeiter im Werk. Ausserdem wissen wir, dass er sie benutzte, um mit der Zentralgarage zu telefonieren. Besorgt erkundigte er sich, ob seine Limousine bei dem Tumult etwa Kratzer abbekommen habe, und befahl dann dem Fahrmeister, auf sie besonders aufzupassen²⁵. Das war seine einzige Anweisung, während die Sirenen weiterheulten – anderthalb Stunden lang. Inzwischen fand der Leutnant, dass seine Stellung hier gefährlich sei. Schliesslich hatte er noch nicht einmal ein Dutzend Leute. Jeden Augenblick konnte diese riesige Herde russbeschmierter Männer hereinstürmen und den gesamten Trupp einzingeln; deshalb zog er sich in eine andere, kleinere Garage zurück, gegenüber der Feuerwehr. Das Maschinengewehr wurde am Eingang aufgebaut und auf die Menge gerichtet, die ein Stückchen zurückwich. Durieux' neue Stellung hatte jedoch einen fatalen Nachteil. Diese Garage war nämlich mit Dampfdufen zur Wagenreinigung ausgestattet, deren Bedienungsanlage sich oben auf dem Dach befand. (Fünf Tage später überzeugte ein leitender Krupp-Angestellter eine Gruppe ausländischer Korrespondenten an Ort und Stelle davon, dass es gar keine solchen Düfen dort gab, aber wie sich überlebende Kruppianer erinnern, zeigte er ihnen die andere, die Zentralgarage.)

Solange die Sirenen heulten, blieb die Menge ruhig. Sie stand wie erstarrt. Hier wippte eine Mütze hoch, dort äugte ein russiges Gesicht über die Schulter; ansonsten aber bewegte sich niemand. Dann, um 10.30 Uhr, verstummten die kreischenden Sirenen. Es war wie ein Signal. Die vorderste Reihe begann langsam vorzurücken. Was während der nächsten halben Stunde genau geschah, ist unklar. Einige von Durieux' Leuten sagten, sie seien mit Steinen und Kohlenbrocken beworfen worden; zwei Poilus behaupteten sogar, sie hätten Arbeiter mit Revolvern in den Händen gesehen. Falls wirklich Revolver mit im Spiel waren, so bemerkte der Leutnant selber nichts davon. Auch wurde er von keinen Wurfgeschossen getroffen, ja sah von seinem Platz aus auch keine fliegen, und so beschloss er, die Menge durch drohende Haltung niederzuzwingen. Plötzlich begannen Dampfstrahlen zu zischen. Zwei Kruppianer auf dem Dach hatten den Hahn weit aufgedreht: Dichter, beissender Nebel füllte die Garage. Ohnehin schon halb geblendet von seinem eigenen ihm über die Augen tropfenden Schweiß, befahl Durieux daraufhin den Schützen und dem Mann am MG, eine Salve über die Köpfe der Menge abzugeben. Entweder waren die Arbeiter zu erregt, um sich einschüchtern zu lassen, oder aber – was wahrscheinlicher ist – die vorn wurden von denen hinten vorangestossen. Jedenfalls wogten sie näher heran, und diesmal, um elf Uhr, befahl der Leutnant seinem Trupp, auf die Menschen zu zielen. Er wartete noch einen Augenblick, fand dann, dass es keine andere Lösung gebe, und befahl schliesslich: «*Ouvrez le feu!*»

Das Knattern der Gewehre und des MGs wurde in der ganzen Welt gehört. Am nächsten Tag trug die Frühausgabe der *New York Times* die Schlagzeile: «Franzosen schiessen bei Krupp – 6 Tote, 30 Verwundete²⁶.»

Es war noch schlimmer. Als zum Roten Kreuz gehörende Kruppianer sich in das Niemandsland zwischen dem Maschinengewehr und ihren zurückweichenden Kameraden begaben (eine Rettungsaktion, die äussersten Mut erforderte, denn sie trugen keine Armbinden), war die Altendorfer Strasse ein Chaos von Rauch, Dampf und Blut. Die Schützen hatten eindeutig auf lebenswichtige Organe gezielt und bei der kurzen Entfernung einfach treffen müssen. Nach Aussage des ersten Krupp-Arztbes, der zu den Opfern kam, hatte der Umstand, dass die Getroffenen so nahe gewesen waren, «schrecklich klaffende Wunden» verursacht. Insgesamt gab es dreizehn Tote, darunter fünf junge Lehrlinge, und zweiundfünfzig Verletzte²⁷.

Ganz Deutschland war empört. «So manchem bricht angesichts dieses Elends das Herz», sagte Ex-Reichskanzler Karl Joseph Wirth, und die SPD gab eine Erklärung heraus, die den «blutigen Karsamstag im Ruhrgebiet» verurteilte. Der französische General in der Villa Hügel forderte aus Düsseldorf Tanks und ein Bataillon MGSchützen an, in der Hoffnung, Vergeltungsmassnahmen zu verhindern. Aber das war unmöglich. Am gleichen Nachmittag wurden ein belgischer Motorradfahrer, ein französischer Polizeiaгент und zwei französische Ingenieure überfallen, zusammengeschlagen und ausgeraubt. Saboteure sprengten eine Essener Brücke in die Luft. Im benachbarten Mülheim stürmten Angehörige des Roten Soldatenbundes das Rathaus und hielten es vierundzwanzig Stunden besetzt. In Düsseldorf flogen Handgranaten auf französische Soldaten, und im Essener Hauptbahnhof wurde ein Poilu-Wachtposten von einem Revolverhelden erschossen, der sich in einem Entlüftungsschacht versteckt hatte. Der Wachtposten fand im Ausland kein Mitleid. Das Blutbad in der Altendorfer

Strasse hatte das Exklusivrecht auf die Aufmerksamkeit der Welt erworben. Die französischen Leitartikler blieben stumm, und die englische und amerikanische Presse ent-rüstete sich kaum minder als die deutsche. Die *Nation* sprach von «Barbarei» und er-klärte, es habe «in Essen eine Handvoll französischer Soldaten den Kopf verloren und in den Krupp-Werken elf [sic] Arbeiter niedergemetzelt, ohne dass ihnen selber ein Haar gekrümmt worden wäre oder man sie bedroht hätte.» – «Das», so warnte der *Spectator*, «ist der sicherste Weg, Deutschlands Widerstand wachsen zu lassen, statt ihn zu bremsen²⁸.»

Poincare hätte das mittlerweile einsehen müssen. Der General auf Villa Hügel tat es; er verkündete, dass seine Leute während der Beerdigung aus Essen abgezogen wür-den. Paris aber blieb unversöhnlich. Kurz und kategorisch teilte es Essen mit, da der Mörder des Wachtpostens entkommen sei, habe die Stadt 100'000 Mark Geldbusse zu zahlen. Für die Deutschen war dies nur noch ein Nagel mehr im Kreuz; ein Berliner Karikaturist stellte Poincare dar, wie er mit Messer und Gabel in der Hand an einem Tisch sitzt und ein verstümmeltes Kind zerschneidet, das die Aufschrift «Krupp» trägt. Von überallher trafen in Essen Abordnungen zu der Beerdigung ein, die zehn Tage hinausgeschoben werden musste, weil sich Nationalisten, Kommunisten, Sozialisten, Katholiken, Protestanten und sogar Freidenker und Christian-Science-Anhänger nicht einig werden konnten, wer die Feier bestimmen sollte. Zu guter Letzt drückte sie Gus-tav alle an die Wand. Die Leute seien für Krupp gestorben, erklärte er. Also sei *er* der Hauptleidtragende. Er wolle den Delegationen jedoch gestatten, sich am Trauergelait zu beteiligen. In Anbetracht des im ganzen Land entbrannten Fiebers war ein denkwür-diges Schauspiel unumgänglich, aber Krupp hatte seine Jugend damit verbracht, zere-monielles Gepränge zu studieren, und er beschloss, den dreizehn Opfern ein «Staats-begräbnis» zu geben. Dieses übertraf denn auch alle anderen Begräbnisse in der Ge-schichte des Ruhrgebiets, einschliesslich der Totenfeiern für Alfred und Fritz²⁹.

Es wurde zu einem Ritual, an dem das ganze Land teilnahm. Eine Stunde nach Ta-gesanbruch wurden am 10. April im gesamten Reich die Flaggen auf Halbmast gesetzt, und in allen Gross- und Kleinstädten läuteten die Kirchenglocken. Der Reichstag trat zum Gottesdienst zusammen und betete für die gefallenen Arbeiter. In Essen dirigier-ten Kruppianer mit weissen Armbinden den Verkehr, denn dreihunderttausend Trau-ernde säumten die sechs Kilometer lange Strecke vom Werktor 28 zum Ehrenfriedhof – reserviert für Essener Bürger, die bei Heldentaten ihr Leben gelassen haben –, wo man dreizehn Gräber ausgehoben hatte. Die Särge waren in der grossen marmornen Eingangshalle des Hauptverwaltungsgebäudes aufgestellt, jeder bedeckt mit einer schwarzweiss-roten Fahne, und rechts und links von dieser langen Reihe standen ein katholischer Bischof und ein protestantischer Pfarrer. Oben auf der Galerie war der fünfhundert Mann starke Krupp-Chor in zwei Gruppen geteilt: Die eine Hälfte sang einen Trauerchoral, die andere eine Messe. Erleuchtet wurde die unheimliche Szene nur durch Kerzen, und nachdem der gesamte Chor ins Amen eingestimmt hatte, trat Krupp in dieses düstere Licht, um seine Laudatio zu halten. Zu einer die Herzen bewegenden Rede war er zwar unfähig, doch es genügten schon der Zauber seines Namens und das feierliche Schauspiel, das er arrangiert hatte; als er durch die Halle schritt, um die Witwen und Kinder der Märtyrer zu umarmen, weinten sie schluchzend³⁰.

Draussen formierte sich dann der Trauerzug: Voran vierhundert deutsche Fahnen, dahinter die Wagen mit den Särgen und hinter diesen gleich Gustav, allein und mit gesenktem Kopf, danach dann erst die Hinterbliebenen der Opfer sowie vierzig Abordnungen, die schwarze Kränze vor sich hertrugen, angeführt von Kumpels in ihrer traditionellen Kluft, ihre Grubenlaternen wie Schweinwerfer auf Krupp gerichtet. Die Bergleute nahmen teil, weil eines der Opfer ein Kumpel gewesen war – kein Mensch fragte jemals danach, warum er sich am Morgen des Blutbads nicht unter Tage befunden hatte –, die meisten anderen Trauergäste aber waren nicht einmal aus dem Ruhrgebiet. Sie kamen aus Bayern, Schlesien, Sachsen, Pommern, Württemberg, Ostpreussen; sie repräsentierten alle sozialen und wirtschaftlichen Schichten sowie das gesamte politische Spektrum; und als dann an den Gräbern der Bischof die Arme ausbreitete und das einzige Wort: «Totgeschlagen!» rief, lebten in einem langen, inhaltsschweren Schweigen die tiefen Leidenschaften des gefallenen Reichs erneut auf. Die Stille wurde durch das Motorengeräusch eines heranbrausenden Flugzeugs gebrochen. Die französische Infanterie war zwar abgezogen worden, aber ein einzelner Flieger hatte den Leichenzug von oben aus seinem Nieuport-Doppeldecker gesehen. Und er wählte just diesen Augenblick, über den Friedhof zu knattern – in Baumhöhe. Die «Bajonette» taten noch immer ihr Äusserstes, die Wunde nicht heilen zu lassen³¹.

Und jetzt sollte noch Salz daraufgestreut werden. Der Triumph von Krupps prunkvoller Schau scheint die MICUM völlig aus der Fassung gebracht zu haben. Jene, die Reue empfanden, gingen bis zur letzten Konsequenz; ein junger französischer Leutnant namens Etienne Bach entschuldigte sich, als er nach der heiligen Kommunion aus einer Essener Kirche kam, mit gebrochener Stimme bei seinen deutschen Glaubensgenossen für Frankreich und legte in aller Öffentlichkeit seine Uniform ab. Bachs Vorgesetzte fielen ins andere Extrem. Sie wollten Krupp unbedingt kleinkriegen. Während der nächsten drei Wochen wurde er zweimal von französischen Offizieren vernommen, und als er am Ende des Monats mit zwei seiner Direktoren nach Berlin reiste, um an einer Sitzung des Preussischen Staatsrats teilzunehmen, wurden Haftbefehle gegen alle drei erlassen, wegen «Anstiftung zum Aufruhr» am Karsamstag. Der von den Franzosen dafür gewählte Zeitpunkt lässt stark vermuten, dass dies lediglich als Geste gemeint war, das heisst, dass man von Krupp erwartete, dem Ruhrgebiet fernzubleiben. Denn wäre er geflohen, hätte man ihn als Feigling verleumden können. In der Tat deuteten bestimmte Fragen, die man ihm nach seiner Rückkehr am 1. Mai stellte, darauf hin, dass man ihn zum Prügelknaben bestimmt hatte. Am dritten Tag seines Prozesses fragte ihn ein Offizier ärgerlich, warum er denn zurückgekommen und nicht gleich seinen beiden Direktoren in der Hauptstadt geblieben sei. Habe er nicht gewusst, dass ihn das Gefängnis erwarte? Gustav nickte kurz und antwortete: «Ich wollte nicht den Eindruck erwecken, dass durch mein Wegbleiben es aussehen könnte, als ob die Direktoren schuldig wären und als ob ich selbst ein schlechtes Gewissen hätte.» Warum er dann nicht darauf bestanden habe, wurde weitergefragt, dass die beiden anderen ebenfalls zurückkamen. Woraufhin er laut Protokoll zur Antwort gab: «Ich kann mir selbst zumuten, ins Gefängnis zu gehen, auch unschuldig. Von anderen Herren verlange ich das nicht!»³²

Es ist durchaus möglich, dass er sogar von ihnen verlangt hatte, es *nicht* zu tun. Krupp allein auf der Anklagebank war für die Leute viel einfacher zu begreifen. Die Beerdigung am 10. April hatte ihn gelehrt, welche Vorteile ein Märtyrertum haben kann, und bei dem Prozess in Werden – auf der anderen Seite der Ruhr, gleich gegenüber der Villa Hügel – legte er es vom ersten Verhandlungstag an bewusst auf dieses Schicksal an. Und er spielte seine Rolle gut. Der geschnürte kleine schulmeisterhafte Mann hatte zwar mehr wunde Punkte als die meisten Menschen, und die grossen Strategien seiner Zeit verwirrten ihn, aber er war ein raffinierter Taktiker. Hinzugefügt werden muss, dass seine Gegenspieler äusserst unklug vorgingen. Sie bezeichneten das Verfahren ungeniert als militärisch, und deutsche Schlagzeilen schrien: «Krupp vor dem französischen Kriegsgericht!» Natürlich stand jeder Deutsche auf seiner Seite. Die Anklage erlaubte sich noch mehr Schnitzer. So verfügte sie gar nicht über den wahren Sachverhalt des Blutbads. Wusste doch der Offizier, der das abschliessende Plädoyer hielt – ein gewisser Hauptmann Duvert –, nicht einmal, wie viele Poilus in der Garage gewesen waren. Die deutsche Presse war im Gerichtssaal nicht zugelassen, aber der *Figaro* brachte Duverts letzte Sätze im Wortlaut: «Stellen Sie sich die Direktoren vor, die grossen Führer der riesigen Krupp-Werke, wie sie gleichgültig in ihren Büros sitzenblieben, als der von ihnen aufgehetzte Mob zehn französische Soldaten zu massakrieren drohte! Stellen Sie sich ihr Lächeln vor, als sie dem Schauspiel von den Fenstern ihrer Büros zusahen – jenes Lächeln, das sie auch im Kriege hatten – jenes Lächeln, das ihre Generale trugen, wenn deutsche Soldaten französische Dörfer in Brand steckten und die Einwohner niedermetzelten³³!»

Das Gericht verurteilte den ganz und gar nicht lächelnden Krupp zu 100 Millionen Mark Geldstrafe und fünfzehn Jahren Gefängnis. «Für ein solches Urteil», zeternte das *Berliner Tageblatt*, «haben wir nur in der Affäre Dreyfus eine Parallele ... Wer die Verhandlung am Dienstag miterlebt hat, muss mit dem Gefühl weggegangen sein, dass es bei dem Prozess nicht darum ging, Gerechtigkeit zu schaffen, sondern unverhüllt darum, einen Gegner zu vernichten, ein dem französischen Ehrgeiz im Wege stehendes Hindernis zu beseitigen.» Am 9. Mai wurde Krupp unter schwerer Bewachung ins Düsseldorfer Gefängnis gebracht, und deutsche Saboteure begingen den Tag, indem sie die französische Kaserne in Dortmund in die Luft sprengten. (Als Vergeltungsmassnahme verhafteten die Franzosen den deutschen Polizeichef.) Doch Gustavs Leben im Kerker war nicht so schwer und entbehrungsreich, wie es sich die Öffentlichkeit vorstellte. Die Strafanstalt stand unter deutscher Verwaltung, und seine Zelle war doppelt so gross wie alle anderen in jenem Block. Bernhard Menne, ein Düsseldorfer Journalist, den man wegen franzosenfeindlicher Reden eingesperrt hatte, bemerkte, dass die Wachen dem vornehmen Häftling aus Essen Spaziergänge im Gefängnishof gewährten, wann immer er wollte. Krupps Tür wurde nie verschlossen, und jeden Tag erschien ein Komitee vom Deutschen Roten Kreuz bei ihm und brachte Liebesgaben – sehr zum Ärger der anderen Sträflinge, die keine bekamen. Er erhielt sogar Besuch, obgleich die Franzosen dies ausdrücklich verboten hatten. Tilo von Wilmowsky hatte über einen englischen Bekannten in Köln gefälschte Pässe für sich und Bertha beschafft. Als seine Frau die Zelle betrat, stand Gustav lächelnd auf. «Nicht wahr», sagte er, «jetzt darf ich mich doch wirklich mit Recht einen Kruppianer nennen!»³⁴

Das durfte er weiss Gott. Alfred der Grosse hätte sich nicht besser halten können. Und eine günstigere Zeit, hinter Gittern zu sein, konnte sich Gustav gar nicht aussuchen. Draussen zehrte die galoppierende Inflation das Land aus. Im Juni sank die Mark auf 100'000 für den Dollar, im Juli auf 200'000, im August auf 5'000'000. Am 23. Oktober, dem Tag des völligen Zusammenbruchs, brachte eine Dollarnote an den Bankschaltern 40 Milliarden Mark und auf dem schwarzen Markt 60 Milliarden. Tilo, der die Firma leitete, während sein Schwager ausruhte und Rot-Kreuz-Schokolade ass, zahlte den Leuten jeden zweiten Tag Lohn, und trotzdem brauchte ein Arbeiter einen Handwagen voller Geldscheine, um ein Brot zu kaufen. Am 10. Juni hatte der Freiherr mit staatlicher Genehmigung zum erstenmal eigene «Kruppmark» ausgegeben: Noten von 100 bis 200'000'000 Mark. Sie sahen eindrucksvoller aus als die der Regierung, und in Krupps Läden bekam man dafür auch mehr. Weitere Ausgaben erfolgten am 10. Juli, 14. August, 5. September und 31. Dezember. Inzwischen bildeten sie die einzige Währung im Ruhrgebiet, die überhaupt noch etwas wert war – erfreulich für die Kruppianer, die von einem Tag zum anderen lebten, aber katastrophal für jene, deren künftige Sicherheit von dem jetzt ja zusammengebrochenen Altersversorgungssystem der Firma abhing. Am schwersten getroffen wurde eine Handvoll treuer Arbeiter, die Krupp-Aktionäre geworden waren. Im Jahr zuvor hatte Gustav, da er anderswo kein flüssiges Kapital fand, 100'000 von Berthas Anteilen seinen Beschäftigten angeboten. Rund dreissig Mann hatten ihre Ersparnisse gegen Wertpapiere eingetauscht. Als die Mark ins Wanken geraten war, hatte Gustav die Aktien zurückgekauft – mit Geld, das jetzt wertlos war. Die Enttäuschung dieser Leute hätte schnell auf andere übergreifen können, wäre er in seinem Büro geblieben. Als Nationalheld aber war er immun³⁵.

Sein Prestige hätte sicher auch in anderer Beziehung Schaden genommen, denn er gehörte zur herrschenden Macht, und die erlebte ein schreckliches Jahr. Während der dritten Woche von Krupps Haft brachen im ganzen Ruhrgebiet schwere Strassenkämpfe aus. Ende Mai und am 20. August abermals traten eine dreiviertel Million Arbeiter der Stahl- und Kohlenindustrie, darunter auch Kruppianer, in den Streik. Es war ein Schlag ins Wasser; die Arbeitsniederlegungen brachten keinerlei Lösung. In Essen und Düsseldorf machten Terroristen Jagd auf Franzosen. Es kam jetzt so häufig zu Zwischenfällen, dass in der Presse des Auslands nicht mehr darüber berichtet wurde – jener Sommer war ein einziges Geknalle von Heckenschützenschüssen und Granatexplosionen. Die Ereignisse waren rettungslos ausser Kontrolle geraten, was die Regierung in Paris allerdings nur zögernd zugab. Am 22. Oktober riefen ihre Marionetten in Aachen und Düren eine Ruhr-Rheinland-Republik aus. Zu schwach, einen Volksentscheid zu überleben, löste sie sich wieder auf, und man begann, so unangenehm dies auch war, die «Bajonette» abzuziehen. Frankreich hatte sein Gesicht verloren, nicht minder aber auch die Führer der Weimarer Republik. Reichskanzler Wilhelm Cunos Regierung musste zurücktreten. Gustav Stresemann, sein Nachfolger, verkündete die Einstellung des passiven Widerstands und erklärte sich bereit, über eine Wiederaufnahme der Reparationszahlungen zu verhandeln. Allgemeinen Beifall im Lande fand das nicht. Im November unterstützte Ludendorff, der bislang in München geschmollt hatte, die neue Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei bei einem Putschver-

such. Der Coup misslang zwar, aber der Name Adolf Hitler wurde jetzt zum erstenmal ausserhalb Bayerns vernommen, und der seiner Partei erschien so oft in Schlagzeilen, dass man ihn zu «Nazi» abkürzte. Als ein Aussenseiter, der des Landes etablierte Plutokratie abkanzelte, hatte Hitler grossen Zuspruch, während sich alle, die die Ordnung aufrechterhalten wollten, in der Defensive befanden. In Essen knipste ein Bildreporter Bertha und Hindenburg während einer Unterhaltung an einer Strassenecke. Der Feldmarschall war in Uniform; Bertha, die immer weniger Wert auf Kleidung legte, trug einen schlechtsitzenden langen Mantel und Gamaschen. Im Ausland erschien das Bild mit der Unterschrift: «Gleichklang deutscher Herzen an der Ruhr», und wahrscheinlich schlugen beider Herzen wirklich im Gleichklang – allerdings nicht vor Glück. Diesen Eindruck machen sie auf dem Bild wahrlich nicht. Beide schauen gezwungen und bekümmert drein. Wenn man sie betrachtet, hat man das Gefühl, sie wären glücklich gewesen, Gustavs Zelle zu teilen³⁶.

Dessen Tage hinter Gittern waren gezählt. Das Ruhrgebiet war zu wichtig geworden, als dass es lange geknebelt sein durfte; die Auswirkungen der Besetzung konnten nicht auf Deutschland beschränkt bleiben. Als der Franc um 25 Prozent fiel, sah sich Paris zu raschem Nachgeben gezwungen, und nachdem Krupp sieben Monate seiner Strafe abgessen hatte, wurde ihm eine «Weihnachtsamnestie» gewährt. Er musste gegenüber der MICUM zwar eine Erklärung unterzeichnen, dass er zu Recht verurteilt worden sei, aber davon liess sich niemand hinters Licht führen. Bei Gustavs Rückkehr nach Essen war die ganze Stadt auf den Beinen, ihn zu begrüßen, und als er den Tagungssaal des Preussischen Staatsrats in Berlin betrat, standen dessen Mitglieder in stummer Huldigung auf. Von nun an forderte jeder, der sich mit Gustav anlegte, sein Unglück heraus. Konrad Adenauer war damals als Bürgermeister von Köln rührig und beliebt, doch als er Krupps Entwurf für eine Bogenbrücke über den Rhein ablehnte – Adenauer hielt eine Hängebrücke für praktischer –, bekam er plötzlich böse Post. Anonyme Briefschreiber fanden, er habe Deutschland verraten. Krupp hatte den taktlosen Franzosen viel heimzuzahlen³⁷.

Die Erholung der Firma vom Krieg begann in jenem Winter, obwohl das damals noch niemand vermutet hätte. Die Verhältnisse in Essen waren mehr als schlimm. Das abziehende französische Militär nahm 21 neue Lokomotiven und 123 Lastwagen mit und liess Unordnung und Gesetzlosigkeit hinter sich zurück. Bei seinem ersten Besuch in der Hauptverwaltung nach seiner Freilassung sah Gustav Plünderer aus Krupp-Läden taumeln, die Arme voller Beute. Die Strassen waren unsicher, selbst am helllichten Tag. Bewaffnete Banden trieben sich in der Innenstadt herum; sogar im Hauptverwaltungsgebäude hatte es schon Überfälle gegeben. Der Sitzungssaal wurde bewacht, und drinnen sassen die Vorstandsmitglieder und bliesen Trübsal. Wieder einmal schlugen sie vor, Bertha solle verkaufen, und wieder einmal wollte Gustav davon nichts hören. Zu Krupps Reserven, erinnerte er sie, gehörten grosse Aktienpakete von ausländischen Gesellschaften. Das Polster sei da, wenn man es brauche. Inzwischen wolle er die von der Inflation hinterlassene Verwirrung klären. Wie die Dinge jetzt stünden, habe man gar keinen Überblick über die eigene Solvenz. Deshalb solle Haux die gesamte Buchführung auf Goldstandard umstellen. Er habe auch über das landwirtschaftliche Projekt in der russischen Steppe nachgedacht. Wenn es wirklich undurchführbar sei, solle man

es lieber als Verlust abschreiben; am besten, sein Schwager fahre hin und überzeuge sich an Ort und Stelle. Tilo fuhr hin. Er fand Felder voller Sonnenblumen, Flachs und wilder Tulpen vor, aber keinen Halm Brotgetreide. Der junge deutsche Verwalter namens Klette vertrieb sich die Zeit mit dem Studium von Goethe und Kant. Getreide zu säen sei sinnlos, erklärte er – die heftigen Frühlingsstürme trügen die Saat davon, und wenn man die Krume pflüge, wehe der Wind auch sie weg. «Zum Fehlschlagen verurteilt», telegrafierte Tilo an Gustav und übergab das riesige Stück Land einem dreissigjährigen Sowjetfunktionär namens Anastas Iwanowitsch Mikojan³⁸.

Vom Hauptverwaltungsgebäude aus startete Krupp ein Dutzend neuer Projekte. Um die UdSSR für seinen Misserfolg in der Steppe zu entschädigen, bildete er junge Russen in seinen Lehrwerkstätten aus. Seine Vertreter fuhren mit Prospekten seiner landwirtschaftlichen Maschinen nach Moskau und Peking; ihre Missionen waren von Anfang an profitabel. Seine Laboratorien entwickelten einen neuen Stahl, härter als alles, was die Metallurgie bisher kannte: mit Zusätzen von gemahlenem Kobalt und Wolframkarbid, bei fast 900 Grad Hitze gepresst und mit Diamanten gehont. Getauft auf den Namen «Widia» (wie Diamant), wurde dieser Stahl zum erstenmal auf der Leipziger Messe von 1926 gezeigt. Bis 1928 hatte die Firma 30'000 neue Kruppianer eingestellt, und im folgenden Mai eröffnete Gustav in Borbeck, einem Essener Vorort, ein Hochofenwerk. Im nächsten Jahr kamen amerikanische Ingenieure zu der Überzeugung, sein Enduro KA-2 (Krupp-Austenit-Stahl) sei der beste rostfreie Stahl, den es gebe; daher verkleidete man mit ihm den Turm des Chrysler Building in Manhattan, wo er seither funkelt. Andere Essener Techniker hatten eine neue Methode entwickelt, aus armen Erzen reichen Ertrag an Eisen zu gewinnen: das sogenannte Krupp-Rennverfahren, das dann im Grusonwerk eingeführt wurde. Mit ihm machte die Firma ihren Kriegsverlust von Erzgruben in Lothringen, Spanien und Lettland wieder wett. Sie erwarb Bergwerkseigentum in Skandinavien und Neufundland. Es war billig, da es für keinen anderen Stahlproduzenten rentabel gewesen wäre, und mit seiner Ausbeute schuf sich Krupp wieder eine Überlegenheit wie in der Vorkriegszeit³⁹.

Dergleichen war von den Verfassern des Versailler Vertrags nicht vorausgeahnt worden. Schneider hatte angenommen, die Rückgabe Lothringens würde eine französische Vormachtstellung garantieren. Aber nach der Besetzung von 1923 gab Paris seine militante Haltung auf, und Warnungen, dass der Amboss des Reichs in beunruhigendem Mass jener Waffenschmiede zu ähneln beginne, die innerhalb eines halben Jahrhunderts Frankreich zweimal verheert hatte, nahm es auf die leichte Schulter. Die Weimarer Republik dagegen unterstützte Gustav und die anderen Schlotbarone bei einer vielschichtigen Strategie, die auf Subventionen, überragender Kruppscher Technik und auffallend unlauterem Geschäftsgebaren beruhte. Indem sie sich auf die neuen Erze konzentrierten, bauten die Deutschen eine kostspielige Stahlindustrie auf, welche die Kohlenproduktion des Ruhrgebiets monopolisierte. Dieser Kohle beraubt, gerieten die französischen Werke ins Hintertreffen. In der Hoffnung auf Wiederherstellung des Gleichgewichts schlugen sie die Bildung eines Kartells vor. Die Internationale Rohstahlgemeinschaft, 1926 in Luxemburg gegründet, sah auf dem Papier absolut sicher aus. In der Praxis aber manifestierte sie die französische Unterlegenheit. Die Mit-

gliedstaaten – Frankreich, England, Belgien, Luxemburg, Österreich, die Tschechoslowakei und Deutschland – kamen überein, sich jedes «ruinösen Konkurrenzkampfes» zu enthalten, indem sie ein jährliches Produktionslimit nicht überschritten. Die Deutschen unterschrieben und achteten darauf, dass die anderen die Regeln einhielten – sie selbst aber dachten nicht daran. Sie spielten unfair. Das Kartell sah vor, dass jedes Mitglied, das dies tat, mit einer Strafe belegt werden sollte. Anfangs zahlten die Schlotbarone stillschweigend. Dann drohten sie, wenn man ihnen die Strafen nicht herab- und ihre Produktionsquote nicht heraufsetze, würden sie aus dem Abkommen austreten. Inzwischen waren die anderen Kartellmitglieder schon von jener seltsamen Lähmung befallen, die in den dreissiger Jahren alle Opfer teutonischen Ungestüms kennzeichnen sollte. Sie standen ohnmächtig da, während das pulsierende Ruhrgebiet sein Kontingent um jährlich vier Millionen Tonnen überzog. Jene, die sich laut fragten, wohin all dieser Stahl denn gehe, wurden als Kriegshetzer gerügt⁴⁰.

Die meisten Kruppianer hatten noch nie etwas von einem «Kartell» gehört und begriffen wahrscheinlich auch nicht, was es bedeutete. Die Bedeutung des blutigen Kar samstags dagegen war ihnen aufgegangen – mit jenem Mangel an Logik, der Deutschlands Nachbarn seit jeher verzweifeln liess, hielten sie alljährlich Gedenkgottesdienste für die dreizehn Opfer ab und vergassen dabei ganz das viel blutigere Ostern drei Jahre davor –, und ebenso hatten sie die Motive für die Verurteilung von Gustav erfasst. Ausserdem sahen sie, dass wieder Pensionen gezahlt wurden. Krupps Name behielt seine Magie; wenn etwas schlecht lief, musste jemand anders daran schuld sein. Und in jenem düsteren Jahrzehnt lief immer etwas schlecht. Gustav stürzte zwar nicht, aber er stolperte oft. Trotz all ihrer grossartigen örtlichen Erfolge fehlte der Firma die alte Schwungkraft. 1928 und 1929 mussten die Löhne gekürzt werden. Die Arbeiter gaben die Schuld stets Berlin, niemals der Hauptverwaltung. Sie schwärmten für Bertha und ihre Kinder und hängten sich Bilder der Familie in die gute Stube, und als Margarethe Krupp am 24. März 1931 starb, legte ganz Essen Trauer an; aus jedem Haus hingen breite Krepp-Trauerflore wie riesige schwarze Binden. Der einzige Aussenstehende, der die Totenfeier in der Villa Hügel miterlebte, war ein dreister junger Journalist aus dem Ruhrgebiet namens Karl Sabel. Er hatte sich Zylinder und Gehrock geliehen, die grösste Limousine von Düsseldorf gemietet und war einfach vorgefahren. Als er ausstieg, bedachte er den am Säulenportal stehenden livrierten Krupp-Diener keck mit einem kühlen Blick, woraufhin sich der Lakei tief verneigte und Sabel anstandslos einliess zu etwas, das zunächst wie eine Bühnenszenierung eines germanischen Totenrituals aussah. Im Gartenzimmer, umgeben von den romantischen Fresken ihres Bruders Felix und zweihundert geladenen Gästen, lag Fritz Krupps Witwe auf einer erhöhten Platte aufgebahrt wie eine tote Königin. Die Feier hatte soeben begonnen, und zwar mit einer langen Leichenrede des Bürgermeisters. Als er fertig war, traten die Dienstmädchen der Villa Hügel, gekleidet in blitzsaubere blaue Arbeitstracht, nacheinander an den offenen Sarg heran, und jedes legte Marga eine Blume auf die Brust. (Der stets wirtschaftlich denkende Gustav hatte ihnen dafür vier Minuten und 35 Sekunden bewilligt. Anschliessend gingen sie, wie Sabel bemerkte, sofort wieder

an ihre Arbeit.) Draussen umsäumten dreihunderttausend Menschen den Weg zum Friedhof am Kettwiger Tor. Zwar waren die meisten zu jung, um sich an die goldenen Jahre von Fritz zu erinnern, und nur ganz wenige unter ihnen konnten sich noch des Abends entsinnen, als man den grossen Alfred den Hügel hinuntergetragen hatte. Doch immerhin war Marga ein Verbindungsglied zur faszinierenden Vergangenheit gewesen, in der Kanonen gebaut und gewinnbringend verkauft, aber niemals im Zorn abgefeuert wurden; und in diesem Sinn bedeutete ihr Tod einen Verlust⁴¹.

Sie hatte noch etwas anderes repräsentiert, das sehr hochgehalten wurde: Krupps wohlthätigen Paternalismus. Um ihn brauchte man aber nicht zu trauern, denn er war noch recht lebendig. Der durchschnittliche Krupp-Arbeiter empfand Dankbarkeit gegenüber der Familie für allen Wohlstand, dessen er sich erfreute, für all die kleinen Freigebigkeiten, und war niemals neugierig, was im Hauptverwaltungsgebäude vor sich ging. Ein Jammer, dass niemand durchs Schlüsselloch spähte, denn dort tat sich sehr viel – genug, um jeden Staatschef in der Welt in Schrecken zu versetzen. Gustav machte mit Widia, Enduro KA-2 und seinen ausgezeichneten Lokomotiven zwar viel Wirbel, der grösste Teil seiner Zeit aber war ausgefüllt mit ganz anderen Dingen, und in eben diesen liegt auch die Antwort auf das grosse Rätsel, wie er es schaffte, unter den lähmenden Einschränkungen von Versailles weiterzumachen. Seiner Haupteinnahmequelle beraubt, nahm er Zuflucht zu finanziellen Manipulationen. Eine Zeitlang arbeitete er ausschliesslich mit holländischen Gulden; er hatte einiges von dem in Holland gehorteten Kapital als doppelte Bürgschaft angeboten und von den Niederlanden den Gegenwert von 100 Millionen Mark erhalten. Und im Jahr 1925 bekam er eine starke Transfusion von den USA. Die Anleihe betrug zehn Millionen Dollar; dennoch machte sie ihm viel Verdross. Nach deutschen Gesetzen mussten in den Krupp-Hallen Schilder hängen, auf denen zu lesen stand, dass sie bis zur Tilgung des Darlehens verpfändet seien. Gustav berief eine Versammlung seiner sämtlichen Angestellten ein und erklärte ihnen: «Tun Sie alles, damit die verdammten Schilder so schnell wie möglich wieder verschwinden⁴²!»

Sie verschwanden innerhalb von zwei Jahren, allerdings nicht infolge der Anstrengungen seiner Angestellten. Im Winter 1926/27 gelangen Gustav nämlich zwei Coups. Der erste war die Beilegung seines Streits mit Vickers. Im Juli 1921 hatte er seine Ansprüche in Sheffield eingereicht und 260'000 Pfund für die Benutzung seines Krupp-Patentzünders während des Kriegs gefordert. Wie die Dinge lagen, schien ihm das durchaus recht und billig. Übersetzt in die Sprache des Schlachtfelds bedeutete diese Schätzung, dass die Engländer 4'160'000 Granaten verschossen und mit jeder zweiten einen Deutschen getötet hatten. Vickers erhob Rechtseinwand. Krupp brachte die Sache vor den englisch-deutschen Gemischten Schlichtungsausschuss, und 1924 kam es dann zum Prozess. Begreiflicherweise gibt es im Krupp-Archiv keine Unterlagen über diese heikle Angelegenheit, aber die Akten von Vickers enthüllen, dass «nach mehreren Sitzungen die Schlussverhandlung auf unbestimmte Zeit vertagt wurde. Schliesslich einigten sich die Parteien im August 1926 auf einen dahingehenden Vergleich, dass Vickers 40'000 Pfund an Krupp zu zahlen habe, und im Oktober desselben Jahres wurde das Verfahren vor dem Ausschuss abgeschlossen». Ein sehr merkwürdiger Vergleich, muss man schon sagen. Sheffield behauptete, England habe nur 640'000

Granaten verschossen. Abermals übersetzt, hätte ein so geringer Verbrauch vier Tote auf jeden Schuss bedeutet. Das war absurd, aber Verlierer haben keine Wahl, und in den zwanziger Jahren waren 40'000 englische Pfund im Hauptverwaltungsgebäude höchst willkommen⁴³.

Noch besser war ein Darlehen über 60 Millionen Goldmark von deutschen Banken, das Haux in den Stand setzte, die «verdammten Yankees» auszuzahlen, am allerbesten aber eine direkte Regierungsbeihilfe in Höhe von 75 Millionen als Entschädigung für Krupps Verluste unter den Franzosen, womit wir uns allerdings schon etwas anderem nähern. Wieviel Geld die Weimarer Republik in den fünfzehn Jahren zwischen dem Untergang des Zweiten und dem Aufstieg des Dritten Reichs Krupp insgesamt zugesprochen hat, lässt sich nicht genau feststellen, denn sowohl Geber wie Empfänger betrieben sozusagen «doppelte» Buchführung. Beispielsweise hatte die Firma im Steuerjahr 1924/25 laut Haux' Bilanzbogen einen Verlust von 59 Millionen Mark. Die Defizite während dieser zwölf Monate gingen von knapp einer Million in Rheinhausen bis zu fast 17 Millionen in Kiel. Aber diese Zahlen besagen gar nichts, weil sie die Einnahmen aus gewissen schwarzen Geschäften im Ausland sowie die laufenden Zuschüsse aus Weimars Steuersäckel übergehen. Man hat diese Subventionen an Krupp auf über 300 Millionen geschätzt. Um seine ruhenden Waffenschmieden so lange zu erhalten, *muss* die Summe riesengross gewesen sein. Doch die vorhandenen Unterlagen ergeben nur Bruchteile von Beweismaterial; zum Beispiel zwei Äusserungen von ehemaligen Reichskanzlern: eine Tagebuchnotiz Stresemanns vom 6. Juni 1925 – «Dann mussten wir Krupp 50 Millionen Mark verschaffen» – und ein Brief Karl Joseph Wirths an Gustav vom 9. August 1940, unmittelbar nachdem Krupp als erster Deutscher das Kriegsverdienstkreuz Erster Klasse verliehen bekommen hatte⁴⁴.

Wirths Gratulationsschreiben ist erschütternd für jene, die glauben, die Weimarer Republik sei ein edles Experiment gewesen, das von den Nazis sabotiert wurde. Ausserdem widerlegt es die Auffassung, Demokratie und hemmungsloser Militarismus könnten nicht nebeneinander existieren. Sie arbeiteten sogar reibungslos zusammen – noch keine zwei Jahre nach dem Waffenstillstand, als Adolf Hitler noch ein obskurer Demagoge war, der in aller Heimlichkeit Ordnertruppen in Braunhemden für den Strassenkampf aufstellte. Wirth war nicht nur der Führer der deutschen Regierung in diesen Jahren; am 11. Mai 1921 hatte er auch Weimars offizielle Annahme des Vertrags von Versailles unterzeichnet und versprochen, sich an die seinem Land gemachten Auflagen zu halten:

Kraft einer Entschliessung des Reichstags bin ich beauftragt, im Namen der neuen Regierung und in Verbindung mit der Resolution der alliierten Mächte vom 5. Mai 1921, folgende Erklärung abzugeben:

Die deutsche Regierung ist entschlossen ..., alle mit der Entmilitarisierung der Land-, See- und Luftstreitkräfte zusammenhängenden Massnahmen, wie sie im Memorandum der alliierten Mächte vom 21. Januar 1921 niedergelegt sind, uneingeschränkt und unverzüglich durchzuführen⁴⁵.

Auf sein Wort war nicht mehr Verlass als auf das Hitlers. Obwohl ihn dies als Reichskanzler wie als Ehrenmann band, dafür zu sorgen, dass «die Herstellung von Waffen, Munition oder sonstigem Kriegsmaterial nur in Fabriken respektive Werken

erfolge, deren Sitz den Regierungen der Hauptalliierten bekanntgegeben ist und ihre Billigung gefunden hat und deren Anzahl zu beschränken diese sich das Recht vorbehalten», und dass die «Einfuhr von Waffen, Munition und Kriegsmaterial aller Art nach Deutschland» sowie die Lieferung «jeglichen Heeres-, Marine- oder Luftwaffenauftrages... nach irgendeinem Ausland» verhindert werde, brach er offenkundig seine Versprechen – sowohl dem Buchstaben als auch dem Inhalt nach – schon in dem Augenblick, da er seine Unterschrift leistete. Wie er Gustav später schrieb, erinnerte er sich «voller Genugtuung der Jahre 1920-23, als wir beide gemeinsam mit [Krupp-]Direktor Dr. [Otto] Wiedfeldt neue Grundlagen für die Entwicklung der deutschen Waffentechnik durch Ihre grosse und hochbedeutsame Firma legen konnten. Herr Reichspräsident von Hindenburg ist darüber bekanntlich unterrichtet worden. Er hat sich auch sehr ehrenvoll geäußert, worüber nach aussen bisher noch nichts verlautet ist. Ich schreibe diese Zeilen auch deshalb nieder, um sie zu meinen Akten zu legen, in denen schon der bekannte Brief Dr. Wiedfeldts aus dem Jahre 1921 ruht, der ausführt, dass Ihre hochgeschätzte Firma durch meine Initiative als Reichskanzler und Reichsminister der Finanzen durch Hergabe erheblicher Mittel des Reiches bezüglich der Erhaltung der Waffentechnik im Dienst des Reiches auf 10 Jahre gesichert ist⁴³.»

Wirth wies warnend darauf hin, dass er dies alles «rein persönlich und vertraulich» schreibe, da die Regierung des Dritten Reichs verlautbar habe, «alle Veröffentlichungen über frühere Vorbereitungen zur Wiedererlangung der nationalen Freiheit» seien unerwünscht. Dennoch, fügte er hinzu, «frohlocken unsere Herzen ob der Ereignisse jener Zeit». Gustavs Herz tat das ganz bestimmt. Und er sah auch keinen Grund, darüber zu schweigen. In dem Sommer, als er Wirths Brief erhielt, hatte er die Überzeugung gewonnen, dass der Verrat der «Novemberverbrecher» gerächt worden sei und dass er sein Leben in einem von Deutschlands Neuer Ordnung beherrschten Europa beenden würde. Deshalb schrieb er triumphierend die Fakten von Krupps geheimer Wiederaufrüstung nach dem Waffenstillstand von 1918 nieder. Seine Aufzeichnungen, die im April 1945 von amerikanischen Soldaten gefunden wurden, zeigen ein bemerkenswertes Talent für internationales Ränkespiel. Obwohl er sich über die Höhe von Weimars Subventionen ausschwig – sie hatten zum Ressort von Haux gehört, der in zwischen tot war –, beschrieb er fast alles andere, darunter auch Einzelheiten, die bei den Regierungen der zwanziger Jahre Alarmsirenen ausgelöst hätten. Zusammen mit gewissen militärischen Dokumenten, die den Amerikanern ebenfalls in die Hände fielen, enthüllen sie, wie sehr Krupp Hitler vorausahnte. Das Ausland glaubte, durch Versailles habe es Deutschland die Werkzeuge zur Aggression entzogen. Das war ein Traum. Und während die anderen ihn träumten, arbeitete Gustav – er «schmiedete das neue deutsche Schwert⁴⁷».

Kapitel 14

«Wir haben Hitler engagiert!»

Reichskanzler Wirth war durch Generaloberst von Seeckt, der als Chef der Reichswehr und hinter den Kulissen auch als graue Eminenz der Wiederaufrüstung fungierte, zum Kreuzzug für «Wehrfreiheit¹» bekehrt worden. Gustav hatte keiner Überredung bedurft. Schrieb er doch zwanzig Jahre später: «In mir revoltierte alles gegen den Gedanken ... dass das deutsche Volk für immer versklavt sein solle.» Und: «Wenn Deutschland jemals wiedergeboren werden, wenn es die Fesseln von Versailles abwerfen sollte, hatte der Krupp-Konzern bereit zu sein.» In der «Überzeugung, dass Deutschland für seinen Aufstieg wieder kämpfen müsse», und voller Verständnis für «die Gefühle meiner Arbeiter, die bislang mit Stolz für deutsche Waffen gearbeitet hatten», schaute er 1918 am Tag des Waffenstillstands auf die stillen Werkhallen und das unnatürlich klare Wetter hinaus. «Damals», erinnerte er sich, «schien die Lage hoffnungslos.» Doch er glaubte, «den Deutschen zu kennen; deshalb habe ich nie Zweifel gehabt, so sehr im Augenblick auch alles dagegen sprach – dass eines Tages eine Wende kommen würde». Während der Nachkriegswirren, als er seine schwangere Frau nach Sayneck begleitete und aus goldenem Tafelgeschirr speiste, zog er die Möglichkeit in Betracht: Die Maschinen waren zerstört, die Werkzeuge waren vernichtet – geblieben aber waren die Menschen: Die Männer in den Konstruktionsbüros und in den Werkstätten, die den Geschützbau in glückhafter Zusammenarbeit zur letzten Vollendung gebracht hatten ... Gerade jetzt fühlte ich mich in den magischen Kreis einer festgefügteten Werksgemeinschaft aufs Stärkste einbezogen ...²

Vom Gipfel des Jahres 1941 auf die Talsohle von 1919/20 hinabblickend, fand Gustav: «Die Entscheidungen, die ich damals zu treffen hatte, waren vielleicht die schwersten meines Lebens.» Doch er meinte, er könne sich seiner Pflicht nicht entziehen, nämlich «durch Jahre geheimen Arbeitens, wissenschaftlicher Grundlegung», bereit zu sein, ohne Verlust an Zeit oder Erfahrung wieder für die deutschen Streitkräfte wirken zu können, wenn die Stunde komme. Später sah er darin die grösste Leistung seines Lebens: «Nach der Machtübernahme durch Adolf Hitler hatte ich die Ehre, dem Führer zu berichten, dass Krupp nach kurzer Anlaufzeit bereit sei, die Wiederbewaffnung des deutschen Volkes ... zu beginnen. Das Blut der Kameraden vom Karsamstag ist nicht umsonst vergossen worden³.»

Er hätte noch hinzufügen können, dass auch seine Monate im Gefängnis nicht umsonst gewesen waren. Aber wie erreichte er dieses Wunder? In dem Abkommen, das Wirth unterzeichnet hatte und das am 15. Juli 1921 in der Abendausgabe des *Deutschen Reichsanzeigers und Preussischen Staatsanzeigers* veröffentlicht wurde, war eigens spezifiziert, dass die «Friedrich Krupp AG, Essen/Ruhr» nur einen einzigen Geschützttyp herstellen dürfe, und diesen auch bloss in einer Anzahl von jährlich höchstens vier Stück. Und für die Kriegsmarine sollte die Produktion der Firma auf gerade soviel Bordkanonen, Montierungen, Munitionskräne, Abschussvorrichtungen und

Panzerungen beschränkt bleiben, wie die kleine Flotte der Weimarer Republik brauchte, um dem Rost anheimgefallene Ausrüstungsstücke zu ersetzen. Selbst dieses bisschen unterstand noch der Überwachung durch die Alliierte Kontrollkommission, die man nach Essen geschickt hatte, um Krupp an die Kandare zu nehmen. Gustav hasste die Mitglieder der Kommission sowie die SPD-Genossen in den Fabriken, die als deren unbezahlte Helfer agierten*. Er betrachtete sie alle als «Schnüffler», und selbst als die Feindoffiziere das Ruhrgebiet bereits verlassen hatten, erzürnte ihn noch die blosser Erinnerung an das «schroffe, unversöhnliche Vorgehen besonders der französischen Kommissions-Mitglieder» sowie «ein ausgedehntes Spitzel- und Denunziantentum ...4»

In jenen ersten Jahren schnüffelte noch eine andere ausländische Macht in der Gussstahlfabrik herum: Pressekorrespondenten, die gekommen waren, weil draussen in der Welt soviel Neugier über den sinistren Namen Krupp herrschte. Einer wie der andere wurden sie, wie Gustav sich feixend ausdrückte, «hinters Licht geführt». So gab ein Berichterstatte vom *Christian Science Monitor* seiner Bewunderung Ausdruck, mit welcher Leichtigkeit sich Konstrukteure von Geschützen auf Eisenbahnproduktion umgestellt hätten. «Bei Krupp rächt sich der Frieden», schrieb der *Manchester Guardian*; «nach einem Besuch in den Essener Werken kann man ohne weiteres bestätigen, dass alles, was mit Kriegsindustrie zusammenhängt, verschrottet worden ist». Der *Review of Reviews* stellte erfreut fest, «dass eine kleine abgeteilte Ecke in einer riesigen Werkhalle alles ist, wo heute noch Kanonen hergestellt werden können». *Living Age* zitierte «folgende denkwürdige Worte aus der Bilanz für 1919/20 von Fried. Krupp: «Während des Berichtsjahres, und zum erstenmal in zwei Generationen, haben die Krupp-Werke gemäss den Bestimmungen des Versailler Vertrages kein Kriegsmaterial produziert» Und der *Scientific American* entschuldigte sich auf Gustavs Verlangen öffentlich dafür, dass er bei seinen Lesern den Eindruck vermittelt hatte, es würden verbotenerweise Geschützmontierungen nach Brasilien geliefert. (Die unglückselige Zeitschrift hatte damit die eine Transaktion herausgepickt, die legal war. Krupp erfüllte lediglich einen Vorkriegsauftrag.) Ein paar der Journalisten wurden gar lyrisch. Der eine erging sich in einer blumenreichen Beschreibung des Stammhauses – «Fried. Krupps heiliger Stätte, dem einzigen greifbaren Zeugnis, die Tradition eines grossen Namens heraufzubeschwören» –, während ein anderer, der Korrespondent des *Literary Digest*, seine Leser mit einem Bericht darüber entzückte, wie er von einem «gemütlichen» alten Pförtner empfangen worden sei, «der sein rheinländisches Pfeifchen schmauchte und wehmütig lächelte». Der *Digest-Mann* erzählte dann von seiner Besichtigung der Gussstahlfabrik in Begleitung von Georg Karl Friedrich «Bruno» Baur, einem Krupp-Direktor, den er zum Schluss zitierte: «Hier, in diesen alten Hochöfen, liegt Deutschlands Zukunft verborgen⁵.»

«Verborgen» traf den Nagel auf den Kopf. Hätten die Reporter ihre Köpfe zusammengesteckt, wäre ihnen vielleicht ein merkwürdiger Zufall aufgestossen: Alle, die Fotoapparate mitgebracht hatten, entdeckten hinterher zu ihrer Betrübnis, dass ihre Filme oder Platten samt und sonders bis zu Unbrauchbarkeit überbelichtet waren. Wä-

* Wobei sie sich grosser Gefahr für Leib und Leben aussetzten. Mit den Jahren wurden immer mehr Sozialdemokraten Opfer der Fememörder, gegen die sich die Weimarer Gerichte erstaunlich nachsichtig zeigten.

ren sie der Sache gemeinsam auf den Grund gegangen, hätte es sicher ihren Verdacht erregt, dass sie einer wie der andere vor dem Verlassen des Werks auf Einladung von Krupp zu einem kleinen Imbiss in die Kantine des Hauptverwaltungsgebäudes gebeten worden waren. Während sie assen, hatte man ihre Objektive mit infraroten Strahlen angepeilt. Aber nicht etwa, weil – wie eine Essener Legende berichtet – der Lauf einer der Pariskanonen senkrecht hochgedreht und mit Mauersteinen umgeben gewesen wäre, um ihn als Schornstein zu tarnen. Und ebensowenig – eine andere Mär –, weil Krupp Kinderwagen herstellte, die sich auseinandernehmen und dann zu Maschinengewehren zusammensetzen liessen. Nein, so plump waren die Kruppianer nicht. Es wurde zwar verbotene Arbeit betrieben, jedoch zu jener Zeit noch nichts produziert. Zu sehen gab es nur etwas auf den Reissbrettern, und man befürchtete, dass an einem ahnungslos aufgenommenen und veröffentlichten Pressefoto einem Waffenoffizier vielleicht etwas auffallen könnte⁸.

Die Oberflächlichkeit der Kontrollkommission während ihrer sechs Jahre in Essen ist ein wenig unerklärlich. Natürlich wurde jeder ihrer Schritte dem Hauptverwaltungsgebäude vorher signalisiert, und so war es ein leichtes, Papiere zu verstecken. Als die Franzosen die Ruhr besetzten, berief Gustav seine Kanonenkonstrukteure zu sich, übergab sie und ihre Pläne einem aufgeweckten jungen Abteilungsleiter und schickte sie nach Spandau, wo die Arbeit in einem Hilfsbüro weitergeführt wurde. So heimlich ging Krupp aber nicht immer vor. Ende November 1925 traf von Seeckt zu einer fünftägigen Besichtigung der Werke in der Villa Hügel ein, wo er das alte Zimmer des Kaisers bezog. Das Mandat der Kommission lief erst in vier Monaten ab, doch aus ihren Akten geht nirgends hervor, dass ihre Mitglieder durch den Besuch des Generalobersten oder auch durch den häufigen Abgang von Spitzenkräften unter den Waffentechnikern nach im Krieg neutral gewesenem Ländern stutzig geworden wären. Vielleicht war es allein die Grösse der Werke, was sie scheitern liess; vielleicht hatte ihr so langes Exil in einem freudlosen und feindlichen Land ihre Vitalität unterminiert; vielleicht waren sie auch in Zänkereien innerhalb der eigenen Reihen verwickelt. Gustav glaubte, dass es die Quelle des gegen ihn gerichteten «Spottes» war – die Ankündigung einer so langen Liste friedlicher Produkte –, was sie ablenkte: «Und so begann Krupp zum Erstaunen vieler Leute, Waren zu produzieren, die von der bisherigen Arbeit einer Rüstungsfabrik in der Tat weit entfernt schienen. Selbst die alliierten Schnüfflerkommissionen liessen sich täuschen. Vorhängeschlösser, Milchkannen, Registrierkassen, Gleisrepariermaschinen, Müllkarren und ähnlicher Kleinkram schienen wirklich unverdächtig, und auch Lokomotiven und Automobile wirkten durchaus zivil.» Es besteht kein Zweifel, dass die ungebetenen Gäste tatsächlich auf den «Kleinkram» herfielen – genauso wie auf die gigantische Lüge, die in Berlin von der Rechtsabteilung des Reichswehrministeriums periodisch wiederholt wurde: «Der Friedensvertrag von Versailles ist aber ferner ein Reichsgesetz und bindet als solches auch innerstaatlich alle Reichsangehörigen. Diese Bindung geht sogar den Bestimmungen der deutschen Reichsverfassung vor.» Auf «Verlangen des Reichstages» könnten Regierungsmitglieder, «die sich an der Vorbereitung der Mobilmachung einer Wehrmacht beteiligen, wegen dieser schuldhaften Verletzung ihrer Amtspflichten nach Artikel 59 der Verfassung vor den Staatsgerichtshof ...» gestellt werden⁷.

Diese einschläfernden Worte wurden zum letztenmal im Januar 1927 öffentlich gesprochen. Im Lichte dessen, was heute bekannt ist, darf man wohl annehmen, dass sie kaum ein General oder Admiral, der die Uniform der Weimarer Republik trug, ohne Zynismus hören konnte. Das «Diktat» wurde überall diskreditiert. Seine Worte heraufzubeschwören, damit einverstanden zu sein, dass Deutschland nur ein 10'000-Mann-Heer und eine winzige Kriegsmarine haben durfte, war verächtliche Kollaboration. Doch das Offizierscorps wusste, das Verteidigungsministerium meinte es nicht ernst. Weit davon entfernt, dem Feind Handlangerdienste zu leisten, drückten die zivilen Wachhunde der Reichswehr bei den fieberhaften Vorbereitungen für einen erneuten Kampf mit den Siegermächten von 1918 beide Augen zu.

Im Deutschland der Kaiserzeit wäre es unmöglich gewesen, den Kanzler über die militärische Planung nicht zu unterrichten. Jetzt war das anders. Der Reichswehrminister, ein Politiker, hatte nur einen lächerlich kleinen Stab unter sich – eine blosse Adjutantur. Der stolze Titel «Oberbefehlshaber» war abgeschafft und durch das prosaische Wort «Chef» ersetzt worden. Es gab zwei Chefs; der eine stand der «Heeresleitung» (Seeckts Domäne) und der andere der «Marineleitung» vor. Eine Unterabteilung des Heeres, das «Truppenamt», fungierte in Wirklichkeit als Generalstab, was aber niemand zugab, da Versailles einen deutschen Generalstab verbot. Weimars Zivilisten hielten genauso dicht wie die ihnen theoretisch unterstehenden Militärs. «Im Jahr 1938», schrieb General Telford Taylor nach dem Zweiten Weltkrieg, «sollte die Welt bestürzt und erschreckt auf das Land blicken, das plötzlich so beängstigend stark geworden war. Wie war das möglich? Viel von der Geschichte stand in den KruppAkten in Essen ... Es gab eine deutliche Kontinuität von der Weimarer Republik zum Dritten Reich, wie die Krupps und die Generale wussten⁸.»

Allem Anschein nach liess sich die Wiederaufrüstung aber doch nicht im Flüsterton durchführen. Sobald Gustav erst einmal all die Bremsen gelockert hatte, fiel «in jenen Tagen in den Industriegebieten an Rhein und Ruhr», wie William L. Shirer bemerkte, «eine intensive Tätigkeit der Rüstungswerke [auf], vor allem bei Krupp, seit einem dreiviertel Jahrhundert Deutschlands Hauptwaffenproduzent», und sogar schon vor der Wiederinbetriebnahme der Waffenschmieden gab es mehr als deutliche Zeichen für jene, die sie zu lesen verstanden, beziehungsweise sie lesen wollten. Bereits am 20. Mai 1921, also kaum vierzehn Monate, nachdem Gustav sein historisches Wagnis angetreten und mit dem heimlichen Schmieden des neuen deutschen Schwertes begonnen hatte, schloss die Armee der Vereinigten Staaten eine Prüfung neuer Krupp-Patente ab. Laut ihrem Resümee enthüllte «die Untersuchung einen angesichts der Bedingungen, die Deutschland in Bezug auf Abrüstung und Herstellung von Kriegsmaterial vertraglich einhalten soll, einigermassen verblüffenden Tatbestand». Amerikanische Abwehroffiziere hatten unter den jüngsten Essener Patenten 26 für Geschützsteuerdosens, 18 für elektrische Abschussvorrichtungen, 9 für Zünder und Granaten, 17 für Feldgeschütze und 14 für schwere, nur auf Schienen bewegliche Kanonen entdeckt. Kriegsminister John W. Weeks machte das Material der Presse zugänglich, die es jedoch ignorierte. Auch unter den Siegern gab es eine starke Reaktion gegen Versailles. Aus dem Gefühl heraus, Deutschland zu sehr mit der Schuld am Krieg belastet zu ha-

ben, traten die ehemaligen Alliierten in jene verhängnisvolle Periode der Überkompensation ein, die schliesslich zu München führte. Man hätte den umlaufenden Gerüchten, dass berühmte deutsche Kampfflieger in Russland eine künftige Luftwaffe ausbildeten, lieber nachgehen sollen. Stattdessen wurden sie abgetan oder gar belächelt. Englands *New Statesman*, schon immer eine exzentrische Zeitschrift, trug das bemerkenswerte Argument vor, für eine Untersuchung militärischer Umtriebe sei Frankreich ein weit geeigneteres Objekt als der geschlagene Feind, und es gebe «vom Gesichtspunkt Englands aus keinen denkbaren Grund, warum Deutschland nicht genausoviel Flugzeuge besitzen solle wie Frankreich⁹».

Welcher Art Krupps Tätigkeit nach dem Krieg in Osteuropa wirklich war, entzieht sich der Nachforschung. Die Regierungen schweigen sich verständlicherweise darüber aus, und die Quellen beschränken sich auf Diplomatenmemoiren und Seeckts unvollständige nachgelassene Schriften, die Anfang der fünfziger Jahre veröffentlicht wurden. Bei einem Aufenthalt in Budapest in offizieller Mission im Jahr 1921 besuchte Nicholes Snowden ein Mitglied des Kabinetts Horthy-Bethlen. Sein Gastgeber erwähnte beiläufig, in einer neuen ungarischen Fabrik seien deutsche Techniker sehr fleissig am Werk. Snowden wurde neugierig und erfuhr, wie er in seinen Erinnerungen schreibt, «dass die Krupps, obwohl die Fabrik angeblich der Erzeugung von landwirtschaftlichen Geräten diene, in Wirklichkeit insgeheim Waffen herstellten¹⁰». Das ist fragwürdig. Es beruht auf blossen Hörensagen, und im Krupp-Archiv findet sich auch nirgends eine Bestätigung dafür. Ausserdem wäre es witzlos gewesen – Krupp hatte bereits in Skandinavien eine Waffenfabrik erworben. Eine genügte ihm, denn aufgrund der Tatsache, dass Kanonen schnell veralten, hatten er und Seeckt beschlossen, während der zwanziger Jahre die Produktion klein zu halten und dafür die Konstruktion gross zu schreiben. Es ist jedoch durchaus möglich, dass Snowdens Informant die Leute von der Ruhr ganz richtig als Kruppsche Waffenspezialisten erkannt hatte. Sie hatten dann als Ratgeber fungiert, deren Dienste sich Essen von Budapest honorieren liess. So machte man es nämlich in der Sowjetunion. Gleich nach Unterzeichnung des Vertrags von Rapallo war Karl Bernardowitsch Radek, Trotzki's Erster Stellvertreter, nach Berlin gekommen und hatte um technische Anleitung für die Munitionsindustrie der UdSSR gebeten. Die Verhandlungen mit ihm wurden in der Wohnung Kurt von Schleichers geführt, der während des Krieges zu Ludendorffs Stab gehört hatte und später Verteidigungsminister und Reichskanzler werden sollte. Seeckts Aufzeichnungen enthüllen die Namen der Verhandlungspartner zwar nicht, aber offensichtlich vertraten er und Schleicher das Heer, und Gustavs Emissär dürfte logischerweise Friedrich Wilhelm von Bülow gewesen sein, der damalige Direktor des Berliner Büros. Nun, wer immer sie waren und was für Klauseln ihr Abkommen enthalten mochte: Beide Parteien profitierten davon. Krupp-Experten übernahmen die technische Überwachung der Munitionsfliessbänder im Ural und bei Leningrad, darunter auch in den Putilow-Werken, die – wie 1870 die Fabrik von Schneider – bestreikt worden waren, als die Regierung sie am nötigsten brauchte, und die noch nicht wieder richtig liefen. Als Entlohnung für Kruppsches Know-how stellte Moskau den Deutschen grosse Stücke Land zur Verfügung, die diese zum Testen schwerer Artillerie und zur Ausbil-

dung junger Kampfflieger benutzten. Das Abkommen wurde peinlich genau eingehalten, bis dann 1935 Hitler den Versailler Vertrag für null und nichtig erklärte und die militärische Souveränität verkündete, so dass kein Versteckspielen mehr nötig war. Inzwischen hatte Seeckts Russophilie reiche Ernte an technischen Fortschritten und geschultem Menschenpotential getragen¹¹.

Gustavs Spitzenkonstrukteure aber waren all diese heimlichen Jahre über in Berlin geblieben. Auch als die «Bajonette» aus dem Ruhrgebiet abgezogen wurden, behielten sie ihr Quartier am Stadtrand, wo sie alle Kontrollkommissionen vergessen und täglich führende Artillerieoffiziere zu Rate ziehen konnten. Erst nach zwei Jahren siedelten sie von Spandau in ein Bürogebäude mitten in der Stadt um. Diese Entscheidung, von Krupp auf Anraten der Heeresleitung getroffen, war eines der bestgehüteten Geheimnisse des Jahrzehnts. Die Berliner, die in den anderen Etagen des Gebäudes arbeiteten, hatten keine Ahnung, was hier vorging; das wussten nicht einmal die eigenen Ehefrauen der Konstrukteure. Vieles von der Operation ruft geradezu Erinnerungen an die alten Spionageromane von Eric Ambler wach. An dem heissen, schwülen Vormittag des 1. Juli 1925 parkte ein Möbelwagen am Potsdamer Platz, und schwitzende Packer trugen Schreibtische, Aktenschränke und Reissbretter neun Treppen zu einer Zimmerflucht im obersten Stockwerk hinauf. Am Nachmittag zogen dann neunzehn unauffällige Männer in Strassenanzügen in die Räume ein und brachten als erstes ein neues Türschloss an¹². Unten am Hauseingang wies ein kleines Messingschild die Firma aus als:

KOCH UND KIENZLE (E)

Primus-Palast

Potsdamer Platz 4

Koch und Kienzle klingt hübsch harmlos, aber das E in der Klammer hiess «Entwicklung». Hier, nur einen Katzensprung von Seeckts Inspektionsamt für Waffen und Geräte (IWG) entfernt, entwarfen die besten Kanonen-Konstrukteure der Welt in aller Stille technische Einzelheiten für die Waffen, die die Landkarte von Europa verändern sollten. Der eine von ihnen war Fritz Tubbesing, damals noch ein klobiger junger Mann, der dann drei Jahre später zum Chef der Artillerie-Konstruktionsabteilung avancieren sollte und heute noch im Hauptverwaltungsgebäude sitzt. Wie Tubbesing sich erinnert, «beachtete uns niemand, störte uns niemand, ja klopfte niemand an unsere Tür. Da sassen wir nun praktisch über dem Reichstag, und der wusste es gar nicht¹³». Der Reichstag wusste es nicht, wohl aber die Reichswehr. Unter den verschlossenen Akten des IWG befand sich ein Krupp-Codebuch; mit seiner Hilfe entschlüsselten die Offiziere die Decknamen, die bei der «Firma» Koch und Kienzle benutzt wurden.

Der erste Tank zum Beispiel lief unter der Bezeichnung «landwirtschaftlicher Akkerbauschlepper». Später gab es «leichte Schlepper», «mittlere Schlepper» und «schwere Schlepper». Zuweilen unterlief den Ingenieuren am Potsdamer Platz ein Lapsus. Einmal legten sie Entwürfe für einen schweren Schlepper vor, der mit einem 7,5-Zentimeter-Geschütz bestückt war. Ein anderer Ausrutscher – für den sie in Nürnberg teuer bezahlen sollten, als Krupps Anwälte vorbrachten, die Waffen, an denen die Techniker gearbeitet hatten, seien nur zur Verteidigung gewesen – war folgende Rand-

bemerkung: «Die technischen Daten für Motorschlepper» (worunter Geschütze mit Selbstfahrlafette verstanden wurden) «müssen den Erfordernissen eines Transports auf offenen Güterwagen in Frankreich und Belgien genügen.» Damals jedoch gingen diese Schnitzer unbemerkt durch. Das IWG hatte für die Reissbrettarbeit der Ingenieure nur Lob, und in einer Aktennotiz bezeichnete sie Krupp als «einen wichtigen Schritt auf dem Weg zur Freiheit». Bis spät in den Abend hinein fleissig, entwickelten die Leute im neunten Stockwerk acht Typen von schweren Kanonen, Haubitzen und leichten Feldgeschützen, einen neuen 21-Zentimeter-Mörser und diverse Tanks¹⁴.

1926 trat Seeckt zurück. Er war zufrieden. «Es gibt nur eine Möglichkeit, wie wir die Bewaffnung grosser Truppenmassen bewerkstelligen können», hatte er nach dem Waffenstillstand geschrieben, nämlich «sich mit den Industriellen des Landes zu arrangieren». Das gelang ihm zwar nur mit einem, aber Krupp zählte mehr als alle anderen zusammen. Gustav hatte sich mit Leib und Seele der Wiederaufrüstung verschrieben. Und auch, wie aus einer Etat-Hausmitteilung ersichtlich ist, mit jedem Pfennig, den er in die Hand bekam, einschliesslich «grosse in die Goldmarkeröffnungsbilanz gelegte stille Reserven aus den Gewinnen der Vorweltkriegsjahre ...»

Gegen mannigfache Bedenken [schrieb er in einem Jahresbericht] und den Rat ausstehender Sachverständiger entschloss sie [die Firma] sich, als Treuhänderin eines geschichtlichen Erbes die wertvollen und für die Wehrkraft unseres Volkes unersetzlichen Erfahrungen zu hüten und aufgrund der stets engen Verbundenheit mit den Werksangehörigen Gefolgschaft und Werkstätten durchzuhalten, um gegebenenfalls für spätere Rüstungsaufträge bereit zu sein. Zu dem Zweck wählten wir für das neue Fertigungsprogramm Gegenstände, bei denen die Gefolgschaftsmitglieder ihre Erfahrungen in der Materialbearbeitung und -Verfeinerung erhalten und verbessern konnten, obwohl Herstellung und Vertrieb dieser Erzeugnisse zum Teil mit grossen Verlusten verbunden waren¹⁵.

Zwei Jahre, bevor Seeckt seinen Abschied nahm, war Admiral Paul Behncke, ein Skagerrak-Teilnehmer, als Chef der Marineleitung in Kiel abgemustert worden. Im Gegensatz zu Tirpitz mit seiner strahlenden Publicity wurde er von seinen Landsleuten schnell vergessen, und 1937 starb er irgendwo in der Versenkung, ungeehrt von seinem Führer. Dabei hatte Behncke gemeinsam mit Krupp und Seeckt die frühen Siege der Nazis überhaupt erst möglich gemacht. Unfähig, über den eigenen begrenzten Horizont hinauszublicken – mit nur ihrem Glauben an das deutsche Wesen als Sicherheit dafür, dass zur rechten Stunde ein starker Führer erwachsen würde –, hatten der Admiral, der General und der Waffenschmied alles auf die kommende Auferstehung jenes mächtigen Reiches gesetzt, das sie gekannt und geliebt hatten. Sie waren schon sehr früh zusammengetreten – keine neun Monate nach Reichskanzler Wirths Annahme der alliierten Bedingungen im Namen des Landes. Wie es in einem Krupp-Memorandum heisst, war «aus politischen Gründen» ein «offizieller Vertrag» zwischen ihnen nicht möglich, und so trafen sie nur eine «Vereinbarung». Weiter kann man dort lesen: «Diese bedeutungsvollen Vereinbarungen vom 25.1.1922 sind der erste gemeinsame Schritt von RWM und Krupp zur Umgehung und damit zur Erschütterung der die

Wehrfreiheit einengenden Bestimmungen des Versailler Vertrages*^{16.}»

Aber Gustavs Sehnsucht nach «Wehrfreiheit» überstieg sogar noch die des Offizierscorps. Im Jahr zuvor hatte er ohne Unterstützung von Berlin den ersten Schlag gegen Versailles geführt. Durch Tausch seiner Patente und Lizenzen gegen Anteile an der schwedischen Stahlfirma *Aktielbolaget Bofors* hatte er genügend Stimmen zusammengebracht, um die Produktion des Werkes zu bestimmen. Am 1. April 1921 schritt ein Chefingenieur namens Daur zum Tor 28 hinaus, um für zehn Jahre nach Schweden zu gehen. Daur war kein Zeichner von Blaupausen, sondern ein Fertigungsexperte, und bereits gegen Jahresende produzierte Bofors eine Waffe, die während des Krieges in Essen entwickelt worden war: Das 7,5-Zentimeter-Berggeschütz L/20. Man hatte das L/20 seinerzeit zurückgestellt, weil es an der Westfront nutzlos gewesen wäre. Im gebirgigen Gelände dagegen arbeitete es unvergleichlich gut, und Holland bestellte sofort eine Anzahl für seine in Niederländisch-Ostindien stationierten Truppen. Der Kauf löste Aufregung und Widerspruch aus. Die Deutschen hatten zwar manchmal den Eindruck, sie hätten vier Jahre lang gegen die ganze Welt gekämpft, doch dem war nicht so. Einige Völker waren vor dem Blutbad zurückgewichen, und sogar eine der Hauptmächte, Russland, hatte nicht bis zum Ende mitgemacht. Dadurch, dass Krupp auf dem neutralen Boden Schwedens operierte und an neutral gewesene Länder verkaufte, konnte er die Hände seiner Mechaniker in Übung halten und dabei noch Geld verdienen. Während der nächsten vierzehn Jahre diente Bofors als eine Ersatz-Gussstahlfabrik, die zum Stolz ihres Pflegevaters im frostigen Hauptverwaltungsgebäude «die allerneuesten Typen schwerer Artillerie, Tanks mit einem Maschinengewehr, das tausend Schuss in der Minute abfeuert, Flugabwehrgeschütze, Gasbomben und vieles andere mehr» ausspie^{17.}

Als sich der zweite der neuen Kunden meldete – Dänemark –, war inzwischen die «Vereinbarung» getroffen worden. Nach seinen eigenen Worten führte Krupp jetzt «deutsche Offiziere bei Bofors ein, die dort Geschütze und Munition besichtigten und Schiessversuchen beiwohnten. Bofors fertigte auch Versuchsmunition für Panzerwagen, die in Schweden in Gegenwart der deutschen Offiziere verschossen wurde. So hat die Verbindung Krupp-Bofors sich für die Weiterentwicklung der deutschen Heeres-Artillerie nutzbringend ausgewirkt^{18.}» Ja sogar so vorteilhaft, dass Vorstandsmitglied Karl Pfirsch, der schon zwanzig Jahre bei Krupp war, nach Skandinavien geschickt wurde, um dort die Leitung zu übernehmen. 1927, sechs Jahre bevor die Nationalsozia-

* Das Ausmass der Wiederaufrüstung in der Weimarer Republik mag Zweifel auslösen. Skeptiker seien jedoch auf zwei alarmierende Dokumente verwiesen, die in der in Nürnberg zusammengetragenen Fülle von Unterlagen meist übersehen wurden. Bei dem ersten handelt es sich um eine Krupp-Denkschrift von 72 engbeschriebenen Seiten mit dem Titel *Die Abteilung Artilleriekonstruktion der Fried. Krupp AG und die Entwicklung der Heeresartillerie von November 1918 bis 1933*. Das zweite ist ein 1937 von einem Kapitän Schüssler für die deutsche Admiralität verfasster Geheimbericht: *Veröffentlichung Nr. 15, Der Kampf der deutschen Marine gegen den Vertrag von Versailles 1919-1935*. Da beide Berichte im Dritten Reich geschrieben wurden, als die Machthaber die gesamte Wiederaufrüstung als ihr Werk ausgaben, sind sie doppelt eindrucksvoll.

(Die Abkürzung RWM bedeutet Reichswehrministerium.)

listen an die Macht kamen, führte Pfirsch den offiziellen Titel eines Direktors von Krupps Abteilung Kriegsmaterial. Obwohl das Werk nur unbedeutenden Profit machte, erregte das Kommen und Gehen so vieler monokeltragender «Junker» doch die Aufmerksamkeit schwedischer Sozialdemokraten. Im Gegensatz zu ihren deutschen Genossen wurden sie nicht durch Femekugeln eingeschüchtert, und 1929 erliess der Riksdag – das Stockholmer Parlament – ein Gesetz, das jede ausländische Beteiligung an schwedischen Waffenfabriken verbot. Aber solche Gesetze umgingen Krupps Rechtsberater schon seit einem halben Jahrhundert. Sie gründeten einfach eine Holdinggesellschaft von Bofors-Aktionären. Gustavs Name erschien nirgendwo in den Akten der Firma, und deren Direktoren konnten ehrlichen Angesichts erklären, er besitze kein Kapital an dem Werk selbst, obwohl Bofors in Wirklichkeit von der Gussstahlfabrik genährt wurde, bis 1935 die Maskerade ihr Ende nahm.

Die grössten ausländischen Anteile hatte Krupp jedoch in Holland. Seine dortigen Manöver gingen noch auf die Zeit vor dem Waffenstillstand zurück. 1916 hatte die britische Abwehr zu ihrem Erstaunen entdeckt, dass eine Firma in Den Haag mit dem sehr englischen Namen *Blessing and Company* Erz für Essen importierte. Sie wurde auf die schwarze Liste gesetzt; doch als man dann hörte, sie sei sowieso am Eingehen, vergass man die Sache wieder. In Wirklichkeit ruhte sie nur. Krupp gehörten 100 Prozent von Blessing, und in den Wochen vor der Abdankung des Kaisers «kaufte» Blessing Gustavs Essener, Magdeburger und Düsseldorfer Aktienpakete, wodurch sich die Diskrepanz erklärt zwischen den Zahlen, die Colonel Leverett am 29. Mai 1920 mit nach Essen brachte, und den tatsächlich vorhandenen Waffen. Als nächstes begann Krupp eine Reihe von verblüffenden Schachzügen, einer immer verwirrender als der andere. Blessing wurde samt allen Aktiva an die *Hollandsche Industrie en Handel Maatschappij* verkauft, deren Name man dann in *Siderius AG* umänderte. Siderius wiederum wurde zur Dachgesellschaft für drei holländische Werften: *Piet Smit* in Rotterdam, *Maschinen en Apparaten Fabrik* in Utrecht und *Ingenieurskantoor voor Scheepsbouw* in Den Haag. Zwei Krupp-Direktoren, Siegfried Fronknecht und Henri George, hielten alle Anteile von Siderius in Händen. 1922, nachdem Krupp, Seeckt und Behncke ihre Vereinbarung getroffen hatten, gingen Fronknecht und George mit vierzig deutschen Ingenieuren nach Holland – die Vorhut einer weit grösseren Streitmacht, wie sich zeigen sollte.

Die alliierte Abwehr brauchte Jahre, um diese kunstvolle Verflechtung zu entwirren. Französische Agenten fingen bei den Zahlen an, die General Charles Nolle Colonel Leverett genannt hatte. Irgendetwas war hier faul; verlässliche Informanten hatten von einem 1'500 Geschütze starken Artilleriepark in Essen berichtet. Es war kaum denkbar, dass sich berufsmässige Spione derart vertan haben sollten, und so viele Kanonen konnte doch niemand verstecken. Beim Studium von Eisenbahn-Frachtlisten (über alles Listen zu führen, darauf legten die Deutschen in den Jahren 1918 bis 1945 oft grossen Wert – eine Buchführung zum eigenen Verderb) kamen die Franzosen dann den Verladungen über die holländische Grenze nach Groningen und den Ufern der IJssel, des nördlichen Mündungsarms des Rheins, auf die Spur. Sie fragten die dortigen Einheimischen, ob es in der Gegend Kanonendepots gebe. Die Holländer antworteten: Ja, grosse Geschütze, die seien hier – gewesen. Und dann auf flachen Güterwagen weg-

geschafft worden. Die Finger zeigten in Richtung Süden. Weiteres Durchsehen von Ladeverzeichnissen, weiteres Befragen von Leuten, und die erschöpften Agenten sties- sen schliesslich auf den Zusammenhang Blessing-Hollandsche Industrie-Siderius und eruierten, dass die Direktoren Deutsche waren. Aber jetzt schrieb man 1926. Inzwi- schen hatte Krupp Aktienpakete von Siderius an einflussreiche Engländer verkauft. Es gab ansehnliche Dividenden, und als Paris über diplomatische Kanäle protestierte, er- widerte Amsterdam kurz angebunden, Königin Wilhelminas Regierung denke nicht daran, sich da einzumischen, denn nach den Gesetzen der Niederlande handle es sich um eine *Koninklijk goedgekeurde vennootschap*, eine genehmigte private Körper- schaft¹⁹.

Das Herz von Krupps holländischem Komplex lag in Den Haag. Sein *Inge- nieurskantoor voor Scheepsbouw* (Ingenieurbüro für Schiffsbau), in den Akten Essens als I. v. S. geführt, war unter Billigung und Mitarbeit von Admiral Behnckes Marine- leitung in Berlin aufgebaut worden. Wie aus Dokumenten der deutschen Kriegsmarine hervorgeht, hatten sich zwei Korvettenkapitäne namens Bartenbach und Blum mit dreissig Ingenieuren der Germaniawerft zusammengetan und auf holländischem Bo- den ein «deutsches U-Boot-Konstruktionsbüro» errichtet. In der Anfangszeit brauch- ten sie dringend Kapital, und Berlin gestattete ihnen den Verkauf von U-Boot-Plänen an bestimmte Länder, zunächst an Japan. All das stellte eine flagrante Verletzung des Versailler Vertrages dar, und darüber war sich Gustav auch klar. Eine seiner Hausmit- teilungen aus diesen Jahren – sie trägt nur das Datum «12. April», ist aber mit ziemli- cher Sicherheit 1922 geschrieben worden – wies darauf hin, dass die ganze Operation in Den Haag eine Verletzung der Artikel 168, 170 und 179 bedeuten würde. «Dieses Risiko muss jedoch eingegangen werden», fuhr Krupp fort, «wenn die U-Boot-Kon- struktion überhaupt weiterverfolgt werden soll ... Folglich gehen die untigen Ausführ- ungen von der ferneren Voraussetzung aus, dass die in Holland zu gründende Gesell- schaft keine nachweisbare Verbindung mit der Germaniawerft haben darf.» Offenbar kamen ihm an dieser Stelle weitere Zweifel, denn er strich «Germaniawerft» durch und schrieb «Schiffswerften» darüber²⁰.

Er hätte keine Angst zu haben brauchen. Paris verfolgte die Sache nicht weiter, und die holländischen Aktionäre hatten allen Grund, mit ihrer Einlage zufrieden zu sein. Die Japaner waren glücklich über ihre U-Boot-Pläne, und das I. v. S. verkaufte Dupli- kate an Spanien, Finnland, die Türkei und sogar an Holland. Kruppsche Schiffsbauin- genieure und deutsche Marineoffiziere gingen von Den Haag in die betreffenden Län- der, um den Bau zu übernehmen; das Geld für ihre Dienste floss in die Kriegskasse des I. v. S. Die Finnen waren von der Qualitätsarbeit bei ihren Booten so angetan, dass sie Krupp-Leuten gestatteten, auf ihren Werften den Prototyp der 250-Tonnen-Untersee- boote (U-1 bis U-24) der Marineleitung zu bauen, die dann während des Zweiten Welt- kriegs verwendet wurden. Zur gleichen Zeit traf das I. v. S. eine geheime Abmachung mit dem spanischen Diktator Miguel Primo de Rivera y Orbaneja, wonach Krupp in Cadix ein 740-Tonnen-U-Boot bauen durfte; dieses wiederum wurde das Erstmodell der deutschen «Flaggunterseeboote» U-25 und U-26. Als man die Pläne dafür in An- kara und Helsinki zeigte, überzogen türkische und finnische Admirale ihre Etats, um auch noch diesen Bootstyp zu erwerben, und Kruppianer kamen aus Kiel und sorgten

dafür, dass die grossen schwarzen Würste auch seetüchtig waren, wenn sie von Stapel liefen. Sie brachten Lehrlinge zum Zuschauen mit. Ausserdem waren diese Schiffsbauer nicht die einzigen Deutschen, die durch die Strohmannesgesellschaft in den Niederlanden die Möglichkeit erhielten, Erfahrungen zu sammeln. Einer von Behnckes Offizieren wurde Chefberater der Finnen, und Madrid, Ankara und Helsinki erlaubten deutschen Kommandeuren und Mannschaften, die Boote einzufahren. Wie es in *Der Kampf der Marine gegen Versailles* heisst, ermöglichte dies «die Ausbildung getarnter deutscher Marinemannschaften ohne diplomatische Unannehmlichkeiten für das Reich²¹».

Am 16. März 1926 zog die Alliierte Kontrollkommission aus Essen ab, und «obgleich dies nicht das Ende des Spionierens bedeutete», wie Gustav sich ausdrückte, blieben als einzige Agenten jetzt nur noch die SPD-Amateure, die von der Feme unschädlich gemacht werden konnten. Im gleichen Jahr starb Rausenberger, und Krupp stellte als dessen Nachfolger einen dreissigjährigen Luxemburger ein, Dr. Edouard Houdremont, Professor für Eisenhüttenkunde in Aachen. Die Räder der Fabriken begannen sich schneller zu drehen. Es wurde Zeit, dass einige Leute aus dem Exil zurückkehrten. Die Männer bei Bofors und beim I. v. S. mussten jedoch bleiben, wo sie waren; noch konnte Krupp nicht die Faust zeigen. Doch er wollte unbedingt bereit sein, «auf Befehl die Massenproduktion» anlaufen zu lassen. Deshalb ordnete er an, die Männer am Potsdamer Platz 4 sollten jene Projekte, die tägliches Konferieren mit IWG-Offizieren erforderten, abschliessen und nach einer diskreten Wartezeit an die Ruhr zurückkehren. In Gustavs Worten:

Als diese Aufgaben Ende 1927 erfüllt waren, wurde KuK (E) [Koch und Kienzle] aufgelöst, die Herren wurden nach Essen zurückberufen, wo inzwischen mit der Artillerie-Konstruktionsabteilung begonnen worden war²².

Die Firma trat jetzt in die Phase der sogenannten «schwarzen Produktion» ein. Man begann mit Geschützen mit Selbstfahrlafetten, Tanks, Torpedorohren, Schiffsschrauben, Periskopen, Flugzeugkurbelwellen, Panzerplatten, Feinsteuerungseinrichtungen für Schiffsgeschütze und der Konstruktion primitiver Raketen. 1918 hatte Rausenberger an einem 8,8-Schnellfeuergeschütz gearbeitet; es wurde jetzt zu einer Flak umgemodelt, und die Konstrukteure spekulierten, dass seine vielseitige Verwendbarkeit es auch für Tanks geeignet machen würde. Laut einem späteren, während des Krieges geschriebenen Krupp-Memorandum waren «von den Kanonen, die 1939 bis 1941 benutzt wurden, die wichtigsten schon 1933 fix und fertig». Einiges sei sogar noch viel früher beendet gewesen: «Mit Ausnahme des hydraulischen Sicherheitsschalters waren die grundlegenden Konstruktionsprinzipien für Bestückung und Türme von Panzern bereits 1926 ausgearbeitet», und 1928 habe das Grusonwerk in beschränktem Umfang mit der Produktion von Tanks begonnen²³.

Im Frühjahr 1931 nahm Tilo Freiherr von Wilmowsky, ein unverbesserlicher Gesselligkeitsmensch, in Paris an der Tagung einer jener in den zwanziger Jahren so häufig verschwommenen Organisationen teil, die für internationale Eintracht eintraten, aber vor jedem praktischen Schritt in dieser Richtung zurückschreckten. Während des Schlussbanketts erklärte ein Franzose, er sei sehr gegen Weimars Vorschlag einer Zollunion mit Österreich. «Warum?» fragte der Freiherr. «Vierzig Divisionen mehr

für Deutschland!» rief der Mann. Und Tilo gab schnell zurück: «Besser noch – ein einziger Generalstab!» Der Franzose starrte über die Tafel. «Ich glaube», erzählte Tilo später kichernd, «er hielt mich für betrunken²⁴.»

Der Freiherr war jedoch völlig nüchtern und seine Bemerkung ganz ernst gewesen; die Deutschen hatten begonnen, wieder in solchen Kategorien zu denken. Als Vorstandsmitglied des Konzerns wusste Tilo, dass Meppen, das 1919 in Ackerland zurückverwandelt worden war, jetzt wieder als Versuchsgelände diente und dass man dort 1929 geheime Schiessstests für Marineoffiziere durchgeführt hatte. Ein zweiter Schiessplatz wurde in Essen gebaut, östlich von der Zeche Helene Amalie; im Juni 1931 führte man auf den beiden Anlagen dem Heer die neuen Waffen vor. 1932 wurden im Januar und dann noch einmal im Frühjahr Tests mit massiertem Feuer auf Eisenobjekte durchgeführt. Jeder Monat brachte jetzt stärkere Geheimhaltung in den Werkstätten, den Kauf neuer Maschinen, die Einführung neuer Waffen. Berlins Verachtung für das «Diktat von Versailles» wurde immer offener. Mit dem Argument, dass bei freizügiger Auslegung des Vertrags der Bau eines deutschen «Taschenpanzerkreuzers» durchaus möglich sei, überstimmte Hermann Müller-Franken, der Chef des Koalitionskabinetts von 1928 bis 1930, das SPD-Schlagwort «Kinderspeisung oder Panzerkreuzer?» und überredete den Reichstag, 80 Millionen Mark für ein solches Schiff zu bewilligen. Rasch berief Krupp eine Gruppe Ingenieure zurück und brachte sie wieder in Kiel unter, wo die Nachbarn staunten, dass ihre Kinder holländisch sprachen²⁵.

Gustav erwarb eine riesengrosse 15'000-Tonnen-Pressen, wie man sie nur für die Herstellung allerschwerster Geschütze brauchte, und frohlockte, dass Borbeck jetzt bereit war, ganze Panzerdivisionen zu produzieren. Und seinem Vorstand verschönte er die Tage mit kleinen Memoranden über den militärischen Wert von Widia-Werkzeugstahl: «Die Verwendung dieser Werkzeuge verringert die Bearbeitungszeit in einem nie für möglich gehaltenen Ausmass. Zum Beispiel wurden während des Krieges 1914 bis 1918 für das Drehen einer bestimmten Granate mit Schnell-Stahlwerkzeug rund 220 Minuten gebraucht; die Einführung von Widia ermöglicht die Konstruktion automatischer Maschinen, die diese Arbeit in ungefähr zwölf Minuten schaffen. Moderne Granatenherstellung ohne Widia ist deshalb undenkbar.» Wie Talleyrand von den Bourbonen sagte – Krupp hatte nichts gelernt und nichts vergessen. In *Objectives of German Policy* (Ziele deutscher Politik), einem aussergewöhnlichen, in Englisch geschriebenen Artikel, der im November 1932 in *Review of Reviews* erschien, protestierte er dagegen, dass die Deutschen als Weltbürger zweiter Klasse behandelt wurden:

Das lebenswichtige Recht auf nationale Verteidigung, das alle anderen Völker geniessen, wird ihnen verweigert. Deshalb muss nicht *Steigerung*, sondern *Gleichheit* des Rüstungsstandes das Ziel jeder deutschen Regierung sein. An einer weltweiten Rüstungssteigerung sind wir in Deutschland nicht interessiert ... In der ganzen Welt ist das Märchen verbreitet, dass die Waffenindustrie eine generelle Zunahme der Rüstung wünsche und daran arbeite ... Ich bin als Geschäftsmann der Meinung, das allgemeine Ziel habe vielmehr internationale Abrüstung zu sein²⁶.

Wenn man das liest, könnte man verzweifeln. Vielleicht war das Übel von Versailles nicht der Vertrag als solcher – der gar kein so böses «Diktat» darstellte; die Deut-

schen selbst hatten in Brest-Litowsk den Russen weit schärfere Bedingungen aufgezungen sondern eher die Tatsache, dass er die Führerschicht eines Volkes zu gewohnheitsmässigen Lügnern werden liess. Während Krupp diese heuchlerischen Worte niederschrieb, stellte einer seiner leitenden Angestellten stolz Daten für eine Liste der Beiträge seines Chefs zu einem neuen, kraftstrotzenden Reich zusammen («3,7-Zentimeter-Geschütz für Panzerwagen, 5-Zentimeter-Geschütz für Panzerwagen, 7,5-Zentimeter-Panzerabwehrgeschütz, Tankurm ZW 38, schwere Feldhaubitze 18, schweres 10-Zentimeter-Geschütz 18, Lafetten und Protzen, 21-Zentimeter-Mörser 18...»), und er fügte hinzu, das alles sei nur möglich gewesen, weil «die Firma, aus eigener Initiative und im Glauben an eine Wiedergeburt, seit 1918 auf eigene Kosten ihre Beschäftigten, ihre Erfahrungen und ihre Werkstätten für die Erzeugung von Kriegsmaterial bereitgehalten hat». Einen Monat nach seinem beredten Plädoyer für Deutschlands Recht auf Selbstschutz bekam Gustav von Oberst Zwengauer, einem Abteilungsleiter im IWG, einen Neujahrsgross, der erkennen lässt, wie stark das Band zwischen Krupp und der Reichswehr war. Der Oberst schrieb am 28. Dezember: «Die Abteilung hat die Überzeugung, dass dank Ihrer regen Mitarbeit und wertvollen Beratung unsere Waffenentwicklung im Jahre 1932 einen wesentlichen Fortschritt gemacht hat, der für die Gesamtlage unserer Rüstungsabsichten bedeutungsvoll ist²⁷.»

Ein Neujahrsgross also, in dem nicht viel von Frieden und Liebe zu den Menschen die Rede war, aber schliesslich hatte man ein schlechtes Jahr gehabt. Die ganze Welt schmorte im Tiegel der grossen Wirtschaftskrise. «Nach langen Jahren des Verlustes», schrieb Haux, «hat das [Rechnungs-] Jahr 1931/32 einen Verlust von 30 Millionen ausgewiesen, wovon nur 16 Millionen im Jahresbericht erschienen sind.» Man setzte beschäftigungslose Leute ein, das Flussbett der Ruhr zu verbreitern, wodurch der rückwärtige Blick von der Villa Hügel verschönt wurde, aber die Aussicht auf die Stadt war dennoch alles andere als erhebend. Von Essens 40'000 Kruppianern arbeiteten noch 18'000, und die auch nur an drei Tagen in der Woche. Als der Winter kam, hatte sich die Lage so verdüstert, dass Gustav und Bertha, um Kohle zu sparen, in die sechzig Zimmer des «Kleinen Hauses» umzogen und den grossen Bau ungeheizt liessen²⁸.

Alfried erzählte einmal dem Verfasser dieses Buches: «Mein Vater hatte kein aktives Interesse an Politik, es sei denn an Wirtschaftspolitik.» Wenn man anerkennt, dass jede grosse politische Frage ihre wirtschaftliche Wurzel hat, stimmt das. Gustav wollte gewiss nichts mit Parteipropaganda und Korruption zu tun haben. Dennoch mischte er, wie schon vor ihm Alfred und Fritz, in Staatsgeschäften tüchtig mit. In *Objectives of German Policy* erklärte er: «Bei der Auflösung des Reichstages im September hat sich gezeigt, dass sich die politischen Parteien von jeglicher aktiven Arbeit für das Wohl von Land und Volk entfernt... und sich als unfähig erwiesen haben, eine Regierung zu bilden und zu unterstützen, die mit Energie und Entschlossenheit das theoretische Erwägen möglicher Besserung durch praktische Taten ersetzt.» Da also, fuhr er fort, «die internationale politische Lage nicht mehr von politischen Parteien gemeistert werden kann», solle Reichspräsident von Hindenburg «eine sein Vertrauen geniessende Regierung» ernennen, «... auf dass sie in die Bresche trete». Krupp suchte einen Mann, der bereits im Sattel sass. Aber für welchen sollte er sich entscheiden? Es gab davon im Land eine ganze Reihe, die sich mächtig ins Zeug legten und einander finster und

scheel ansahen. Bis vor Kurzem noch hatte Gustav der Deutschnationalen Volkspartei (DNVP) Hugenbergs, den die Essener Bevölkerung jüngst beim Festumzug zur Hundertjahrfeier der Firma im historischen Kostüm eines Vasallen gesehen hatte, finanziell tüchtig unter die Arme gegriffen. Hugenberg glaubte an eine Wiederkehr des Kaiserreichs, und vor gar nicht langer Zeit hatte es noch so ausgesehen, als könnte er der neue Führer der Nation werden. Seit der Wirtschaftskrise war seine Popularität jedoch stark gesunken. Jetzt scharwenzelte er um die grössere NSDAP herum, die so viele idealistische junge Leute angezogen hatte, darunter auch Alfred²⁹.

Als grösster Industrieller des Landes musste sich Krupp bald entscheiden. Seine Frau – und sie tat dies auch später noch – betrachtete den Führer der nationalsozialistischen Bewegung als einen unerzogenen Strassenjungen. Bertha lehnte es ab, seinen Namen in den Mund zu nehmen; er hiess bei ihr nur herablassend «jener gewisse Herr». Gustav jedoch musste zugeben, dass dieser gewisse Herr ein beachtliches Stück weitergekommen war seit seinem anmassenden Besuch im Hauptverwaltungsgebäude kurz vor der Weltwirtschaftskrise. Am Haupttor hatte ihn ein riesiges Schild empfangen:

WIR ERSUCHEN, UM ÜBERFLÜSSIGE UNZUTRÄGLICHKEITEN ZU VERMEIDEN, VON DER BITTE UM BESICHTIGUNG DER WERKE ABSEHEN ZU WOLLEN, DA DIESE IN KEINEM FALL GEWÄHRT WERDEN KANN.

Ohne sich davon einschüchtern zu lassen, hatte der Besucher darauf bestanden, durch die Gussstahlfabrik geführt zu werden, und es ist erheiternd zu erfahren, dass man ihn nicht in die Werkshallen gelassen hatte, weil er zu unbekannt war, als dass man ihm trauen durfte; es stand zu befürchten, dass er Wiederaufrüstungsarbeiten sah und darüber nicht stillschwieg. Deshalb war er mit einem Besuch in der historischen Ausstellung der Firma abgespeist worden. Selbst dabei hatte er seinen Sinn fürs Theatralische gezeigt. Da er den politischen Wert jeder Verbindung mit Krupp erkannte, hatte er sich schwungvoll ins Gästebuch der Ausstellung eingetragen und seine Unterschrift noch unterstrichen, als hätte er gewusst, dass das Schicksal Krupps bald unentwerrbar mit dem seinen verknüpft sein würde. Der Name war noch da, quer über die Seite geschrieben wie eine Prophezeiung: *Adolf Hitler*³⁰.

Doch um die Ereignisse in die richtige zeitliche Folge zu bringen: Hitlers erfolgloser Versuch, durch die hohen Mauern und bewachten Tore von Deutschlands Waffenschmiede zu dringen, war ein Jahr vor Tilos Besuch des Pariser Banketts erfolgt, als das Grusonwerk schon in das vierte Jahr seiner Tankproduktion ging, als Krupp in Meppen regelmässig neue Waffen vorführte – und als die Nationalsozialisten mit ihren nur zwölf Sitzen im Reichstag als eine sich wild gebärdende Splitterpartei angesehen wurden. Bei den Reichstagswahlen vom 14. September 1930 änderte sich das. Die Nazis errangen 107 Mandate und waren damit nach den Sozialdemokraten die zweitstärkste Fraktion geworden. Jetzt musste man sie ernst nehmen. Sie hatten nicht nur das Volk für sich, sondern auch alle Rowdies im Lande, die nicht gerade Kommunisten waren. Während des Wahlkampfes im Frühjahr 1932, als Hitler erfolglos die Hände nach Hindenburgs Präsidentschaft ausstreckte, zertrümmerten seine SA-Horden die Schaufenster von jüdischen Geschäften und schlugen in den Strassen Sozialdemokra-

ten und Kommunisten unterschiedslos zusammen. Und das, obwohl Demonstrationen untersagt waren. Als der greise Feldmarschall dann im Juni das SA- und SS-Verbot aufhob, kam es in Berlin und Brandenburg zu einem solchen Chaos, dass der Ausnahmezustand verhängt werden musste. In den folgenden Monaten verschafften neue Wahlen den Nazis 230 Sitze – was zwar noch nicht für eine Mehrheit reichte, aber immerhin hatte keine andere Partei so viele Mandate. Zwischen Hitler und der Reichskanzlerschaft stand jetzt nur noch sein eigener Wille. Er lehnte es ab, das Amt mit beschränkten Vollmachten zu übernehmen, einer Koalition beizutreten oder Vizekanzler zu werden. So taumelte die schwache und diskreditierte Regierung blindlings dahin, während das Volk immer wieder zu den Wahlurnen strömte und doch keine Entscheidung herbeiführen konnte.

Krupp fand das sehr verwirrend. Mit seiner Ehrfurcht vor Staatsoberhäuptern hatte er weiterhin unterwürfige Briefe an S.M. in Doorn geschickt, und obwohl er gleich seinen Industriellenkollegen die Weimarer Republik als ein Zwischenreich ansah, hatte er empört eine Tagung verlassen, als einer von ihnen den ehemaligen Reichspräsidenten Ebert als «diesen Sattler» bezeichnete. Gustav wollte gehorchen. Er verlangte lediglich, dass ihm eine feste Führung gegeben werde. Da ihm diese fehlte und er sich nach einer Rückkehr zur Ordnung sehnte, kam er zu dem Schluss, es sei ein «grosser Umschwung» fällig. Seine Stellung und der Name, den er trug, bedeuteten, dass jeder neue Führer es ohne seine aktive Unterstützung sehr schwer haben würde. Im Bewusstsein seiner Verantwortung zögerte Krupp – im Gegensatz zu anderen. Bereits im Jahr 1925 hatte Carl Duisberg von der IG Farbenindustrie AG nach dem «starken Mann» verlangt, den «wir Deutschen immer brauchen»; jetzt hatte Duisberg seinen Mann gefunden und war von ihm begeistert. Fritz Thyssen war im Dezember 1931 der NSDAP beigetreten und hatte ihr hundert Millionen Mark zugesprochen, und sogar der in der Tradition absoluter Trennung von Staat und Heer erzogene Seeckt riet seiner Schwester, Hitler zu wählen, denn: «Die Jugend hat recht. Ich bin schon zu alt³¹.»

Einige von Krupps Vorbehalten beruhten auf blossem Standesdünkel. Ebenso wie Bertha sah er in Hitler einen Emporkömmling; man hat den Eindruck, beide hätten wärmere Gefühle für den ehemaligen Gefreiten gehegt, wäre dieser ein ehemaliger *Offizier* mit dem Namen Adolf von Hitler gewesen. Ausserdem war Gustav jede Masslosigkeit suspekt. Ein Staatslenker hatte majestätisch, erhaben, besonnen zu sein. Der Held der Nazis war alles andere als das. Zuweilen schien er über die Stränge zu schlagen, um die Kaufleute zu schmähen, indem er sie als «einfältige Dummköpfe» hinstellte, «die nicht über die Waren hinaussehen, die sie verhökern»; er gestattete es Goebbels, den Reichsverband der Deutschen Industrie «liberalistisch, jüdisch verseucht, kapitalistisch und reaktionär» zu nennen, und Punkt 12 des nationalsozialistischen Programms lautete sogar: «Wir verlangen die totale Beschlagnahme sämtlicher Kriegsgewinne.» Diese letzte Forderung hatte er allerdings inzwischen stillschweigend fallenlassen, und Hugenberg versicherte Krupp, sobald sie Hitler erst einmal in die Regierung gebracht hätten, «werden Papen und ich ihn schon lenken». Trotzdem hielt sich Gustav noch immer zurück und verteilte seine Wahlkampfbzuschüsse unter alle rechtsstehenden Parteien, einschliesslich der NSDAP, jedoch ohne diese zu bevorzugen.

Krupps Bekehrung erfolgte spät, und da gewisse Unterlagen später vernichtet wurden, lässt sich der genaue Zeitpunkt nicht mehr bestimmen. Wir wissen aber, dass er am 27. Januar 1932, als Thyssen im Düsseldorfer Industriellenclub eine Hitlerrede an die Schlotbarone arrangierte, noch nicht angebissen hatte. Gustav ging nicht hin, hörte nicht den Appell an seine Kollegen und beteiligte sich nicht an der durch die Rede ausgelösten Flut von Geldspenden. Doch er schwamm bereits auf den Köder zu. Er schickte nämlich jemand aus seinem Vorstand in den Industriellenclub, und zwar mit der Anweisung, ihm genauestens Bericht zu erstatten. Der Abgesandte tat mehr als das; er fing selbst Feuer, und zum Entsetzen von Tilo – der Hitler für einen faselnden Demagogen hielt – zitierte er berauschende nationalsozialistische Propagandaparolen. Krupp war unschlüssig. Hugenberg hatte sich in vereinter Front zu Hitler geschlagen. Etwas musste an dem Mann sein³².

Am 22. März berichtete J.K. Jenney, ein Agent von DuPonts Abteilung für Auslandsarbeit, nach Wilmington: «In Deutschland spricht man allgemein davon, dass die IG-Farben Hitler finanziere. Weitere deutschen Firmen, die ein gleiches tun, sollen Krupp und Thyssen sein.» Jenney irrte sich in Bezug auf Gustav, denn der begünstigte zu diesem Zeitpunkt Franz von Papen und Kurt von Schleicher, aber mittlerweile schien ihm das Hakenkreuz schon reizvoller auszusehen. Auf Drängen von Thyssen hatten die Nazis ihre Pläne für die Verstaatlichung der Industrie aufgegeben, und sie versprachen jetzt der deutschen Privatwirtschaft aktive Unterstützung. Das Eintreten des ehemaligen Gefreiten fürs Führerprinzip klang in Gustavs Ohren allmählich wie Alfreds ständige Rede, dass ein Arbeitgeber Herr im eigenen Haus sein müsse. In Essen war das ein heiliges Wort. Als dessen Apostel hatte sich Gustav zu einem der gewerkschaftsfeindlichsten Industriekapitäne Europas entwickelt. 1928 hatte er die Stahlproduzenten des Ruhrgebiets bei einer Aussperrung von 250'000 Mann angeführt und hinterher die Regierung überredet, einen «Notstands»-Lohnabbau von 15 Prozent zu verordnen – für den die Kruppianer dann Berlin die Schuld gaben, und nicht der Villa Hügel. Jetzt liess Hitler ihm durch Thyssen und Hugenberg mitteilen, dass er mit ihm in Bezug auf die Gewerkschaften einer Meinung sei. Krupp ging ihm einen Schritt entgegen. Er hatte das Gefühl, das tun zu müssen. Schliesslich war er nicht nur des Vaterlands führender Kapitalist, sondern hatte auch vergangenen Herbst Carl Duisbergs Nachfolge als Präsident des Reichsverbandes der deutschen Industrie angetreten, und so schwer seine Verpflichtung, Stellung zu beziehen, auch auf ihm lastete, er konnte sich ihr nicht entziehen. Wenn der «Führer» jeden Fabrikbesitzer zum «Führer» innerhalb seiner Fabrik machen wollte, verdiente er vielleicht doch die Unterstützung der Schwerindustrie. Von Klass meinte: «Er hat nichts gegen Hitler, warum sollte er etwas gegen ihn haben³³?»

Die Wende für Gustav brachten allem Anschein nach die Wahlen vom 6. November 1932. Der Reichstag war aufgelöst worden, weil Hitler sich geweigert hatte, eine Regierung mit Papen zu bilden. Er wollte «entweder in vollem Ausmasse oder überhaupt nicht eintreten», und als die Wahlergebnisse vorlagen, sah es so aus, als hätte er gespielt und verloren. Durch die endlosen Wahlkämpfe war die Geduld der grossen NSDAP-Financiers erschöpft. «Die Geldbeschaffung ist ausserordentlich schwer», hatte Joseph Goebbels am 15. Oktober geschrieben. «Die Herren von ,Besitz und Bil-

«... stehen alle bei der Regierung»³⁴. Die Folge war, dass die Nazis zwei Millionen Stimmen und fünfunddreissig Sitze im Reichstag verloren, während die Kommunisten einen Gewinn von einer dreiviertel Million Stimmen und elf Mandaten verzeichnen konnten.

Thyssen erklärte, er könne dem Nationalsozialismus keine Gelder mehr zur Verfügung stellen, und Goebbels sah sich vor der Aussicht, mit leerer Parteikasse seine hauptberuflichen Funktionäre und die Drucker bezahlen zu müssen, ganz zu schweigen von den SA-Schlägern, die allein schon wöchentlich zwei Millionen Mark kosteten. Der kleine Doktor verzweifelte. «In der Organisation herrscht schwere Depression. Die Geldsorgen machen jede zielbewusste Arbeit unmöglich», schrieb er am 8. Dezember. «... Wir sind alle sehr deprimiert, vor allem im Hinblick darauf, dass nun die Gefahr besteht, dass die ganze Partei auseinanderfällt und all unsere Arbeit umsonst getan ist. Wir stehen jetzt vor der entscheidenden Prüfung.» Und drei Tage später: «Die finanzielle Lage der Berliner Organisation ist hoffnungslos. Nichts als Schulden und Verpflichtungen.» Und in der letzten Woche jenes Jahres, zu dessen Ende Oberst Zwen-gauer Gustav seine Dankbarkeit für «unsere Rüstungsentwicklung 1932» aussprach, erreichte Goebbels die Talsohle: «Das Jahr 1932 war eine ewige Pechsträhne ... Die Vergangenheit war schwer, und die Zukunft ist dunkel und trübe; alle Aussichten und Hoffnungen vollends entschunden»³⁵.

Bis zur Morgendämmerung waren es nur noch wenige Tage. Den ganzen Herbst hindurch hatten sich deutsche Industriemagnaten tastend um ein Arrangement mit Hitler bemüht. Eine Woche nach Auflösung des Reichstags schrieb August Heinrichsbauer, der Kohlenbaron, der als ihr Verbindungsmann agierte, an Gregor Strasser, den damals zweitmächtigsten Mann in der Partei, gewisse ungenannte Grossindustrielle beabsichtigten, den «entscheidenden Stellen in Berlin» den Vorschlag zu unterbreiten, dass «Hitler zum Reichskanzler ernannt» werden solle. Dass Heinrichsbauer seine Auftraggeber diskret verschwieg, ist für den Historiker schade, denn so gross die Möglichkeit auch war, dass sich Krupp unter ihnen befand, wir haben keinen Beweis dafür. Die kommunistischen Gewinne im Reichstag hatten Gustav jedoch erschüttert, und wir kommen nun zu einem Dokument, das allgemein als authentisch gilt. Nach der Wahl setzte ein führender Nationalist namens Wilhelm Karl Keppler einen Brief mit den von Heinrichsbauer erwähnten Vorschlägen «zur Bekämpfung des Bolschewismus» auf. Keppler leitete ihn weiter an einen fanatischen Nazi, Kurt von Schroeder vom einflussreichen Bankhaus J. H. Stein in Köln, der die nötigen Unterschriften sammelte und ihn am 28. November an das Sekretariat des Präsidenten schickte³⁶.

Das Original wurde bei der Ausbombung der Reichskanzlei ein Jahrzehnt später zerstört. Das J. H. Stein-Haus war nach dem Krieg ebenfalls nur noch eine Ruine, doch als ein amerikanischer Offizier in den Trümmern herumstöberte, stiess er auf Schroeders Kopie. Die Industriellen waren eindeutig von Angst ergriffen gewesen. Die Wahlen hatten sie überzeugt, dass sie zwischen der äussersten Rechten und der äussersten Linken wählen mussten, dass es mit der gegenwärtigen Regierung einfach nicht mehr ging. Der Brief begann mit einem feierlichen Requiem für Papen: Die Wahlergebnisse hätten «gezeigt, dass das derzeitige Kabinett, dessen aufrechten Willen niemand im deutschen Volke bezweifelt, für den von ihm eingeschlagenen Weg keine ausreichende

Stütze im deutschen Volke gefunden hat, dass aber das von Euer Exzellenz gezeigte Ziel eine volle Mehrheit im deutschen Volke besitzt, wenn man – wie es geschehen muss – von der staatsverneinenden Kommunistischen Partei absieht. Deshalb: Die Übertragung der verantwortlichen Leitung eines mit den besten sachlichen und persönlichen Kräften ausgestatteten Präsidialkabinetts an den Führer der grössten nationalen Gruppe wird die Schlacken und Fehler, die jeder Massenbewegung notgedrungen anhaften, ausmerzen und Millionen Menschen, die heute abseits stehen, zu bejahender Kraft mitreissen³⁷.»

Von ihrem weitschweifigen Stil abgesehen, war die Botschaft klar: Wählt Hitler; das Amt wird ihn zur Verantwortung zwingen; jede andere Möglichkeit bedeutet das Chaos. Sofern die Schroeder-Kopie korrekt ist, wurden die achtunddreissig Unterzeichner von Schacht und Krupp angeführt.

Vier Tage vor Absendung des Briefs hatte Hindenburg Hitler bereits die Reichskanzlerschaft angeboten. Er wollte jedoch Beschränkungen daran knüpfen, und Hitler lehnte weiterhin ab. Am 2. Dezember bildete Kurt von Schleicher ein Präsidialkabinett, und laut Thyssen war es «in erster Linie Herr Krupp von Bohlen, der nun eine Wiederannäherung zwischen Strasser und General von Schleicher befürwortete». Dieser Vorschlag hätte beinahe das Ende der Nazis bedeutet, denn Strasser wollte ihn tatsächlich befolgen. Hitler bezichtigte Strasser, ihm in den Rücken zu fallen, schickte ihn in Urlaub und entzog ihm während seiner Abwesenheit alle Macht in der Partei. Dennoch blieb die Lage der Nationalsozialisten prekär, bis Schleicher in einem Akt unglaublicher Dummheit alle «Begüterten und Gebildeten» mit einer Rundfunkansprache vor den Kopf stiess. Er bat seine Hörer zu vergessen, dass er ein General sei, und versprach ihnen eine Planwirtschaft mit Preiskontrollen, ein Ende der Lohnkürzungen und die Aufteilung von Junkergütern an Bauern. Mit einem Schlag verlor er alle Freunde, darunter auch Hindenburg, der selbst Gutsbesitzer war. Da Schleicher ausserdem versuchte, sich bei den Gewerkschaften lieb Kind zu machen, begann das Geld der ermörten Ruhrbarone in die leeren Taschen der Nazis zu fliessen. Am 16. Januar schrieb Goebbels, die Finanzlage habe sich «über Nacht gelöst». Wieviel von dem Geld aus dem Hauptverwaltungsgebäude kam, ist unbekannt. Zweifellos stammte ein Teil von Krupp (wenn vielleicht auch nur über Hugenberg), aber Gustavs grösste Zuwendung an die nationalsozialistische Revolution sollte erst noch kommen³⁸.

Am 28. Januar entliess der Reichspräsident Schleicher. Zwei Tage später ernannte er jenen Mann zum Reichskanzler, den er als den «österreichischen Gefreiten» verachtet hatte. Hugenberg wurde Reichsminister für Wirtschaft, Ernährung und Landwirtschaft und Papen Vizekanzler. Am 4. Januar hatte Papen bei einer Besprechung mit Hitler in Schroeders Kölner Heim geglaubt, mit ihm handelseinig geworden zu sein. Jetzt sagte er heiter zu Hugenberg: «Wir haben Hitler engagiert³⁹!» Und hätten sie es mit einem gewöhnlichen Politiker zu tun gehabt, wären dessen Chancen, sich zu halten, auch tatsächlich gering gewesen. Die Nationalsozialisten waren jetzt eindeutig eine Minderheit im Reichstag, aber obwohl ihre Gegner alle wichtigen Posten in des neuen Kanzlers Kabinett innezuhaben schienen, übersahen diese etwas, das schwerwiegende Folgen haben sollte. Hermann Göring war Minister ohne Portefeuille geworden. Er sollte die Luftwaffe erhalten, sobald Deutschland eine bekam. Einstweilen war ihm, ohne dass davon Notiz genommen wurde, die preussische Polizei unterstellt wor-

den. Mehr brauchte Hitlers böser Geist nicht. Er wollte vor den auf den 5. März anberaumten Neuwahlen seine SA-Horden loslassen und zwei *Dei ex machina* einführen: erstens den Reichstag in Brand stecken lassen und dies den Kommunisten in die Schuhe schieben, und zweitens von deutschen Kapitalisten genügend Geld sammeln, um den grössten politischen Wahlkampf in der Geschichte Deutschlands zu starten.

Zuzüglich zu seiner Rolle im Kabinett war Göring noch Reichspräsident. Diese Position gab ihm von Staats wegen das Recht auf ein Haus. Von dessen Keller führte ein unterirdischer Gang zum Reichstag, und die Historiker sind sich darüber einig, dass dieser Tunnel bei der Konsolidierung der nationalsozialistischen Macht eine Schlüsselrolle spielte – die SA-Brandstifter planten, am Abend des 27. Februar durch ihn hindurchzustürmen. Genau eine Woche davor wurde das Palais des Reichspräsidenten für das ruhigere, aber gleichermassen entscheidende Einsammeln von Finanzhilfen benutzt, wozu der Gastgeber Telegramme an die fünfundzwanzig reichsten Männer des Landes schickte. Das an Gustav lautete:

KRUPP BOHLEN EINLADE ERGEBENST ZU EINER BESPRECHUNG IM REICHSTAGSPRÄSIDENTENHAUSE FRIEDRICH-EBERT-STRASSE AM MONTAG 20. FEBRUAR 6 UHR NACHMITTAG. IN WELCHER DER HERR REICHSKANZLER AUSFÜHRUNGEN ÜBER SEINE POLITIK MACHEN WIRD.

REICHSTAGSPRÄSIDENT GÖRING
REICHSMINISTER⁴⁰

Natürlich nahm Krupp an. Für ihn war das kein verwirrendes Manöver eines ehrgeizigen Politikers, sondern ein im Namen des Staatsoberhauptes erteilter Befehl. Mit der Ernennung zum Reichskanzler hatte Hindenburg Hitler nicht nur die Amtsgewalt, sondern auch die unerschütterliche Treue des Oberhauptes von Deutschlands erster Industriellenfamilie verschafft.

Die Gäste sassen in sorgsam arrangierten Sesseln. Krupp, wegen seines Reichtums und weil er Präsident des Reichsverbandes der deutschen Industrie war, am nächsten zur Rednerbühne; hinter ihm vier Direktoren der IG-Farben und Albert Voegler, Haupt der Vereinigten Deutschen Stahlwerke. Göring sprach als erster und stellte seinen Führer denjenigen vor, die ihn gleich Krupp zum erstenmal *in natura* sahen. Dann erhob sich der Reichskanzler. «Wir werden die letzten Wahlen abhalten», begann er und machte dann eine Pause, um einsickern zu lassen, was damit gemeint war. Der Übergang zum Nationalsozialismus würde natürlich glatter vonstatten gehen, wenn die Partei durch einen grossen Umschwung an die Macht gebracht werde. Deshalb bitte er um ihre Unterstützung. Indem sie die Diktatur stützten, würden sie sich selbst stützen, weil «privates Unternehmertum in der Demokratie nicht bestehen» könne. Um eventuelle Unklarheiten über die Bedeutung seiner Worte zu beseitigen, fuhr er fort, dass zu den üblen Formen, die die Demokratie annehme, auch die Gewerkschaftsbewegung gehöre; wenn man das Reich solchen Organisationen überlasse, werde es «unweigerlich zugrunde gehen». Es sei die edelste Aufgabe des Führertums, Ideale zu finden, um das deutsche Volk zusammenzuschweissen, und diese Ideale habe er im Nationalismus

und in der Macht der «Autorität und Persönlichkeit» gefunden. Er versicherte seinen Zuhörern, dass er nicht nur die kommunistische Gefahr beseitigen, sondern auch das deutsche Militär wieder zu seiner einstigen Herrlichkeit führen werde. Wie alle Reden Hitlers war auch diese ohne inneren Zusammenhang, ihr springender Punkt aber hätte kaum klarer sein können: Er beabsichtige, die Weimarer Republik zu liquidieren, und brauche dazu ihr Geld. «Unabhängig vom Ausgang» der Wahlen – es gebe «kein Zurück mehr». Selbst wenn er verliere, werde er im Amt bleiben – «durch andere Mittel ... mit anderen Waffen⁴¹».

Er setzte sich, und Krupp sprang auf. In einer zwei Tage später verfassten und unter seiner *Persönlichen Korrespondenz 1933-1934* abgelegten Notiz bemerkte Gustav zwar nur kurz: «Am 20. d. M. habe ich Reichskanzler Hitler den Dank von rund fünf- und zwanzig anwesenden Industriellen dafür ausgesprochen, dass er uns ein so klares Bild von seinen Ideen gegeben hat.» Doch er war weit mehr mit dem Herzen dabei. In Nürnberg sagte Hjalmar Schacht unter Eid aus: «Nachdem Hitler seine Rede gehalten hatte, antwortete ihm der alte Krupp und brachte die einmütige Bereitschaft der Industriellen zum Ausdruck, Hitler zu unterstützen.» Göring erinnerte sie an den Zweck der Zusammenkunft. Seinen Führer wiederholend, sagte er: «Das erbetene Opfer wird umso leichter zu tragen sein, wenn sich die Industrie vergegenwärtigt, dass die Wahlen am 5. März mit Sicherheit die letzten für die nächsten zehn, wahrscheinlich sogar für die nächsten hundert Jahre sein werden.» Schacht drückte sich plumper aus: «Und nun, meine Herren, an die Kasse!» Zwischen den Sesseln wurde geflüstert. Dann erhob sich Krupp abermals als Sprecher seiner Kollegen und ging ihnen mit der Verpflichtung zu einer Spende von einer Million Mark voran. Und von den anderen sammelte Schacht weitere zwei Millionen ein⁴².

«Indem sie die Terrorwahlen von 1933 finanzierten», schrieb Professor Arthur Schweitzer zwanzig Jahre später, «gaben die Führer der Schwerindustrie eine wesentliche Investition in die neue Regierung und wurden somit Kompagnons am Dritten Reich.» Zum Glück für den Kanzler reichte der Fonds aus, seine Partei auch noch nach den Wahlen zu finanzieren, denn deren Ergebnis war überraschenderweise wenig überzeugend. Hitler liess alles für sich arbeiten: Geld, den Staatsapparat, Goebbels' raffinierte Propagandamaschine, das Prestige und die Unterstützung des Namens Krupp sowie eine von Hindenburg am Tag nach dem inszenierten Reichstagsbrand unterzeichnete «Verordnung zum Schutz von Volk und Staat», die unter anderem die Pressefreiheit, die Versammlungsfreiheit und sogar das geheiligte Briefgeheimnis einschränkte. Die SA liess keines Feindes Nase unblutig; vom Überfall auf das Karl-Liebkecht-Haus der SPD durch Görings Polizei bis zum Verprügeln jüdischer Ladenbesitzer in Seitenstrassen war der Wahlkampf eine Orgie der Gewalttätigkeit. Trotz alledem errangen die Nationalsozialisten jedoch nur 44 Prozent der Stimmen. Zwar hatten sie mit ihren 228 und Hugenburgs 53 Sitzen eine Majorität von 16 Mandaten, und das reichte zum Regieren, aber längst nicht für die Zweidrittel-Mehrheit, die Hitler brauchte, um seine Diktatur zu legalisieren. Dank dem neuen Reichtum waren seine Abgeordneten jedoch zum erstenmal in der Lage, Hände zu schmieren. Und so wurde das von den Nationalsozialisten eingebrachte «Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich» vom 23. März, das in Wirklichkeit ein Ermächtigungsgesetz zur Errichtung

eines totalen Regimes war, mit 441 gegen 84 Stimmen angenommen – alle Parteien mit Ausnahme der Sozialdemokraten stimmten dafür. Das Dritte Reich, oder wie die Nazis sagten, das «Tausendjährige Reich» war Wirklichkeit geworden. Jubilierend sprangen die uniformierten nationalsozialistischen Abgeordneten auf und stimmten jenes schaurige Kampflied an, das ein verludelter Jüngling aus der Unterwelt namens Horst Wessel vor vier Jahren komponiert hatte:

Die Fahne hoch! Die Reihen fest geschlossen!
SA marschiert mit ruhig festem Schritt...⁴³

Hitlers Machtvollkommenheit überstieg jetzt die des Kaisers, und wie es im Eröffnungsplädoyer der Anklagevertretung in Nürnberg dreizehneinhalb Jahre später hiess: «Die Verdrängung seiner politischen Opponenten aus dem Reichstag und die Hilfe der Deutschnationalen Volkspartei, die von Krupp stark unterstützt wurde, hatten ihm die Stimmen verschafft, die er brauchte, sie zum Gesetz zu erheben.» Von dieser Grundlage ging jedenfalls der SPD-Vorwurf aus, dass «Krupp Hitlers Weg an die Macht finanziell gepflastert habe⁴³». Wie die meisten politischen Anklagen war dies jedoch übertrieben und zu sehr vereinfacht – Krupp hätte auch jedem anderen «Führer» den Weg gepflastert. Hatte er doch auch mehrere andere in Betracht gezogen und sich erst spät für Hitler entschieden. Immerhin gerade noch zur rechten Zeit, und bald schickte er sich an, sein Säumen wettzumachen.



Kapitel 15

Der Führer hat immer recht

An der Schwelle zum Totalitarismus zögerte Krupp noch kurz. Als er eine Woche vor dem Erlass des Ermächtigungsgesetzes in der Reichshauptstadt weilte, besuchte er auch sein Berliner Büro, wo Fritz von Bülow die Nachfolge seines Vaters angetreten hatte. Auf dem Dach wehte das Hakenkreuz. Gustav verlangte zu wissen, wo die schwarz-weiss-rote Fahne geblieben sei. Verlegen wies der jüngere Bülow darauf hin, dass sie ebenfalls wehte; es waren *zwei* Flaggenmaste da. Das sei jetzt hier so üblich, sagte er und zeigte auf die Doppelfahne über der Filiale der Dresdner Bank nebenan. Krupp nickte mürrisch; er war noch nicht ganz soweit. Auf den Strassen grüssten die Nazis und die wachsende Legion ihrer Anhänger einander mit steif erhobenem Arm. Seinem Berliner Chauffeur, Karl Stahl, gab Gustav sorgsame Instruktionen: Wenn er, Krupp, aus einer Sitzung komme, solle der Fahrer auf seine Handschuhe achten. Trage er sie in der Rechten, müsse Stahl die Hacken zusammenknallen und zur alten preussischen Ehrenbezeigung die Finger an den Mützenrand legen. Halte er sie aber in seiner Linken, habe Stahl den Arm zu heben, und sie würden einander den Hitlergruss entbieten¹.

Dann kapitulierte der Reichstag, und nun gab auch Krupp endgültig klein bei. Von einem Tag zum anderen begrüsst er alle Leute nur noch mit Heil Hitler. Keine vierundzwanzig Stunden nach dem Ermächtigungsgesetz liess er den Reichskanzler wissen, er und mit ihm alle anderen deutschen Grossindustriellen seien der Meinung, Deutschland habe jetzt «die Grundlage für ein stabiles Regierungsfundament geschaffen, und es sind damit die Störungen beseitigt, die sich aus den ständigen politischen Schwankungen der Vergangenheit ergeben und die wirtschaftliche Initiative stark gelähmt haben». Das mit den anderen Grossindustriellen war einfach aus der Luft gegriffen – der Reichsverband-Vorstand hatte gar nicht getagt –, aber so etwas scherte die Nazis wenig. Das war jene Art Sprache, die sie verstanden. Erfreut empfing Hitler ihn am Sonnabend, dem 1. April, in der Reichskanzlei. Drei Tage später schrieb Krupp ihm auf einem Bogen mit dem Briefkopf des Berliner Büros des Reichsverbands:

Sehr geehrter Herr Reichskanzler!

Ich möchte Ihnen meinen Dank für die Audienz aussprechen, die Sie mir am Samstag gewährt haben, obwohl Sie gegenwärtig mit Arbeit überlastet sind. Ich begrüsse diese Gelegenheit umso mehr, als ich mir nun neuer und bedeutsamer Probleme bewusst bin, die ich, wie Sie verstehen werden, als Vorsitzender des Reichsverbandes der deutschen Industrie nur werde bewältigen können, wenn ich mir des Vertrauens der Reichsregierung, und insbesondere Ihres Vertrauens mir gegenüber, sicher bin².

Diese verhüllten Anspielungen auf wichtige Entwicklungen wurden klarer am 25. April, als Gustav an Hitler schrieb, er «wünsche Vereinfachung und Rationalisierung des Verbands ... unter Übernahme des Führergedankens des neuen deutschen Staates

einzuführen». Es werde auch eine Reorganisierung des Reichsverbands erfolgen «gemäss den Wünschen und Plänen, wie ich sie gehegt und zum Ausdruck gebracht habe, seit ich den Vorsitz in der deutschen Industrie führe». Er wolle «die wirtschaftlichen Massnahmen mit den politisch notwendigen abstimmen ... , und zwar in engster Fühlungnahme zwischen der Reichsregierung einerseits und dem Reichsverbände andererseits³».

Kurz gesagt, genau wie das Land brauchten auch die Fabriken einen Diktator. Und der sollte offenbar Krupp heissen.

Wir haben zwar keine Möglichkeit zu erfahren, ob dieser Gedanke in der Reichskanzlei oder in der Villa Hügel geboren wurde, aber wahrscheinlich stammte er von Hitler. Gustav war zu sehr Traditionalist, um einen dramatischen Bruch mit der Vergangenheit vorzuschlagen, und ausserdem beschränkten sich seine Ambitionen auf die Familiendynastie – er hatte niemals irgendwelches Interesse daran gezeigt, andere Kapitalisten zu beherrschen. Der Profitierende war auf alle Fälle Hitler, wenn er sich des Namens Krupp bediente, um das Bündnis zwischen Nationalsozialismus und Grossindustrie zu institutionalisieren. Doch muss auch gesagt werden, dass er kaum eine willigere Schachfigur hätte finden können als Gustav. Bei einer zweiten Zusammenkunft am 28. April arbeiteten die beiden die Einzelheiten der Vereinbarung aus, und die Zeitungen vom 4. Mai brachten ein offizielles Communiqué, das verkündete, Krupp sei jetzt «Führer» der deutschen Industrie. Seine erste Tat war, dass er alle Juden aus dem Reichsverband aussties und diesen dann zur mehr oder weniger staatlichen «Reichsgruppe Industrie» umwandelte. Am 22. Mai befahl er den Vorstandsmitgliedern zurückzutreten und verbot jede weitere offizielle oder inoffizielle Zusammenkunft zwischen ihnen. Mit ihrem Eintreten für das Ende der politischen Wahlen, so entdeckten sie jetzt, hatten sie unwissentlich ihre eigene Unabhängigkeit zu Grabe getragen⁴.

Doch es gab keine Klagen. Die Juden zogen sich ins Schweigen zurück – jenes lange tragische Schweigen, das damals so klug zu sein schien, sich später jedoch als so verhängnisvoll erwies –, während die anderen darauf warteten, dass der Führer sein Versprechen vom 20. Februar einlöste. Das war einmal ein Versprechen, das Hitler auch tatsächlich hielt. Am 2. Mai besetzte die SA alle Gewerkschaftshäuser im Land, konfiszierte ihre Gelder und schleppte die Funktionäre in Konzentrationslager. Hitler verbot erst sämtliche Gewerkschaften und dann auch die SPD (sowie alle Parteien überhaupt – ausser seiner eigenen). Robert Ley, der Führer der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeitsfront, erklärte, die neue Regierung beabsichtige, «die absolute Führung dem natürlichen Führer der Fabrik zurückzugeben – das heisst dem Arbeitgeber ... nur der Arbeitgeber kann Entscheidungen treffen. Viele Arbeitgeber haben sich jahrelang danach sehnen müssen, ‚Herr im eigenen Haus zu sein‘⁵. Das sollen sie jetzt wieder werden».

Herr im eigenen Haus – wieder einmal hörte Essen diesen vertrauten Ton. Sechsundvierzig Jahre nach Alfreds des Grossen Tod war sein Gebet nach einem konterrevolutionären Führer, gestützt von «fliegenden Kolonnen» junger Männer, erhört worden.

Gustav hatte das vorausgeahnt. Einen Monat zuvor war er des Nationalsozialismus wichtigster Geldsammler geworden, hatte von den anderen Ruhrbaronen Spenden für die Partei erbettelt und ihnen nahegelegt: «Wer schnell hilft, hilft doppelt!» Acht Tage,

nachdem die fliegenden Kolonnen in Braunhemden die deutsche Gewerkschaftsbewegung zerschlagen hatten, heckte er, wie es ein DuPont-Agent in einem vom 17. Juli datierten Bericht beschrieb, «einen Plan» aus, «wie die Industrie dem Organisationsfonds der Partei Geld beisteuern könne*». Das war die sogenannte «Hitler- spende». Sie sollte, wie Krupp an Schacht schrieb, «ein Zeichen der Dankbarkeit an den Führer der Nation sein». In Wirklichkeit – wie aus einer zwölf Jahre später in den Papieren von Gustavs Privatsekretär gefundenen Direktive von Rudolf Hess hervorgeht – bezweckte sie zweierlei: erstens, «SA, SS, Hitler-Jugend, die politischen Organisationen...» finanziell zu unterstützen, und zweitens, Geschäftsleute vom Terror der NS-Banden zu befreien. Sollten sich SA-Trupps den Weg in das Büro eines Spenders erzwingen, so schrieb Hess, «weisen sich die Spender mit einer Urkunde aus, die meine Unterschrift und den Stempel der Partei trägt». Kurz, Spendengeld war Schutzgeld⁶.

Jahr für Jahr, bis er von seinem ältesten Sohn abgelöst wurde, diente Gustav freiwillig als Vorsitzender dieses Instruments systematischer Erpressung. Der Fonds wurde zur grössten privaten Reichtumsquelle der Nazis. Krupp allein legte über sechs Millionen Reichsmark hinein, zuzüglich weiteren sechs Millionen für andere nationalsozialistische Belange, und je mehr er gab, umso wohler fühlte er sich. Nach einem besonders üppigen Goldregen (100'000 RM) schrieb er:

Auf dem Hügel Essen-Hügel,
2. Januar 1936

An den Führer und Reichskanzler
Herrn Adolf Hitler
Berlin W 8
Wilhelmstr. 78

Mein Führer,
Bezug nehmend auf meinen Brief vom 1. November vergangenen Jahres, erkläre ich mich bereit, den Ausschuss der Adolf-Hitler-Spende der deutschen Industrie auch im vierten Jahr seines Bestehens zu leiten, um dem in Ihrem Brief vom 31. Okt. vergangenen Jahres geäusserten Wunsch zu entsprechen.
Gestatten Sie mir, mein Führer, Ihnen bei dieser Gelegenheit die aufrichtigsten Wünsche für das Jahr 1936 auszusprechen, für die weitere Vorbereitung Ihrer grossen Pläne, und zugleich die Zuversicht, dass dieses vierte Jahr seiner Entwicklung den ersten Teil dieses Programmes der Erfüllung näherbringen wird, als vor drei Jahren erwartet und gehofft werden konnte. Es ist mir eine tiefe Befriedigung, dass ich Ihnen während dieser Zeit auf eine bescheidene Weise dienen durfte.

Mit deutschem Gruss Ihr ergebener
gez.: Dr. Krupp von Bohlen und Halbach⁷

* DuPont-Akten wurden 1934 im Verlauf der Tätigkeit des von Senator Gerald P. Nye geführten Kongress-Untersuchungsausschusses über die Waffenindustrie öffentlich zugänglich. Die amerikanische Firma hatte natürlich in keiner Weise etwas mit den Umtrieben deutscher Kapitalisten zu tun; ihre europäischen Agenten trugen lediglich Informationen über Konkurrenten zusammen.

Die Korrespondenz Krupp-Hitler hat etwas grausig Faszinierendes, denn aus ihr ist ein bewusstes Aufgeben der Persönlichkeit herauszulesen. Anfang 1933 war Gustav noch ein verantwortungsbewusstes Mitglied des traditionellen deutschen Establishments. Innerhalb von fünf Jahren sollte er zum hörigen Sklaven werden. Der Freiheitsverlust schmerzte ihn nicht. Im Gegenteil, er unterwarf sich ihm mit Begeisterung. Das zeigt sich schon in seinen Briefschlüssen. Seine ersten Schreiben an die Reichskanzlei waren höfliche Briefe zwischen Gleichgestellten. Krupp unterschrieb sie «mit vorzüglichster Hochachtung». Dann ging er über zu dem schon eifrigeren, unterwürfigeren «mit deutschem Gruss». Schliesslich verzichtete er auch darauf und schloss nur noch mit «Heil Hitler!». Es gab in jenen Jahren ein Wort für eine solche Metamorphose: *Gleichschaltung*. Niemand war gleichgeschalteter als Gustav. Im April 1933 riet er seinen Vorstandsmitgliedern, in die Partei einzutreten. Im August erklärte er den Hitlergruss für obligatorisch in seinen Fabriken, und Kruppianer, die sich nicht daran halten wollten, wurden entlassen. Im Winter gehörte er dann zu den Unterzeichnern einer Petition an Reichspräsident Hindenburg, dass der greise Feldmarschall abtreten und Hitler Reichskanzler *und* Reichspräsident werden lassen möge. Die Bittsteller nannten ihren Führer bereits bei diesem Titel: «Der Führer hat uns abermals gebeten, ihm treu zur Seite zu stehen ... Keiner von uns wird fehlen, wenn es gilt, ihm dies zu beweisen.» Hindenburg lehnte ab, doch das spielte keine Rolle; als er am 2. August starb, vereinigte der österreichische Gefreite, den er verachtet und dem er misstraut hatte, doch beide Ämter in seiner Person. Das versties eindeutig gegen die Verfassung, denn nicht einmal das Ermächtigungsgesetz befugte ihn zu diesem Schritt. Aber das Recht war in Deutschland bereits zur Farce geworden, und Krupp tat Hitlers flagranten Missbrauch jener Ordnung, die Gustav einst so heilig gewesen war, mit einem Lieblingspruch der Nazis ab: «Wo gehobelt wird, da fallen Späne⁸.»

An die Stelle der Ordnung war die *Neuordnung* getreten. Und Gustav unterwarf sich ihr mit Haut und Haar; er weigerte sich, auch nur einem Wort dagegen sein Ohr zu leihen. Seit Jahren gehörte er einem inoffiziellen Club an, der sogenannten «Ruhrlade», der Creme der Schlotbarone. Eines Abends sprach dort Karl Bosch von der IG-Farben über die Korruption in der neuen Regierung. Krupp sprang auf, warf Bosch vor, den Führer beleidigt zu haben, erklärte, dass er an keiner ihrer Zusammenkünfte mehr teilnehmen werde, und stetzte hinaus, womit er die Ruhrlade der Obskurität aussetzte, denn ohne ihn verlor sie alle Bedeutung⁹. In Essen wurden in der Villa Hügel, im Essener Hof und in jedem Büro des Hauptverwaltungsgebäudes riesige Führerbilder aufgehängt. Selbst in der Blütezeit Alfred Krupps hatte in der Stadt mehr Redefreiheit geherrscht. Das Hauptverwaltungsgebäude bekam einen direkten Telefonanschluss zur Gestapozentrale in der Kortestrasse, elf Querstrassen weiter, und alle Kruppianer, von denen man wusste, dass sie Sozialdemokraten waren, oder die man bei Äusserungen gegen das Regime belauscht hatte, wurden zum Verhör dorthin geschickt.

Glücklicherweise schloss Gustav aus Gründen des häuslichen Friedens seine eigenen Familienmitglieder davon aus. Tilo von Wilmowsky war aus unbekanntem Motiven in die Partei eingetreten. Später erklärte er, dies getan zu haben, weil er hoffte, sie von innen her reformieren zu können – «um Schlimmeres zu verhüten». Sein Verhal-

ten in der Folgezeit lässt aber vermuten, dass er für eine Weile zu einem eifrigeren Nazi wurde, als er hinterher zugeben wollte, jedoch nicht in der Art seines Schwagers. Nach Tilos Worten war man «innerhalb der Familie einigermaßen sicher, sagen zu können, was man dachte, allerdings nicht, wenn Gustav da war. Einmal hatte ich in der Villa Hügel eine leicht kritische Bemerkung über die Leute um Hitler gemacht. Gustav bat mich, dergleichen nie wieder in seinem Hause zu äussern.» Das Familienoberhaupt konnte nicht damit drohen, Bertha zu verbannen, denn das Haus und die Fabrik gehörten ja ihr. Immerhin konnte er, wenn sie sich unloyal benahm, sie des Vergnügens seiner Gesellschaft berauben, und davon machte er auch Gebrauch. Als er die Flaggen des Kaiserreichs von den Fahnenmasten des Hügels herunterholen und statt ihrer Hakenkreuzbanner hissen liess, schaute sie in dumpfem Schweigen zu. Dann drehte sie sich ostentativ um und ging ins Haus. Zu ihrer Zofe, Fräulein Achenbach, sagte sie sarkastisch: «Gehen Sie in den Park, schauen Sie auf den Hügel, und sehen Sie, wie tief wir gesunken sind.» Da machte ihr Mann, der ihr auf den Fersen gefolgt war, kehrt und stetzte davon. Und rief ihr über die Schulter hinweg zu: «Der Führer hat immer recht^{10!}»

Seine Familie und seine Freunde stellten Spekulationen über Gustavs kompromisslose Haltung an. Einige kamen zu dem Schluss, er sei lediglich sich selbst treu gewesen; schon immer peinlich konsequent, seien ihm die fünfzehn Jahre der Ungewissheit und des dauernden Wechsels sehr sauer geworden. Andere meinten, das Ganze sei eine Art Überkompensation. Anders als Bertha und Tilo war Gustav nicht in seine Stellung hineingeboren. Nichts, nicht einmal Wilhelms II. Erlass, konnte ihn zu einem echten Krupp machen, und so mangelte es ihm an Selbstsicherheit. Für Hermann Bücher von der AEG war seines Industriellenkollegen Verrat am Reichsverband aufschlussreich: «In normalen Zeiten war er ein hervorragender Präsident. Der Situation jedoch, wie sie sich in den Jahren 1932-1933 entwickelte, war er nicht gewachsen ... Er sah sich ausserstande, seine Erziehung in einem Obrigkeitsstaat und in seiner früheren diplomatischen Laufbahn abzuschütteln. Er betrachtete sich vielmehr – wie er selbst sich oft ausdrückte – als Sachwalter des Vermögens seiner Frau und Wahrer der Krupp-Tradition¹¹.»

Aber das sind nachträgliche Beurteilungen. Gustav glaubte jedenfalls, dass er dieses Vermögen und diese Tradition wirklich schützte. Er bemühte sich, im Sinne des Grossvaters seiner Frau zu handeln, und nach dieser Richtschnur beurteilt, trifft ihn kein Tadel. Alfred war schon ein Prophet des Dritten Reichs gewesen, als das Zweite Reich noch in den Kinderschuhen steckte. Er hätte sich als erster für einen nationalen Führer erklärt, der sowohl ein Streikbrecher wie ein eingeschworener Feind der SPD war, und er hätte nicht gezögert, dessen Macht zu seinem Besten auszunützen. Das deutsche Unternehmertum hatte sich niemals dem Glauben an eine freie Wirtschaft hingegeben. Gleich dem ersten Kanonenkönig, der von jung auf die Gunst der Obrigkeit gesucht hatte, betrachteten die Titanen der deutschen Industrie die Machthaber in Berlin als ihre Verbündeten und waren eifrig bemüht, sich mit einem autoritären Regime zu identifizieren. Die Geschichte des Hauses Krupp liefert beredte Beweise dafür, dass, je enger die Bande zwischen Essen und den Herrschern des Landes waren, umso grössere

Chancen für Glanz und Gloria des Reiches und der Krupp-Prosperität bestanden. Von Wilhelms I. Besuch in der Gussstahlfabrik im Herbst 1859 bis zu Wilhelms II. Rücktritt im Herbst 1919 hatte dieses Bündnis Deutschland und die deutsche Industrie aus der Bedeutungslosigkeit zur Spitzenposition auf dem Kontinent aufsteigen lassen. Wenn beide abgesunken waren, waren daran die «Novemberverbrecher» schuld. Sollten das Reich und die Industrie wieder hochkommen, musste das Band neu geschmiedet werden. Nach dieser Interpretation war es nicht Gustav, sondern Bertha, die der Dynastie untreu werden wollte. Der grosse Krupp hätte sich seines eigenen Blutes geschämt.

Auf den Mann seiner Enkeltochter dagegen wäre er stolz gewesen, als dieser im Frühjahr 1934 durch einen Führerbefehl zum «Reichsführer der Wirtschaft» ernannt wurde – «alter Kruppscher Tradition entsprechend¹²». Und der Geist des halbverrückten Genies hätte gejubelt, als Hitler zwei Monate später beschloss, die Werke zu besichtigen.

Die Hintergründe des Führerbesuchs in Essen am 28. und 29. Juni sind nie hinlänglich klargelegt worden. Denn der gewählte Zeitpunkt war gewiss merkwürdig. Was damals angegeben wurde, nämlich dass Hitler zur Hochzeit von Josef Terboven, dem Gauleiter von Rheinland-Westfalen, ins Ruhrgebiet komme, war ausgemachter Unsinn. Krupp war wichtiger als hundert Terbovens – in diesem Augenblick der Geschichte des Dritten Reichs allerdings auch stark umstritten, und so mag die Hochzeit des Gauleiters einen bequemen Vorwand für des Diktators erste Besichtigung seiner Waffenschmiede abgegeben haben. Es kann aber auch anders und übler gewesen sein. Krupp war zum Mittelpunkt von Kontroversen geworden, weil er zu den Monopolkapitalisten gehörte. Die NSDAP hatte als Deutsche *Arbeiterpartei* angefangen. Doch Hitler verstand nicht viel von Volkswirtschaft. Worum es ihm wirklich ging, das war offenbar geworden, als er dem Namen der winzigen Partei das Wort «nationalsozialistisch» voransetzte¹³.

Nach dem nicht ganz freiwilligen Rücktritt Hugenbergs, der als ehemaliger Krupp-Direktor in dem Kabinett der neuen Regierung als Vertreter Gustavs gegolten hatte, war Kurt Schmitt vom Allianz-Versicherungskonzern, ein scharfer Kritiker der Schlotbarone, zum Reichswirtschaftsminister ernannt worden. Während ihres ersten Jahrs an der Macht war die NSDAP somit eine unbehagliche Ehe zwischen Nationalisten und antikapitalistischen bürgerlichen Sozialisten gewesen. Jetzt, im zweiten Frühjahr, war die Scheidung nicht mehr aufzuhalten. Die Nazis standen am Rand eines Bürgerkriegs – Banditen gegen Banditen. Hitlers rassistischer, imperialistischer, oligarchischer Ideologie drohte eine Revolte der Sozialisten aus den eigenen Reihen. Die Krise war ernst; der Schrei nach einer «zweiten Revolution» wurde erhoben von Ernst Rohm, dem Stabschef der SA, dessen zweieinhalb Millionen Braunhemdenträger den Kanzler ins Amt gebracht hatten.

Am 4. Juni waren auf Röhm's speziellen Befehl vier SA-Männer in der Altendorfer Strasse erschienen und hatten sich den Weg durch Tor 28 erzwungen. Ihr Anführer, Staatsrat von Detten, Chef des politischen Amtes der obersten SA-Führung, hatte darauf bestanden, dass ein Fließband der Gussstahlfabrik gestoppt wurde, und dann eine Rede gehalten, in der er die «zweite Revolution» voraussagte. Krupp beschwerte sich bei Hitler, und der Führer brütete darüber nach. Wenn Röhm alle seine Bluthunde von der

Kette liesse, wären die Folgen katastrophal. Deshalb beschloss Hitler, ihm zuvorzukommen – keine zwölf Stunden nach seiner Konferenz mit Krupp. Sollte er während dieser Zusammenkunft Gustav – der in der neuen Machtstruktur sogar eine noch wichtigere Figur darstellte, da er die Bande sowohl zur Schwerindustrie als auch zum Militär verkörperte – nichts von dem bevorstehenden Blutbad gesagt haben, dann war sein Schweigen ungewöhnlich. Es gibt zwar keinerlei Beweis dafür, aber die Logik lässt vermuten, dass der Nazikanzler – genau wie vor ihm der Eiserne Kanzler – den Waffenschmied des Reichs ins Vertrauen zog¹⁴.

Hitler wurde nicht in der Villa Hügel empfangen. Bertha wollte das nicht haben. Sie schmolte, weil die Familie sich noch immer mit den sechzig Zimmern des kleinen Flügels begnügen musste – und kein plebejischer Politiker sollte die stolze Dynastie derart gedemütigt sehen. Bis zu seinem nächsten Besuch im Ruhrgebiet war diese Quelle des Unbehagens zwar beseitigt, aber obwohl er später den Hügel so oft hinauf fuhr wie Wilhelm, verbrachte Hitler nie eine Nacht im Kaiserzimmer; nach dem Tee oder Abendessen im grossen Bankettsaal der Villa wurde er zum Haus eines alten Freundes im nahen Mülheim gefahren. Dass Bertha dies nicht anders haben wollte, hatte keine politischen Gründe. Als sich der Führer erst einmal von dem sozialistischen Pöbel losgesagt hatte, taute sie sogar sichtlich auf. Nur konnte sie einfach nicht ertragen, dass ein Mann aus der Gosse das erlauchte Gemach ihrer geliebten Majestät einnahm, und bei jenem ersten Besuch, als er den Konservativen noch suspekt war, wurde Hitler nicht einmal zum Tee eingeladen.

Er wohnte mit seinem Gefolge im Kaiserhof, dem alten Goebbels-Quartier und einzigen Hotel in Essen, das nicht Krupp gehörte. Nachdem Terboven und seine Braut auf Hochzeitsreise gegangen waren, wurde der Führer im marmornen Empfangssaal des Hauptverwaltungsgebäudes begrüsst, wo Krupp und S.M. die Hundertjahrfeier von 1912 eröffnet hatten. Da seine Frau sich mit Migräne entschuldigte, bestimmte Gustav seine älteste Tochter zur Gastgeberin. Irmgard war vor einigen Wochen einundzwanzig geworden. In diesem Alter hätte sie hübsch sein müssen. Dass sie es nicht war, machte diesen Tag zum schlimmsten ihrer Jugend. Introvertiert, scheu und sich ihres Mangels an Charme peinlich bewusst, sah sie sich gezwungen, die offizielle Begrüssung zu übernehmen. Verlegen trippelte sie unter dem geschmückten Portal hin und her. Dann kam Hitler in seinen glänzenden Stiefeln hereingestampft, nahm ihr den dargereichten Blumenstrauss ab, gewährte ihr als Antwort auf ihren Knicks ein Lächeln und liess sie dann stehen, um ihren Vater zu umarmen. Den applaudierenden und Heil rufenden Kruppangestellten, die an jenem sonnigen Freitag zusahen, wie sich der Führer der Wirtschaft und der Führer des Vaterlands in Gustavs Privaträume zurückzogen, schien es, als wären sechzehn Jahre der Schmach ausgelöscht. Es war, so fanden alle, ein grosser Augenblick¹⁵.

Aber es war noch nicht der Höhepunkt. Der kam am Sonnabendfrüh. Nach seinem Besuch im Ruhrgebiet fuhr der Führer in Richtung Süden und machte in Godesberg in einem Hotel Station, das ein Kriegskamerad von ihm leitete. In den ersten Morgenstunden ergriff er seine Massnahmen. Die SS-Leute, die die «Säuberung» der SA durchführen sollten, harrten gespannt seiner Befehle. Als er in München eintraf, gab er grünes Licht. In jener schrecklichen Nacht der langen Messer misshandelten und mordeten deutsche Rechtsradikale über vierhundert deutsche Rechtsradikale, darunter

auch Röhm. Es war eine Orgie der Schreckensherrschaft. Unzählige Unbeteiligte, die man zufällig aufgriff, wurden aus purer Bosheit gleich mit umgebracht. Ein Geistlicher, von dem bekannt war, dass Hitler ihn hasste, erhielt drei Schüsse ins Herz, und seine Leiche warf man in einen Wald; ein anderer Mann, der vor elf Jahren den Führer einmal geärgert hatte, wurde mit Beilen zu Tode gehackt und im Moor vor den Toren der damals noch unbekannt bayerischen Kleinstadt Dachau liegengelassen; und ein berühmter Münchener Musikkritiker fand unter den Dolchen der braunen Schergen versehentlich den Tod, weil er zufällig den gleichen Namen hatte wie ein SA-Führer aus der «Hauptstadt der Bewegung»¹⁸.

In einem anderen Land hätte das Ganze Entsetzen und Empörung ausgelöst – man stelle sich einmal vor, was in Amerika geschehen wäre, hätte Franklin Delano Roosevelt dem FBI befohlen, alle niederzumetzeln, die Kritik an ihm übten. Die Deutschen aber reagierten ganz anders – durch das Reich wogte eine Welle der Bewunderung. Hier war endlich ein Mann, der etwas *tat*. Werner von Blomberg, rangältester General im Offizierscorps, gratulierte Hitler öffentlich. Das Kabinett schloss sich ihm mit einem Erlass an, der die Liquidationen rückwirkend «legalisierte». Selbst Hindenburg dankte seinem Kanzler für sein «tapferes persönliches Einschreiten». Gustav, der durch die Säuberungsaktion vom bürgerlichen Sozialismus befreit worden war, schwieg still. Heute erhält man in Essen auf jede Erwähnung des Röhm-Putsches die ausweichende Antwort, da es so etwas in Deutschland nie gegeben habe, habe Krupp «sich einfach nicht eingestehen wollen, dass der Fall nun eingetreten war». Das ist Phrasendrescherei. Er wusste von den Vorgängen, hatte wahrscheinlich sogar schon vorher davon gewusst und gehörte auf alle Fälle zu den Hauptnutznießern der neuen «Ordnung», die jetzt, nach Professor Schweitzers denkwürdiger Formulierung, «durch das Blut der ermordeten Opfer zementiert worden war»¹⁷.

Auch das Militär profitierte erheblich davon. Röhm's SA war so gross und so gut organisiert gewesen, dass sie die Reichswehr zu verdrängen gedroht hatte – gerade als diese sich anschickte, die Fesseln des «Versailler Diktats» abzuwerfen und sich zum mächtigsten Militärapparat in der Geschichte Europas zu mausern. Um die Wehrmacht wieder auferstehen zu lassen, brauchte man die uneingeschränkte Unterstützung des Führers. Die Unterstützung Krupps natürlich ebenfalls, aber die durfte man voraussetzen. Die langen Jahre verschwiegener Zusammenarbeit hatten den Militärs und ihrem Waffenschmied ein gemeinsames Ziel gegeben; es war Blombergs Eintreten für die neue Regierung gewesen, was die Hakenkreuzfahne über der Villa Hügel hatte hochgehen lassen, und Hitlers Ankündigung eines geheimen Wiederaufrüstungsprogramms am 4. April 1934 hatte ihm die Loyalität des Generalstabs und des «Herrn im eigenen Haus» an der Ruhr gesichert.

Da dies zugleich auch das stillschweigende Begräbnis aller Hoffnungen auf einen höheren Lebensstandard bedeutete, waren die Träume der mittelständischen Sozialisten von vornherein zum Scheitern verurteilt gewesen. Sie hatten Butter gewollt, die *Mein-Kampf-Nazis* dagegen Kanonen. Diese Frage war durch die Säuberung entschieden worden, obwohl dies dem Volk gar nicht recht zum Bewusstsein kam, denn ein Rüstungsprogramm, das hiess Vollbeschäftigung. Drei Jahre, nachdem sich das Zentralfür die deutsche Aufrüstung instituiert und in der Berliner Margarethenstrasse 8

seine Zelte aufgeschlagen hatte, war die Zahl der deutschen Arbeitslosen von sechs Millionen auf weniger als eine Million gesunken. Auf telegrafische Befehle von der Margarethenstrasse erhöhte allein die alte Gussstahlfabrik ihre Belegschaft von 35'000 auf 112'000 Mann. Im Hauptverwaltungsgebäude herrschte ein Gewimmel, dass es den Spitznamen «der Ameisenhaufen» bekam. Die Firma vergrösserte ihre beiden Schiessplätze und schaffte für 40 Millionen Mark neue Betriebsmittel an. Gustav gab jetzt seinen Werkmeistern gegenüber zu, dass es sich bei den Friedensprodukten nur um Tarnung gehandelt habe. Ihr einziger Zweck sei gewesen, «unsere Leute und unsere Fabriken beschäftigt zu halten». Von nun an würden sie mehr als genug für das Heer und die Marine zu tun haben. Und das stimmte. Das Tempo war «hinreissend», erinnert sich einer jener Werkmeister¹⁸.

Obwohl es sich bei diesen ersten Schritten zur Aufrüstung bereits um Riesenschritte handelte, blieben sie unbemerkt. Im Frühjahr 1933 hatte der Reichskanzler ein umfangreiches Programm für öffentliche Arbeiten verkündet, und Goebbels schlachtete das blendend aus. Dem oberflächlichen Betrachter schien Hitler ganz mit gemeinnützigen Zielen beschäftigt. Er ernannte sogar Carl Goerdeler, den Oberbürgermeister von Leipzig, zum Reichskommissar für die Preisbildung¹⁹. Goerdeler war im Ausland bekannt als Advokat freier Wirtschaft und Erzfeind des Militarismus; seine Ernennung wurde bemerkt und applaudiert – sein baldiger Rücktritt aus Protest gegen den Trend der nationalsozialistischen Politik dagegen mit einem Achselzucken abgetan. Der Abgang Goerdelers – eines Mannes, der später eine ungewöhnliche Rolle im Leben von Gustav Krupp, Alfred Krupp und, am 20. Juli 1944, auch von Hitler spielen sollte – schien wenig zu wiegen im Vergleich zu dem Budget, das die Regierung für öffentliche Arbeiten bereitstellte: 5,4 Milliarden Mark.

Das klingt nach sehr viel. Aber das Rüstungsbudget betrug *21 Milliarden*. Wie konnte ein so grosser Kapitalaufwand vertuscht werden? Die Antwort ist ein Name: Schacht. Sein Vorrat an Tricks war unerschöpflich. Krupp und seine Industriellenossen wurden nicht in Reichsmark bezahlt. Sie erhielten Wechsel, akzeptiert von der Metallurgischen Forschungsgesellschaft m.b.H. (Mefo) in Berlin, einer Scheinfirma, als deren Gesellschafter vier private Konzerne und zwei Ministerien auftraten, hinter denen wiederum das Finanzministerium stand. Da die Reichsbank all diese Wechsel am Ende rediskontierte, erhielt also jedermann sein Geld, ohne dass auch nur ein einziger Pfennig zu Buche ging. Gleichzeitig schaffte der Führer den Achtstundentag ab und machte damit Überstunden für Arbeitgeber billig. Schacht dachte an alles; als in Berlin die Olympischen Spiele stattfanden, sorgte er dafür, dass alle von Besuchern einkommenden Devisen nach Essen gingen, und wenn irgendmöglich, wurden Konten blockiert und Vermögen eingefroren. Am 6. Juli 1936 teilte er Blomberg in einem vertraulichen Brief mit: «Die Reichsbank hat die Reichsmarkeinlagen von Ausländern fast ausschliesslich in Wiederaufrüstungswechseln reinvestiert. Unsere Waffen werden also teilweise aus den Depositen unserer politischen Feinde finanziert²⁰.»

In einer Reihe von Kabinettsitzungen nach der «Säuberung» erhielt die Wiederaufrüstung absoluten Vorrang vor jedem anderen nationalsozialistischen Programm. Das war der Wille der drei Machtblöcke, die aus dem Blutbad siegreich hervorgegangen waren: Partei, Militär und Grossunternehmertum. Die Initiative kam aber von Krupp,

dem einzigen Industriellen, der Versailles getrotzt hatte und produktionsbereit war. Schon im März 1933 hatte Gustav, selbstherrlich für den Reichsverband sprechend, «jegliche internationale Waffenkontrolle» abgelehnt und im folgenden Oktober mit seinen Genossen in der Reichsgruppe Industrie des Führers Verlassen der europäischen Abrüstungskonferenz und den Austritt aus dem Völkerbund öffentlich begrüßt. Im Frühjahr stellte der Reichskanzler dem Militär in aller Stille einen Blankoscheck aus. Dem Generalstab und der Marineleitung wurde gesagt, sie möchten ihre Budgets selbst festsetzen. Das Geld dafür werde die Regierung schon herbeischaffen. Während jenes Sommers wurde Berlin immer rüstungsbesessener. Am 4. September erteilte die Regierung den Waffenfabrikanten bei der Zuteilung von Rohmaterial aus Übersee den Vorrang. Die Eisenerzimporte schossen um 170 Prozent in die Höhe, und Krupps Stahlproduktion in der Gussstahlfabrik und in Rheinhausen stieg von eineinhalb Millionen Tonnen jährlich auf vier Millionen Tonnen an²¹.

So schnell das Kabinett auch zu Werke ging, mit Gustav konnte es kaum Schritt halten. Er hatte nicht bis zu den Verordnungen von 1934 gewartet und seine in der Weimarer Republik angelaufene private Aufrüstung während des Übergangs beschleunigt. Krupp hatte keine Verträge, sondern nur mündliche Abmachungen mit einzelnen Offizieren. Oberst Wilhelm Keitel sagte am 22. Mai 1933 zu einem Besucher in der Margarethenstrasse: «Mündliche Absprachen lassen sich nicht beweisen. Man kann sie abstreiten.» Dreizehn Monate später trat die Regierung noch immer leise; Admiral Erich Raeder schrieb in sein Notizbuch: «Instruktionen des Führers: Wasser- verdrängung von 25'000 bis 26'000 Tonnen darf nicht erwähnt werden ... der Führer verlangt absolute Geheimhaltung über den Bau von U-Booten.»

Gustav hatte Verständnis dafür, dass man verschwiegen bleiben musste; er wusste, er handelte mit Billigung Hitlers. Der Reichskanzler hatte sich an jenem Abend ihrer ersten Begegnung in Görings Amtssitz deutlich ausgedrückt, und von Gustav waren gleich am nächsten Morgen entsprechende Anweisungen erlassen worden: Die Werkstätten seien auf Massenproduktion umzustellen. Der Vorstand ging mit beispiellosem Tempo ans Werk. Ende April 1933 erreichten Krupps Importe für die ersten vier Monate des Jahres 1933 bereits die Gesamthöhe von 1932. Das Materiallager erweiterte sich gewaltig; Schrott von 10'000 auf 83'000 Tonne, Eisenerz von 35'000 auf 208'000 Tonnen, Kupfer von 8'000 auf 15'000 Tonnen; und zum erstenmal seit Anfang 1914 bekam die Firma wieder aus Brasilien hochwertiges Zirkon-Erz, wie es nur für Kanonenstahl gebraucht wurde. Gustav vermerkte, dass nur noch sechs Prozent von Deutschlands Eisen nach «Feindländern» wie England, Frankreich, Belgien, Russland und der Tschechoslowakei exportiert würden²².

Die Krupp-Profite hinkten dem nicht nach. Heute behaupten Gustavs Erben in Essen, er habe nur Befehle befolgt und «gute Miene zum bösen Spiel gemacht». In Wirklichkeit war es ein glänzendes Geschäft, das beste in der Geschichte der ganzen Dynastie. Die Wiederaufrüstung erwies sich überhaupt als Segen für alle deutschen Industriellen; ihre durchschnittliche Profitrate kletterte von zwei Prozent im einträgliehen Jahr 1926 auf 6,5 Prozent. Das war eine Zahl, welche die Herzen der Schlotbarone höher schlagen liess. Doch bleiben wir bei Krupp. Von dem Augenblick an, da das Ermächtigungsgesetz Hitler zum Diktator gemacht hatte, nahmen die finanziellen Sor-

gen des Konzerns ein Ende. Ernst Haux, nun schon über siebzig, schickte sich an, nach einem halben Jahrhundert treuen Dienstes in den Ruhestand zu treten. Während der Zeit der Weimarer Republik war sein allmorgendlicher Gang in sein Finanzbüro keine reine Freude gewesen. Das wurde nun schlagartig anders. Im letzten Kapitel seiner unveröffentlichten Memoiren erzählt er, wie eine plötzliche Flut von Krediten aus Berlin es ihm ermöglichte, aus den roten Zahlen herauszukommen: «... [im Rechnungsjahr] 1932/33 schlossen wir zum erstenmal mit einem kleinen Gewinn ab, und man konnte anfangen, eine kleine Reserve aufzubauen». Ferner: «Der allgemeine Geschäftstrend verbesserte sich von Monat zu Monat, so dass wir neue Arbeiter einstellen konnten.» Den Grund dafür drückt er in der entsprechenden Kapitelüberschrift aus: *Wieder Kriegsmaterial bei Krupp*. Gustav, so erzählt er, habe ihm vertraulich mitgeteilt, dass «alle Auslandsgeschäfte mit Kriegsmaterial vorläufig abgestoppt würden; zuerst einmal müsse alles Erdenkliche getan werden, die neue deutsche Wehrmacht auszurüsten». Mit zitternder Hand fügte Haux seinen eigenen Kommentar hinzu: «Die Firma Krupp hat wieder ihre alte Stellung als erste Waffenschmiede des Deutschen Reiches eingenommen. Ein neues Blatt ihrer ruhmreichen Geschichte ist aufgeschlagen.» Verzückt schloss er seine Autobiographie mit einem chauvinistischen Vierzeiler ab:

Gott segne das Haus und die Firma Krupp wie bisher, so auch in alle Zukunft.

Zum Heil der Werksangehörigen und des ganzen deutschen Volkes²³.

Er starb in dem Glauben, das mit dem «Heil» sei wahr. In der Praxis jedoch beschränkte sich der Segen natürlich hauptsächlich auf die Familie in der Villa Hügel. Und auf dem Papier stand er nur «Fräulein Bertha Krupp» zu, obwohl Gustav von seiner Frau selbstverständlich so viel «Taschengeld» bekam, wie er haben wollte. Selbst als sie wieder in den kostspieligen Hauptflügel der Villa übersiedelt war, hatte Bertha mehr Vermögen, als sie zählen konnte. Die Einnahmen der Firma stiegen auf 433 Prozent an; Berthas persönlicher Anteil verzehnfachte sich. Und während der dreissiger Jahre nahm er immer weiter zu. Ein Sechstel und später gar ein Fünftel des deutschen Nationaleinkommens wurde für Waffen ausgegeben. 1939 konnte Hitler stolz auf die Gussstahlfabrik weisen und erklären: «Über sechs Jahre habe ich nun am Aufbau der deutschen Wehrmacht gearbeitet. In dieser Zeit sind über 90 Milliarden für den Aufbau unserer Wehrmacht aufgewendet worden. Sie ist heute die am besten ausgerüstete der Welt und steht weit über jedem Vergleich mit der des Jahres 1914.» Die Zahlen von Haux' Nachfolger enthüllen, was das für Essen bedeutete. In dem Jahr nach dem Blutbad betrug Berthas Profit nach Abzug von Steuern, Spenden und Rücklagen 57 Millionen Reichsmark; drei Jahre später waren es bereits 97 Millionen und nach zwei weiteren Jahren 111 Millionen²⁴.

Inzwischen vergrösserte ihr Mann unten in der Hauptverwaltung ihre Kapitaleinlagen von Tag zu Tag. Jeder grosse Krieg hatte einen genialen Waffenkonstrukteur an der Seite des regierenden Krupp stehen sehen. 1870 war es Wilhelm Gross gewesen, 1914 Fritz Rausenberger, und jetzt stellte Gustav als Chef der Artillerie-Konstruktionsabteilung einen stämmigen dreiundvierzigjährigen Berliner und ehemaligen SA-

Mann namens Erich Müller ein. Sein Vorname wurde bald vergessen. Für die Krupps, die Kruppianer und seinen bewundernden Führer war er der «Kanonen-Müller», der erste Techniker im Reich²⁵. Gemeinsam mit Gustav und Professor Houdremont schmiedete er Pläne zur Ausnutzung von Berthas neuem Reichtum. Um die Besorgnisse des Militärs in Bezug auf die Benzinversorgung zu beheben, bauten sie in Wanne-Eickel das Kruppsche Treibstoffwerk zur Erzeugung synthetischen Benzins. Ausserdem errichteten sie sieben Renn-Ofen-Werke, und die Renn-Patente wurden an Japan für Anlagen in Korea und der Mandschurei in Lizenz gegeben.

In Bochum, Hagen und Düsseldorf wurden die Werke kleinerer Schlotbarone aufgekauft und in Hamm und Düsseldorf neue Gebäude errichtet; nachdem man in Essen die Arbeitersiedlung Cronenberg abgerissen und dort Erweiterungsbauten für die Gussstahlfabrik hingesetzt hatte, verdreifachte diese ihre Produktion. Der Führer liess mitteilen, dass er bis zum März 1934 hundert neue Tanks wünsche und nach Jahresfrist sechshundertfünfzig weitere. Die Leute der früheren Firma Koch und Kienzle (E) holten rasch ihre Blaupausen aus den Schubläden, die Bofors-Vorarbeiter kamen aus Schweden heim, und die Kraftwagen-Montagestrassen wurden zwecks Umbestückung stillgelegt. Eine weitere Führerbotschaft befahl den Bau von sechs Unterseebooten und die Vorbereitung eines Pro-Monat-ein-Boot-Programms. Verschlüsselte telegrafische Anweisungen gingen von I. s. V. in Holland nach Kiel, und wie es in *Der Kampf der Marine gegen Versailles 1919-1935* heisst, war die Germaniawerft in der Lage, sofort zwei Boote auf Kiel zu legen, das erste davon innerhalb von dreieinhalb Monaten zu liefern «und dann in Abständen von jeweils etwa acht Tagen laufend neue U-Boote in Dienst zu stellen²⁶». In Meppen testete Kanonen-Müller neue Schnellfeuergeschütze mit Selbstfahrlafette, und im Schatten von Gustavs Büro begannen die Kruppianer Granathülsen zu drehen, aus vorgefertigten Stahlblöcken Geschützrohre herzustellen und neue Walzwerke für schwere Panzerplatten zu errichten. Krupp und seine Leute waren so begeistert dabei, dass ihnen das Pochen ihrer eigenen Hämmer nicht mehr in den Ohren dröhnte und sie nur noch das hörten, was im Jargon des Dritten Reichs «die schmetternden Fanfaren der neuen Zeit» genannt wurde.

Ein besonders ohrenbetäubendes Konzert stimmten diese Fanfaren und Trommeln im ganzen Land an, als am Sonnabend, dem 16. März 1935, der Führer die allgemeine Wehrpflicht und die Aufstellung eines Heers von zwölf Corpskommandos und sechs- unddreissig Divisionen verkündete. Damit wurde der Vertrag von Versailles endgültig zu Tode getragen, und Hitler hielt die Leichenrede. Diese Zerspaltung der Koalition, die das kaiserliche Deutschland vor siebzehn Jahren besiegt hatte, wurde begleitet von bezeichnenden Änderungen der militärischen Terminologie. Die Reichswehr hiess jetzt «Wehrmacht». Aus dem Untergrund tauchte, zum Schrecken Europas, die «Luftwaffe» auf. Das Truppenamt nannte sich nun auch offiziell «Generalstab», und die Marineleitung, die Hauptkündin der Germaniawerft, wurde zur «Kriegsmarine». Die neuen Namen klangen männlich und markig und kamen beim Volk gut an – die germanisch-deutsche Mentalität instinktiv erfassend, hatte Hitler genau die richtige Saite angeschlagen. Der nächste Tag war Heldengedenktag, und aus diesem Anlass fand am späten Vormittag in der Deutschen Staatsoper in Berlin eine öffentliche Feier statt. William L. Shirer nahm daran teil, weil er sehen wollte, wie die am Vortag abgegebene Erklärung aufgenommen worden war.

Ich ... wurde Zeuge einer Zeremonie, wie sie Deutschland seit 1914 nicht mehr erlebt hatte. Das Parkett war ein einziges Meer von Uniformen, angefangen bei dem verblassten Feldgrau und den Helmen der alten kaiserlichen Armee bis zu den graublauen Uniformen der neuen Luftwaffe ... Neben Hitler sass Mackensen, der letzte noch lebende Generalfeldmarschall der kaiserlichen Armee, in der dekorativen Uniform der Totenkopfhülsen. Auf der Bühne standen im Scheinwerferlicht junge Offiziere, die unbeweglich wie Marmorstandbilder die Kriegsflaggen des Reiches hielten. Auf dem Vorhang hinter ihnen strahlte schwarz-silbern ein riesiges Eisernes Kreuz. An sich galt die Zeremonie der Ehrung der Gefallenen des Weltkrieges. Sie wurde jedoch zu einer Jubelfeier über den Tod von Versailles und die Wiedergeburt der deutschen Wehrmacht. Den Generalen war die Freude am Gesicht abzulesen. Auch sie waren indes völlig überrascht worden ...²⁷

Für Gustav war es keine Überraschung; er wusste schon seit fast vier Monaten Bescheid. Im Jahresbericht des Vorstands hiess es: «Als ... wir wieder aufgerufen wurden, Kriegsmaterial in grosser Quantität herzustellen, waren wir sofort produktionsbereit.» Inzwischen lieferten die Germaniawerft und das Grusonwerk bereits Panzerplatten und Bordgeschütze für die *Deutschland*, die *Tirpitz*, die *Admiral Graf Spee* und die *Bismarck*, der Welt grösstes Schlachtschiff (45'000 Tonnen). Kiel baute ausserdem einen Flugzeugträger und Flottillen von Schlachtkreuzern, Zerstörern und Minensuchern, und Essen, Borbeck und Rheinhausen spien Tanks, Panzertürme, Lafetten, Haubitzen, Mörser sowie Festungs- und Feldgeschütze aus. Die Arbeit in Schweden und Holland wurde eingestellt. Man brauchte jetzt alle verfügbaren Leute im Ruhrgebiet oder in Kiel. Als sie wieder daheim waren, stellte Gustav fest, dass sein Potential grösser war, als er gedacht hatte. Er konnte nicht nur die Wehrmacht ausrüsten, sondern auch wieder in den internationalen Waffenmarkt einsteigen. Hitlers vernichtende Erklärung hatte einen schwachen Protest von Paris ausgelöst, London zu der ängstlichen Äusserung veranlasst, dies werde doch hoffentlich nicht die englisch-deutschen Beziehungen beeinträchtigen – und Krupp eine Flut von Waffenbestellungen eingebracht. Die Türkei, Griechenland, Brasilien, Bulgarien und die UdSSR wollten Essener Kanonen; Fritz von Bülow wurde seiner Aufgaben in Berlin entbunden und nach Rio de Janeiro entsandt. Er betätigte sich jetzt als Waffenhändler wie schon vor ihm sein Vater, um die Krupp-Tradition des Verkaufs nach beiden Seiten wieder auferstehen zu lassen, wie sie vor Sarajewo fast ein halbes Jahrhundert lang geblüht hatte²⁸.

Es war für Bülow eine Reise der sentimental Reminiszenzen, und sie sollte ein ironisches Nachspiel finden. Berlin vertrat den Standpunkt, Krupp dürfe in Kriegszeiten nicht von ausländischen Rohstoffen abhängig sein. In Hitlers Worten: «Die Dauer unserer Existenz ist abhängig vom Besitz des Ruhrgebietes»; die Hüttenwerke dort seien nutzlos, wenn sie nicht gespeist werden könnten. «Erzmangel», so belehrte Göring Krupp, als müsse dieser erst daran erinnert werden, «darf im Kriegsfall weder die Munitions- noch die Waffenproduktion gefährden.» 1914 hatte der jüngere Moltke gegen eine Invasion Hollands entschieden, um dem Ruhrgebiet einen Kanal zu neutralen Nationen offenzuhalten. Die Niederlande hatten Gustav damals viel genützt, aber jetzt fand die Kriegsmarine, dass die holländische Neutralität, im Ganzen gesehen, ungün-

stig gewesen sei; gegen Ende zu hätten die Alliierten dorthin bestimmte Schiffsladungen zu gründlich untersucht. Ausserdem wollten die bei Krupps I. v. S. ausgebildeten U-Boot-Kommandanten Stützpunkte in den Niederlanden haben. Holland sollte also vom Reich kassiert werden. Okkupiert konnte es aber nicht als Hintertür für Rohstoffimporte benutzt werden. Krupp erhielt deshalb Befehl, alle für die Wehrmacht bestimmten Waffen so zu konstruieren, dass sie sich auch in einem von der Welt abgeschnittenen Reich produzieren liessen. Das bedeutete: Ersatzlegierungen, Stahl minderer Qualität. Dieser Befehl galt aber nicht für Lieferungen nach dem Ausland, und so erhielten Brasilien und der Balkan Kanonen, die besser waren als die der Wehrmacht²⁹.

Gültige Parallelen zwischen Krupps Handel in der Wilhelminischen Ära und der Waffenfabrikation unter der «Neuordnung» lassen sich jedoch nicht ziehen. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte sich die Firma als freier Konkurrent in einem weltweiten offenen Markt bewegt. Jetzt wurden all ihre Schritte und Aktionen, auch die Vergabe von Lizenzen ins Ausland, in der Reichshauptstadt überprüft. Das bedeutete aber nicht, dass die Firma, wie Alfried Krupp später auf der Anklagebank in Nürnberg vorbrachte, die Sklavin «eines Systems» [war], «das wir nicht geschaffen hatten, das wir nur unvollständig kannten und mit dem wir in vielem nicht konform gingen». Alfried gab allerdings zu, dass sein Vater «der einzige Industrielle, die einzige Privatperson in einem Kreis der höchsten politischen und militärischen Führer» gewesen sei³⁰. Richtiger ist, dass Gustav, nachdem er viel dazu beigetragen hatte, ein System an die Macht zu bringen, in dem Privatinitiative nichts galt, sich der Parteilinie fügte.

Und er tat es mit Freuden – ebenso auch sein Sohn, der künftige Konzernherr. Als sich das Tempo der dreissiger Jahre steigerte, pflichteten sie eifrig jedem der Schritte des Führers in Richtung Leichenhaus bei. In ihren Reden vom 7. und 8. April 1938 begrüsst sie den Anschluss Österreichs; am 13. Oktober 1938 spendeten sie der nazistischen Annexion des Sudetenlands Beifall; am 4. September 1939 hiessen sie den Überfall auf Polen gut; am 6. Mai 1941 sprachen sie begeistert von der im Jahr zuvor erfolgten Unterjochung Hollands und Frankreichs³¹. Sie brauchten nicht mehr in kleinen Balkanmetropolen und südamerikanischen Bananenrepubliken Aufträgen nachzujagen. Das Ausmass von Hitlers Rüstungskonjunktur und ihre besondere Stellung im Reich garantierten ihnen Reichtum in der Gegenwart und, soweit sie sehen konnten, auch in der Zukunft. Als das Dritte Reich seinen Höhepunkt erreichte, war ihre Firma die privilegierteste in der Geschichte des Handels, aber schon lange vorher erhielten sie Vergünstigungen, die Schneider und Armstrong-Vickers vor Neid erblassen liessen.

Alfred Krupp war zum Beispiel erst nach der Kapitulation Frankreichs im Jahr 1871 in der Lage gewesen, sich einen eigenen Schiessplatz einzurichten, und selbst dann hatte Gross 120 Pachtverträge unterschreiben müssen, ehe er die rund 130 Quadratkilometer von Meppen bekam. Hitler aber stellte Gustav ein ganzes Land zur Verfügung – Spanien. Am Abend des 22. Juli 1936 richtete General Franco an den Führer eine dringende Bitte um Hilfeleistung. Abgesehen von der Legion Condor, einer Luftwafeneinheit, schickte Hitler dem Caudillo zwar nur wenige Soldaten, mit Kriegsmaterial hingegen zeigte er sich nicht kleinlich; insgesamt lieferte Deutschland Ausrüstung im Wert von einer halben Milliarde Mark. Ingenieure aus Essen und Kiel fuhren nach

Spanien, um die Erprobung von Bomben-Reihenabwürfen, die Seetüchtigkeit der *Deutschland* bei ihren Manövern vor Ceuta und die Bewährung von Panzern und Geschützen im Einsatz zu studieren. Krupps angenehmste Überraschung war die bemerkenswert vielseitige Verwendbarkeit der 8,8-Zentimeter-Geschütze, von denen er Franco sechs Batterien gestiftet hatte. Die Berichte waren so des Lobes voll, dass Generalmajor Hugo Sperrle sie an Hitler weiterreichte, der sie – laut Sigrid Schultz – dann später zitierte, als er den Zeitpunkt für den Weltkrieg vorverlegte. Noch stolzer darauf aber war die Familie. Als die grosse Teruel-Offensive der Loyalisten gegen die Putschisten ihren Höhepunkt erreichte, hatte man Alfried als «wahrscheinlichen Erben des Etablissements» zum Vorstandsmitglied ernannt und ihm die Abteilungen Kriegsmaterial und Artilleriekonstruktion unterstellt. Die Verbesserung des 8,8 – das er erfreut als «das beste aller Geschütze, die den Test wirklichen Einsatzes bestanden haben», bezeichnete – war die erste richtige Aufgabe von Berthas Erstgeborenem gewesen³².

Am 17. Dezember 1936 führte Gustav die Schlotbarone, einer telegrafischen Einladung des Reichstagspräsidenten folgend, abermals nach Berlin. In einer Ansprache im Preussenhaus informierte Göring die Industriellen über die Ziele des nationalsozialistischen Vierjahresplans, der ihre Mitarbeit erforderlich mache, und sprach vom unvermeidlichen Ausbruch eines Krieges. Es sollte zwar noch elf Monate dauern, bis sich der Führer am 5. November 1937 endgültig zum Krieg entschloss, aber jene um ihn waren bereits überzeugt, dass er seine Bestimmung, Deutschlands grösster Kriegsherr zu werden, erfüllen werde. «Unsere ganze Nation steht auf dem Spiel», wurde der Reichsgruppe Industrie von ihrem Gastgeber erklärt, der zum «Beauftragten für den Vierjahresplan» ernannt worden war. «... der Kampf, dem wir uns nähern, erfordert ein gewaltiges Ausmass an Produktionskraft. Ein Einschränken der Wiederaufrüstung ist überhaupt nicht vorstellbar. In diesem Fall gibt es nur Sieg oder Untergang.» Und er fügte hinzu: «Wenn wir gewinnen, wird das Unternehmertum reichlich entschädigt werden³³.»

Göring wollte sie damit anreizen, und das gelang ihm auch. Dennoch wäre es falsch, Gustavs Begeisterung für den Nationalsozialismus auf Habgier zurückzuführen. Obwohl der Reichtum seiner Frau und die Grösse seines Industrie-Imperiums ihm eine kontinuierliche Rolle in Regierungsgremien sicherten, war er zurzeit der Rede im Preussenhaus nicht mehr Reichsgruppenführer. Wirtschaftsminister Kurt Schmitt, neidisch auf Krupps Titel, hatte Hitler überredet, die Reichsgruppe in sieben Einheiten zu unterteilen und Gustav nur zum Führer einer einzigen zu degradieren. Voller Verachtung für dergleichen Zänkereien war Krupp zurückgetreten. Er wusste, sein Name bedeutete mehr Macht, als alle Gunst Berlins verleihen konnte. Wiederholt erklärte er, dass er nicht als gewöhnlicher Unternehmer gelten wolle. So lohnend der Gewinn natürlich auch sei, sehe er sich doch als selbstlosen Patrioten. Voller Stolz hielt er in einem Jahresbericht fest, dass, ungeachtet der Kosten an Zeit, Talent und Kapital – ganz zu schweigen von der Gefahr – bei den von I. v. S., Bofors sowie Koch und Kienzle (E) entwickelten Plänen, «wir andere Firmen von unserer Erfindung profitieren liessen» und keine Gebühren von ihnen verlangten. Als ein allgemeines Ansteigen des Stahlpreises im Jahr 1937 die Nazis zur Gründung der staatseigenen «Reichswerke

AG für Erzbergbau und Eisenhütten Hermann Göring» veranlasste, stellte Krupp im Gegensatz zu den anderen Industriemagnaten altgediente Kruppianer und bewährte Versuchsanlagen zur Verfügung³⁴.

Fanatiker sind der nächsten Generation immer ein Rätsel. Nach der Götterdämmerung schien Gustavs Verhalten nur begreiflich, wenn man es auf Gier nach privatem Gewinn zurückführte. Aber der Nationalsozialismus war in seiner Blütezeit eine der stärksten politischen Drogen, die die Welt je kennengelernt hatte. Deutsche, die an krankhafter Abneigung gegen alles «Welsche» litten, verfielen ihr sehr leicht; was sie auch für Vorbehalte gegen die Neuordnung haben mochten; wenn das Reich bedroht schien, reihten sie sich stets hinter Hitler ein. Er wusste das und sorgte dafür, dass die Bedrohung immer da war. Darin bestand zum Teil «das Genie» des Führers. Seine Aussenpolitik machte einen Krieg unvermeidlich, aber jedes Glied in der Kette der Aggression festigte die Treue des «Herrenvolks» – und ganz besonders die des «Herrn im eigenen Haus».

Zum erstenmal sprengte Hitler die durch Versailles festgelegten Grenzen Deutschlands in den Morgenstunden des 7. März 1936, als drei Bataillone deutscher Soldaten im Paradeschritt über die Rheinbrücken zogen – in Richtung Aachen, Trier und Saarbrücken – und die Rheinland-Pufferzone wieder besetzten. Gustavs Reaktion ist aufschlussreich. An den nächsten beiden Tagen herrschte eine schier unerträgliche Spannung. Die sonst so starren Gesichter des Generalstabs zuckten vor Nervosität. Blomberg hatte nur vier feldmarschmässig ausgerüstete Brigaden; hätten die Franzosen ein einziges Horn geblasen oder eine einzige Trommel gerührt, wäre er bereit gewesen, «Ganze Abteilung kehrt!» zu befehlen und die Truppen im gleichen Stechschritt wieder über die Brücken zurückmarschieren zu lassen. Das wäre das Ende des Tausendjährigen Reichs gewesen, und dessen Führer wusste es. Wenn die Franzosen Vergeltungsmassnahmen getroffen hätten, sagte Hitler hinterher, «hätten wir uns mit Schimpf und Schande wieder zurückziehen müssen, denn die militärischen Kräfte, über die wir verfügten, hätten keineswegs auch nur zu einem mässigen Widerstand ausgereicht». Die stärksten Waffen des Reichs waren zu jener Zeit Krupps neue U-Boote. Wie es in *Der Kampf der Marine* heisst: «Am 7. März 1936, während der kritischen Periode des Einmarsches in die entmilitarisierte Zone an der Westgrenze, standen uns achtzehn U-Boote zur Verfügung, wovon siebzehn bereits ihre Probezeit hinter sich hatten und im Notfall ohne weiteres an der französischen Küste bis zur Gironde hätten eingesetzt werden können³⁵.»

Zwanzig Tage nach der Krise, als sich längst gezeigt hatte, dass Paris noch verängstigter war als Berlin, kam der Führer nach Essen, um Gustav für die Tüchtigkeit der U-Boot-Werften in Kiel zu danken. Krupp hatte das Empfangsprotokoll mit jener bis ins kleinste gehenden Detailbeachtung festgelegt, wie sie einst für S.M. reserviert gewesen war. Über zehntausend Kruppianer waren in dem Lokomotivschuppen der Gussstahlfabrik in der Helenenstrasse versammelt. Heute trägt die riesige Halle den Namen «Maschinenfabriken»; damals wurde sie «Hindenburgbau» genannt. Sie war die grösste Arena in Essen, so lang wie ein Fussballplatz und fast auch so breit. An dem einen Ende hatte man eine kleine Tribüne aufgebaut. Dort sassen der Führer, Rudolf Hess und Karl Otto Saur auf Stühlen, während die Werkkapelle «Heil, Hitler, Dir»

(einst hiess es «Heil, Kaiser, Dir») spielte. Dann stellte Krupp den Führer vor. Es existiert noch ein Foto von dieser Szene, und wenn man es sich anschaut, meint man zuerst, einer optischen Täuschung zu erliegen – denn Gustav hat *zwei* Hakenkreuz-Armbinden um. Selbst bei Hitler ist nur eine zu sehen. Doch es ist keine Täuschung. Krupp trug wirklich und wahrhaftig zwei Armbinden, und was er dann tat, nachdem Hitler eine besonders geifernde Rede gehalten hatte, bekräftigte diese Einstellung noch. Nach einem Blick auf die Uhr verkündete Gustav, in zehn Sekunden sei es 16 Uhr. Er hatte befohlen, alle Sirenen heulen zu lassen, so wie sie es an jenem verhängnisvollen Morgen vor dreizehn Jahren getan hatten, und während sie schrillten, sollte jeder schweigen und «innere Zwiesprache» mit seinem Führer halten. Die Sirenen gingen los. Zwanzigtausend Arbeiterstiefel stampften auf, als sich die Kruppianer erhoben. Hitler sass da und wischte sich die schaumbedeckten Lippen, während Gustav, wie ein Reporter der *Krupp-Nachrichten* bemerkte, «Tränen in die Augen traten». Der andächtigen Stille folgte eine Ovation. Dann erklärte Krupp, dass «das Blut der Kameraden vom Karsamstag 1923 nicht umsonst geflossen» sei. Alle Welt solle wissen, dass er «in aufrichtiger Verehrung und im Gelöbnis treuer Gefolgschaft unsern grossen Führer Adolf Hitler» feiere³⁶.

Gustav war dieses Gelöbnis mit dem Vermögen seiner Frau und seiner eigenen heiligen Ehre eingegangen, und auch der weiteren Festigung seiner Beziehungen zu den Nazis widmete er für einen stark beschäftigten Unternehmer bemerkenswert viel Zeit. Ein Teil dieser Tätigkeit war für die Partei sehr wichtig. Gleich anderen Arbeitgebern hatte er dafür zu sorgen, dass alle Kruppianer in die Deutsche Arbeitsfront eintraten und dass ihre wöchentlichen Beiträge vom Lohn abgezogen wurden. Als Vorsitzendem der «Hitlerspende» oblag es ihm, eine regelmässige Korrespondenz mit Martin Ludwig Bormann zu führen, dem später in Nürnberg überführten kaltblütigen Mörder, der seinem Führer damals als Privatsekretär diente. Und als die Fabrikanten geltend machten, sie könnten sich nicht auf Kriegsproduktion umstellen, ohne ihre Spenden zu verringern, musste Krupp Bormanns Warnung weitergeben, dass sofort vier Millionen Mark zu sammeln seien, «notfalls mit Zwangsmassnahmen³⁷». Andere Gesten bewegten sich auf der Linie der Firmentradition. Gleich Alfred dem Grossen schickte auch Gustav dem Staatsoberhaupt gern auf Hochglanz polierte Prunkkanonen. Ausserdem veranstaltete er feierliche Führungen durch die Gussstahlfabrik für die Grossen von Regierung und Militär – zum Beispiel Bormann, Goebbels, Göring, Ribbentrop, Himmler, Hess, Neurath, Blomberg, Fritsch, Keitel, Raeder, Mackensen, Todt, Speer, Funk, Ley und Sauckel – sowie für die Führer befreundeter Länder, vor allem japanische Konservative, und für Benito Mussolini, der zum erstenmal in der letzten Septemberwoche des Jahres 1937 von Hitler persönlich herumgeführt wurde³⁸.

Dergleichen hatte es alles schon in der Vergangenheit gegeben. Auf persönlicher Ebene ging Gustav aber viel weiter als die beiden Kanonenkönige vor ihm, um sich bei den Machthabern lieb Kind zu machen. In seinem Bestreben, als Parteigenosse akzeptiert zu werden, überbot er sich mit zahllosen kleinen Aufmerksamkeiten, von denen einige schon nicht mehr klein zu nennen waren. Zum Beispiel spendete er 20'000 Mark für Alfred Rosenbergs nazistische Propaganda im Ausland und liess bestimmte Angehörige seiner Auslandsvertretungen für das Spionagenetz der Regierung

arbeiten. Der Verbindungsmann zu Berlin war Max Ihn, Pg. und Krupp-Abteilungsdi- rektor. Von Oktober 1935 an wurde von allen ausländischen Firmen, die Essener Pa- tente in Lizenz hatten, verlangt, dass sie Ihn genaue Produktionsziffern vorlegten. An- hand von diesen schätzten dann unter seiner Anleitung arbeitende Ingenieure das In- dustriepotential möglicher Feindländer, darunter auch der Vereinigten Staaten, und reichten die Ergebnisse ihrer Untersuchungen nach Berlin weiter³⁹.

Die Nazis wussten das zu würdigen. 1935, in dem Jahr, als seine Reisenden zu Spionen wurden, feierte Gustav seinen fünfundsechzigsten Geburtstag. Am 7. August schrieb ihm Admiral Raeder nach Villa Hügel, es sei ihm ein «Herzensbedürfnis», ihm seine «besten Gratulationen auszusprechen ... Ich erinnere mich in diesem Zusammen- hang voller Anerkennung ihrer grossen Leistung für die kaiserliche Marine und danke Ihnen gleichfalls dafür, dass Sie sich uns beim Wiederaufbau der Kriegsmarine aber- mals mit ihrer ganzen Persönlichkeit und Ihren Werken zur Verfügung gestellt haben.» (Gustav, der nie vergass, dass er nur Berthas «Prinzgemahl» war, schrieb zurück: «Meine Frau möchte Ihnen vielmals für Ihre freundlichen Grüsse und Empfehlungen danken, die sie voll erwidert. Ich schliesse mich ihr mit dem Ausdruck vorzüglicher Hochachtung an und verbleibe mit Heil Hitler! Ihr sehr ergebener Krupp von Bohlen und Halbach.») Fünf Monate später gab Göring in Berlin das grösste Fest des Dritten Reiches; die riesige Staatsoper wurde ganz mit weisser Seide dekoriert, insgesamt kostete der Spass über eine Million Mark, und Gustav, im Schmuck seiner juwelenfun- kelnden Orden, gehörte zu den Zelebritäten des pompösen Empfangs⁴⁰.

Inzwischen war Schmitts Kompetenzstreit mit Krupp vergessen. Der Führer, der sich gern neue Titel für Leute ausdachte, ernannte Freiherr von Wilmowsky zum Vor- standsmitglied der Reichsautobahn-Gesellschaft, die gegründet worden war, um die bei einer Mobilmachung entstehenden Transportprobleme zu lösen, und Gustav und Alfried wurden «Wehrwirtschaftsführer» mit der Aufgabe, bei Kriegsausbruch die In- dustrie zusammenzutrommeln. Hitler liebte es auch, Treueide auf sich selber aufzuset- zen, und am 6. Februar 1937 verlangte er von den Krupps in ihrer neuen Funktion, dass sie etwas unterschrieben, was er eine «Erklärung über politische Einstellung» nannte:

Ich erkläre hiermit, dass ich rückhaltlos auf dem Boden der nationalsozialistischen Staatsauffassung stehe und dass ich mich nicht im volksfeindlichen Sinne betätigt habe ... Ich bin mir bewusst, dass ich in Zukunft bei Äusserungen und Handlungen, welche einen Verstoß gegen die nationalsozialistische Staatsauffassung erkennen lassen, ausser einer gerichtlichen Verfolgung meine Absetzung als Wehrwirt- schaftsführer zu gewärtigen habe⁴¹.

Als Alfrieds Kopie dieses Dokuments in Nürnberg verlesen wurde, unterbrach der den Vorsitz führende Richter, um abrupt zu bemerken: «Das verstehe ich nicht.» Und es war für einen Ausländer wirklich schwer zu begreifen. Nirgendwo anders in der Welt wurde von Unternehmern verlangt, dass sie gelobten, etwas nicht zu tun, wozu sie augenscheinlich gar keine Absicht hatten, und eine solche formelle Verneinungser- klärung von ihnen zu fordern hätten sie als Beleidigung empfunden. Die Krupps jedoch unterschrieben, ohne zu murren, und Gustav sah sich schon bald nach neuen Gelegen- heiten zur Reverenzerweisung um. Eine ergab sich im folgenden September.

Im Jahr zuvor hatte er am Reichsparteitag in Nürnberg teilgenommen und wie in ver-zückter Trance dagesessen, als die SA unter den aufrüttelnden Klängen des Horst Wes-sel-Liedes ins Stadion einmarschierte und dann bewegungslos in Reih und Glied unter riesig langen Hakenkreuzfahnen stand. Gustav wäre am liebsten auch dieses Jahr wie-der hingefahren, aber jemand aus der Familie musste die Werke beaufsichtigen, und so schickte er wenigstens Alfried und Claus. Als sie zur Villa Hügel zurückkehrten, schrieb ihr Vater an Martin Bormann einen Brief; dieses Schreiben wurde acht Jahre später in den Trümmern der Reichskanzlei in der Berliner Wilhelmstrasse gefunden. Nach einer Entschuldigung, dass er nicht selbst habe kommen können, berichtete Gu-stav stolz:

... Unsere beiden Söhne kamen tiefbewegt aus Nürnberg zurück. Ich bin hoche-reut, dass sie diese gewaltigen und unvergesslichen Eindrücke sammeln konnten. Aus eigener Erfahrung weiss ich, dass man nur in Nürnberg den Zweck und die Kraft der Bewegung begrüssen kann, und ich bin deshalb doppelt froh über das Fundament, das für unsere Söhne auf diese Weise sichergestellt wurde⁴².

Bei der Prominenz der «Bewegung» waren Geburtstage stets Anlass zu besonderen Festlichkeiten oder Ehrungen; einmal bekam Gustav bei dieser Gelegenheit von Hitler das Goldene Parteiabzeichen verliehen – den höchsten Orden, den ein Zivilist im Drit-ten Reich erhalten konnte. Um sich zu revanchieren, arbeiteten die Krupps allabendlich wie besessen am Entwurf für ein Geschenk zum fünfzigsten Geburtstag Hitlers. Die Frucht ihrer Mühen war ein Möbelstück: ein ausgefallenes Exemplar von Tisch, das Gustav und Alfried am 20. April 1939 ihrem Führer in seinem Berchtesgadener Berg-hof feierlich überreichten. Im Gegensatz zu dem Krupp-Bormann-Briefwechsel – des-sen historischer Wert mit zunehmendem Alter des Tausendjährigen Reichs steigen sollte – überlebte dieses Geschenk nicht die Bomben der Kriegszeit. Es existieren je-doch noch Bilder von der Überreichung, und die *Krupp-Nachrichten* vom 15. Mai 1939 beschrieben den Tisch bis in die kleinste Einzelheit. Er war aus dunkler Eiche gearbeitet und mit Hakenkreuzen und Eisernen Kreuzen aus Kruppschem Enduro-KA-2 besetzt. In die Platte war ein Zitat aus *Mein Kampf* eingelassen, und wenn man auf zwei Löwen aus rostfreiem Stahl drückte, öffnete sie sich und gab ein so glänzend poliertes metallenes Basrelief frei, dass es einem fast die Augen blendete: ein Abbild des schäbigen Gasthofs *Zum Pommer* in Braunau am Inn, wo der kleine Sohn von Alois Hitler, vormals Schicklgruber, ein Jahr vor Fritz Krupps formeller Vorstellung vor Wilhelm II. das Licht der Welt erblickt hatte. Obwohl der Führer sonst auf jede Erinnerung an seine Jugend ungehalten reagierte, war er diesmal sichtlich entzückt. Er führte einen kleinen Freudentanz auf, stemmte dann in seiner leicht femininen Art die Linke in die Hüfte und streckte schlaff die Hand aus. Gustav gestattete sich nicht oft ein Lächeln, jetzt aber kicherte er; auf den unscharfen Fotos sieht er aus wie ein ver-jüngter alter Zwerg. Alfried macht dagegen einen gänzlich anderen Eindruck. Lang aufgeschossen und nüchtern, in schlichter und enganliegender Kleidung – entspre-chend der von seiner SS gepriesenen «Sachlichkeit» – verneigt er sich ernst und knallt die Hacken zusammen⁴³.

Das Verhältnis zwischen der Altendorfer- und der Wilhelmstrasse während der dreissiger Jahre richtig zu definieren, ist nicht leicht. Seit dem letzten Krieg ist einer

ganzen Generation von Deutschen gelehrt worden, Gustav sei ein wehrloses Opfer der Ereignisse geworden und habe «jetzt nur noch als Vollzugsorgan eines Willens fungiert, der keine Bande kannte»; seine einzige Alternative sei die Emigration gewesen, und diesen Schritt habe er nicht tun können, denn «aus diesem Schiff steigt niemand aus». So einfach aber lagen die Dinge nicht. Da war der zunehmende Einfluss Alfrieds. Da war Bertha, der die Firma schliesslich gehörte und die trotz ihrer Überzeugung, etwas Besseres zu sein als der Führer, an ihrem starken Patriotismus festhielt. Und nicht zuletzt sah Gustav immer das Beispiel Alfred Krupps vor sich⁴⁴.

Die eingesunkenen Augen des ersten Kanonenkönigs hätten gestrahlt über die *Essener Allgemeine Zeitung* vom 30. März 1938, die des fünfzehnten Jahrestags des blutigen Karsamstags gedachte, indem sie den unglücklichen Leutnant Durieux als einen sadistischen Unhold karikierte, der seine Soldaten aus französischen Anstalten für kriminelle Schwachsinnige rekrutiert hatte und sich mit ihnen am Anblick der Leichen blonder arischer Kinder weidete. Immerhin aber hatte sich Alfred bürokratischen Einmischungen Berlins widersetzt, und obwohl von Gustav ein gleiches kaum gesagt werden kann, beugte sich das Haus Krupp in den dreissiger Jahren nicht immer dem Willen Hitlers. Das festzuhalten ist wichtig, denn es zeigt, dass die grösste Industriefamilie des Landes dem Regime ungestraft trotzen konnte und es auch tat. Somit ergibt sich, dass die Krupps – der Vater wie der Sohn – den Weg, den sie einschlugen, deshalb gingen, weil sie ihn vorzogen. Es steht ausser Frage, dass sie es aus freien Stücken taten. Obwohl die Aufrüstung den grössten Profit bot, musste der Konzern über den kommenden Krieg hinaussehen. Deshalb wurde die nichtmilitärische Schwerproduktion niemals ganz aufgegeben. Trotz heftiger Einwände von Berlin baute die Firma weiterhin Lokomotiven, Brücken und Baggerausrüstungen. Göring kam ins Hauptverwaltungsgebäude, um Gustav umzustimmen, musste aber unverrichteterdinge wieder abziehen. Einem Vorstandsmitglied gegenüber bemerkte er sarkastisch: «Euer oder Geheimrat würde lieber Nachtpötte statt Kanonen machen.» Im Jahr 1938 stellte das Kabinett, mit dem Führer im Rücken, Krupp zwei Ultimaten: Die Krawa-Fabrik müsse mit der Produktion von Lastwagen aufhören und sämtliche Fließbänder auf Panzer umstellen, und die Germaniawerft solle überhaupt nur noch Kriegsschiffe bauen. Gustav sagte zu beidem nein. Um nicht das Gesicht zu verlieren, verlangte die Regierung, dass eine Kruppianer-Wohnsiedlung abgerissen und auf dem Gelände eine Rüstungsfabrik errichtet werde. Krupp antwortete abermals abschlägig. Von 1936 an bestand er sogar zwei Jahre lang darauf, einen Juden weiter zu beschäftigen, einen Elektro-Ingenieur namens Robert Waller, der schon seit zwanzig Jahren für ihn arbeitete. Nach der Kristallnacht vom 9. zum 10. November 1938, einem Pogrom, bei dem im ganzen Land die Synagogen entweiht und Juden wie Tiere gejagt wurden, verlangten Wallers Kollegen seine Entlassung. Widerwillig gab Gustav nach, liess es sich aber nicht nehmen, ihm noch acht Monate sein Gehalt zu zahlen⁴⁵.

Jeder Nazi hatte, wie Hannah Arendt mit ätzender Schärfe bemerkt hat, seinen Lieblingsjuden. Krupps Störigkeit in diesem Fall beweist nur, wie unabhängig er war, und nicht etwa, dass er gegen die antisemitische Politik der Regierung opponiert hätte. Gustav profitierte damals – und später, in weit grösserem Ausmass, auch Alfried – von

der Ausschaltung jüdischer Konkurrenz und der Möglichkeit, wertvollen jüdischen Besitz zu Schleuderpreisen zu erwerben. Das Haus Krupp erfreute sich sogar noch zwanzig Jahre nach des Führers Tod eines kleinen, aber symbolischen Gewinns aus der Kristallnacht. Nach diesem Pogrom hatte Hitler Göring befohlen, eine Zusammenkunft der Naziführer einzuberufen und die «Judenfrage» zu regeln – «ein für allemal». Von dieser Konferenz existiert noch ein stenographisches Protokoll:

Göring: Wie viele Synagogen sind tatsächlich verbrannt?

Heydrich: Insgesamt wurden im Reich 101 Synagogen durch Brand zerstört und 7'500 Geschäfte vernichtet.

Göring: Was meinen Sie mit «durch Brand zerstört»?

Heydrich: Sie sind teilweise abgebrannt und teilweise ausgebrannt⁴⁶.

Goebbels ergriff das Wort und bemerkte, es gebe ganz «neue und mannigfaltige Möglichkeiten, die Grundstücke, auf denen die Synagogen gestanden haben, nutzbar zu machen». Einige Städte wollten neue Gebäude darauf errichten, andere wünschten Grünanlagen und wieder andere Parkplätze. Bezahlen müssten das die Juden. Manche Synagogen hätten jedoch so dicke Mauern, dass sie sich nur durch mehrmalige Sprengungen niederreißen liessen, was für die arischen Nachbarn eine arge Belästigung bedeuten würde. Vielleicht könnten sie zu Museen umgebaut werden. Eine solche Synagoge stand in der Innenstadt von Essen. Seit einem Vierteljahrhundert war ihre massive Kuppel das Zentrum der jüdischen Gemeinde der Stadt gewesen. Als Alfried nach dem Krieg aus dem Gefängnis entlassen wurde, belies man zwar die alten hebräischen Inschriften auf den Aussenwänden, das Innere jedoch wurde von einem modernen Architekten umgestaltet. Am Portal hing ein Schild: *Industrieform*; die Innenräume wurden dazu benutzt, Krupps Erzeugnisse auszustellen – genauso wie es Goebbels schon 1938 gewünscht hatte⁴⁷.

Krupps grösster Fang während der unblutigen Eroberungen der dreissiger Jahre war ein Nebenprodukt der Annexion von Österreich, und der Mann, der diesen Diebstahl bewerkstelligte, war ausgerechnet Gustavs sanftmütiger Schwager. Krupp selbst war aktionsunfähig; qualvolle Zahnschmerzen hatten ihn nach Badgastein fliehen lassen. Tilo von Wilmowsky, ältestes Mitglied des fünfköpfigen Aufsichtsrats, musste für ihn einspringen. Durch sein reges Interesse für die Geschichte der Familie seiner Frau war er mit dem Manöver bereits vertraut. Beim Stöbern in alten Papieren und beim Entziffern von Alfred Krupps unregelmässiger deutscher Schrift hatte ihn die Tatsache fasziniert, dass die Berndorfer Metallwarenfabrik, jetzt Österreichs wichtigstes Metallwerk, im Jahr 1843 von Alfreds Bruder Hermann gegründet worden war. Und es dünkte den Freiherrn eine Schande, dass zwischen Berndorf und Essen keine Verbindungen existierten.

Für kurze Zeit hatte eine Fusion im Bereich der Möglichkeiten gelegen. Hermanns Sohn Arthur war kinderlos geblieben; in den zwanziger Jahren hatte er ein Testament aufgesetzt, das Berthas zweiten Sohn zu seinem Erben bestimmte. Zum Pech von Claus konnte jedoch der Vetter seines Grossvaters bei seinem Tode überhaupt niemandem etwas hinterlassen. Das Werk in Berndorf hatte 1927 falliert und war in neue Hände übergegangen; die Firma gehörte jetzt anonymen österreichischen Aktionären. Claus, der in Vorbereitung auf seine scheinbar so glänzende Zukunft in Krupps Grusonwerk

zu arbeiten angefangen hatte, setzte seine Ausbildung zwar weiter fort, aber sie schien jetzt Zeitvergeudung. Sofern kein Wunder eintrat, war diese Zukunft zum Scheitern verurteilt.

Tilo brachte das Wunder zustande – mit Hilfe der Wehrmacht. Am 3. Februar 1937, also über ein Jahr vor dem «Anschluss», war er in Berlin und legte Claus' Fall der Naziführung dar.

Lieber Taffy [schrieb er von seinem Gut aus an Gustav], ich sprach heute mit Staatssekretär [Hans] Lammers. Er wird sich bemühen, möglichst in der übernächsten Woche einen Empfang beim Führer zu veranlassen. Ich habe ihm gesagt, dass Du ihn einmal wegen der Möglichkeit des Erwerbs einer österreichischen Beteiligung und ferner wegen Herrn Goerdeler sprechen wolltest. Ich habe ihm gleichzeitig nahegelegt, doch wenn irgendmöglich, den Empfang zu beschleunigen, da Dir sehr viel an einer endgültigen Erledigung der Angelegenheit gelegen sei und der Führer Dir selbst eine Besprechung in Aussicht gestellt habe. Du sagtest mir, dass Du Montag, den 8., hier wärest. Ich könnte ja dann alles Nähere Dir mündlich mitteilen.

Herzlichen Gruss von
Deinem getreuen Lwo
L. Wilmowsky⁴⁸

Man wünscht sich, es gäbe eine Tonbandaufnahme von der Unterredung zwischen Tilo und Gustav an jenem Montag, denn diese kurze Mitteilung liefert den ersten Beweis dafür, dass die Krupps, als einzige von den 69'642'000 Privatbürgern des Reichs Zugang zu den vertraulichsten Unterlagen des geheimen Kabinettsrats hatten. Ausser unter *einer* Bedingung hätte Hitlers Intervention für Krupps Sohn nämlich nichts erreichen können und sogar für ihn eine eklatante Verletzung diplomatischer Spielregeln bedeutet – nämlich dass die Karte von Europa dergestalt umgezeichnet würde, dass die Berndorfer Fabrik innerhalb der Grenzen des Reichs zu liegen käme. Soweit die Welt wusste, bestand darauf keine Aussicht. In dem vor sieben Monaten unterzeichneten deutschösterreichischen Abkommen war Wiens Souveränität von Berlin anerkannt worden, und der Führer hatte versprochen, das südöstliche Nachbarland in Frieden zu lassen. In geheimen Klauseln hatte Dr. Kurt von Schuschnigg jedoch die Ostmärkischen Sturmscharen verraten, jene patriotische Organisation, die sich Österreichs Unabhängigkeit aufs Panier geschrieben hatte und die von ihm selbst gegründet worden war. Um Hitler zu besänftigen, hatte er eingewilligt, die wegen politischer Straftaten verurteilten Nazis zu amnestieren und ihnen Ämter mit «politischer Verantwortung» zu geben. Unter Arthur Seyss-Inquart, dem Führer der österreichischen Faschisten, planten die Wiener SA-Leute das ganze Jahr 1937 hindurch, das Land durch Bombenattentate und tägliche Demonstrationen zu erschüttern, dann im Frühling 1938 die Hakenkreuzfahne zu hissen und die offene Rebellion zu erklären. Von all dem war die Rede in Rudolf Hess' Anweisungen an Seyss-Inquart, wobei er versprach, ehe ein Schuss abgegeben werden könne, würde sich die Wehrmacht einschalten, um zu verhindern, «dass deutsches Blut durch Deutsche vergossen» werde. Österreich würde dem Reich angegliedert werden. Dann konnte der Führer sein Versprechen gegenüber Krupp einhalten; Claus würde bekommen, was die Familie als sein Geburtsrecht betrachtete⁴⁹.

Und genauso kam es. Am 12. März 1938 setzten sich des Führers Soldaten in Marsch. Schuschnigg brach zusammen; die beiden Länder wurden zum «Grossdeutschen Reich» vereinigt; schaftstiefeltragende Wiener Nazis packten Juden am Kragen und führten sie ab zum Schrubben von SS-Latrinen; Baron Louis de Rothschilds Palais in der Plösslgasse wurde geplündert – später kaufte er sich aus Österreich frei, indem er seine Stahlfabriken den Hermann-Göring-Werken übereignete und Tilo erinnerte Berlin höflich daran, dass Krupp als einer der Sieger auch Anspruch auf eines der Beutestücke habe. Am 2. April erhielt er Antwort von Wilhelm Keppler, den er als Organisator des «Freundeskreises der Wirtschaft» kannte, einer Gruppe von Unternehmern, die Heinrich Himmler verehrten und seiner «arischen» Forschung Millionen zuschossen. Keppler war frischgebackener Reichskommissar für Österreich. Er liess wissen, er habe «mit Feldmarschall Göring gesprochen und dieser hatte keine Bedenken dagegen, dass Ihre Firma die Aktienmehrheit obenerwähnter Firma übernimmt. Ich werde die Angelegenheit voraussichtlich heute noch hier im Handelsministerium erörtern ... Der Transfer von gebündelten Aktien wurde durch einen Erlass des Reichswirtschaftsministers gestoppt; auf diese Weise wurden sie nicht mit unerwünschtem *fait accompli* konfrontiert». Die Verhandlungen zogen sich bis Ende Juni hin. Es mussten erst drei weitere deutsche Firmen, die an der Fabrik interessiert waren, abgewimmelt werden. In Essen wurde die Berndorfer Akte immer dicker vor lauter Durchschlägen von bissigen Briefen zwischen NS-Funktionären («Ich sagte Ihnen doch bereits, Staatssekretär Keppler hat mich informiert, dass Feldmarschall Göring Herrn Krupp versprochen habe ... die Aktien der Berndorfer Metallwarenfabrik dürften nur an ihn verkauft werden»); ausserdem enthielt die Akte Gustavs Klagen über sein entzündetes Zahnfleisch und seine Kur («... sind die Bäder immer etwas anstrengend») und Erklärungen an ihn, dass die Kreditanstalt-Bank, die Berndorfs Aktionäre vertrat, impertinenterweise Einwände gegen die Liquidation erhebe. Im Sommer wurde dann der erzwungene Verkauf endlich perfekt gemacht – Krupp bezahlte achteinhalb Millionen Reichsmark für ein Werk, das, laut Essens eigenem Bilanzbogen, siebenundzwanzig Millionen wert war⁵⁰.

Im Vergleich zu Alfrieds späteren unredlichen Erwerbungen war dies aber nur ein Bagatelldiebstahl. Immerhin bedeutete es ein Omen und zeigt, welche Risse das moralische Gebälk von Deutschlands privilegierten Schichten seit 1914 bekommen hatte. Zwei Jahrhunderte lang war jegliches Plündern nach dem preussischen Ehrenkodex als Verbrechen angesehen worden; nachdem Napoleon Hohenlohe und Rüchel bei Jena besiegt hatte, froren die geschlagenen deutschen Truppen lieber den strengen Winter 1806/07 hindurch, als dass sie Holz in Privatwäldern schlugen. Tilo von Wilmsky war in dieser Tradition erzogen worden. Dennoch sah er in der Konfiszierung österreichischer Spargelder kein Unrecht. Die Nazis bemühten sich bekanntlich, alte deutsche Volkslieder wieder populär zu machen, und in jenem Jahr wurde im Ruhrgebiet «Und im Wald, da sind die Räuber» besonders beliebt. Die Kruppianer sangen es heiter; keiner von ihnen fand den Text höhnisch. Schliesslich war die Neuerwerbung doch etwas, worauf man mit Grund stolz sein konnte. Nachdem die österreichische Fabrik auf Waffenproduktion umgestellt und Görings Vierjahresplan angepasst worden war, schrieb Wilhelm Berdrow, der damalige offizielle Familienchronist: «... Der Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich im März 1938 hatte in Bezug auf die

Firma Krupp das erfreuliche Ergebnis, dass ein altes, von den Brüdern Krupp [sic!] gegründetes Werk ... in die Gemeinschaft der Kruppschen Unternehmungen zurückkehrte». Und das sah folgendermassen aus: Da Claus bei der Luftwaffe diente, übernahm Bertha alle Vollmachten; bis zu seinem tödlichen Absturz am 10. Januar 1940 über dem Hürtgenwald beim Testen einer neuen Sauerstoffmaske für Höhenflug fungierte Claus als ihr Vizekönig und verbrachte seine Urlaube im Berdorfer Hauptbüro – ein kleiner Oberleutnant, der einem Multimillionen-Mark-Konzern Vorstand⁵¹.

Dass von Alfred erwartet oder es ihm auch nur gestattet wurde, seine eigene Vaterlandsliebe an der Front zu beweisen, daran war natürlich nicht zu denken. Der Tod von Claus hat die ihm übertragene Last nur noch vergrössert. Seit Hitler den Vertrag von Versailles für ungültig erklärt hatte, war diese Last in beunruhigendem Tempo gewachsen. In den drei Jahren vor dem Losrollen des Molochs aus Kruppstahl in Richtung Warschau, während der Konzern das Reich bewaffnete und Bunkertore, Panzertürme und MG-Montierungen für den Westwall baute, hatte Gustav überall im immer grösser werdenden Grossdeutschland Besitz aufgekauft. Zeitgenössische Wirtschaftsschriftsteller beschrieben den gigantischen vertikalen Konzern als eine «Krake», und dieser alte Ausdruck, wie ihn Sozialkritiker zu Anfang des Jahrhunderts gern verwendet hatten, passte auch jetzt noch. Die umgebaute Gussstahlfabrik – ein Konglomerat aus 81 Einzelfabriken – blieb weiterhin das Herz des Ungeheuers. Zusammen mit den Werken im angrenzenden Borbeck bildete sie einen tropfenförmigen Fleck auf der Landkarte des Ruhrgebiets. Von hier strecken sich nach allen Richtungen unsichtbare Fühler aus. Abgesehen von den ihr ganz gehörenden Tochterwerken in Rheinhausen, Magdeburg, Hamm, Annen und Kiel hatte die Fried. Krupp AG beherrschende Aktienanteile an 110 Firmen, zu denen beispielsweise auch die Skoda-Werke gehörten, und grosse, oft genug den Kurs des Unternehmens bestimmende Anteile an 142 weiteren deutschen Betrieben. Nichts konnte an dieser Dominanz rütteln – nicht einmal der Konkurrenzkampf, denn ein eigens vom Regime ernannter und von Gustav geführter Ausschuss des Reichsverbands hatte dringend nahegelegt, die Zugehörigkeit zu bestehenden Kartellen für alle Unternehmer obligatorisch zu machen, und zwar mit der Begründung, dass eine freie Wirtschaft die deutsche Industrie ruinieren könne. Selbst die Nazis waren vor einem solchen Schritt zurückgeschreckt. Aber die Schlotbarone hatten Druck angewandt, und die Regierung war gezwungen gewesen, nachzugeben. Inzwischen hatte man zwei solcher Zwangskartellgesetze erlassen. Sie wurden als Notstandsmassnahme umschrieben; doch im Dritten Reich hatten Notstände die Tendenz, Dauerzustände zu werden, und diese beiden Verordnungen gingen auch prompt in das reguläre Gesetzbuch ein⁵².

Auch in nahezu jedem anderen europäischen Land verrussten Berthas Schornsteine den Himmel, von Belgien bis Bulgarien, von Norwegen bis Italien. Ihr reinvestierter Rüstungsgewinn hatte ihr über die Hälfte des Aktienkapitals von 41 ausländischen Werken und grosse Anteile an 25 weiteren eingebracht. Es gab Tausende von Krupp-Erzgruben und Krupp-Kohlenzechen, einige mit Schächten, die sich tausend Meter tief in die Erde bohrten. War ein Unternehmen der Schwerindustrie profitabel und in deut-

schem Besitz, dann durfte man damit rechnen, dass es Bertha Krupp gehörte. Ausserdem besass sie mehrere Hotels, eine Gruppe von Banken, ein Zementwerk und – und für den Fall, dass die industrielle Revolution aufgehoben und die Uhr um zwei Jahrhunderte zurückgedreht würde – eine Reihe von Landgütern, die genügend Korn und Vieh hervorbrachten, um die Familie drei Generationen lang zu ernähren. Gustav konnte seiner Frau also versichern, dass, was immer auch aus Hitlers Reich werden mochte, ihre Nachkommen es überleben würden⁵³.

Trotz seines Faibles fürs Detail konnte Gustav das alles nicht mehr allein leiten. Gleich dem Präsidenten der Vereinigten Staaten hatte er eine Verfassung (das Generalregulativ von 1872), einen Stab von persönlichen Referenten (den Aufsichtsrat), ein Kabinett (den Vorstand), ein Subkabinett (die Prokura) und einen Kongress (Bertha). Nach Berlin fuhr er jetzt fast nur noch, um den Führer zu besuchen. Desgleichen wurden die Einladungen in die Villa Hügel beschränkt auf Hitler, Mussolini, ein paar Japaner, hohe NS-Würdenträger und bestimmte ausgewählte Generale und Admirale. Krupp stand den Förderern und Vernichtern von Karrieren so nahe, dass ein Offizier, der zum erstenmal nach Essen gebeten wurde, sicher sein durfte, es winkten ihm eine Beförderung und ein wichtiger Auftrag. Gustavs Anwesenheit bei einer nationalsozialistischen Feier verlieh dieser automatisch besonderen Rang, und wie alle grossen Tiere musste er Mittel und Wege ersinnen, sich vor minderen Ehren zu drücken. Hier kam ihm seine Schulung im preussischen Staatsdienst sehr zustatten. Er schickte Vertreter, und die Bedeutung einer Gruppe oder Organisation liess sich an der Macht des Krupp-Direktors abschätzen, der Gustavs Platz am Haupttisch einnahm.

Im Herbst 1938 wollte der Beauftragte für den Vierjahresplan vor einer in Düsseldorf tagenden Konferenz von Eisen- und Stahlmagnaten eine Ansprache halten. Wie immer sein Terminplan auch aussehen mochte, der Prinzgemahl musste dorthin. Görings Stern, so hoch er schon stand, stieg immer höher; vor ein paar Monaten war der dicke Hermann zum Feldmarschall ernannt und ausserdem zum Wirtschaftsdiktator des Reichs gemacht worden. Im letzten Moment teilte er der Tagung jedoch mit Bedauern mit, er könne nicht kommen, und natürlich sagte nun auch Krupp ab. Dennoch sollte es ein wichtiges Treffen werden. Görings Leute wollten des Vaterlands jüngste wirtschaftliche Leistungen Revue passieren lassen. Am 4. November versammelten sich die Industriellen in herzlicher und gehobener Stimmung. Sie wussten, noch ehe die Redner es ihnen bestätigten, dass sie ihre Sache gut gemacht hatten. Schliesslich waren sie die Hauptgewinnler der Rüstungskonjunktur. Ihre Bilanzen brachen alle Rekorde. In diesem Jahr hatten die Grossindustriellen fünf Milliarden Mark eingenommen und in Banken deponiert (die Gesamteinlagen in Deutschlands Sparkassen betragen nur zwei Milliarden), und seit ihrer letzten Jahresversammlung hatten sich allein bei Krupp die Waffenaufträge um hundert Prozent gesteigert. Und am Horizont zeigten sich keinerlei Wolken. Im Gegenteil: In Zukunft würden die Fabriken nicht nur streikfrei sein – die Unterwerfung der Arbeiter war von den Vierjahresplan-Vollstreckern durch Schaffung einer gesetzlichen Grundlage für einen allgemeinen Arbeitszwang vollendet worden. Jeder würde dort arbeiten müssen, wohin man ihn dienstverpflichtet hatte. Fernbleiben vom Arbeitsplatz wurde sehr schnell mit empfindlichen Geld- oder Gefängnisstrafen geahndet⁵⁴.

Angesichts dieser grossartigen Aussichten gab es in Düsseldorf nur einen Missklang. Bei Gustavs Abgesandten handelte es sich zwar um seine beiden vertrautesten Vertreter, aber scharfäugigen Schlotbaronen fiel auf, dass sie in getrennten Wagen gekommen waren und während der Tagung einander ignorierten. Der eine von ihnen war Alfried, der nach Beendigung seiner langen Lehrzeit jetzt dem Krupp-Vorstand als Vollmitglied angehörte. Der andere war ein fünfzigjähriger korpulenter Mann namens Ewald Oskar Ludwig Löser, der Göring verblüffend ähnlich sah. Löser galt als Industriegenie; er war erst knapp fünfzehn Monate in der Firma, hatte sich aber schon im ganzen Ruhrgebiet den Ruf erworben, seit dem Ausscheiden von Hanns Jehncke nach Fritz' Selbstmord der begabteste Krupp-Mann zu sein. Er war Direktor von neun Gesellschaften des Konzerns und der Dynamo von zehn Zweigfirmen.

Aussenstehende nahmen an, die Spannung zwischen den beiden beruhe auf einer innerbetrieblichen Fehde, einem Kampf um die Macht, die dem alternden Gustav langsam aus den Händen zu gleiten begann. Zum Teil stimmte das. Alfried war zwar noch Berthas Legatar, aber gerade in dieser Beziehung plagten ihn Sorgen. Seine Mutter hatte sich seiner Ehe mit einer geschiedenen Frau heftig widersetzt. Es bestand tatsächlich die Möglichkeit einer Enterbung, in welchem Fall der dynamische Löser Gustavs Nachfolger werden konnte. Doch die beiden Krupp-Delegierten der Düsseldorfer Konferenz wären sich auch ohnedies nicht grün gewesen. Es stand etwas zwischen ihnen. Was, das vermochte Alfried nicht zu sagen. Später, in einem für ein amerikanisches Vernehmungsteam geschriebenen Affidavit, erklärte er: «Ich selber konnte keinen Einfluss auf Löser ausüben, weil ich ja der jüngere war, und wahrscheinlich erkannte ich damals – bis etwa 1941 – seine Geschäftspolitik nicht in ihrer vollen Tragweite ... Mir war klar, dass in Lösers Abteilungen die alten Krupp-Traditionen bereits in grossem Ausmass geschwunden waren ... Lösers Stellung bei Krupp wurde ausserordentlich stark ... Er galt inner- wie ausserhalb der Firma als der wahre Repräsentant des Krupp-Konzerns⁵⁵.»

Die Sache hatte aber persönlichere Gründe. Alfried und Löser waren nicht nur konträre Persönlichkeiten, sondern hatten auch sehr verschiedene Weltanschauungen, und diese Unterschiede hatten den älteren der beiden auf einen gefährlichen Weg geführt. Alfried war das natürlich nicht bekannt. Er hätte für dieses Wissen sehr viel gegeben, denn damit wäre es ihm möglich gewesen, seine Probleme zu lösen – seinen Rivalen zu erledigen. Paradoxerweise hing Lösers geheimes Handikap unmittelbar mit seiner Anwerbung durch Krupp zusammen. Im Bewusstsein des dunklen Schattens, der von seiner Frau über die Zukunft Alfrieds geworfen worden war, hatte sich der alternde Gustav nach einem Mann mit überragenden unternehmerischen Fähigkeiten umgeschaut. 1937 war er auf Tilos Gut mit Carl Goerdeler bekannt geworden. Stark von ihm beeindruckt, hatte er ihn gebeten, in seine Firma einzutreten. Dieses Angebot hatte ein unangenehmes Nachspiel: Der Führer erhob dagegen Einspruch. Und zwar ohne Angabe von Gründen, obwohl er einen sehr guten hatte: Goerdeler war vor Kurzem aus Protest gegen die Zerstörung des Mendelssohn-Denkmal's von seinem Posten als Oberbürgermeister von Leipzig zurückgetreten⁵⁶.

Als Krupp ihm stotternd erklärte, er müsse sein Angebot leider zurücknehmen, erwiderte Goerdeler höflich, er möge die Angelegenheit vergessen.

Er habe sowieso andere Pläne. Hätte er sich näher darüber ausgelassen, hätte Gustav als treuer Nationalsozialist ihn anzeigen müssen. Der Ex-Oberbürgermeister hatte nämlich eine Reise nach England, Frankreich und Amerika vor, um die Staatsoberhäupter dieser Länder zum Kampf gegen den Hitlerismus aufzurütteln. Nach einem Staatsstreich wollte er selbst Reichskanzler werden. Das war der Beginn jener seltsamen Intrige, die sechs Jahre später in dem Attentat auf den Führer kulminieren sollte. Der Anschlag war bereits ausgearbeitet und sah auch ein Schattenkabinett vor. Krupp jedoch, der davon keine Ahnung hatte und sich dem Mann gegenüber verpflichtet fühlte, den der unerforschliche Führer zu demütigen geruhte, entschuldigte sich weiter. Und er fragte Goerdeler sogar, ob er ihm nicht andere vielversprechende Leute empfehlen könne. Goerdeler nannte ihm einen Namen – Ewald Löser. Dieser war in Leipzig einer der ihm untergebenen Bürgermeister gewesen. Krupp lernte Löser kennen und war von ihm sofort angetan. Hitler liess diese Wahl durchgehen. Der Lapsus war verständlich. Denn nur Goerdeler, der ihn Gustav empfohlen hatte, wusste, dass Löser eine Schlüsselfigur in dem Schattenkabinett war, das nach der Beseitigung des Führers gebildet werden sollte. Und Lösers Eintritt in Essen änderte nichts an seinen Absichten. Der hellste Stern in der Konstellation der Krupp-Direktoren, der Bedroher von Alfrieds Zukunft, war so treulos geworden, wie es ein Deutscher in den dreissiger Jahren nur werden konnte – er war sogar bereit, an der Ermordung Hitlers mitzuwirken⁵⁷.



Kapitel 16

Es ist eine Ehre, SS-Mann zu sein

Der letzte der Krupps war am 13. August 1928 majorenn geworden – zwei Jahre, nachdem die Firma Koch und Kienzle die Entwürfe für die neuen Panzer des Reichs fertiggestellt hatte, und rund anderthalb Jahre, bevor sein Altersgenosse Horst Wessel auf einer Berliner Strasse ermordet wurde. Die Perspektive ist wichtig. Nach dem Nürnberger Prozess erzählte nämlich ein Krupp-Sprecher der ausländischen Presse, Alfried sei während des Zweiten Weltkriegs ein irregeleiteter Jüngling gewesen, und diese Erklärung wurde weitgehend akzeptiert; John J. McCloy äusserte bei Alfrieds Freilassung, es bestünden «berechtigte Zweifel, ob er für die Politik der Krupp-Gesellschaft verantwortlich gewesen ist, in welcher er eine eher untergeordnete Position bekleidete¹». In Wirklichkeit aber war er ein Jahr älter als General Telford Taylor, der die Anklage gegen ihn geführt hatte. Er gehörte der Generation Martin Bormanns, Heinrich Himmlers und Reinhard Heydrichs, des «Henkers», an. Baldur von Schirach, Gauleiter von Wien und Reichsjugendführer, war genauso alt wie er und Adolf Eichmann nur ein Jahr älter.

«Es waren die Zeiten. In ihren Zwanzigern waren sie eben alle Idealisten», sinnierte nach dem Krieg ein älterer Freund der Familie Krupp. Alfried hatte sich schon früh für die Nazis entschieden. Als Gustav gerade erst anfang, sich zu überlegen, ob es vorteilhaft wäre, sich mit dem Vermögen der Familie hinter Hitler zu stellen, leistete sein Sohn der Bewegung bereits von seinem Taschengeld Zuschüsse. Noch dazu hatte er sich mit ihrem schwärzesten Flügel identifiziert. «Im Sommer 1931», schrieb Otto Dietrich drei Jahre später, «beschloss der Führer plötzlich, sich systematisch auf Kontakte mit einflussreichen Industriemagnaten zu konzentrieren», und um diese Zeit – also noch ein Jahr, bevor Eichmann der Schutzstaffel beitrat – wurde Alfried «Förderndes Mitglied der SS». Er studierte damals an der Technischen Hochschule in Aachen. Für seine monatlichen Beiträge und seinen Treueid gegenüber der SS erhielt er ein Abonnement auf die Zeitschrift der Organisation, eine numerierte Hakenkreuzbinde mit der kreisförmigen Aufschrift «Dank der SS für treue Hilfe in der Kampfzeit» und ein Mitgliedsbuch, in dem ein aufrüttelndes Gedicht vom Reichsführer SS Himmler stand:

Es ist eine Ehre, SS-Mann zu sein,
Es ist eine Ehre, Förderndes Mitglied zu sein;
Tue jeder weiter seine Pflicht,
Wir SS-Männer und ihr Fördernden Mitglieder,
Jeder an seiner Stelle:
Und Deutschland wird wieder gross werden².

Alfrieds NSDAP-Nummer war hoch: 6 989 627. Er trat der Partei erst 1938 bei, als des Führers Macht konsolidiert war. Vielleicht hatte der Sohn die Entscheidung seines Vaters oder aber die Unterdrückung der Mittelstandssozialisten abwarten wollen. Was auch immer der Grund gewesen sein mag, er ist unwichtig; seine getreue Hilfe für die

kampfbereit angetretene SS im Jahr 1931 rückt ihn eindeutig in die Avantgarde der Bewegung. Genauso steht fest, dass er auf seinen Status als «alter Kämpfer» stolz war. Er steuerte Himmler weiter Geld bei, bis zum Ausbruch des Kriegs, als die Gruppe der SS, der er angehörte, aufgelöst wurde. Inzwischen war er mehreren anderen nationalsozialistischen Organisationen beigetreten, darunter auch dem NS-Fliegercorps. Claus' Begeisterung für die Fliegerei hatte abgefärbt; nur zog Alfried eine Parteiformation der Luftwaffe vor. Und er machte sich nicht schlecht: Innerhalb von sechs Jahren avancierte er vom NSFK-Sturmführer zum NSFK-Standartenführer³.

Dabei sah man ihm den Nazi nicht an. Er ähnelte äusserlich stark Alfred dem Grossen, hatte dessen schmalen Kopf, hohe Stirn, Adlernase, eingefallene Wangen, spöttischen Mund und langes, hageres Gesicht. Die beiden glichen sich auch in anderer Beziehung: Sie waren zurückhaltend, einsam, steif und verschlossen. In mancher Hinsicht kennen wir Alfred allerdings besser, weil er eben von einem Schreibzwang besessen war. Alfried dagegen brachte nur selten ein Wort zu Papier, das nicht unbedingt nötig war. Und wenn man auch meinen möchte, sein Nazitum hätte sich äusserlich manifestieren müssen – wie etwa bei Otto Skorzeny, einem weiteren von Alfreds Altersgenossen, in dem eiskalten Blick und dem vorgeschobenen Kinn –, so war nichts davon zu bemerken. Er hatte weder Paukschmisse, noch trug er ein Monokel; er knallte nur selten die Hacken zusammen und trug keinen preussischen Militärhaarschnitt; meist hätte er sogar dringend einen Friseur nötig gehabt. Sein Handschlag war nicht eben markig und seine Art Fremden gegenüber schweigsam, nervös, vorsichtig. Er lächelte immer nur in den Mundwinkeln, verzog kaum die leicht herabhängende Unterlippe. Am erstaunlichsten von allem aber waren seine Augen: Matt, farblos und so unruhig, als trüge er schlechtsitzende Haftschalen.

Sir William Elliot, der englische Flieger, lernte ihn im Haus eines gemeinsamen Bekannten kennen und bemerkte später, Alfried habe so gar nicht seiner Vorstellung von einem preussischen Schlotbaron entsprochen⁴. Tatsächlich wirkte seine unterbetonte, unpersönliche Art eher englisch als preussisch. Das war auch nicht ganz unlogisch. Die Anglophilie des deutschen Adels hatte das Jahr 1918 überstanden. Gustav hatte Claus und Berthold nach Oxford geschickt. Tilo von Wilmowskys Sohn Kurt bereitete sich vor, ihnen dorthin zu folgen, und Barbara Krupp-Wilmowsky trug bei ihren Nachmittagspaziergängen ein englisches Tweedkostüm, ein mausgraues Halstuch, einen weichen Filzhut, breite Schuhe und einen derben Stock, und wenn sie heimkam, trank sie Tee. Barbaras berühmtester Neffe hätte glattweg als Brite gelten können. Mit seinem knochigen Pferdegesicht mochte man Alfried etwa für einen engagementlosen englischen Schauspieler oder einen exzentrischen Provinzbuchhalter ansehen. Denn nach blauem Blut sah er nicht aus. Irgendetwas fehlte: Ein gewisser Elan, eine Ausstrahlung von Selbstsicherheit, und es war ihm auch nicht vergönnt, diese Eigenschaften je zu erwerben. Das ist seltsam, denn seine späteren Leistungen, die in gewisser Weise noch jene Alfreds übertrafen, liessen das Vorhandensein eben dieser Eigenschaften vermuten. Überhaupt: Je tiefer man Alfried analysiert, umso deutlicher wird man der heftigen Widersprüche in ihm gewahr. Er passt in keine Schablone, war

also beinahe einer jener geheimnisvollen Leute, die Vorkriegsjournalisten gern als «die Männer, die niemand kennt», bezeichneten.

Vielleicht hat wirklich niemand Alfried gekannt. Einer seiner Brüder sagte einmal zum Verfasser dieses Buches: «Er hat enorme Beherrschung. Es ist selbst für mich nicht immer leicht, Kontakt zu ihm zu finden.» Er selbst äusserte sich nach dem Krieg einem Bekannten gegenüber: «Wissen Sie, ich habe kein enges Verhältnis zu meinen Brüdern und Schwestern, abgesehen von Waldtraut, und die lebt ja jetzt in Argentinien.» Einer seiner ältesten Freunde war bestürzt über das Wiedersehen in dem Jahr, nachdem das Landsberger Kriegsverbrechergefängnis Nr. 1 Alfried entlassen hatte. Die beiden Männer hatten sich zum letztenmal im Januar 1942 in Berlin gesehen. Seitdem waren zehn ereignisreiche Jahre vergangen; mehr Gesprächsstoff hätte es gar nicht geben können. Doch als Alfried ins Zimmer kam, nickte er nur kurz. «Oh, guten Tag», war alles, was er sagte⁵.

Inzwischen war er *der* Krupp geworden – mit dem Recht, über seine Zeit und sein Vermögen nach eigener Lust und Laune zu verfügen. Seine Vorlieben und Steckenpferde sind aufschlussreich. Fast über den gesamten Grund von Villa Hügel zieht sich kurzgeschorener Rasen in gleichmässigen Wölbungen und Senkungen hin; die eine Ecke aber grenzt an eine dichtbewaldete kleine Schlucht, und dort, so weit weg wie möglich von dem grossen schlossartigen Kasten, baute sich Alfried ein 15-Zimmerhaus. Abgeschlossenheit wurde durch Stacheldraht und ein bemanntes Pfortnerhäuschen garantiert. Hier lebte er still mit fünf Dienstboten, verbrachte seine Abende meist allein mit schottischem Whisky, Marke White Horse, und Unmengen von Camel-Zigaretten aus einem ziselierten goldenen Etui. (Das Kettenrauchen hatte er sich Anfang der dreissiger Jahre angewöhnt.)

Er ging nie zur Kirche. Er besuchte keine Konzerte. Er las selten ein Buch. Philanthropie ödete ihn an. Dennoch gab er viel Geld aus. Seine Nachmittage und Abende gehörten kostspieligen Hobbies – dem Segeln auf seiner zwanzig Meter langen Jacht von seinem Schlupfwinkel auf Sylt aus, dem Herumfliegen in seiner privaten Düsenmaschine, dem Umspielen von Schallplatten mit klassischer Musik auf Tonband und dem Auswerten der Fotos und Filme von seinen Reisen. Letzteres artete bei ihm in regelrechte Arbeit aus, vor allem wenn er die Filme in seinem reichausgestatteten Heimlabor mit einer eigenen Tonspur versah; sein pedantisch genau geführtes Dunkelkammerbuch zeigt, dass er einmal für einen einzigen Film 522 Stunden opferte. Kam er von einer Auslandsreise zurück, stellte er seine Farbbilder in Buchform zusammen und liess sie in Auflagen von vierhundert Exemplaren drucken. Die Bände kosteten ihn pro Stück rund 150 Mark, und sie wurden kostenlos an die Staatschefs und Minister der abgebildeten Länder verteilt, das heisst also an potentielle Kunden. Wie schon seine Taufe im Jahr 1907 waren sie gut fürs Geschäft³.

Gute Fotos waren es deshalb aber noch lange nicht. Ausgerüstet mit den besten deutschen Kameras und in ihrer Benutzung geschult von Experten, ging Alfried auf Motivsuche. Am Tadsch Mahal stellte er sich hin, schaute auf seinen Belichtungsmesser, machte «klick» – und hatte eine banale Postkartenansicht geschossen, wie man sie überall in Delhi für ein paar Annas kaufen kann. In Ägypten pirschte er sich an die Sphinx heran, stellte seine Skalen und Knöpfe ein, drückte auf den Auslöser – und

brachte als Jagdbeute ein Bild mit heim, wie man es schon tausendmal gesehen hat. Seine Filme litten an dem gleichen Mangel. Ein Safaristreifen, aufgenommen aus einem fahrenden Auto, zeigt einen Löwen. Auf der Tonspur identifiziert Alfrieds nüchterne Stimme das Tier als einen Löwen. Und das ist alles. Nichts von seinen Empfindungen, nichts vom Element der Aufregung, ja nicht einmal etwas von der Geschwindigkeit des Wagens. «Sachlichkeit» – der Reichsführer SS hätte seine Freude gehabt.

Fast alle seine Bilder hatten eines gemeinsam: die Abwesenheit von Menschen. In der Kunst hielt er sich genauso wie im Leben von der Menge fern. Man sinniert über seinen Fotos von japanischen Landschaften, siamesischen Tempeln, den Bade-Ghats in Benares, Sonnenuntergängen auf Ceylon – und gänzlich unerwartet erscheint dann doch ein Mensch: Es ist Alfried selbst, und zwar in einem ungewöhnlichen Eigenporträt: Zwischen lauter Spiegeln stehend, erzeugt er das verblüffende Bild von zahllosen sich in der Ferne verlierenden Alfrieds, die eine Hälfte von ihnen mit dem Gesicht zur Kamera, die andere abgewandt – eine bildnerische Allegorie seiner globalen Anwesenheit, die, da imaginativ, alle vorherigen Beurteilungen von ihm umwirft⁷.

Die Metapher geht noch weiter. Jedes Bild, aus dem uns Alfried ansieht, hat sein Gegenstück. Er hatte nichts Geniales. Und doch war er nicht unbegabt. Er war keine Persönlichkeit. Aber als die Engländer im Jahr 1945 führende Ruhrindustrielle in Recklinghausen einsperrten, wählten die Häftlinge sogleich Alfried zum Lagerältesten. Er schien wenig Entschlusskraft zu haben. Dabei traf er ein Vierteljahrhundert lang alle grösseren Entscheidungen im Konzern, und er schlichtete auch die Differenzen zwischen seinen jüngeren, aber keineswegs mehr jungen Geschwistern. Obgleich ein introvertierter Typ, führte er ein abenteuerliches Leben. In der ersten Zeit des Naziregimes war er ein tollkühner Flieger; dreissig Jahre später brauste er in seinem sondergefertigten Sportwagen wie ein Rennfahrer durch die Strassen von Essen. Er segelte noch bei Windstärke 8 auf der Nordsee, bis seine zerzausten Augenbrauen ganz salzverkrustet waren, und als ein Flugkapitän von seiner Gesellschaft wegen Leichtsinns und Fahrlässigkeit entlassen wurde, stellte Alfried ihn sofort als Pilot für seine Düsenmaschine ein⁸.

Bezeichnenderweise nahmen seine Freunde an, es sei ihm dabei nur darum gegangen, einen guten Piloten zu bekommen; Mitleid traute ihm niemand zu. Er war so sehr ein Einzelgänger, dass man ihn in mancher Hinsicht fast schon als Gefühlskrüppel betrachten kann. Dennoch hatte er seine Bindungen, von denen einige sogar recht stark waren. Vor seinem Nürnberger Prozess erklärte er Dr. Max Mandellaub, einem amerikanischen Vernehmungsbeamten, ganz offen, er habe den Nationalsozialismus von Anfang an unterstützt als «die einzige Möglichkeit, Deutschland wieder hochzubringen», und er lehne es ab, sich jetzt von Hitler zu distanzieren⁹. Seine Treue zum Hause Krupp war grenzenlos. Wie lange er am Abend auch aufgeblieben, wie tief der Whiskeypegel in seiner Flasche auch gesunken, wie hoch der Zigarettensammelberg in seinem Aschenbecher auch geworden sein mochte, wenn sich Alfried im Ruhrgebiet befand, stand er früh auf und fuhr, an jeder Ampel geschickt die Rennstartmöglichkeiten nutzend, in seinem perlgrauen Porsche zum Hauptverwaltungsgebäude.

In Essen wäre es für ihn auch wirklich schwierig gewesen, zu vergessen, wer er war. Zehn Autonummern der Stadt waren für seine persönlichen Wagen reserviert – alle mit den Buchstaben ERZ. Wohin er auch schaute, überall sah er Dinge, die ihn an

die Dynastie erinnerten, aus der er kam. Auf seiner morgendlichen Fahrt passierte er Strassen, die benannt waren nach einer seiner Schwestern, seinen vier Brüdern, seinem Vater, seiner Grossmutter, seiner Urgrossmutter, seinem Urgrossvater und seinem Urahn Arndt, der mit der geschäftstüchtigen Ausnutzung der Beulenpest das Ganze begonnen hatte. Insgesamt waren nach den Krupps und nach getreuen Kruppianern über hundert Strassen der Stadt benannt, ganz zu schweigen von Parks, Krankenhäusern und Wohnsiedlungen. Andere deutsche Städte hatten Wilhelmstrassen, die ihren Namen zu Ehren von S.M. trugen, hier in Essen gab es eine Strasse, die nach Therese Wilhelmi-Krupp (1790-1850) benannt war. Anderswo erinnerten Graf-Spee-Strassen an den deutschen Admiral; *hier* rief der Strassenname Erinnerungen an ein Krupp-Erzeugnis wach: die Bestückung eines Panzerkreuzers, der in der ersten grösseren Seeschlacht des Zweiten Weltkriegs tapfer für Führer und Reich gekämpft hatte¹⁰.

Wenn Alfried vor dem Hauptverwaltungsgebäude vorfuhr – immer Schlag halb zehn Uhr –, wurde der Porsche von einem Krupp-Polizisten in blauer Uniform begrüsst, der die Hacken zusammenschlug und die Hand zur militärischen Ehrenbezeugung steif an den Mützenrand legte. Alfried antwortete lässig mit einer Armbewegung und liess den Porsche auf dem Bürgersteig stehen. Er erhielt nie einen Strafzettel, vielleicht weil die Stadt mehr Krupp-Polizisten als Verkehrspolizisten hatte. Sie war überhaupt in jeder Beziehung ein kommunaler Anachronismus – die grösste Firmenstadt der Welt. Die drei Kreise des Kruppschen Markenzeichens starteten einen von überall an: von Mauern, Streichholzschachteln, Blumenvasen, Anstecknadeln und, wenn man vor ihnen in eine Bierstube floh, sogar vom Boden kleiner Schnapsgläser aus Kruppstahl. Der Bürgermeister von Essen war ein pensionierter Kruppianer. Der Stadtsaal blieb für besondere Anlässe der Firma reserviert. Das Südufer der Ruhr durfte nicht bebaut werden, denn das hätte Alfrieds Blick von der Villa verschandeln können, und suchte man ein wichtiges Dokument der Stadtgeschichte, so fand man es im Familienarchiv auf dem Hügel. Sogar der katholische Bischof von Essen trug einen Ring mit einem als Stein gefassten Stück Krupp-Kohle. Als die Stadt Anfang der sechziger Jahre einen eigenen Ring zur Verleihung an internationale Persönlichkeiten von aussergewöhnlichen Verdiensten stiftete, entschieden die Stadtväter, der einzige dieser Ehre würdige Mensch sei Alfried Krupp von Bohlen und Halbach¹¹.

Diese Atmosphäre der sechziger Jahre glich in vielem der zurzeit von Alfrieds Jugend, als der Titel Krupp noch Gustav gehörte und sein ältester Sohn lediglich Herr von Bohlen und Halbach hiess. Der Unterschied bestand nur darin, dass Alfried damals noch nicht den Thron bestiegen hatte; er war der Kronprinz, der vom ehrgeizigsten aller Prinzgemahle auf seine künftige Stellung vorbereitet wurde. Der junge Herr von Bohlen und Halbach studierte fünf volle Jahre in Aachen, und das war bereits seine dritte Universität. Acht Semester lang, von 1925 an, hatte er Chemie, Physik und Metallurgie gehört, zuerst in München und dann in Berlin. 1934, nach fast einem Jahrzehnt in Hörsälen und Laboratorien, erwarb er an der TH Aachen den Diplom-Ingenieur-Titel. Man möchte meinen, das sei Ausbildung genug gewesen. Gustav aber war anderer Meinung. Er wollte sichergehen, dass der nächste Konzernherr mit allen Aspekten des Unternehmens vertraut wurde. Alfrieds Monate in den Lehrwerkstätten der Firma

mit einem Stundenlohn von zwölf Pfennig waren ein Schritt in dieser Richtung gewesen. Als Alleinhaber würde er jedoch nicht viel Zeit an Hochöfen und Schlackenhaufen zubringen; er brauchte Erfahrung auf höherer Ebene, und deshalb musste er nach dem Aachener Staatsexamen als Volontär bei der Dresdner Bank in Berlin arbeiten, um sich mit der Hochfinanz vertraut zu machen. Im November 1935 verliess er die Reichshauptstadt und begann einen elfmonatigen Einarbeitungskursus im Hauptverwaltungsgebäude. Am 1. Oktober 1936, zehn Monate vor seinem dreissigsten Geburtstag, wurde er in einer feierlichen Zeremonie in der Kapenhöhe, einem Krupp-Saal, zum stellvertretenden Direktor ernannt. Carl Görens machte ihn mit den versammelten leitenden Angestellten bekannt, und dann schritt Alfried die Reihen ab, schüttelte seinen künftigen Untergebenen die Hand und nahm ihre Glückwünsche entgegen¹².

Er hatte Hitler bereits einmal gesehen, damals bei dessen emotionsgeladenem Auftreten im Hindenburg-Bau, und als der Führer das nächstmal nach Essen kam, wurde ihm Alfried als neues, mit dem Ressort Wiederaufrüstung betrautes Vorstandsmitglied vorgestellt. Der junge Krupp schien jetzt das beste aller Leben im Dritten Reich zu führen. In der zweiten Etage der Villa Hügel hatten ihm seine Eltern eine eigene Flucht von Zimmern einrichten lassen, deren Wände mit dunklem Leder ausgeschlagen waren. Sein Name und seine Stellung verliehen ihm automatisch eine Stimme in der Direktion von vierundzwanzig weiteren deutschen Gesellschaften und Banken. In erster Linie widmete er sich natürlich den zunehmenden Aufgaben und Verantwortungen in der Altendorfer Strasse. «Er empfand dieselbe Liebe für seine Firma», so hat es ein deutscher Schriftsteller einmal formuliert, «die andere für ihr Vaterland und ihren Glauben empfinden.» Doch auch ein gesunder Mensch muss sich von Zeit zu Zeit entspannen. An den Wochenenden stand Alfried hierfür eine Vielzahl von Möglichkeiten offen. Er gehörte dem Reichs-Jacht-Club an, dem Hochseesport-Verband Hansa, dem Luftsportverein, dem Aero-Club, dem Automobilclub, einem Turn- und Fechtclub, dem Deutsch-Österreichischen Alpenverein und – für Regentage – auch der Deutschen Adelsgenossenschaft, in der jeder mit einem «von» vor dem Namen standesgemässen Umgang pflegen konnte¹³.

Und doch war sein Leben nicht ganz so rosig, wie es den Anschein hatte. Gustav stand immer hinter seinem Sohn – gleichsam mit einer Stoppuhr in der Hand. Einen solchen Vater zufriedenzustellen war nicht so leicht. Im Sommer 1934 verbrachte die Familie ihren Urlaub in Schleswig-Holstein, und dort entdeckte Gustav, dass die Segelschule in Glücksburg vor Kurzem von der MarineSA übernommen worden war. Die meisten Formationen der SA galten nach dem Röhm-Putsch zwar als suspekt, doch ihre Marine bildete eine Ausnahme. Ausserdem fand Gustav, alle seine Söhne sollten eine militärische Ausbildung haben. Eckbert wurde ausgenommen, da er erst elf Jahre alt war; Harald drückte sich mit der stichhaltigen Begründung, dass er als Angehöriger des unglücklichen Jahrgangs 1916 ja sowieso ein halbes Jahr zum Arbeitsdienst und zwei Jahre zum Militär müsse. Alfried, Claus und Berthold aber hatten keine Ausrede. Sie mussten eintreten und wurden Tag für Tag gedrillt. Obendrein standen ihre Namen jetzt in den Mitgliedslisten der SA. Noch Jahre hinterher rückten die Braunhemden Berthold auf den Pelz, er möge an dieser oder jener Versammlung teilnehmen, und es war ihm verhasst¹⁴.

Claus dagegen fand Vergnügen daran. Gustavs zweiter Sohn kam dem arischen Ideal sehr nahe. Er sah gut aus, war blond und körperlich robust; er träumte von Kriegerglück. Niemand in der Familie erinnert sich eines ernstesten Streits zwischen ihm und dem Vater. Seine aussichtsreiche Zukunft in der Berndorfer Metallwarenfabrik sagte ihm sehr zu, und am 22. September 1938, ein halbes Jahr nach dem «Anschluss», heiratete er in Baden eine Wienerin. Gustav und Bertha waren überglücklich; die Verbindung stärkte die Dynastie, und das war dies Jahr schon die zweite Hochzeit in der Familie. Zur Überraschung und Freude ihrer Eltern hatte Irmgard, die am wenigsten hübsche ihrer Töchter, das Herz eines Adligen gewonnen. Am 6. April war sie durch Ziviltrauung im Standesamt von Bredeneß Freifrau von Frenz geworden. Anschliessend hatte es einen Gala-Empfang in der Villa gegeben – die letzte grosse Feier dort vor der Beerdigung von Claus. Wenn Irmgard einen guten Ehepartner finden konnte, konnte es jeder, und der alternde Prinzgemahl, der sich nun den Siebzigern näherte, hätte dem Ende seiner Tage beruhigt entgegensehen können¹⁵.

Leider aber hatte sich Alfried zu einem Problem entwickelt. Ein Konflikt zwischen Gustav und dem willensstärksten seiner Söhne war sowieso unvermeidlich; es fragte sich nur, worüber er ausbrechen würde. In der Politik und in der Arbeit waren sie sich einig, und die am 11. August 1937 durch Hitler erfolgte Ernennung des kommenden Krupp zum Wehrwirtschaftsführer mit gleicher Verantwortung für den Vierjahresplan wie sein Vater hatte den alten Krupp mit Stolz erfüllt. Die Schwierigkeiten erwachsen aus Alfrieds Privatleben. Schon 1926 hatte der Vater über seinen achtzehnjährigen Sohn die Stirn runzeln müssen. Nach Alfrieds eigener Aussage war ihm damals von Gustav vorgeworfen worden, er büffle nicht genug für seine Studienprüfungen und vertue seine Zeit damit, «in München herumzubummeln». Alfried gewann diesen ersten Streit. Er wollte einen schnellen Sportwagen haben, und nach langem Kampf gelang es ihm auch, seinem Vater das Geld dafür abzurufen. So knatterte er denn bald mit einem roten Simson durch die Strassen der Münchner Altstadt; in Aachen vertauschte er ihn mit einem frisierten Austro-Daimler, den er dann auch mit nach Berlin nahm. Im Sommer und Herbst 1935 bereiste er weite Teile Westeuropas. Vielleicht hatte er das endlose Studium satt, vielleicht war das Leben eines Volontärs der Dresdner Bank zu langweilig, jedenfalls sah man ihn in den Badeorten Südeuropas, in Paris und in den mondänen Nachtclubs von Estoril. Das war kein Lebensstil für ein «förderndes Mitglied der SS», geschweige denn für einen Krupp. Gustavs Stirn runzelte sich immer mehr¹⁸.

Der Ausflug ins *Dolce vita* war nur kurz, und womöglich hatte er ihn gar nicht so berauschend gefunden. Ehe der Winter kam, befand sich Alfried wieder im Ruhrgebiet, gratulierte Max Ihn zu seiner neuen Stellung als Spionageabwehrchef der Firma und hockte an seinem Schreibtisch über Blaupausen von U-Booten. Für den Rest seines Lebens sollte er die Fesseln der Verantwortung nicht mehr abstreifen. Zum Nachteil für die Familienharmonie war er jedoch eine Bindung eingegangen, deren Folgen sich nicht mehr rückgängig machen liessen. In Berlin hatte er sich in Anneliese Bahr verliebt, die stille blonde Tochter eines Hamburger Kaufmanns, und er war entschlossen, sie zu heiraten. Diesmal stiess er bei seiner Mutter auf Widerstand. Bertha war eine so leidenschaftliche Gegnerin der Scheidung, dass sie den Rücktritt eines Krupp-Direktors er-

zwungen hatte, der mit seiner Frau in Trennung lebte, «da es sie jedesmal aufregte, ihn zu sehen». Als sie erfuhr, dass ihre zukünftige Schwiegertochter schon einmal verheiratet gewesen war, liess sie nicht mehr mit sich reden. Gleichzeitig ergaben Gustavs heimliche Recherchen, dass eine Schwester Annelieses einen Juden geheiratet hatte und mit ihm nach Mittelamerika gegangen war. Ob Alfried etwa mit solchen Leuten verschwägert sein wolle, fragte der Vater indigniert. Alfried wollte es. Es gab keine rechtliche Handhabe, ihn zu hindern – zwar durften, damit es ja nicht zu «Rassenschande» kam, SS-Leute nur mit Genehmigung Himmlers heiraten, aber jene mit nummerierten Hakenkreuzbinden waren davon ausgenommen –, und so ging Alfried am 11. November 1937 in dem märkischen Ort Wiesenburg eine Ehe ein, die seine Eltern als morganatisch ansahen. Und am 4. Januar 1938 (dieses Datum laut einem von seinem Anwalt in Nürnberg unterzeichneten Lebenslauf Alfrieds) schenkte Anneliese in Berlin-Charlottenburg einem Knaben das Leben. Wie die frischgebackene Grossmutter darauf reagierte, ist nicht überliefert¹⁷.

Das Kind wurde Arndt Friedrich Alfried getauft, also nach dem ersten Krupp, nach seinem Urgrossvater und nach seinem Vater. Bertha blieb unversöhnlich. So wie vor einem halben Jahrhundert Fritz und Marga wurde das junge Paar mit seinem Baby in das Kleine Haus abgeschoben. Allein miteinander waren sie, wie man hört, durchaus glücklich; ein alter Diener der Villa Hügel berichtet: «Das waren die einzigen Jahre, in denen ich Alfried lächeln sah, und wenn er mit Frau Anneliese zusammen war, dann lächelte er fast die ganze Zeit.» Aber die Liebe konnte nicht gegen alles an. Die beiden befanden sich in einer unmöglichen Situation. Der Druck aus der Villa nahm zu, und innerhalb der abgekapselten Oberschicht des Ruhrgebiets konnten sie nirgendwo Unterstützung finden. Es gingen unfeine Witze über die Herkunft der jungen Frau von Bohlen um. Dabei kam sie aus gutem Haus. Ihr Vater war ein ehemaliger Rittmeister; ihre erste Ehe hatte nur kurze Zeit gedauert und war kinderlos geblieben. Wäre sie auf dem Hügel akzeptiert worden, hätten ihr sämtliche Türen offengestanden, so aber wurde sie überall abgelehnt. Man demolierte grausam ihren Ruf: Ein rüdes Wortspiel mit ihrem Mädchennamen machte aus ihr eine «Bardame». Die Zukunft sah hoffnungslos aus, und Alfrieds Erbe war bedroht. Es bedeutete ihm unstreitig sehr viel; hatte er doch einmal gesagt: «Ich glaube daran, dass ich den letzten Willen meines Urgrossvaters achten muss, selbst wenn er jetzt schon hundert Jahre alt ist.» Dass es Alfreds Wille gewesen wäre, den Sohn seiner Enkelin an der Spitze der Gusstahlfabrik zu sehen, daran war nicht zu zweifeln. Und so kapitulierten Alfried und Anneliese nach vier Jahren. Sie zog nach der Scheidung an den Tegernsee und widmete sich dem kleinen Arndt. Dessen Vater, wieder einsam und allein in seinen ledertapezierten Zimmern, verkroch sich noch tiefer in sich selbst. Seine Augen wurden kälter, sein Auftreten und Gebaren noch unpersönlicher. Seinem Onkel Tilo kam seine Haltung, sogar dem Nationalsozialismus gegenüber, «ironisch-sarkastisch» vor. Alfried selbst erklärte das so: «Mein Leben hat nie von mir selber abgehungen, sondern vom Verlauf der Geschichte¹⁸.»

Seine Position und sein Lebensweg sollten jetzt ineinander aufgehen. Sich dessen bewusst, gab er sich ganz seiner Arbeit hin. Gustav hatte zwar immer versucht, dem alten Alfred nachzueifern, doch er war durch sein Aussenseitertum gehandikapt. Alfried dagegen sah in seinen frühen Dreissigern nicht nur aus wie das Familienidol, son-

dem er redete auch so. Er liess sich verächtlich über die Nachteile von Aktiengesellschaften aus, betonte die Verantwortlichkeit der Kruppianer gegenüber ihrem Brotherrn und schlug in Bezug auf den bevorstehenden Kampf um Europa Töne von Alfredscher Wucht an: «Die einzige Möglichkeit, uns aufzuhalten, ist uns alle zu töten.» Was Werkstattprobleme und technische Kompetenz anbelangte, so überflügelte er bald seinen Vater, der nie hatte verleugnen können, dass er aus der diplomatischen Laufbahn kam. Alfred fügte sich total in die Tradition des Hauses ein. Nicht lange, und es sollten wieder die kühnen Initialen A.K. auf Befehlen an die Firma erscheinen, und er wollte sich ihrer würdig erweisen. Eines Tages fragte ein Besucher, der auf den Verkehr in der Altendorfer Strasse hinabschaute: «Warum haben Sie Ihr Büro hier in der Hauptstrasse?» Ohne hochzublicken, erwiderte Alfred: «Weil schon mein Urgrossvater hier sein Büro hatte¹⁹.»

Als Leiter der Waffenproduktion der Firma während des weltumspannenden Konflikts, der bald einsetzen sollte, hielt er einen Trumpf in der Hand, der dem ursprünglichen A.K. gefehlt hatte. Als Roon im Frühjahr 1866 Krupp aufforderte, ohne Genehmigung der Regierung des Königs keine Waffen mehr nach Österreich zu liefern, konnte Alfred nichts weiter tun, als ihm zu versichern, dass Berlin über sämtliche nach Österreich gehenden Kanonen informiert würde. Er hätte mit Freuden all seine Wiener Aufträge gegen die langfristigen Pläne des Reichskriegsministeriums eingetauscht, aber Roon, Moltke, Podbielski und sogar Bismarck und Wilhelm I. wären ausser sich geraten über die Zumutung, militärische Geheimnisse mit einem Zivilisten teilen zu sollen. Hitler geriet nicht ausser sich. Er sagte sich, dass sein Kampf auch der der Krupps geworden sei, und je mehr sie wüssten, umso besser wären die Siegesaussichten. Also gingen die Protokolle seines Geheimen Kabinettsrats immer gleich zum Hauptverwaltungsgebäude. Krupp reagierte schnell. Am 12. Oktober 1937 hatte Max Ihn einen leitenden Angestellten namens Sonnenberg beauftragt, sich regelmässig mit einem Kapitän zu treffen, der die Abwehr des Oberkommandos der Wehrmacht vertrat, und ihm Berichte von Krupp-Vertretern im Ausland zu übergeben und dafür strategische Informationen in Empfang zu nehmen. Am 27. Dezember 1938 überreichte das OKW durch Sonnenberg einen Vorschlag zur gemeinsamen Schaffung eines Organs zur «Zerrüttung von Industrie und Handel des Feindes» – kürzer gesagt, zur Sabotage. Krupp erklärte sich nicht nur einverstanden; die Firma hielt in Übersee sogar schon eine Gruppe von Leuten dazu bereit. In den USA zum Beispiel operierten seit den zwanziger Jahren Kruppianer, und zwar von Wilmington aus. Durch Otto Wiedfeldt, einen ehemaligen Krupp-Direktor, der damals das Amt des deutschen Botschafters in Washington innegehabt hatte, waren amerikanische, für die Genesung Deutschlands bestimmte Darlehen in die in Delaware eingetragene *Krupp-Nirosta-Company* geschleust worden^{*20}.

Es gibt keinen Beweis, dass die Krupps Blombergs so verhängnisvolle «Weisung für die einheitliche Kriegsführung der Wehrmacht» vom 24. Juni 1937 gesehen haben, worin er die Streitkräfte zur «militärischen Ausnutzung politisch günstiger Gelegen-

* Im Januar 1940 wurde der Name zu *Nirosta* verkürzt und das Ganze als Schweizer Besitz getarnt. Die *Nirosta* war ein wertvolles Rad im argentinischen Apparat der Nazis – bis Pearl Harbor; als das FBI, das die Vorgänge schon lange beobachtet hatte, einschritt und die Büros schloss.

heiten» ermunterte, aber das ist nicht verwunderlich, denn es existierten davon nur insgesamt vier Kopien. Angesichts der engen Bande zum OKW hatte der Vorstand wahrscheinlich sowieso Kenntnis von ihrem Inhalt. Sicher war den Führern der Firma die Vierstundenrede Hitlers bekannt, die er in jenem Herbst vor seinen Generalen und Admiralen gehalten hatte. Sie waren in die Wilhelmstrasse beordert worden, weil er mit ihnen «Kriegsfälle» besprechen wollte. Laut dem Stenogramm seines jungen Adjutanten Oberst Friedrich Hossbach erklärte er, dass sich die deutsche Frage nur mit Waffengewalt lösen lasse, und das sei immer mit Gefahr verbunden: «Wenn man als Grundlage der folgenden Ausführungen die Zuflucht zur Waffengewalt samt ihren Risiken akzeptiert, dann bleibt noch die Beantwortung der Fragen ‚wann‘ und ‚wie‘²¹.»

Ein Angriff seitens der Wehrmacht stand somit fest, und im Verlauf seiner Rede verkündete der Führer, wie es bei Hossbach heisst, wenn er dann «noch lebe», sei es sein «unabänderlicher Entschluss, die deutsche Raumfrage bis spätestens 1943 bis 1945 zu lösen». Im nächsten Jahr rückte Hitler das Datum vor, und Essen wusste davon. Ab 18. März 1939 wurde Kanonen-Müller regelmässig zu Hitler bestellt, um ihn über Alfrieds Fortschritte zu informieren, und am 17. Mai – eine ganze Woche, bevor Hitler die NS-Führungsspitze in die Reichskanzlei berief und seine Absicht kundgab, Polen anzugreifen – wies er den Konzern an, alle Waffenlieferungen nach Warschau zu bremsen. Alfried gehorchte; nach dem Krieg fand man unter seinen Papieren folgende Notiz über ein Telefongespräch: «Betr.: Export nach Polen. Anweisung für die unmittelbare Zukunft. Alle Ausfuhren nach Polen sind sofort zu stoppen. Verträge dürfen nicht verlängert werden. Polnischen Kunden, die auf Lieferung drängen, können ausweichende Antworten gegeben werden (z.B. Posten noch nicht vollständig, keine Güterwagen frei, u. dgl. m.)²².»

Das war eine geschickte Methode, Argwohn zu zerstreuen, und dass sich der Argwohn bestätigen würde, daran hatte Alfried keinen Zweifel. Wie er es beim Nürnberger Prozess in einem Affidavit ausdrückte, war ihm «durchaus klargeworden, dass die deutsche Politik, was den Ausbruch des Krieges betraf, nicht ohne Schuld war»; er habe Goebbels' «Propaganda-Erklärung», Deutschland sei das wehrlose Opfer aggressiver Nachbarn, nicht ganz geglaubt. Etwas anderes hätte er auch schwerlich behaupten können. Er hatte nicht nur die Spitze der Lanze geschliffen, die des Reiches Ostgrenze aufriss; bei zwei Zusammenkünften im August war ihm vom Führer gesagt worden, der Westwall müsse bis zum 25. August bereit sein, eine französische Offensive abzuwehren. Im OKW machte man sich um die Sicherheit der Waffenschmiede in Essen grosse Sorgen. Franz Haider bezeichnete später das Ruhrgebiet als den «wichtigsten Faktor in der deutschen Kriegsführung» – hätten die Franzosen den Mut aufgebracht, mit ihrem Sitzkrieg aufzuhören, aus den Eisenbetonbunkern herauszukommen, die André Maginot für sie gebaut hatte, und sich des Zentrums des Krupp-Komplexes zu bemächtigen, während Deutschlands Truppen an der Weichsel gebunden waren, hätte Hitler um Frieden bitten müssen*. Der Führer war sich dieser Gefahr bewusst. Als er dann doch gen Westen marschierte, hiess es in seiner Weisung für die Kriegsführung, die Offensive sei nötig, «ein Vorfeld für das Ruhrgebiet» zu schaffen²³.

* Haiders Sorge um das Ruhrgebiet ähnelt der des jüngeren Moltke 1914, die zur verheerenden Schwächung von Deutschlands rechtem Flügel führte (s. Kuhl, S. 174).

Bei Krupp herrschte unvorstellbare Spannung. In der Villa Hügel sprach niemand darüber; eine kriegsmässige Invasion Essens würde die Kümmernisse von 1923 noch in den Schatten stellen, und die Familie näherte sich dem Thema der dräuenden grossen Gefahr nicht weiter, als dass Alfried stolz Statistiken über seine Geschützproduktion zitierte und seine vier Brüder sich in ihren geschniegelten Uniformen zur Schau stellten. Claus, rotwangig und fröhlich, trug das Blau der Luftwaffe, die anderen posierten auf dem Rasen in Feldgrau. Alle drei waren, wie es sich gehörte, bei der Artillerie: Berthold, 25, und Harald, 23, als Oberleutnants, und Eckbert, gerade erst 17 geworden, als Leutnant. Während er von der Säulenhalle aus seine Söhne beobachtete, kamen Gustav die Tränen. Er wurde während dieser Tage überhaupt oft rührselig, und in seiner Praxis in der Kirchmannstrasse 9 machte sich sein Hausarzt, Dr. Gerhard Wiele, Sorgen über des alten Krupps zunehmende Erregbarkeit. Bei Wiele's Starpatienten machten sich offenkundig Alterserscheinungen bemerkbar. Alliierte Abwehroffiziere, die die Sendungen von Goebbels' Deutschem Nachrichtenbüro (DNB) abhörten, hatten keine Möglichkeit, zu erfahren, dass es mit ihm langsam bergab ging. Noch 1944 berichteten DNB-Ansager von einer Rede Gustavs vor Studenten der Berliner Universität, worin er des Führers Kriegstaten und vollbrachte Wunder pries – nur erwähnten sie nicht, dass man sie für ihn verlesen hatte, weil er nicht mehr in der Lage war, sie selber zu halten. Mittlerweile konnte jeder Laie zu Wiele's Diagnose kommen. Goebbels hatte es schon vor einem Jahr getan. In seinem Tagebuch vom 10. April 1943 heisst es: «Der alte Bohlen, jetzt zweiundsiebzigjährig, ist schon ein bisschen verrückt²⁴.»

Krupps Krankengeschichte während dieser Jahre lässt sich nicht mehr zurückverfolgen. Sein Arzt ist tot, und die Patientenkartei in der Kirchmannstrasse wurde durch eine englische Bombe vernichtet. Aber Senilität kann man ohnehin nicht medizinisch präzisieren; sie äussert sich in kleinen Wunderlichkeiten, getrübler Einsicht und unregelmässigen Anwandlungen kindischer Unvernunft. Der erste solche Vorfall schwererer Art war durch den bevorstehenden Ausbruch des Kriegs ausgelöst worden. Solange sich das Säbelrasseln auf Reichsparteitage, Führeraudienzen und innerbetriebliche Memoranden beschränkte, hatte Gustav es gern gehört. Den Zeitplan konnte er genauso gut wie Alfried; er hatte ihm zugestimmt. Doch es war ein Unterschied, die Feindseligkeiten irgendwann in vager Zukunft zu sehen, oder in dem Bewusstsein auf den Kalender zu schauen, dass die letzten Tage des Friedens gezählt waren. Wenn nun Deutschland verlor? Das hatte es schon einmal gegeben, und die Vorstellung eines zweiten 1918 war unerträglich. Krupp hatte sich durch Chamberlains Münchner Kapitulation in gehobene Stimmung versetzen lassen. Das war «Kaiserwetter», und er schrieb dies dem holzschlagenden Wilhelm in Doorn. Als er gerade ein sentimentales Postskriptum hinzusetzte (S.M. wurde am 27. Januar achtzig), kam Fritz von Bülow auf Zehenspitzen mit beunruhigenden Nachrichten von Hjalmar Schacht herein. Zur Verblüffung seiner gesamten Umgebung war Hitler ganz und gar nicht besänftigt, sondern zürnte Chamberlain. «Dieser Kerl», hatte Schacht ihn zu seiner SS-Leibwache sagen hören, «hat mir meinen Einmarsch in Prag vermässelt!» Der Führer hatte wirklich Krieg gewollt. Er war überzeugt, seine Truppen würden die Tschechoslowakei binnen einer Woche überwältigen. Gustav wusste es besser; das alte Koch- und Kienzle-Team hatte sich sehr lobend über die Skoda-Ausrüstung der fünfunddreissig tschechischen Divisionen

geäussert. Bestürzt stotterte er zu Bülow: «Ich ... ich begreife den Führer einfach nicht! Er hat doch gerade erst ein wunderbares Abkommen unterzeichnet. Warum ist er so nörglerisch^{25?}»

Erschüttert verliess der Sekretär das Zimmer. Von Hitler war in diesem Raum nie anders als voller Hochachtung gesprochen worden. Ihm vorzuwerfen, er sei «nörglerisch», kam einer Majestätsbeleidigung gleich. Das war ein unerklärlicher Lapsus, und im nächsten Frühjahr bemerkte Alfried einen weiteren. Der Befehl, Polen die Waffenlieferungen zu sperren, versetzte die jüngere Generation in Aufregung. Gustav jedoch nicht; er entwickelte ein Gesichtszucken, und sein gewohnter stolzer Gang verlor seinen Schwung. Zuerst redete er sich ein, die Drohung sei nur ein Bluff Hitlers; anders könne es gar nicht sein. Anfang August, als Kruppianer fieberhaft am Westwall arbeiteten, kam er wieder zu Verstand. Wie Karl Fuss, der damalige Direktor der Ausbildungsabteilung der Firma, berichtet, bestellte Krupp ihn zu sich, damit er ihm beim Aufsetzen zweier Briefe in Englisch behilflich sei. Bezeichnenderweise bat er nicht Alfried darum. Das Englisch seines Sohnes war ohne Fehl und Tadel, ebenso aber auch seine Treue zum Führer, und was der Vater vorhatte, grenzte schon an Subversion. Das eine Schreiben, bemerkte er geheimnisvoll, gehe an einen «führenden englischen Politiker», den er einmal kennengelernt habe und den er jetzt bitten wolle, dass er ihm helfe, den Krieg abzuwenden. «Ich weiss nicht», murmelte er, «ob die Herren in Berlin eine Ahnung haben, was es heisst, sich mit dem Britischen Weltreich einzulassen.» Dann bat er Fuss, einen weiteren Appell zu übersetzen – an einen Mann, der «führend auf dem Gebiet der Industrie der Vereinigten Staaten» sei²⁶.

Vorher, als er noch in dem Wahn lebte, die Gefahr existiere gar nicht, hatte er seinem Schwager einen unheilvollen Rat gegeben. Zu Beginn des Sommers hatten der Freiherr und seine Frau ihre Koffer für Oxford gepackt. Sie wollten ihren Sohn besuchen. Kurt hatte, wie schon sein Vater vor ihm, am Balliol College Staatswissenschaften gehört und jetzt sein Studium abgeschlossen. Die Wilmowskys wollten das feiern; anschliessend hatte Kurt eine Ferienfahrt nach Afrika vor. Aber sein Vater war besorgt. Seit Hitlers Einmarsch in Prag am 15. März – beziehungsweise seit der «Zerschlagung des tschechischen Reststaates», wie der Führer es lieber nannte – war die Haltung der Briten unnachgiebiger geworden. Als sich Sir John Simon im Unterhaus erhob und eine zynische Rede im sogenannten «Geist von München» hielt, begegnete er, wie die Presse es ausdrückte, einem «selten erlebten Unmut». Am nächsten Tag stellte Chamberlain seinen Regenschirm in die Ecke. In einer Rundfunkrede aus Birmingham entschuldigte sich der Premierminister für München und versprach, sich zu bessern. In Bezug auf den Raub der Tschechoslowakei fragte er rhetorisch: «Ist dies das Ende eines alten Abenteuers oder der Beginn eines neuen? Ist dies der letzte Angriff auf einen kleinen Staat, oder sollen ihm weitere folgen? Ist dies im Effekt ein Schritt in Richtung darauf, die Welt durch Gewalt beherrschen zu wollen?» Wenn ja und falls «Herr Hitler» annehme, «unser Volk habe derart an Mark verloren, dass es nicht all seine Macht einsetzen werde, einer solchen Herausforderung entgegenzutreten», verrechne er sich verhängnisvoll. Berlin war belustigt. Die Wilhelmstrasse konnte sich nicht vorstellen, dass Arthur Neville Chamberlain auf einmal Rückgrat haben sollte. Und doch hatte er es. Er war betrogen worden und zürnte; am Vorabend des 1. April

(wie Goebbels sarkastisch bemerkte) verblüffte der diskreditierte Held vom vergangenen September die Unterhausabgeordneten durch ein einseitiges Garantieversprechen bezüglich Polens Grenzen. «Wie ich hinzufügen darf», schloss er mit seiner schrillen Stimme, «hat auch die französische Regierung mich ermächtigt, klarzustellen, dass sie in dieser Angelegenheit denselben Standpunkt einnimmt²⁷.»

Ein halbes Jahr zuvor war Chamberlain, während vor der Downing Street Nr. 10 eine Volksmenge *For he's a Jolly Good Fellow* sang, an einem Fenster im ersten Stock erschienen und hatte die Versammelten an Disraelis Triumph auf dem Berliner Kongress im Jahr 1878 erinnert. «Meine lieben Freunde», rief der Jolly Good Fellow, «dies ist das zweitemal in der Geschichte unseres Landes, dass aus Deutschland ein ehrenhafter Frieden zur Downing Street heimgebracht worden ist. Ich glaube, der Frieden ist uns sicher.»

Jetzt aber, kaum dass die Truppen demobilisiert waren, sprach man abermals von einem allgemeinen europäischen Krieg, und Barbara und Tilo Wilnowksy, die über den Kanal wollten – zum Wiedersehen mit einem Sohn, der den Rest des Jahres 1939 in einem Dominion des Britischen Reichs zu verbringen gedachte – waren unruhig. Sie wussten nicht, was sie tun sollten, weil sie keine Ahnung von den Plänen des Führers hatten. Gustav jedoch waren sie bekannt. Er und sein Sohn hatten Zugang zu Staatsgeheimnissen, die anderen Mitgliedern des Aufsichtsrats vorenthalten wurden; beide gehörten zu jenen wenigen Privilegierten, die mit der Wilhelmstrasse «kollegiale» Gespräche über Politik führen durften. Deshalb ging der Freiherr seit dreiunddreissig Jahren zu seinem Schwager und Freund, um sich Rat zu holen. Bei der Erwähnung von Krieg regte sich Gustav sehr auf. Wie sich Tilo später erinnerte, «antwortete er, und zwar ziemlich aufgebracht, wie ich mich noch sehr gut entsinne, ein Krieg sei ausgeschlossen, weil es zu einem solchen Wahnsinn nicht kommen könne²⁸».

Nach knapp einem Vierteljahr kam es aber doch dazu. Im Morgengrauen des 1. September, während das erste olivfarbene Licht an einem tiefen, bezogenen Himmel erschien, ratterte Hitlers grauer Stahlmoloeh über die Grenze, geradewegs auf Warschau zu – voran, wie Günter Grass später sardonisch in der *Blechtrommel* schrieb, «die deutschen Panzer ... die Hengste aus den Gestüten der Krupp von Bohlen und Halbach, was Edleres ward nie geritten». In Essen hatten sich über zweitausend der führenden Ballistiker des Reichs bei Alfried zum Dienst gemeldet; sie hockten über Krupps 1'800'000 Geschützentwürfen und lauschten den DNB-Berichten über die Offensive, hoffend, dass der Franzmann in seinen Bunkern bleiben und der Kruppstahl an der Ostfront gute Arbeit leisten würde. Ihre Hoffnung erfüllte sich. Kein Waffendirektor in der Geschichte des Hauses, ja nicht einmal Wilhelm Gross im Jahr 1870, kam an das heran, was Alfried und Kanonen-Müller 1939 schafften. Selbst wenn man ihre Möglichkeiten zum Experimentieren in Spanien abzieht, bleibt ihre Leistung schwindelerregend. Natürlich konnte Goebbels über den Rundfunk keine Einzelheiten bekanntgeben, aber die technischen Erfahrungsberichte, die über Alfrieds Schreibtisch liefen, waren begeisterten Lobes voll, vor allem für die Panzer («... hat sich der neueste von Krupp entwickelte Tank, der Typ PzKw IV, während des Polenfeldzuges besonders bewährt. Es sind erstaunlich wenig Pannen vorgekommen»). Und in einem inner-

betrieblichen Memorandum hiess es: «Die Herstellung schwerer und schwerster gegossener Panzer-Kuppeln und -Türme ... war nur aufgrund unserer Erfahrung möglich²⁹.»

Der verblüffende Erfolg des Blitzkriegs erklärte sich jedoch aus keinem einzelnen Waffentyp. Krupp hatte ein unglaublich hochentwickeltes Arsenal geliefert, und ein offizielles Communiqué zeigt, wie kläglich unterlegen die tapferen polnischen Kavalleristen in technischer Hinsicht waren: «Die grosse Kampfstärke der deutschen Artillerie, die Überlegenheit der deutschen Panzer, in Sonderheit des Typs IV, gegenüber jenen des Feindes, die Leistung des 8,8-Flak-Geschützes sowohl in Unterstützung anderer Formationen beim Angriff wie auch bei der Abwehr feindlicher Panzerangriffe, die hervorragende Schlagkraft der deutschen Luftwaffe, der Unterseeboote und des Schlachtschiffes *Bismarck* sprechen deutlich für die Qualität dieser Waffen.» Ein späteres Resümee stellte heraus, dass «Krupps Fließbänder in seinen hundert Fabriken Geschütze aller Kaliber produzierten – Flakgeschütze, Panzerabwehrgeschütze und schwere Marinegeschütze –, ausserdem Panzer, Unterseeboot- und andere Kriegsschiff- und Flugzeugteile, und nicht zuletzt den Stahl, der von den anderen Waffenfabriken benutzt wurde³⁰.»

Als er seinen ersten Jahresbericht für den gesamten Konzern schrieb – am 1. Oktober 1939, also drei Tage nach dem Bankett im Kreml, auf dem Ribbentrop und Stalin Polen aufteilten –, gab sich Alfried als Beschützer deutschen Blutes:

Wir sind sehr stolz auf die Tatsache, dass unsere Erzeugnisse während des Kriegs die Erwartungen erfüllt haben, und wir sind dadurch in unserem Wunsch bestärkt worden, alles in unserer Macht Stehende zu tun, damit die technische Qualität der deutschen Heeresrüstung erhalten bleibt, und dadurch unseren Beitrag zur Verminderung der Wehrmachtsverluste zu leisten.

Die Einnahmen aus dem letzten Steuerjahr, verkündete er, betragen 12'059'000 Mark. Da die Erzeugnisse der Firma jetzt die bestmögliche Werbung erzielten, war mit einem weiteren Jahr der Konjunktur zu rechnen, und in Erwartung dessen versprach Alfried allen Kruppianern eine Weihnachtsgratifikation³¹.

Seinem Cousin Kurt nutzte das nichts mehr. Nachdem er bei einem kleinen Abendessen mit seinen Eltern die siebenhundert Jahre des Balliol Colleges hatte hochleben lassen, war der junge Wilmowsky nach Kapstadt gefahren. In einem Camp im afrikanischen Busch erfuhr er, dass zwischen seinen Gastgeber und seinem Vaterland Kriegszustand herrschte. Er war weit weg vom Schuss, und er hätte dort auch bleiben können. Deutschen seiner Generation wäre das jedoch mit ihrer Ehre unvereinbar erschienen, und so sollte Kurt, ebenso wie Claus und wie Hans Adenauer, ein Neffe des späteren Bundeskanzlers, zu jenen Balliol-Deutschen gehören, die das grösste Opfer für das Reich brachten. In Kapstadt versuchte er, nach Deutschland heimzukehren, indem er als gemeiner Matrose auf einem Frachter anheuerte. Er wurde jedoch entdeckt, interniert und dann nach England in ein Gefangenenlager geschickt, wo er seine Bewacher damit erfreute, dass er allabendlich auf dem Klavier Bach spielte. Es tat ihnen leid, dass er bald wieder wegmusste, doch das hartbedrängte England hatte beschlossenen, feindliche Ausländer nach Kanada zu verfrachten. So schiffte er sich wieder ein – zum letztenmal. Über die Schweiz erhielten Tilo und Barbara auf Schloss Marienthal

die Nachricht, ihr Sohn sei ertrunken. Die bitteren Einzelheiten erfuhren sie erst später: Das Schiff war mitten auf dem Atlantik versenkt worden – durch einen von einem Krupp-U-Boot abgefeuerten Krupp-Torpedo³².

In den beiden ersten Kriegsjahren nahm die Zahl der Krupp-Opfer in geometrischer Progression zu. Das Grauen jener Monate allein dem Hauptverwaltungsgebäude zur Last zu legen, wäre natürlich Unsinn; immerhin aber war die Firma jetzt weit mehr als eine blossе Waffenschmiede. In einem Ausmass, wie es in der Geschichte der Industrie ohne Beispiel ist, war hier ein Privatunternehmen integrierender Bestandteil der Maschinerie eines Kriegsherrn geworden. In der Aussenpolitik war die Zusammenarbeit perfekt. Knapp vier Wochen nachdem Claus die Ehre gehabt hatte, sein Leben für seinen Führer zu opfern, und zwei Monate vor dem Einmarsch in Dänemark schickte Krupps Kopenhagener Vertreter dem OKW verschlüsselte Informationen über dänische Waffenfabriken³³.

Er arbeitete unter enormen Zeitdruck; Hitlers offizielle Weisung für die Eroberung von Norwegen («Weserübung») erging erst drei Wochen später – und als die Flotte am 9. April 1940 um 5.15 Uhr in Richtung Norden auslief, kam das Krupps Repräsentanten in Norwegen völlig überraschend. Rund fünfundzwanzig Kilometer südlich von Oslo, wo sich der achtzig Kilometer lange Oslo-Fjord merklich verengt, stand die fünfundachtzig Jahre alte Festung Oscarborg. Essens Mann in der norwegischen Hauptstadt war angewiesen worden, dem OKW detaillierte Informationen über die Stützpunkte der Verteidiger zu schicken, in der Eile aber hatte er die Tatsache übersehen, dass Oscarborg mit uralten 28-cm-Krupp-Kanonen bestückt war. Trotz ihres Alters befanden sie sich in ausgezeichnetem Zustand. Im Schein tödlichen Mündungsfeuers schossen sie einen schweren Kreuzer (*Lützow*) gefechtsunfähig und versenkten einen weiteren (*Blücher*), wobei 1'600 Matrosen ums Leben kamen sowie eine Anzahl von Gestapoleuten, die mitgefahren waren, um Vidkun Quisling zum Diktator von Norwegen auszurufen. Oskar Kummetz, der das Geschwader kommandierende Admiral, musste an Land schwimmen, und der Rest seiner Schiffe sah sich gezwungen, für vierundzwanzig Stunden umzukehren. In der Wilhelmstrasse war man erzürnt über diese der deutschen Fahne angetane Schmach, und in der Altendorfer Strasse fühlte man sich zum Teil dafür verantwortlich und hüllte sich in Sack und Asche. Vor vierzig Jahren war den Truppen Wilhelms II. von den Boxern in den chinesischen Taku-Forts ähnlich mitgespielt worden. Der Unmut von S.M. hatte sich damals auf Fritz Krupp entladen, und der neue Führer war sogar noch zorniger – nicht abzusehen, welche Folgen das für Krupp haben konnte. Doch das Unwetter blieb aus. Hitler hatte für die Fallgruben des Waffengeschäfts weit mehr Verständnis als alle seine Vorgänger. Selbst als er erfuhr, dass der letzte grosse Verkauf der Firma vor dem Beginn des Polenfeldzuges ein Kriegsschiff für die Sowjetunion gewesen war, blieb er ruhig. Schliesslich, bemerkte er tolerant, könne man nicht immer sagen, wer die Feinde von morgen sein würden, und im Augenblick sei Russland ja sowieso ein Verbündeter³⁴.

In Holland passierte Krupp keine solche Panne. Dort wurden die Feinde von morgen früh erkannt. Am 10. Oktober 1939, 11 Uhr früh, hatte Hitler seine Kriegsweisung Nr.

6 erlassen, die Vorbereitungen anordnete «für eine Angriffsoperation ... durch die Gebiete von Luxemburg, Belgien und Holland». Sechs Tage später erhielt Alfried aus den Niederlanden eine Nachfrage betreffs einer Lieferung von Haubitzen und Flakgeschützen; sie wurde mit der Randbemerkung beiseitegelegt: «Nicht zu beantworten.» Das erwies sich als ungeschickt. Da die Eroberung von Dänemark und Norwegen den Stoss nach Westen verzögerte, begann Amsterdam auf Essens Ausflüchte scharf zu reagieren, und am 16. März 1940 schickte einer von Alfrieds Referenten ihm einen ungeschminkten Lagebericht: «Das Misstrauen sei noch besonders dadurch verstärkt worden, dass den holländischen Offizieren, die zur Materialabnahme der 10,5 Zentimeter F.H. nach Essen kommen sollten, auf ihre diesbezüglichen Anträge hin die Sichtvermerke für die Einreise nach Deutschland bis heute noch nicht erteilt worden seien, obwohl andere holländische Privatpersonen anstandslos den Sichtvermerk für ihre Deutschlandreisen erhalten haben.» Man müsse sie zwar weiter hinhalten, aber es sei falsch, «die Holländer zu alarmieren». Und so zog man das Ausflüchtemachen noch acht Wochen lang hin; dann wurden die Visenanträge überflüssig, da Holland inzwischen dem Reich einverleibt war³⁵.

Das Ganze wiederholte sich auf dem Balkan. Gleich zu Anfang des nächsten Jahres schickte das Hauptverwaltungsgebäude, alarmiert durch den bevorstehenden Blitzkrieg gegen Griechenland und Jugoslawien und entschlossen, nicht den Fehler von Oscarborg zu wiederholen, dem OKW eine Liste aller nach Belgrad und Athen gelieferten Krupp-Geschütze, wovon einige noch aus den Zeiten Alfreds stammten. Jugoslawien interessierte den aufsteigenden jungen Kanonenkönig besonders, und zwar wegen seiner hervorragenden Chromerzlager. Chrom war für die Herstellung von gutem Kanonenstahl wichtig; Importe von ausserhalb Europas gab es seit dem Herbst 1939 nicht mehr, und schon im Frühjahr darauf hatte Alfried ein gieriges Auge auf die Vorkommen im Balkan geworfen. Im Mai wurde schliesslich einem Krupp-Bergbauexperten namens Georg Ufer mitgeteilt, dass er künftig drei Herren zu dienen habe: dem Konzern, den Hermann-Göring-Werken und dem Führer. Als Direktor einer Scheinfirma ging Ufer über die Grenze und begann mit einer geologischen Vermessung Jugoslawiens; über seine Feststellungen erstattete er dem jeweils nächsten deutschen Generalkonsul direkten Bericht³⁶.

In jenem Sommer kennzeichnete der Einfall in Russland das Ende der ersten Phase des Krieges. Am 3. September erhielt Irmgard die Nachricht, dass Unteroffizier Hanno Raitz von Frenz «im Kampfe gefallen» sei³⁷. Sie legte Trauerkleidung an, und auf Villa Hügel hängten die Diener für Irmgards Mann, den sie nur drei Jahre gehabt hatte, Trauerflore auf. Der Tod von Claus konnte nicht mehr als einsame Tragödie betrachtet werden. Der Sieg schien sich ein bisschen länger hinzuziehen, als alle angenommen hatten. Einige Vorstandsmitglieder sahen bereits sehnsüchtig auf das erste Kriegsjahr zurück, als alles glattgelaufen war – als Gustavs Befürchtungen unbegründet schienen und er selbst sich gar nicht mehr vorstellen konnte, dass er sie je gehegt hatte.

In der Stunde des strahlenden Triumphs hatte das Regime seinen Waffenschmied nicht vergessen. Von zwei NS-Spitzenfunktionären – Rudolf Hess und Fritz Todt – und von Hitler persönlich war der Gussstahlfabrik und Gustav selbst für ihre Leistungen im Krieg sowie für ihre geheime Wiederaufrüstung vor 1932 gedankt worden. Hess hatte den Anfang gemacht. Am 1. Mai 1940 war er um 11 Uhr im Hindenburg-

Bau mit einem riesigen Banner – der sogenannten «Goldenen Fahne der Arbeit» – erschienen und hatte die Firma zum «nationalsozialistischen Musterbetrieb» ernannt. Robert Ley hatte neben Hess gestanden, Alfried neben seinem Vater. Stolz liess die Krupp-Zeitschrift vom 15. Mai das Schauspiel noch einmal abrollen:

Nach dem Essener Fanfarenstoss spielt unser bewährtes Krupp-Blasorchester unter der Stabführung seines Dirigenten Schnitzler Paul Hoffners «Musik zum Frankfurter Würfelspiel», eine einzigartige Komposition, die sich ihres feierlichen Charakters wegen besonders gut für den Anlass eignet. Danach verliest Amtsleiter Schröder ... die Namen der Betriebe, die bereits Auszeichnungen erhielten. An ihrer Spitze steht der Name Krupp. Das Herz jedes Arbeitskollegen, der daran Anteil haben durfte, muss in diesem Augenblick vor Freude und Stolz höher geschlagen haben.

Die ergreifende Ansprache von Rudolf Hess, dem Stellvertreter des Führers, ist unseren Kollegen aus der Tagespresse bekannt. Sie hatte eine höchst aktuelle politische Note – eine letzte Abrechnung mit der jüdisch-plutokratisch-demokratischen Welt³⁸.

Nachdem das Siegheil-Geschrei verstummt war, dünkte es Gustav, dass er deijenige gewesen sei, der zur rechten Zeit Schritte unternommen hatte, mit der jüdisch-plutokratisch-demokratischen Welt abzurechnen, während Rudolf Hess noch Student der Wirtschaftswissenschaften in München gewesen war und seine Freizeit damit verbracht hatte, antisemitische Flugblätter zu verteilen. Der alte Krupp hatte noch lichte Momente, und jetzt fand er, es sei höchste Zeit, dass das Reich anfangs, ihn für seine Investitionen während jener Jahre zu entlohnen. Deshalb bat er Todt, nach Essen zu kommen. Laut Alfrieds Aktennotiz vom 25. Juli 1940 gab sein Vater «eine eindringliche Schilderung über Krupps Entwicklung nach 1918» und beschrieb, «wie er damals lange darüber mit dem Reichskanzler [Wirth] beraten habe, ob er bei der Umstellung des Werkes Rücksicht nehmen solle auf eine in künftigen Zeiten wiedererstehende deutsche Wehrmacht, obwohl nach den Bestimmungen des Versailler Diktats Krupp jede Kriegsmaterialfabrikation bis auf einen minimalen Rest untersagt war». Er war der Meinung, eine Kompensation sei jetzt fällig. Todt stimmte ihm von Herzen bei und «versicherte der Firma Krupp, dass der heutige Staat sie nie im Stich lassen würde³⁹».

Zwei Wochen später feierte Gustav seinen siebzigsten Geburtstag. Diesmal blieben die lichten Momente aus. Er war benommen, zum Teil vor lauter Dankbarkeit, denn am Abend zuvor hatte er erfahren, dass Hitler beabsichtige, Essen zu beehren – wie weiland der Kaiser, wenn er mit bunten Ordensbändern und glitzernden Medaillen kam. Wie immer fuhr Gustavs Limousine um zehn Sekunden vor neun Uhr früh vor dem Hauptverwaltungsgebäude vor, aber heute sass Bertha neben ihm, und Alfried, Irmgard und Waldtraut folgten in einem kleineren Wagen dicht hinterher. Im Marmorsaal, umgeben von Direktoren und Abteilungsleitern, warteten sie dann, bis der Führer hereingestellt kam. Nachdem er Alfried umarmt hatte, verkündete er: «Im Namen des deutschen Volkes verleihe ich Sr. Exzellenz Gustav Krupp von Bohlen und Halbach den Adlerschild des Deutschen Reiches mit der Inschrift: «Deutscher Wirtschaftsführen.» Dieser Schild, so verfügte er, solle das ganze Tausendjährige Reich hindurch in der Mitte vom Nordflügel des Verwaltungsgebäudes aufgestellt werden.

Ausserdem verlieh er Krupp den Titel «Pionier der Arbeit» und das Kriegsverdienstkreuz. Das Kreuz gab es Erster und Zweiter Klasse – Gustav erhielt sie alle beide. Unter der Goldenen Fahne der Arbeit stehend, mit seinem Goldenen Parteiabzeichen, verherrlicht durch seinen Wehrwirtschaftsführertitel, gab der siebzigjährige Prinzgemahl eine so pompöse Figur ab wie Göring⁴⁰.

Der Führer trat zur Seite, und sein seniler Waffenschmied ging roboterhaft zum Rednerpult und hielt eine kurze Ansprache. Ein Industriellenkollege, der ihn seit Hess' Besuch nicht mehr gesehen hatte, war erschrocken über seine offenkundige Greisenhaftigkeit. Er erblickte «einen Mann mit schlohweissem Haar, noch straffer aufgerichtet als früher, maskenhaft starren Gesichts, unfrei in jeder Bewegung, verkrampft». Hinterher, in seinem Büro, erzählte Gustav seinem Sekretär, dass er es nicht begreife. Er könne sich nicht denken, was er geleistet habe, solchen Ruhm zu verdienen. Schliesslich habe er doch nur seine Pflicht getan⁴¹.



Kapitel 17

Crier havot!

Bei Tagesanbruch des 10. März 1940 marschierte die Wehrmacht über die Grenzen von Belgien, Holland und Luxemburg – deren Neutralität zu respektieren Hitler versprochen hatte – und wälzte sich dann weiter in Richtung Westen und Süden – ein geschlossener riesiger Bogen von feldgrauen Uniformen und Stahlhelmen, der sich etwa 260 Kilometer weit erstreckte, von den Nordfriesischen Inseln bis zu den Bunkern der Maginot-Linie. Im Wirrwarr des Kriegs hat es die Presse immer schwer, die Ereignisse genau zu verfolgen, hier aber sahen sich Kommentatoren vor einer Revolution in der militärischen Technik, einem Heer von Krupp-Panzern, das, wie William L. Shirer sagte, in Bezug auf «Umfang, Konzentration, Beweglichkeit und Schlagkraft in der bisherigen Kriegsführung» ohne Beispiel dastand und das, als es in den Ardennen Wald einschwenkte, «in einer Länge von hundertfünfzig Kilometern über den Rhein zurückreichte». Am fünften Tag brach der französische Damm. Zwei deutsche Panzerdivisionen überquerten bei Sedan auf einer Pontonbrücke die Maas; als der Abend kam, war ihr Brückenkopf schon an die fünfzig Kilometer breit und fünfundzwanzig Kilometer tief. Winston Churchill, Englands neuer Premierminister, flog am 16. Mai nach Paris und fragte den französischen Oberbefehlshaber, General Maurice Gamelin: «*Ou est la masse de manœuvre?*» Gamelin, der keine strategischen Reserven hatte, zuckte die Achseln. «*Aucune*», erwiderte er – es seien keine da. Innerhalb von zweiundsiebzig Stunden befand sich eine Phalanx von sieben Panzerdivisionen, die – vorbei an dreissig Jahre alten eingestürzten Schützengraben der Hindenburglinie – unaufhaltsam westwärts rollte, nur noch achtzig Kilometer vom Kanal entfernt. Das britische Expeditionscorps, sämtliche belgischen Soldaten unter Waffen und drei französische Armeen sassen in einem straffen Netz aus Kruppstahl gefangen. Am Sonnabend, dem 18. Mai, befahl Churchill die Truppen aus dem Nahen Osten heim. «Ich kann nicht finden», belehrte er den Chef des englischen Generalstabs, «dass wir angesichts der sehr grossen Massen, die im Anschluss an Fallschirmjäger hier per Lufttransporter landen können, genügend zuverlässige Soldaten in England haben¹.»

Am Mittag desselben Tages setzte sich ein bayrischer Kunsthistoriker namens Arthur Rümmer in einem exklusiven Düsseldorfer Club mit drei Ruhrindustriellen aus Essen nieder. Noch keiner von ihnen wusste, dass die Front sich konsolidiert hatte. Als das Ausmass des Erfolges klar wurde, schrieb Generaloberst Alfred Jodl in sein Tagebuch: «Führer ausser sich vor Freude.» Rümmer führte ebenfalls ein Tagebuch, und dieses ist in seiner Art ein nicht minder wertvoller Beitrag zur Geschichte als das des Generalobersts. Gleich Jodl war Rümmer an jenem Mittag voller Hoffnung, wenn auch aus ganz anderem Grund. Er hatte das Regime öffentlich kritisiert, und deshalb war es ihm immer schwerer gemacht worden, sein Brot zu verdienen; er arbeitete jetzt als Kunstmakler, und heute hoffte er, einen Verkauf tätigen zu können. Sein Gastgeber, ein gewisser Herr Lübs, Betriebsführer der Henkel-Werke, hatte eine alte Bekannte

der Familie Rümman geheiratet. Lübs war ein feinsinniger Kunstsammler, und Rümman vertrat den Besitzer eines wertvollen Gemäldes. Er brauchte die Provision und rechnete auch damit, sie zu bekommen. Er irrte sich – der Durchbruch bei Sedan sollte ihm einen Strich durch die Rechnung machen².

Während des Essens läutete in dem privaten Speisezimmer das Telefon. Lübs entschuldigte sich. «Der junge Krupp wird herkommen», sagte er, als er wieder Platz nahm, und kaum hatten sie ihre Servietten abgelegt, da kam Alfried. Der Kunsthistoriker wurde ihm vorgestellt, aber es war nicht viel Zeit zum Reden, weil jeder die 2-Uhr-Nachrichten des DNB hören wollte. In einem Nebenzimmer versammelte man sich um ein auf einem kleinen Rauchtisch stehendes Radio. Einer der Industriellen hatte eine Landkarte mitgebracht. Er breitete sie aus, und die Augen aller glitten darüber hin, suchten die Namen der Orte, während der Ansager bekanntgab, wie weit die Wehrmacht vorgedrungen sei. Von Frankreich war in den Communiqués bis jetzt noch nicht die Rede, aber «in Holland hatte sich die Lage so gefestigt», wie Rümman erzählte, «dass für führende Persönlichkeiten der Wirtschaft eine Möglichkeit bestand, dorthin zu gehen. Am Ende der Sendung unterhielten sich die Männer aufgeregt und intensiv. Sie deuteten mit den Fingern auf bestimmte Stellen der Landkarte.» Er hörte sie aufgeregt schwatzen: «Dieses ist für Sie – jenes für Sie – den wollen wir verhaften lassen – da ist Müller; er gehört Ihnen», und «dort ist Herr ... er hat zwei Fabriken.» Einmal sagte Alfried zu einem der anderen: «Dieses Werk bekommen Sie³.» Kurz gesagt, sie fielen in das «*Crier havot!*» ein – in den mittelalterlichen teutonischen Schrei nach Plünderung. Rümman, der hinter ihnen stand, erinnerte sich:

«Sie glichen den um ihre Beute versammelten Aasgeiern, und Sie dürfen glauben, dass ein Mann wie ich, ein Kunsthistoriker, der sein Leben der Kulturerhaltung gewidmet hat, davon sehr erschüttert sein musste.»

Angewidert legte er seinem Gastgeber die Hand auf die Schulter und sagte: «Ich scheine hier nicht recht am Platze zu sein.» Er wusste, «dieses für mich sehr wichtige Geschäft ging mir verloren, aber im Augenblick war mir das völlig gleichgültig». Eilends rief Lübs sogleich das zuständige Amt an, um Sonderpässe für sich und die anderen zu bestellen, die noch ganz in die Landkarte vertieft waren. Rümman verliess den Raum schnell; erst in Nürnberg tauchte er als Zeuge in Alfrieds Leben wieder auf^{*4}.

Sogar schon vor dem Überfall auf Polen hatte der Führer deutsche Industriemagnaten aufgefordert, Aufstellungen über das 1918 verlorene Vermögen einzureichen, und Gustav hatte um Rückerstattung seines Besitzes in Lothringen gebeten. Zwar war er bereits von der Weimarer Republik dafür entschädigt worden, doch schien seine Forderung im Vergleich zu dem, was dann wirklich geschah, geradezu minimal. Da jeglicher Widerstand der Alliierten zerschlagen war, herrschten völlig andere Verhältnisse.

* Dr. Rümman wird seitdem in Essen abfällig als «ältlicher Kunsthistoriker» bezeichnet; aber so einfach kann man ihn nicht abtun. Er ist immerhin Autor von vier Büchern und besitzt Titel der Universitäten von Berlin, München und Heidelberg. Im Frühjahr 1940, als er die obige Episode in sein Tagebuch schrieb, war er erst zweiundfünfzig Jahre alt, und während meines letzten Besuchs in München zeigte er noch keinerlei Anzeichen von geistiger Altersschwäche.

Es war jetzt kein Rechtsanspruch auf Feindeigentum mehr nötig – man brauchte nur als erster auf der Bildfläche zu erscheinen und die Beamten der Militärregierung zum Einschreiten zu überreden. Das war offenkundiger Raub. Formal wurde das Plündern als «Pachten» maskiert, aber wie fast immer im NS-Regime war das ein mehr als durchsichtiger Vorwand. Als die erschöpften französischen Truppen sich nach Vichy zurückzogen, schickte Göring über das Wehrmachtsführungsamt geheime Anweisungen an Krupp, worin es hiess: «Eines der Ziele der deutschen Wirtschaftspolitik ist die Vergrösserung des deutschen Einflusses bei ausländischen Unternehmungen. Ob und inwieweit der Friedensvertrag die Abtretung von Anteilen usw. bringen wird, ist noch nicht zu übersehen. Notwendig ist aber schon jetzt, dass jede Gelegenheit ausgenutzt wird, um noch während des Krieges der deutschen Wirtschaft Eingang in die interessanten Objekte der Wirtschaft der besetzten Länder zu ermöglichen und Verschiebungen zu verhindern, die die Erreichung des oben genannten Zieles erschweren können.» Aus dem Hauptverwaltungsgebäude kam daraufhin ein Erlass an alle Vertreter der Firma, die in besetzte Länder reisten, es gelte «Krupps Interessen wahrzunehmen, wie sich die Gelegenheiten ergeben», und «die Nachrichten müssten rechtzeitig erhalten werden»; Informationen über verfügbare Fabriken seien allerdings sofort nach Essen zu kablern⁵.

Der Sonderstatus der Firma bei der Wehrmacht verlieh ihr ganz besondere Möglichkeiten. Sicher hätte ihr dieses Prestige allein schon genügt, einen Löwenanteil an der Beute zu sichern; hinzu kam aber noch, dass des Reiches Schulden bei Krupp wuchsen. In den Niederlanden konnten Agenten, die nach Einstellung der heimlichen U-Boot-Produktion bei I.v.S. zurückgelassen worden waren, für die Besatzungsbehörden wertvolle Fänge ausmachen. Oft führten sie die Behörden unmittelbar an Ort und Stelle. Die Holländer fanden das natürlich höchst unfein – ohne ihre nachsichtige Gastfreundschaft hätte die Unterseebootflotte des Oberkommandos der Marine (OKM) niemals ihre jetzige Macht erlangen können; die Militärkommandanten aber waren dankbar. Wichtiger war jedoch Alfrieds Zugehörigkeit zu zwei staatlichen Gremien, die man zur Organisation der Plünderungen gegründet hatte: Die Reichsvereinigung Eisen (RVE) und die Reichsvereinigung Kohle (RVK)⁶.

Als Mitglied des Präsidiums und Vorsitzender des Organisationskomitees der RVK sass Alfried sozusagen an der Quelle, aber seine Funktion in der RVE war noch einträglicher. Im dritten Kriegsjahr gegründet, bildete die Reichsvereinigung Eisen eine jener halbautonomen Cliquen, die im Namen des Führers absolute Macht ausübten. Voller Freude über seine Ernennung schrieb Alfried an seinen Vater:

Essen, 29. Mai 1942

Lieber Papa,

Vielen Dank für Deinen Brief vom 26. dieses Monats.

Dr. Müller und ich gingen gestern zu Reichsminister Speer, der mich unverzüglich zum Rüstungsrat ernannte. Ausserdem setzte er mich davon in Kenntnis, dass er, zusammen mit dem Reichswirtschaftsminister, mich als stellvertretender Vorsitzender der Reichsvereinigung Eisen vorgeschlagen habe, die gebildet werden soll. ... Ich habe diese Ernennung hauptsächlich aus dem Grunde angenommen, weil ich

davon überzeugt bin, dass Fried. Krupp eine führende Rolle bei der neuen Reichsvereinigung Eisen spielen muss.

Herr Speer versprach einmal mehr seinen Besuch in Essen, doch konnte er kein genaues Datum bestimmen.

Mit herzlichen Grüßen an Dich und Mama

Alfried⁷.

Albert Speer sagte später, er habe den stellvertretenden Vorsitzenden als einen der «drei Weisen» der RVE angesehen*. In einem RVE-Protokoll vom 22. Juli 1942 heisst es:

... Alfried Krupp, der die RVE vertrat, wohnte mit Speer einer Sitzung des Zentralen Planungsausschusses bei ... sowie anderen, im Laufe derer beschlossen wurde, 45'000 russische Zivilarbeiter in die Gusstahlfabrik, 120'000 Kriegsgefangene und 6'000 russische Zivilisten in den Kohlengruben einzusetzen, sowie auch gesundheitliche Forderungen für den Einsatz von Kriegsgefangenen zu stellen, welche niedriger waren als die Forderungen für die in den Kohlengruben beschäftigten deutschen Arbeiter⁸.

Zu Alfrieds abwegigen Schöpfungen gehörte auch das holländische *Rijksbureau voor Ijzer en Stahl*, ein deutsches Konfiszierungsamt, das niederländischen Firmen systematisch Produktionsquoten an Eisen, Stahl und Legierungen auferlegte, die bei eigens dafür eingerichteten Depots abzuliefern waren. Hier erwiesen sich die langen Jahre seines Ingenieurstudiums als wertvoll. Er wusste, was die Holländer besaßen, was Krupp benötigte und wie man minderwertiges Erz erkannte⁹.

Das kaltblütige, methodische Vorgehen der Sieger, verbunden mit skrupelloser Gewalt, brachte historische Ernten ein. Berlin konnte allein von Frankreich jährlich über 28 Milliarden Mark Besatzungskosten kassieren, viermal soviel wie die Reparationen, die die Weimarer Republik nach dem Dawes- und dem Young-Plan pro Jahr gezahlt hatte – und die von Hitler als kriminelle Ungerechtigkeit bezeichnet worden waren. Und dennoch dachte sich Alfried ständig neue Mittel und Wege aus, den Ertrag noch zu steigern. Er warf sein gieriges Auge auf das europäische Vermögen der US-Bürger und fragte brieflich bei einem anderen Vorstandsmitglied an, welche Schritte unternommen worden seien, «die Treuhandschaft der Unternehmen zu sichern, die von Interesse für uns sind, im Falle dass als Wiedervergeltung an den Amerikanern amerikanisches Vermögen beschlagnahmt wird». In einem zweiten Schreiben schlug er die Beschlagnahme einer bestimmten amerikanischen Firma vor: «Singer-Nähmaschinen ist meines Wissens amerikanisches Eigentum. Die Einsetzung von Treuhändern als Vergeltungsmassnahme gegen die Amerikaner steht in Kürze zu erwarten. Vielleicht kann dann ein Krupp-Mann Treuhänder werden¹⁰.»

Die Haager Landkriegsordnung von 1899, die Graf Georg Münster im Namen Deutschlands unterzeichnet hatte, sprach sehr klar von der Unantastbarkeit privaten Eigentums in Kriegszeiten. Sie erklärte, «wenn im Zuge einer Kriegshandlung ein Kriegführender das Gebiet eines Gegners besetzt, erwirbt er dadurch *mitnichten* das

* Die beiden anderen waren Hermann Röchling, der Stahlkönig des Saargebietes, und Walter («Panzer»-)Rohland von den Deutschen Edelstahlwerken.

Recht, über das in diesem Gebiet befindliche Eigentum zu verfügen ... Die Wirtschaft des kriegsmässig besetzten Gebietes ist intakt zu halten ... Genausowenig wie die Einwohner des besetzten Landes gezwungen werden dürfen, dem Feinde bei der Kriegsführung gegen ihr eigenes Land oder dessen Verbündete Unterstützung zu leisten, darf die wirtschaftliche Substanz des besetzten Landes in den Dienst eines solchen Kriegseinsatzes gestellt werden.» Hitler hatte zwar den Vertrag von Versailles torpediert, die Haager Bestimmungen jedoch nicht in Abrede gestellt, und Alfried wusste das. Als Mitglied der «Verbindungsstelle Eisen für Schrifttum und Presse», einer Organisation, die die höchsten Nazi-Industriellen mit vertraulichen Informationen versorgte, hatte er einen Zeitungsausschnitt aus der englischen *Financial Times* und die deutsche Übersetzung davon erhalten. Nach dem Krieg wurden beide unter seinen persönlichen Papieren gefunden. Der Artikel war kurz, aber deutlich genug:

Früher oder später werden die Alliierten ihre Listen der Kriegsverbrecher zusammenstellen müssen ... und es darf erwartet werden, dass auch diejenigen, die Plünderungen aller Art angeordnet oder durchgeführt haben, nicht übersehen werden. Es ist ein unbestrittener Grundsatz, dass die Mitarbeit bei der Plünderung besetzter Gebiete zu den Kriegsverbrechen zählt¹¹.

Im besetzten Paris bevorzugten die siegreichen Deutschen die Gegend um den Arc de Triomphe: die durch Stacheldraht abgesperrte Avenue Kleber, die Avenue Foch (wo sich die Gestapo-Zentrale befand) und die eleganten Heime französischer Millionäre. Alfrieds Büro war auf dem Boulevard Haussmann, neun Querstrassen vom Triumphbogen entfernt. Das Haus – es steht heute noch – ist ein gelbbrauner, dreistöckiger Ziegelbau mit reicher Skulpturenfassade und viel glänzendem Messing, und es hat eine Geschichte. Vor dem Fall von Frankreich war es Eigentum einer jüdischen Firma gewesen, der *Société Bacri Frères*. Walter Stein, Krupps Pariser Vertreter, hatte während der Münchner Krise ein Auge darauf geworfen. Als dann der NS-Kommissar für Judenfragen kam, überredete ihn Stein, das Haus Nr. 141 zu beschlagnahmen und der neugegründeten Krupp *Société Anonyme Française* zu übergeben. Sein Bürochef war ein Kruppianer namens Léon Schmitt, der sich sehr gut mit Richard Sandre verstand, dem kommissarischen Verwalter des Rothschild-Vermögens¹².

Alfried selber war nicht oft in Paris. Er reiste als einer der leitenden Triumvirn der Firma fast ununterbrochen durch besetzte Gebiete. Schon 1937, als Löser nach Essen gekommen war, hatte Gustav ihm anvertraut, er wolle ein «konstitutioneller Monarch» sein. Nachdem der Führer Frankreich kassiert hatte, liess der alternde Krupp in Essen die Erklärung ergehen, in Zukunft seien «die Entscheidungen des engeren Vorstandes in technischen Angelegenheiten durch Herrn Görens, in kaufmännischen und Verwaltungsangelegenheiten durch Herrn Löser, in Angelegenheiten des Bergbaus und der Rüstung durch Herrn Alfried von Bohlen und Halbach zu treffen¹³». Erwerbungen im Ausland, so wurde entschieden, seien Alfrieds Ressort. Auf seinen Reisen durch Holland, Frankreich und später Jugoslawien zwecks Umschau nach Fabriken, Maschinen und Rohmaterial könne er die anderen sich daraus ergebenden Probleme gleich mit erledigen.

Eines dieser Probleme war Robert Rothschild¹⁴. Das wäre nicht nötig gewesen. Hätte er auf die Vernunft gehört, vor Krupp kapituliert und seine *Société Anonyme Austin* in Liancourt an der Oise dem Deutschen übereignet, so hätte er den Krieg überstanden und würde vielleicht heute noch am Leben sein. Aber er war eben ein Dickhädel. Im Frühling des letzten Friedensjahres hatte er für vier Millionen Franc 91 Prozent der Anteile von der zweiundzwanzig Jahre alten Fabrik gekauft, und er war stolz auf seine Erwerbung. In der ersten Juniwoche 1940 musste er sie bereits evakuieren. Auf den Rat französischer Behörden verliess er sechs Tage vor dem Einmarsch der Deutschen sein Haus in der Rue Victor Hugo 42 und zog – vorübergehend, wie er glaubte – nach Lyon. Als die Vichy-Regierung im Oktober in Montoire mit dem Führer handelseinig wurde, bereitete sich Rothschild auf die Rückkehr nach dem Norden vor. Sein Geschäft war die Produktion von Traktoren; jetzt, nach dem Ende der Feindseligkeiten, sah er keinen Grund, weshalb er die Fabrikation nicht wieder aufnehmen sollte. Zu seinem Erstaunen wollte ihn die Lyoner Handelskammer nicht gehen lassen. Seine Reise, so bedeutete man ihm, wäre höchst unklug. Rothschild konnte das nicht begreifen. Schliesslich sei er nicht einmal Franzose; laut Pass besitze er die Staatsbürgerschaft Jugoslawiens, eines Landes, das noch neutral sei. Das mache keinen Unterschied, erwiderten die französischen Unternehmer. In den Augen der Sieger seien seine jugoslawischen Papiere unwirksam, und er sei nichts weiter als ein Jude. Und was die Juden betreffe, da habe Deutschland Bestimmungen. Monsieur Rothschild müsse das Klima hier an der Rhone eben wesentlich zuträglicher finden.

Es gab einen Ausweg, oder zumindest schien es anfangs so. Rothschilds Frau Vera war Nichtjüdin, und ihr Bruder, ein tatkräftiger einunddreissigjähriger Jugoslawe namens Milas Celap, war mit dem Unternehmen vertraut. In jenem Herbst fuhr Celap, dem wir den vollen Bericht der Geschehnisse verdanken*, nach Liancourt und fand die Fabrik von deutschen Soldaten besetzt. Der kommandierende Offizier, ein gewisser Leutnant Bröckler, erklärte, eine Rückgabe des Werkes an einen Rothschild scheidet in jedem Fall aus; es wäre sogar äusserst gefährlich für ihn, ins besetzte Frankreich zurückzukommen. Falls Rothschild jedoch seinen Besitz einem Arier überschreibe – sagen wir beispielsweise ihm, Celap (den Bröckler für einen Arier hielt) – könnten die Maschinen wieder anlaufen. Der enteignete Eigner in Lyon war zuerst bestürzt, resignierte dann aber und erklärte sich zu dem Schritt bereit – «um meiner Familie willen, der ich ihr Erbe erhalten möchte, und zugleich auch im Interesse der Fabrikarbeiter und meiner landwirtschaftlichen Kunden in Frankreich». Der gesamte Besitz wurde seinem Schwager überschrieben, und in Liancourt erkannte Bröckler den Unterhändler Celap als Eigentümer an. Die Soldaten zogen ab, die Arbeiter kehrten an ihre Drehbänke und Fließbänder zurück. Die Traktorenproduktion wurde wieder aufgenommen, und damit schien alles erledigt.

Doch das war es keineswegs. In Essen hatte der Konzern mit dem steigenden Bedarf der Wehrmacht an Zugmaschinen seine Plage. Die militärischen Vorbereitungen für den Überfall auf Russland hatten begonnen; Berlin erwartete von Krupp, dass er Tausende der schweren Daimler-Benz-Blockwagen DB 10 liefere. Zehn Wochen

* Siehe Anmerkung 14.

nachdem Celap die Produktion wieder aufgenommen hatte, erschien ein Vichy-Franzose am Fabrikator in Liancourt und erklärte, er übernehme das Werk als «provisorischer Verwalter» (*commissaire gérant*). Rothschilds Übertragung der Aktien an seinen Schwager sei ungesetzlich gewesen, meinte er; alle von und mit Juden nach dem 23. Mai 1940 getätigten Transaktionen hätten keine Rechtsgültigkeit. Das bedeutete Wiederherstellung der ursprünglichen Besitzverhältnisse: Rothschild war noch immer Eigentümer der Fabrik. Als er das erfuhr, wurde er halsstarriger denn je. Hatte er schon gezögert, einem vertrauenswürdigen Mitglied der eigenen Familie Platz zu machen, so war er erst recht nicht gewillt, sein Werk einem Fremden zu überlassen, noch dazu einem räuberischen Antisemiten. Auf den ersten Blick schien seine Unnachgiebigkeit ohne Belang. Zehn deutsche Firmen wetteiferten miteinander um das beschlagnahmte Werk, und das OKW und das Aussenhandelsamt der NSDAP schlugen es Krupp zu. In einer Bekanntmachung vom 27. August 1942 taufte Alfried das Unternehmen offiziell um in *Krupp S.A. Industrielle et Commerce Paris*¹⁵. In der Folgezeit überwachte er den Start seiner Krawa-Produktion in Liancourt. Ein Angestellter berichtete, Alfried habe «auf alle einen günstigen Eindruck gemacht, auch auf mich. Er meint, dass wir weitermachen sollen, den Produktionseinsatz im Westen zu unterstützen¹⁰».

Deutsche haben gern alles «blitzsauber», und hier blieb der ärgerliche Umstand bestehen, dass Liancourt nicht dem Arier Krupp, sondern dem Juden Rothschild gehörte. Vom Boulevard Haussmann 141 aus wandte Walter Stein jeden nur erdenklichen Druck auf die Militärbehörden und Vichy an. Es wurde ein provisorischer Verwalter nach dem anderen ernannt; alle mussten wieder gehen, weil es keinem gelang, eine Entscheidung herbeizuführen. Zu Anfang versuchten sie, sich mit Celap zu arrangieren, aber dessen eigene Lage wurde gefährlich, als Deutschland Jugoslawien überfiel; am 6. April 1941 floh er in die unbesetzte Zone. Fast zwanzig Monate später, am 25. November 1943, glaubte Stein, die Lösung gefunden zu haben. *Commissaire gérant* war jetzt Richard Sandre, in zeitgenössischen Dokumenten beschrieben als «persona grata bei den Krupps¹⁷». Ausserdem meldete Stein in einer Hausmitteilung nach Essen, dass ein engerer Kontakt mit der französischen Regierung geschaffen worden sei; er habe «die Bekanntschaft des Conte de Janlais gemacht, des Verbindungsoffiziers von Marschall Pétain ... der Mann hat Talent und ist vom Marschall speziell mit der Aufgabe der Zusammenarbeit betraut». Dass besondere Talente vonnöten seien, das hatten inzwischen alle Beteiligten erkannt. Rothschild war nicht weich geworden, obwohl er wusste, Krupp würde aufs Ganze gehen. Als er merkte, dass Pétain auf seine jugoslawische Staatsbürgerschaft so wenig gab wie Hitler, versuchte er im September 1942 über Spanien nach Portugal zu fliehen. Er hatte tatsächlich auch schon die spanische Grenze überschritten, als ihn französische Polizei verfolgte, festnahm und in ein Konzentrationslager in Saint Privat an der Ardèche steckte. Celap überredete (oder aber bestach, das geht aus seinem Bericht nicht deutlich hervor) den Präfekten, seinen Schwager freizulassen. Rothschild siedelte dann in eine Villa in Cleon d'Andran über. Das war eine Vorsichtsmassnahme: Das kleine Dorf befand sich in der italienischen Zone und dünkte ihn sicher.

Er irrte sich. In Cleon d'Andran war er erreichbar für Stein, für Steins Mann

Schmitt, für Schmitts Kollaborateur Sandre und für Sandres Lyoner Kontaktmann, einen Vichy-Rechtsanwalt namens Damour, den Pétain dem *Commissariat aux Questions Juives* zugewiesen hatte. Alle repräsentierten sie Lyons Bürokratenherrschaft, das Haus Krupp und das französische Vasallenregime. Rothschilds Einschätzung der italienischen Haltung war richtig. Wie das deutsche Auswärtige Amt verärgert bemerkte, erschwerte der von italienischen Beamten bekundete «mangelnde Eifer» eine Lösung des Judenproblems in jenem Teil Frankreichs, der von italienischen Soldaten besetzt war¹⁸. Aber die Nazis konnten das alles ändern, und dazu waren sie wild entschlossen. Zudem hatten sie die aktive Unterstützung französischer Faschisten, und zwar in einem Ausmass, das gemeinhin stark unterschätzt wird. Gegen diese Macht waren Mussolinis gütige Despoten wehrlos – eine Tatsache, die Sandre Rothschild bei einem persönlichen Besuch am 6. Februar 1944 eindringlich klarzumachen versuchte. Laut Celap, der an der Unterredung teilnahm, wies Sandre darauf hin, dass die Übergabe des Besitzrechts an Krupp ja eigentlich ein *j'ai accompli* sei. Es sei sinnlos, sich dagegen zu sträuben; Krupp habe die Maschinen bereits und sei in Besitz eines Pachtvertrags, der mit den für jüdisches Eigentum zuständigen Behörden geschlossen worden war. Als ehemaliger Eigner könne Rothschild jedoch das Besitzrecht klären, indem er gewisse Papiere unterzeichne. (Die betreffenden Stellen, wo er unterschreiben sollte, waren schon mit Bleistift angekreuzt.) Ausserdem möge er doch die Bücher der Firma ausliefern, die er beim Rückzug der französischen Armee mitgenommen habe; ohne diese Unterlagen sei es für Krupp sehr schwer, «den Schätzwert der Gesellschaftsanteile zu veranschlagen». Rothschild weigerte sich entschieden, den Status als «ehemaliger Eigner» zu akzeptieren. Ja, er lehnte jegliche Zusammenarbeit ab, trotz der wiederholten Drohung seines Erpressers: «Wenn Sie mir diese Zusage nicht geben wollen – nun, dann können Sie sich ausmalen, was mit Ihnen geschehen wird.»

Es geschah zwei Wochen später. In der Nacht des 21. Februar drang eine Horde von Vichys antisemitischen Parteigenossen der *Populaire Français* in die Villa ein, entführte Rothschild aus dem Gebiet der Italiener und lieferte ihn ins Montluc-Gefängnis in Lyon ab. Von dort schmuggelte er durch Maitre Levigne, einen Notar und gemeinsamen Bekannten, einen Brief an seinen Schwager heraus:

... tut es mir leid, dass ich Dir soviel Mühe und Unannehmlichkeiten mache. Ich danke Dir in aufrichtiger Freundschaft. Robert

*Dieser Schlag geht auf das Konto Damours und Sandres. Das weiss ich genau*¹⁹.

Damour und Sandre machten sich nun daran, ihr Verbrechen zu vollenden. Sie füllten die notwendigen Formulare in dreifacher Ausfertigung aus und übertrugen auch die letzten Reste der Société Anonyme Austin auf die Krupp S.A. Industrielle et Commerce; Schmitt akzeptierte im Namen von Alfried Krupp. Alle benahmen sich, als sei Rothschild gesetzlich schon tot, und als die letzte Unterschrift beglaubigt war, lebte er auch tatsächlich nicht mehr. Die beiden französischen Überläufer hatten, wie sie am Boulevard Haussmann erklärten, die «Judenverfolgung» (Kollaborateure bedienten

sich der arischen Terminologie) mit Samthandschuhen satt, und deshalb würden sie diesen Dummkopf dem Eichmann-Apparat übergeben. Ende Februar schickte man Rothschild in das riesige Konzentrationslager Drancy im Nordosten von Paris. Hier erreichte die preussische Pedanterie einen ihrer grausigsten *Culs-de-sac*; um den Verdacht zu zerstreuen, dass die nach Osten rollenden Viehwagen in Vernichtungslager führten, befahl Eichmanns örtlicher Vertreter die Mischung von Erwachsenen und Kindern im genauen Verhältnis zur Bevölkerung: «Die Juden, die aus der unbesetzten Zone kamen, sind in Drancy mit den jetzt in Pithiviers und Beaune-la-Rolande befindlichen jüdischen Kindern zu mischen²⁰.» Rothschild wurde dem ersten dieser Züge zugeteilt; seine letzten zweiundsiebzig Stunden verbrachte er damit, Waisenkinder zu trösten, die zu klein oder zu verängstigt waren, um die Befehlskommandos der Totenkopfuniformierten zu verstehen.

Die Zusammenstellung dieses Zuges hatte nicht lange gedauert. Am Vorabend seiner Abfahrt meldete der Lagerkommandant von Drancy, bis um 19 Uhr habe er eine erfreuliche, zufriedenstellende Anzahl von Häftlingen «deportiert». Insgesamt waren es 49'000 Juden. Beim Morgengrauen wurde eine besonders grosse «Gruppe» in Viehwagen gepfercht und in Richtung Osten verfrachtet. Darunter auch Robert Rothschild. Eichmanns Judenfrage stand unmittelbar vor der schrecklichsten Form der «Endlösung» – Zielbahnhof der Lokomotive war Auschwitz. Dort, unter dem riesigen berüchtigten Tor mit der Aufschrift «Arbeit macht frei», standen die ausgemergelten Passagiere, während der Selektierer, nicht selten von einem Krupp-Mann beraten, «Links!» oder «Rechts!» rief und damit über Leben und Tod entschied. Für Rothschild hiess es «Links!»; dennoch gibt Celaps Nürnberger Affidavit lediglich an, sein reicher Schwager sei «am 7. März 1944 nach Auschwitz abtransportiert worden, aus welchem Lager er weder zurückkehrte noch jemals ein Lebenszeichen schickte». Er hatte es so formuliert, weil er es nicht ertragen konnte, die Einzelheiten niederzuschreiben. Krupps siebenunddreissig Anwälte, die argwöhnten, er wisse auch keine, hakten da sofort ein. Zwei von ihnen nahmen Celap ins Kreuzverhör – mit unerwartetem Ergebnis:

Frage:

... ist er nicht zurückgekehrt. Daraus schliessen Sie, dass er dort gestorben ist. Haben Sie irgendwelche genauen Informationen darüber?

Antwort:

Ich war natürlich nicht dabei, als er umkam, falls Sie das meinen, aber ich habe jemanden getroffen, der zur gleichen Zeit wie er deportiert wurde, und der war die drei Tage und drei Nächte des Transports nach Auschwitz mit ihm zusammen. Sie trafen dort gegen Abend des 10. oder 11. März ein, und von 1'500 Menschen wurden 100 Männer und 30 Frauen auf die rechte Seite befohlen. Die anderen kamen nach links, und von jenen, die im Lager blieben, hat man nie mehr etwas gehört. Ich glaube, das ist Erklärung genug.

Frage (nach einer Pause):

Endgültiges wissen Sie aber nicht, Zeuge?

Antwort:

Wenn Sie es so hinstellen wollen ... Es ist wohl als logisch anzunehmen, dass er nie zurückkommen wird.

Der deutsche Anwalt wechselte rasch das Thema. Aber das Tribunal führte später in seiner Urteilsbegründung aus, man habe die brutale Feststellung treffen müssen: Rothschild musste in die Gaskammer, damit sich Krupp bereichern konnte²¹.

Liancourt hatte grössere Schwierigkeiten als die meisten anderen Plünderungen Krupps mit sich gebracht; hier spielten zwei berühmte europäische Namen mit, und da wollte man nach Möglichkeit die Formen wahren. Die Peinlichkeiten waren nur darauf zurückzuführen, dass sich der alte Jude nicht hatte kirre machen lassen. «Zeuge, Sie erheben eine schwere Anklage gegen Krupp», sagte Alfrieds zweiter Anwalt vier Jahre nach dem Mord ernst zu Celap. «Wir haben es jetzt nicht mit Gesellschaften zu tun, sondern mit Menschen von Fleisch und Blut.» Menschen von Fleisch und Blut – das schien den Verteidiger vor allem zu bekümmern. Das Protokoll des gesamten Prozesses aber gibt ein anderes Bild. Bei den meisten der Anklagepunkte ging es ebenfalls um Menschenleben, und nicht selten um noch grausigere Fälle; doch nur wenige der Opfer wurden mit soviel gerichtlicher Aufmerksamkeit wie dieses eine bedacht. Die Schwierigkeit in diesem Fall war, dass das erlegte Wild ein ebenso imposantes Wappen hatte führen dürfen wie jene, von denen es zur Strecke gebracht worden war. Eben deshalb hatte Krupp alles «blitzsauber» haben wollen. Bei keiner anderen Plünderung hatte man dem Opfer mehr als drei Jahre Zeit zum Feilschen gegeben. Weit häufiger hatte man die Leute einfach deportiert oder abgeschoben; falls deren Besitz besser im Ruhrgebiet zu verwerten war, hatte man die Anlagen demontiert und abtransportiert.

Ein Beispiel. Eines Nachmittags im April 1941 sah Robert Koch, der technische Direktor der *Alsthom Société* in Belfort, der er schon seit zwanzig Jahren angehörte, durch ein Fenster, wie das teuerste Stück des Firmeninventars, eine schwere Blechbiegemaschine im Wert von annähernd 700'000 Francs, von einem deutschen Marineoffizier und mehreren fremden Zivilisten eingehend untersucht wurde. Als er zu ihnen hineilte, befestigten sie gerade ein grosses Schild, auf dem ein einziges Wort stand: «Beschlagnahmt²².» Später bemerkte er trocken: «Keiner dieser Leute – weder der Marineoffizier noch die Männer, die ihn begleiteten – gab mir die Ehre, sich vorzustellen. Sie waren eben die Herren und meinten, sie könnten tun und lassen, was sie wollten.» Nachdem Koch geltend gemacht hatte, dass er ohne die Maschine keine Kesselzylinder und Hochdruckröhren für hydraulische Apparaturen mehr biegen könne, trat der eine Zivilist vor und gab sich als Krupp-Ingenieur Eisfeld aus. Die Maschine werde dazu gebraucht, erklärte er, Blechplatten für Deutschland zu biegen. Koch wurde ungehalten. Sie sei für *dünne* Bleche gedacht, rief er; bei Missbrauch würde sie zerstört. Er reichte seinen Protest noch am selben Abend schriftlich ein, und als Antwort erhielt er ein Zahlungsangebot, das nicht einmal ein Sechstel des Wertes ausmachte (ganz davon abgesehen, dass es im Krieg unmöglich war, eine neue Maschine zu beschaffen). Er schrieb abermals. In gewundenen Worten antwortete ihm ein Generalstabsintendant, bei Ablehnung des Angebots müsse «seitens des Reiches die Zahlung einer Entschädigung für alle Zeiten abgelehnt werden». Es war zwecklos, sich an eine andere Stelle zu wenden. Vichys Botschafter im besetzten Frankreich hatte angeordnet, in all diesen Fällen habe der Besitzer direkt mit den Deutschen zu verhandeln.

Drei Tage später kamen Monteure und verladen die Blechbiegemaschine auf Güterwagen nach Rheinhausen. Später erfuhr Koch, dass Krupp sie für das «Jägerprogramm» des OKM benutzte²³.

Die Alsthom war die Zweigfirma eines weit grösseren und renommierteren Konzerns, der SACM (Elsässische Gesellschaft für Maschinenbau) beziehungsweise – im Sprachgebrauch der Besatzer – der Elmag (Elsässische Maschinenbau AG)²⁴. Die SACM stellte in Mülhausen seit 1816 Textilmaschinen her; sie genoss internationales Ansehen. Fast zweieinviertel Jahre lang nach dem französischen Zusammenbruch war die grosse Fabrik weder gebraucht noch behelligt worden. Dann begann Essen die Vortreffer der Royal Air Force zu spüren. Am 9. August 1939 hatte Göring mit der Unbesiegbarkeit der deutschen Luftwaffe geprahlt und den Schlotbaronen versprochen: «Im Ruhrgebiet wird keine einzige Bombe fallen. Wenn ein feindlicher Bomber das Ruhrgebiet erreicht, will ich nicht mehr Hermann Göring heissen – dann dürfen Sie mich Meier nennen!» Krupp hatte ihm nicht geglaubt. Mit *einigen* Luftangriffen hatte das Triumvirat Alfred-Löser-Görens schon gerechnet. Jedoch nicht damit, dass ganze Werkshallen dem Erdboden gleichgemacht wurden. Als in zwei Nächten die Krawallhallen in Schutt und Asche gelegt wurden, schauten die drei wieder auf die Landkarte. Es wäre Zeitverschwendung gewesen, dem unglaublichen Reichsmarschall Vorwürfe zu machen. Hermann Meier hatte sich aus der Wirklichkeit nach Karinhall zurückgezogen. Und so beschloss Alfred am Morgen des 6. März 1943, die Reste der Kraftwagenfabrik aus dem Ruhrgebiet zu evakuieren. Zwei Möglichkeiten kamen in Betracht: zu den tschechischen Tatra-Werken oder zur Elmag. Nach gründlicher Überlegung entschied er sich für die zweite²⁵.

Wie üblich wurden die Eigentümer gar nicht erst gefragt; am 31. März handelte Alfred mit der Militärregierung einen «Betriebsüberlassungsvertrag» aus. Darin informierte der Verkäufer den Käufer: «... fällt die Elmag als elsässisches Unternehmen mit überwiegend feindlichem Besitzanteil unter die Bestimmungen über Feindeigentum.» Bislang hatte die Firma unter «provisorischer Verwaltung» gestanden. Diese wurde nun durch einen Pachtvertrag mit Krupp ersetzt. Die Aktionäre waren mit einer solchen Veränderung alles andere als einverstanden, aber bis sie davon erfuhren und Protest erhoben, strömten bereits Kruppianer durch das Fabriktor. Alfred dachte nicht daran, die Elmag jemals wieder aus den Fingern zu geben. Eine unter seinen Papieren gefundene Notiz vom 27. März besagt: «Was Ministerialrat [Carl Otto] Saur's Vorschlag betrifft, dass Krupp die Elmag erwerben solle, so lässt sich das in Verhandlungen regeln. Dabei darf es sich jedoch nicht mehr um Pachtung handeln.» Und das tat es auch nicht. Inzwischen hatte Krupp beachtliches Geschick darin erworben, anderer Leute Fabriken zu übernehmen und sie auf Waffenproduktion umzustellen. Bei der SACM-Elmag ging das sehr schnell, und bald stiessen ihre Fliessbänder Panzerplatten, Zugmaschinen und 8,8-Geschütze aus. Besondere Suchkommandos durchstreiften Frankreich und beschlagnahmten weitere Maschinen²⁶.

Nach dem Tage X in der Normandie begannen sich die einheimischen elsässischen Arbeiter in alarmierendem Ausmass in die Berge zurückzuziehen. Doch Essen wusste Rat; am 5. Juli informierte ein Fernschreiben die Krupp-Abteilungsleiter in Mülhausen, dass das Konzentrationslager Oranienburg «ein Maximum von 1'250 KZ-Arbeitern»

schicke. Wie diese behandelt wurden, mag man aus der Tatsache schliessen, dass nach dem Krieg ein Entnazifizierungsausschuss den Leiter des Lagers, Ernst Wirtz, zu acht Jahren Zuchthaus verurteilte, sowie aus folgender Nürnberger Zeugenaussage:

Eine Vorausabteilung von 30 bis 60 KZ-Häftlingen traf in den Elmag-Werken ein, um dort ein Konzentrationslager für 1'000 Menschen zu errichten. Die einheimischen Elsässer Arbeiter waren über die Zustände so aufgebracht, dass sie offen dagegen protestierten und mit Streik drohten, so lange zu streiken, solange die KZ-Arbeiter so misshandelt wurden²⁷.

Doch das machte nichts. Krupp war gegen alle Zufälle gewappnet, selbst für die Eroberung des Elsass durch die Alliierten. Als im August 1944 amerikanische Truppen heranrückten, wurde, wie eine weitere Aktennotiz in Alfreds Papieren enthüllt, «aus Sicherheitsgründen das erste uns zugeteilte Kontingent von KZ-Häftlingen ... aus der Fabrik entfernt. Die KZ-Operation ist abgestoppt worden.» Dann nahm Krupp einfach die Werke der Elmag – es gab insgesamt drei – und verlor sie nach Bayern²⁸.

Auf dem Höhepunkt der Plünderungswelle reiste Alfred in einer frisiereten und mit besonderen Kennzeichen versehenen Jagdmaschine der Luftwaffe durch Europa. Er steuerte nie selber, weil es, wie er einmal dem Verfasser erklärte, «unmöglich war, zwischen Privat- und Militärflugzeugen zu unterscheiden²⁹». Seine Erfahrung und sein Rang als NSFK-Standartenführer befähigten ihn zwar, den Steuerknüppel des Jägers zu übernehmen, aber er hatte soviel Papierarbeit zu erledigen, dass er sich diesen Genuss nicht gestatten konnte; so begnügte er sich mit dem Platz des Kopiloten, wo er mit einem Schreibblock auf den Knien sass und rechnete. Während das verschlungene Gewebe der Räuberei gesponnen wurde, trugen die Direktoren daheim in der Altdorfer Strasse die Neuerwerbungen in die Hauptbücher der Muttergesellschaft ein, wobei sie jeder vorsichtig einen Buchwert von einer Reichsmark gaben. Ihren wirklichen Wert abzuschätzen ist zwar unmöglich, doch hatten Hitlers Eroberungen Krupp mit Sicherheit zum grössten Mogul in der Geschichte des Welthandels gemacht. Bevor es mit dem Nazireich zu Ende ging, beherrschte Alfred einen Wirtschaftskoloss, der sich über zwölf Länder erstreckte, von der Ukraine bis zum Atlantik, von der Nordsee bis zum Mittelmeer. Überall gehörten ihm Industriewerke, ferner in den Niederlanden ein Komplex von Werften und in Griechenland, der Sowjetunion, Frankreich, dem Sudetenland, Norwegen und Jugoslawien zahlreiche Erzgruben. Vor der Invasion und dem Beginn der «Ruhrhilfe-Aktion», durch die die Fabriken der Opfer ihrer Maschinen und Ausrüstungen beraubt und die Unternehmer in den besetzten Ländern mittellos gemacht wurden, unterstanden allein dem Krupp-Direktor für Holland Betriebe in Rotterdam, Hilversum, Dordrecht und Gorinchem. Hätte jemand im Hauptverwaltungsgebäude angedeutet, dass die Familie das alles bald wieder verlieren würde, hätte man ihn wegen Dummheit entlassen. Selbst noch in der Zeit der Ruhrhilfe strahlten Alfred und alle rings um ihn Zuversicht aus. Sie glaubten an den Sieg.

In den unterjochten Gebieten hatten die harmlosen Gemüter – und deren gab es viele – Grossmut von den Siegern erwartet. Ihre Hoffnung war vergebens. Während dieser Jahre kamen die hässlichsten Züge des Reiches wie auch der Firma zum Vor-

schein. Beide benahmen sich derart brutal, dass in den besiegten Ländern die Erinnerung daran noch heute lebendig ist. Die Teutonen der Jahre 1939 bis 1945 wurden durch ihren Sieg nicht gnädiger gestimmt. Sie glichen den skythischen Kriegern der vorchristlichen Jahrhunderte, die das Blut ihrer erschlagenen Feinde tranken und deren Schädel als Weingläser benutzten. Die Okkupanten brüsteten sich damit, als «Eroberer, nicht als Befreier» gekommen zu sein. Hinterher sprachen sie von Hitlers «wahn-sinniger Politik», damals aber hatten sie keine Bedenken, und wenn des Führers Gebaren zuweilen Zweifel an seiner Zurechnungsfähigkeit aufkommen liess, so weckte das nicht ihre Skepsis. Jene, die wie Alfried einen Hang zum Piratentum hatten, plünderten und raubten, bis ihre Beutegier gestillt war.

Die Gier Alfrieds aber erwies sich als unersättlich. Je weiter der Krieg voranschritt, umso unverhüllter machte er von seiner Macht Gebrauch. Zu Anfang war er noch Schleichwege gegangen. Im September 1940 hatte er mit dem deutschen Generalkonsul Neuhausen in Belgrad eine geheime Verabredung getroffen, die sieben Monate später, als die Wehrmacht das Land überwältigte, ihre Früchte trug: Alle Anteile der jugoslawischen Chrom-Asseo-Bergbaugesellschaft wurden ihrem Eigner, Moses Asseo, weggenommen und gleichmässig zwischen Krupp und Göring auf geteilt; als «Kriegsverwaltungsrat» setzte man einen jungen leitenden Angestellten aus Essen ein. (Göring leistete eine Anerkennungszahlung von 400'000 Dinar; sein Partner konnte nicht verstehen, warum er «so nachdrücklich darauf bestand ... für jüdischen Besitz zu zahlen».) In einer innerbetrieblichen Mitteilung bemerkte Krupp stolz, dass «keine andere Firma sich intensiver um die Ausbeutung der jugoslawischen Chromerzvorkommen bemüht» habe. Hatte man in Belgrad wenigstens noch einen Schein von Legalität gewahrt, so zog Alfried im Verlauf der nächsten zwei Jahre die Samthandschuhe aus. Nach Pearl Harbor gründete er die Krupp-Brüssel S.A., deren Aufgabe es war, Fabriken in Belgien zu demontieren und ihre Maschinenparks ins Ruhrgebiet zu schicken. Als Krupp erfuhr, dass sich ein niederländischer Schiffsbau-Unternehmer der Vertreibung aus seiner Werft widersetzte, kam er am 11. Juni 1942 zu dem Schluss: «Herr Wortelboor ist Holländer. Also hat er eindeutig kein Interesse daran, die Belange der deutschen Kriegsmarine zu fördern ... Dr. Knobloch soll die Marine davon in Kenntnis setzen, wie wir die Dinge sehen, und anregen, dass sie ein gewisses Mass an Druck auf Wortelboor ausübt³⁰.»

Unter dem Deckmantel der RVE- und RVK-Missionen bemächtigte sich Alfried der Wolframgruben in Montbelleux in Nordfrankreich, und zwar, wie später ein Richter in Nürnberg darlegte, «ohne Aufkündigung und ohne Beschlagnahmeverfügung». Das war im August 1942. Inzwischen spielte man nicht mehr das Theater vor mit «Kauf» oder «Pachten» von Werken in besetzten Ländern. In seinem Urteil fasste das Nürnberger Tribunal zusammen: «Wir kommen zu dem Schluss, es ist an Hand glaubwürdigen Beweismaterials als eindeutig erwiesen anzusehen, dass ab 1942 in den Niederlanden von und im Namen der Firma Krupp ungesetzliche Plünderungsakte verübt und insonderheit von etwa September 1944 bis Frühjahr 1945 bestimmte Industrien der Niederlande aufs Skrupelloseste, ohne Rücksicht auf die einheimische Wirtschaft und in vorsätzlicher Absicht für den deutschen Kriegseinsatz ausgebeutet wurden.» Mitunter gingen die Krupp-Leute selbst ihren deutschen Landsleuten zu weit. Im De-

zember 1944 beschlagnahmten sie Maschinen in Dordrecht, die der Firma Lips gehörten. Zwei Vertreter der Besatzungsmacht kamen dazu, als die Kruppianer gerade mitten in der Arbeit waren. Die beiden fanden, die Leute hätten sich wie «Räuber» aufgeführt³¹.

Holland war neutral gewesen. Hitler hatte keinen weiteren Einwand gegen die Niederländer, als dass ihre Windmühlen und Deiche zwischen der Wehrmacht und Frankreich lagen. In Russland dagegen war die Situation ganz anders; für die Nazis galt der «Fall Barbarossa», wie Hitler den Krieg im Osten nannte, als Kreuzzug gegen das Böse³². «Wenn Barbarossa steigt», erklärte er seinen führenden Generalen am Nachmittag des 3. Februar 1941, «hält die Welt den Atem an und verhält sich still!» Schon einen Monat zuvor hatte der amerikanische Handelsattaché in Berlin von «Barbarossa» und den Plänen zur wirtschaftlichen Ausbeutung der besiegten UdSSR erfahren. Die furchterregenden Leitlinien waren bis ins Detail ausgetüftelt, und Anfang März verkündete der Führer: «Der Kampf gegen Russland wird sich schwer unterscheiden vom Kampf im Westen. Es handelt sich um einen Kampf der Weltanschauungen und Rassenunterschiede, und er wird mit beispielloser, unnachgiebiger und unverminderter Härte geführt werden müssen ... Russland hat sich nicht an der Haager Konvention beteiligt, also ist es auch von deren Rechten ausgeschlossen.» Zwar entschied Hitler später, die Konvention gelte für *keinen* von des Reiches Feinden, doch erreichte der Krieg im Westen niemals die Grausamkeit wie an der Ostfront, weil die Barbarei nirgendwo so gründlich organisiert war. Plünderungen gehörten von vornherein mit zum Plan. Alle sowjetischen Kapitalien wurden zu «Wirtschafts-Sondervermögen» erklärt, und an die Stelle des Beuteteilens aufs Geratewohl, wie es Alfried und seine drei Kumpane an jenem Mainachmittag in Düsseldorf geübt hatten, traten jetzt offizielle Übertragungen von Vorzugsrechten³³.

Krupp wurde in der Industrie bevorzugt. Das begehrteste aller Ziele auf der Karte Russlands war die riesige, enorm reiche Ukraine, jene «Rosine im Kuchenteig», wie Fritz Sauckel, Hitlers Beauftragter zur «Erfassung» von Zwangsarbeitern aus den besetzten Gebieten, sie zu bezeichnen pflegte. Die Ukraine war Stalins Kornkammer und wegen ihrer Eisenvorkommen, Kohlengruben und Stahlfabriken zugleich auch sein Ruhrgebiet. Nach dem Frieden, so erklärte Alfred Rosenberg im Mai 1941 vor deutschen Industriellen, sollten ihre 40 Millionen Einwohner Untertanen «eines selbständigen, mit Deutschland verbündeten Staates» werden – also einer Kolonie. Bis dahin müsse in der Ukraine durch quasi staatliche Stellen die Ernte eingebracht sein. Kapitalien würden von einer «Berg- und Hüttenwerksgesellschaft mbH Ost (BHO) in Treuhand gehalten. Alfried beherrschte deren Verwaltungsrat. Aufgrund dieser Schlüsselposition sowie einer tüchtigen Portion Glück war er wahrscheinlich der einzige in Europa, der aus «Barbarossa» Geld scheffelte³⁴.

Die Portion Glück verdankte er dem Verhalten der sowjetischen Führung in der Ukraine. Als die Verbände des Generalfeldmarschalls Walther von Brauchitsch am 22. Juni 1941 – dem Jahrestag von Napoleons Überquerung der Memel auf seinem Zug nach Moskau – in über dreitausend Kilometer breiter Linie angriffen, wurden Stalins Marschälle, wie der Generalstabschef in seinem Tagebuch bemerkte, «entlang der ge-

samten Front taktisch überrumpelt». Am 8. Juli kam ein Adjutant Hitlers, der eine Auswertung des jüngsten Nachrichtenmaterials vornahm, zu dem Ergebnis, der Krieg sei «praktisch» schon gewonnen. Das blieb unwidersprochen. Die Rote Armee im Süden schien aufgegeben zu haben. Am gleichen Tag wich Sowjetgeneral I. I. Fedjuninski mit seinen Truppen bis hinter die befestigte Linie bei Korosten in der ukrainischen Steppe zurück – schon ein gutes Stück innerhalb der Grenzen des alten Russland. Fünf Wochen später wurde er nach Moskau abberufen, und die Linie zerbröckelte.

Die Verteidiger mussten weiter zurückweichen. Brauchitsch befahl drei Millionen Deutsche, Italiener, Rumänen, Ungarn und Finnen. Ihnen standen zwei Millionen schlecht vorbereiteter Russen gegenüber, denen der Schreck arg in die Glieder gefahren war. Im Norden floh Kliment Woroschilow, rücksichtslos das finnische Schlachtfeld aller Reserven beraubend, vor der Armeegruppe Wilhelm Ritters von Leeb, lieferte in den Vororten von Leningrad ein glänzendes Rückzugsgefecht und verschanzte sich dann mit sechzig Divisionen gegen eine Belagerung, die zwei Jahre dauern sollte. Verzweifelt eilte Semen Timoschenko der eingedrückten Front im Mittelabschnitt zu Hilfe, und Moskau wurde gerettet. Die Meldungen aus dem Südwesten sagten jedoch weitere Katastrophen für die Russen voraus.

Zum Teil ging das auf Hitlers Konto. Am 4. August hatte er zögernd der Ukraine als strategisches Ziel Vorrang vor der sowjetischen Hauptstadt gegeben. Zwei Wochen später fegte der Blitzkrieg über Dnepropetrowsk am fernen Ende des Dnepr-Bogens hinweg, und am 23. August lehnte der Führer die Bitte des Generalobersten Heinz Guderian um einen Marsch auf Moskau rundweg mit der Begründung ab, die Industrie und die Rohstoffe der Ukraine seien kriegswichtiger. «Meine Generale», erklärte er den an jenem Tag Versammelten, «verstehen nichts von den wirtschaftlichen Gesichtspunkten eines Krieges.» So fielen die Spitzeneinheiten der Wehrmacht in die Steppe ein. In der ersten Septemberwoche forderte Stalin eine zweite Front und telegraphierte an Churchill: «Die Lage der sowjetischen Truppen hat sich in so wichtigen Gebieten wie der Ukraine beträchtlich verschlechtert... Die vor drei Wochen erreichte relative Stabilität der Front ist durch die Ankunft von dreissig bis vierunddreissig deutschen Divisionen und eines gewaltigen Aufgebots an Panzern und Flakgeschützen ins Wanken geraten ...»

Vielleicht war der kommende Zusammenbruch sowieso unvermeidlich, zweifellos aber haben ihn die Charaktere der Generalstäbe auf beiden Seiten beschleunigt. Die Eindringlinge wurden angeführt vom besten Taktiker: Gerd von Rundstedt. Gegen ihn trat der am wenigsten befähigte Militär der UdSSR an: Semen Michailowitsch Budjonny. Als alter Kavallerie-Offizier von 1918 vertrat Budjonny die schlimmsten Traditionen des Ersten Weltkriegs; er hatte einfach keine Ahnung von Kriegstaktik. Er war bolschewistischer Held der Oktoberrevolution, Kreml-Günstling und rangältester Marschall der Sowjetunion; er hatte den Befehl erhalten, die Invasion abzustoppen, und dazu wurde ihm eine Million Menschen zur Verfügung gestellt. Selbst zehn Millionen hätten nicht ausgereicht. Eigensinnig beharrte er darauf, papierner Theorie gemäss zu kämpfen – nach einem französischen Lehrbuch über den Stellungskrieg, das schon eine Generation zuvor überholt gewesen war.

Rundstedts Beweglichkeit hätte er sowieso nichts entgegensetzen können. Im ers-

ten Sommer des Ostfeldzugs traten die Deutschen mit Krupp-Panzern an – die Russen mit Pferden. Doch selbst Hannibal scheint schneller vorangekommen zu sein als Budjonny. Am 20. Juli setzte er zu seinem einzigen Gegenstoss an, und der hatte geradezu etwas Rührendes. Der General ging genau nach Vorschrift vor: erst ein drei Minuten langes Artillerie-Sperrfeuer und dann zwölf Wellen unausgerüsteter Fusssoldaten. Er hatte den Kalender auf Tannenberg zurückgeschlagen, und das Ergebnis war dementsprechend. Nach dem Massaker sass er fünf Tage lang reglos da, starrte über die Steppe und verstand die Welt nicht mehr, während die rasenden Panzerkolonnen Guderians und Manteuffels seine Nachschublinien zerschlugen, seine Nachhut aufrollten und ihn, als Guderian um 90 Grad schwenkte, von Timoschenko abschnitten. Der Kessel schloss sich immer schneller. Odessa war umzingelt, die Flanke zum Schwarzen Meer ungeschützt. Rundstedt zog die Schlinge fester, während seine Leute in ihrer Hochstimmung sowjetische Lastwagen fotografierten, die von Alfrieds 8,8-cm-Geschützen zerfetzt worden waren. Am 19. August, keine neun Wochen nach Beginn der Kampfhandlungen, war ein Grossteil der ukrainischen Stützpunkte in deutscher Hand. Das Oberkommando des Heeres (OKH) schloss, die Rote Armee sei «nicht mehr fähig, im Gebiet der Armeegruppe Süd eine feste Abwehrfront zu errichten oder ernsthaften Widerstand zu leisten». Die Deutschen hatten ein über dreitausend Kilometer breites Loch in die Verteidigungslinie gerissen. Nichts konnte sie aufhalten, die gesamte Ukraine und auch fast die gesamte Krim zu besetzen. Sie rasteten nicht eher, als bis sie am 19. November Rostow am Don, das legendäre «Tor zum Kaukasus», eingenommen hatten. An ihrer Rückfront war es inzwischen still geworden. In der zweiten Septemberwoche hatte Budjonny nach Moskau telegraphiert, dass er die Ukraine aufgeben würde. Daraufhin hatte ihm Stalin Timoschenko zu Hilfe geschickt, aber zweiundsiebzig Stunden nach Ankunft des neuen Marschalls hatte Rundstedt vier russische Armeen eingekreist. Ein Drittel der Roten Armee war aufgerieben, eine halbe Million Russen war in Gefangenschaft ... Es habe, verkündete der Führer, «die grösste Schlacht der Weltgeschichte» stattgefunden, und die beiden Sowjetmarschälle waren aus dem Kessel geflohen – zusammen mit Budjonny's Politkommissar, einem Generalleutnant namens Nikita Sergejewitsch Chruschtschow.

Im Hauptverwaltungsgebäude brütete Alfried inzwischen über seinen Wandkarten. Für ihn verhiess die russische Niederlage Millionen Mark; seine roten Fähnchen markierten eine grosse Zahl Industriekomplexe, die zur «Förderung» durch den Konzern vorgesehen waren. Die Kommunisten wussten nicht nur von der Existenz des Hauses Krupp; sie wussten auch sehr genau, was hinter dem Drang in die Ukraine steckte. Sie waren entschlossen, den Deutschen nach Möglichkeit einen Strich durch die Rechnung zu machen – und zwar durch Verlagerung der Schwerindustrie in den Ural, ins Wolgagebiet, nach Zentralasien und Westsibirien, also ausserhalb von Krupps und der Luftwaffe Reichweite. Schon am 2. Juli hatte die Regierung angeordnet, eine Panzerplattenfabrik aus Mariupol zu evakuieren, obwohl die Front noch Hunderte von Kilometern westlich lag, und am 2. August erhielten die Objektleiter des ausgedehnten Röhrenwalzwerkes in Dnjeppropetrowsk Anweisung, die gesamte Fabrik zu demontieren, sie auf zehn Gruppen von Zügen zu verladen, in Perwouralsk im Ural wiederaufzubauen und dort bis zum 24. Dezember mit der vollen Produktion zu beginnen. Die

Evakuierung wurde geleitet von L.P. Korniets von der Regierung der Ukrainischen SSR. Es war ein ungeheures Stück Arbeit, das in ununterbrochenen Tag- und Nachtschichten vollbracht wurde. Alexander Werth erlebte die Evakuierung für die BBC und die Londoner *Sunday Times* als Beobachter mit; er ist der Meinung, diese Verlegung von Industrie nach dem Osten gehöre «zu den gewaltigsten organisatorischen und menschlichen Leistungen der Sowjetunion während des Krieges». Obwohl es Pannen gegeben habe, sei es möglich gewesen, das meiste zu retten; zwischen Juni und Oktober seien «283 grössere Industriebetriebe» und ausserdem «noch 136 kleinere Fabriken» aus der Ukraine wegtransportiert worden³⁵.

Dennoch mussten, so fügt Werth hinzu, «recht beachtliche Mengen von ... Werken und Maschinen zurückgelassen werden». Zu Alfrieds Glück handelte es sich dabei meist um jene Betriebe, die für ihn reserviert waren. Die komplizierte Panzerplattenfabrik zum Beispiel hatte den wie rasend arbeitenden Demonteuren getrotzt, und in Dnjepropetrowsk war die Wehrmacht für L.P. Korniets zu schnell gekommen: Nach dem Terminplan sollte die Verladung bis zum 6. September abgeschlossen sein, doch zum Endtermin war die Stadt schon seit drei Wochen in deutscher Hand. In der Regel waren Stahlwerke – Alfrieds Spezialität – an Ort und Stelle geblieben. Um seine zerschlagene Waffenproduktion wiederaufzubauen, musste Moskau alle Metalle rationieren. Am 11. September, als der Verlust der Ukraine feststand, wurde eine Verfügung erlassen, wonach Stahl und Stahlbeton nur noch «in Fällen» benutzt werden durften, «wo die Verwendung anderen Materials, wie zum Beispiel Holz, aus technischen Gründen unmöglich ist». Die Werkshallen im Ural, wo die neuen sowjetischen Panzer produziert werden sollten, musste man aus Holz bauen.

Krupp dagegen war jetzt in der Lage, so viele Waffen zu fertigen, dass er ein Dutzend Armeen hätte ausrüsten können. Die Kapitulation von Dnjepropetrowsk machte ihn faktisch zum Alleinbesitzer der gigantischen Molotow-Werke, 180 Kilometer südwestlich von Charkow. In Kramatorsk in der Ostukraine stellte sich nach dem Fall der Stadt vorübergehend ein unerwartetes Hindernis in den Weg: Die Besatzungsbehörden waren nicht gleich bereit, die Fabrikschlüssel den Kruppianern zu übergeben. Alfried sah sich zu einem persönlichen Schreiben genötigt:

Solange diese Fragen nicht geklärt sind, wird es für die Krupp-Firma unmöglich sein, in Kramatorsk die Arbeit aufzunehmen. Trotzdem sind inzwischen fünf Krupp-Herren an Ort und Stelle eingetroffen. Direktor Dr. Korschach wird Ihnen jederzeit zur Verfügung stehen, um diesen Vorschlag mit Ihnen zu diskutieren. Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie ihn so bald wie möglich empfangen könnten. Ich selbst werde erst nächste Woche in Berlin sein.

Seine Reise in die Reichshauptstadt war erfolgreich; die Schlüssel wurden ausgehändigt, und er nahm zwei der besten und modernsten Maschinenfabriken in Europa in Besitz: Die *Iljitsch* und die *Asow A*³⁶.

Die Fabriken in Debalzewo waren keine solchen Schmuckstücke. Sie hatten, wie Alfried wusste, eine veraltete Ausrüstung. Dennoch schickte er nach der Einnahme der Stadt eine Gruppe von Aufräumern hin; nachdem sie die verlassenen Werkshallen

durchstößt hatten, meldeten sie, dass sie noch genügend Ersatzteile bergen könnten, um damit achtzig Güterwagen zu füllen. Leider stehe ihnen kein Zug zur Verfügung. Können nicht Herr von Bohlen ...? Er konnte: Er rief die richtige Nummer in Berlin an, und der Zug traf noch am selben Abend in der Fabrik ein. Budjonnys stärkste Demütigung brachte Krupp dreifachen Gewinn: Nachdem der südlichste Trupp der Armeegruppe Süd am 7. Oktober das Asowsche Meer erreicht und Rundstedts rechte Flanke verstärkt hatte, erwarb Alfred eine Fabrik für landwirtschaftliche Maschinen in Berdjansk und zwei Werke in Mariupol. Gemäss Vorabsprache mit der BHO kassierte er auch zahlreiche Gruben- und Hüttenwerke, vor allem rings um Stalino. Da sich Europas Hauptvorkommen von Chromit in der UdSSR befinden und Chrom bei der Produktion von Panzerplatten ein unschätzbares Zusatzmetall ist, konnte Krupp die angeschlagenen deutschen Panzertruppen neu und stärker ausrüsten. Als Raubritter war er ungemein erfolgreich. Zwar holten die Schlotbarone aus der Ukraine insgesamt nur den fünften Teil der Beute heraus, die man in Frankreich gemacht hatte, aber immerhin schickte die BHO in den ersten dreizehn Monaten Besatzungszeit 6'906 Tonnen Chromit, 52'156 Tonnen Eisenschrott, 325'751 Tonnen Eisenerz und 438'031 Tonnen Braunstein nach Hause. Krupps Vertreter exportierten ukrainische Maschinenteile nach Bulgarien, Rumänien und der Türkei³⁷.

Niemand ist von den Deutschen stärker fasziniert als die Deutschen selber, und sie lassen sich endlos darüber aus, wie sie sich mit ihrer Besessenheit fürs Detail das eigene Grab geschaufelt haben. In Kleinigkeiten vertieft, übersehen sie die grösseren Zusammenhänge. Ihre Besetzung der Ukraine ist dafür ein glänzendes Beispiel. Frankreichs ungeschickte Besetzung des Ruhrgebiets zwei Jahrzehnte zuvor erscheint im Vergleich dazu wie ein Meisterstück. Die *Poilus* standen damals einer feindlich gesinnten Bevölkerung gegenüber. Hier dagegen empfingen die Einheimischen ihre Eroberer gastfreundlich. Sie hatten noch angenehme Erinnerungen an die österreichisch-deutsche Besetzung von 1918. Das Leben in der kommunistischen Diktatur war trostlos für die Ukrainer, die sich als eigenes Volk betrachten. In anderen Teilen der Sowjetunion, vor allem in Moskau, hatte sich mit der Erfüllung des zweiten Fünfjahresplanes der Lebensstandard verbessert. Die Genossen in der Hauptstadt stimmten in Stalins Propagandaparole ein: «*Zhit' stalo legche, zhit' stalo veselei!*» (frei übersetzt: «So gut ist es euch noch nie gegangen!»). Aber in Kiew, Charkow und Odessa stiessen sie die Kleinrussen (das ist die russische Bedeutung von «Ukrainer») wie einen Fluch aus. Der tyrannischen Launen des Diktators überdrüssig, begrüßten sie die deutschen Soldaten als Befreier und glaubten, die Zeit für ihre vierzehn Jahre alte Vision von Selbständigkeit sei gekommen. Orthodoxe Geistliche predigten Ergebenheit gegenüber den Eindringlingen, und die Nationalisten liessen eine eigene Zeitung erscheinen, die *Nova Ukraina*³⁸.

Die Nazis antworteten damit, dass sie die Popen einsperrten, die Zeitung verboten und das Land ausplünderten. Ungeniert erklärten sie, sie beabsichtigten, ihre Gastgeber als Sklaven zu behandeln. Arbeitstaugliche Kleinrussen sollten bald in Viehwagen gen Westen verfrachtet werden, um dort als Zwangsarbeiter zu schuften. Die Deutschen hatten ihre eigene Vorstellung von der Zukunft des Staates «Ukraina». Sie woll-

ten ihren Traum vom «Lebensraum» verwirklichen, und zwar durch Neubesiedlung des Gebietes mit deutschem «Herrenvolk».

Slawen, gleich welchen Stammes, seien Slawen, vernahmen die erstaunten Ukrainer. Wie die Juden seien sie Untermenschen, und dieses herrliche Land hier sei für sie zu schade. Privat drückten sich die Sieger sogar noch unverblümt aus. Göring schlug vor, man solle «alle Männer in der Ukraine liquidieren ... und dann die SS-Deckhengste hinschicken». Erich Koch, einer seiner Protégés, ein mürrischer, kleingewachsener Mann, der wie ein Zuchtmeister aussah und immer eine Hundepeitsche trug, wurde zum «Reichskommissar der Ukraine» ernannt. Auf der ersten Versammlung, der er als Statthalter des Führers beiwohnte, verkündete er, er habe Himmler um seine Einsatzkommandos gebeten. Als Alfried trocken anfragte, wer dann in seinen neuen Fabriken arbeiten solle, erklärte Fritz Sauckel: «...zwingt uns die beispiellos dastehende Anstrengung dieses Krieges, im Namen des Führers viele Millionen Ausländer zur Arbeit in der deutschen Wirtschaft des totalen Krieges heranzuziehen und *sie entsprechend ihrem maximalen Leistungsvermögen einzusetzen*». So schufen die Nazis im März 1942 das Amt des «Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz»³⁹.

Es wäre eindeutig vernünftiger gewesen, die Arbeitspflichtigen in der Ukraine zu behalten. Dort gab es viel zu tun. Stattdessen wurden sie nach Deutschland abtransportiert. Innerhalb eines einzigen Monats dezimierten deutsche «Polizisten» in grünen Uniformen die Bevölkerung Charkows von 700'000 auf 350'000 Menschen, und insgesamt wurden fast vier Millionen Ukrainer als sogenannte «Ostarbeiter» gen Westen verschleppt. Als die zunehmende Flucht vor der Zwangsarbeit zu einem grossen Problem wurde, wendeten die Behörden noch stärkere Gewalt an. Ein OKW-Bericht vom 13. Juli 1943 spricht von einer «Intensivierung der Gegenmassnahmen: u.a. Beschlagnahme von Korn und Land, Niederbrennen von Häusern ... Fesselung und Misshandlung der Versammelten, gewaltsames Herbeiführen von Fehlgeburten»⁴⁰. Mechanisch bemerkte der anonyme Chronist weiter, dass diese Repressalien nicht die erhoffte Einschüchterung bewirkt hätten: «Besonders heftig reagiert die Bevölkerung auf die gewaltsame Trennung der Mütter von ihren Säuglingen und der Schulkinder von ihren Familien.» Dergleichen war nicht angetan, das örtliche Arbeitskräfteproblem für die Krupp-Direktoren zu verringern. Der eine wurde in seinem Büro an einem Lichtkabel erhängt aufgefunden. Ein zweiter starb an Blausäurevergiftung. Und ein dritter bekam von seiner ukrainischen Geliebten eine grosse Wärmflasche geschenkt, die eine getarnte Landmine war; als er sie mit ins Bett nahm, flog er in die Luft. Alfrieds einheimische Grubenarbeiter leisteten immer weniger. Zu seinem Ärger sah er sich schliesslich sogar gezwungen, für seine ukrainischen Werke Kohle aus dem Ruhrgebiet und aus Schlesien zu importieren.

Dabei trug er selbst zu des Führers Schwierigkeiten bei. Unfähigkeit kann man ihm nicht vorwerfen – das Problem lag darin, dass sich sein Aufgaben- und Verantwortungsbereich zu sehr ausgeweitet hatte und dass er nicht überall zugleich sein konnte. Görens war ein guter Techniker. Doch hatte sein Pflichtbewusstsein einen Knacks bekommen; sein einziger Sohn war gefallen, und er nahm das nicht mit «stolzer Trauer» hin, sondern trug sich immer ernsthafter mit Selbstmordgedanken. Löser führte die

Bücher und war ein glänzender Betriebswirt. In dem Bestreben, seine heimlichen Kontakte zu Allen Dulles in der Schweiz zu verschleiern, unterschrieb er ein belastendes Schriftstück nach dem andern und markierte so überzeugend den fanatischen Nazi, dass er sich später zu seiner Verblüffung neben Alfried auf der Nürnberger Anklagebank wiederfand. Doch, wie gesagt, sein Eifer war nur Tarnung. Es gab eine Grenze dessen, wozu er sich gegen seine Überzeugung zwingen konnte. Wann immer er eine Möglichkeit sah, Sand ins Getriebe des Hauptverwaltungsgebäudes zu schütten, nutzte er sie aus.

Obwohl die Verantwortung theoretisch unter drei Leute aufgeteilt war, ruhte die ganze Last auf Alfrieds Schultern. Und er konnte sie nicht tragen. Hatte er doch nicht einmal genügend Zeit, sich um die Konstruktion von Waffen zu kümmern. Das war sein Spezialgebiet; er hatte die Ausbildung und das Talent dafür. Niemand in der Firma konnte ihm auf diesem Gebiet das Wasser reichen, und hätte er dem sprunghaften Kanonen-Müller so auf die Finger geschaut, wie sein Urgrossvater es bei Wilhelm Gross tat – vielleicht hätte der titanische Kampf im Osten einen anderen Ausgang genommen, denn tatsächlich sollten alle wichtigen Schlachten dort durch Artillerie und Panzer entschieden werden. Wer weiss – unter Umständen hätte der Krieg durch Krupps Überlegenheit gewonnen werden können. Eines der krassesten Paradoxe in der Geschichte der Dynastie ist, dass Hitler just auf dem Höhepunkt seines historischen Duells mit Stalin Kanonen-Müllers niedrige Parteinummer (263734) und stete Führerhörigkeit mit dem klingenden Titel «Professor h.c.» belohnte. Ausserdem verlieh er ihm – für besondere Verdienste bei der Konstruktion neuer Waffen – das Kriegsverdienstkreuz⁴¹. Dabei konnte in Wirklichkeit nicht einmal Löser den Kriegseinsatz der Firma willentlich wirksamer sabotieren als Müller unabsichtlich.

Gustav, Alfried und sogar Hitler selbst leisteten ihm dabei noch Unterstützung. Die Wurzeln eines ihrer Fiaskos lassen sich bis 1936 zurückverfolgen. Zu den ins Auge springenden Defekten des Nationalsozialismus gehörte das unvernünftige Schielen nach der Vergangenheit. Bestrebt, die Siege von Sedan und Lüttich noch zu überbieten, hatte der Führer anlässlich einer Besichtigung der Krupp-Werke nach der Wiederbesetzung der entmilitarisierten Zone die Konstruktion einer neuen Monsterkanone angeregt. Die Franzosen, so erklärte er, seien in der Lage, mit ihren Batterien an der Maginot-Linie weite Teile des Ruhrgebietes zu erreichen. Ob man eine Gegenwaffe entwickeln könne, deren Geschosse elf Meter Erdwerk, drei Meter Beton oder eineinhalb Meter starke Stahlplatten zu durchschlagen vermögen? Müller wollte es gern versuchen, und Krupp stellte für das neue Geschütz zehn Millionen Mark bereit. 1939 war es noch nicht fertig, aber da wurde es auch nicht gebraucht; die Franzosen hielten ihr Feuer zurück. Im Sommer 1940 schliesslich erblickte das Wunderkind das Licht der Welt. Die Mündung hatte fast einen Meter Durchmesser, die Schussweite betrug 37 Kilometer. Die Waffe wog 1'465 Tonnen und konnte nur auf doppelt breiten Bahngleisen bewegt werden – weil die Lafette eine so grosse Ausladung hatte. Alfried führte in Hillersleben Tests durch, bei denen gegen Panzerplatten und Beton geschossen wurde. Im folgenden Frühjahr lud er Hitler und Speer nach Hügenwald ein und agierte während der feierlichen Schiessvorführungen als Gastgeber, wie schon einst sein Grossvater und sein Urgrossvater die Kaiser bewirtet hatten. Hinterher wurden Ein-

schlagkrater von zehn Metern Durchmesser und zehn Metern Tiefe gemessen. Ein Jahr später rückte dieser Dinosaurier zentimeterweise auf ächzenden Güterwagen in Richtung Front. Die Kruppianer hatten ihn «Dicker Gustav» getauft, aber die Artilleristen, die ihren Kanonen aus unerfindlichen Gründen lieber weibliche Namen gaben, nannten ihn «Dora». Nach 250 Tagen Belagerung fiel am 2. Juli 1942 Sewastopol, und Gustav schrieb an Hitler:

Auf dem Hügel, 24. Juli 1942

Mein Führer!

Die grosse Waffe, die dank Ihrem persönlichen Befehl hergestellt wurde, hat nun ihre Wirksamkeit bewiesen. Sie bleibt ein Ruhmesblatt für die Gemeinschaft der Krupp-Werke und wurde durch die enge Zusammenarbeit zwischen Konstrukteuren und Technikern ermöglicht. Die Firma Krupp nimmt dankbar zur Kenntnis, dass das von allen Dienststellen, insbesondere aber von Ihnen, mein Führer, in die Familie gesetzte Vertrauen ein Unternehmen gefördert hat, das grösstenteils während des Krieges bewerkstelligt wurde.

Getreu dem Beispiel, das Alfred Krupp 1870 gegeben hat, ersuchen meine Gattin und ich nun die Gunst, die Krupp-Werke von einer Kostenforderung für dieses erste Erzeugnis zu entbinden.

Es ist für meine Gattin und mich eine angenehme Pflicht, Ihnen, mein Führer, für das unseren Betrieben sowie uns persönlich geschenkte Vertrauen, indem uns ein solcher Auftrag erteilt wurde, unseren Dank auszusprechen. Sieg Heil!

G. v. Bohlen und Halbach

Zur persönlichen Übergabe durch Alfried⁴²

Die Geste besagte nichts, denn Krupp verlangte für jeden weiteren «Dicken Gustav» sieben Millionen Mark zur Füllung der Familienkasse. Wichtiger für das Reich aber war, dass sein Brief nicht den Tatsachen entsprach – die Geschütze waren genauso wertlos wie Fritz Rausenbergers grosse Pariskanonen im Jahr 1918. Alfried und Kanonen-Müller hatten ihren Einsatz bei der Belagerung persönlich überwacht, und der Stab des jungen Krupp berichtete, der erste Lauf sei «insgesamt dreiundfünfzigmal abgefeuert worden, manchmal mit ungemein erfolgreichen Ergebnissen gegen befestigte Ziele. Nach der Eroberung der Festung war Gelegenheit, den guten Anschlag und auch die aussergewöhnlichen Leistungen der Halb-Panzerdurchschlagsgeschosse auf Befestigungswerken zu studieren⁴³.» Zwischen den Zeilen konnte man lesen, dass jedoch nur jedes fünfte Geschoss die Russen erreicht hatte. Die schweren Schäden waren durch die Luftwaffe erzielt worden; sechs Tage lang hatte sie 50'000 Brand- und Sprengstoffbomben auf die Stadt niederregnen lassen. Und die wirklichen Eroberer Sewastopols waren deutsche Infanteristen. Sie hatten in den Strassen mit Gasmasken gekämpft, um sich gegen den Gestank der in der Sommerhitze verwesenden Leichen zu schützen. Der «Dicke Gustav» war an dem Sieg unbeteiligt. Die letzte der grossen Krupp-Kanonen hatte keineswegs «ihre Wirksamkeit bewiesen», im Gegenteil – sie hatte sich als grosser Humbug herausgestellt.

So heiter sich Gustav auch gegen den Führer gab – im Osten nahm der Krieg jetzt eine Wende, die einem Albtraum glich, und Essen war nicht unschuldig daran. Müllers exzentrische Virtuosität, von Alfried nicht in die Schranken verwiesen, unterminierte den russischen Feldzug der Wehrmacht. Der halbgebildete «Kanonenprofessor», der in der Waffenentwicklungskommission des Reiches den Ton angab, war ein zu gläubiger Nationalsozialist, um für den Nationalsozialismus erfolgreich zu sein. Er glaubte – und Alfried, der sich an die Parteilinie hielt, glaubte es auch –, dass ein echter Wettkampf zwischen Germanen und Slawen von Natur aus nicht möglich sei. Die Herrenrasse *musste* die Untermenschen besiegen – anders konnte es gar nicht sein. Als Waffenexperten hatten sich Alfried und Müller seinerzeit von Berufs wegen für den von A.A. Scherbakow bei der Lenin-Gedenkfeier am 21. Januar 1939 im Bolschoi-Theater abgegebenen Bericht über die Rote Armee interessiert. Zum Unglück für Deutschland hatten sie sich nur amüsiert, als das Mitglied des Politbüros verkündete, die Regierung habe «eine gewaltige Rüstungsindustrie» aufgebaut und «die Grenzen dieses Landes des siegreichen Sozialismus mit Stahl und Beton eingefasst». Lässig, fast gleichgültig hatten sie Scherbakows Erklärung abgetan, dass «die Sowjetunion, die schwach und auf eine Verteidigung nicht vorbereitet war, jetzt für alle Notfälle gewappnet ist; sie ist in der Lage, wie Genosse Stalin gesagt hat, moderne Verteidigungswaffen in Massenproduktion herzustellen und unsere Armee im Falle eines ausländischen Angriffs damit auszurüsten⁴⁴.»

Russlands militärische Schwächen waren nicht taktischer, sondern strategischer Art. Die sowjetische *Stawka* war kein Gegner für den deutschen Generalstab. Am 6. Februar 1939 hatte ein Sprecher der Roten Armee in der *Prawda* erklärt: «Die forschen ‚Theorien‘ über einen Blitzkrieg ... erwachsen aus der bürgerlichen Todesfurcht vor der proletarischen Revolution⁴⁵.» Und es sei der Mut des einfachen Soldaten, nicht die Intelligenz der Offiziere, wodurch Kriege gewonnen würden. Auch Kommunisten konnten durch allzuviel ideologisches Bewusstsein gelähmt werden. Bei den sowjetischen Technikern aber war das nicht der Fall. Scherbakow mag unvorsichtig gewesen sein; unter seinen Zuhörern hatten sich auch deutsche Abwehrlaute befunden, und es ist erstaunlich, dass Stalin ihm nicht den Prozess machte. Doch übertrieben hatte er nicht. Russlands Waffenschmieden verfügten über hervorragende Blaupausen. Und aufgrund einer heroischen Gemeinschaftsleistung des ganzen Landes – sie hatte im Sommer 1941 begonnen und wurde von Artillerie-Generaloberst Woronow geleitet – hatte die Rote Armee 1943 die Waffenüberlegenheit im Feld erworben.

Ausserdem sollten die Panzer der Russen während der kommenden Krise mehr leisten als die Krupps. Auf dem Papier waren sie gar nicht so überragend; ihre Stärke lag im praktischen Einsatz. Erich Müller war – alles in allem – zu erfinderisch, zu clever, zu enthusiastisch, zu leicht von Plunder begeistert, und er zog Leute seines Schlages an. Die Ingenieure hinter Stalins Soldaten beschränkten sich auf zwei Grundtypen von Panzern und vereinfachten damit das Ersatzteilproblem. (Amerikaner geben sich gern dem Glauben hin, die UdSSR sei auf amerikanischen Raupenketten zum Siege gerollt. Das ist ein Irrtum. Der einzige westliche Panzer, den die Rote Armee in nennenswertem Umfang benutzte, war der Sherman. Der war sehr gut. Doch bis er im Herbst 1942 nach

Wladiwostok kam, lief der – in jeder Hinsicht überlegene – russische T 34 schon seit anderthalb Jahren in Serienproduktion.) Kanonen-Müller und seine kreativen Kollegen verlegten sich aufs entgegengesetzte Extrem. Ihrer Meinung nach sollten die Panzer-Generale eine ganze Typenfamilie ins Feld führen. Und die Folgen davon konnten nicht ausbleiben.

Müller wurde unterstützt durch ein eifriges Beratungs-Team, das aus Dr. Ferdinand Porsche und dessen vierunddreissigjährigem Sohn Ferry bestand. Beide waren erst seit kurzer Zeit in Krupps Diensten, galten aber als grosse Asse. Der Vater hatte sich zwanzig Jahre zuvor als Konstrukteur der Mercedes-S- und -SS-Sportwagen internationalen Ruf erworben, und als ihm der Führer aufgetragen hatte, ein unschlagbares Grand-Prix-Auto zu bauen, hatte er den 6-Liter-Auto-Union herausgebracht, den wohl auch heute noch schnellsten Wagen, der je gebaut wurde; er verbrauchte drei Fahrer, und alle drei brachen sich das Genick. Erfreut hatte Hitler Ferdinand und Ferry in die Gusstahlfabrik geschickt. Das war Wahnsinn. Sie gehörten in eine Spielzeugfabrik, nicht in eine Waffenschmiede. Nichtsdestoweniger erfreuten sie sich in Essen einer glänzenden, wenn auch kurzen Starrolle – hauptsächlich dank Erich Müller. In *Wer ist Wer?* gibt Ferry Porsche heute von sich an, er habe den Volkswagen entwickelt «u.a.» Er ist wirklich zu bescheiden. Dabei brachten die beiden Porsches einen halben Zoo zur Welt: Den «Panther», der 45 Tonnen wog; den «Leoparden» zur leichten Aufklärung, der wenig brauchbar war, aber im Jahr 1942 Hunderttausende von Arbeitsstunden verschlang, und den «Tiger», der nur Mittelmässiges vollbrachte. Zu Porsches «u.a.» gehörten auch ein lächerlicher Superpanzer mit einem Gewicht von 180 Tonnen (dreimal soviel wie der Tiger) und ein «Land-Monitor» von *tausend Tonnen*», den jedoch ein gnädiges Geschick davor bewahrte, zum Einsatz zu gelangen. Der Führer spendete Lob. Krupp fühlte sich. Müller aber hätte in Meier umgetauft werden müssen⁴⁶.

Technische Unterlegenheit – das war völlig neu für die Deutschen, und sie akzeptierten sie auch niemals ganz. Wenn ein Konstruktionsproblem nicht gelöst werden konnte, so dachten die meisten, dann musste es auch wirklich nicht zu bewältigen sein. Während ihres ersten russischen Frühlings, als sie erlebten, wie die Krupp-Räder und -Ketten im glitschigen ukrainischen Morast durchdrehten und steckenblieben, gaben sie der «Schlamperiode» die Schuld. Die breitspurigen sowjetischen Allzweckpanzer aber blieben nicht stecken. Das war für die Wehrmacht nicht der erste Hinweis auf das technische Können des Feindes; schon im November 1941 hatte eine Gruppe von deutschen Fachleuten nach einer Reise an die Front vorgeschlagen, das Vaterland möge anhand von eroberten Blaupausen eine Kopie des T 34 bauen. Alfried war wie gewöhnlich gerade auf Reisen und mit der Beaufsichtigung der Eroberungen in Belgrad beschäftigt, und Müller hatte, zutiefst beleidigt, ein solches Ansinnen als einen Affront gegen den Krupp-Geist abgelehnt. So schwankte und schlingerte Deutschlands Waffenschmiede wie ein Schiff ohne Steuermann durch das Jahr 1942, und so blieben auch 1943 der PzKw III und der PzKw IV noch immer die Hauptpanzer der Wehrmacht. Sie hatten sich grossartig gegen polnische Kavallerie und mutlose Franzosen bewährt, aber die Russen waren wendiger, und sie stellten Krupps Spitzenerzeugnisse glatt in den Schatten. Als Notbehelf bestellte Generaloberst Guderian Jagdpanzer und Sturmge-

schütze. Beide hatte man geschaffen, um die Ohnmacht der gezogenen 3,7- und 5-Zentimeter-Geschütze gegen den T 34 zu beseitigen. Nachdem man mit der 7,5 auf einem Skoda-28-T-Fahrgestell experimentiert hatte, wurden die deutschen Panzer wieder leistungsfähiger. Jagdpanzer liessen sich schnell bauen; sie waren ausserdem leicht und billig⁴⁷.

Was noch mehr zählte: Der Führer war begeistert. Und der Konzern war es noch mehr. Das war Müllers grosse Chance. Er verpasste sie. Wieder einmal wurde Krupps historische Leidenschaft für Firmenruhm zum Verderben. Die alternden jungen Genies von Koch und Kienzle sowie Fr. Porsche schufen einen Mammut-Jagdpanzer. Die Soldaten an der Front nannten ihn «Elefant». Er war auch wirklich ein Monstrum. Bestückt mit einem festmontierten 10-Zentimeter-Geschütz, krankte er an zu kurzer Schussweite, bot zu wenig Platz für die Besatzung und hatte keine zweite Bordkanone. Ausserdem war er wegen seiner starken Bodenpanzerung so teuer wie ein normaler Panzer. Aus der Perspektive der Geschichte erweckt die Kriegführung der Deutschen zwar wenig Mitleid, doch es liegt geradezu etwas Rührendes im Glauben des einfachen Soldaten an den legendären Krupp-Waffenschmied, dessen Verehrung er in der Schule lernte und dessen Fehler ihn jetzt vernichteten. Trotz empfindlichster Niederlagen ging ihm das aber nie auf. In Ploesti hatten die Kanoniere ihre beiden erfolgreichsten 8,8-Zentimeter-Flaks nach der Kanonenkönigin und ihrem Vater «Bertha» und «Friedrich» getauft. Um Berthas Mündung waren vier weisse Ringe gemalt; voller Stolz wurde Besuchern erklärt, jeder einzelne davon bedeute einen abgeschossenen amerikanischen Bomber. Doch am 31. August 1944 versagten die Krupp-Kanonen, und die Stadt wurde durch sowjetische Truppen eingenommen. Ein Jahr zuvor, am 2. Juli 1943, hatte ein gewisser Feldwebel Imboden, der zur Besatzung eines Tiger-Panzers gehörte, in sein Tagebuch notiert:

Der Iwan, mit seiner üblichen Schlaueit, hielt sein Feuer ... Doch jetzt war die gesamte Front ein Gürtel aus zuckenden Blitzen. Es schien, als würden wir durch einen Feuerring fahren. Viermal erbebte unsere tapfere Rosinante unter einem direkten Treffer, und wir dankten unserem Schicksal für die Stärke unseres guten Kruppstahls⁴⁸.

Der Kruppstahl war auch gut, war unübertroffen – vernichtend war nur, wie er verwendet wurde. Drei Tage nach dieser Eintragung des Feldwebels lieferten sich deutsche und russische Panzer bei Kursk eine Schlacht, die wahrscheinlich die am wenigsten erforschte, mit Sicherheit aber die für Deutschland unheilvollste des Krieges war. Der deutsche Historiker Walter Görlitz schrieb später, Stalingrad sei zwar der «politisch-psychologische Wendepunkt» gewesen, der «militärische Wendepunkt» aber sei bei Kursk gekommen⁴⁹. Alfried hatte hier seine grösste Unterlassungssünde begangen. Beschäftigt mit dem Berthawerk, der Elmag, der Zünderfabrik in Auschwitz, der Menschenjagd in den Niederlanden und den Vorbereitungen zur Führung der Familiendynastie, hatte er den Kampf um überlegene Waffen hoffnungslos treiben lassen. Die Germanen zogen nun mit einer Ausrüstung in die Schlacht, die schlechter war als die der Slawen, und das Dritte Reich sollte den Preis dafür bezahlen.

Im Hochsommer 1943 brauchte Hitler einen Sieg. Seine Front in Nordafrika war ins Wanken geraten; mit der Invasion in Italien rechnete man noch vor dem Herbst. Seit dem letzten Herbst hatte der Führer in Russland nahezu 700'000 Mann verloren.

Die Sowjets hatten die Trümmer Stalingrads als Ausgangsbasis benutzt und hatten bei Isjum den Donez überquert; dann drangen sie nach Westen vor, um den Eisenbahnknotenpunkt Losawaja zu erobern und in die deutsche Front bei Charkow einzubrechen. Die Stadt fiel ihnen am 16. Februar zu, wobei die Armeen Mansteins und Kleists um ein Haar getrennt worden wären. Eine Zeitlang schien die deutsche Lage hoffnungslos. Die zweite Februarhälfte brachte jedoch eine dramatische Wende. Ein verfrühtes Tauwetter schnitt das zu weit auseinandergezogene russische Heer vom Materialnachschub und Truppenersatz ab. Die Russen verloren ihre Überlegenheit. Die nachsetzenden Deutschen drangen wieder über den Dnjepir vor, sammelten sich und gingen unter Manstein zum Gegenangriff über, wobei sie südwestlich von Charkow die feindliche Front durchstießen und die Donez-Linie zurückeroberten. Die rote Flut, so schien es, war zurückgedrängt.

Mit der Erklärung, dass er wettmachen wolle, was «im Winter verlorengegangen» sei, legte Hitler den Finger auf die Landkarte. Die Bucht in der Front bei Kursk, das von den Russen am 8. Februar, sechs Tage nach der deutschen Kapitulation in Stalingrad, zurückgewonnen worden war und das als Sprungbrett für eine russische Rückeroberung der Ukraine galt, bot sich förmlich als Ansatzpunkt an. Das OKW liess verschlüsselte Weisungen für die «Operation Zitadelle» ergehen; sie hatte zum Ziel, das Gebiet zwischen Orel im Norden und Belgorod im Süden durch eine massive Truppenkonzentration von 37 Panzer-, zwei motorisierten und 18 Infanteriedivisionen unter Manstein, dem neuen Befehlshaber der Armeegruppe Süd zurückzuerobern. Moskaus Stawka war sehr besorgt; als die Nachricht vom Beginn einer deutschen Offensive die Hauptstadt erreichte, schlug der *Rote Stern* unter Verzicht auf die ideologische Leier die wirksameren Töne des Patriotismus an: «Unsere Väter und Vorväter haben alle Opfer gebracht, ihr Russland, ihr Heimatland, zu retten. Niemals wird unser Volk Minin und Poscharsky, Suworow, Kotosow und die russischen Partisanen von 1812 vergessen. Es erfüllt uns mit Stolz, dass das Blut unserer ruhmreichen Ahnen in unseren Adern fliesst, und wir wollen uns ihrer würdig erweisen ...» Hitler seinerseits baute felsenfest auf Krupps Tiger, Panther, Elefanten und Jagdpanzer. Seiner unmittelbaren Umgebung prophezeite er, der kommende deutsche Sieg werde «die Phantasie der Welt befeuern⁵⁰».

Es wurde die grösste Panzerschlacht der Geschichte. 3'000 Panzer auf jeder Seite, dazu die Orchesterbegleitung von Artilleriesperrfeuer und sowjetischen Katuscha-Mörsern. Am Abend des 5. Juli, des ersten Kampftages, lautete das Communiqué der Stawka: «Die ersten Berichte zeigen, dass unsere Truppen ... 586 Feindpanzer zerstört beziehungsweise gefechtsunfähig geschossen haben.» Die Jagdpanzer hatten schon beim ersten Zusammenprall das Zeitliche gesegnet. Den Elefanten war ebenfalls ein früher Tod beschieden. Krupp hatte 90 Stück produziert. Alle waren sie an jenem ersten Morgen von Kursk in die Schlacht gezogen. Alle hatten sie versagt, und die Russen feierten den Anbruch des nächsten Tages damit, dass sie begannen, ein verblüffendes neues Ungetüm mit einem 12,2-Zentimeter-Geschütz und Infrarot-Zielfernrohr abzuschliessen. Hitlers machtvoller Stoss wurde bereits merklich schwächer. Am nächsten Tag betrug die russische Abschussquote 433 Essener Panzer, am übernächsten sogar 520 und am überübernächsten 304. «Die Tiger brennen!» So begann ein sowjetischer Frontbericht, der dann Gefangene zitierte, die von einem «Blutbad unter den deutschen Solda-

ten» sprachen, wie sie es «noch nie erlebt» hätten. Am 22. Juli, als die Kampfhandlungen abgebrochen wurden, hatte der Führer 70'000 Soldaten und 2'900 Panzer verloren. Die Legende von der überwältigenden Durchschlagskraft der deutschen Sommeroffensiven war zerbrochen. Ein Stalin-Erlass vom 24. Juli verkündete «die endgültige Liquidierung» der deutschen Bodengewinne; sowjetische Gegenstöße hätten zwanzig bis dreissig Kilometer eingebracht. Alexander Werth besichtigte den verödeten Vorsprung in der Front. Er fand «eine schreckliche Wüste vor, in der jeder Busch und jeder Baum durch Granatfeuer zerstört war. Hunderte von ausgebrannten Panzern und zerschellten Flugzeugen lagen auf dem Schlachtfeld herum, und selbst kilometerweit weg war die Luft erfüllt vom Geruch Tausender halbverkohelter ... Leichen.» Die «Operation Zitadelle» hatte katastrophale Folgen – von Orel bis Belgorod war das verheerte Land mit Brocken und Splintern aus Alfrieds bestem Stahl bestreut⁵¹.

Jetzt schaltete die Stawka auf Offensive um, und die Rote Armee wurde zu einem Hammer, der Krupp auf dem Amboss der Steppe gnadenlos bearbeitete. Die Landkarte im Hauptverwaltungsgebäude hatte schon seit Stalingrad unheilverkündend ausgesehen. Nach Feldmarschall Paulus' Kapitulation hatten ukrainische Fabriken, darunter auch die zwei Kruppschen in Kramatorsk, mehrmals den Besitzer gewechselt. Die Arbeiter wussten nie, ob morgen früh das Hakenkreuz oder die rote Fahne über ihren Werkstätten wehen würde. Während des deutschen Gegenangriffs Ende Februar, so bemerkte Werth, habe er Charkow mit einem «Gefühl der Unruhe» verlassen. Er fügte hinzu: «Die Deutschen kehrten tatsächlich zurück, nicht gleich, sondern erst vierzehn Tage später, am 15. März. Zu den ersten Taten der SS gehörte es, dass sie 200 Verwundete in einem Lazarett niedermachte und das Gebäude in Brand steckte. [Das] war ihre «Rache für Stalingrad⁵².»

Die Iljitsch- und die Asow-A-Werke wurden Alfried während dieses Feldzuges zurückgegeben. Voller Mut schrieb sein Werkleiter nach Essen: «... haben wir vor, der vorhandenen Schraubenfabrik eine Draht-, eine Nagel- und eine Elektrodenfabrik hinzuzufügen. Einige der Maschinen dafür sind bereits erworben worden.» Auf Alfrieds Bitte hin erarbeitete Müller einen ausführlichen Plan für die vorgesehene Erweiterung und fügte hinzu: «Ich hätte gern, dass Sie sich bewerben ... um Übernahme der Boltow-Werke in Bruschkowka.» Ehe er jedoch weiteres Kapital investierte, wollte Alfried mehr über die militärische Lage wissen. Seine ukrainischen Direktoren versicherten ihm: Falls die Wehrmacht Kramatorsk im Frühjahr noch halte, «dürfte unser Besitzrecht an den Werken für die Zukunft gesichert sein⁵³.»

In der Annahme, Manstein werde Kursk zurückerobern, tätigte Krupp die Investition. Die dortige Verwirrung änderte alles. Im August gewann General Konjew Charkow zurück, und Rokossowskij trieb einen tiefen Keil in die nördliche ukrainische Flanke. Am 10. September eroberten Marschall Malinowski und Marschall Tolbuchin, unterstützt von einer Offensive westlich der Stadt, Mariupol zurück. Kramatorsk wurde noch im gleichen Monat von russischen Infanteristen eingenommen, und am 25. Oktober besetzte Malinowski mittels Blitzangriff Dnepropetrowsk. Die zurückweichenden deutschen Infanteristen kommentierten die Lage in zunehmendem Masse mit

Zynismus; sie nannten den Russlandfeldzug jetzt: «Kaukasus – hin und zurück.» Elite-truppen wie die SS-Panzerdivisionen «Leibstandarte», «Das Reich» und «Totenkopf» wurden dezimiert. Des Führers Dnjepr-Linie war durchbrochen. Alfried verlor all seine russischen Fabriken – genaugenommen aber nur ihre Häuser. Er hatte einiges von L.P. Korniets in puncto Blitzdemontage gelernt. Evakuierungspläne waren längst ausgearbeitet und harrten nur der Warnsirene. Ehe Malinowski und Tolbuchin ihre Landeoperation am Asowschen Meer beendet hatten, war Mariupols gesamtes Elektrostahlwerk bereits von Kruppianern nach Schlesien, zum Berthawerk, verlagert worden – zusammen mit einer Riesenturbine, zahllosen Iwan(Munitions)-Maschinen, 10'000 Tonnen Stahllegierung und 8'000 Tonnen Chromstahl. Um den Maschinenpark von Kramatorsk zu verladen, forderten Krupps Leute 280 Güterwagen an. Das Militär konnte nur hundert stellen, aber die reichten aus, die wichtigsten Teile der Fabrik abzutransportieren⁵⁴.

Inzwischen war der Krieg eigentlich schon verloren. Aber damals sahen selbst die Alliierten nicht so siegesgewiss in die Zukunft, und für jene, deren einzige Informationsquellen Goebbels-Zeitungen, Goebbels-Filme und Goebbels-Rundfunksendungen waren, schien des Führers Endsieg immer noch der einzig mögliche Ausgang. Nazi-Deutschland herrschte schliesslich über ein Gebiet, das grösser war als das Heilige Römische Reich zu seinen Glanzzeiten. Amerikas Macht wurde abschätzig beurteilt, und das Bündnis zwischen dem kommunistischen Russland und den kapitalistischen Demokratien schien sowieso zum Scheitern verurteilt. Nach dem Zusammenbruch fragte der Autor Alfried, warum er den Namen Krupp und die Firma übernommen habe. Er gab zur Antwort: «Ich meine, ich habe das einzig mögliche getan. Mein Vater war dreiundsiebzig; er war ziemlich erschöpft. Ich glaube, er war froh, aus der Verantwortung und der vordersten Linie herauszukommen ... Für mich war es leichter, weil ich nicht meines Vaters diplomatische Ausbildung hatte, die natürlich nicht in die Verhältnisse des damaligen Deutschland passte.⁵⁵»

Gustav war wegen seines Alters, seiner Krankheit und seiner diplomatischen Ausbildung im eingekreisten Reich gewiss von wenig Nutzen, seines Sohnes Jugend und technische Kenntnisse hingegen sehr wertvoll. Darüber hinaus hatte sich Alfried durch die Unterstützung der Prinzipien Alfred Krupps und der Praktiken Adolf Hitlers hinlänglich bewährt, um sein Geburtsrecht anzutreten. Nach einem Interregnum von nahezu vier Jahrzehnten trat der Prinzgemahl ab: Ein echter Krupp war endlich soweit, die Leitung der Firma zu übernehmen.

Kapitel 18

Alfried befehligt den Kruppbunker

Kurz vor ihrem Tod im Jahr 1957 liess sich die greise, majestätische Bertha Krupp von mehreren Künstlern porträtieren. Otto Kranzbühler, der Anwalt, der ihren Sohn Alfried in Nürnberg erfolglos verteidigt hatte, begutachtete gemeinsam mit Waldtraut und Berthold zwei von einem französischen Maler geschaffene Porträts. «Meiner Meinung nach war eins davon gut, das andere nicht», erinnerte er sich später. «Das Porträt, das mir gefiel, zeigte sie mit einem wohlwollenden, strahlenden Gesichtsausdruck. Die beiden waren nicht meiner Meinung. Sie bevorzugten das andere Porträt, das Bertha als strenge Herrscherin zeigte. Unbewusst hatte der Maler die beiden Seiten ihres Charakters porträtiert – und da ich sie erst kennengelernt hatte, nachdem ihr Charakter durch Schicksalsschläge gemildert worden war, war mir die Herrscherin unbekannt geblieben¹.»

Berthas Leidensweg begann im Jahr 1941, als Gustav seinen ersten Schlaganfall erlitt. Nur sie selbst, Waldtraut und Dr. Gerhardt Viele, der Hausarzt, wussten davon. Alfried war gerade in den besetzten Gebieten unterwegs, seine Brüder bei der Wehrmacht, und Gustav weigerte sich, zuzugeben, dass irgendetwas geschehen sei, obwohl er ganz offensichtlich einen Hirnschaden erlitten hatte – zeitweise hatte er Schwindelanfälle. Bertha bat ihn, das Reiten aufzugeben, aber er weigerte sich. Jeden Morgen liess er sich vor dem Frühstück von zwei Bediensteten in den Sattel helfen und galoppierte – wie König Lear – in den Wind. Besorgt liess sich Bertha ebenfalls ein Pferd satteln und folgte ihm in sicherem Abstand, getrieben von der Angst, ihn jeden Augenblick aus dem Sattel stürzen zu sehen².

Aber er stürzte nicht. Anfang 1942 gab er das Reiten von sich aus auf, weil er jetzt unter Doppelsichtigkeit litt. Abends pflegte er mit Bertha im ersten Stock des Hauses zu sitzen, das goldene Parteiabzeichen am Rockaufschlag, vorgeblich in das Studium von Berichten aus dem Hauptverwaltungsgebäude vertieft, und Bertha gab vor, nicht zu bemerken, dass er sie verkehrt herum in der Hand hielt. Stunde um Stunde sass er so, schweigend vor sich hinstarrend, während aus dem Radio wieder und wieder das Horst-Wessel-Lied ertönte, in dem das Herrenvolk zum millionsten Mal aufgefordert wurde, den «brauen Bataillonen die Strasse zu räumen»:

Die Strasse frei den braunen Bataillonen!

Die Strasse frei dem Sturmabteilungsmann! ...

Bis er schliesslich mühsam aufstand und ins Schlafzimmer wankte. In dem Bericht eines Familien-Chronisten heisst es:

Auf dem Hügel ist es still geworden. Der Strom der Besucher ist längst verebbt...

Die Verlassenheit des Hauses erinnert an jene Stimmung, die in den letzten Lebensjahren Alfred Krupps über dem Hügel lag. Die Aussenwelt ist weit abgerückt. Selbst der Krieg wird fast unwirklich. Gustav von Bohlen führt weiterhin ein genau nach der Uhr geregeltes Leben, aber seine Tätigkeit ist im Grunde nur noch ein Sich-Be-

schäftigen mit Dingen, die die Zeit füllen, diese langsam und zäh hinfließenden Tage. Die Fliegeralarme hindern ihn nie, das zu tun, was der Regel des Tages entspricht. Unbekümmert geht er zur gewohnten Stunde schlafen³.

Bis zu seinem zweiten Schlaganfall hielten seine Frau, sein Arzt und die Dienerschaft seinen Zustand in einer Art schweigender Konspiration geheim. Danach wurde die Täuschung der Umwelt weitaus schwieriger. Seine Sekretärin wurde jetzt täglich mit seinen Handikaps konfrontiert. Fräulein Kröne kam nach wie vor in die Villa Hügel, um Diktat aufzunehmen. Aber nachdem Gustav ein paar wenige Sätze hervorgehoben hatte, verlor er den Faden und schweifte in unzusammenhängende Erinnerungen an lange zurückliegende Ereignisse ab, wie Begegnungen mit Kaiser Wilhelm II., seine Erlebnisse in Peking oder seine Dienstzeit beim Zweiten Badischen Dragonerregiment in Bruchsal. Eine Zeitlang war seine Aussprache so unklar, dass nur Bertha ihn verstehen konnte. Im Lauf der Zeit besserte sich dieser Zustand, und seine Sekretärin, gewohnt, seinen Gedankengängen zu folgen, konnte anhand eines einzigen verstandenen Satzes den Brief von sich aus zu Ende schreiben. Gelegentlich eines Besuchs von seinem Schwager, der aus Marienthal kam, liess Gustav jede Verstellung fallen. Er tippte sich an die Stirn und bat den Freiherrn: «Bitte, hilf mir weiter, wenn du merkst, dass ich nach irgendeinem Wort suche und es mir nicht einfällt.» Tilo erklärte, dass ihn dieses Ansinnen erstaune, obgleich zu der Zeit bereits alle der Familie nahestehenden Menschen von dem geistigen Kräfteverfall des alten Krupp wussten. Fritz von Bülow sagte später: «Offensichtlich war er damals schon nicht mehr bei sich. Eine Zeitlang brachte er kein einziges Wort heraus. Jeder war sich darüber im Klaren, dass der Zeitpunkt gekommen war, wo Herr Alfried ihn ablösen musste.» Fritz Wilhelm Hardach, der dem Haus Krupp 1941 beitrug, erinnerte sich später: «Als ich zu Krupp kam, liessen Gustavs Kräfte bereits nach. In diesem Jahr nahm er kaum noch Interesse an der Firma, im folgenden überhaupt keines mehr.» Und ein Besucher des Hügels sah den einst mächtigen Herrn des Essener Reviers «auf dem Grundstück auf und ab gehen und Bombensplitter aufsammeln, die er sorgfältig in einen Korb legte, um sie der Altmittelsammlung der Regierung zuzuführen⁴».

Seine letzte Botschaft an die Kruppianer, in seiner grossen, schrägliegenden Schrift abgefasst und 1942 veröffentlicht, war eine Lobeshymne auf das «gegenseitige Vertrauen zwischen Firmenleitung und Belegschaft»:

Der Rüstungsarbeiter des Jahres 1941 ist, zum mindesten in unseren luftgefährdeten Betrieben, unmittelbaren Gefahren an Leib und Leben ausgesetzt wie der Soldat. Und wiederum darf und muss ich bezeugen, dass er auch unter diesen ungewohnten Verhältnissen tapfer und gelassen seine Schuldigkeit tut⁵.

Diese Feststellung traf jedoch zu diesem Zeitpunkt noch gar nicht zu. Abgesehen von einem Prestige-Angriff, den die Royal Air Force 1940 am Tag des deutschen Einmarsches in die Niederlande durchgeführt hatte, blieb Essen in den ersten Kriegsjahren fast völlig verschont. Krupp-Dokumente und Unterlagen des Strategischen Bomberkommandos der US Air Force besagen übereinstimmend, dass der erste alliierte Luft-

angriff auf Essen, der spürbare Folgen hatte, in der Nacht des 7. Januar 1943 durchgeführt wurde. Und selbst dann blieben die Schäden auf zwei Hochöfen beschränkt und konnten bald wieder behoben werden. Abgesehen von einer fehlgeschlagenen Bombe, die harmlos auf dem Gelände explodierte, blieb die Villa Hügel völlig unberührt. Bei Kriegsausbruch hatte Gustav befohlen, das Wasser aus dem im Keller der Villa Hügel gelegenen Schwimmbecken abzulassen, das 1913 eingebaut worden war. Dies war jedoch lediglich eine Geste gegenüber dem nationalen Spartanismus. Das Leben des Soldaten – darüber hätten ihm seine bei der Wehrmacht dienenden Söhne Aufschluss geben können – erforderte weitaus grössere Einschränkungen⁶.

Die ersten drei Kriegsjahre waren nicht mit den drei folgenden zu vergleichen. Das Dritte Reich stand auf dem Gipfel seiner Macht, die Stimmung der Bevölkerung befand sich auf dem Höhepunkt, und Alfrieds Brüder nahmen am Kriegsgeschehen begeistertem Anteil. Berthold war als junger Offizier einer bespannten Artillerie-Einheit nach zwei strapaziösen Monaten des Vormarschs in Belgien, Holland und Frankreich auf einen ruhigen Stabsposten abkommandiert worden. Auch Harald war Oberleutnant bei einem Stab und unterwies die Rumänen in der Bedienung des Kruppschen 8,8-cm-Geschützes. Hermann Hobrecker, der ihm in Bukarest begegnete, fielen seine gepflegte Erscheinung und seine überlegenen Umgangsformen auf. Natürlich bedeutete die lange Kriegsdauer für die Krupp-Söhne auch eine Unterbrechung ihrer Karriere. Harald hatte kurz vor Kriegsausbruch sein juristisches Assessoren-Examen abgelegt, Berthold sein Chemie-Studium abgeschlossen. Aber so wie ihnen erging es ja all ihren Altersgenossen. Und Eckbert, der am Vorabend des Polenfeldzugs seinen siebzehnten Geburtstag gefeiert hatte und für den Wehrdienst zu jung gewesen war, fand diese Unterbrechung sogar sehr willkommen. Nach dem Abitur auf dem Bredeneyer Realgymnasium war er sich immer noch unschlüssig, welchen Berufsweg er einschlagen sollte, und das Leben eines Wehrmachtsleutnants im friedlichen Italien erschien ihm äusserst angenehm⁷.

Nur selten besuchten sie ihren kränkelnden Vater, der nur mit äusserster Willensanstrengung die anstrengenden Familienfestlichkeiten durchstand. Zum Beispiel Waldtrauts Hochzeit mit einem Berliner Textilunternehmer, die am 12. März 1942 in der Villa Hügel gefeiert wurde. Berthold, der dazu auf Urlaub nach Hause kam, fand seinen Vater fast normal, spürte aber trotzdem, wie sehr er sich zusammennehmen musste. Bertha und Alfried kamen ihm äusserst angespannt und nervös vor, und Berthold nahm sich vor, seine Urlaube in Zukunft anderswo zu verleben. Glücklicherweise hatte der alte Krupp auch für solche Fälle Vorsorge getroffen. Als er in den späten dreissiger Jahren einsah, dass seine Kinder Schloss Blühnbach der Villa Hügel vorzogen, gab er jedem Familienmitglied das Recht, dreissig Tage pro Jahr auf dem österreichischen Besitz zu verbringen. (Typisch – er machte es zur Bedingung, dass jeder die von ihm und seinen Gästen verzehrten Getränke bezahlen müsse. Der *maitre* von Schloss Blühnbach war angewiesen, ihm jedesmal eine genaue Abrechnung zu erstellen.) So benutzten die Krupp-Söhne ihren Urlaub dazu, sowohl dem Soldatenleben als auch dem Familienleben zu entfliehen. 1942 fügte es der Zufall, dass Eckbert und Harald ihren Urlaub gleichzeitig auf dem Alpenschloss verlebten. Sie genossen es, einen

ganzen Monat lang gemeinsam Ski laufen zu können, obgleich sonst kaum ein Zusammengehörigkeitsgefühl unter den Brüdern bestand. Ihre wechselseitigen Beziehungen waren recht eigenartig. Berthold und Harald waren – damals und später – einander nah verbunden, während Alfried und Claus sich sehr zurückhaltend gaben; und Eckbert war zu jung, um schon mitzuzählen. Bei einem Gespräch über den gemeinsamen Skiurlaub sagte mir Harald: «Er war damals gerade zwanzig. Ich war erstaunt, dass er eine richtige Persönlichkeit geworden war, mit der man von Mann zu Mann sprechen konnte. Natürlich habe ich ihn nie wiedergesehen⁸.»

Beim Nürnberger Prozess kam Otto Kranzbühler zu der Überzeugung, dass der Kriegeinsatz von Claus, Berthold, Harald und Eckbert einen entscheidenden Einfluss auf das Verhalten Alfrieds während der ersten Kriegsjahre ausgeübt hatte. «Er war der älteste der fünf Brüder – vier, nach Claus' Tod», führte Kranzbühler aus. «Die anderen dienten dem Deutschen Reich als Offiziere im Feld. Er war der Auffassung, dass er ebenfalls seine Pflicht zu tun hatte.» Zweifellos wurde er von dem Verantwortungsgefühl für die Kriegsanstrengungen beherrscht. Gleich seinem Urgrossvater im Krieg von 1870/71, seinem Grossvater im Kampf um das erste Deutsche Flotten-Gesetz von 1898 und seinem Vater 1914-1918 füllte ihn seine Aufgabe als Kanonenschmied des Reichs völlig aus. Er gab seine Hobbies auf und kannte kein Familienleben mehr. Seine engsten Freunde waren Kommilitonen seiner Studienjahre, aber von 1941 an verzichtete er auch darauf, die alljährlichen Altherrentreffen zu besuchen. Ständig eine Camel-Zigarette im Mund – er hatte sich vor Pearl Harbour einen riesigen Vorrat zurückgelegt –, arbeitete er ununterbrochen für die Firma Krupp, die RVE, die RVK, den Rüstungsrat, das Rheinisch-Westfälische Kohle-Syndikat und die Nordwest-Gruppe der eisenerarbeitenden Industrie, deren stellvertretender Aufsichtsratsvorsitzender er war⁹.

Mit dem Anwachsen seiner Macht wuchs auch seine Verantwortung in den Organisationen der Partei, wo er ebenfalls die Nachfolge seines Vaters antrat. Während Gustav nur noch mechanisch Berichte und Anweisungen durchblätterte, die er nicht mehr begriff, arbeitete sein Erbe – unter einem Hitlerbild und dem mit roter Schrift auf schwarzem Grund gemalten Spruch: MIT UNSEREM FÜHRER ZUM SIEG! – an der Aufschlüsselung komplexer Statistiken und der Erteilung von Produktionsaufträgen nach der Ukraine, Jugoslawien, Dänemark, Holland und Frankreich. Berlin hatte dabei ein scharfes Auge auf ihn. Goebbels notierte in sein Tagebuch:

Ich habe einen kurzen Besuch bei Krupp gemacht... wurde von dem jungen Bohlen empfangen, der die Firmenleitung von seinem Vater übernommen hat... Nur die Erfahrung kann lehren, ob er zur Leitung dieses gigantischen Unternehmens mit fast zweihunderttausend Arbeitern und zahlreichen Nebenbetrieben fähig ist¹⁰.

Aber der erste Eindruck war, wie Goebbels zugab, gut, und in diesem Frühjahr wurde Alfried in feierlicher Zeremonie das Kriegsverdienstkreuz verliehen.

Für einen «Führer der Betriebe» war der Pflichtenkreis längst nicht so klar abgesteckt wie für einen Oberleutnant der Wehrmacht. Im Gegensatz zu seinen Brüdern

wurden Alfried schwierige und schwerwiegende Entscheidungen abverlangt, und wenn sein Handeln manchmal übereifrig erscheint, so sollte in aller Fairness darauf hingewiesen werden, dass seine Reaktionen von aussergewöhnlichen Umständen beeinflusst wurden. Da waren die Traditionen seiner Dynastie, mit denen er von Kindheit an indoktriniert wurde. Da waren die Gefahren des Schlachtfelds, denen die deutschen Männer seiner Generation, wie er wusste, täglich ausgesetzt waren. Ausserdem war das Krupp-Imperium viel zu riesig, um von einem Einzelnen geleitet zu werden. Vieles, was damals geschehen ist, wurde nicht von ihm veranlasst. Das ist auch der Grund, weshalb Erich Müller und Fritz von Bülow – neben anderen – ebenfalls in Nürnberg angeklagt wurden. Und schliesslich können nur vom Vorurteil Verblendete die von Alfried in Nürnberg vorgebrachte Verteidigung – dass «die Wirtschaft in Krieg und Frieden über die nationalen Grenzen hinwegreicht», und: «Wir planten und arbeiteten unter Bedingungen, die man rückblickend nur schwer verstehen und beurteilen kann» – rundheraus verwerfen¹¹.

Nachdem das gesagt worden ist, sollte man hinzufügen, dass es ebenfalls schwierig ist, die Handlungen von Millionen von Europäern zu beurteilen, die im Schmelztiegel des Zweiten Weltkriegs gefangen waren, einschliesslich der zahllosen Insassen der Konzentrationslager, die sich Vergünstigungen zu Lasten ihrer Mitgefangenen zu verschaffen suchten. Mit Ausnahme von Männern wie Gustav, die nicht mehr für ihr Handeln verantwortlich waren, hatte fast jeder erwachsene Europäer irgendetwas vor seinem Gewissen zu rechtfertigen – irgendeine Handlung, die er begangen oder unterlassen hatte. Und trotzdem war die Welt nicht völlig aus den Angeln gehoben, waren Anstand und Gerechtigkeit nicht restlos entwertet. Andere Industrielle, die unter den gleichen Bedingungen wie der junge Krupp leben und arbeiten mussten, überstanden die Zeit ohne Gewissensbisse und mit intakt gebliebenem Ruf – mit weisser Weste, wie die Deutschen es nennen. Man kann auch hier eine Grenzlinie ziehen, und wenn man das getan hat, vermag man beim Studium der Unterlagen über Alfrieds Tätigkeit während dieser Jahre genau zu entscheiden, wann er diese Grenze überschritten und sich ins Unrecht gesetzt hat. Krupps Rolle im Zusammenhang mit dem Konzentrationslager Auschwitz ist für jede Kulturnation unentschuldigbar. Sie stellt, unter anderem, einen flagranten Verstoß gegen die deutschen Arbeitsgesetze dar. Alfried konnte sich später nicht, wie viele uniformierte KZ-Wächter, darauf berufen, dass ihm nur die Wahl zwischen der Ausführung eines von Vorgesetzten erteilten Befehls oder dem Erschossenwerden geblieben sei. Kein Führerbefehl hat ihn dazu gezwungen, die Arbeitskraft der Auschwitz-Opfer auszubeuten. Es war seine eigene Initiative.

Dieses Beispiel steht nicht allein. Nach Aussage von Karl Otto Saur, dem Chef des technischen Büros im Speer-Ministerium, zog Krupp zum Bau der Bertha-Werke in Schlesien gegen den Einspruch von staatlichen Ingenieuren Juden aus dem KZ Auschwitz als Arbeitskräfte heran. Dieses Projekt hatte Alfried am 5. Februar 1942 erstmalig vorgeschlagen. Im Juni versuchte Saur, es rückgängig zu machen. Um seinen Widerspruch zu umgehen, wandte sich von Bohlen, wie er damals noch genannt wurde, direkt an Hitler. Am 8. August trafen sich Saur, Speer, Alfried und die beiden anderen Direktoren der RVE – Rohland und Röchling – im Führerhauptquartier bei Rastenburg. «Nach Abschluss dieses Treffens», sagte Saur vor dem Nürnberger Tribunal aus,

«suchte Herr von Bohlen Hitler auf und kam dann zusammen mit Speer von Hitlers Hauptquartier in den Rastenburger Park, wo ich mit mehreren anderen Herren spazierenging. Speer sprach mich an und informierte mich in Gegenwart von Bohlen, dass Hitler den endgültigen Baubefehl erteilt hätte und wir alle notwendige Hilfe zu leisten hätten ... Ich musste annehmen, dass es sich hier um einen ausdrücklichen Führerbefehl handelte, dem wir zu folgen hatten.» Nach dem Grund für Hitlers Eingreifen befragt, erklärte Saur dem Tribunal, dass «Hitler eine grosse persönliche Schwäche für den Namen Krupp und die Familie Krupp» gehabt habe, weil sie, «nach seinen eigenen Worten, ‚die Waffenschmiede ganz Deutschlands sind‘». Der Zeuge fügte hinzu, dass «unsere Beziehungen zu Krupp sich von denen zu anderen Firmen durch die Sonderstellung Krupps unterschieden. Um es ganz klar zu machen: Die Hermann-Göring-Werke, zum Beispiel, befanden sich in einer ähnlichen Position¹².»

Nach Alfrieds Verurteilung als Kriegsverbrecher veröffentlichte Tilo von Wilmsky einen scharfen Angriff gegen Saur, in dem er diesen beschuldigte, «in Hitlers Testament als Nachfolger Speers ernannt worden» zu sein, und dass «Saur durch seine ‚Fuhrknechtsmanieren‘ in der deutschen Wirtschaft eine unerträgliche Atmosphäre geschaffen hatte». Der Freiherr beschuldigte Saur, ein Rassenfanatiker zu sein und behauptete, dass nur seine Bigotterie ihm das Wohlwollen der Amerikaner eingetragen habe:

Dass er die Polen in einem amtlichen Schreiben mit dem Schimpfwort «Polacken» bezeichnet hatte, hat ihm nichts geschadet. Dass er bei der Besichtigung eines Werkes einem herumstehenden russischen Arbeiter ohne Grund eine Ohrfeige versetzt hatte, davon Kenntnis zu nehmen, lehnte das Krupp-Gericht ab. Dieser Mann, der das «Sklavenarbeitsprogramm» der deutschen Machthaber wirklich verkörperte und der mit den Angeklagten die Rolle hätte tauschen müssen, tat, genau wie unter Hitler, wieder sein Bestes gegen seine Opfer¹³.

Tilos Loyalität gegenüber seinem bedrängten Neffen ist bewundernswert, nicht aber seine Akribie. Obwohl Speer und Saur in Hitlers letztem Testament, das hauptsächlich aus wildem Geifern gegen das Weltjudentum besteht, erwähnt wurden, zog Saur keinen Vorteil daraus, dass er als Zeuge der Anklage vor dem Nürnberger Tribunal erschien. Aber das nur nebenbei. Ausschlaggebend ist, dass die Implikationen des «Führerbefehls» vom 8. August jedermann klar sein mussten, und Alfried hat auch nie abgestritten, sie klar erkannt und ihre Konsequenzen später mit eigenen Augen gesehen zu haben. In einem am 26. Juni vor alliierten Abwehroffizieren unterzeichneten Affidavit gab er zu, dass «bei den Bauarbeiten, die der Inbetriebsetzung des in Markstädt in der Nähe Breslaus gelegenen Bertha-Werkes vorausgingen ... die Arbeit einer grösseren Anzahl von Konzentrationslager-Häftlingen in Anspruch genommen wurde, was mir persönlich bekannt war», und er bestätigte, dass «ich selbst vier- oder fünfmal in Markstädt war ... Mindestens einmal, während einer meiner Besuche in Markstädt, habe ich das dort bestehende Konzentrationslager Fünfteichen von weitem gesehen» – das Lager, in dem die bei den Konstruktionsarbeiten an den Bertha-Werken eingesetzten Gefangenen über Nacht eingeschlossen wurden. Dort und an anderen Orten gab er per-

sönliche Anweisungen zum zweckmässigen Einsatz dieser Arbeitssklaven. Am 16. November 1943 drückte er gegenüber Johannes Schröder, seinerzeit Finanzdirektor der Firma, die Überzeugung aus, dass ein bestimmtes Werk «nicht entfernt ausgenutzt ist» und dass «irgendetwas geschehen muss, um hier 300 bis 400 Arbeiter zu beschäftigen¹⁴».

Alle Proteste, dass Zwangsarbeit gegen alle moralischen und internationalen Gesetze verstosse, wurden missachtet oder überstimmt. Schon 1941 verstörte der Masseneinsatz von Kriegsgefangenen bei den Krupp-Werken konservative Militärs. In Berlin protestierte Admiral Canaris, diese Massnahme verstosse gegen die Haager Abkommen, die Genfer Konvention und die militärischen Prinzipien, die seit eineinhalb Jahrhunderten Gültigkeit hätten.

Seit dem achtzehnten Jahrhundert [erklärte er] sind diese allmählich gemäss der Einsicht geschaffen worden, dass Gefangenschaft weder Rache noch Bestrafung darstellt, sondern lediglich Schutzhaft, deren einziger Zweck darin besteht, den Gefangenen jede weitere Teilnahme an Kriegshandlungen unmöglich zu machen. Dieses Prinzip wurde in Übereinstimmung mit der von allen Armeen geteilten Ansicht entwickelt, dass es militärischer Tradition widerspricht, hilflose Menschen zu töten oder zu misshandeln.

Unter denen, die die Logik des Admirals nachdenklich stimmte, befand sich auch ein Kruppianer namens Albert Schrödter. Fünfzehn Jahre lang hatte er Krupps grosse Germania-Werft geleitet. 1941 tauchten erstmalig Scharen von holländischen, belgischen und französischen Soldaten in gestreifter Gefängniskleidung im Werftgelände auf. Da er wusste, dass «die Beschäftigung von Kriegsgefangenen bei direkten Rüstungsarbeiten illegal» ist, trug Schrödter sein Problem dem Chef in Essen vor. Alfried erklärte ihm, dass Kriegsgefangene bereits in der Gussstahlfabrik arbeiteten, und nahm ihn mit in das Werk, um diese Behauptung zu beweisen. Dann, erinnert sich Schrödter, sagte der zukünftige Konzernherr: «Wenn Sie wieder Probleme dieser Art haben, kommen Sie zu uns. Wir zeigen Ihnen, wie wir damit fertig werden.» Dem Kieler Werftmanager wurde freie Hand gelassen, «sich gemäss den örtlichen Umständen zu arrangieren». Das beinhaltete jedoch nicht, die Heiligen leerstehen zu lassen. «Die Legitimität des Einsatzes ausländischer Arbeiter zu Rüstungsarbeiten», warnte ihn Alfried, «darf nicht in Frage gestellt werden¹⁵.»

Das Gegenargument zum Canaris-Memorandum wurde von Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel formuliert, der unter Hinweis auf den Russlandfeldzug auf der Rückseite des Canaris-Memorandums vermerkt: «Dieser [Krieg] ist Zerstörung einer Ideologie. Deshalb haben diese Massnahmen meine volle Billigung und Unterstützung.» In dieser Form erhält die Kontroverse den Aspekt einer milden Meinungsverschiedenheit. In der Praxis wirkten sich die Massnahmen jedoch schrecklich aus. Keitel, der für ihre Unterstützung gehängt wurde, zog weder einen Nutzen aus dieser Kriegsgefangenpolitik, noch sah er je ihre Auswirkungen. Alfried, der die über ihn verhängte Gefängnishaft überleben sollte, profitierte von dem nazistischen Arbeitsprogramm, sah seine Auswirkungen in seinen Fabriken und wurde von Ärzten wiederholt auf die wachsenden Missstände in Krupp-Arbeitslagern hingewiesen. Am 15. Dezember 1942 sandte ihm Dr. Viele, sein eigener Hausarzt, einen ausführlichen Bericht, in dem unter anderem der

Autopsiebefund der Leiche eines vor Hunger gestorbenen Gefangenen enthalten war. «Kein krankhafter Organbefund ... es wurde jedoch ein Auszehrzustand extremen Ausmasses festgestellt. Das Fettgewebe war aus dem ganzen Organismus verschwunden und nur eine sogenannte gallertige Atrophie übergeblieben. Die Leber war klein, fett- und glykogenarm, die Muskulatur schlaff.» Dr. Wilhelm Jäger, ein älterer Krupp-Mediziner, besichtigte die stacheldrahtumzäunten Werksanlagen und kam zu der Ansicht:

Die Zustände in allen diesen Lagern waren äusserst schlecht. Die Lager waren überfüllt... Das Essen war vollkommen unzureichend ... Eine kleine Menge Fleisch ..., entweder Pferdefleisch oder tuberkulöses Fleisch, das vom Tierarzt verworfen worden war, wurde diesen Lagern zugeteilt. Die Bekleidung der Ostarbeiter war völlig unzureichend. Sie schliefen und arbeiteten in derselben Kleidung, mit der sie aus dem Osten gekommen waren. Fast alle mussten ihre Decken als Mäntel im kalten und regnerischen Wetter tragen. Viele Arbeiter gingen barfuss zur Arbeit. Tuberkulose war besonders weit verbreitet... Viermal so viel Tbc-Fälle als unter den Deutschen. Die Gründe dafür waren die schlechte Unterbringung, die schlechte Qualität und ungenügende Quantität des Essens, Überarbeitung und nicht genügende Ruhe¹⁶.

Bei seinen Vernehmungen nach Kriegsende versuchte Alfried nicht – im Gegensatz zu so vielen anderen Angeklagten – sich damit herauszureden, dass er sich nicht mehr an Einzelheiten erinnern könne oder dass sein Gedächtnis ihn im Stich lasse. Gegenüber Maximilian Koessler, einem alliierten Vernehmungsbeamten, erwähnte er eine besonders erstaunliche Anekdote, die ein Licht auf den Umfang und die Rücksichtslosigkeit wirft, mit der Sauckels Menschenjagden durchgeführt wurden. Eines Tages sah Alfried einen Mann in KZ-Uniform, dessen Gesicht ihm bekannt vorkam. Es stellte sich heraus, dass es der Mann einer Kusine zweiten Grades war. Voss van Steenwyk war von seinem Gut in Noordwijk, zweiundzwanzig Kilometer nördlich von Den Haag, verschleppt worden, und die deutschen Soldaten hatten sich über seine Behauptung, er sei ein Verwandter der Krupps, lustig gemacht. Alfried bestätigte diese Angabe – und musste später zugeben, dass er keine Ahnung von Steenwyks Verbleib habe. «Die Firma» hatte so viele Angehörige. «Ich weiss, dass die Kruppschen Kohlen-Betriebe zu ungefähr fünfzig Prozent Fremdarbeiter beschäftigten und dass ungefähr vier Fünftel dieser Fremdarbeiter Ost-Arbeiter waren.» Er fügte sogar von sich aus hinzu, dass er «ein an mich persönlich gerichtetes Schreiben erhalten habe, unterfertigt von achtzehn holländischen Krupp-Arbeitern, die in Essen-Bergeborbeck beschäftigt waren, und datiert vom 16. Dezember 1942». Die Holländer beschwerten sich über ihre Arbeitsbedingungen. Alfried sagte, er habe ihre Eingabe an einen Untergebenen weitergereicht¹⁷.

Es war die Frage der Humanität, behauptete Ewald Löser nach dem Krieg, die zu seinem Bruch mit dem Krupp-Konzern geführt habe. Er erklärte, dass er sich der Verwendung von Zwangsarbeitern widersetzt habe. «Ich muss dazu bemerken, dass ich wiederholt Meinungsverschiedenheiten über diese Fragen mit Gustav Krupp, Alfried Krupp und [Paul] Görens hatte. Diese Zusammenstösse waren eine der wesentlichen Ursachen meines endgültigen Ausscheidens aus der Firma Krupp.» Löser's Versuch,

sich der Verantwortung für die Zwangverpflichtung von Ausländern zu entziehen, verursachte Alfrieds einzigen Temperamentsausbruch in Nürnberg. Er bestritt, dass sein alter Rivale sich diesem Programm niemals widersetzt habe, und fügte mit Nachdruck hinzu: «Es trifft nicht zu, dass dies einer der Gründe für seine Kündigung war¹⁸.»

Das Tribunal glaubte Alfried, und das war verständlich. Es gab zwar Beweise dafür, dass Löser sich gegen die Lager ausgesprochen hatte. So hatte er im Herbst 1942 Sauckel gewarnt: «Sie müssen darauf achten, dass Sie nicht einst als Sklavenhalter in die Geschichte eingehen.» Der schweinsäugige kleine «Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz» hatte geantwortet: «Ich habe keineswegs die Absicht, das zu tun, aber ich muss die Arbeiter beschaffen; das ist meine Aufgabe.» Löser hatte Sauckel gebeten, nach Essen zu kommen und sich von den unhaltbaren Zuständen zu überzeugen. Er hatte auch Gustav deswegen so unerbittlich zugesetzt, dass Bertha dem auf Urlaub nach Hause gekommenen Berthold erklärte, sie hasse es, Löser den Berg heraufkommen zu sehen. «Er regt uns immer so auf, und wenn er wieder geht, kommt dein Vater immer mit furchtbaren Kopfschmerzen herunter, und wir müssen ihm etwas geben, damit er einschlafen kann.» Trotzdem aber hatte auch Löser den Sklavenhandel mitgemacht, das konnten seine Richter nicht übersehen. Seine Unterschrift stand auf zu vielen belastenden Dokumenten, und er hatte zu viele Werksleiter – einschliesslich Schrödter von der Kieler Germania-Werft – angewiesen, Kriegsgefangene, zwangsverpflichtete Zivilisten und Insassen von Konzentrationslagern als Arbeitskräfte zu verwenden¹⁹.

In den sechziger Jahren gab Löser seine frühere Verteidigungstaktik auf. «Krupp war eine Aktiengesellschaft» sagte er. «Am 1. April 1943 wurde Alfried [jedoch] praktisch Alleininhaber. Damit wurde meine damalige Position – mit direkter Verantwortung gegenüber dem Vorstand – abgeschafft. In Zukunft gab es nur noch einen Führer. Ich weigerte mich, unter ihm zu dienen, und Alfried Krupp wollte mich auch nicht haben.» Diese Version scheint näher an der Wahrheit zu liegen. Die Motive Löser's, wie die der meisten seiner Mitverschwörer, waren verschiedenartiger Natur: Wäre das Attentat vom 20. Juli 1944 geglückt, wären sie zu prominenten Persönlichkeiten des Reichs geworden. Und wo immer Löser seine neue Aufgabe gefunden hätte, sei es in der Regierung, in der Industrie oder im Untergrund, in jedem Fall wäre er ein vorwärtsdrängender, verbissen ehrgeiziger Manager geworden²⁰.

Und doch waren seine Zusammenstösse mit Alfried mehr als nur blosser Machtkampf. Es gab auch eine ideologische Kluft, die sie voneinander trennte. Hätte Löser lediglich nach mehr Prestige und Autorität gestrebt, hätte er nicht ins Ruhrgebiet zu kommen brauchen. Mit seinen unübersehbaren Qualitäten hätte er auch in seinem heimatlichen Sachsen und später in Berlin seinen Weg gemacht. Er war ein Mann von der Art, dass er in Deutschland in jedem Fall an die Spitze gelangt wäre – im Zweiten Reich, im Dritten, und auch heute in Bonn. Und es bleibt die Tatsache, dass er wirklich einen Bruch mit Alfried über die Aushebung von weiteren 80'000 Fremdarbeitern provozierte. Diese Haltung erforderte persönlichen Mut, denn es stand mehr auf dem Spiel als seine Zukunft im Hauptverwaltungsgebäude. Und hinter der Szene spielte er sogar mit noch grösseren Gefahren.

Im Jahr 1937, sofort nach seinem Eintritt in die Firma Krupp, war Löser Mitglied des subversiven «Kleinen Kreises» geworden, einer Gruppe von sieben Ruhr-Mana-

gern, die einmal monatlich zusammenkamen, um nach einer Möglichkeit zur Beseitigung Hitlers zu suchen. Im Lauf der Jahre war die konspirative Tätigkeit antinazistischer deutscher Konservativer angewachsen. Carl Goerdeler, Löser's vormaliger Leipziger Chef, hatte die westlichen Demokratien besucht. In den Vereinigten Staaten hatte er mit Cordell Hull, Sumner Welles, Henry Wallace, Henry Morgenthau Jr. und Senator Robert A. Taft gesprochen und sie davon zu überzeugen versucht, dass der Führer nicht bluffte, dass er wirklich vorhatte, sie auszulöschen. Im Sommer 1939 war Goerdeler auch nach London gereist, um Chamberlain, Churchill und Lord Halifax zu warnen, dass die Wehrmacht Ende August in Polen einmarschieren würde. Seine Informationsquelle war Ernst Freiherr von Weizsäcker, der neue Holstein der Wilhelmstrasse und eine der Schlüsselfiguren des Komplotts. Im folgenden Oktober, als sich England und Frankreich bereits mit Deutschland im Kriegszustand befanden, überschritt Goerdeler erneut mit einer von Weizsäcker gelieferten Information die Grenze, dieses Mal nach Belgien, um vor der deutschen Invasion zu warnen. Da Goerdelers politische Einstellung weithin bekannt war und da er ein aufrichtiger, offenherziger Charakter war, der seine Ansichten mit fast selbstmörderischer Ehrlichkeit vertrat, nahm er dabei erhebliche Risiken auf sich. Und Löser teilte diese Risiken. Als Mitglied des Essener Triumvirats hatte er seine heimlichen Beziehungen zu Goerdeler verstärkt. Im März 1942 bauten die Verschwörer eine eigene Organisation auf, und im November traten sie in Funkverbindung mit Allen Dulles in der Schweiz. Vom 22. Januar 1943 an wurden regelmässige Treffen des Schattenkabinetts der Widerstandsbewegung abgehalten. Zwei Monate später, nach dem Ausscheiden des dynamischen Finanzdirektors der Firma Krupp, erfuhr Dulles, wie er sich später erinnerte, dass nach der erfolgreichen Revolte «ein Konservativer namens Löser das Finanzministerium übernehmen» sollte²¹.

Die Konspiration gegen Hitler stand jedoch unter keinem guten Vorzeichen. Für den 21. März war beim Zeughaus Unter den Linden ein Anschlag geplant. Hitler erschien zur Feier des Heldengedenktags und wäre fast selbst ein gefallener Held geworden. Nur eine Programmänderung in letzter Minute rettete ihn. «Unternehmen Blitz», wie die Verschwörer es genannt hatten, wurde abgeblasen, und sie tauchten wieder unter.

Zehn Tage darauf verkündete Dr. Friedrich Janssen auf einer Pressekonferenz in Essen im Namen der Firma, dass Herr Löser, krank und erschöpft durch Überarbeitung, den Konzern verlassen habe und zur Erholung in die Schweiz gereist sei. Dort war er auch wirklich – aber er kehrte bald wieder zurück. Dazu veranlasste ihn Goerdeler, der in diesem Juli das Ruhrgebiet besuchte, durch die Trümmer zerbombter Häuser ging und ihm darüber schrieb: «Die Arbeit von tausend Jahren ist nur noch ein Trümmerhaufen», und dass etwas getan werden müsse, um den Irrsinn der Nazis zu beenden. Eine Rückkehr Löser's ins Hauptverwaltungsgebäude hätte eine Demütigung bedeutet, wenn sie überhaupt möglich gewesen wäre. Aber sie war nicht einmal nötig. Dr. Hans Beusch, Direktor des sozialen Wohlfahrtsprogramms der Firma, hatte mit ihm zusammen in Goerdelers Leipziger Stadtverwaltung gearbeitet und stand in Verbindung mit der Widerstandsbewegung. Durch ihn konnte sich Löser über die Aktivität des jungen Krupp auf dem laufenden halten lassen, und durch Beusch's Berliner Kontakte auch über die Regierungspläne für die Ruhr. Aus diesem Grund war Löser einverstanden,

sich mit einem Ruheposten abzufinden. Er wurde Treuhänder einer beschlagnahmten Radiofabrik im holländischen Eindhoven – ironischerweise brachte ausgerechnet diese Tätigkeit seinen Namen auf die alliierte Kriegsverbrecherliste – und bereitete sich darauf vor, in einem «führerlosen» Reich das Finanzministerium zu übernehmen²².

In Fotografien dieser Jahre erkennt man den geschmiegelten, übergewichtigen, sehr selbstsicheren Löser der dreissiger Jahre – und auch der sechziger Jahre – nicht wieder. Die Bilder zeigen einen entschlossenen, leidenschaftlichen Mann. Er ist schlank, die Kleider hängen lose an seinem Körper, und er scheint ständig die Zähne zusammenzubeissen. Seine Haltung ist die eines von seiner Aufgabe besessenen politischen Führers, der sich einer skeptischen Zuhörerschaft stellen muss. Er steht fast immer nach vorn geneigt, die Brille in der geballten Faust haltend. Und das ist kein Wunder: In den sechs Monaten nach seinem Ausscheiden bei Krupp nahm er an mindestens sechs Attentatsversuchen gegen Hitler teil. Jeder Fehlschlag erschien ihm unglaublicher, jeder neue Termin ein Erfolgsversprechen, und mehr als einmal hatte er sein Leben für das Gelingen aufs Spiel gesetzt. Zeitweise schien die Zukunft für ihn nur noch Verzweiflung bereitzuhalten. Uneinigkeit ergriff die Mitglieder der Widerstandsgruppe. Und doch waren sie sich über den wesentlichen Punkt völlig einig: Hitler musste beseitigt werden, damit Deutschland wieder frei wurde. In diesem Herbst (1943) richtete sich ihre Hoffnung auf einen relativ unbekanntem Mitverschworenen und auf einen Plan (Deckname «Unternehmen Walküre»), der jeden Misserfolg auszuschliessen schien. Schlüsselfigur dieses Plans war ein Oberstleutnant vom gleichen Jahrgang wie Alfried. Von nun an hing das Schicksal Lösers und Dr. Hans Beuschs von diesem idealistischen Gneisenau-Nachkommen ab: dem sechsunddreissigjährigen Claus Graf Schenk von Stauffenberg.

Wäre der Führer im Jahr 1943 von einer Explosion in Stücke gerissen worden, hätte sich der sechsunddreissigjährige Alfried Felix Alwyn von Bohlen darüber sehr empört, und nicht nur deshalb, weil er sich Hitler verbunden fühlte. Während Löser in diesem Jahr in den Untergrund ging, stieg Alfried zur höchsten Spitze auf. Nachdem er bereits *de facto* Leiter des Konzerns war, strebte er nun auch den *de-jure-Besitz*. an. Im Testament seines Urgrossvaters aus dem Jahr 1882 waren Erbfolgebestimmungen festgelegt, die – zumindest zur damaligen Zeit – als narrensicher gelten konnten. Wie die Anwälte des Konzerns dem Verfasser erläuterten, hatte Alfred Krupp einen Fideikommiss festgelegt, «wodurch für drei Erben die Nachfolge auf eine Weise festgelegt wurde, dass die Industrie-Unternehmungen der Erbmasse nicht aufgeteilt, sondern bei jedem Besitzwechsel in einer Hand vereinigt bleiben würden. Die drei Erben waren Friedrich (Fritz) Alfred Krupp, Bertha Krupp, und Bertha Krupps ältester Sohn (Alfried).» Dieses System hatte um die Jahrhundertwende, als der Besitz von Fritz auf Bertha übertragen worden war, ausgezeichnet funktioniert. Seither waren jedoch die Kapitalisten der Erbschaftssteuer unterworfen worden, und die deutschen Bestimmungen über die Weitergabe von Besitz erwiesen sich als besonders kompliziert. Ein Verwaltungsakt aus dem Jahr 1920, auf dem Preussischen Bürgerrecht von 1794 basierend, verbot die Festsetzung von Alleinerben, falls es sich nicht um den einzigen Nachkommen des Erblassers handelte, was ja bei Alfried keinesfalls zutraf. Ausserdem stand die Firma

gerade im finanziellen Zenit ihrer dreihundertsechsfünfzigjährigen Geschichte. Eine Erbschaftssteuer auf der Basis des gegenwärtigen Wertes hätte das Unternehmen ruiniert.

Also musste etwas unternommen werden. Doch das war nicht leicht. Zunächst schien die Lösung auf der Hand zu liegen: Hitler war nicht nur ein Freund des Hauses, sein Geschick war auch eng mit dem der Familie Krupp verbunden. Und seiner Macht waren in Deutschland keine Grenzen gesetzt. Am 26. April 1942 hatte ihm der sogenannte Reichstag das Recht zugesprochen, praktisch jeden Einwohner des Reiches zum Tode zu verurteilen. Aber selbst ein totalitärer Staat muss sich davor hüten, Präzedenzfälle zu schaffen, und die anderen Ruhrbarone hatten ein scharfes Auge auf die Krupps. Einen Monat nach Alfrieds Scheidung im Jahr 1941 begann Gustav, an einer Lösung der Erbfrage zu arbeiten. Während seiner geistigen Klarperioden entwarf er Vorschläge für die Einführung eines «industriellen Erbhofgesetzes», das auf Hinterlassenschaften solcher Firmen beschränkt bleiben sollte, «die Weltgeltung geniessen und durch Tradition und Leistung eine besondere Stellung einnehmen». Mit einem Wort: Krupp. Die Eigentümer solcher Firmen sollten ihre Nachfolger bestimmen dürfen, welche ihrerseits eine minimale Jahressteuer an das Reich abführen sollten²³. Es war ein schlauer Plan, und sicher hat Alfried seinem Vater geholfen, ihn auszubrüten, denn er war es, der den Entwurf neun Monate später in Hitlers Hauptquartier «Wolfsschanze» brachte, in den gleichen Ort bei Rastenburg in Ostpreussen, wo zwei Jahre danach Stauffenberg seine Aktentasche stehen lassen sollte. Dem Besuch des angehenden Konzernherrn war ein ausführlicher Briefwechsel zwischen dem kränkenden Gustav und Martin Bormann vorausgegangen. Trotzdem erzielte Alfried bei seinem Besuch keinen sofortigen Erfolg. Die Mühlen der Bürokratie mahlen auf der ganzen Welt langsam, und der Wolf der Wolfsschanze hatte gerade andere Dinge im Kopf, den Krieg gegen die Sowjetunion zum Beispiel, die Besetzung des Iran durch Briten und Russen und Rommels Duell mit Montgomery in der afrikanischen Wüste.

Gustav stiess mehrfach in der Wolfsschanze nach, aber ohne Erfolg. Das Nachlassen seiner Geisteskräfte begann ihm jetzt Sorgen zu machen. Er wollte diese Frage geklärt wissen. Am vierundzwanzigsten Jahrestag der Novemberrevolution unternahm er noch einmal einen Versuch:

11. November 1942

Mein lieber Herr Bormann!

Heute möchte ich wieder auf meinen Brief vom 27. Juli zurückkommen, gleichzeitig den Erhalt Ihres Schreibens vom 21. des gleichen Monats bestätigen, und auf Ihre Unterhaltung mit meinem Sohn Alfried am 10. August im Führerhauptquartier Bezug nehmen, welche die zukünftige Sicherung der Firma Krupp zum Thema hatte ... Falls sich noch irgendwelche Fragen über die grundlegenden Gedanken dieses Gesetzentwurfes ergeben sollten, stehe ich Ihnen während meines Berlinaufenthaltes jederzeit zur Verfügung. Mein Sohn Alfried seinerseits würde sich freuen, Sie als mein Vertreter an irgendeinem Ihnen passenden Ort besuchen zu dürfen.

Mit alter Hochachtung und Dankbarkeit und mit Heil Hitler Ihr
KBH

Die folgende Korrespondenz beweist, dass Bormann diesen Brief, dessen vollständiger Text noch einen Wust Gustavscher Vorstellungen enthielt, sehr sorgfältig gelesen hat. Obwohl sich Gustav keinerlei Illusionen darüber hingab, dass das soziale Wohlfahrtsprogramm für seine Kruppianer «in der Zukunft mehr und mehr durch Partei und Staat übernommen werden wird», glaubte er, seinen Leuten doch «zusätzliche Anreize durch Förderung von intellektuellen und technischen Begabungen» bieten zu müssen, sowie durch «eine zusätzliche Sozialleistung, die besonders die Arbeiter der Kruppwerke beanspruchen können». Ihm schwebte eine Art «firmeneigener Lehranstalt für Handwerker» vor. Bescheiden regte er an, «dass der Name ‚Gustav-Haus‘ diesem Gedanken im weitesten Sinne des Wortes dienen» solle. Es gab noch mehr, Vorschläge dieser Art, aber Bormann sah durch sie hindurch auf den Kern des Anliegens, und der war stahlhart: Es musste etwas für Alfred unternommen werden, und zwar sehr rasch. «Beim Durchdenken dieser Frage haben wir uns vergewissert, dass unter den gegenwärtigen Gesetzen eine prinzipielle Lösung der Frage undurchführbar ist. Wir müssen einen völlig neuen Weg finden ... ein neues Gesetz schaffen²⁴.

Was der alte Krupp wollte, war eine absolute Industriemonarchie. Er verlangte, dass das Reich die Existenz des Kruppschen Staates im Staate unter der Führung eines unabhängigen Konzernherrn anerkannte. Die Forderung ging über den Schutz der Leistungsfähigkeit der Firma, die Erhaltung des Erbes und die Steuerbefreiung hinaus. Es war ein völlig neues Konzept, das eine lange Reihe von Statuten ausser Kraft setzte, die seit Beginn des industriellen Zeitalters eingeführt worden waren. Trotzdem stimmte Hitler zu.

Das durfte jedoch keinesfalls zu einer Neufassung der Gesetze für die gesamte Geschäftswelt führen. Damit hätte man eine Büchse der Pandora geöffnet, und sämtliche Mitglieder der Regierung wären dann vollauf damit beschäftigt gewesen, Eingaben zurückzuweisen, und hätten keine Zeit mehr zum Kriegführen gehabt. Man sollte ruhig den Mut zur Offenheit haben und zugeben, dass es sich hier um ein Gesetz handelte, das für eine einzige Familie geschaffen wurde, die dadurch den Reichsministern für Justiz, Wirtschaft und Finanzen nicht mehr unterstellt war. Dieses einmalige Privileg wurde der Familie Krupp zugestanden, weil die Dynastie sich seit Generationen in den Dienst des deutschen Militarismus gestellt hatte, und als besondere Anerkennung ihrer unerschütterlichen Loyalität gegenüber der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei. Der regierende Krupp und sein Nachfolger hatten dem Führer ihre Treue bewiesen, und dafür sollten sie belohnt werden – jedoch nicht von der Partei, sondern vom Reich. Die Strohmänner des Reichstags brauchte man dazu nicht zu bemühen. Martin Bormann, Stellvertreter des Führers als Parteivorsitzender und Chef der Parteikanzlei, und Staatssekretär Hans Lammers, der Hitler bei der Abfassung des Führererlasses vom 29. Juni 1941, durch den Hitler für den Fall seines Todes Göring zum Nachfolger bestimmte, juristischen Beistand geleistet hatte, machten die Sache unter sich aus.

Vier Tage vor Weihnachten überreichten sie der Krupp-Dynastie ihr Geschenk. Ein glänzender schwarzer Mercedes hielt mit kreischenden Bremsen unter der Blutbuche neben dem Krupp-Palais. Ein SS-Offizier, der eine Aktenmappe ans Handgelenk gekettet trug, sprang heraus, schritt an dem Butler Karl Dohrmann, der die Tür öffnete,

vorbei in die Bibliothek und überreichte dort Gustav einen grossen Briefumschlag. Der inliegende Brief hatte folgenden Wortlaut:

Der Leiter der Partei-Kanzlei

An: Dr. Krupp von Bohlen-Halbach

Persönlich

Lieber Herr von Bohlen!

Herr Reichsminister Dr. Lammers habe ich mündlich schon vor etwa 14 Tagen davon unterrichtet, dass der Führer eine «Lex Krupp», die ganz auf die Erhaltung des Familienunternehmens abgestellt ist, wünscht. Herr Reichsminister Dr. Lammers sagte mir mündliche Erörterung der ganzen Angelegenheit mit Ihnen zu; er sei gern bereit, nach Essen zu kommen, da er ohnehin das Werk noch nie kennengelernt hat. Für das neue Jahr wünsche ich Ihnen wie Ihrer Familie und dem Werk herzlichst alles Gute.

Mit der Bitte um Empfehlungen bin ich stets

Ihr

gez. Bormann²⁵

Die Ausarbeitung der Einzelheiten brauchte ihre Zeit. Aber um die Jahreswende gingen Briefe zwischen Bormann und Gustav hin und her, und Alfried besprach sich regelmässig mit Lammers. Beim Entwerfen der «Lex Krupp» agierte Lammers als Konstitutions-Wahrer. Am 9. Januar 1943 schrieb Gustav:

Lieber Bormann!

Mein Sohn Alfried und ich hatten heute eine Unterredung mit Dr. Lammers, bei der sich vollständige gegenseitige Übereinstimmung ergab. Ich möchte nicht versäumen, Sie davon in Kenntnis zu setzen und gleichzeitig den Erhalt Ihres freundlichen Briefes vom 31. letzten Monats dankbar zu bestätigen. In Kürze wird Alfried zusammen mit unserem Notar weitere Dokumente einreichen und sie Herrn Reichsminister Lammers übergeben. Meine Frau und ich senden Ihnen und Ihrer Familie die besten Wünsche für das Jahr 1943. Möge es ein Jahr des Wohlergehens und des Gewinns für unser Volk und besonders für unseren Führer, als sein Symbol, werden.

Heil Hitler! Ihr

G. v. B. u. H.²⁶

G. v. B. u. H.s gute Wünsche missachtend, begannen die Russen zwei Tage später ihre zweite Winteroffensive. Am 10. Januar 1943, um 8 Uhr morgens – zur gleichen Stunde, da Gustavs ältester Sohn mit fünf Berliner Funktionären beim Frühstück sass und ihnen einzureden versuchte, dass die Krupp-Dynastie besondere Anerkennung verdiene, weil sie dem Reich die besten Waffen Europas geliefert habe – dröhnte aus den russischen Linien, die Stalingrad umschlossen, das unaufhörliche, ohrenbetäubende Feuer von siebentausend sowjetischen Geschützen. Die zweiundzwanzig deutschen Divisionen im Kessel waren dieser Feuerkraft hoffnungslos unterlegen.

Innerhalb der Stadt, welcher der russische Diktator 1925 seinen eigenen Namen gegeben hatte, richtete das russische Feuer unter den Deutschen ein furchtbares Blutbad

an. Im November hatte die Sowjetarmee 330'000 deutsche Soldaten eingeschlossen. «Jetzt», schrieb die Zeitung *Roter Stern*, «ist für sie die Sonne untergegangen. Ihre Munition reicht nur für fünfundzwanzig oder dreissig Schuss pro Tag, und sie dürfen nur noch bei unmittelbarem Angriff feuern ... In den dunklen, kalten Ruinen der Stadt, die sie zerstört haben, wird sie die Vergeltung treffen, unter den grausamen Sternen der russischen Winternacht²⁷.» Sogar den Transportmaschinen vom Typ Ju 52 gelang es nicht, die Materialversorgung aufrechtzuerhalten. Als Paulus sich am vierundzwanzigsten Tag des russischen Angriffs einem russischen Leutnant ergab, vegetierten nur noch knapp 80'000 Überlebende in der schwarzen Mondlandschaft, und auch von diesen sollten noch viele der eisigen Kälte zum Opfer fallen. Der Führer ordnete eine dreitägige Volkstrauer an. Immer wieder spielte das Radio in der Halle im ersten Stock der Villa Hügel den Trauermarsch aus *Siegfried* und *Ich hatt' einen Kameraden* –

Will mir die Hand noch reichen,
Dieweil ich eben lad';
Kann dir die Hand nicht geben, Bleib du im ew'gen Leben Mein guter Kamerad!

Alfried war in der Hauptstadt und setzte seinen Kampf gegen das Korporationsgesetz fort, zusammen mit drei «guten Kameraden», Untergebenen von Lammers. Am 24. Januar – als das Deutsche Nachrichten-Büro zum erstenmal das düstere Wort «Götterdämmerung» gebrauchte – schrieb Gustav aus Badgastein an Lammers:

Mein Sohn Alfried berichtet mir, dass er zusammen mit Herrn Dr. Jöden am vergangenen Sonnabend eine Aussprache mit Herrn Staatssekretär Kritzinger bei gleichzeitiger Anwesenheit des Herrn Reichskabinettsrats gehabt habe. Die Besprechung hat erfreulicherweise das Ergebnis gehabt, dass in den grundsätzlichen Fragen Einmütigkeit erzielt werden konnte ... Dass wir hierbei die Hilfe des Staates in Anspruch nehmen müssen, liegt darin begründet, dass zur Erhaltung der Einheit des Unternehmens in einer Hand eine erbrechtliche Regelung getroffen werden muss, die von den Bestimmungen des heute gültigen Erbrechts abweicht...²⁸

Gustavs Gesundheitszustand verschlechterte sich rapide. Seine Nervosität wurde unerträglich, und zum erstenmal in seinem Leben vernachlässigte er seine äussere Erscheinung. Häufig geschah es, dass er in die Hose urinierte und es dann nicht für nötig hielt, sie zu wechseln. Auf sich gestellt, setzte Alfried Staatssekretär Lammers, Bormann und auch Hitler selbst erneut mit Eingaben zu. Aber sie fanden keine Zeit für sein Anliegen. Ursprünglich war Gustavs Rücktritt von der Firmenleitung für den 31. März vorgesehen. Die Zeremonie wurde um drei Monate verschoben, aber noch immer geschah nichts. Der Wolf der ostpreussischen Wolfsschanze war mit den Schlachten von Charkow, Taganrog, Bryansk, Smolensk und Kiew beschäftigt – in denen allen seine Wehrmacht geschlagen wurde –, mit dem Verlust Nordafrikas und Siziliens, mit der alliierten Landung in Italien und dem Sturz Mussolinis. Erst am 12. November, als Hitler überzeugt war, den Russenvormarsch zum Stehen gebracht und die Alliierten in

Salerno aufgehalten zu haben, wandte er sich wieder internen Angelegenheiten zu und unterzeichnete die Dokumente, die Lammers vorbereitet hatte. Nach einer Eloge auf den Beitrag der Dynastie zur deutschen Aggression in drei Kriegen verfügte der Führer unter anderem:

Der Inhaber des Kruppschen Familienvermögens wird ermächtigt, mit diesem Vermögen ein Familienunternehmen mit besonders geregelter Nachfolge zu errichten. Der jeweilige Inhaber des Unternehmens führt den Namen Krupp vor seinem Familiennamen²⁹.

Am nächsten Tag überreichte ein Offizier die historische Verfügung in der Villa Hügel, und achtundvierzig Stunden später, an dem trüben Nachmittag des 15. November, kam eine Kolonne von Mercedes-Limousinen den Hügel heraufgefahren. Gauleiter, Gestapobeamte, SS-Funktionäre, Generale, Admirale, und vor allem die Anwälte der Firma trafen mit Gustav, Bertha und Alfried in der grossen Halle des Hauses zusammen. Der Sessel des alten Krupp befand sich in der Nähe der Toilettentür, und zu beiden Seiten des Sessels standen Diener bereit, die aufmerksam auf eventuelle Notsignale ihres Herrn zu achten hatten. Dabei hätte man dem Prinzgemahl der Krupp-Dynastie die Strapaze seiner Anwesenheit wirklich ersparen können. Schliesslich gehörte ihm die Firma nicht.

Nur die Präsenz von zwei Personen war notwendig: die der Kanonenkönigin Bertha und des zukünftigen Kanonenkönigs Alfried. Als erste erhob sich Bertha. Trotz ihrer fünfundsiebzig Jahre war sie immer noch eine energische Frau, und ihre Stimme klang sicher und fest, als sie den Text ihrer Rede von einem durch ihre Anwälte verfassten Manuskript ablas:

Hiermit verzichte ich auf die Eigentumsrechte an dem Familienunternehmen zugunsten meines Sohnes Alfried, der dadurch, in Übereinstimmung mit den Statuten, die auf der Grundlage der Verfügung des Führers erstellt wurden, Eigentümer des Familienunternehmens wird.

Nachdem sie so Berthold, Harald, Eckbert, Irmgard, Waldtraut sowie Claus' Witwe und Sohn mit einem Satz enterbt hatte, fuhr sie fort:

In Übereinstimmung mit der Verfügung des Führers wird mein Sohn von dem Zeitpunkt der Besitzübernahme an den Namen Alfried Krupp von Bohlen und Halbach führen.

Sie lächelte ihren Erstgeborenen an und setzte sich. Er stand auf. «Ich stimme der Eröffnung meiner Mutter zu», sagte er ruhig, «und übernehme die Besitzrechte des Familienunternehmens.» Er machte eine lange, eindrucksvolle Pause und blickte jeden einzelnen der Anwesenden an. Da wurde die Feierlichkeit des Augenblicks durch seinen Vater gestört. Als Alfrieds Blicke auf Gustav fielen, gestikulierte der alte Mann nervös mit den Händen. Eilig hoben ihn die beiden Diener vom Stuhl und trugen ihn rasch zur Toilette. In der peinlichen Stille hörte man das Rauschen der Spülung³⁰.

Die «Lex Krupp» wurde am 20. November im Reichsgesetzblatt veröffentlicht. Drei Wochen später wurde sie von den Direktoren der Firma ratifiziert. Dann wurde das «Ermächtigungsgesetz» der Firma vom Führer in Kraft gesetzt. Während der Weih-

nachtsfeiertage kämpfte sich Gustav mit Berthas Hilfe durch den letzten zusammenhängenden Brief seines Lebens. Er war sinnigerweise an Adolf Hitler adressiert.

29. Dezember 1943

Mein Führer!

Durch Erlass vom 12. November 1943 haben Sie die Gründung des Kruppischen Familienunternehmens mit besonders geregelter Nachfolge gutgeheissen ... Sie haben hierdurch einen Wunsch zur Wahrheit gemacht, den meine Frau und ich seit Jahren gehegt haben, und uns dadurch eine grosse Sorge für die Zukunft der Kruppischen Werke vom Herzen genommen ... Diesem Grundgedanken Alfred Krupps folgend, wollten auch meine Frau und ich die weitere Erbfolge in der Weise festsetzen, dass stets nur ein Nachfolger unserer Familie das Fabrikvermögen erben sollte ...³¹

Anschliessend erging sich Gustav in seiner weitschweifigen Art in Betrachtungen über die Geschichte des deutschen Korporationsgesetzes, der deutschen Zivilgesetzgebung, und über die Verdienste der Dynastie bei den ruhmreichen Waffentaten von Sedan, der ersten Beschiessung von Paris, Lüttich, Jütland, Verdun, Tannenberg, dem Blitzkrieg von 1940, der Belagerung Sewastopols, und dem U-Boot-Krieg in zwei Weltkriegen. Es sei sein grösster Wunsch, sagte er, dass die Achse Berlin-Essen verstärkt werde, um zukünftigen Generationen von Deutschen zu garantieren, dass auch sie, wie ihre Vorfäter, die begeisternden Augenblicke deutscher Eroberungen geniessen könnten.

Durch Ihren Erlass, mein Führer, ist dieses Ziel nun erreicht. Meine Frau und ich, wie unsere ganze Familie, bleiben Ihnen lebenslang für diesen Beweis Ihres Vertrauens tief dankbar und werden alles, was in unseren Kräften steht, tun, um den jetzigen Inhaber des Familienunternehmens, unseren Sohn Alfred, zur Sicherung und möglichsten Mehrung der Leistungen der Kruppwerke im Kriege wie im Frieden in Ihrem Sinne und zum Segen unseres Volkes instand zu setzen.

Unser besonderer Dank gilt Ihnen aber auch, mein Führer, für die hohehrende Anerkennung, die Sie durch die Einleitung zu Ihrem Erlass 132 Jahren Kruppscher Arbeit haben zuteilwerden lassen, Kruppscher Arbeit, die von vielen Generationen treuer Gefolgsmänner geleistet und von vier Generationen der Familie Krupp gelenkt und geleitet wurde.

Ihre dankbaren

Bertha Krupp von Bohlen und Halbach
geb. Krupp

Gustav Krupp von Bohlen und Halbach³²

Die zweite Unterschrift war jetzt natürlich eine Fälschung. Denn von diesem Augenblick an stand neben den Eigentumsrechten auch der Name «Krupp» nur Alfred zu. Er hatte ein ungeheures Erbe angetreten, dessen 300'000 Aktien nicht einmal einen Bruchteil des wirklichen Wertes darstellten. Ihr Nominalwert von 500 Mark pro Stück war längst überholt, denn seit Hitlers Machtübernahme im Jahr 1933 hatte sich das Betriebsvermögen des Konzerns von 72'962'000 Mark auf 237'316'093 Mark erhöht.

Und diese Evaluation enthielt noch nicht einmal die beschlagnahmten Werte in den besetzten Gebieten. Trotz des Krieges war die Geschäftslage besser als je zuvor. Im Jahr 1943 erreichten die Umsätze der Firma ihren Höchststand und übertrafen sogar die Ziffern des Rekordjahrs 1939. Ausserdem hatte die Familie grosszügige Zuteilungen aus Hitlers Kriegsbeute in Frankreich erhalten. Alfried war der Fürst des grössten europäischen Industrie-Imperiums geworden. Abgesehen vom Führer, dem er seine Machtstellung verdankte, konnte niemand seine Position erschüttern. Er hatte sieben höchste Funktionen in Partei und Regierung inne, von denen jede ihm sofortigen Zugang zu Hitler verschafft hätte, selbst wenn sein Name nicht Krupp gewesen wäre³³.

Am Morgen des gleichen Tages, an dem seine Eltern ihren Dankesbrief an die Wolfsschanze abschickten, erliess der neue Alleininhaber seine erste Anordnung:

An die Betriebe, Büros und Zweigwerke.

Betrifft: Umwandlung der Aktiengesellschaft in die Einzelfirma Friedrich Krupp ... Gemäss Entscheid durch die Generalversammlung vom 15. Dezember 1943 wurde die Friedrich Krupp Aktiengesellschaft in die Einzelfirma Friedrich Krupp, mit Sitz in Essen, umgewandelt...

Der Inhaber des Familienunternehmens trägt die volle Verantwortung und leitet das ganze Unternehmen. Um ihn in seiner Aufgabe zu unterstützen, hat er eine als «Direktorium» bezeichnete Geschäftsführung ernannt...

Herr Alfried von Bohlen und Halbach wird von nun an den Namen Herr Alfried Krupp von Bohlen und Halbach tragen³⁴.

In Wirklichkeit, fügte er nebenbei hinzu, werde das Direktorium in seiner Zusammensetzung dem alten Vorstand entsprechen, «mit Ausnahme des zurückgetretenen Herrn Löser». Wie die meisten seiner Landsleute hielt Alfried viel von Amtsbezeichnungen und Titeln. Er bestellte sofort neue Stempel, neue Briefköpfe «und andere Vordrucke» und war glücklich, als er am 15. Dezember durch einen Erlass Adolf Hitlers auch die Parteifunktion seines Vaters als «Führer der Betriebe» antreten konnte. Aber dieses Sich-Klammern an Titel und Funktionen war ihm nur Mittel zum Zweck. Er hatte die absolute Herrschaft angetreten, und er wollte, dass eine Viertelmillion Kruppianer von dieser Tatsache Kenntnis nahmen. Die erste Anordnung war von Görens und Jansen in seinem Namen erlassen worden. Jetzt fand er es an der Zeit, selbst etwas zu tun. Am 11. Januar, kurz vor dem elften Jahrestag des Nazi-Regimes, verfasste er eine Verordnung, in der die Kompetenzen des Direktoriums abgesteckt und seine eigene Rolle in zwei klaren Sätzen zusammengefasst wurden, die ihn später in Nürnberg stark belasten sollten:

Der Inhaber des Familienunternehmens trägt die alleinige Verantwortung für die ganze Firma und ist deren Haupt... Alle wichtigen Angelegenheiten müssen mir sowie auch den Mitgliedern des Direktoriums zur Entscheidung vorgelegt werden³⁵.

Im Rückblick erscheinen alle seine Auseinandersetzungen mit Bormann, das Tauziehen mit Lammers und der Jubel über die Entscheidung des Führers sinnlos und müssig. Schliesslich hatte das Dritte Reich nur noch drei Jahre zu leben. Aber man darf

diese hervorstechendste Tatsache der Krupp-Geschichte nicht ausserhalb der damals gegebenen Situation sehen. Sie basiert auf einem einzigen Datum: dem 15. Dezember 1943. Sowohl Krupp-Veröffentlichungen als auch deutsche Schulbücher vermerken, dass Alfried an diesem Tag Alleineigentümer der Firma wurde. Die Bedeutung dieses Datums liegt in dem Umstand, dass an diesem – heute ein Vierteljahrhundert zurückliegenden – bitterkalten Mittwoch der Vorstand der Kruppwerke sich auf Befehl Hitlers selbst auflöste und vor dem neuen Herrn seinen Kotau machte. Es war der Tag, an dem die «Lex Krupp» in Kraft trat³⁶.

Die Folgen waren nicht vorauszusehen. Sogar die sozialdemokratische Opposition, die die Dynastie seit hundert Jahren bekämpft hat und weiss, dass viele von den Nationalsozialisten erlassene Gesetze noch immer in Kraft sind, hat dieses Gesetz übersehen. Aber bei einem Gespräch des Autors mit den Firmenanwälten – zwanzig Jahre, nachdem Alfried Alleineigentümer des Unternehmens geworden war – wurde ihm bestätigt, dass «die zwischen der Regierung und Krupp geschlossene Sondervereinbarung von 1943» die gesetzliche Grundlage für Alfried Krupps Alleinherrschaft über den Familienbesitz nach dem Krieg bildete. Sie waren auch überzeugt, dass die Lex Krupp mit ihren aussergewöhnlichen Steuervorteilen angewandt werden würde, wenn Alfrieds Sohn das Erbe übernehme³⁷. In einfachen Worten, ohne Fachausdrücke und Fussnoten: Alfried Krupp, der reichste und bekannteste Mensch im europäischen Gemeinsamen Markt der frühen sechziger Jahre, verdankte diese bis zu seinem Tod innegehabte Stellung einer Sonderverfügung Adolf Hitlers, dem Führer des Dritten Reiches. Der Wolf war längst tot, seine Wolfsschanze zerstört, aber ein Mitglied des alten Rudels hatte seine Beute behalten.

Hitler zog sich von der Wolfsschanze in die Berliner Reichskanzlei zurück, dieses riesige Bauwerk aus Marmor, Feldspat und rotem Stein mit seinen riesigen Türen und barocken Kandelabern, das er selbst entworfen hatte und das nach der Villa Hügel das scheusslichste Gebäude in ganz Deutschland war. Und tagtäglich wurde es unbewohnbarer. Alliierte Bomben zerschlugen es zu einem ausgebrannten Gerippe. Zwanzig Meter unter dem Garten der alten Reichskanzlei war jedoch inzwischen ein Bunkersystem entstanden, das von der Neuen Reichskanzlei über eine – durch den Anrichteraum des Butlers führende – Treppe zu erreichen war und aus zwölf Räumen bestand, von denen keiner grösser als eine Besenkammer war. Von hier aus führte eine Wendeltreppe in eine zweite, noch tiefer liegende Suite, den «Führerbunker» – «die Bühne», nach den Worten von H.R. Trevor-Roper, «wo sich der letzte Akt des NaziMelodramas abspielte³⁸».

Wie Hitler war auch Krupp gezwungen, sich unter die Erde zu verkriechen. Eine seiner ersten Handlungen als Herrscher des Familienimperiums war die Veröffentlichung einer Proklamation gewesen, in welcher er stolz «die glorreiche Geschichte der Kruppschen Waffenschmiede» hervorhob, «mit Stolz» seine Arbeiter als «aktive Anhänger der nationalsozialistischen Weltanschauung» bezeichnete, und «Rache an den Alliierten» versprach. Aber gleich seinem Führer verspürte er keine Neigung, sich selbst den Gefahren von Bombensplittern auszusetzen. Er berief ein Team ausgesuchter Bergleute und Ingenieure und beauftragte sie, unterhalb der Villa Hügel einen Bunker auszuheben. Zwischen dem 10. August 1942, als er mit dem ersten Entwurf zu der

Verfügung, durch die seine Herrschaft begründet werden sollte, nach Ostpreussen ge-
reist war, und ihrer Veröffentlichung im Reichsgesetzblatt über ein Jahr danach hatten
Lancaster-Bomber der Royal Air Force 6'926 Tonnen Bomben auf Essen abgeworfen.
Bertha und ihr Prinzgemahl verbrachten ihre Tage immer häufiger in Blühnbach. Aber
Alfrieds Platz war in Essen. Und natürlich hatte er keine Lust, deshalb zu sterben³⁹.

Sein Unterschlupf war unheimlich. Selbst heute kann einen beim Eintritt in diesen
Privatbunker das Gruseln ankommen. Nachdem man eine verborgene Tür in der Bib-
liothek geöffnet hat, steigt man eine steile Treppe hinab und durchquert das «China-
Zimmer», einen mit schwarzen und roten Lackfarben ausgemalten Raum, angefüllt mit
sentimentalen Andenken aus Gustavs Tagen in Peking. Von hier aus betritt man weiss-
gekachelte, labyrinthartige Katakomben, die ausgedehnten Keller des Hauses, in denen
sich auch das hellgrüne, mit wilhelminischen Marmorskulpturen geschmückte
Schwimmbecken befindet. Dann erreicht man das breite Stahltor mit der sachlichen
Aufschrift in gotischen Lettern: LUFTSCHUTZBUNKER: 50 PERSONEN. Heute ist
dieser Schutzraum wieder zugeschüttet, weil er die Fundamente des Gebäudes zum
Einsturz zu bringen drohte, aber vor fünfundzwanzig Jahren führte die Stahltür zu einer
Treppe, die aus 120 Stufen bestand. Alfried Krupp beleuchtete seinen Abstieg in diesen
Hades mit einer Kerze oder einer Taschenlampe. Unten angekommen sass er, ob allein
oder in Gesellschaft anderer, schweigend im Dunkeln, und nur das Glimmen seiner
Zigarette verriet seine Anwesenheit.

Sein Kettenrauchen war einer seiner Versuche, die ständige Nervenanspannung zu
lösen, der andere war das Skatspiel. (Auch Adolf Eichmann und Kaiser Wilhelm II.
waren leidenschaftliche Skatspieler. Sogar während der Schlacht von Verdun spielte
Seine Majestät in der Abgeschlossenheit von Schloss Pless. Er verlor fast immer. Al-
fried Krupp dagegen gewann meistens.) Im Übrigen war Krupps Selbstdisziplin be-
wundernswert. Jeden Morgen nach den nächtlichen Angriffen setzte er sich ans Steuer
seines BMW-Sportwagens und lenkte ihn umsichtig durch die Trümmer der letzten
Nacht. Während die Sekretärinnen in seinem Büro die Glassplitter vom Boden fegten
– und viermal die gerahmten Bilder von Hitler und Alfred Krupp reparierten, die Seite
an Seite über seinem Schreibtisch hingen – liess er sich vom Direktorium über die in
der letzten Nacht eingetretenen Bombenschäden an den Walzstrassen, über Wasserein-
brüche in Kohlenschächten und zerstörte Stromleitungen berichten. Sofort verfügte er
Reparaturmassnahmen, schickte Teams von hochqualifizierten Fachleuten zu den
Kraftwerken und den wichtigsten Produktionsanlagen, entsandte Spezialtrupps von
Kumpeln mit schwerem Pumpgerät in die überfluteten Stollen, teilte Arbeitskomman-
dos aus Fremdarbeitern und Kriegsgefangenen zu Wiederaufbauarbeiten ein und requi-
rierte erforderliche Ersatzteile von beschlagnahmten Werken in den besetzten Gebie-
ten.

Gegen 19.30 Uhr stand der BMW meistens wieder vor der Villa Hügel, und Alfried
bemühte sich, den umsichtigerweise angelegten Vorrat von Scotch-Whisky zu verklei-
nern. Während des Abendessens grübelte er meistens vor sich hin. Seine Gäste wussten
nie, was er dachte, und konnten sich nicht einmal in seine Stimmung hineindenken.
Und da es sich fast immer um Krupp-Angestellte handelte, blieb ihre Unterhaltung leise
und gedämpft, während sie das Kopfende des Tisches stets im Auge behielten.

Der häufigste Grund für die Schweigsamkeit ihres Chefs war sein besorgtes Horchen nach Motorengeräuschen feindlicher Bomber. Falls sie kamen, trafen sie zumeist zum Brandy ein. Kurz nach neun Uhr begannen die Sirenen zu heulen. Krupp sah stoisch auf seine Uhr. Auch die Bombenangriffe gehörten schliesslich zu seinem Aufgabenkreis. Und dann brüllten die 8,8-Kruppgeschütze rings um das Ruhrgebiet auf. Ihr Abschussknall war nicht zu verwechseln. Die Brandy-Gläser auf dem Tisch erzitterten. Die Luft war so dicht mit Stahlsplintern explodierender Granaten angefüllt, dass alliierte Piloten das Ruhrgebiet die «Flak-Allee» nannten.

Alfried, der die ersten Einsätze der 8,8 in Spanien miterlebt hatte, konnte genau abschätzen, wann der Bombenangriff seinen Höhepunkt erreicht hatte. Aus dem Geräusch der Flugzeugmotoren konnte er aus seiner Erfahrung heraus die Anzahl der angreifenden Flugzeuge, ihren Typ und ihre Flughöhe ziemlich genau angeben. Trotzdem wollte er sich gern durch Augenschein überzeugen. Er drückte seine Zigarette aus, stellte sein Brandyglas so ab, dass es, falls es umgeworfen werden sollte, keinen Fleck auf dem Tischtuch hinterliess, und führte dann seine Direktoren in den Park, wo er ruhig und fast unbeteiligt zum Himmel hinaufstarrte. Jedes Kind wusste, dass man jetzt eigentlich in Deckung gehen musste: Über der Stadt steckten die *Pathfinder* (schnelle, aus Sperrholz konstruierte, zweimotorige *Mosquitoes* der Royal Air Force) mit roten und grünen Zielmarkierungs-Leuchtbomben die Zielgebiete für die Bombenschützen der nachfolgenden Lancaster-Geschwader ab.

«Die Leuchtbomben waren konisch geformt», erinnert sich Dr. Friedrich Wilhelm Hardach, der während der letzten zwei Kriegsjahre auf dem Hügel wohnte, «und wenn man nicht an ihren Zweck dachte, sahen sie wunderschön aus. Wir nannten sie Weihnachtsbäume. Herr Alfried Krupp stand hochaufgerichtet und reglos da und starrte zu ihnen hinauf. Wir anderen waren immer ziemlich nervös. Wir wussten, dass genau zehn Minuten später die Bomber auftauchen würden, und das, was sie fallen liessen, war bei Weitem nicht so schön. Aber wir durften uns nicht vom Platz rühren, bevor er es tat. Und manchmal blieb er während des ganzen Angriffs unter der grossen Blutbuche stehen.» Meistens aber zog er sich in den Luftschutzkeller zurück. Dieser lag zwölf Meter unter dem eigentlichen Keller des Hauses und hatte einen zweiten Ausgang in einen abgelegenen Teil des Parks – einen Notausstieg für den Fall, dass das Haus getroffen wurde und seine Trümmer den Hauptausstieg blockierten.

Niemand kann bestreiten, dass Alfried ein Mann von aussergewöhnlichem persönlichen Mut war. Einmal verursachte eine fehlgeworfene Brandbombe ein Feuer in den über dem grossen Ballsaal gelegenen Dienstbotenquartieren. Ein vom Feuer eingekreister Diener im Nachthemd kletterte durch eine Bodenluke auf die Kuppel des Hauses, startete angstvoll umher und hastete dann die Eisenleiter hinab, die von Bredeneys Luftschutzwart am Haus angebracht worden war. Die Mitglieder des Direktoriums liefen nervös auf und ab, doch Krupp reagierte nur mit einem sardonischen Lächeln. Sobald die Lancasters abgeflogen waren, ging er ruhig zu seinem nicht zu Ende getrunkenen Brandy zurück und steckte sich eine neue Camel an, erinnert sich der *maitre* jener Tage. Und bestimmt lag er die Nächte über nicht schlaflos im Bett, wie es sein Grossvater getan hätte. Mit den Worten des *maitre*: «Herr Alfried schlief immer ganz ruhig, wie ein Kind⁴⁰.»

Obwohl er geschieden war und von den anderen Familienmitgliedern getrennt lebte, war er damals wahrscheinlich von mehr Menschen umgeben als in jedem anderen Lebensabschnitt (ausgenommen vielleicht seine Gefängnisjahre). Das hatte er der Royal Air Force zu verdanken. Die triumphalen Siege der ersten Kriegsjahre hatten die Krupp-Direktion zunächst zu der Überzeugung gebracht, dass Göring gegen alle Vermutungen doch recht gehabt habe und dass seine Luftwaffe jeden feindlichen Angriff Zurückschlagen könne. Jedenfalls wurden nur wenige Luftschutzbunker gebaut. Alfried konnte im letzten Augenblick noch seinen Schutzkeller anlegen, weil sein Name Krupp war. Niemand sonst standen zu dieser Zeit noch die dazu notwendigen Materialien und Arbeitskräfte zur Verfügung. Als Anfang 1943 die planmässigen schweren Angriffe auf Essen begannen, hatten die Kruppianer keine ausreichenden Schutzräume. Direktoren, die Verwandte auf dem Land hatten, schickten ihre Frauen und Kinder unter Missachtung eines Führerbefehls, der es allen Ruhrbewohnern verbot, das Gebiet zu verlassen, in Sicherheit. Hardach brachte seine Familie in ein Dorf im nördlichen Westfalen. Und nachdem Dr. Paul Hansens Haus durch einen Bombentreffer zerstört worden war, fand er für seine Frau ein neues Unterkommen etwa 200 Kilometer ausserhalb des Ruhrgebiets. Zweimal rettete ein anderer Krupp-Direktor sein Haus, das einen Block von der Altendorfer Strasse entfernt lag, vor der Zerstörung, indem er die gefallenen Brandbomben löschte. Aber dann ging es schliesslich doch verloren, und er brachte seine ganze Familie mit der Bahn aus der Stadt. Dr. Hermann Hobrecker schickte seine Frau und seine Kinder zu seinem Schwiegervater in Wiesbaden – wo sie völlig ausgebombt wurden, während Hobreckers Haus in Essen den Krieg schadlos überstand⁴¹.

Diese private Evakuierung war ein Privileg der Oberschicht. Für einen Arbeiter war es so gut wie unmöglich, eine Reisegenehmigung zu bekommen. Die Handwerker in den Werkswohnungen in der Schederhofstrasse, Schwanenkamp- und Segerothstrasse kletterten nach einem Angriff aus den Ruinen ihrer Häuser und lebten von da an im Keller. Diese Stadtteile zeigen heute noch die Spuren des Bombenkriegs. Aus den Krupp-Akten geht hervor, dass von den 32'013 Arbeiterhäusern, die die Firma bei Kriegsausbruch besass, 13'388 zerstört und 16'117 schwer beschädigt wurden. Essen war eine Mondlandschaft, aus der unzählige stehengebliebene Kamine aufragten. Und nur einige wenige einflussreiche Persönlichkeiten erhielten die Erlaubnis und das Material zum Ausbessern der Schäden. So erhielt der Inhaber des *Essener Hofes*, bei dem Albert Speer und Robert Ley häufig abstiegen, die Genehmigung, das Obergeschoss des Hotels mit Eisenbeton zu armieren, um weitere Bombenschäden zu verhindern. Trotzdem wurde die für ihn bestimmte Zementsendung so lange zurückgehalten, dass das Hotel noch dreimal Bombentreffer erhielt, bevor sie eintraf⁴².

Als Bertha erfuhr, dass viele der führenden Männer des Konzerns jetzt als Strohritter lebten, lud sie sie ein, in den Gästezimmern der Villa Hügel zu wohnen. Und als diese besetzt waren, stellte sie auch die ungenutzten Räume der Kinder zur Verfügung. Alfried dehnte die von Bertha eingeleitete Gastfreundschaft noch weiter aus. Das bedeutete kein Opfer, da weite Teile des Hauses nie benutzt wurden und da er seit seiner Scheidung von Anneliese seine Wohnung im «Kleinen Haus» aufgegeben hatte und ins

«Grosse Haus» zurückgekehrt war. Das «Kleine Haus» war also seit Jahren völlig unbewohnt und konnte ausgebombten oder alleinstehenden Firmenangehörigen zur Verfügung gestellt werden. Diese Männer waren seine Skatpartner und Gäste, seine Begleiter beim Betrachten der «Christbäume», die einen neuen britischen Bombenangriff ankündigten. Sie mussten bei ihm ausharren, beim Skat, beim schweigsamen Essen und im Bombenhagel. Für sie gab es kein Vorschieben von häuslichen Angelegenheiten, um sich zu drücken. Ausserdem gab ihm die Aufnahme seiner Direktoren in die Hausgemeinschaft Gelegenheit, mit ihnen nach dem Essen noch Geschäftliches zu besprechen. Und wenn ein Direktionsmitglied ein besonders schwieriges Problem hatte, konnte man beim Frühstück darüber weiterreden und auch noch während der gemeinsamen Fahrt ins Werk. Selbst wenn das ganze Hauptverwaltungsgebäude zerbombt werden sollte, konnte das Krupp-Imperium vom Hügel aus regiert werden.

Aber das Hauptverwaltungsgebäude wurde nicht zerstört. Seine Dauerhaftigkeit grenzte ans Wunderbare. Zu allen vier Seiten sanken die angrenzenden Gebäude in Trümmer, die Brücke, welche die Artillerie-Werkstatt mit dem Hauptgebäude verband, war auf die Strasse gestürzt, aber trotz klaffender Risse, von denen manche so breit waren, dass ein Mann hindurchschreiten konnte, blieben die russgeschwärzten Mauern stehen. Gustav war ein miserabler Bauherr gewesen, aber er hatte sehr solide Fundamente legen lassen. Das Gebäude ruhte auf einem riesigen Betonsockel, und solange dieser Sockel intakt blieb, konnte höchstens eine Atombombe das Gebäude zerstören. Selbstverständlich machte die RAF das Leben im Hauptverwaltungsgebäude überaus unangenehm. Fritz Tubbesing, ein Veteran von Koch und Kienzle, hatte die Aufgabe, es bewohnbar zu halten. Tubbesing war ein einfallsreicher Kruppianer. Die Schwierigkeiten der heimlichen Aufrüstung hatten ihn nicht erschüttert. Aber dieses alte Gemäuer, gab er später zu, hätte ihn fast besiegt.

Sowie die Lancaster-Bomber anfliegen, verliess Tubbesing Weib und Kind und sprintete zu dem fünf Kilometer entfernten Hauptverwaltungsgebäude, in der Hoffnung, es zu retten. «Und jedesmal», sagte er später, «fragte ich mich, ob ich meine Familie wohl wiederfinden würde, wenn ich zurückkam.» Seine Erzählung ist typisch für das Leben der Menschen, die in der zerbombten Stadt zurückblieben. Wieder und wieder erzitterte sein eigenes Haus unter den Einschlägen schwerer Bomben. Das ganze Jahr 1943 hindurch und während der ersten sechs Monate des Jahres 1944 reparierte er die Schäden mit Blechplatten. Er überliess einem ausgebombten Tischler der Kruppwerke ein mietfreies Zimmer gegen Mithilfe bei der Reparatur von Bombenschäden. Ein Bombentreffer liess das Dach einstürzen. Die beiden Männer reparierten es. Es wurde zum zweitenmal zerstört, und wieder setzten es die beiden Männer instand. Dann, bei dem grossen RAF-Angriff vom 23. bis 24. Oktober, als 4'522 Tonnen Bomben auf Essen abgeworfen wurden, brannten Dachstuhl und Decken aus und die Mauern stürzten ein. Die Tubbesings und der Tischler errichteten hastig eine Holzhütte. Als er am nächsten Morgen ins Werk kam, erfuhr Tubbesing, dass während der nächtlichen Angriffe acht Panzerplatten-Fabriken, sieben Maschinen-Hallen, sechs Schmelzöfen und mehrere Granaten-Drehereien, Panzerplatten- und Artillerie-Werkstätten zerstört worden waren. Verzweifelt klappten die Buchhalter der Firma ihre Aktendeckel zu und verzichteten von nun an darauf, Bombenschäden schriftlich festzuhalten⁴³.

Nach den Unterlagen des RAF-Marshalls Sir Arthur Travers «Bomber»-Harris wurden in diesem Monat von der britischen Luftwaffe doppelt so viele Bomben abgeworfen wie im Vormonat. Hauptzielgebiete des Bomber-Kommandos waren das Ruhrgebiet und das Rheinland, und Deutschlands Führung wurde verständlicherweise sehr nervös. 1914 hatte Deutschland die Marneschlacht verloren, mit der es seine Waffenschmiede schützen wollte. Jetzt hatte der Gegner mit seiner machtvollen Luftwaffe einen neuen Weg gefunden, sie zu bedrohen. Goebbels' Tagebuch enthüllt die Besorgnisse der Regierung. Am 13. März schrieb er:

Später am Abend erhielten wir die Nachricht von einem weiteren, aussergewöhnlich schweren Angriff auf Essen. Dieses Mal wurden die Kruppwerke schwer getroffen. Ich habe mit dem stellvertretenden Gauleiter Schiessmann telefoniert, der mir einen sehr niederschmetternden Bericht gab. Allein in den Kruppwerken sind fünfundzwanzig Grossbrände entstanden. Die Luftangriffe sind zurzeit unsere grösste Sorge ... Das kann einfach nicht so weitergehen. Der Führer hat Göring seine Meinung gesagt. Ohne jede Rücksicht. Es wird erwartet, dass Göring etwas Entscheidendes unternimmt.

Der Reichsmarschall unternahm nichts Entscheidendes – er konnte nicht. Eine Woche später notierte Goebbels:

Und wenn auch die Nachricht, dass Krupp bis zu 80 Prozent zerstört worden sei, wahnsinnig übertrieben ist, so müssen wir uns doch darauf gefasst machen, hier sehr ernste Ausfälle in Kauf zu nehmen.

Im Mai kommentierte er düster:

Die 320 Hektar grossen Kruppwerke sind zum fünfundfünfzigsten Mal bombardiert worden ... [Und am 28. Juli]: Der letzte Angriff auf Essen hat bei den Kruppwerken für vorläufig einen Produktionsausfall von 100 Prozent mit sich gebracht. Speer wiegt darüber sehr bedenklich und sorgenvoll den Kopf⁴⁴.

Hätte die RAF ihre Angriffe auf die Kruppschen Waffenfabriken beschränkt – Essen wurde nur von den Engländern angegriffen, die Amerikaner haben die Stadt nie bombardiert –, wäre ihre Kriegführung ohne jeden Makel geblieben. Aber selbst mit den besten Vorsätzen bleibt der Bombenabwurf eine unsichere Sache. Vor dem Nürnberger Tribunal beschrieb ein in Essen gefangengehaltener belgischer Kaplan die Wirkung der Angriffe auf Frauen und Kinder als «komplettes Chaos», und als ein Verteidiger Krupps bitter auf die letzte Phase des Kriegs hinwies, «während der Essen in ein Schlachtfeld und schliesslich in einen Trümmerhaufen verwandelt wurde», herrschte bei den Anklagevertretern betroffenes Schweigen. Goebbels' Augenzeugenberichte sind sehr aufschlussreich. Am 10. April 1943 traf er zu einer Besichtigung in Essen ein, und seine erste Reaktion war die eines nüchternen, sachlichen Nazis:

Wir kommen schon vor 7 Uhr in Essen an. Der stellvertretende Gauleiter Schiessmann holt uns mit einem grösseren Stab am Bahnhof ab, und schon auf dem Weg zum Hotel, den wir zu Fuss zurücklegen – in einem grossen Teil der Stadt Essen ist

das Fahren mit Autos überhaupt unmöglich können wir uns ein erstes Bild von den bei den letzten drei Luftangriffen angerichteten Schäden machen ... Die Baudezernenten der Kommunalbehörde haben ausgerechnet, dass man normalerweise etwa zwölf Jahre nötig hätte, um die bisher angerichteten Schäden zu beheben⁴⁵.

Er fragte sich, ob es Sinn habe, Alfried aufzufordern, die Gussstahlfabrik an einem anderen Ort wieder aufzubauen, und schloss: «Das wäre kaum sinnvoll. Denn sobald Essen aufgehört hat, eine Industriestadt zu sein, werden die Engländer sich auf die nächste Stadt stürzen, auf Bochum oder Dortmund oder Düsseldorf. Man muss jede Position so lange wie möglich halten.» All dies wurde kalt und unbeteiligt niedergeschrieben. Und doch gab es hinter der dämonischen Fassade des Propagandaministers Erinnerungen an die Orte seiner Kindheit, an das nahegelegene Industriestädtchen Rheydt, wo er als Sohn eines Vorarbeiters aufgewachsen war. Nachdem er dem alten und dem neuen Krupp seine Aufwartung gemacht hatte, suchte er die vertrauten Stätten auf. «Hier erst», schrieb er, «kann man sich ein umfassendes Bild über die angerichteten Schäden machen. Sie sind erschreckend. Das Herz krampft sich zusammen, wenn man die ehemals so schönen Strassen und Plätze im heutigen Zustand wiedersieht. Hier vor allem leide ich fast physisch unter diesem Anblick, weil mir die Stadt Essen ja aus meiner Jugendzeit aufs Beste bekannt ist und ich Vergleiche ziehen kann zwischen dem, was einmal war, und dem, was heute ist⁴⁶.» Er tat es, und er weinte darüber.

Goebbels vergoss keine Tränen über die zerstörten Fabriken, denn sogar er sah ein, dass sie legitime Kriegsziele waren. Ihn bedrückten die zerbombten Wohnstätten, die verwüsteten Parks, die zerfetzten Zivilisten, und wenn man auf dieses Thema zu sprechen kommt, berührt man eines der widersprüchlichsten Probleme des Krieges. Die wichtigsten Tatsachen sind bekannt, und die Anfänge muten fast trivial an: Am Schluss eines Memorandums an Alfried schrieb ein Angestellter der Firma, fast als Nachsatz: «Durch Feindeinwirkung wurde am 13. Januar 1943 das Altenessen-Lager teilweise zerstört. Die noch vorhandenen Kleidungsstücke konnten jedoch grösstenteils gerettet werden⁴⁷.» Damals waren die Angriffe noch fast bedeutungslos. Die schweren Bombardements begannen erst im Frühling. Ihr Ziel war, die deutsche Bevölkerung zu terrorisieren. In der Pressekonferenz nach dem ersten Angriff mit tausend Maschinen – auf Köln – behauptete das Bomber-Kommando, 250 Fabriken zerstört zu haben. Die Luftaufnahmen bewiesen jedoch, dass die Kölner Innenstadt das Ziel des Angriffs gewesen war. Zwischen 14'000 und 15'000 Menschen wurden hingeschlachtet. Die Briten machten Jagd auf Menschen, nicht auf Fabriken.

Das nächste Ziel eines Tausend-Maschinen-Angriffs war Essen. Als der Auftrag ausgeführt war, versprach Churchill den Abgeordneten des Unterhauses, dass Deutschland «einem Schrecken ausgesetzt werden wird, wie ihn in Dauer, Härte und Stärke noch kein anderes Land erlebt hat». In einem Brief an Stalin war der Premier genauso offen und etwas genauer: «Am Sonnabend haben wir 348 schwere Bomber nach Essen geschickt, die 900 Tonnen Bomben abwarfen, um die Schäden in den Kruppwerken zu

vergrössern, die wieder nachhaltig getroffen wurden, und um den südwestlichen Teil der Stadt in Trümmer zu legen, der bisher nur wenig gelitten hatte.» Kein Mensch hat seither Churchill seine Unkenntnis in Geographie vorgeworfen. Er hätte jedoch wissen müssen, dass die südwestlichen Vororte Essens – Fulerum, Haarzopf, Frohnhausen und Holsterhausen – reine Wohngegenden waren. Da er wusste, dass solche Mitteilungen den russischen Diktator erfreuen würden, setzte Churchill noch hinzu, dass ein zweiter Luftangriff die Wohnungen der Kruppianer der Germania-Werft dem Erdboden gleichgemacht habe. «In der letzten Nacht warfen 507 Flugzeuge, mit Ausnahme von 166 Maschinen alles schwere Bomber, 1'400 Tonnen Bomben auf Kiel⁴⁸.»

Aber Kiel war nur ein Nebenschauplatz. Nach Kriegsende gab Sir Arthur Harris zu, dass das Bomber-Kommando sich entschlossen hatte, seine Angriffe auf das Ruhrgebiet zu konzentrieren, «bis zur völligen Zerstörung von vier Ruhrstädten», und die Statistiken des *United States Strategic Bombing Survey* lassen keinen Zweifel daran, dass es sich dabei um die lebenswichtigen Zentren in diesem Gürtel mauerumschlossener Städte handelte, welcher die Ruhr seit dem Mittelalter zusammengehalten hatte. Und Essen war die Schnalle dieses Gürtels. Essen und Dortmund litten am meisten. In Bochum, Duisburg, Düsseldorf und Hamm waren die Zerstörungen weniger schwer. Bei den grossen Angriffen erlitten die Industrieanlagen den wenigsten Schaden. Die wirklichen Ziele waren Wohnhäuser und Läden. Das Abwurfmuster war zu klar erkennbar, um nicht beabsichtigt zu sein. Nach dem *Survey* wurden «24 Prozent – fast ein Viertel der gesamten, abgeworfenen Bombentonnage und beinahe doppelt so viel wie die gesamte auf alle Industrieanlagen abgeworfene Bombenmenge – bei Angriffen auf Grossstädte abgeworfen ... In ihrer Zerstörungswirkung übertrafen diese Angriffe alle anderen Angriffsformen⁴⁹.»

Natürlich waren die Briten provoziert worden. Beim Zusammenbruch Frankreichs war die Unterlegenheit der RAF – eine Folge des britischen *appeasement* – fast unerträglich gewesen. Wenn man von den kleinen «Ausflügen» am 10. Mai und 16. Juni 1940 (mit insgesamt 51 Bomben) absieht, hatte sich zu jener Zeit eine feindliche Luftwaffe für Krupp kaum bemerkbar gemacht. William L. Shirer, der in diesem Frühling an der Ruhr war, hatte sich über die Untätigkeit der RAF gewundert. Am 10. Mai schrieb er in sein Tagebuch, dass «der Nachtangriff der britischen Bomber kaum Schaden angerichtet hat». Später am gleichen Tag fügte er hinzu: Der RAF ist es «nicht gelungen, das Ruhrgebiet zu zerstören, sie hat nicht einmal die deutschen Flugplätze beschädigt». Diesem Versagen folgten die «Blitzangriffe» auf London. «Wer das Haus seiner Nachbarn ansteckt, darf sich nicht beklagen, wenn ihm Funken aufs Dach fliegen.» Das ist ein deutsches Sprichwort, aber das britische Bomber-Kommando machte es sich zu eigen. Die Nazis hatten diese unmenschliche Art der Kriegführung begonnen, nun sollten sie sie auch am eigenen Leib zu spüren bekommen⁵⁰.

Militärs sind jedoch Fachleute ihres Metiers, und wenn auch der Laie den Schrei nach Vergeltung verständlich findet, den Militärs ist er nicht würdevoll genug. Also entwickelten sie den Begriff der «höheren Strategie». Die Verfechter des strategischen Bombardements leben schon seit einem halben Jahrhundert unter uns, vom Argonner Wald bis Vietnam. Der Zweite Weltkrieg war ihr Goldenes Zeitalter. Für sie war ihre

Methode der einzige Weg zum Sieg. Sie klingt auch wirklich simpel: Wenn man das Kriegspotential einer Nation zerstört, muss sie um Frieden bitten. Das Dogma hat ausserdem noch einen Vorteil: Die eigenen Soldaten sind relativ geringen Gefahren ausgesetzt. Und wenn sie fallen, sterben sie einen schnellen, sauberen Tod. Das wichtigste jedoch ist, dass man die Wirkungen ihres Einsatzes erst zu Gesicht bekommt, wenn der Gegner sich ergeben hat. Ein Aufklärungsfoto ist unpersönlich, enthumanisiert. Der Massstab ist zu gross, um beispielsweise ein von Bomben zeretztes Kind erkennen zu können. Die Kriegführung wird so zu einer abstrakten Intelligenzaufgabe. Von dieser Warte aus betrachtet, stellt die Zerstörung der vierzig Kilometer östlich von Essen gelegenen Mohne- und Eder-Talsperren am 16. Mai 1943 ein bewundernswürdiges Unternehmen dar. Sechzehn Lancaster-Bomber unter Wing-Commander Guy Gibson bombardierten die Stirnseiten der Dämme und rissen Löcher von hundert Metern Durchmesser in die Betonmauern. 334 Millionen Tonnen Wasser strömten mit einem Schlag aus den Stauseen und überfluteten das Ruhrtal. Noch achtzig Kilometer entfernt waren die Wirkungen der Flutwelle zu spüren. Den ganzen Sommer über war das Eisenbahngleis am Fuss der Villa Hügel unterspült. Niemand wird je die genaue Zahl der Menschen kennen, die in dieser Nacht in den Fluten ertrunken sind. Die Frage ist auch nie gestellt worden. Vickers' Firmenchronist beschreibt das Unternehmen lediglich als «eine der brilliantesten Operationen in der Geschichte der Air Force⁵¹».

Verständlicherweise beeinflusste der Erfolg Wing-Commander Gibsons das Kriegspotential des Reichs, als die Flut ein paar Brücken fortriss und einige Fabriken überschwemmte. Aber das war nicht der Zweck von Sir Arthurs Luftangriff. Nach des Marschalls eigenen Worten wollte er die Wohngebiete der Ruhr zerstören, «mit dem Ziel, die Moral der Deutschen zu brechen». Der Analytiker des umfassenden *Survey* schrieb:

Man war der Ansicht, dass die Angriffe auf die Städte ein Mittel zur Zerstörung der Moral des deutschen Volkes seien. Man glaubte, dass, wenn die Moral der Industrie-Arbeiter untergraben werden könnte oder wenn die Arbeiter von den Fabriken für andere Zwecke, wie Sorge für ihre Familien oder Reparaturen an ihren Häusern, abgezogen würden ... die deutsche Kriegsproduktion darunter leiden würde⁵².

Das Versagen dieser Theorie war vollkommen. Harris versuchte es damit zu erklären, dass das Bomber-Kommando innerhalb kurzer Zeit den Punkt geringer werdender Ausbeute erreicht habe. «Wirksame zusätzliche Zerstörungen können in den bereits vernichteten Städten nur noch erzielt werden ... durch einen enormen Bombeneinsatz, vier- oder fünftausend Tonnen pro Angriff, und manchmal bis zu zehntausend Tonnen bei zwei dicht aufeinanderfolgenden Einsätzen.» Bei den Angriffen auf Essen wurde diese enorme Menge zweimal erreicht, und trotzdem musste Harris später zugeben: «Die Moral-Bombardierung eines so wohlorganisierten Polizeistaates wie Deutschland war vollkommen unwirksam.» Die Autoren des *Survey* – darunter George W. Ball, John Kenneth Galbraith und Paul H. Nitze – schlossen: «Die geistige Reaktion des deutschen Volkes auf Luftangriffe ist bemerkenswert. Unter der brutalen Naziherrschaft zeigte es überraschenden Widerstand gegen den Terror und die Härten der wiederholten Luftangriffe, gegen die Zerstörung seiner Heime und Habe und gegen die

einschränkenden Bedingungen, unter welchen es leben musste⁵³.» Die Deutschen zeigten nicht nur Widerstand, sondern auch Trotz. Jeden Morgen, wenn Alfried von der Villa Hügel zum Hauptverwaltungsgebäude fuhr, sah er an den stehengebliebenen Wänden zerbombter Häuser frisch gemalte Hakenkreuze und die verschlungenen Ringe des Krupp-Konzerns.

Der RAF-Stab war von der Legende der Gussstahlfabrik wie hypnotisiert. In London brachte man es fast nicht fertig, die Augen von diesem Objekt abzuwenden und Alfrieds Fabriken an anderen Orten unter die Lupe zu nehmen. Selbstverständlich blieb diese Waffenschmiede, die jährlich 20 Millionen Tonnen Granaten, 128-mm-Flakgeschütze, Haubitzen, Tankwannen und -türme sowie schwere Geschütze von 240 bis 380 mm Kaliber herstellte, das Herz des Konzerns. Dennoch war Essen ja nur die Hauptstadt des Krupp-Imperiums, das noch sehr viele lohnende Ziele bot. Zum Beispiel das Grusonwerk in Magdeburg, in dem Panzer, Geschütze, U-Boot-Teile, 105- und 88-mm-Geschütze hergestellt wurden. Jeden Monat lieferte es 18'800 75-mm-Granaten an die Wehrmacht. Lancaster-Bomber überflogen bei ihren Angriffen auf die Ruhr auch häufig Alfrieds Giesserei in Borbeck, Deutschlands modernste Munitionsfabrik. Unter den Dächern von Borbeck befanden sich 75'000 Tonnen modernster Werkzeugmaschinen, Berge unbezahlbarer Konstruktionszeichnungen und 60'000 Kruppianer, die wertvollen Schwedenstahl zu Tiger-Panzern verarbeiteten. Und schliesslich waren die Schmieden der riesigen Friedrich-Alfred-Hütte in Rheinhausen, auf der linken Rheinseite gegenüber von Duisburg gelegen, für die Kriegswirtschaft des Führers viel wichtiger als die Gussstahlfabrik, das Grusonwerk oder Borbeck. Der *Survey* stellt fest: «Rheinhausen ist das höchstentwickelte Stahlwerk des Krupp-Konzerns ... und es ist wichtiger als jede andere Fabrik im Essener Gebiet⁵⁴.»

Wären die Offiziere in der Londoner Kommandozentrale nüchterner an ihre Aufgabe herangegangen, so hätte sich diese Einstellung in der Anzahl und der Stärke britischer Luftangriffe niedergeschlagen. Das war jedoch nicht der Fall. Lancaster-Bomber warfen 1'465 Tonnen schlechtgezielter Bomben auf Magdeburg. «Die Zerstörungen», stellte der *Survey* fest, «... waren nur unwesentlich.» Von den RAF-Angriffen auf Borbeck, stellte der *Survey* fest, hatte anscheinend «nur einer» das Werk «betroffen». Am erstaunlichsten aber ist wohl, dass lediglich 76 Tonnen Bomben auf Rheinhausen geworfen wurden, dieses 600 Hektar grosse Areal von Kokereien, Schmelzöfen, Thomas-Convertern, Hochöfen und Walzstrassen. Tatsächlich gibt es «keinen Beweis dafür, dass auch nur eine Bombe der zuvor erwähnten 76 Tonnen, die auf Rheinhausen und Umgebung abgeworfen wurden, die Anlage getroffen hat». Die alte Gussstahlfabrik wurde währenddessen mit der mörderischen Menge von 16'152 Tonnen Bomben belegt – ohne Harris' letzten Angriff mitzurechnen, der so gewaltig war, dass sich niemand die Mühe machte, darüber Buch zu führen. Nach Kriegsende gab es eine Reihe von Entschuldigungen. Rheinhausen sei «überbombt» worden («*overbombed*», ein Vorläufer des «*overkill*»). Die Deutschen hätten die RAF an der Nase herumgeführt: «Die dem Angriff vorausgehende Aufklärung übersah anscheinend Rheinhausens Bedeutung als Produzent von Stahlblöcken», während «die Bedeutung von Krupp-Essen als Erzeuger von Stahl und schweren Waffen» überschätzt wurde.

Daraufhin protestierten alliierte Spione, dass man sie beleidige. Da nun die Siegesbeute auch das Recht zum Schreiben der Kriegsgeschichte einschliesst, einigten sich die Chronisten auf eine geniale Lösung: «Die Direktion des Krupp-Konzerns benutzte Krupp-Essen als Lockvogel für die schweren Luftangriffe von 1943 und 1944, da diese Werke ihre wichtigste Aufgabe, nämlich die Entwicklung von Waffen für diesen Krieg, lange vor Beginn der schweren Luftangriffe abgeschlossen hatten.» Die Gussstahlfabrik war tatsächlich zu einer Art Lockvogel geworden. Aber diese Illusion war in London geboren worden, nicht an der Ruhr. Harris und sein Stab waren auf Vergeltung aus, und sie haben sie bekommen⁵⁵.

Die «Sättigungsbombardierung» (*Saturation bombing*) versetzte der Firma zumindest einen schweren Schlag, sollte man annehmen. Und natürlich waren ihre Folgen spürbar. Ein einziger Angriff zerstörte 25 Werkshallen des Krupp-Konzerns, der nächste 37 Hallen. Das war jedoch nicht auf das Können der Bombenschützen zurückzuführen. Bei der gewaltigen Ausdehnung der Werke war es fast unmöglich, nicht zu treffen. Krupp besass in Essen fast sechs Millionen Quadratmeter Fabrikgelände – ein Gebiet siebenmal so gross wie der Stadtkern von Essen und bei Kriegsende waren dreissig Prozent davon zerstört. Der Luftangriff vom 23. bis 24. Oktober 1944 zerstörte die Stromversorgung, der letzte Angriff am 11. März 1945 paralyisierte die Gussstahlfabrik endgültig. Nach den Unterlagen der Werksleitung ging die Produktion nach jedem schweren Angriff kurzfristig zurück, und nicht etwa, weil alle Kruppianer drohend die Fäuste gen Himmel reckten. 1944 stieg die Abwesenheitsrate um 33 Prozent.

Inzwischen waren die 3'189'000 Menschen des inneren Ruhrgebiets, von denen 2'300'000 in den sechs grössten Städten lebten, in einem Hexenkessel gefangen. Wenn sie schon nicht wegkonnten, konnten sie doch zumindest Aufruhr stiften. Und einige von ihnen taten das auch. Nach britischen Statistiken (die angezweifelt werden) sank die Steinkohlenförderung von 32,1 Millionen Tonnen auf 17,8 Millionen Tonnen, die Rohstahlerzeugung von 3,4 Millionen auf 1,5 Millionen Tonnen⁵⁶.

Wenn das zutreffen sollte, wären die Vorwürfe gegen das Bomber-Kommando wenigstens teilweise entkräftet. Aber Zahlen sind manipulierbar, man kann mit ihnen machen, was man will. Die Statistiken über zerstörte Fabrikationsanlagen stellen auch nicht das immense Reparaturpotential Krupps in Rechnung. Ständig wurde wiederaufgebaut. Die Gussstahlfabrik war angeschlagen, sagt der *Survey*, «es wurde ihr jedoch als Rüstungsziel eine grössere Bedeutung zugemessen, als ihr zukam». Ein Bombentreffer musste eine Fabrik nicht gleich lahmlegen, selbst wenn der Bombenschütze einen Volltreffer erzielt hatte. «Viele der alten Ziegelbauten wurden vollständig zerstört, aber die modernen Stahlgerüstkonstruktionen erlitten meist nur geringfügige Dachschäden⁵⁷.»

Den schwersten Schlag erlitt der Stolz des Bomber-Kommandos von jenen alliierten Abwehroffizieren, die später die Produktionsziffern der Ruhrindustrie während des Krieges sicherstellten. Die einzige Wirkung, welche die Wortführer des Bomberkommandos nicht erwartet hatten und an deren Zustandekommen sie noch heute herumrätselfelt, war die Produktions-*Zunahme* während der schweren Angriffe. Der «spürbare

Rückgang», den Goebbels befürchtet hatte, ist niemals eingetreten. Nach Kriegsende erklärte Willi Schlieker – nach Speer und Karl Otto Saur der dritte Mann im Ministerium für Rüstung und Kriegsproduktion –, dass «mit der Verstärkung der Bombenangriffe auch die deutsche Industrieproduktion zunahm. Dieser Anstieg dauerte bis kurz vor Kriegsende an, bis Deutschland von innen her zusammenbrach». Schlieker erinnerte sich, dass Hitler zu Speer gesagt hatte: «Geben Sie mir 600 Panzer pro Monat, und wir werden alle Feinde der Welt ausradieren.» Der Generalstab, sagte Schlieker, schloss sich dem Führerwort an:

Sechshundert Panzer pro Monat wurde zur magischen Ziffer. Ende 1943 produzierte Deutschland 1'000 Panzer pro Monat... Im November 1944, als die Alliierten bereits auf deutschem Boden standen, produzierte Deutschland 1'800 Panzer monatlich ... Die Produktionsziffern stiegen steil an ... Mitte 1944 hatte die Flugzeugproduktion einen Gipfel von 3'750 Maschinen pro Monat erreicht⁵⁸.

Trotz des von britischen Statistiken behaupteten Produktionsrückgangs in der Erzeugung von Kriegsmaterial (der, falls zutreffend, natürlich sehr spürbar geworden wäre, wenn der Krieg noch länger gedauert hätte), brach die Ruhrindustrie alle früheren Rekorde – trotz der *Pathfinder*, die vor dem bestirnten Himmel hin und her flitzten, und trotz der schweren Bomben, die auf die Städte niederregneten. 1944 lieferten die Schlotbarone dreimal soviel Panzerstahl wie 1943, verdreifachten die Produktion des neuen Jagdbombers der Luftwaffe und verachteten den Ausstoss an Nachtjägern. Die Produktionsziffern von 1944 übertrafen nicht nur die von 1942, auf vielen Gebieten wies auch das letzte Quartal des Jahres 1944 eine Steigerung gegenüber dem ersten Quartal auf. Feldmarschall Walther Model hätte das Ruhrgebiet noch lange verteidigen können, wenn das Transportsystem nicht zusammengebrochen wäre. Seine Versorgungslinien hatten sich aufgelöst, weil die Eisenbahnstrecken zerschlagen worden waren. Schlieker erklärte amerikanischen Bomberexperten, dass der schliessliche Zusammenbruch des Ruhrgebiets «nicht durch die Bombardierung von Fabriken, Hochöfen und Kohlenminen erfolgte, sondern weil seine Bahnhöfe von aufgerissenen Gleisen und ausgebrannten Lokomotiven so verstopft waren, dass man die 30'000 Tonnen Fertigprodukte, die täglich im Ruhrgebiet produziert wurden, nicht mehr abtransportieren konnte. Die Ruhr erstickte schliesslich im Januar und Februar 1945 an ihrer eigenen Produktion, sie brach nicht im Feuer zusammen⁵⁹.»

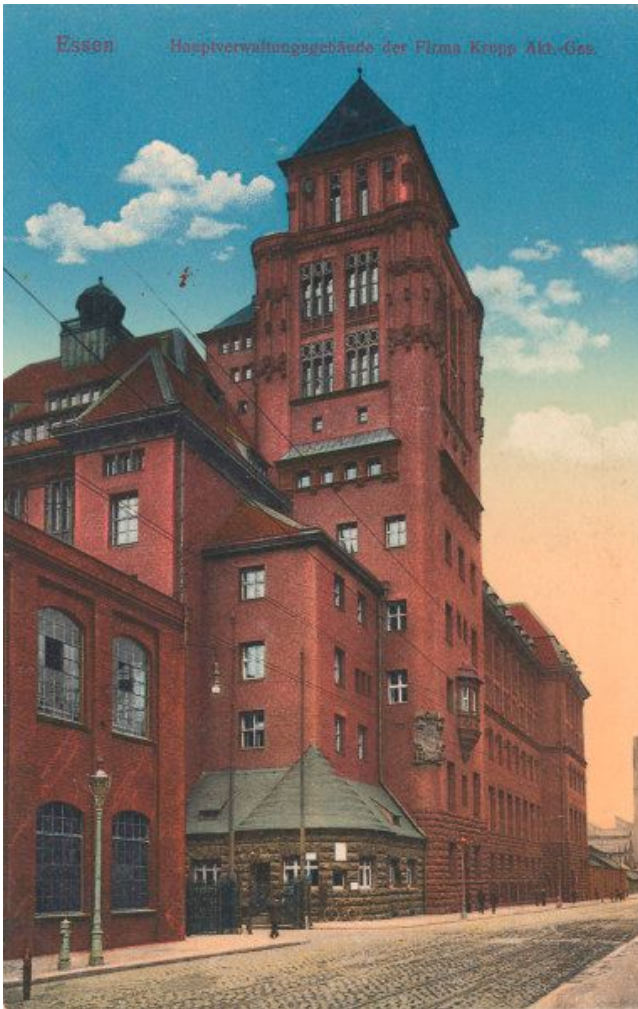
Bei der Beurteilung der Wirksamkeit der von Sir Arthur Harris zur «Dritten Front» hochgelobten Bomberstrategie darf man jedoch nicht die moralische Seite ausser Acht lassen, die Bombardierung von Frauen und Kindern (und Kriegsgefangenen- und Konzentrationslagern), die für einige englische Kritiker mit feinerem Gewissen am schwersten zu ertragen ist. Der heftigste dieser Kritiker, Generalmajor J.F.C. Fuller, nannte die Bombenoffensive ein «Massaker der Zivilbevölkerung». Chester Wilmot schrieb, dass «in Städten wie Köln und Essen nichts Brennbares mehr übriggeblieben war. Die Sprengbomben, die so schwere Schäden angerichtet hatten, als die Gebäude noch standen, ... hatten kaum noch eine andere Wirkung, als die Trümmer ein bisschen durcheinanderzubringen.» Und B.H. Liddell Hart verglich die «höhere Strategie» mit den

Methoden der Mongolen des 13. Jahrhunderts. Der beleidigte RAF-Marshall erwiderte, dass es «in jeder normalen Kriegführung der Vergangenheit und sogar der nicht allzu entfernten Vergangenheit allgemein üblich war, Städte zu belagern und dass, wenn diese auf die formelle Aufforderung hin die Übergabe verweigerten, alles Leben in ihnen zum Schluss über die Klinge springen musste». General Fuller erwiderte kühl, dass Sir Arthurs Geschichtskenntnisse genau so mangelhaft seien wie seine Bombardierungen. Als im Dreissigjährigen Krieg bei der Belagerung Magdeburgs 30'000 Menschen hingeschlachtet worden seien, weil sie Tillys Kapitulationsaufforderung nicht befolgt hätten, habe die gesamte Christenheit dagegen Protest erhoben, und als britische Truppen nach der Erstürmung von Badajoz «furchtbare Ausschreitungen» begangen hätten, habe Wellington sie dafür getadelt und sie nicht etwa entschuldigt. Während des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts seien viele Städte erstürmt worden, doch seien Ausschreitungen dabei Ausnahmen geblieben und nicht die Regel. England, behauptete Fuller, werde heute von seinem eigenen Gewissen schuldig gesprochen⁶⁰.

Aber das waren Fragen, über die nur ehrenhafte Männer entscheiden durften. Die Nazis hatten das Recht verwirkt, über andere zu Gericht zu sitzen. Wie Hannah Arendt jedoch zwanzig Jahre später bemerkte, «war die Flächenbombardierung deutscher Städte immer noch die Generalentschuldigung für den Mord an Zivilisten», unter Missachtung der Tatsache, dass die Vernichtungslager der Nazis schon viel früher bestanden hatten⁶¹. Alfried machte nicht den Versuch, für seine Taten Entschuldigungen zu finden. Als Besiegter blieb er ebenso sachlich wie in den Stunden seines Triumphs. Es war unmöglich, seine Ruhe zu erschüttern. In der Villa Hügel, die zum grössten Teil unbeschädigt geblieben war, war die irre Routine von Jahr zu Jahr weitergegangen, getragen von der verzweifelten Hoffnung, dass der Führer doch wissen musste, was er tat. Die Direktoren, die in den Gästezimmern und im «Kleinen Haus» wohnten, konnten sich die Niederlage Deutschlands nicht vorstellen und suggerierten sich deshalb täglich aufs Neue die Überzeugung ein, dass sich Deutschlands Kriegsglück von einem Tag zum anderen wenden müsse.

Es war wie ein Stück von Brecht. An einem Dezembertag erschien eine Staffel Lancaster-Bomber unter Ausnutzung der frühen Dämmerung schon zur Cocktailstunde. Alfried weigerte sich, hinauszugehen und das Schauspiel zu beobachten. Anscheinend langweilten ihn die «Christbäume» am Himmel allmählich, und ausserdem war es kalt draussen. Die Suppe wurde verspätet serviert, und Alfried war darüber verärgert. Und dann geschah das Unglaubliche: Der *maitre* servierte Mosel zum Braten! Alfried betrachtete schweigend den hellen Wein in seinem Glas und fragte, was mit dem Rotwein geschehen sei. Der *maitre* erklärte, dass eine Bombe ein Feuer in den Zimmern der Dienerschaft verursacht habe. Krupp runzelte ärgerlich die Brauen. Was hat denn das Feuer mit dem Rotwein zu tun? wollte er wissen. Der *maitre* blickte verlegen zu Boden und stammelte, dass die Bombe auch das Hauptrohr der Wasserleitung zerstört habe. Das Schloss sei ohne Wasser. Der Gesichtsausdruck des Schlossherrn blieb finster. Und wie, verlangte er zu wissen, habe man ohne Wasser das Feuer gelöscht? «Mit dem Châteauneuf-du-Pape», stammelte der verstörte *maitre* kaum hörbar. Alfried starrte ihn ungläubig an und murmelte: «Nicht möglich! Extraordinär! Das ist aber wirklich zu viel!» Er spielte mit einer Gabel aus solidem Gold, spielte mit ei-

nem Löffel aus solidem Gold – und nahm dann mit ernstem Gesicht einen Schluck von dem weissen Wein. «Ganz gut, gar nicht schlecht», sagte er ruhig. Das Abendessen verlief ohne weitere Zwischenfälle, und anschliessend wurde Skat gespielt, wobei Al-fried ohne grosse Anstrengung gewann⁶².



Kapitel 19

Wer sind denn eigentlich all diese Leute?

Seinen Nazi-Verpflichtungen entronnen, hatte sich Gustav von Bohlen nach Österreich verkrochen; er und Bertha waren im Frühjahr 1944 in die winterliche Stille von Blühnbach gezogen. Am letzten Abend, bevor sie die Ruhr verliessen, assen sie mit dem Nachfolger in der Essener Villa zu Abend. Der alte Mann wurde wie immer von der Schar seiner Diener umsorgt. Zu jener Zeit wurden die Mahlzeiten für alle Beteiligten zu einer Plage, denn Gustav war völlig unberechenbar geworden. Unter anderem litt er unter Halluzinationen; einer der Diener erinnert sich, wie der alte Herr Bertha und Alfred durch einen beunruhigenden Auftritt erschreckte. Er ergriff seine Serviette und stand mühsam auf. Mit gichtig verkrümmtem Finger deutete er in den düsteren langen Raum und flüsterte:

«Wer sind denn eigentlich all diese Leute¹?»

Bertha versicherte ihm, dass niemand da sei, und er sank zurück. Er mag jedoch mehr wahrgenommen haben, als sie dachte. Natürlich waren die Nischen unter den Wandgemälden von Onkel Felix leer. Aber während die Krupp-gewaltigen ihre Familien in die relative Sicherheit auf dem Lande verfrachteten, waren Zehntausende von Fremden angekommen, und so hatte sich die Bevölkerung der Stadt auffallend verändert. Tilo hatte beobachtet, wie die Fremdlinge die Rinde von den Bäumen nagten, und es ist durchaus möglich, dass auch Gustav bei einer seiner Expeditionen nach draussen die Veränderung bemerkt hatte².

Wer im Besitz seiner geistigen Kräfte war, konnte die Entwicklung in Essen nicht übersehen. Die Neuankömmlinge sahen weder so aus wie die Kruppianer und die «Stammarbeiter» – das Geschlecht altgedienter Facharbeiter der anderen Firmen an der Ruhr –, noch kleideten sie sich so oder sprachen wie sie. Angeführt wurden die Ausländer von bewaffneten Mannschaften der SS-Totenkopfverbände in ihren schwarzen Hemden oder von Alfreds Werkspolizei in ihren fischen blauen Uniformen mit den Hackenkreuzarmbinden und den flotten Krupp-Schirmmützen. Die Ausländer wurden aus ihren stacheldrahtumzäunten Lagern durch die Strassen der Stadt zu den Fabriken geführt, wo sie Fronarbeit leisteten. Ihr ausgemergeltes Aussehen und ihre jämmerliche Haltung beschworen Erinnerungen an Alfreds des Grossen abenteuerliche Pläne zur Bestrafung der SPD.

Wer waren denn eigentlich all diese Leute? Mit einem Wort: Diese Leute waren Sklaven. Um diesen Ausdruck zu vermeiden, nahm Krupp in Berichten der Nachkriegszeit und gewissen zeitgenössischen Dokumenten seine Zuflucht zu sorgfältig gewählten Bezeichnungen. Männer, die einst unter anderen Flaggen Waffen getragen hatten, waren «Kriegsgefangene», selbst wenn sie jetzt an die Werkbänke gekettet waren. Arbeiter aus dem Ausland wurden einfach zu «Fremdarbeitern» – eine milde, unpersönliche Bezeichnung, die nichts von Nötigung andeutete. Diese «Sachlichkeit» fand sogar in den Dokumenten der Konzentrationslager ihren Niederschlag. Der Para-

graph 14 des Krupp-Auschwitz-Abkommens enthielt zum Beispiel den lapidaren Vermerk, dass die SS sich zur «Gestellung von geeigneten Arbeitskräften aus der Menge der Lagerinsassen» verpflichtete³.

Im Gespräch mit den neuangekommenen ausländischen Arbeitern sagten die Anwerber, wenn sie Essen beschreiben wollten: «Hier wohnt die Stille des Herzens.» Ein grausamer Witz, wenn auch anfangs ohne Absicht. In den ersten Monaten des Krieges gab es keine Beweise von Kruppschem Sadismus; die patriarchalische Führungspolitik war noch unversehrt. Ein Zeuge beschrieb Fritz von Bülow zu dieser Zeit als «einen sehr gefälligen, charmanten Mann, einen Mann der Mässigung, einen versöhnlichen Menschen⁴». Fremdarbeiter waren immer noch eine Kuriosität. Es gab keinen Grund, sie zu misshandeln, und da es noch genügend von allem gab, wurden die ersten Ankömmlinge mit einer um Nachsicht bittenden Gastlichkeit behandelt – der Krieg habe diese Entwurzelung nötig gemacht, wurde ihnen bedeutet, aber Krupp werde dafür sorgen, das Ganze so schmerzlos wie möglich zu gestalten.

Einer von ihnen war ein 48jähriger Tscheche, ein Bauingenieur, der im Ersten Weltkrieg Kampfflieger gewesen war und später vor dem Nürnberger Militär-Tribunal auftrat. Am 3. Juni 1939, elf Wochen nach der Besetzung Prags durch die Nazis, hatte Constantin Sossin-Arbatoff, als einer von 150 Mann, den Befehl erhalten, am folgenden Nachmittag um vier Uhr auf dem Hauptbahnhof zu erscheinen. Die 150 Männer erwarteten das Schlimmste. Stattdessen wurden sie von zwei Kruppfunktionären herzlich begrüsst, man führte sie zu fünf neuen Schlafwagen und «gab jedem von uns ein grosses Paket mit belegten Weissbrötchen, Würstchen und verschiedenen anderen Nahrungsmitteln». Am nächsten Morgen um neun Uhr kam der Zug im Ruhrgebiet an, wo «uns in Essen mehrere Stellvertreter von Krupp willkommen hiessen und uns mit dem Gepäck halfen». Die Neuankömmlinge wurden aufgefordert, die Busse zu besteigen. Das Gepäck, für das Scheine ausgegeben worden waren, wurde gesondert transportiert⁵.

Dazu Sossin-Arbatoff: «Auch die Busse waren schön und völlig neu, und wir waren über diese Behandlung sehr überrascht.» Nach einer zweistündigen Fahrt durch die Stadt stiegen sie bei der Koppenhöhe, einem Krupp-Kasino, aus, wo ihnen von den Obern ein Essen mit drei Gängen serviert wurde. Dazu gab es Zigaretten, Bier, soviel sie trinken konnten, und Postkarten, um nach Hause zu schreiben. Am späten Nachmittag wurden sie in einem grossen Gebäude an der Bottroper Strasse einquartiert. Es gab Badezimmer, es gab frische Bettwäsche – es gab sogar deutsche Dienstmädchen. Zwei Tage später fingen die Tschechen im «Apparatebau I» zu arbeiten an. Sossin-Arbatoff arbeitete als Schlosser und bekam 94 Pfennig Stundenlohn. Es war nicht wie das Leben in Prag, aber es war auch nicht Sklaverei⁶.

Fast zweieinhalb Jahre lang blieben ausländische Arbeiter eine Seltenheit, und noch im Januar 1942 erschienen auf den Lohnlisten der Gusstahlfabrik relativ wenig Russen und Polen unter den ausländischen Dienstverpflichteten. Schon im Sommer 1942 jedoch waren fast 7'000 Slawen mehr eingetragen, und Krupp hatte noch 9'000 mehr angefordert. Ihre Rassenzugehörigkeit war für sie verhängnisvoll. Seit einem Jahrzehnt hatte der Führer gepredigt, die Völker aus dem Osten seien «Untermenschen».

Nun verkündeten Schilder an den Aussenmauern der Krupp-Werkstätten: «Slawen sind Sklaven.» Das bösartige Wort ging von Mund zu Mund, und damit kam ein neuer Jargon auf, der sich mehr und mehr in den Werksmitteilungen auswirkte. Es erschienen Ausdrücke wie «Sklavenarbeiter», «Sklavengeschäft», «Sklaverei», «Sklavenmarkt», und «Sklavenhalter» (Alfried). Als dann die Züge Adolf Eichmanns zu rollen begannen, breitete sich dieser Jargon weiter aus. Fließbänder würden durch «Judenmaterial» verlängert, wurde Alfrieds Untergebenen verkündet. Anstatt des im Deutschen üblichen Wortes «essen» benutzte man das bei der Viehfütterung angebrachte Wort «fresen» auch für die Sklaven. Wenn sie bei der Ankunft in den Bahnhöfen aus ihren Güterwagen sprangen, war oft das erste Wort, das sie hörten: «Keine Arbeit, kein Fresen.» Der erste Fall von körperlicher Misshandlung, von dem man weiss, ereignete sich am Hauptbahnhof. Bei den Opfern handelte es sich bezeichnenderweise um Menschen aus dem Osten. Dazu Adam Schmidt, ein Eisenbahnarbeiter: «Mitte 1941 kamen die ersten Arbeiter aus Polen, Galizien und aus der polnischen Ukraine. Sie kamen in überfüllten Güterwagen. Die Aufseher trieben die Arbeiter aus dem Zug und schlugen und traten sie ... Mit eigenen Augen konnte ich sehen, dass auch Kranke, die kaum gehen konnten, zur Arbeit herangezogen wurden⁷.»

Zu dieser Zeit gab es längst nicht mehr Mahlzeiten mit drei Gängen und keine makellose Bettwäsche, keine arischen Mädchen mit frischen Gesichtern. Anfangs war die Veränderung deutlich der ideologischen Unterscheidung zuzuschreiben. Jede ethnologische, rassische und nationale Gruppe hatte ihren Platz im Schema der Nazis. An die Neuankömmlinge wurden Holzschuhe verteilt und Decken mit dem Kruppzeichen, den drei ineinandergreifenden Ringen, sowie die Gefangenenuniformen des Werkes – blau mit einem breiten, gelben Streifen –, dann wurden die Arbeiter von der Oberlagerführung dem «Werkschutz», der «Werkschar» oder dem «erweiterten Werkschutz» übergeben. Alsbald begann die Aufteilung. Die Juden, die im ideologischen Schema der Nazis auf der untersten Stufe standen, trugen gelbe Stoffetiketten, und wann immer es praktisch erschien, wurden die Köpfe der jüdischen Mädchen zu grotesken Mustern geschoren. Das war jedoch nicht immer möglich, da es einem anderen Rassenhassprinzip widersprach. Das Berühren hebräischer Köpfe durch die Krupp-Barbiere wurde als Zumutung für die Volksgenossen erachtet und verboten. Daher die Regel: Sind keine ausländischen Friseure verfügbar, gibt es auch keine exzentrischen Haarschnitte.

Russische Sklaven trugen die weissen Buchstaben SR für Sowjetrussland auf dem Rücken. Polen waren mit einem grossen P bemalt. Andere Ostarbeiter trugen blaue Rechtecke mit der Aufschrift OST auf der rechten Brustseite. Gefangene aus anderen Ländern erhielten weisse, blaue, rote oder grün-weise Armbinden*.

Namen waren untersagt, man unterschied die Einzelnen durch Nummern, die mit weissem Faden auf die Anzüge aufgesteppt waren. Die Entmenschlichung war vollkommen. Hier war die jahrhundertalte Tradition der Dynastie, jeden Arbeiter in den

* Dabei gab es Abweichungen. Gefangene, die direkt der SS unterstellt waren, trugen bis zum Sommer 1944 an den Ärmeln ein O (für Ostarbeiter), bis Himmler aus unbekanntem Grund anordnete, das Abzeichen durch ein der Sonnenblume ähnliches Zeichen zu ersetzen.

Werkstätten als Mitglied der Familie zu betrachten, frontal mit dem nationalsozialistischen Dogma zusammengestossen. Das Dogma hatte gesiegt, teils auch deshalb, weil ein solches Dogma schon im Vermächtnis Alfreds des Grossen angelegt war. Nach den Worten eines der Beobachter gab es in Essen «etwas, was sich mit den Nazi-Ideen zusammenschloss und das Dritte Reich mit dessen Lebenskraft erzeugte ... Die Tradition des Krupp-Konzerns und die sozialpolitische Anschauung, die er vertrat, passten genau zum moralischen Klima des Dritten Reiches.»

Die Aufteilung der Zwangsarbeiter in rassische Untergruppen war den Parteideologen sehr genehm; für Aussenseiter war das Verfahren jedoch zu kompliziert, sie konnten die Feinheiten nicht unterscheiden. Tatsächlich wussten viele der Krupp- und SS-Wachen in Alfreds 138 Lagern nicht, ob sie arbeitsverpflichtete Juden, Ukrainer und Polen bewachten oder französische, holländische oder belgische Arbeiter, die als Freiwillige an die Ruhr gekommen waren und nun durch eine zwangsweise Verlängerung ihrer Kontrakte hinter Stacheldraht sassen. Für die Handwerker von Essen sahen die Armbinden einander ziemlich ähnlich. Nachdem die anfängliche Neugierde vorbei war, verloren die Kruppianer, die wie die Vorarbeiter mit der Überwachung der Sklaven beauftragt waren, einfach das Interesse. Die Hauptsache war, man kam mit der Arbeit voran. Ablenkungen wurden mit einem Achselzucken erledigt, oder – falls ein ernsthaftes Hindernis auftrat – mit einem Fusstritt aus dem Weg geräumt.

Bis zum Jahr 1943 hatte das hilfsbereite Begrüssungskomitee, das vier Jahre zuvor Constantin Sossin-Arbatoff willkommen geheissen hatte, alle Gedanken an eine persönliche und gleichmässige Behandlung der Fremdarbeiter aufgegeben. Bloss Zahlen hatten gesiegt. Wenn die endlosen Züge mit den rostroten Kastenwagen in den Hauptbahnhof einfuhren, sah sich die Oberlagerführung einer gewaltigen Menschenmenge gegenüber. So viele Fremde! Ihr Deutsch war miserabel, und alle schienen einen fauligen, unbeschreiblich widerlichen Geruch auszuströmen. In der Gefangenschaft hatte ihre Haut eine sonderbar perlgraue Farbe angenommen, ihre bleichen Gesichter sahen überanstrengt aus, sie standen mit gesenkten Köpfen herum wie Lasttiere, die auf den Treiber warten. Und sie wurden wirklich getrieben. Die Erbitterung ihrer Gastgeber hatte dem Zorn Platz gemacht, vom Hauptverwaltungsgebäude kam der Befehl: «Fahrt mal dazwischen!» Fäuste wurden gebraucht, dann Stiefel und endlich Knüppel und Ruten aus Kruppstahl. Wie ein denkwürdiger Briefwechsel bezeugt, litt die uniformierte Begleitmannschaft unter einem ständigen Mangel an Knüppeln:

Fried. Krupp, Essen
An: Herr von Bülow

Martinwerke, 7
21. IX. 1944

Für unsere Einsatztruppe benötigen wir noch dringend zehn Lederstäbe oder sonstige Schlagwaffen. Wie wir erfahren, haben Sie derartige Gegenstände noch vorrätig und bitten, dem Boten die angeforderten zehn Stück mitzugeben.

Linder

Zur Unterredung mit H. Wilshaus:
Haben wir noch Schlagwaffen?

von Bülow

An: Herr von Bülow

25. September

Die zehn Lederstäbe oder Stahlrossen kann ich abgeben.

Wilshaus⁸

Nach einer gewissen Zeit – es variierte von einem Individuum zum anderen – hörten die meisten Deutschen auf, die ausländischen Sklaven als menschliche Wesen zu betrachten. Krupps Nachkriegschronist schreibt, dass «die trostlosen Züge der Fremdarbeiter aus Ost und West weiterhin auffallend blieben», dem durchschnittlichen Essener aber scheinen die importierten Arbeiter nicht nur nicht mehr aufgefallen, sondern völlig gesichtslos erschienen zu sein. Dieser Wandel fand seinen Niederschlag im Jargon der Kruppianer des Hauptbüros. Der in der Kriegszeit populäre Ausdruck für Neuankömmlinge war «Stücke». Bei einem Marsch durch die Helenenstrasse, begleitet von einem knüppelschwingenden Bewacher und dessen Kommando «Links! Rechts!», sah eine hochgebildete Tschechin an einem rauhen Herbstmorgen in der Nähe des Stahlwerks, wo sie wie ein Kuli arbeiten musste, eine Gruppe deutscher Hausfrauen. In einem unbeaufsichtigten Augenblick grüsste die Tschechin die Frauen in deren eigener Sprache. «Sie waren überrascht», erinnerte sie sich später. «Es war, als hätte ein Hund vernehmlich gesprochen. Sie hatten mich für ein Tier aus den Wäldern gehalten⁹.» Mit der Vergrösserung des Reichs wuchs das Problem der Arbeitskräfte. Die Ausweitung des Kriegs schuf eine kritische Lage, und sorgenvolle Berichte von der Ruhr häuften sich auf dem Schreibtisch von Albert Speer. Hände wurden gebraucht, alle Hände. Sie mussten nicht geübt sein, sie brauchten nicht einmal willig zu sein. Nötig war nur, dass sie da waren und sich fügten. Es gab eine augenfällige Lösung: die deutschen Frauen einzuziehen. Schon Ludendorff hatte sie 1916 zur Arbeit verpflichtet, und Speer drängte Hitler, diesem Beispiel zu folgen. Das Veto des Führers war klar: «Die Aufgabe unserer höchsten Ideale ist ein zu hoher Preis.» Demgemäss sind die Ursprünge des Arbeitssklavenmarkts des Dritten Reichs in einer verwundbaren Stelle des Nationalsozialismus zu suchen: dem rührseligen «Idealismus» des sentimental Kleinbürgertums. Wenn in den Werkstätten der Alliierten durch Stellungsbefehle Lücken entstanden, dann wurden sie durch Frauen geschlossen. Die deutschen Frauen aber gehörten ins Heim; die neue Ordnung kämpfte dafür, sie dort zu halten. Über drei Millionen amerikanischer Mütter und Töchter, davon ein Drittel unter zwanzig, arbeiteten in der Kriegsindustrie. Die englischen Munitionsfabriken hatten 2'250'000 Mädchen eingezogen. In deutschen Werkstätten arbeiteten in derselben Zeit nur 182'000 Frauen, was ungefähr der Zahl der Köchinnen und Dienstmädchen des Landes entsprach. Sogar diejenigen, die freiwillig kamen, wurden zurückgewiesen; eine Aktennotiz bei Krupp vom 22. April 1943 offenbart, dass Frauen von der Ruhr, die jüdische Gefangene in Auschwitz in der Massenherstellung von Zündern unterwiesen, von der SS mit «grossem Misstrauen» betrachtet wurden^{*10}.

* Zuletzt gewann Speer den Papierkrieg. Der Führer erliess am 25. Juli 1944 eine Anordnung, gemäss der alle deutschen Frauen zwischen siebzehn und fünfzig Jahren sich zur Arbeit melden mussten. Zu diesem Zeitpunkt war es jedoch zu spät. Millionen von Sklaven waren bereits im Reich. Die Bombardierung durch die Alliierten erschwerte die Anwerbung geeigneter deutscher Frauen. In Berlin, bemerkte Goebbels hämisch, hatten sich nur 200 von 5'000 Aufgerufenen zur Arbeit gemeldet. (ED 83-1 Institut für Zeitgeschichte, München.)

So hatte «das Vaterland» nur eine Wahl: Ausländer. Bis zum Zeitpunkt, da Speer seinen Auftrag der Arbeitskräftebeschaffung an Fritz Sauckel weitergab, hatte es Menschenjagd nur vereinzelt und unorganisiert gegeben. Der neue Zar über das Menschenpotential hingegen war überaus diensteifrig in der Zusammenarbeit mit willigen Fabrikanten. Die Unterhandlungen mit Essen erforderten endlose Geduld, fand er, da die Firma sein beharrlichster Kunde war. Hinterher gaben die meisten Freunde der Familie bald den Versuch auf, vernunftgemäße Erklärungen über das Verhalten Krupps abzugeben, wohingegen der ehemalige Brigadeführer Walther Schieber, der eng mit Alfried zusammengearbeitet hatte – und der in Nürnberg auch zugab, dass Krupp «direkt mit der SS wegen KZ-Insassen verhandelt hatte» –, eine Entschuldigung für die Entsendung der Gefangenen in die Waffenfabriken bereit hatte. Es sei «human» gewesen, so behauptete er; selbst wenn einen Mann, der arbeitete, «der Stacheldraht ... nie ganz verlassen hat, so war er doch wenigstens nach meinem persönlichen Gefühl ein innerlich sich seines Wertes wenigstens teilweise wieder bewusster Mensch, während er im KZ eine Nummer war». Der Ex-Brigadeführer erklärte, der Konzern habe die Moral der Gefangenen gerettet. Durch die Arbeit, die er ihnen gab, habe er sie von ihren Sorgen abgelenkt¹¹.

Anders als der Zeuge hat Krupp den westlichen Demokratien gegenüber niemals versucht, seine Haltung zu rechtfertigen. Erich Müller erklärte, dass Alfried «wegen einer Anstellung von KZ-Insassen im Werk keine besonderen Bedenken hatte¹²», und als Alfried selbst vor dem Tribunal sprach, klang es, als habe die Anklage ihn beschuldigt, *seine Kruppianer* misshandelt zu haben:

«Wir haben uns gesorgt und gemüht unter Verhältnissen, die nachträglich zu verstehen und zu beurteilen sehr schwer ist. Gleichgültigkeit gegenüber dem Schicksal unserer Arbeiter ist ein Vorwurf, den wir nicht verdienen¹³.»

Seine Anwälte, vor dem Richter etwas achtsamer, warteten mit einem seltsamen Argument auf, demzufolge Krupp vor der Alternative gestanden hatte, entweder Sklaven zu akzeptieren oder seinen eigenen Kopf zu verlieren – wenn es Alfried nicht gelungen wäre, genug Waffen zu produzieren, hätte der Führer ihn in die Gaskammern geschickt. Karl Otto Saur, dessen Ruf in Essen seit jenem glorreichen, sonnendurchfluteten Tag, an dem er gemeinsam mit Hitler die goldene Fahne an Krupp verliehen hatte, stark gesunken war, widerlegte die Anwälte mit der Aussage, dass es «trotz eifrigster Bemühungen ... nicht gelungen» sei, «einen Industriellen festzustellen, der wegen Nichterfüllung eines Programms in ein Konzentrationslager gekommen ist¹⁴». Krupp habe, so beteuerten seine Rechtsanwälte, mit der Zwangsverpflichtung ausländischer Zivilisten nichts zu tun gehabt. Alle grossen Aushebungen, so erklärten sie, seien offizielle Handlungen der deutschen Regierung gewesen. Theoretisch war das richtig. In der Praxis jedoch lag die Initiative im Allgemeinen in den Händen der Ruhrbarone. Nach der Entführung ausländischer Frauen und Kinder durch die Wehrmacht wurden die Industriellen aufgefordert, sich ihren Teil zu nehmen. Viele weigerten sich. Es gibt keinen Beweis dafür, dass Krupp dies jemals tat. Die Aushebung der Arbeitssklaven, durch die während des Krieges ungezählte Tausende aus ihren Heimen an die Ruhr verschleppt wurden, wurde für gewöhnlich durch die Krupp-Bevollmächtigten gelenkt. Alfrieds Akten sind voll davon. Zu Beginn des dritten Kriegsjahrs gelangten Berichte ins Hauptverwaltungsgebäude, denen zufolge Fremdarbeiter erst zwei oder sogar drei

Monate, nachdem sie angefordert waren, in den Werkstätten ankamen. Sofort wurden drei Bevollmächtigte abgesandt, um formelle Proteste bei Wehrmacht, Gestapo und SS zu erheben. Diese Besprechungen ergaben folgendes: Alfried ernannte Heinrich Lehmann zum Verbindungsmann zur Deutschen Arbeitsfront und zum Direktor der neuen Abteilung Arbeitseinsatz A (Beschaffung und Rekrutierung von Arbeitskräften).

Auf der Suche nach «Menschenmaterial» jagte Lehmann durch fünf besetzte Länder. Fand er in der einen Hauptstadt keine tauglichen «Stücke», eilte er zur nächsten – immer im Einvernehmen mit den Besatzungsmächten. Aus Frankreich holte er ganze Fabrikbelegschaften, aus Holland 30'000 Stahlarbeiter und Schiffsbaumeister für die Germaniawerft. Und wenn «Freiwillige» Anzeichen von Widerstand zeigten, wurden sie mit Handfesseln nach Deutschland geschickt. So wurde der Konzern überall in den Niederlanden als «Test-Firma» bekannt.

Eine Generation, die sich an Ausschreitungen gewöhnt hat, kann nicht ermessen, welchen gewaltigen Bruch mit der Vergangenheit dieses Verfahren bedeutete. Es war nichts weniger als eine Konterrevolution. Seit dem zehnten Jahrhundert war die Sklaverei in Europa langsam zurückgegangen und dann mit den letzten Überresten von Feudalismus vollends ausgestorben. In Frankreich gab es seit der Französischen Revolution keine Leibeigenen mehr, in Deutschland seit 1781. Sogar die Zaren schafften 1861 die Leibeigenschaft ab. Seitdem haben die zivilisierten Nationen die rückständigen Völker systematisch veranlasst, sich von der Sklaverei zu befreien. Als letztes Land der westlichen Hemisphäre hat Brasilien im Jahr 1888 kapituliert. Die Berliner Konferenz von 1885 und die Brüsseler Resolution vom Jahr 1890 brachten die grössten Teile Afrikas und Asiens in Übereinstimmung mit den neuen Grundsätzen. Den gebildeten Menschen war die Zwangsarbeit so verhasst, dass sie nicht ruhen konnten, bis sie völlig ausgerottet war. Nach dem Ersten Weltkrieg hat man in fünf internationalen Konferenzen auf dieses Ziel hingearbeitet. Die Konvention über Sklaverei von 1926 und diejenige über Zwangsarbeit von 1930 wurden als Errungenschaften von historischer Bedeutung angesehen. Beide waren vom Völkerbund unterstützt worden. Die zweite Konvention definierte die Zwangsarbeit folgendermassen: «Arbeit oder Dienstleistungen (ausser Strafarbeit) unter Androhung von Strafe erzwungen», und erklärte, dass «jegliche Form von Zwangsarbeit für die freie Wirtschaft verboten ist¹⁵».

Als ob es alle diese internationalen Vereinbarungen nie gegeben hätte, bestellte Alfried, der ehemalige Student von drei deutschen Universitäten, Sklaven gleich zu Tausenden – 161 Jahre nachdem Joseph II. den letzten Leibeigenen des Habsburgerreichs freigegeben hatte. Sicher, Krupps Franzosen, Holländer und Belgier wurden als «Freiwillige» verpflichtet, aber das war nur eine Geste gegenüber ihrer rassischen Zugehörigkeit. Das Wort «Freiwillige» ist nur ein Beispiel aus dem sonderbaren Vokabular des Eroberers, den sogenannten «Sprachregelungen»; andere denkwürdige Beispiele daraus sind «Aussiedlung», «Arbeitseinsatz im Osten», «Sonderbehandlung», «Umsiedlung» und besonders bemerkenswert: «Endlösung»¹⁶.

Krupp legte Wert darauf, dass in seinen Akten zu lesen war, die Arbeitskräfte aus den westlichen Demokratien seien freiwillig ins Ruhrgebiet gekommen. Für den Osten waren diese Umschreibungen natürlich nicht nötig. Slawen waren Sklaven. Jeder

Kruppianer, der nicht dieser Ansicht war und andere Empfehlungen gab, geriet in Gefahr, sich im örtlichen Gestapo-Hauptquartier in der Kortestrasse wiederzufinden. Krupp behandelte Lieferungen menschlicher Ware aus der Sowjetunion wie seelenloses Rohmaterial. Gelegentlich billigte er die Qualität, manchmal erhob er Einspruch. Eine Aktennotiz vom Sommer 1942 bemerkte giftig, dass er «unter dem Eindruck [stehe], als wenn die besseren russischen Kräfte zunächst mehr für die in Mittel- und Ostdeutschland liegenden Werke ausgesiebt würden. Wir bekämen eigentlich nur den schlechten Rest. Gerade jetzt seien 600 Russen, bestehend aus 450 Frauen und 150 Jugendlichen im Alter von 14 Jahren, eingegangen¹⁷».

In Berlin erregte jede Kritik aus dem Hauptverwaltungsgebäude unmittelbare Aufmerksamkeit. Ein ängstlicher kleiner Angestellter unterbreitete am 8. Juli Albert Speer einen langen Bericht, worin er in Abrede stellte, dass Alfried eine mindere Sorte von Slawen bekomme. Im Mai und Juni waren Slawen nach Essen geliefert worden. Der Beamte beteuerte, dass «der Ersatzbedarf der Fa. Fried. Krupp AG, entstanden infolge Einberufungen deutscher Arbeitskräfte zur Wehrmacht..., laufend und rechtzeitig gedeckt worden» sei, und erregt fährt er fort: «Die Klagen der Fa. Fried. Krupp AG über angeblich unzureichende Zuweisungen von Arbeitskräften erscheinen nicht berechtigt... (ich) habe den Generalbevollmächtigten für den Arbeitseinsatz nochmals gebeten, von den im Wehrkreis VI zurzeit eintreffenden Zivilrussen der Fa. Fried. Krupp AG weitere drei- bis viertausend Arbeitskräfte in geschlossenen Transporten schnellstens zuzuweisen¹⁸.»

Das Ganze war zweifellos ein Vergehen von historischer Bedeutung. Die Diplomaten aus vierzig Nationen, die das Abkommen von 1930 unterzeichnet hatten, waren der Meinung gewesen, sie hätten damit vereinzelte Beispiele von Ausbeutung in abgelegenen Dschungelgebieten ausgerottet. Nicht einmal im Traum hätten sie daran gedacht, dass innerhalb von zwölf Jahren Europas mächtigster Industriemagnat um «ganze Kolonnen von Sklaven» feilschen würde.

Es gab Ärger wegen der Juden. Sie waren natürlich immer lästig gewesen, aber die jetzige Schwierigkeit war ohne Beispiel. Schon am 18. Oktober 1940 hatte General Franz Haider in seinem Tagebuch den Gedanken erwähnt, dass polnische Juden «billige Sklaven» seien. Mächtige SS-Persönlichkeiten wandten sich jedoch leidenschaftlich gegen eine Versklavung von «Judenmaterial». Nach ihrer Ansicht war dies eine Frage von grundsätzlicher Bedeutung. Der Nationalsozialismus hatte sich verpflichtet, jeden lebenden Juden und jede Jüdin zu eliminieren. Am 31. Juli 1941 schrieb Göring an Reinhard Heydrich: «Ich beauftrage Sie hiermit, alle notwendigen Vorbereitungen zu treffen ... die Gesamtlösung der jüdischen Frage im deutschen Einflussbereich von Europa zu veranlassen ... ich fordere ... die gewünschte Endlösung der jüdischen Frage¹⁹.»

Dem Befehl des Reichsmarschalls gehorchend, wurde die Vernichtungsmaschinerie in Gang gesetzt.

Schon in den ersten Monaten nahmen die Schwarzhemden zur Bestürzung der deutschen Industriellen alle Befehle wörtlich. «Endlösung» bedeutete für sie, was das Wort besagte. Die Lösung musste unwiderruflich sein. Doch bei der Zwangsarbeit handelte es sich nicht um etwas Endgültiges; sie stellte einen Notbehelf dar, der nichts definitiv

löste. Wenn Juden ernährt, untergebracht und zur Arbeit in der Industrie verwendet wurden, so waren sie offensichtlich nicht umgebracht worden, und trotz strengster Vorkehrungen gab es dann immer die Möglichkeit, dass Paare mit Geschick Kinder in die Welt setzten, wodurch des Führers Ziel zunichte gemacht und das Problem der nächsten Generation den Deutschen aufgehalst würde.

Bis zur Arbeitskrise von 1942 hatten die Puristen der «Endlösung» in der SS freie Bahn, doch dann begannen auch sie weiterreichende Überlegungen anzustellen. Mit der «Endlösung» ging es zwar voran, aber die Produktionskosten für Munition waren immens. Im Frühjahr 1942 befahl Himmler einem deutschen Arzt namens Becker, Versuche mit Gasvernichtungswagen* anzustellen. Statt der Vernichtungswagen mit ihrer begrenzten Kapazität und ihrem hohen Treibstoffverbrauch bevorzugte man Vernichtungslager, deren berühmtestes bald Oswiecim wurde, eine frühere österreichische Kaserneanlage in den Sumpfgeländen Südpolens; unter seinem deutschen Namen Auschwitz erlangte der Ort später traurige Unsterblichkeit. Währenddessen setzten die Realisten und die Idealisten ihr Tauziehen fort. Der Standpunkt Essens war klar. Eine vom 25. April 1942 datierte Denkschrift des Hauptverwaltungsgebäudes stellte fest, dass für den Produktionsausstoss von achtzig schweren Infanteriegeschützen «erneute Expansion» notwendig sei; daraufhin empfahl Alfried deren Herstellung durch die «Firma» in «dem Konzentrationslager im Sudetengau²⁰».

Niemand weiss, wer die hinterhältig-treffende Formel von der «Ausrottung durch Arbeit» prägte, aber schon vier Wochen später trug Krupp die Sache dem Führer vor. Er ignorierte alle Sprachregelungen und sagte, jeder Parteigenosse sehe natürlich die Beseitigung von «Juden, ausländischen Saboteuren, gegen den Nationalsozialismus eingestellten Deutschen, Zigeunern, Verbrechern und Asozialen» gern, doch sehe er nicht ein, warum diese nicht etwas fürs Vaterland leisten sollten, bevor sie umgebracht würden. Wenn man sie scharf antreibe, könne jeder von ihnen in den Monaten vor der Liquidierung die Arbeitsleistung eines ganzen Lebens erbringen. Hitler zögerte. Himmler war weiter störrisch, aber nicht etwa, weil er sich der «Endlösung» absolut verpflichtet fühlte. Da er ja selbst ein Wirtschaftsimperium aufbaute, hatte er begonnen, die Gefangenen in seinen eigenen Unternehmen zu verwenden. Es kam nun darauf an, ihn geschickt davon zu überzeugen, dass eine Zusammenarbeit mit den Schlotbaronen klüger sei. Die Lösung des Problems war, wie sich herausstellte, eine Frage der Wirtschaftlichkeit oder, wenn man so will, der Bestechung: Krupp schlug vor, der SS für jeden Lagerinsassen pro Tag vier Mark zu zahlen, wovon siebzig Pfennig für die Ernährung abgezogen werden sollten. Ausserdem solle «die SS ein besonderes Mitspracherecht beim Verkauf der Waffen eingeräumt bekommen, um sie für den Verzicht auf die Verwendung ihrer Gefangenen zu entschädigen²¹».

Der Widerstand schmolz nun über Nacht. Im September stimmte Hitler den neuen Richtlinien zu und befahl eine Untersuchung in den Konzentrationslagern, um festzustellen, wie viele Gefangene in gutem Gesundheitszustand waren. Das Ergebnis: 25 Prozent, wovon wiederum 40 Prozent für Arbeit in Munitionsfabriken geeignet waren.

* Lastwagen, deren Auspuffgase in luftdichte Kammern auf den Ladeflächen geleitet wurden.

Alfried hatte diese Direktive vorweggenommen; ein Fernschreiben vom 18. September an Sauckels Berliner Büro in der Mohrenstrasse 65 beginnt: «Betrifft: Einsatz von Juden. Anstelle unserer Meldung an die einzelnen Arbeitsausschüsse bitten wir, zur Kenntnis zu nehmen, dass die Firma Krupp bereit ist, 1'050-1'100 jüdische Arbeitskräfte einzustellen ...» Der Antrag führte des Weiteren Dreher, Mechaniker, Fräser, Arbeiter an Pressbohrern, Drehbänken und Schleifmaschinen auf und endete mit der Warnung, es sei «wünschenswert, ... vor der Zuweisung eine Prüfung der Leute hinsichtlich der Fähigkeiten» vorzunehmen²².

Krupps unmittelbares Ziel war die Anfertigung von Zündern. Das Lager im Sudetenland war zu klein für Massenproduktion; deshalb hatte er schon gleich Auschwitz im Auge, und als er bemerkte, dass dort eine grosse Zahl von geschulten Arbeitskräften zur Verfügung stand, nahm er auch noch Waffenteile in sein Produktionsprogramm auf. Sechs Wochen später versammelten sich seine Direktoren im Konferenzraum des Hauptverwaltungsgebäudes. Die Tagesordnung enthielt einen einzigen Punkt: «Einrichtung einer Fertigungsstelle für Teile von automatischen Waffen in Auschwitz.» Da den Verantwortlichen versichert wurde, das KZ Auschwitz werde die notwendigen Arbeitskräfte stellen, gaben sie zwei Millionen Mark für das Projekt frei, dessen Pläne dann mit dem Satz versehen wurden: «Genehmigt vom Direktorium am 31. Oktober 1942²³.»

Das war ein Vorgehen gemäss der Krupp-Tradition: rasch, bestimmt und zielsicher. Unglücklicherweise herrschte aber im Dritten Reich die Seuche von Intrigen, deren Motive nicht so hochfliegend wie die der Kreuzzügler für die «Endlösung» waren. Und andere Konzerne machten ebenfalls Versuche, Facharbeiter aus derselben Quelle zu beschaffen. Obwohl die SS wiederholt ihre Mitarbeit zusicherte, verging der Winter ohne weitere Fortschritte in dieser Angelegenheit. Ende März sandte Alfried einen Emissär nach Südpolen; er sollte herausfinden, was da schief lief. Zum Erstaunen dieses Kruppschen Abgesandten vertrat ein Offizier im Lager die Ansicht, es sollten, «wenn irgendmöglich, deutsche Arbeitskräfte für dieses Produktionsvorhaben eingesetzt werden». Am 5. April fixierte Alfried seine eigene Ansicht schriftlich:

Der Hauptzweck der Verlagerung nach Auschwitz [ist], die dort vorhandenen Leute anzusetzen ... Doch die ganze Begründung dafür, die freie Verfügung über Arbeitskräfte nämlich, die uns zu der Entscheidung für Auschwitz trotz der dortigen Schwierigkeiten bewog, würde hinfällig, wenn zumindest die besten Arbeitskräfte nicht mehr dort wären²⁴.

Doch das Beste an Arbeitskräften, was da zu holen war, befand sich durchaus noch an Ort und Stelle, und Alfried wusste das. Nach hundertjährigem Umgang mit den Pickelhauben und den Häuptern der Kohleindustrie wusste die Firma, mit welchen Schlichen man eine Sache zu seinen Gunsten wendet; es galt nur, den richtigen Mann zu finden und ihn einzusetzen. Es war, wie man nach eifriger Durchsicht der Parteilisten fand, der Obersturmführer Sommer, ein junger SS-Offizier, der in Berlin stationiert und der Sonderabteilung M 3 von Speers Ministerium zugeteilt war. Als ein Krupp-Agent einige Monate vorher mit ihm Kontakt aufgenommen hatte, war er einverstanden gewesen, eine Liste all der Juden mit Spezialkenntnissen aufzustellen, die in der Hauptstadt «erfasst» und in den Osten geschickt wurden. Mit Hilfe dieser Liste

konnte Krupp eine Aufstellung von 500 wertvollen Gefangenen vorlegen und sofortiges Handeln verlangen. Er hatte Erfolg; Rudolf Franz Höss – der 43jährige, wegen Mordes Verurteilte, der nun als Kommandant über das KZ Auschwitz herrschte – kapitulierte. In Nürnberg erklärte Höss später, er habe die Liquidierung von drei Millionen Menschen überwacht: «Der Rest wurde ausgesucht und für Sklavenarbeit in den Industrien der KZs verwendet²⁵.»

Diese Aussonderung begann am 22. April 1943. Höss schaute sich seinen Lagerplan an und wies Krupp das Gebiet Nr. 6 zu. Teams aus Kruppianern machten sich sofort an die Arbeit und hatten bis zum 28. Mai in Tag- und Nachtschichten einen Bahnanschluss, eine riesige Doppelhalle und einen Anbau mit Waschräumen errichtet. Eine zweite Werkshalle entstand neben der ersten, und Baracken entlieh man von der SS. Diese und spätere Bauten wurden nach dem Krieg peinlich genau eingezeichnet auf dem Lagerplan des Kommandanten gefunden. Krupps Aufstellung der finanziellen Abmachungen mit der SS datierte vom Juni an, als die ersten jüdischen Lagerinsassen in die fertiggestellten Hallen getrieben wurden, um die Arbeit aufzunehmen. Die Eintragungen für einen Monat lauten:

Laut Forderungsnachweis 1/43. 2/43 vom 3. Juli 1943 hat die Firma Krupp für die Zeit vom 3. Juli bis 3. August 1943 der SS 28'973 RM für die Arbeit der Gefangenen überwiesen. Der Tagessatz für den Arbeiter war 4 RM, für Hilfsarbeiter 3 RM²⁶.

Weder Höss noch Krupp zeichneten die Bedingungen auf, unter denen die «Stücke» (= KZ-Insassen) ihre mühselige Arbeit verrichteten. Zwei Kruppianer aber bemerkten es. Erich Lutat, ein Facharbeiter, der neugierig war und genaue Fragen stellte, war einer von 25 Deutschen, die im Juni von Essen nach Auschwitz fuhren und fünf Monate dort blieben, um die Arbeiter auszubilden. Da die meisten seiner Untergebenen etwas Deutsch gelernt hatten, begann Lutat Fragen an sie zu stellen. So verschaffte er sich schnell einen genauen Einblick ins Lagerleben, über das er fünf Jahre später dem Nürnberger Gericht berichtete. Er beobachtete den aus den Krematorien aufsteigenden Rauch, lernte den Geruch von verbranntem Menschenfleisch kennen und bemerkte, dass die Leute, die er anleitete, ungenügend ernährt, gekleidet und untergebracht waren. Trotz strengem Verbot teilten sowohl Lutat wie auch Paul Ortmann, ein anderer Techniker, ihre Brotrationen, Kartoffeln und Zigaretten mit ihren Schützlingen. Ortmann war entsetzt, wie oft die Wachen die Lagerinsassen auspeitschten, und Lutat intervenierte einmal, als ein SS-Mann ohne ersichtlichen Grund einen Juden zwang, auf den Knien um die Fabrik zu rutschen. Lutat gab zu Protokoll:

Die Häftlinge wurden morgens vor 6.00 Uhr, späterhin vor 7.00 Uhr, von zwei SS-Posten vom Lager zu der Fabrik gebracht... Innerhalb der Fabrik hatten wir gewöhnlich einen der SS-Männer, während der andere von draussen Wache hielt. Die Häftlinge waren von verschiedenen Nationalitäten. Es waren da Polen, Holländer, Franzosen und sehr viele Juden²⁷.

Ortmann und Lutat ahnten nicht, dass sie Zeugen eines frühen und vergleichsweise harmlosen Vorspiels dessen waren, was seinen Höhepunkt auf den Strassen und Feldern des Ruhrgebiets selbst erreichen sollte. Aber sie waren dabei, als die Krupp-Ära

in Auschwitz zu Ende ging. Dort war Alfried nicht vom Glück begünstigt. Er hatte gehofft, bis zum Oktober eine Spitzenproduktion im Lager zu erreichen; es sollte eine angenehme Überraschung für den Führer und seine Würdenträger sein, wenn sie sich nächsten Monat im grossen Saal der Villa Hügel versammelten, um an der Übergabe der Herrschaftsinsignien durch seinen Vater teilzunehmen. Doch seine Hoffnungen erfüllten sich nicht; in dem Masse, in dem die russische Offensive in der Ukraine an Durchschlagskraft gewann, musste Fabrik um Fabrik geräumt werden. Bitter enttäuscht verlagerten er und seine Essener Spezialisten die Einrichtungen in zwei schlesische Lager, nach Wüstegiersdorf und in die grossen Hallen der Berthawerke, die bei Markstädt errichtet wurden²⁸.

Auschwitz ist ein vertrauter Name, doch es war nur eines von vielen Lagern. Bis zum Zusammenbruch 1945 verwendete Krupp Zwangsarbeiter in fast hundert über Deutschland, Polen, Österreich, Frankreich und die Tschechoslowakei verstreuten Lagern. Die Zahlenangaben sind ungenau, da alle Unterlagen des Konzerns über Fremdarbeiter, Kriegsgefangene oder KZ-Insassen von Alfrieds Oberlagerleitung mit dem Stempel «Geheim» versehen waren; ausserdem wurden ganzen Bündel davon später verbrannt²⁹. Desgleichen ist auch nicht genau festzustellen, wie viele Konzentrationslager von der SS mit Hilfe Krupps errichtet wurden oder wie viele «Stück» Menschen dort eingepfercht waren. Eine fundierte Schätzung gibt es allerdings. Hans Schade, ein von den Amerikanern in Nürnberg festgehaltener Wissenschaftler, untersuchte sorgfältig alle noch vorhandenen Dokumente, und seine Schätzungen sind bei Weitem die besten, die zur Verfügung stehen.

Schades Tabellen zeigen, dass Hand in Hand mit der Ausweitung des Krieges und dem Anwachsen von Alfrieds Macht die Zahl der Kruppschen Sklaven sich vermehrte. Noch im August 1943 war die Zahl der Zwangsarbeiter vergleichsweise gering. Der Zustrom aus Frankreich war minimal, und so gut wie alle Holländer gingen nach Kiel; die 81 Fertigungsstellen der Gussstahlfabrik in Essen verwendeten nur 11'557 Ausländer, 2'412 Kriegsgefangene – und keine KZ-Insassen. Schon vor seiner Krönung war der neue Krupp natürlich ein Machtfaktor im Reich. Als stellvertretender Vorsitzender der RVE hatte er an einem Treffen der Zentralen Planungskommission Hitlers am 22. Juli 1942 teilgenommen. Dort beschloss er – gemeinsam mit Speer, Sauckel, General Erhard Milch und Paul Körner, dem Vorsitzenden der Hermann-Göring-Werke –, 45'000 ungelernete russische Arbeiter zur Fron in den deutschen Stahlwerken und weitere 126'000, einschliesslich einiger tausend Kriegsgefangener, zur Arbeit im Bergbau zu pressen. Doch Alfried konnte erst Ende des Jahres, als er Alleinbesitzer war, die ganze Macht seiner Person den anderen Nazi-Bonzen gegenüber ins Spiel bringen. Erst dann war er in der Lage, direkt mit der Regierung zu verhandeln, Sklaven für vier Mark pro Kopf sich auszuleihen und sogar auf dem Recht der Firma zu bestehen, schlechte Ware zurückzugeben:

«Es gilt jedenfalls als vereinbart, dass für die Fabrikarbeit gänzlich ungeeignete Leute ausgetauscht werden können³⁰.»

Da Arbeitskräfte aus den KZs Essen oft in schlechter Verfassung erreichten, stellte diese Abmachung für Heinrich Himmler, den Reichsführer SS, Befehlshaber der Heimatfront und aller Wehrmachtsteile innerhalb der Vorkriegsgrenzen des Reichs, eine Niederlage dar. Doch Alfried konnte seinerseits eben aus einer Position der Stärke her-

aus agieren. Als geehrter Freund und früher Anhänger Hitlers, als Alleineigentümer der Firma Fried. Krupp, als einer der «Drei Weisen» der RVE, als Mitglied der Wirtschaftsgruppe «Eisenschaffende Industrie» und als Wehrwirtschaftsführer des Reichs hatte der Konzernherr die Erlaubnis, sich fast unbegrenzt Nachschub aus der rapide anwachsenden Zahl ausländischer Zwangsarbeiter zu verschaffen. Schades Zahlen zeigen, dass er von dieser Möglichkeit auch Gebrauch machte; ein undatiertes Schriftstück, das ein amerikanischer Soldat nach dem Zusammenbruch in Essen fand, belegt, dass allein die Gussstahlfabrik an dem Tag der Datierung ungefähr 75'000 Sklaven beschäftigte. In den ersten Monaten des Aufstiegs, als Alfried die höchsten Positionen in der Firma erklimmte, schwankten die Zahlen beträchtlich – die Schlotbarone benahmen sich wie Frauen in einer Warenhausabteilung mit günstigen Angeboten, die sich gegenseitig die Ware aus den Händen reissen. Aber gegen Ende des Sommers hatten die Zahlen sich eingependelt, und am 30. September 1944, als Alfried Arbeitgeber von 277'966 Arbeitern und Angestellten war, regierte er zugleich über ein Sklavenimperium, dessen Bevölkerungszahl sich ungefähr auf die heutige der Stadt Knoxville belief. In den bedeutungsschweren Worten, die er als Angeklagter in Nürnberg dann hören sollte, hiess dies, dass er persönlich verantwortlich war «für ungefähr 100'000 Personen, die als Sklaven von Krupp in Deutschland, in anderen Ländern und in KZs ausgebeutet wurden³¹».

Zu diesem Zeitpunkt – nach dem Zusammenbruch – redeten viele Deutsche, wie Eugene Davidson sehr richtig feststellte, «als ob sie aus einem wirren Traum geweckt worden seien, in dem sie irgendeine Rolle gespielt hatten». Nach dem Zusammenbruch ihrer Streitkräfte «fanden sie sich in einer ernüchterten, nicht mehr nationalsozialistischen Welt wieder, in der sie nun für die Ermordung unschuldiger Menschen Rechenschaft ablegen mussten, und sie starrten in ungläubigem Entsetzen auf Bilder, die die Greuelthaten zeigten. Sie gestanden, wanden sich und machten abwechselnd sich selbst und, noch bereitwilliger, die Männer und die Ideen dafür verantwortlich, in deren Dienst sie gestanden hatten». Es bleibt allerdings festzuhalten, dass eine solche Haltung erst zum Vorschein kam, als das Dritte Reich militärisch besiegt worden war; solange Hitler an der Macht war, hatte es keine Anwendungen von Reue und Umkehr gegeben. Die Fragen des Sklavengeschäfts wurden mit Entschlossenheit und Tüchtigkeit behandelt und bisweilen sogar mit dem bösen Humor von Spielern. Im fünften Kriegssommer liefen die Läufe der Maschinenpistolen bei den Einsatzgruppen noch immer heiss, und das Menschenmaterial besorgte man sich oft durch Rettungsaktionen in allerletzter Sekunde; Alfrieds Bericht vom Juli 1944 bemerkte lakonisch, dass die weitere Zuweisung von 500 Juden «noch auf den Schiessständen der Hinrichtungsstätten ausgehandelt worden war³²».

Alfrieds wichtigster zweiter Mann in diesem bizarren Herrschaftsapparat war Fritz von Bülow, damals ungefähr 55 Jahre alt. Er war klein und stämmig, hatte vorstehende Augen und eine rosige Hautfarbe. Bülow hätte es vorgezogen, im Jagdanzug in seiner schönen Bibliothek in Bredeney unter dem Familienwappen aus dem zwölften Jahrhundert zu sitzen und feinsinnige französische Romane zu lesen. Er war ein kultivierter und sensibler Mann – und genau das war sein Problem. Theoretisch hatte er die Möglichkeit, den eisernen Mann zu spielen. Berlin hatte ihn zum militärischen und politi-

schen «Hauptabwehrbeauftragten» der Privatindustrie ernannt; das Kriegsverdienstkreuz Zweiter Klasse war ihm zuerkannt worden; er war Chef der Werkspolizei. Doch all diese Ehrungen waren ihm zuteil geworden, weil er mit Gustav Krupp vertraut gewesen war, der ihn seinerseits wegen der Dienste seines Vaters für das Haus Krupp zum Gehilfen gemacht hatte. Im Grunde war Krupps Haupt-Sklaventreiber unfähig; er war nicht imstande, mit der zunehmend wirren Situation mitten im Krieg fertigzuwerden. In Krisensituationen wandte er entweder den Blick ab, während weniger skrupulöse Adepten ihre Schreckensbefehle gaben und durchführten, oder er verfiel ins andere Extrem und versuchte, die unteren Chargen noch zu übertreffen.

Bülow war das schwache Glied in Alfrieds Befehlskette. In allen anderen Bereichen funktionierte das System reibungslos. Krupps Vorgehen bei der Arbeitskräftebeschaffung war in vieler Hinsicht ein Abbild der Methode Hitlers. Unter Hitler brachte Sauckel die Zwangsarbeiter ins Reich, und Speer verteilte sie. Unter Alfried reiste Lehmanns «Arbeitseinsatz A» im Ausland herum und rekrutierte fremde Arbeitskräfte, während die Leute vom «Arbeitseinsatz I» die ankommenden «Stücke» über die Oberlagerführung auf die Fabriken des Besitzers verteilten. Es gab beträchtliche Unterschiede im Aussehen, in der Belegschaftszahl und in der Grösse der Lager – sie reichten von den 5'000 Juden in Fünfteichen bis zu den Lagern Saal Saes und Saal Fiedler in den Essener Vorstädten Dellwig und Borbeck, in denen nur jeweils 60 Polen und Franzosen hausten und die nicht grösser als eine leerstehende Baustelle waren. Von Alfrieds Büro im Hauptverwaltungsgebäude aus gesehen, erschien das ganze Puzzlespiel vernünftig und leistungsfähig; es funktionierte oder, wie ein Beobachter sagte: «Die Anstrengungen Krupps auf dem Sklavenmarkt trugen schnelle und reiche Früchte³³.»

In der hereinbrechenden Götterdämmerung von Hitlers zerfallender «Neuer Ordnung» nahm sich Krupps Name mächtiger denn je aus. Doch bei genauerem Hinsehen erschienen andere Züge auf dem Bild des Krupp-Imperiums. Nachdem es die europäische Industrie vier Generationen lang beherrscht hatte, begann es zu kränkeln, oder, um eine österreichische Redewendung aus dem neunzehnten Jahrhundert zu benutzen: Der Konzern war weniger ein kraftvoll in sich ruhendes als ein dauernd von Katastrophen bedrohtes System. Die Sklavenwirtschaft machte das deutlich; sie war das auffälligste Symptom einer Krankheit, die ganz Deutschland angesteckt hatte. Kein Land, kein einzelnes Unternehmen konnte es so treiben und dennoch weiter in Blüte stehen. Mag die Zwangsarbeit auch den Anschein des Erfolgs erweckt haben – die Meinungen hierüber gehen auseinander –, am Ende war sie zum Fehlschlag verurteilt, denn die Sklavenhalter wurden selbst zu Gefangenen: durch ihr zunehmendes Unbehagen, ihre Zweifel und, in einigen Fällen, durch ihr Schuldgefühl. Ihre Ängste zehrten an ihrer Lebenskraft. Unterdessen wurden die Sklaven in dem Masse nutzloser, in dem sie durch die Bedingungen ihrer Sklaverei entkräftet wurden.

Einige waren von Anfang an wertlos gewesen. Die Menschenjagden machten unglaublich wenig Unterschiede; in den Netzen der Sauckelschen und Lehmannschen Zwangsrekrutierungen fingen sich auch Krüppel, Lahme und sogar Blinde. Im Herbst 1943, als Alfried seine Auschwitz-Pläne vorläufig aufgab, war Essen voll von verwirr-

ten Massen zerlumpter, ausgemergelter Ausländer aus vier Kontinenten – Polen, Belgier, Dänen, Holländer, Luxemburger, Tschechen, Ungarn, Slowaken, Russen, Ukrainer, Jugoslawen, Griechen und Italiener, die nach der Kapitulation ihrer Regierungen nun hier festsassen, auch Algerier und sogar einige Chinesen waren darunter. Junge Priester, Bauern und Kriegsgefangene konnte man natürlich brauchen, aber daneben gab es ja alte Männer, schwangere Frauen und Kinder. Obwohl Kleinkinder selbstverständlich nicht einsatzfähig waren, sank doch das Mindestalter der Arbeiter in den Werkstätten und Bergwerken von Jahr zu Jahr ganz erschreckend. Anfangs war es 17, dann – einer Zeugenaussage Max Ihns nach dem Kriege zufolge – «waren Jugendliche beschäftigt, und zwar von 14 Jahren ab». Das Nürnberger Gericht stellte fest, dass 1943 schon Zwölfjährige nicht als Lehrlinge, sondern als volle Arbeitskräfte herangezogen und dass «1944 schon Sechsjährige zur Arbeit gezwungen» wurden. Die ausgemergelten Gesichter dieser kleinen Sklaven blicken uns aus den vergilbten Fotos alter Arbeitskarten an³⁴.

In diesem Sommer hätte ein Beobachter, der im Hubschrauber über Alfrieds Büro in der Altendorfer Strasse sass und vor den Salven der 8,8-cm-Flak rings um die Stadt sicher gewesen wäre, auf ein bemerkenswertes Panorama hinabblicken können. Unter sich hätte er 55 Krupp-Arbeitslager gesehen, die sich von der nächsten Umgebung des Hauptverwaltungsgebäudes weiter in einem Radius von drei bis acht Kilometern ausdehnten. Im Gegensatz zu den Deutschen, die in der Nähe von Vernichtungslagern wohnten und später jede Kenntnis davon bestritten, waren die Bewohner Essens nie weit von ihren seltsamen Gästen entfernt. Wo sie auch hingingen, waren Lager: In ausgebombten Fabrikhallen, auf Schulspielplätzen, in alle Winkel der Vorstädte verteilt³⁵.

Die Unterbringung war nicht einheitlich. Die Lagerinsassen lebten in festen Gebäuden, in ungeheizten Schuppen, in Zelten oder Ruinen, und manche schliefen auf dem Boden, ohne Schutz vor dem Regen. Dennoch war es unmöglich, sich über den Zweck der Lager zu täuschen.

Vor dem Nürnberger Gericht betonte Fritz Führer, ein ehemaliger Pförtner der Kruppwerke, der die blaue Uniform des Werkschutzes angezogen hatte und zum Kommandanten eines Lagers avanciert war, er habe erfolgreich jeden Anschein vermieden, der darauf hätte hindeuten können, dass die Insassen mit Zwang festgehalten wurden. Die ausländischen Zwangsarbeiter lebten in zwei Schulhäusern, das war alles. Oder doch nur fast alles: «Ich hatte nicht den Eindruck während meiner Zeit», teilte er dem erstaunten Gericht vertrauensvoll mit, «dass das Lager den Eindruck eines Gefängnisses machte ... [nur] war es mit Stacheldrahtzaun umzäunt. Wir hatten lediglich einen Wachtposten am Tor, der auch nachts über den Hof patrouillierte³⁸.»

Von seinem Hochsitz über dem Hauptverwaltungsgebäude hätte unser hypothetischer Beobachter, die Richtungen der Windrose nach und nach absuchend, zuerst das Straflager in der Seumannstrasse, fünf Kilometer im Norden, erblickt, wo 3'000 Russen, Arbeiter aus westlichen Ländern und deutsche Verbrecher hinter tiefgestaffelten Stacheldrahtzäunen, Wachttürmen mit Scheinwerfern und Posten mit automatischen Waffen zusammengepfercht waren. Der Blick des Beobachters wäre dann, über die dichtbesiedelten Gegenden des östlichen Essen schweifend, nach einem Schwenk von

180 Grad auf die Schlageterschule mit 160 Gefangenen gefallen, die unmittelbar gegenüber der Villa Hügel auf der anderen Seite der Ruhr lag. Hier gab es, wie in den meisten anderen Schulen, die als Lager benutzt wurden, keine Maschinengewehre; der Werkschutz war nur mit veralteten Mannlicher-Gewehren ausgerüstet, Relikten aus dem Krieg von 1870/71. Den Blick nach Westen wendend, hätte der Beobachter das Lager Krämerplatz (2'000 Slawen und Franzosen) nur zwanzig Strassenzüge westlich von seiner luftigen Position gesehen; ausserdem das Lager Raumerstrasse (1'500 russische Kriegsgefangene), und, genau im Westen, Fritz Führers Dechenschule, aus der 300 Sklaven aus dem Osten im Frühjahr zuvor ausquartiert worden waren, um Platz für Leute aus den westlichen Ländern zu schaffen. In der letzten Augustwoche begann ein Neuankömmling ein geheimes Tagebuch, das er dann später im Nürnberger Justizpalast Alfried vorhielt:

Im Frühjahr 1944 begannen belgische Gefangene im Lager Dechenschule anzu- kommen, das in der Nähe der äussersten Westgrenze Essens liegt... Der offizielle Name des Lagers war «Sonderlager der Geheimen Staatspolizei Dechenschule», d.h., es handelte sich um ein Gestapo-Lager. Aber diese Organisation übte nur auf der obersten Verwaltungsebene die Kontrolle aus. Soweit die Gefangenen feststellen konnten, wurde das Lager durch den Werkschutz, also die Privatpolizei der Firma Krupp, verwaltet³⁷.

Westnordwestlich unseres hypothetischen Beobachtungshubschraubers waren drei Lager: Hafenstrasse III (1'000 Tschechen), Nöggerathstrasse (1'100 französische Kriegsgefangene) und Spelstrasse (2'500 Russen). Alle drei wurden wiederholt von verantwortlich denkenden Kruppianern in Denkschriften an vorgesetzte Dienststellen verurteilt. Nöggerathstrasse erschien Dr. Wilhelm Jäger, dem Chef von Krupps Lagerärzten, dessen wiederholter Einsatz für eine humane Behandlung der Zwangsarbeiter im Betrieb schon fast ans Heroische grenzte, besonders verabscheuungswürdig. In einer vertraulichen Denkschrift vom 2. September schrieb er, dass die Franzosen dort «seit fast einem halben Jahr in Hundehütten, öffentlichen Bedürfnisanstalten und alten Backstuben untergebracht» seien. Die Hundehütten waren «90 cm hoch, 2,70 m lang und 1,80 m breit». In jeder schliefen fünf Mann, und die Gefangenen mussten «auf allen vieren in diese Hundehütten kriechen³⁸». Die dichteste Ansammlung von Lagern – über zwanzig – befand sich nordwestlich des Hauptverwaltungsgebäudes. Dort lagen unter anderem: Frintoperstrasse (1'000 Slawen), Rabenhorst (1'000 Ostarbeiter), Bottroper Strasse (2'200 Italiener und Franzosen). Es war immer wieder dasselbe Bild. Schliesslich weigerten sich die Krupp-Ärzte aus Furcht vor Ansteckung, diese Menschenzwiner zu betreten. Dr. Jäger berichtete an Alfried, dass die Situation in den Lagern äusserst besorgniserregend sei, und man befürchte, dass Epidemien unter den Sklaven auf die deutsche Bevölkerung übergreifen könnten. Dokumente aus dieser Zeit sagen jedoch nicht aus, ob man sich über diese Angelegenheit in der Altendorfer Strasse Sorgen machte.

Eine typische Aktennotiz vom 6. Juli 1944 beschäftigte sich mit einer grossen Zahl verschiedener Detailfragen (zum Beispiel mit 500 Sklaven, die durch Alfried persönlich vom «Bezirksbevollmächtigten Joel, Hamm, angefordert werden»), doch die Aktennotiz erwähnte keine Verbesserung der Lebensbedingungen in den Arbeitslagern. Ein Abschnitt lautete:

Herr Pfister stellte fest, dass das ehemalige Lager für italienische Militärinternierte brauchbar ist. Durch Belegung von drei Betten übereinander, statt bisher zwei, ist die Unterbringung sämtlicher 2'000 Häftlinge sichergestellt. An den vier Ecken des Lagers ist aus Sicherheitsgründen je ein Wachturm in einfachster Form aufzustellen ... Zu diesem Zweck ist der Stacheldrahtzaun entsprechend zu versetzen. Sonstige Änderungen im Lager sind nicht erforderlich.

Dass weitere Änderungen am Lager unnötig waren, ergab sich aus der Tatsache, dass die Firma vorausschauend planen musste: Es war ohnehin undenkbar, deutsche Kruppianer in solchen Baulichkeiten unterzubringen, wie ein am 24. März 1944 eingereichter Finanzbericht erwähnte: «Für Friedenszeiten sind die Baracken als wertlos zu betrachten, da sie im Moment der Unterbringung von Juden und KZ-Häftlingen dienen. Ohne Frage ist die Unterbringung normaler Firmenangehöriger in solchen Baracken unmöglich³⁹.»

Als zuverlässiger Nationalsozialist vergass Alfried nie die Unterscheidung in der Nazi-Ideologie zwischen Ostvölkern und Westvölkern. Theoretisch, auf dem Papier, waren die Leute aus Frankreich und den Niederlanden freiwillig an die Ruhr gekommen, und Freiwillige waren, wie es in einem Rundschreiben an die Kruppschen Betriebe aus dem dritten Monat von Alfrieds Alleinherrschaft hiess, «wie zuvor aus dem Dienst zu entlassen, sobald ihr Vertrag ausläuft». Im Gegensatz dazu waren «Ostarbeiter und Polen» zu «zeitlich unbegrenzten Dienstleistungen verpflichtet». Eine undatierte Anweisung an den Werkschutz wies nachdrücklich darauf hin, dass «Russen streng von der deutschen Bevölkerung getrennt gehalten werden müssen, ebenso wie von anderen ausländischen Zivilarbeitern und von allen Kriegsgefangenen. Sie werden in geschlossenen Lagern untergebracht werden, die sie nur zur Arbeit *unter Bewachung* verlassen dürfen» (Hervorhebung im Original). In der Praxis allerdings waren solche Unterscheidungen nichtig: Als die Freiwilligen einmal beschlossen, von ihrem Recht Gebrauch zu machen, verloren sie es prompt. «Die Ein-Jahres-Verträge einer grossen Zahl unserer französischen, belgischen und holländischen Arbeiter in der Gussstahlfabrik laufen in den nächsten beiden Monaten aus», stellte ein KruppBrief an das Essener Arbeitsbüro fest. «Da diese Leute nicht bereit sind, ihre Verträge zu erneuern, beabsichtigen wir, sie zwangsverpflichten zu lassen⁴⁰.»

Die Theorie der unterschiedlichen Behandlung brach in wenigen Wochen zusammen; die Art und Weise, wie Ost- und Westarbeiter gehalten wurden, war sehr bald nicht mehr zu unterscheiden. Alle Insassen mussten die Mütze ziehen, wenn SS- oder Werkschutz-Leute in ihren Lagervierteln auftauchten. Diejenigen, die daraufhin ihre Kopfbedeckungen vernichteten, unterwarf man einer letzten Demütigung: Ihre Köpfe wurden so geschoren, dass nur noch ein Haarkreuz stehenblieb. Als Hermann Brombach, ein Krupp-Vertreter in Holland, berichtete, dass eine stetig zunehmende Zahl von holländischen Arbeitern ihre Urlaubszeit «grundlos» überschreite, und Paris und Brüssel über dasselbe Problem berichteten, entwarf Bülow im Oktober 1943 Pläne zur «Einrichtung einer eigenen Strafanstalt von Krupp in der Gussstahlfabrik». Von da an erfuhren auch die europäischen Zwangsarbeiter dieselbe grausame Behandlung wie die Slawen und Juden⁴¹.

Die Dechenschule war die erste der Strafanstalten. Nach dem Kriege erklärte Bülow in einer Zeugenaussage, dass er häufig gezwungen gewesen sei, «ausländische Arbeiter wegen Fernbleibens von der Arbeit der Gestapo zu melden», und dass er, als Kriminalrat Peter Nohles, der örtliche Gestapo-Chef, ihm sagte, die Gefängnisse seien überfüllt, den Plan eines eigenen Lagers entwarf, von dem die Arbeiter, «eskortiert von der Kruppschen Werkpolizei, zur und von der Arbeit gebracht werden sollten». Den stenographischen Aufzeichnungen einer Konferenz im Hauptverwaltungsgebäude vom Januar 1944 zufolge ergriff Bülow hier das Wort, um Alfried zu sagen, dass «Ausländer mit grösserer Strenge und Unnachsichtigkeit behandelt werden müssen. Für sie ist eine Bestrafung unter Entfernung von ihrem üblichen Arbeitsplatz besonders wünschenswert. Dechenschule wird eine Strafanstalt werden ... unter Aufsicht der Gestapo ... Offiziere sollen angehalten werden, besonders schwierige und schmutzige Arbeiten zu benennen, zu denen diese Ausländer in Gruppen von 50 bis 60 Mann herangezogen werden können⁴².»

Der Gestapo-Chef Nohles beging im Nürnberger Gefängnis während Krupps Prozess Selbstmord, doch bevor er sich das Leben nahm, hinterliess er eine schriftliche Zeugenaussage und eine 71seitige Erklärung. Der wichtigste Punkt seines Berichts: Seine Rolle in der Dechenschule war die eines Strohmanns. Wenn auch nur wenige Deutsche ihre Verwicklung in Kriegsverbrechen bereitwillig zugaben, so wird doch Nohles' Behauptung gestützt durch die Erinnerungen von überlebenden Gefangenen, von Wachtposten – und durch die Dokumente der Firma. Gewiss, der Werkschutz beschrieb die Dechenschule als «Lager zur Festigung der Arbeitsdisziplin, von der Gestapo überwacht und von der Werkpolizei bewacht», doch es gab kein Anzeichen für eine solche Überwachung. Andererseits bemerkten die Insassen sehr wohl, dass die Wachtposten, die sie mit vierkantigen Lederriemen prügeln, den Namen *Krupp* auf ihren Rangabzeichen, Mützen und Armbinden trugen. Fritz Führer, der Lagerleiter, wurde auf der Lohnliste Alfrieds geführt, und Führer sagte später aus, dass Bülows Anweisungen über die den Lagerhäftlingen zuzuweisenden «schwierigen und schmutzigen Arbeiten» genau befolgt wurden, indem man sie vor Hochöfen und an Schlackenhaldden einsetzte. Akten der Gestapo, die 1945 in der Kortestrasse beschlagnahmt wurden, wiesen zwar die Adresse des Lagers (Dechenstrasse 22) und dessen Telefonnummer (Essen 2 05 97) auf, doch Nohles hatte zu viel zu tun gehabt, um jemals dort anzurufen oder gar das Gelände zu inspizieren⁴³.

Zweifellos hätte er die Sicherheitsvorkehrungen gutgeheissen; sie waren ja auch kaum zu verbessern. Alle Fenster waren mit massiven Eisengittern versehen, ein doppelter Kordon von Stacheldraht umgab das ganze Gelände, und die Wachen waren angewiesen, «beim geringsten Anzeichen von Unruhe und Insubordination rücksichtslos vorzugehen. Ohne Zögern ist von der Schusswaffe Gebrauch zu machen, um etwaigen Widerstand zu brechen. Auf flüchtende Insassen ist sofort zu schiessen, und zwar mit gezieltem Feuer.» Die Gefangenen arbeiteten zwölf Stunden pro Tag, sieben Tage in der Woche, ohne einen Ruhetag; bezahlt wurden sie natürlich nicht. Bülow war so stolz auf sein Straflager, dass er, die zukünftige Verhaftung von «noch vielen dieser Belgier und Franzosen» einplanend, am 15. März dringlich wurde und vorschlug, die Firma solle «ein weiteres Sonderlager in der Kapitän-Lehmann-Strasse errichten».

Dazu kam es allerdings nie; vielmehr wurde das Lager Dechenschule selbst durch Luftangriffe zerstört, so dass dessen Insassen über Nacht in ein hastig bereitgestelltes Ersatzlager in Oberhausen verlegt werden mussten⁴⁴.

Bülow war darüber enttäuscht, aber sein Stolz war eigentlich auch gar nicht gerechtfertigt gewesen. Theoretisch, auf dem Papier erwies sich das Lager als eine ausgezeichnete Lösung für drückebergerische Arbeiter. In Wirklichkeit war es anders. Als Fritz Führer einmal die Liste mit den Personalangaben seiner Lagerinsassen nachprüfte, stellte er zu seinem Erstaunen fest, dass die meisten von ihnen unmöglich ihren Arbeitsvertrag gebrochen haben konnten, weil sie nie vorher in Deutschland gewesen waren. Das Reich war einem kolossalen Irrtum zum Opfer gefallen. Ein sehr hoher Prozentsatz dieser Leute setzte sich aus bürgerlichen Honoratioren, Professoren und Geistlichen zusammen, die vorübergehend als Geiseln verhaftet, an die Ruhr transportiert und aufgrund eines unbegreiflichen Irrtums zur Dechenschule gebracht worden waren, weil dort gerade Platz für ihre Unterbringung war. Was Intelligenz und Erfolg im bürgerlichen Leben anging, so waren sie auf jeden Fall die vornehmsten Ausländer in Essen, und doch befanden sie sich nun hier – ausgesucht zur Bestrafung. Ihr sorgfältig erdachtes, umsichtig angelegtes und scharf bewachtes Gefängnis war in jeder Beziehung bewundernswert. Es hatte nur einen Fehler: Es wurde zum Einsperren der falschen Leute verwendet⁴⁵.



Kapitel 20

Selbst die Götter kämpften vergebens

Krupps Haltung gegenüber seinen Arbeitern auf Zeit entsprach nicht der offiziellen Einstellung, wie man sie in Berlin hatte. General Adolf Westhoff vom OKW äusserte, dass die Wehrmacht mit der von Alfried praktizierten Behandlung russischer Kriegsgefangener nicht einverstanden sei. Unter den Beweisstücken der Anklage in Nürnberg befand sich die Aufzeichnung eines Telefongesprächs, in dem ein Oberst des OKW in Berlin am 14. Oktober 1942 sagte:

Das OKW hat in letzter Zeit von unseren eigenen Dienststellen und neuerdings auch durch anonyme Schreiben aus der deutschen Bevölkerung ganz erhebliche Klagen über die Behandlung der Kriegsgefangenen bei der Firma Krupp bekommen (insbesondere werden sie geschlagen, ferner erhalten sie nicht die ihnen zustehende Verpflegung und Freizeit, u.a. haben die Gefangenen seit sechs Wochen keine Kartoffeln mehr bekommen). So etwas gibt es sonst nirgendwo mehr in Deutschland¹.»

Die Parteiführung nahm derartige Verstösse gelassener hin, aber Krupp zog sich sogar den Unwillen der Partei zu. Im Führerprotokoll vom 21./22. März 1942 legte Albert Speer nieder: «Punkt 20: Der Führer erklärte eindeutig und ausführlich, er sei nicht damit einverstanden, dass die Russen derartig schlecht ernährt würden.» Und «Punkt 21: Der Führer ist erstaunt darüber, dass die russischen Zivilarbeiter wie Kriegsgefangene hinter Stacheldraht leben!» Speer und Sauckel versprachen, diese Praktiken abzuschaffen. Sie vertraten die Auffassung, dass Stacheldraht die Arbeitsmoral schädige; und im folgenden Monat, am 22. April 1942, wurde dieser Anordnung durch eine SS-Verfügung Gewicht verliehen, nach der solche Zäune für Zivilarbeiter-Lager verboten seien und der «dafür verwendete Stacheldraht zu entfernen ist, es sei denn, dass kein anderer Draht zur Verfügung steht». Krupp ignorierte sowohl den Führer als auch den Reichsführer SS. Bei einer im März 1943 durchgeführten Inspektion zeigte sich, dass die Essener Lager wieder eingezäunt waren, und zwar mit einem noch stärkeren und dichterem Stacheldrahtgehege².

Drexel A. Sprecher, ein bekannter Washingtoner Jurist, der an allen Nürnberger Prozessen teilnahm und anschliessend die Berge von Zeugenaussagen und Beweisstücken edierte, gestand, dass ihm der Fall Krupp die meisten Rätsel aufgab. Abschliessend sagte Sprecher: «Die von Alfried praktizierte Ausbeutung der Sklavenarbeiter übertraf die in allen anderen Industriebetrieben, einschliesslich der IG-Farben. Nirgendwo wurde, ein derartiger Sadismus geübt, eine so sinnlose Barbarei, eine so schockierende Behandlung von Menschen als seelenloses Material.» Der Grund dafür lag seiner Meinung nach in Krupps Ein-Mann-Herrschaft. «Seine Macht war absolut und daher auch absolut korrumpierend. Doch konnten die Untergebenen des Herrschers nur von diesem selbst im Zaum gehalten werden. Als er es unterliess, sie zur Ordnung zu rufen, verloren sie alle Hemmungen, und wenn die Deutschen sich einmal gehen lassen, kennen sie keine Grenzen³.»

Vielleicht war es so. Aber es gibt noch eine zweite Möglichkeit. Die Krupp-Tradition beruhte nicht nur darauf, dass die Firma einem Alleininhaber gehörte. Seit der Gründung der Dynastie hatte die Firma familiäre Bindungen gepflegt. Was immer man gegen das Prinzip des Paternalismus Vorbringen mag – und es gibt kaum einen Einwand, der in der Geschichte der Familie keine Bestätigung fände –, so bleibt doch die Tatsache, dass in keinem anderen Industrie-Imperium die Angestellten ihr ganzes Leben lang einem Chef so treu ergeben waren und dass sich diese Haltung auch auf ihre Familienangehörigen erstreckte. Ihre Zufriedenheit wurzelte in der echten Anteilnahme, die die Krupps ihnen seit Generationen entgegengebracht hatten. Diese fürsorgliche Einstellung wurde durch die anomalen Bedingungen an der Ruhr während der Kriegsjahre noch verstärkt. Sechs Jahre lang war das zahlenmässige Verhältnis zwischen dem männlichen und weiblichen Bevölkerungsanteil dramatisch verschoben. Unter dem Druck der Jahre 1939 bis 1945 kam es soweit, dass jeder taugliche Mann zwischen 16 und 60 Jahren eingezogen wurde. Zu dieser Zeit gab es im Bezirk Essen 48 '970 ausländische Männer. Hitler, Himmler und Speer konnten leicht darüber reden, dass die Schranken zwischen den Arbeitssklaven und der deutschen Zivilbevölkerung wegfallen sollten. Aber nicht alle Frauen im Ruhrgebiet betrachteten die Fremdarbeiter als Untermenschen oder liessen sich durch derartige Erwägungen beeinflussen. So zerlumpt und abgemagert die Fremden auch sein mochten – sie waren Männer. Und so kam es, dass die jungen Mädchen – und auch Hausfrauen in mittleren Jahren – zu zweit durch Essens nächtliche Strassen streiften. Für Krupps Direktorium, das an die Männer im Inferno des Krieges dachte, wurde die Promiskuität zu einer echten Gefahr, und die Befürchtungen wurden durch Berichte aus der Stadt verstärkt. Für viele Deutsche war «Rassenschande» das schlimmste Verbrechen. Und doch gibt ein Bericht aus dem zweiten Kriegsjahr an, dass im Ruhrgebiet schon Dreizehnjährige es «waghalsig und aufregend» fanden, mit Lagerinsassen sexuelle Beziehungen aufzunehmen. Daher wandten sich die Anschläge, die die Hauptverwaltung am 13. März 1942 überall in der Stadt anbringen liess, nicht an die Gefangenen, sondern an die Bevölkerung. Unter anderem hiess es darin:

Trotz mehrfacher Belehrungen und Ermahnungen verstossen zahlreiche Gefolgschaftsmitglieder immer wieder gegen die amtlichen Bestimmungen über den Umgang mit Kriegsgefangenen. So sind in jüngster Zeit Kauf- und Tauschgeschäfte zwischen deutschen Arbeitern und Arbeiterinnen bzw. zivilen Ausländern einerseits und den Kriegsgefangenen andererseits festgestellt worden⁴.

Der einzige führende Nazi, der für Krupps Schwierigkeiten echtes Mitgefühl zeigte, war der unselige Reinhard Heydrich; drei Wochen zuvor, am 20. Februar, hatte er die Deportation von Asiaten nach Deutschland sowie jeglichen privaten Kontakt zwischen der deutschen Bevölkerung und russischen Kriegsgefangenen verboten. Aber Krupp ging noch weiter. Der Bevölkerung von Essen, so hiess es in der Warnung vom 13. März, «muss ... klargemacht werden, dass alle Kriegsgefangenen – auch die französischen – Angehörige von Feindstaaten sind. Die *zivilen russischen Arbeiter sind den Kriegsgefangenen gleichzustellen*. Jedes Mitgefühl ist falsches Mitleid, das die Gerichte nicht als Entschuldigung gelten lassen⁵» (Hervorhebungen im Original).

Die Furcht vor einer Häufung der Fälle von «Rassenschande» bewirkte, dass sich die Werkschutz-Beaufichtigter von Krupps Fremdarbeitern unglaublich niederträchtig verhielten. Bülow verbot Kirchgänge, Briefe an die Angehörigen, nachlässiges Anbringen der Abzeichen für Volkszugehörigkeit und vor allem private Kontakte mit der Zivilbevölkerung. Im Hinblick auf die Möglichkeit, dass deutsche Männer von russischen Frauen verführt wurden, fügte man eine unheilverkündende Bemerkung hinzu: «Ostarbeiterinnen, die schwanger werden, sind nicht mehr der SS zu melden.» Stattdessen würde Krupp eigene Massnahmen ergreifen. Die Fälle von Schwangerschaft innerhalb und ausserhalb der Lager wurden immer mehr zu einem Problem, und ihre Zahl spricht für den menschlichen Fortpflanzungstrieb, denn im Ruhrgebiet schafften es während der Kriegsjahre nur die Listigsten, «Rassenschande» zu treiben. Zumindest auf dem Papier waren die Gefangenen nie ohne Aufsicht. «Besonders verdienstvollen» Fremdarbeitern war lediglich «gestattet, jeden zweiten Sonntag unter Aufsicht eines deutschen Wachtpostens einen Spaziergang zu machen.» Ihr Arbeitstag begann noch vor dem Morgengrauen mit dem Ruf «Aufstehen und beeilen!» und endete am Abend mit der Aufforderung «Halt's Maul⁶!»

Die Befürchtung, dass deutsche Mädchen zu Amateur-Prostituierten werden könnten, führte zu noch schärferen Freiheitsbeschränkungen. Jeder Sklave wurde als potentieller Ausbrecher scharf überwacht. Heutzutage streitet man das in Essen heftig ab, und zwar erfolgreich, da es im Gegensatz zu Krupps wiederholt geäussert behauptung steht, dass «diese Männer und Frauen die Opfer eines Zwangssystems waren, das der Staat seiner Industrie oktroyiert hatte».

Speer, der in Nürnberg aussagte, dass die Betriebe keine Kontrolle über die Lager hatten, argumentierte, dass «der Chef einer Firma sich nicht um die Zustände in solch einem Lager kümmern konnte». Daran ist etwas Wahres. Alfred konnte nicht jedes einzelne Arbeitslager inspizieren. Aber für die generelle Verfahrensweise war er verantwortlich. Die Anweisungen aus Essen kamen zweifellos von der Firmenspitze, und ganz offensichtlich bewachte die Firma ihre Häftlinge mit ungewöhnlichem Pflichteiher. In einem vom 12. Januar 1944 datierten Memorandum Alfreds heisst es, dass «ein Antrag auf Sonderurlaub für italienische Zivilarbeiter auf den ersten Blick Misstrauen erweckt», er klagt, dass «die Franzosen Vertragsverlängerungen ablehnen» und erklärt, dass «Berlin ... erneut darauf hingewiesen werden [muss], dass schärfere Mittel in der Rückführung von Urlaubern (Franzosen) ergriffen werden müssen. Trotz Einschaltung von Sauckel ist die Rückführung äusserst schwierig, vor allem in Frankreich, da es keine polizeiliche Meldepflicht gibt⁷.»

Die Abwesenden blieben nicht müssig. Aus einer Notiz von Alfred geht hervor: «Nach Berichten aus Frankreich haben Franzosen, die vertragsbrüchig geworden sind, keine Schwierigkeit, in Frankreich Arbeit zu finden.» Auch waren sie nicht nur von der teutonischen Zucht gelangweilt oder von ihren ekelerregenden Quartieren in rostigen Backhäusern, Ställen und öffentlichen Bedürfnisanstalten angewidert. Sie hatten ganz einfach Angst. Die Flakbatterien und Scheinwerferstellungen, die um den grossen Halbkreis der Lager postiert waren, reichten nicht aus. Schutzlos den Lancaster-Bomben von Sir Arthur Harris ausgeliefert, war Essen zu einer Stadt des Todes geworden. Auch Krupp machte diese Feststellung:

Die Zeit geht zu Ende, da die Gussstahlfabrik ungestört arbeiten durfte. Am 5. März 1943 trifft Essen und das Werk Krupp der erste Grossangriff aus der Luft, der letzte und schwerste wird am 11. März 1945 auf Stadt und Werk niedergehen. Zwei Jahre hindurch folgt Angriff auf Angriff, und die Monotonie dieser Kriegsform lässt Schrecken zur Gewöhnung werden. Sie fragt nicht nach Gerechten und Ungerechten, sie schont nicht die Unschuldigen und trifft selten die Schuldigen⁸.

In Wirklichkeit trafen die Bomben so gut wie nie die Schuldigen; der Krupp-Bunker bekam keinen Treffer, und die Bredeneyer Villen der Direktoren wurden nur relativ leicht beschädigt, während die Kriegsgefangenen, Fremdarbeiter und KZ-Häftlinge hilflos im Mittelpunkt der Zielscheibe kauerten. Eugen Lauffer, technischer Direktor in Alfrieds Gebäudeverwaltung, gab in einer dem Nürnberger Gerichtshof vorliegenden schriftlichen Erklärung zu, dass «die Lager ausnahmslos in den am schwersten betroffenen Gebieten waren». Nach einem Angriff wurden die Überlebenden erst 24 Stunden später ärztlich versorgt, und den schwerverletzten Katholiken, die um die Sterbesakramente baten, wurde dieser Wunsch verweigert. Im März 1943 wurden im nordwestlichen Vorort Borbeck im Lagerkomplex in der Hafenstrasse hundert Polen von englischen Bomben getötet. Nach einem undatierten Bericht, den Alfried im letzten Kriegsdrittel erhielt, waren insgesamt drei Lager «teilweise zerstört», 32 «zerstört» und 22 «zweimal zerstört» worden. Keines blieb völlig verschont. In einer einzigen Nacht, vom 22. auf den 23. Oktober 1944, zählte der Essener Stadtgenieur Gross 820 Tote und 634 Verletzte⁹.

Diese beklagenswerten Verluste waren zum Teil das Resultat wahlloser Bombenabwürfe, aber auch hier hatte Krupp, genau wie in allen anderen Dingen, seine eigene Politik; die Gerechten sollten mehr leiden als die Ungerechten, und einige Unschuldige mehr als andere. An einer bestimmten Strasse waren zwei Lager unmittelbar benachbart. Sobald es Fliegeralarm gab, suchten die jüdischen Frauen hinter dem Stacheldraht ihres Lagers in einer Kellerruine Schutz, die Polen in einem Splittergraben. Während eines kleineren Angriffs fiel eine Bombe in diesen Graben. Man zählte über 100 tote Polen, und dann kam der Befehl von oben: In Zukunft sollen die Jüdinnen in den ungeschützten Graben gehen, die Polen in den sicheren Keller. In diesem Fall hatten die Polen Glück. Aber sie hatten nicht so viel Glück wie die «Westarbeiter»; daher gab es auch an der Hafenstrasse so viele Tote. Noch im Tode galt die befohlene Rangordnung: Ein Jude hat weniger Chancen als ein Ostarbeiter, dessen Aussichten geringer sind als die eines Freiwilligen, der wiederum ein grösseres Risiko auf sich nehmen musste als das Herrenvolk. Eine der überlebenden Jüdinnen erinnerte sich: «Wenn es Fliegeralarm gab, waren wir die einzigen, denen es ausdrücklich verboten war, in den Luftschutzkeller zu gehen; wir mussten bleiben, wo wir gerade waren, und waren dem Luftangriff ohne irgendwelchen Schutz ausgesetzt...¹⁰»

Natürlich gab es für niemanden einen wirklich sicheren Unterschlupf (ausser für die Elite im Bunker unter dem Schloss auf dem Hügel), aber für die Kruppianer waren provisorische Unterstände bereitgestellt. Die Sklavenarbeiter hatten keine derartigen Luftschutzeinrichtungen – bestenfalls Splittergräben, die sie selbst gebuddelt hatten.

* Darunter können auch Deutsche gewesen sein. Die Unterlagen sind nicht eindeutig.

In einer in Nürnberg vorgelegten schriftlichen Aussage behauptete Alfried: «Soweit es sich um die Zeit nach den schweren Bombenangriffen handelt, lag die Ursache dieser Schwierigkeiten darin, dass die Errichtung und Erneuerung der Lager nicht sofort möglich war», wodurch «unzerstört gebliebene Lager und sonstige Unterkunstmöglichkeiten in verstärktem Ausmasse in Anspruch genommen werden mussten». Das ist eine primitive Verdrehung der Tatsachen, und wir haben die Aufzeichnungen eines anderen Schlotbarons, aus denen das klar hervorgeht. Im Oktober 1944, als das sechste Kriegsjahr angebrochen war und als sich das anfängliche Durcheinander gelegt hatte, infolgedessen der Bau von Luftschutzeinrichtungen «nicht sofort möglich» gewesen war, besuchte Bernhard Weiss von der Flick-Gruppe eine Krupp-Fabrik. Die Besichtigung wurde von einem Fliegeralarm unterbrochen, und nach der Entwarnung notierte er:

Da keine ausreichenden Schutzräume vorhanden waren, wurde uns empfohlen, das Werk zu verlassen. Auch die ganze Belegschaft, *mit Ausnahme der KZ-Leute*, verteilte sich teils in Omnibusse, teils auf Fahrräder, teils im Laufschrift in das umliegende Gelände in einer Entfernung von 1 bis 2 km vom Werk¹¹.

Kurz gesagt, jeder konnte sich verstecken, ausser den Gefangenen, die dableiben und alles über sich ergehen lassen mussten. Am 9. Januar 1943, um 22.30 Uhr, als der rollende Schutt nach dem ersten englischen Grossangriff auf Essen zur Ruhe gekommen war, erhielt Lehmann einen dringenden Anruf vom Werkschutz und schrieb das Gespräch für Alfried nieder:

«... Hauptmann Dahlmann rief mich an und sagte mir, dass es den Wachtposten in unserem Kriegsgefangenenlager an der Raumerstrasse nur mit Mühe gelungen ist, einen Aufstand unter den russischen Kriegsgefangenen niederzuschlagen ... Nach Hauptmann Dahlmanns Meinung wurden die Kriegsgefangenen so rebellisch, weil es im Lager Raumerstrasse keine Splittergräben gibt¹².»

Zwei Monate später, als die Lancaster während des Grossangriffs vom 5. zum 6. März 908 Tonnen Bomben abwarfen und einen zeitweiligen Stromausfall verursachten, gab es keinerlei Anzeichen für eine Panik. Ohne Gefühlsregung begruben die Sklavenarbeiter ihre Toten und machten sich rasch an den Wiederaufbau der Fabriken, deren Produktionskapazität um die Hälfte verringert worden war. Jetzt hatten sie sich mit ihrem Schicksal abgefunden und wussten, dass ihnen keine Wahl blieb. Wenn sie ausharrten, wurden sie vielleicht von englischen Bomben zerrissen; wenn sie wegrannten, war ihnen der Tod durch Garben aus Mannlicher-Gewehren und Mausern gewiss. Sie steckten in einer mitleiderregenden Zwangslage, aber nichts wurde unternommen, um ihnen zu helfen. In dem erwähnten ersten Memorandum an Alfried berichtete Lehmann, dass Dahlmann «dringend um die Anlegung solcher Gräben ersucht, damit unter anderem die in der Nähe wohnende Zivilbevölkerung nicht durch ernste Zwischenfälle beunruhigt wird». Abgesehen von der eigenartigen Reihenfolge der Dringlichkeitsstufen, hatte der Hauptmann recht. Nichts geschah. In einem Routinebericht vom 16. Oktober wurde festgestellt, dass es in der Raumerstrasse «keine Luftschutzräume für Wachtposten oder Kriegsgefangene gibt». In der Tat stand den Lagerinsassen gegen Brandbomben nicht einmal Sand zur Verfügung¹³.

In ähnlicher Form warnte der Führer des Lagers Hafenstrasse die Hauptverwaltung, dass seine 1'400 Polen, Tschechen und Russen der Gefahr ungeschützt ausgesetzt seien. Wieder schrieb Lehmann pflichtgetreu nieder: «Gestern rief mich Hauptmann Fiene vom hiesigen Werkschutz an und sagte, dass zum Schutz vor Splintern so rasch wie möglich Splittergräben ausgehoben werden sollten ...» Zwei Monate danach, als die Lager an der Hafenstrasse im März 1943 völlig vernichtet wurden, gab es immer noch keine Splittergräben. Die Lager wurden wiederaufgebaut und mit neuen «Stücken» gefüllt – aber wieder wurde nichts für ihre Sicherheit getan, und wieder mussten die Insassen sterben. Und so ging es ständig weiter. Lehmanns Berichte wurden auf die leichte Schulter genommen oder beiseitegelegt; aber auch er schob Beanstandungen, die an ihn gerichtet waren, beiseite. Am 13. Oktober 1942 sandte ihm einer seiner Untergebenen einen Bericht über einen Besuch im Lager Herderstrasse, in dem er unter anderem monierte: «Luftschutzeinrichtungen sind überhaupt nicht vorhanden. Dergleichen gibt es weder für Wachtposten noch für Kriegsgefangene Splittergräben». Lehmann schob ihn beiseite. Im nächsten Jahr wurde das Lager Herderstrasse dem Erdboden gleichgemacht, und 600 sowjetische Kriegsgefangene kamen dabei um¹⁴.

Splittergräben waren nur die primitivsten Schutzeinrichtungen. Aber sie waren besser als nichts, und als die Bombenangriffe immer heftiger wurden, scharften die Sklaven mit ihren blossen Händen Kuhlen aus. Werkschutz und SS machten keinen Versuch, sie daran zu hindern, boten jedoch auch keine Hilfe an. Die Wachmannschaft der Dechenschule baute sich einen stabilen Bunker. Auch ihre Familienangehörigen hatten darin Platz. Bitten um Zuflucht wurden jedoch überhört; die Sklavenarbeiter mussten sich mit einer Mulde begnügen, die sie innerhalb des Lagerbezirks ausgescharrt hatten. Die Situation im Walzwerk II war fast identisch. Laut Aussage von Gerhardt Marquardt, einem altgedienten Maschinisten, der seit 1920 bei Krupp arbeitete, bauten seine deutschen Kollegen einen Aufenthaltsraum zum Luftschutzkeller um, indem sie Decken und Wände aus Eisenbeton neu aufzogen. Wenn die Sirenen heulten, waren die französischen Kriegsgefangenen, die Seite an Seite mit ihnen arbeiteten, Ausgestossene; die Kriegsgefangenen mussten sich in einer Halde vor dem Werk eingraben¹⁵.

Wenn die britischen Aufklärer am Himmel erschienen – die der Konzernherr in der Villa Hügel ohne eine Gefühlsregung beobachtete waren diejenigen Sklaven, die in der Nähe von Eisenbahnunterführungen hausten, die vom Glück begünstigten. Drei Kilometer westlich vom Hauptverwaltungsgebäude gab es an der Bahnlinie Essen-Mülheim drei solche Unterführungen, und zwar an der Nöggerath-, Grunert- und Böhmerstrasse. Letztere war mit Abstand die beste – sie war 68 Meter lang, sechs Meter breit und besass eine gewölbte, zehn Meter hohe Decke. Ein Bauwerk, das eine Lokomotive tragen konnte, war damals ein sicherer Schutz vor den Schrecken der Bombenangriffe. Noch heute kann jeder, der jene Zeit miterlebt hat, die Vorteile sofort einsehen. Obgleich die Aussenwände von den Spuren der Splitter, die vor einer Generation dagegenprallten, übersät sind, macht das Innere des Tunnels einen beruhigend stabilen Eindruck.

Diese Zufluchtsstätte war fünf Blöcke – rund 650 Meter – vom Lager Raumerstrasse entfernt. Ein behender Mann brauchte höchstens drei Minuten bis dorthin, und

seit es im Januar 1943 fast zu einer Revolte gekommen war, gestatteten die Wachtposten den Gefangenen, mit ihnen loszuspurten. Das heisst, nur den Feinsten von ihnen war es erlaubt, mitzukommen; alle hatten im Tunnel nicht Platz. In einem Bericht aus jener Zeit heisst es: «In diesem Lager gab es 1'200 bis 1'500 Gefangene und ... so viele hatten in der Unterführung nicht Platz, so dass die übrigen während eines Fliegeralarms im Lager bleiben mussten.» Schon das erste Wettrennen trennte die Schnellen von den Langsamen. Danach blieben alle, die wussten, dass sie es nicht schafften, im Lager. Für den Werkschutz war das eine ideale Lösung – die Tauglichsten überlebten. In Wirklichkeit überlebten die Jüngsten. Die Männer, die wegen ihrer Langsamkeit Zurückbleiben mussten, waren im fortgeschrittenen Alter. Somit wurde die Lebenserwartung von der Zahl der Jahre scharf reguliert; die Gefangenen in der Raumerstrasse, die im Bombenhagel umkamen, waren alle alt¹⁶.

Pech für die Insassen des Lagers Nöggerathstrasse: Die nächstgelegene Unterführung gehörte zum zivilen Verteidigungsnetz. Beim Höhepunkt der Angriffe rasten die Löschzüge aus Altendorf und Frohnhausen hindurch, und für Fussgänger war der Tunnel verboten. So blieb nur die Unterführung Grunertstrasse übrig, und die war nicht viel wert; eigentlich war es kaum mehr als eine Brücke. Ausserdem lag der Tunnel zu weit vom Lager entfernt. Der Lagerführer liess bekanntmachen, dass die Lagerinsassen, die dorthin wollten, auch dort bleiben müssten; man würde ihnen besonderes Wachpersonal mitgeben. Obgleich das bedeutete, dass sie in Zukunft auf grobem Kopfsteinpflaster schlafen mussten, meldeten sich alle französischen Kriegsgefangenen. Das Problem wurde dadurch gelöst, dass jeder ein Los zog, und die 170 Gewinner wechselten das Quartier. Am 12. Juni 1944 schickte ein gewisser Dr. Stinnesbeck dem unermüdlichen Dr. Jäger einen Bericht über das «Kriegsgefangenenlager Nr. 1420 an der Nöggerathstrasse». Stinnesbeck war in Nöten. Die Lagerinsassen wurden im Freien ärztlich behandelt; die Revierstunde wurde an der verkohlten Toilette eines ausgebrannten Hauses abgehalten; die Sanitäter schliefen im Männerklo; es gab keine Medikamente und kein Verbandsmaterial. Was den Arzt im Hinblick auf die Gefangenen aber am meisten beunruhigte, war, dass «170 von ihnen ... nicht mehr in Baracken untergebracht sind». Sie hausten jetzt in der Unterführung Grunertstrasse, und «dieser Tunnel ist feucht und für Menschen nicht geeignet¹⁷».

Diesmal blieb Jäger ungerührt. Er war länger als sein Kollege in diesem Geschäft und hatte gelernt, sich mit den Tatsachen abzufinden. Die Situation im Lager Nöggerathstrasse war eine einfache Rechenaufgabe. Vor einem Jahr waren dort 1'100 Franzosen gewesen. Seit dieser Zeit waren 286 Barackenbewohner durch Bomben umgekommen. Der Tunnel mochte feucht, unbequem und unter normalen Umständen als Wohnstätte ungeeignet sein, aber 170 waren dort hingezogen, und 170 lebten dort immer noch. Die Inhaber der Gewinnlose hatten ihr Leben gewonnen.

In den letzten qualvollen Tagen des Tausendjährigen Reichs flohen zwei von Goebbels' Sekretärinnen per Fahrrad aus Berlin, und der verkrüppelte Doktor, der bereits seinen Selbstmord plante, klagte: «Welche Garantie gibt es jetzt noch, dass die Bürostunden eingehalten werden?» Im Hauptverwaltungsgebäude war man über den Irra-

lismus der nationalsozialistischen Bürokraten abwechselnd amüsiert und wütend, und man taufte die Wilhelmstrasse «das Idiotenhaus». Aber das hiess wirklich Eulen nach Athen tragen. Nichts in der Hauptstadt konnte idiotischer sein als die in Essen praktizierte sinnlose Ruinierung der Sklavenarbeiter. Der brutalste arabische Sklavenhalter weiss über den Wert seiner menschlichen Arbeitstiere Bescheid. Er mag sie demütigen, beschimpfen und sogar bis zu einem gewissen Grad misshandeln, doch stets wird er darauf achten, dass sie am Leben bleiben. Andernfalls kann er seine Investition als Totalverlust abbuchen. Daher wird es ein ewiges Rätsel bleiben, weshalb Krupp das Leben von Menschen vergeudete, die ihm Nutzen brachten, dass er es unterliess, sie vor den mörderischen Bombenangriffen zu schützen. «Mit der Dummheit kämpfen selbst die Götter vergebens», schrieb Schiller in der «Jungfrau von Orléans»¹⁸.

Obgleich die Weltanschauung der Nazis gegenüber fremdrassigen Untermenschen absolute Unbarmherzigkeit verlangte, stieg der Bedarf an Arbeitskräften so an, dass selbst die fanatischsten Mitglieder der Hierarchie die Notwendigkeit für eine gewisse Mässigung einsahen. Es wurde ihnen klar, dass ein zufriedener Sklave ein leistungsfähiger Sklave ist. Daher wurden Exzesse verurteilt, nicht aus Gewissensgründen, sondern aus Gründen der Effizienz. Nach einer besonders brutalen Menschenjagd im Herbst 1942 protestierte Alfred Rosenbergs Ministerium gegen «Rekrutierungs'-Methoden ... die wahrscheinlich die schwärzesten Zeiten des Sklavenhandels zum Vorbild hatten». Göring tat kund, dass für die Ostarbeiter, für die Menschen zweiter Klasse, Holzpantinen und «eine Spezialverpflegung» («Katzen, Pferde usw.») genügte; doch stimmte er mit Goebbels überein, dass nur ein ausreichend ernährter Mann sein Tagespensum ableisten konnte. Nach Speers Ansicht war «nichts dagegen einzuwenden, dass die SS drastische Massnahmen ergriff und die als Müssiggänger bekannten in Konzentrationslager einwies»; aber auch er bestand auf ausreichender Verpflegung und Unterbringung, weil sonst die Arbeitsleistung hoffnungslos absinken würde¹⁹.

Überraschenderweise war Fritz Sauckel, der oberste Reichssklavenjäger, der hartnäckigste Verfechter der Anwendung anständiger Methoden. Seine Einstellung geht aus vielen erbeuteten Dokumenten hervor, und sie kam stets klar und deutlich zum Ausdruck. Sauckel starb zwar auf dem Schafott, doch tragen viele Männer, die ihn überlebten und es später in der Bundesrepublik zu Wohlstand brachten, eine Mitschuld an den übelsten Verbrechen, deren man ihn überführte. Seine Ansprachen und Berichte beweisen, dass er seine Vorgesetzten, seine Untergebenen und vor allem die Schlotbarone eindringlich bat, sich ihre Entscheidungen genau zu überlegen. Er gehörte früher der Handelsmarine an und war kein Intellektueller wie Schacht oder Alfred Krupp; am 9. März 1943 notierte Goebbels pessimistisch in sein Tagebuch: «Sauckel besitzt nicht die Fähigkeit, den für ein Programm notwendigen Umschaltungsprozess praktisch durchzuführen.» Aber der oberste Sklavenjäger hatte den Kern der Sache erkannt. Sauckel beschwor die Industriellen, die er belieferte, ihre Sklaven mit Medikamenten, Verpflegung und angemessenen Unterkünften zu versorgen und sagte: «Sklaven, die unterernährt, krank, voller Groll, verzweifelt und von Hass erfüllt sind, erbringen niemals die maximale Arbeitsleistung, die sie unter normalen Bedingungen erreichen könnten²⁰.»

Krupp blieb unbeeindruckt und setzte das übelste Sklavenarbeiterprogramm fort, das es im ganzen Reich gab. Die Fremdarbeiter in seinen 81 Grossbetrieben waren stets unterernährt und krank, als Folge davon voller Groll, verzweifelt und von Hass erfüllt. In diesem Zustand waren sie natürlich nie in Hochform. Aber Alfried hatte das auch gar nicht erwartet. «Selbstverständlich», erklärte er in einer vom 3. Juli 1947 datierten Aussage, «konnten wir daher naturgemäss von ihnen nicht die Arbeitsleistung eines normalen deutschen Arbeiters erhalten.» *Selbstverständlich*: Wie konnten auch Untermenschen mit Menschen Schritt halten? Natürlich spielte er auch hier mit gezinkten Karten. Schon am 20. März 1942, als die deutschen Lagerhäuser dank der in den besetzten Ländern konfiszierten Ernten mit dem grössten Nahrungsmittelüberschuss in der Geschichte des Landes vollgestopft waren, enthüllte eine aufschlussreiche Aktennotiz, dass während einer Besprechung über das Verpflegungswesen, die in der Raumerstrasse stattfand, «Herr Hassel vom Werkschutz, der gleichfalls anwesend war, sich einschaltete und sagte ... dass man es hier mit Bolschewisten zu tun habe, die besser Prügel statt Essen bekommen sollten». Der Verfechter dieser wahrhaft erleuchteten Einstellung war einer von Alfrieds einflussreichsten Gefolgsleuten; er vertrat die Meinung der Altendorfer Strasse; und im Jahr 1942 berichtete eine Gruppe von Wehrmachtsoffizieren nach einer Inspektionstour durch die Kriegsgefangenenlager: «Hungerödeme wurden nur in Krupp-Lagern gesehen.» Später gab Alfried zu, es sei ihm damals bekannt gewesen, dass die Sklaven am Verhungern waren: «Die Tatsachen, dass Klagen wegen unzulänglicher Verpflegung ausländischer Arbeiter häufig erhoben (wurden) ... (ist) mir wohl erinnerlich²¹.»

Er schob die Schuld auf «technische Schwierigkeiten» und «auf die behördlichen Anordnungen, welche die Verpflegungssätze detailliert regelten». Letzteres entsprach der Wahrheit. Und die Vorschriften waren vernünftig. Mit Wirkung vom 9. Februar 1942 sollten zur Zwangsarbeit rekrutierte Russen und Polen mindestens 2'156 Kalorien pro Tag bekommen. Für Schwerarbeiter sollte es 2'615, für Schwerstarbeiter 2'909 Kalorien geben. Aber was geschah in jenen Monaten bei Krupp? Am 14. März klagte der Aufseher einer Werkzeugfabrik:

Wir stellen in den letzten Tagen fest, dass die Beköstigung der hier eingesetzten Russen derart miserabel ist, dass die Leute von Tag zu Tag mehr geschwächt sind. Feststellungen haben ergeben, dass die einzelnen Russen nicht in der Lage sind, beispielsweise einen Drehstahl einwandfrei anzuziehen wegen fehlender körperlicher Kräfte. Genauso verhält es sich an allen anderen Arbeitsplätzen, an denen Russen beschäftigt sind. Wenn nicht dafür Sorge getragen wird, dass die Verpflegung so weit geändert wird, dass von diesen Leuten eine normale Arbeitsleistung verlangt werden kann, so ist damit der Einsatz dieser Leute mit dem ganzen damit erforderlichen Aufwand umsonst gewesen²².

Tatsächlich sah es überall im Konzern so aus. Vier Tage danach beschrieb ein Krupp-Vorarbeiter in einem Brief an einen anderen Vorarbeiter, wie sich die tägliche Inspektion durch die Chefs der Oberlagerführung abspielte:

Was die Herren sich aber unter Tagesration vorstellen, ist mir ein Rätsel ..., denn von der dünnen Suppe haben sie mir noch das dünnste abgeschoppt. Es war buch-

stächlich nur Wasser mit einer Handvoll Steckrüben, genauso, als wenn es Spülwasser gewesen wäre ... Die Leute sollen hier für uns arbeiten, gut, aber dann muss auch dafür gesorgt werden, dass sie wenigstens das Allernötigste bekommen. Ich habe verschiedene Gestalten im Lager gesehen, da ist mir tatsächlich ein kalter Schauer über den Buckel gelaufen. Ich traf dort auch einen, der sah aus, als wenn er die Bartflechte hätte ... Wenn das so weitergeht, dann werden wir alle noch verseucht. Schade, jetzt wo es immer wieder heisst, Leistungssteigerung muss gemacht werden, um die Leute auch leistungsfähig zu erhalten ...²³

Nichts wurde getan. Acht Tage später berichtete der Leiter einer Kesselfabrik über die Arbeitsleistung seiner russischen Soldaten und Zivilisten. Seit ihrer Ankunft und dem Beginn der miserablen Verpflegung waren sechs Wochen vergangen, stellte er fest, und sie waren «in einem körperlich schwachen Zustand ... Von den 32 z. Zt. geführten russischen Kriegsgefangenen sind meistens zehn bis zwölf wegen Krankheit täglich nicht anwesend ... Der Grund, weshalb die Russen nicht zur Leistungsfähigkeit kommen, liegt meiner Ansicht nach darin, dass dieselben bei der gewährten Verpflegung niemals die von ihnen erhoffte Arbeitskraft bieten werden. Das Essen besteht z.B. an einigen Tagen aus einer Wassersuppe mit Kohlblättern und einigen Stückchen Steckrüben.» Das war Krupps berühmte «Bunkersuppe», die vielleicht 350 Kalorien enthielt. Manchmal gab es noch eine zweite Mahlzeit, bestehend aus einer papierdünnen Brotschnitte mit Marmelade, aber am lebhaftesten erinnerten sich die Überlebenden daran, wie sie in der Abenddämmerung aus den Fabriken in das Lager zurückkehrten und dort, von Hungerkrämpfen gequält, antreten und die Blechnäpfe vorstrecken mussten, um einen Schlag dieses üblen Frasses in Empfang zu nehmen. Die Firma gehörte zu den wenigen Unternehmen, denen es der mit der SS abgeschlossene Vertrag gestattete, für die Verpflegung der Arbeitssklaven nach Belieben zu sorgen, so dass ein Teil der pro Tag an Himmler zu zahlenden vier Mark eingespart werden konnte. Auch IG-Farben gehörte dazu, aber dort bekamen die Zwangsarbeiter ihre volle Ration, und die Schwerarbeiter erhielten eine Zusatzverpflegung. Bei Krupp war es anders. Die in Nürnberg gemachte Aussage eines Kruppianers gibt ein Bild von der verzweifelten Lage der Gefangenen:

Die warme Mahlzeit bestand aus Suppe, die kalte aus Brot mit Marmelade oder Margarine. Die sogenannte «Bunkersuppe», die bei Krupp serviert wurde, wurde von manchen deutschen Arbeitern nicht angerührt. Aber nach den Luftangriffen im Oktober 1944 gab es sogar das nicht mehr. Die Nachtschicht bekam niemals Zusatzverpflegung* ... Krupp erhielt für die Ernährung der Gefangenen 0,70 RM pro Tag und Person²⁴.

Wie in allen anderen Dingen, war Krupp auch in der Verpflegungsfrage bemüht, den Rassenunterschied zu beachten: Zwangsarbeiter aus westeuropäischen Ländern waren Untermenschen, aber Ostarbeiter waren Unteruntermenschen. Allerdings verwischte sich die Trennlinie im weiteren Verlauf des Krieges. Als einer der Verteidiger Krupps drei Jahre nach Kriegsende einen Holländer ins Kreuzverhör nahm und ihn

* Sauckel hatte die Anweisung erlassen, dass Arbeiter, die zur Nachtschicht gehörten, 2'244 Kalorien pro Tag bekommen sollten.

über seine Rationen ausfragte, erhielt er zur Antwort: «Soweit ich mich erinnern kann, haben wir nur einen Kanten täglich bekommen.» (Diese Scheibe, fügte der Zeuge hinzu, wog ungefähr 40 Gramm.) Bei dieser Verpflegung ging es mit den Gefangenen rapide bergab, und einige der bewegendsten Geschichten, die ich von Überlebenden hörte, handelten von Männern, die aus Essen in ihre Heimatorte in Frankreich und Holland zurückkehrten und keinen Einlass fanden – die Tür wurde ihnen buchstäblich vor der Nase zugeschlagen –, weil ihre Frauen und Mütter sie nicht mehr erkannten. Im Allgemeinen bekamen die Gefangenen aus östlichen Ländern von allem weniger – ausgenommen Misshandlungen. «Von allen Kriegsgefangenen ging es ihnen am schlechtesten», war die Meinung des Nürnberger Gerichts, und diese Feststellung wird durch Aussagen, Dokumente und Beweismaterial im Gewicht von über einem halben Zentner erhärtet. Der Beschluss, dass sie schlecht zu behandeln seien, wurde auf höchster Ebene gefasst. In einem Memorandum hielt der Bürovorsteher der Lokomotiven-Fabrik der Firma fest, dass Lehmann, der seine Anweisungen direkt von Alfried erhielt, ihm gesagt hatte, jeder Russe solle «zwischen 4 und 5 Uhr morgens 300 Gramm Brot» bekommen. Der Vorsteher fügte hinzu: «Ich wies darauf hin, dass es unmöglich sei, bei einer derartigen Brotration bis 18 Uhr zu existieren, worauf Dr. Lehmann mir sagte, dass die russischen Kriegsgefangenen sich nicht an die für Westeuropäer geltenden Ernährungsmaassstäbe gewöhnen dürften²⁵.»

Zu Alfrieds Mitangeklagten im Nürnberger Justizpalast gehörte Max Ihn, der im März 1941 ins Direktorium berufen worden war. In einer zwei Jahre nach dem Zusammenbruch abgegebenen schriftlichen Erklärung gab Ihn zu: «Die Essensrationen für die russischen Arbeiter waren so niedrig, dass ... es fast unmöglich war, diese Leute zum Arbeiten zu bringen.» Er schob die Schuld daran der Regierung zu und behauptete, dass die Rationen «schliesslich allmählich erhöht wurden». In Wirklichkeit war das Gegenteil der Fall. Die Rationen wurden so winzig, dass das Küchenpersonal manchmal vergass, sie überhaupt auszugeben; am ersten Jahrestag seiner Ernennung erhielt Ihn von der Panzerwagenfabrik folgende handschriftliche Notiz: «Herr Balz teilt mir mit, dass die Rationen für die neun russischen Zivilisten der Nachtschicht vom 19. zum 20. März vergessen wurden. Daher weigerte sich Vorarbeiter Grollius, die Leute an die Arbeit gehen zu lassen. Erst dann gab man ihnen die Verpflegung.» Es war klar – Grollius war unverschämt, wenn nicht sogar ein Rebell. Aber er war nicht der einzige. Einige Monate später protestierte eine Gruppe Kruppianer gegen die Verpflegung der Russen. In einem Polizeistaat gehört Mut dazu, öffentlich Mitgefühl auszudrücken, aber eine kleine Minderheit Mutiger gab es immer, und sie verdienen, dass man sich ihrer erinnert. Im letzten Kriegswinter, als andere ihr Mitleid über Bord geworfen hatten, bemerkte ein Arbeiter, dass sich andere Kruppianer um die jüdischen Arbeiterinnen sorgten: «Die deutschen Arbeiter sahen, wie unzureichend diese Mädchen verpflegt wurden, und steckten ihnen manchmal aus Mitleid etwas Essbares zu²⁶.»

Aber leider genügte das nicht. Für private Hilfe war das Leid zu gross geworden. Schon im Winter 1942/43, als Alfried *de facto* Konzernherr geworden war, hätte sich selbst bei oberflächlichem Durchblättern der im Hauptverwaltungsgebäude abgelegten Berichte gezeigt, dass nur eine grossangelegte Rettungsaktion die Katastrophe verhüten konnte. Hier drei Beispiele:

Am 20. Oktober 1942 berichtete ein Abteilungsleiter nach einem Besuch im Lager Raumerstrasse an Lehmann:

Wehrmachtsangehörige, die schon länger in der Gefangenenbewachung tätig sind, erklärten, dass sie verschiedentlich Neustransporte beobachtet hätten, die bei der Ankunft in bester gesundheitlicher Verfassung gewesen seien und einen strammen und forschenden Eindruck machten, aber schon nach wenigen Wochen in einem aussergewöhnlich reduzierten Zustand waren. Kontrollierende Wehrmachtsärzte haben sich in den Lagern ebenfalls in dieser Richtung geäussert und haben auch erklärt, dass sie nirgends einen solch schlechten allgemeinen Zustand bei den Russen angetroffen hätten, als in den Krupp-Lagern²⁷.

Am 19. November 1942 berichtete Apparatebau II an die Oberlagerführung: «Wir haben in den letzten Tagen immer wieder feststellen müssen, dass die Ernährung der russischen Kriegsgefangenen, die bei uns im Betrieb ausschliesslich als Schwerarbeiter beschäftigt sind, völlig unzureichend ist. Wir haben dieses in unserem Schreiben vom 30.10.42 an Herrn Ihn bereits zum Ausdruck gebracht. Wir müssen immer wieder feststellen, dass die Leute bei dieser Verpflegung immer nach kurzer Zeit bei der Arbeit zusammenbrechen und teilweise eingehen ... Wir müssen bei der schweren Arbeit (Richten von Flugzeugpanzerblechen) darauf bestehen, dass die Ernährung so ausreichend ist, dass uns diese Arbeitskräfte tatsächlich erhalten bleiben²⁸.»

Am 7. Mai 1943 berichtete Dr. Gerhard Viele, Alfrieds Leibarzt und Leiter der Krupp-Krankenhäuser:

Betrifft: Todesfälle der Ostarbeiter. Im Krankenhaus Lazarettstrasse sind 54 Ostarbeiter verstorben, davon vier durch äussere Einwirkung und 50 an Erkrankungen. Die Todesursachen bei diesen 50 an Erkrankungen verstorbenen Ostarbeitern waren folgende: Tuberkulose: 38 (davon zwei Frauen), Unterernährung: zwei, Magenblutung: einer, Darmerkrankung: zwei, Typhus: einer (weibl.), Lungenentzündung: drei, Blinddarmentzündung: einer (weibl.), Leberleiden: einer, Abszess: einer. Die Zusammenstellung ergibt also, dass vier Fünftel an Tbc und Unterernährung verstorben sind = 80 Prozent²⁹.

Der Arzt koppelte Tuberkulose und Unterernährung, weil beides im Jahr 1943 fast immer gemeinsam auftrat. Jeder Mediziner wusste, dass die Lungentuberkulose seit Kriegsbeginn in ganz Europa stark angestiegen war – sie sollte erst 1947 wieder zurückgehen – und dass zwar jedermann Tuberkelbazillen einatmete, die Symptome jedoch nur dann manifest wurden, wenn die körpereigene Resistenz herabgesetzt war, meist durch Nahrungsmangel. Normalerweise hätte jeder Arzt nach Sicherung der Diagnose bessere Ernährung und Ruhe verordnet. Aber in Essen waren alle Vorzeichen umgekehrt, und so blieb den Ärzten genau wie den Vorarbeitern und den Werkschutzleuten nichts anderes übrig, als Zahlenreihen zu addieren und die Bilanz des Todes vorzulegen, während die Gefangenen in den trostlosen Lagern die Symptome der fortgeschrittenen Tuberkulose zeigten, die in Dr. Vieles Aufzeichnungen so sorgfältig beschrieben waren: Husten, Kurzatmigkeit und Blutspeien.

Im Nürnberger Justizpalast präsentierte Dr. Theodor Rohlf, ehemals Lagerarzt im

Stalag VI-I, einem Sammellager mit 80'000 Gefangenen in Düsseldorf, ein erstaunliches Beispiel dafür, wie preussische Logik Schwarz und Weiss verkehren kann. Dr. Rohlfs war als Zeuge der Verteidigung geladen. Im Gegensatz zu Dr. Jäger war er nicht der Ansicht, dass die Krupp-Lager so schlecht gewesen seien. Nach seiner Aussage waren die Fremdarbeiter dort «in wirklich beklagenswerter körperlicher Verfassung» angekommen, die, so sagte er überzeugt, «sicherlich auf die Anstrengungen des Transports und vielleicht auch auf den Aufenthalt in den Sammellagern zurückzuführen» war. Dann ratterte er statistische Angaben herunter. Die Zahlen klangen beeindruckend; die Krankheitsrate bei den italienischen Arbeitern habe 4 Prozent betragen, bei den Deutschen 3 bis 4 Prozent, bei den Franzosen 2,5 Prozent. Anscheinend waren die Franzosen gesünder gewesen als die Kruppianer. Zugegebenermassen sei der Prozentsatz bei den Russen anfänglich «überaus hoch» gewesen. Aber unter der Fürsorge von Krupp – behauptete Dr. Rohlfs – habe sich die Zahl dramatisch geändert. Krupps Anwälte waren fertig, und jetzt nahm Max Mandellaub, ein deutschsprechender amerikanischer Anwalt, den Zeugen ins Kreuzverhör. Das Duell war kurz, und der *coup de maître* atemberaubend. Mandellaub fragte, ob Rohlfs «hier unter Eid aussagen» könne, «dass die Situation der Kriegsgefangenen in Essen, insbesondere der russischen Kriegsgefangenen, zufriedenstellend gewesen» sei.

R.: Ja, sie war zufriedenstellend, soweit es unter den damals herrschenden Bedingungen möglich war.

M.: Sie sagten... die Russen hatten eine Krankenziffer von 35 Prozent. Wenn ich mich recht erinnere, müssen es 35 Prozent gewesen sein.

R.: Ja.

M.: Dieser Prozentsatz sank dann auf sechs Prozent. Ist das richtig?

R.: Ja. Ich erinnere mich ganz genau an diese Zahl.

M.: An welchem Datum war das?

An diesem Punkt geriet Rohlfs' Selbstsicherheit ins Wanken, und er antwortete: «Das kann ich leider nicht sagen. Es gelang uns, bei den Russen die Krankenziffer so weit zu senken, dass sich der Prozentsatz der Kranken um sechs Prozent bewegte.»

Der Amerikaner stiess nach:

M.: Wie viele Todesfälle hatten Sie?

R.: Ich kann darüber keine Zahlenangaben machen... viele starben durch hochgradige Schwäche und Erschöpfung ...

M.: Ist es daher korrekt, wenn man annimmt, dass dieser Rückgang der Krankenziffer im Falle der russischen Kriegsgefangenen teilweise auch auf die Todesfälle zurückgeführt werden könnte?

R.: Ja, natürlich³⁰...

Natürlich. Da sie keines gewaltsamen Todes gestorben waren, fand der Arzt es nicht seltsam, dass der Prozentsatz von 35 auf 6 sank, ohne dass er dabei den Unterschied berücksichtigte, ob einer geheilt wurde oder starb. Daher ist die tatsächliche Zahl der Todesfälle in Krupp-Lagern nicht bekannt, auch bei den Patienten nicht, die durch Dr. Jägers Krankenrevier gingen, wo man stets den Entlassungsgrund eintrug. Wahrscheinlich sind viele Unterlagen durch Bomben zerstört worden; ganz sicher wurden manche von Krupp vernichtet.

Die Überlebenden konnten sich nur selten an die letzten Stunden der Verhungernden erinnern. Oft sanken die Opfer in ein Koma und taten den letzten Atemzug, während die anderen Sklaven in den Fabriken waren; die Leichen wurden vom Werkschutz oder von der SS weggeschafft, und die meisten Lagerregistaturen waren verlorengegangen oder verbrannt, bevor die alliierten Truppen einzogen. Ein kleines Mosaiksteinchen, das auf das ganze Bild der unendlichen Tragödie hinweist, die sich damals abspielte, ist ein dünner Ordner mit Berichten, deren Papier jetzt vergilbt und brüchig ist, die aber immer noch lesbar sind und die Stempel und Unterschriften der zuständigen Bearbeiter tragen: «Betrifft: Tod des sowjetrussischen Kriegsgefangenen 326 / 39004, Schosow, Sergej durch Erschiessen³¹.»

Am Vormittag des 29. April 1944 – es war ein warmer, feuchtschwüler Sonnabend – gehörte Schosow zu einer Arbeitsgruppe, die den Schutt einer zerbombten Krupp-Bäckerei wegzuräumen hatte. Gegen Mittag sah ein Werkschutzmann namens Wilhelm Jacke, wie Schosow nach einem verkohlten Stück Brot griff. Im nächsten Moment, so stellte ein Wuppertaler Kriegsgericht fest, «wurde der Kriegsgefangene durch einen Schuss in die Brust getötet». Auf Empfehlung eines Heeresjustizinspektors entschied ein Kriegsgerichtsrat: «Die durchgeführten Untersuchungen haben ergeben, dass Wilhelm Jacke im Einklang mit den Vorschriften gehandelt hat; es besteht kein Anlass, gegen ihn vorzugehen.»

Wie es sich im Ruhrgebiet gehörte, wurde das Urteil zur Genehmigung nach Essen geschickt. Bülow wollte «Jacke öffentlich belobigen». Am 14. Juni konnte einer seiner Untergebenen ihn überreden, dem Posten nur einen Belobigungsbrief zu schicken, mit der Begründung, dass eine solche Geste «die Angelegenheit zum Abschluss bringen würde». So geschah es: In die Personalakte des Mörders wurde eine anerkennende Notiz eingheftet, und die Leiche verschwand. Wir wissen so gut wie nichts über Sergej Schosow – sein Alter, seinen Rang, wie er aussah, oder ob er Angehörige hatte –, und wir werden auch nichts mehr über ihn erfahren. Für uns bedeutet sein Name genauso viel wie die Krupp-Zahl 326/39004. Aber er war ein Mensch. Er hatte Hunger. Er wusste, dass er sein Leben riskierte, wenn er nach der Brotkruste griff, aber er konnte nicht anders, und indem wir uns vorstellen, wie er zwischen den geborstenen Trägern und dem zermalmtten Backofen kauerte und mit verkrampfter Hand danach langte, bis ihn plötzlich ein Mannlicher-Geschoss niederstreckte, können wir einen kurzen Blick auf die Passion der Sklavenarbeiter werfen.

Auch sein Henker ist für uns anonym. Jacke sonnte sich ein knappes Jahr in seiner Berühmtheit; nach Hitlers Selbstmord im Führerbunker änderte sich Jackes Status abrupt, und wie so viele andere, deren Namen im Justizpalast erwähnt wurden, verschwand er. Aber auch er ist mehr als nur eine Zahl. Jacke war kein vertierter Menschenfresser – er hatte nur die Grundzüge der verfeinerten Kruppschen Politik begriffen. Das gleiche gilt auch für die Wachtposten am Bahnhof: Wenn sie den neu ankommenden Fremdarbeitern entgegenschrien: «Keine Arbeit, kein Fressen», gaben sie die Bedingungen der Arbeitsverträge bekannt. Wie es ein objektiverer Beobachter ausdrückte: «In vielen Fällen erhielten die Gefangenen zur Strafe Essensentzug³².»

Da die Produktionsstatistik die abnehmende Arbeitsleistung der «Stücke» wider-

spiegelte, suchte die Firma nach einer Lösung des Problems. Am 27. Oktober 1942 berief Bülow eine Konferenz aller Lagerführer ein. Der erste Punkt in dem danach erstellten Memorandum befasst sich mit dem Arbeitsantritt; auszugsweise heisst es dort:

Alle Lagerführer klagten, dass die grössten Schwierigkeiten beständen, die Ostarbeiter und Ostarbeiterinnen morgens zum Arbeitseinsatz zu bringen. In der Dunkelheit – der Antritt zum ersten Einsatz findet schon um 4.30 Uhr statt – drückt sich ein Teil der Leute, versteckt sich in den Klosetts, Schränken, unter den Betten oder legt sich in Betten anderer Baracken usw. Die Lagerführer sind sämtlich der Ansicht, dass hiergegen nur in der Weise vorzugehen ist, dass die Drückeberger hart angefasst und mit Gewalt herangezogen werden³³.

Jetzt machten sich die schwarz-blau uniformierten Kommandanten im Ernst an die Arbeit. In Zukunft, verkündeten sie, würde Widerspenstigkeit von Sklaven als «grobpflichtwidrig» angesehen werden. Bei den vor dem Morgengrauen stattfindenden Appellen wurde den Lagerinsassen gesagt, dass «ausländische Drückeberger» oder andere, die sich «der Bummelerei, des Vertragsbruchs oder des Fehlens» schuldig machten, eine Gefängnisstrafe zu erwarten hätten. Dies war eine echte Drohung; es gibt eine handschriftliche Aktennotiz, in der es heisst: «Der italienische Zivilarbeiter Antonio Molinari, Fabriknr. 680 187» (Elektrostahlwerke in Borbeck), «geboren am 21. April 1918 in Venedig, wurde wegen Arbeitsverweigerung festgenommen. Konzentrationslager empfohlen.» Unter der unleserlichen Unterschrift steht die Stellungnahme: «Wegen asozialen Verhaltens – Konzentrationslager.» Auch bei schwerster Arbeit wurde keine Rücksicht genommen. Nach den Worten des Kruppianers Adolf Trockel mussten die Fremdarbeiter, als die Luftangriffe heftiger wurden, «meistens Ziegelsteine und Wellblech schleppen. Diese harte körperliche Arbeit mussten sie in der Kälte, ohne ausreichende Kleidung, ohne Handschuhe oder Schutzkleidung verrichten³⁴.»

Da sich Tritte, Hiebe und die Haft in Essener Gefängniszellen als unwirksam erwiesen, empfahlen die Lagerführer «sofortige körperliche Züchtigungsmassnahmen ... insbesondere bei den ständig überhandnehmenden Küchendiebstählen und Disziplinlosigkeiten gegenüber den Wachmannschaften ... Eine Bestrafung durch Essensentzug soll dem Werkschutz weiter eingeräumt werden bei ausgesprochenen Simulanten und Bummelanten.» Damit waren die Wachtposten Herren über Leben und Tod geworden, und so sollte es die zweieinhalb Jahre bis zur Kapitulation bleiben. Später berichtete ein deutscher Arbeiter: «Wer nicht im nötigen Tempo arbeitete, wurde durch Tritte und Schläge angetrieben. Angebliche Drückebergerei wurde durch Essensentzug bestraft, oder indem man dem Sünder das Haar in Form eines Kreuzes schnitt.» Immer häufiger wurde Essensentzug verhängt. Sicher, auch in den besten Lagern war die Verpflegung nach wie vor miserabel; ein westlicher Überlebender beschrieb, wie «schmutziger, fauler Spinat direkt vom Wagen in die Kochtöpfe geschaufelt» wurde, und die Folge war, dass «Krankheit und Durchfall grassierten». Trotzdem – man ass es; irgendetwas *musste* man essen. Es überrascht kaum, dass es «Küchendiebstahl» gab³⁵.

Eine andere häufig angewandte Strafe, um die Arbeiter gefügig zu machen, waren

übertriebene Leistungsforderungen, und gerade das inspirierte einen 32jährigen Franzosen namens Robert Ledux genau wie Sergej Schosow zu einer Verzweiflungstat. Ledux arbeitete in der Fabrik Nr. 494261, einer Panzerfabrik von höchster Kriegswichtigkeit. Am 13. Februar 1944, kurz vor der Mittagspause, wurde ihm und zwei anderen Arbeitern befohlen, eine drei Zentner schwere Maschine zu transportieren. Der Franzose weigerte sich. Das sei eine Arbeit für den Fabrikkran, sagte er, und indem er den Krupp-Slogan gegen die Firma verkehrte, schrie er «Kein Essen, keine Arbeit». Zur Entrüstung des deutschen Vorarbeiters stieg er auf eine Kiste und hielt eine Ansprache, in der er die anderen Franzosen zum Streik anfeuerte. Der Vorarbeiter stiess Ledux beiseite, Ledux gab dem Vorarbeiter einen Hieb auf die Nase, und der Werkschutz führte den Rebellen ab. Vier Tage später meldete Bülow den Vorfall der Gestapo, aber bevor diese etwas tun konnte, war es dem Gefangenen irgendwie gelungen, aus Essen, dem Ruhrgebiet und dem Reich zu fliehen; in Deutschland wurde er nie wieder gesehen³⁶.

Nach Stalingrad sank die deutsche Moral ganz erheblich. Erstmals kamen die neuen Zwangsarbeiter aneinandergefesselt an; zwar zeigten einzelne Kruppianer ihr Mitgefühl, aber die Haltung der Firma verhärtete sich. Jeder Vorarbeiter, der in dem Ruf stand, «ein scharfer Hund» zu sein, wurde von oben ermutigt. Der Schärfste von allen – und einer der auffallendsten Abwesenden in Nürnberg – war der stellvertretende Werkschutzchef Hassel, der, während er im Sold von Krupp stand, die SS-Uniform trug. Er galt allgemein als Sadist, und im Jahr 1943 bekam er aufgrund von Bülows Empfehlung – «Herr Hassel hat sich in den vergangenen Monaten als besonders tüchtig erwiesen» – eine Gehaltserhöhung. Die Tüchtigkeit des Herrn Hassel nach der Schlacht von Stalingrad bewährte sich unter anderem in der Organisation des «Erweiterten Werkschutzes II». In jeder Schicht wurden acht deutsche Arbeiter dafür ausgewählt und mit Schlagstöcken und Peitschen ausgerüstet. Ihre offizielle Aufgabe war es, Aufstände niederzuschlagen. Inoffiziell wurden sie ermuntert, von ihren Marterinstrumenten freien Gebrauch zu machen³⁷.

Unter Hassel machten die Brutalen Karriere. Lagerposten, die Gefangene töteten, wurden mit der Begründung freigesprochen, dass sie in Selbstverteidigung oder «in Ausübung ihrer Pflicht» gehandelt hätten. Für Pflicht, wie sie von Hassels Untergebenen ausgelegt wurde, ist das Verhalten des Aufsehers der Fremdarbeiter in der Essener Krawa-Fabrik typisch, der nach dem Krieg von einem deutschen Gericht zu acht Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, weil er über eine Zeitspanne von vier Jahren «männliche und weibliche Ostarbeiter mit einer Holzplanke, einem Gummischlauch und mit den Fäusten geschlagen hatte; einen französischen Zivilarbeiter eine Treppe hinunterstiess; und einen russischen Kriegsgefangenen mit einem hölzernen Vierkantstab brutal zu Tode prügelte.» Er war in Nürnberg anwesend. Nach seiner Aussage hatte er die Anweisungen seiner Vorgesetzten befolgt, die ihm gesagt hatten, dass er «energisch einschreiten» solle, wenn Sklaven bummelten oder faul waren, und die ihm dann gezeigt hatten, wie er das zu machen habe. Da er bereits verurteilt war, könnte man an der Wahrheit seiner Worte zweifeln. Aber man fand seine Personalakte in der Firma. Wenn Krupp mit seinem Verhalten nicht einverstanden gewesen war, dann hatte er vier Jahre Zeit gehabt, ihn zu bestrafen oder zu entlassen, aber nichts dergleichen war geschehen³⁸.

Bülow sah bei Prügelstrafen zu, verhörte die Opfer anschliessend und gestattete, dass diese brutalen Massnahmen so lange fortgesetzt wurden, wie man noch Hoffnung hatte, dass die Arbeitsleistung durch körperliche Züchtigung ansteigen würde. Wenn Grausamkeit nichts mehr nützte, wurde das Schicksal eines unproduktiven Sklaven auf den Deckel seiner Akte gekritzelt – «Konzentrationslager Buchenwald» oder einfach «KZ». Später täuschten andere leitende Männer oder Aufseher Unwissenheit vor, und gaben an, dass sie Buchenwald nie gesehen und nicht die leiseste Ahnung gehabt hätten, was dort vor sich ging. Alfrieds Vizekönig für die Belange der Gefangenenlager konnte sich allerdings nicht herausreden. Er hatte ein Dokument zuviel unterschrieben. Dieses war vom 7. Oktober 1943 datiert und befasste sich mit der Frage, was mit Kriegsgefangenen geschehen sollte, deren Sünden zu schwer waren, als dass eine Bestrafung durch Haff oder Brot-und-Wasser-Kost ausreichend gewesen wäre. Aufsässige, ordnete Bülow an, seien «der Gestapo vorzuführen». Er fuhr fort: «In derartigen Fällen verhängt die Gestapo stets das Todesurteil, für dessen Vollstreckung ein Kommando anderer russischer Kriegsgefangener eingesetzt werden kann», und in einem Postskriptum fügte er hinzu: «Ich bitte, den Inhalt dieses Schreibens vertraulich zu behandeln, insbesondere im Hinblick auf die Todesstrafe³⁹.»

So wurde der *Circulus vitiosus* immer bösartiger: Die ausgemergelten Sklaven wurden mit Stahlpeitschen durch die Strassen von Essen getrieben und waren den ihnen abverlangten physischen Leistungen nicht gewachsen; erfüllten sie ihr Arbeitspensum nicht, wurden sie bestraft und bekamen kein Essen; brachen sie zusammen, wurden sie umgebracht. Wenn man auf jene Zeit zurückblickt, so scheint es klar zu sein, dass Krupps 100'000 unfreiwillige Arbeiter kaum ihre Bunkersuppe wert waren. Jeder konnte sehen, wie abgemagert und tief verzweifelt sie waren. Aber das Reich war nicht gewillt, über die Schwäche seiner Sklaven nachzudenken. Selbst über die augenfälligsten Gesten der Verzweiflung ging man hinweg. Ein Russe, der sein Los nicht mehr länger ertragen konnte, amputierte sich tatsächlich beide Hände, indem er sie vor eine heranbrausende Lokomotive auf die Schienen legte. Er wurde der «Arbeitssabotage» beschuldigt⁴⁰.

Kapitel 21

N. N.

Der 7. Dezember ist in der Erinnerung vieler Europäer ein Tag, der ein viel grösseres Verbrechen und – was seine Auswirkungen betrifft – einen viel schwereren Schlag gegen die Menschlichkeit bezeichnet als der japanische Überfall auf Pearl Harbour. An jenem Sonntag nämlich setzte der Führer den «Nacht- und-Nebel-Erlass» in Kraft. Ursprünglich wurde damit bezweckt, diejenigen auszusieben, die «die deutsche Sicherheit gefährden», aber zwei Monate später dehnte Feldmarschall Keitel den Geltungsbereich des Erlasses auf alle Menschen in besetzten Ländern aus, die festgenommen worden waren und acht Tage nach der Inhaftierung noch lebten. In diesen Fällen «... sollen künftig die Beschuldigten heimlich nach Deutschland gebracht... werden. Die abschreckende Wirkung dieser Massnahmen liegt a) in dem spurlosen Verschwindenlassen der Beschuldigten, b) darin, dass über ihren Verbleib und ihr Schicksal keinerlei Auskunft gegeben werden darf¹.»

In Nürnberg, vor dem Internationalen Militärgericht, gestand Keitel ein, dass von allen Greueln, bei denen er mitgeholfen hatte, dies «der schlimmste» gewesen sei². Er sprach die Wahrheit. Es wurde ganz deutlich gesagt, dass dieser Erlass auf der Überlegung beruhte, eine «wirkungsvolle Einschüchterung» besetzter Länder sei am besten durch eine Massnahme zu erreichen, die bewirkt, dass «die Angehörigen des Verbrechens und die Bevölkerung nichts über sein Schicksal wissen». Da zu diesen «Verbrechern» auch Kinder, Analphabeten und geistig Zurückgebliebene gehörten, sorgte der Erlass dafür, dass im Chaos der Nachkriegsjahre das Schicksal vieler für immer ungeklärt blieb. Noch heute gibt es zahllose Männer und Frauen, die vor einem Vierteljahrhundert einen Angehörigen verloren haben und von der Vorstellung gequält werden, dass er vielleicht noch irgendwo lebt. In den 1945 erbeuteten Akten des Sicherheitsdienstes (SD) fand man nur Namen und die hingekritzelt Buchstaben NN (Nacht und Nebel). Wie viele starben, wird man nie erfahren. Dieses eine Mal frönten die Deutschen nicht ihrer Leidenschaft für Akten. Sogar die Gräber wurden nicht registriert. Die Opfer waren für immer in der Nacht und im Nebel des Dritten Reichs verschwunden.

In den Krupp-Lagern befanden sich sehr viele Sklaven aufgrund des NN-Erlasses. Aber in gewissem Sinne gelten die beiden schrecklichen Buchstaben für jeden einzelnen von ihnen; denn nachdem man alle Unterlagen durchstudiert, alle Aussagen nochmals gelesen, alle schriftlichen Erklärungen geprüft und alle Zahlen statistisch erfasst hat, bleibt nur die bedrückende Frage: Wer waren diese Sklaven? Hier und da taucht ein Gesicht auf – der Russe, der nach dem Brot griff, der mutige Franzose, der zum Streik aufrief. Wir wissen, dass sie jedem Land Europas, jeder Altersgruppe beider Geschlechter, jeder nur möglichen geistigen und kulturellen Stufe entstammten. Wir können uns ungefähr vorstellen, was sie aushalten mussten und weshalb viele von ihnen starben. Aber das sagt uns immer noch nicht, wer sie waren. Genau wie die Deutschen, die jeden Tag an den gedrängten Gruppen vorbeigingen und sie doch kaum sa-

hen, neigen auch wir dazu, uns die «Stücke» als eine riesige, anonyme Masse vorzustellen, die in der Dunkelheit und den Nebeln der Vergangenheit verschwimmt. Das ist ungerecht. Da sie einen wesentlichen Teil der Krupp-Story ausmachen – da die Krupps selbst alle, die für sie arbeiteten, als Mitglieder der Familie betrachteten –, muss man sie klar sehen und ihren Stimmen lauschen. Mit dem Verstand kann man nicht hunderttausend Menschen erfassen, aber man kann das Begriffsvermögen sehr wohl auf einige wenige konzentrieren.

Tadäusz (Tad) Goldsztajn, ein dunkler, schmalgebauter, sehniger Junge, feierte am 25. Juli 1943 in Sosnowiec, einer Industriestadt von 130'000 Einwohnern in Südwestpolen, seinen sechzehnten Geburtstag³. Bisher hatte seine Familie die Auswirkungen des Krieges kaum zu spüren bekommen. Deutschland legte Wert auf die Berg- und Hüttenwerke von Sosnowiec; der Verschiebehnhof war für die Ostfront wichtig, und so hatte man die Bevölkerung fast unbehelligt gelassen. Herynk Goldsztajn, Tads Vater, war Journalist. Er ging weiterhin jeden Tag in seine Redaktion, und seine Frau Regina sorgte für ihn, den Jungen und für Herynks stämmigen unverheirateten Bruder. Aber die Goldsztajns waren Juden. Immer dunkler zogen sich die Wolken über ihnen zusammen, aber von dem Alptraum, der vor ihnen lag, hatten sie keine Vorstellung. Dann, drei Wochen nach der Geburtstagsfeier, als die Russen im Gegenangriff von Orel her vorstießen, griff der Terror nach den Juden von Sosnowiec. Alle vier Goldsztajns wurden in einen Güterwagen gepfercht und nach Auschwitz geschickt. Als sie unter dem Schild ARBEIT MACHT FREI ausstiegen, hörten sie den üblichen Befehl, sich nach Männern und Frauen aufzuteilen. Gehorsam verliess Tad seine Mutter; er dachte, die Trennung sei nur vorübergehend. Erst später, als er hinter dem Drahtgehege gefangen war, hörte er, dass sie sofort ins Krematorium gebracht worden war.

Zu dieser Zeit waren die beiden Männer und der Junge schon im Lager Birkenau, einer Nebenstelle von Auschwitz. Sie wollten unbedingt zusammenbleiben, und fünf Wochen lang glückte das auch. Dann kam ein SS-Bonze, der einen Offiziersstock trug, in die Baracke. Ein stämmiger Aufseher vom Berthawerk begleitete ihn. Die Gefangenen mussten sich entkleiden und langsam an dem Krupp-Mann vorbeigehen, der dem Offizier seine Wahl bekanntgab, nachdem er Muskeln und Haut geprüft hatte. Tad und sein kräftig gebauter Onkel passierten; Herynk Goldsztajn wurde zur Vernichtung ausgesondert. Verzweifelt bestürmten der Journalist und sein Sohn den SS-Mann. Lassen Sie die Familie zusammen, flehten sie; dann würden alle drei viel besser arbeiten. Die Deutschen machten erstaunte Gesichter; man war es nicht gewöhnt, dass «Judenmaterial» während dieser Prozedur sprach. Abrupt wies der Krupp-Mann auf die Brille des älteren Goldsztajn – das einzige, was er am Leibe trug –, und mit einem Stockschlag zersplitterte der SS-Offizier die Gläser. Das war das letzte Bild, das Tad von seinem Vater hatte. Gleich darauf wurde Herynk zu den Gaskammern gebracht, während er die Glassplitter aus seinen blutenden Lidern zupfte.

Am 30. September 1943 wurden der Junge und sein Onkel zusammen mit sechshundert anderen jüdischen Männern und Halbwüchsigen in Viehwagen gepfercht, und sie fuhren, ohne sitzen zu können, über Breslau nach dem KZ Fünfteichen im schlesischen Marktädt, wo man ihnen auf dem linken Unterarm die Häftlingsnummer eintät-

towierte. Man sagte ihnen, sie müssten im Berthawerk arbeiten. Sofort begann das Hungerdasein. Die einzige Verpflegung war ein Napf Suppe pro Tag, die Tad später als «nach nichts schmeckende, wässrige Brühe aus irgendwelchem Grünzeug» beschrieb; in einem späteren schriftlichen Zusatz zu seiner Zeugenaussage erklärte er: «In den fünfzehn Monaten, die ich bei Krupp arbeitete, war ich immer hungrig, müde, dreckig, über jedes menschliche Mass hinaus erschöpft und meistens – mit normalen Massstäben gemessen – schwerkrank.» Am 6. Januar starb sein Onkel, früher ein kräftiger Arbeiter, nun ein ausgezehrt Knochengerüst, im Lazarett von Fünfteichen. Von den ursprünglich 600 Männern lebten ein Jahr später nur noch zwanzig.

Auch in diesem Fall sind Krupps Motive rätselhaft. Das Berthawerk hatte man nicht auf schnellen Profit und rein kriegswirtschaftliche Ausrichtung geplant. Die Namensgebung war eine von Gustavs letzten öffentlichen Aktionen gewesen, ehe er seinen Platz für seinen Sohn räumte; es sollte eine Ehrung für seine Frau sein, und die Stahlproduktion des fertigen Werks sollte diejenige von Essen und Rheinhausen zusammengekommen übersteigen. Es wurde im Januar 1943 mit einem Kapital von 100 Millionen Reichsmark gegründet und war Alleinbesitz von Alfred Krupp, der den Titel «Vorsitzender des Aufsichtsrats» trug und im Lauf der Zeit nochmals 120 Millionen Reichsmark investierte. Man hatte die Bauarbeiten mit der festen Hoffnung begonnen, dass die Hallen schnell fertiggestellt würden und das investierte Kapital einen beträchtlichen Gewinn erbrächte. Mit Hilfe von «Baujuden» aus Auschwitz hatten die Ingenieure mit der Arbeit begonnen, noch ehe Alfred die Blaupausen genehmigt hatte. In einem der ersten Arbeitsberichte wurde ihm mitgeteilt: «Die Bauarbeiten werden unter besonders günstigen Bedingungen durchgeführt. Die Bauarbeiter setzen sich zum grössten Teil aus Strafarbeitern und Strafjuden zusammen. Wir haben schon 1'200 Mann im Lager.» Zu jener Zeit war Tad noch ein 15jähriger Schuljunge gewesen, sein Vater hatte über die Neuigkeiten in Sosnowiec berichtet, und kein Mitglied der Familie Goldsztajn hatte jemals etwas vom Berthawerk oder von Fünfteichen gehört. Am 21. Juli 1943, vier Tage vor Tads Geburtstag, wurde in einem firmeninternen Memorandum mitgeteilt: «Es wird ein KZ aufgebaut, für 4'000 Gefangene. Die Fertigstellung des Lagers und die Gefangenentransporte müssen beschleunigt werden⁴.»

In der dritten Septemberwoche, als Tad und sein Onkel als «Baujuden» ausgewählt wurden und sein Vater vergast und verbrannt wurde, trafen sich auf der Baustelle Alfreds Hauptgehilfen mit hohen SS-Offizieren. Die Termine wurden festgesetzt: Am 1. Oktober sollte das Lager für die Aufnahme von 800 Insassen bereit sein – dazu gehörte auch Tad; wir wissen bereits, dass es 200 Mann zu wenig waren, was eigentlich eine pfleglichere Behandlung der Arbeitskräfte hätte bewirken müssen –, und das gesamte KZ, vollbemannt, sollte am 1. Dezember fix und fertig sein. Am 1. Oktober, als Tad und sein Onkel aus dem Viehwagen ausstiegen und ihrer Baracke zugeteilt wurden, unterschrieb Alfred eine allgemeine Anweisung an seine Direktoren, welche die Überschrift «Betrifft: Berthawerk» trug und in der er mit Stolz feststellte: «Trotz vieler Schwierigkeiten konnten wir den Bau des Berthawerks energisch vorantreiben.» Er wies darauf hin, dass im Hinblick auf die britischen Luftangriffe auf das Ruhrgebiet das schlesische Projekt noch wichtiger wurde: «In Anbetracht der unseren Essener Fabriken zugefügten Schäden ist dieses Werk von überragender Bedeutung. Termin-

gerechter und ungestörter Produktionsbeginn und die weitere Entwicklung und Steigerung der Produktion sind daher von grösster Wichtigkeit⁵.»

Alfried inspizierte das Werk mehrmals. In Nürnberg erinnerte er sich an diese Besuchsreisen, und einer seiner deutschen Untergebenen dort, ein gewisser Klaus Stein, sagte aus: «Krupp war über die Arbeitsbedingungen in Marktstädt voll informiert.» Der Optimismus des neuen Konzernherrn, der sich fast ausschliesslich auf sein Auschwitzer Material stützte, stieg weiter. Am 2. Februar 1944 ersuchte er seine Kollegen in der RVE um Zustimmung zu zwei neuen Krupp-Projekten, einem Stahlwerk und einer Fabrik für Panzerstahlplatten, die beide mit Hilfe von «Judenmaterial» errichtet und zum Erfolg geführt werden sollten. In dem Antrag wurden die Erfahrungen im Berthawerk zitiert: «Vor allem gibt es dort ein Konzentrationslager, in dem 45'000 KZ-Häftlinge untergebracht werden können, das zurzeit jedoch nur von 1'200 bewohnt wird. Ferner werden in Kürze 3'300 Juden, welche an Ort und Stelle Bauarbeiter sind, für diese Arbeit freigemacht werden können⁶.»

Unglücklicherweise hatte er seine eigene Terminzusage für das Berthawerk um zwei Monate überschritten. Schliesslich wuchs die Zeitspanne, die zwischen Alfrieds Versprechungen und dem tatsächlichen Produktionsbeginn in Marktstädt lag, auf sechs Monate an. Das Problem konnte erst gelöst werden, nachdem das Ministerium Speer die Arbeitsgemeinschaft der deutschen Waffenindustrie gebildet hatte, deren Geschütztechniker und Refa-Experten – wir werden noch sehen, auf wessen Kosten – die Geschützerstellung durchorganisierten und dann die Leitung dem gedemütigten Alfried übergaben. Anscheinend hat er nie begriffen, was schiefgelaufen war oder weshalb das Berthawerk zu einer Enttäuschung wurde, obgleich sich die Erklärung in seinen eigenen Akten vom 13. Dezember 1943 befand. In einem Monatsbericht war er gewarnt worden: «Es liegen bisher unerfüllte Rotzettel über nahezu 1'000 Mann vor. Ursache ist die äusserst angespannte Arbeitslage im ganzen Reich⁷.»

Mit anderen Worten: «Stücke» durften nicht vergeudet werden. Angesichts dieser Tatsache und anderer warnender Hinweise ist Tad Goldsztajns Martyrium, das parallel zum Anwachsen von Alfrieds Problemen immer schlimmer wurde, genauso unverständlich wie das, was die Essener Sklaven durchmachten. Später sagte Tad: «Wir waren keine Sklaven; wir waren viel niedriger eingestuft. Man hatte uns zwar unsere Freiheit genommen, und wir waren zu Eigentum geworden, das für unsere Herren arbeiten musste. Aber hier endete die Ähnlichkeit mit jeder bekannten Form der Sklaverei, denn wir waren zu abschreibungsfähigen Gegenständen geworden. Wir konnten nicht einmal mit Herrn Krupps Maschinen verglichen werden, an denen wir arbeiteten. Die Maschinen in der Fabrik wurden gut gepflegt. Sie wurden sorgfältig behandelt, geölt, eingefettet und durften Pausen machen; für ihre Lebenszeit wurde alles getan. Wir dagegen waren wie ein Stück Schmirgelpapier, das nach ein- oder zweimaligem Gebrauch wertlos ist und das man wegwirft, damit es mit dem Abfall verbrannt wird.»

Jeder neue Ankömmling in Fünfteichen bekam ein Hemd, Unterhosen, eine Jacke und einen Mantel (alles aus grober Leinwand) und ein Paar Holzpantinen. Das war Anfang und Ende der Einkleidung – niemals gab es Ersatz, obwohl das minderwertige Material innerhalb von Tagen zerschliess. Tad war und blieb am ganzen Körper ölver-

schmiert; er hatte Läuse; und die Holzpantinen waren für den fast fünf Kilometer langen, 50 Minuten dauernden Marsch zum Berthawerk, der jeden Morgen nach dem Weckruf um 4.30 Uhr und dem Namensappell in Fünfteichen begann, völlig ungeeignet. Flankiert von SS-Posten und abgerichteten Hunden marschierten die Häftlinge in raschem Gleichschritt zu den von einem Posten gegebenen Kommandos «Links! Rechts! Links! Rechts!» durch die Dämmerung. Gefangene, die nicht mithalten konnten, wurden zurückgebracht, oft auf Nimmerwiedersehen, denn Fünfteichen verfügte über eine eigene Gaskammer. Nachts, nach der Rückkehr aus der Fabrik, sah der junge Goldszajn mit eigenen Augen, wie auf dem mit Scheinwerfern angestrahlten Appellplatz, wo «die öffentlichen Hinrichtungen stattfanden und die täglich verhängten Strafen mit Gummischläuchen ausgeteilt wurden», rituelle Morde begangen wurden.

Im Durchschnitt konnten die Berthawerk-Sklaven pro Nacht vier bis viereinhalb Stunden schlafen, obwohl sie nur zwölf Stunden täglich in der Fabrik arbeiten mussten*, und zwischendurch fanden zur Vereitelung von Fluchtplänen drei Appelle statt. Die langen Märsche, die Appelle und das Zusehen bei den mittelalterlichen Strafmethoden brauchten Zeit. Weitere Stunden wurden durch die Unzulänglichkeiten im Lager Fünfteichen vergeudet – die abendliche Essensausgabe dauerte zwei Stunden, weil es im Ganzen nur 50 Blechnäpfe gab –, und obwohl der Tag der Häftlinge theoretisch um 23 Uhr zu Ende war, wurden sie von den Posten bis nach Mitternacht mit Lagerarbeiten wachgehalten. Daher beruhten viele Fabrikunfälle auf Erschöpfung. Auch unter den besten Bedingungen wäre das Berthawerk kein angenehmer Arbeitsplatz gewesen. Als die Produktion ihren Höhepunkt erreicht hatte, arbeiteten je 1'000 Sklaven in den sechs gigantischen Hallen. Tad war der Kolbenstangen-Abteilung Nr. 10 in der grössten Maschinenfabrik zugeteilt. Im gleichen Bau gab es noch 19 andere Abteilungen; in jeder wurde ein bestimmter Teil für leichte Artilleriegeschütze hergestellt. Nach den von Saur durchgeführten Reformen verliess alle 60 Minuten ein fertiges Geschütz die Fabrik. Diese Schnelligkeit kostete ihren Preis – jetzt gab es Gefahren am Arbeitsplatz, die seit den Anfängen von Alfred dem Grossen als unannehmbar gegolten hatten. Wenn Tad zwischen der Drehbank, der Bohr- und der Schleifmaschine hin und her ging, fielen scharfe weissglühende Metallstücke in seine offenen Pantinen. Die Wunden begannen zu eitern; noch heute trägt er die Narben.

Der Prozentsatz der Kranken musste auf jeden Fall hoch sein, und sei es auch nur aufgrund der unzureichenden Bekleidung. In der nach der berühmtesten Frau des Reichs benannten Fabrik waren zwar die gefertigten Kanonen heiss, aber die Männer froren. Den ganzen Winter 1943/44 über gab es für die Arbeitssklaven keinen warmen Platz. Für die deutschen Arbeiter aus Essen hatte man grosse Koksöfen aufgestellt, aber Juden durften nicht in die Nähe kommen. Schlich sich ein Gefangener heran, um seine klammen Finger aufzuwärmen, wurde er weggejagt. Häufig erhielt er auch

* Es gab auch Ausnahmen. Ein Nürnberger Zeuge sagte aus, dass er während drei Wochen in 36-Stunden-Schichten mit je 12 Stunden Pause zwischen den Schichten arbeiten musste (Zeugenaussage von Jaroslaw Brandej in Nürnberg, 29. Januar 1948, Fall Krupp, Prozessniederschrift S. 2643-2677)

Schläge. Hier waren die Krupp-Arbeiter die Herren, und mit Ausnahme von Hinrichtungen wurde auch in der Fabrik jede brutale Massnahme, die in Fünfteichen praktiziert wurde, angewandt, einschliesslich von Stockschlägen und anderen Quälereien. Tad berichtete darüber:

Bei der Arbeit unterstanden wir Krupp. An den Mauern standen SS-Leute, um Fluchtversuche zu verhindern, aber sie kümmerten sich nur selten um arbeitende Gefangene. Diese Aufgabe fiel den einzelnen Meistern und deren Gesellen zu. Der kleinste Fehler, ein zerbrochenes Werkzeug, ein unbrauchbares Einzelteil – Dinge, die tagtäglich in jeder Fabrik der Welt Vorkommen – brachte sie in Rage. Sie schlugen uns, traten uns, prügeln uns mit Gummischläuchen und Eisenstangen. Falls sie selbst keine Lust hatten, uns zu bestrafen, riefen sie den Kapo und befahlen ihm, uns 25 Peitschenhiebe zu geben. Noch heute schlafe ich auf dem Bauch liegend, eine Angewohnheit aus der Zeit bei Krupp, weil mein Rücken von Schlägen wund war.

In der Kolbenstangen-Abteilung Nr. 10 war Meister Malik der Chef, sein Gehilfe war ein Tscheche namens Klechka. Einmal schlug der deutsche Vorarbeiter so heftig in Tads Gesicht, dass der Junge beinahe entstellt worden wäre; er wurde durch die Einmischung eines SS-Mannes gerettet. Es kam auch vor, erinnerte sich Tad, dass Malik «mir ins Gesicht spuckte und meine Kleider zerfetzte. Er hinderte mich sogar daran, auf die Toilette zu gehen». Das war eine schwere Strafe, denn wie die meisten anderen Häftlinge litt auch der junge Mann an Diarrhöe. Sie war eine unausbleibliche Folge der Verpflegung, und wer sich nicht davon erholte, verschwand im Krematorium. Malik hatte für diese Krankheit kein Verständnis. Wenn jemand zu lange auf dem Abort blieb, befahl der Deutsche dem Kapo, hinzugehen und den Häftling so lange mit kaltem Wasser zu begiessen, bis er wieder zurückkam. Bei Temperaturen unter Null Grad konnte das gefährlicher sein als eine offene Verletzung, aber die SS schritt nicht dagegen ein, denn Malik verhängte nur eine fest eingeführte Strafmassnahme. «Mein Fall war nichts Besonderes», sagte der junge Mann später aus. «Viele Krupp-Leute benahmen sich so, und keinem Gefangenen ging es anders.» Sein eigenes Schicksal hing zwei Monate nach dem Tod seines Onkels an einem seidenen Faden. Durch Tads häufige Gänge zum Abort in Wut versetzt, wollte Malik ein Exempel an ihm statuieren; auf Befehl des Deutschen übergoss der Kapo ihn mit Wasser. Tad hatte so gut wie keine physische Reserve mehr. In jener Nacht bekam er hohes Fieber. Er fürchtete sich vor dem Krankenrevier, denn die meisten Gefangenen, die sich dort meldeten, wurden nie wieder gesehen. Tad arbeitete weiter; aber eines Tages brach er während des morgendlichen Marsches zusammen und wurde nach Fünfteichen zurückgebracht. Im Revier merkte er sehr schnell, weshalb so wenige Kranke geheilt wurden. Es gab keine ärztliche Versorgung. Für je zwei oder gar drei Gefangene gab es nur eine Schlafgelegenheit. Die Kranken konnten daher nur abwechselnd schlafen. Der nächste Abort befand sich in achtzig Meter Entfernung in einem anderen Bau, und da jeder Neuaufgenommene alle Kleidung abgeben musste, blieb den Kranken nichts anderes übrig, als nackt durch die bittere Kälte zu rennen. Wer zu schwach dazu war, wurde aufgefordert, sich ins Bett zu entleeren. Tad tat das nicht (obgleich er in einem Bett lag, das von den

anderen verschmutzt wurde), aber sein Zustand war zweifellos ernst. «Nach ein paar Tagen begann ich Blut zu spucken», sagte er später. «Bis heute weiss ich nicht, was mir fehlte, denn kein Arzt machte sich die Mühe, mich zu untersuchen, weder bei der Aufnahme noch während meines Aufenthalts im Revier.» Wenn ein Arzt ihn untersucht hätte, wäre seine Diagnose höchstwahrscheinlich Diarrhöe und Lungentuberkulose gewesen.

Tads Jugend und seine gute Konstitution retteten ihn über ein weiteres Dreivierteljahr in der Fabrik und über den ersten Jahrestag der Verbrennung seines Onkels hinweg. Inzwischen war die Stimmung der Deutschen ins Gegenteil umgeschlagen; ihr Glaube an die Zukunft war blinder Panik gewichen. Die Vorarbeiter hörten vom Sender Berlin, dass die Wehrmacht Tannenberg geräumt und das riesige Denkmal gesprengt habe. Das DNB warnte vor Terrorbomben im gesamten Luftraum, und hier in Schlesien warf Marschall Iwan S. Konjews Erste Ukrainische Armee die deutsche Armeegruppe Mitte zurück und stand vor dem Übergang über die Oder. Das Schicksal von Breslau – und damit auch von Markstädt – war besiegelt.

An diesem Punkt sind die Erinnerungen anderer Augenzeugen von Interesse. Dr. Paul Hansen, ein hervorragender Krupp-Ingenieur, der 1929 in die Firma eingetreten war und am 1. Januar 1963 in Essen mit allen Ehren verabschiedet wurde, war zu jener Zeit Leiter der Bauarbeiten für das Berthawerk. Er erhielt keinen Evakuierungsbefehl: «Wie üblich», sagte er trocken zu mir, «lautete der Befehl, bis zum letzten Mann dortzubleiben.» Erstaunlicherweise gab es wirklich einen letzten Mann. Hansen war schon weg, aber einer seiner Bauzeichner war noch in seinem Büro im Berthawerk und arbeitete emsig. Das Telefon auf seinem Schreibtisch klingelte; er nahm den Hörer ab und musste feststellen, dass er mit einem Russen am anderen Ende des Korridors sprach. Auf irgendeine Weise schaffte er es zu entkommen und eine halbe Stunde Vorsprung zu gewinnen. Nach dem Krieg leitete sein Vorgesetzter zuerst den Wiederaufbau der Essener Fabrikanlagen, dann wurde er Direktor der *Krupp Industriebau*, die mit schönem Gewinn Stahlwerke in unterentwickelten Ländern baute, «das gleiche», erklärte Hansen, «was wir in Markstädt machten. 1945 sah es aus, als sei das Unternehmen Berthawerk eine völlig vergeudete Sache gewesen. Aber in Wirklichkeit war es eine hervorragende Erfahrung⁸.»

Tad Goldsztajns Gefangenschaft endete in Gross-Rosen, einem anderen Konzentrationslager südlich von Liegnitz. Die SS war nicht so optimistisch wie der bis zuletzt ausharrende Bauzeichner und setzte die Gefangenen – Juden, Polen und Russen – nach sichereren Gebieten in Marsch. Schon kurze Zeit später wurden die blitzartigen Vorstösse von Konjews Armee zur Gefahr für ganz Schlesien. In dem allgemeinen Durcheinander konnte Tad entkommen. Er schleppte sich durch die von Furcht heimgesuchten Städte Thüringens, fand bei einer motorisierten Vorausabteilung der amerikanischen Armee Zuflucht und baute sich schliesslich in einem anderen Land und unter anderem Namen ein neues Leben auf. Im Gegensatz zu Hansen kann er nichts Positives an dem Markstädter Experiment entdecken; wie bei den meisten anderen Überlebenden der Kruppschen Sklavenarbeiterlager ist seine Bitterkeit lebendig geblieben. Obgleich er inzwischen ein Universitätsstudium abgeschlossen hat und ein erfolgreicher Financier geworden ist, kann er diejenigen nicht vergessen, die in der Gaskammer Fünfteichens verschwunden sind. Er ist, sagt er, «einer, der für Tausende spricht». 1951, als er in einem Studentenwohnheim lebte, kamen zwei Kommilitonen in sein

Zimmer, fanden ihn schlafend, wollten sich einen Spass machen und riefen «Aufstehen!» Tad erinnert sich: «Ich rollte mich aus dem Bett, krachte mit den Füßen auf den Boden und stand stramm. Da wurde uns allen klar, dass es kein Spass gewesen war.» Selbst jetzt klingt ihm beim Einschlafen noch der Ruf im Ohr: «Links ... Links ... Links ...» Er liegt bäuchlings im Bett, und manchmal träumt er von zerschlagenen Brillengläsern.

Tads Flucht und die Art, wie er die Erinnerung an die Kriegsjahre gewaltsam unterdrückt, ist typisch für die überlebenden Sklavenarbeiter. Heute erinnert er sich deutlich nur an einen einzigen Deutschen aus jenen Tagen: an den Rekrutierungsbeauftragten von Krupp in Auschwitz, der später von Zeit zu Zeit im Berthawerk auftauchte. Die anderen sind mit der Zeit zu Schatten geworden. Wahrscheinlich würde er heute nicht einmal mehr den Meister Malik wiedererkennen, und da er keinen Überlebenden aus Fünfteichen oder dem Berthawerk kennt, kann niemand sein Gedächtnis auffrischen. Aber es gibt Überlebende mit gemeinsamen Erinnerungen, darunter einen holländischen Studenten, einen Funktechniker und einen Priester, deren Wege sich im Krieg in Essen kreuzten. Im Gegensatz zu Tad sagten sie in Nürnberg aus, und da ihre Angaben übereinstimmten, machten sie einen starken Eindruck auf das Gericht.

Im Januar 1943 studierte Hendrik Scholtens, ein neunzehn Jahre alter Holländer aus Niederländisch-Ostindien, in Südwestholland Flugzeugbau⁹. Scholtens wohnte in der Julianalaan 99 in Delft, als er vom *Gewestlijk Arbeidsbureau* in Den Haag im Namen von Dr. Artur Seyss-Inquart den Befehl erhielt, sich in Deutschland zur Arbeit zu melden. Dem Studenten war Seyss-Inquart nur aufgrund seines Spitznamens bekannt – «der Schlachtergouverneur von Holland» –, aber er war sich über die Bedeutung dieser Aufforderung völlig im Klaren. Daher beantragte er sofort als Student einen sechsmonatigen Aufschub, und nachdem der Antrag genehmigt worden war, sah er sich nach Hilfe um. Unglücklicherweise war er ganz auf sich gestellt. Seine Eltern konnten ihm nicht helfen; sie waren auf Borneo von den Japanern überrascht worden und befanden sich in Gefangenschaft. Ohne Geld und ohne Kontakte zur Untergrundbewegung schob er dennoch das Unvermeidliche um weitere sechs Monate nach Ablauf seiner Zurückstellung auf. Anfang 1944 wurden seine letzten Ausflüchte abgelehnt. Er meldete sich in Den Haag und wurde zu den Messerschmitt-Flugzeugwerken in Mannheim geschickt, wo Jagdflieger gebaut wurden. Scholtens blieb genau zehn Tage dort. Dann war er so unklug zu fliehen. Am 31. Januar 1944 wurde er beim Versuch, die holländische Grenze zu überschreiten, festgenommen und direkt zum Hauptverwaltungsgebäude gebracht, wo die SS ihn an den Werkschutz auslieferte. Mit der Erklärung, es handle sich um «Luxusgegenstände», wurden ihm Jacke, Krawatte, Gürtel und Armbanduhr abgenommen; die Hemdsärmel wurden über den Ellenbogen abgeschnitten, und dann mussten er und eine Gruppe anderer Neuankömmlinge vier Stunden lang durch den Winternachmittag zur Neerfeldschule – von Eingeweihten Neerfeld X genannt – marschieren.

Die Neerfeldschule war wie die Dechenschule ein Straflager. Die Sklaven waren in dem zweistöckigen Schulhaus untergebracht, das von zwei Reihen Stacheldraht – mit einer Ziegelmauer dazwischen – umgeben war. Hier war es anders als in Fünfteichen: Die Posten trugen die blaue Uniform der Firma, nicht die schwarze der SS. Wie es in

Scholtens englischer Zeugenaussage umständlich heisst: «Neerfeld X war ein Krupp-Lager. Mit Ausnahme des Lagerführers, der Zivilkleidung trug – er trug jedoch ein Abzeichen mit dem Wort Krupp darauf – hatten alle Posten das Wort Krupp auf ihren Mützen, und einige trugen einen Armelstreifen, auf dem auch das Wort Krupp stand.» In jeder anderen Hinsicht hätte man das Straflager jedoch für ein der SS unterstehendes Gefangenenlager halten können. Die Neuzugänge erhielten Nummern und mussten sich ausziehen. Ein Posten bemerkte, dass Scholtens versuchte, ein Foto seiner Eltern zu behalten, nahm es ihm weg, zerriss es und schlug ihm Gesicht und Schädel blutig. Unbeholfen legte der junge Mann die gelbgestreifte Häftlingskluft an, aber als er sich zum Haarschneiden in den Barbierstuhl setzen sollte, war er zu benommen, um dem Befehl gleich Folge zu leisten. Das hielt man für Aufsässigkeit. Zwei Krupp-Männer fielen über ihn her, rissen ihm die Jacke vom Leib und prügelten ihn mit Gummiknüppeln auf den Rücken, bis er zusammenbrach. Dann wurden er und andere «in einen Raum gegenüber von der Lagerverwaltung gestossen, wo mir das Haar abrasiert wurde. Das Rasieren geschah mit einem Messer ohne vorheriges Einseifen. Die Folge war, dass wir nach dieser Prozedur mit blutigen Köpfen herumliefen.»

Das alte Schulhaus war bombengeschädigt. Es gab schon für die bereits dort untergebrachten Sklaven nicht genug Platz, daher wurde die neue Gruppe in den Keller einquartiert. Der Boden stand grösstenteils ein paar Zentimeter unter Wasser, da er jedoch uneben war, gab es ein paar trockene Stellen. Die Neuangekommenen waren noch keine 24 Stunden Sklaven, und doch benahmen sie sich schon wie Tiere. Um diese trockenen Stellen entbrannte ein schrecklicher Kampf – der sich jede Nacht wiederholen sollte –, und Scholtens hörte, wie ein Posten zum anderen sagte: «Das ist recht schön, sie erziehen sich selber.» Am nächsten Morgen wurden sie vor Anbruch der Dämmerung geweckt. Nachdem sie zwei Stunden lang in ihrer dünnen Kleidung im Schnee strammgestanden hatten, mussten sie zur Stadt marschieren, um Bombenschäden zu beseitigen. Es war die Anstrengung kaum wert. Sie kamen erst gegen Mittag an, und der Rückmarsch dauerte wieder vier Stunden. Bei solchen Kraftanstrengungen wären Saur's 2909 Kalorien kaum zu viel gewesen, doch als es am Abend Essen gab – zum erstenmal in zwei Tagen –, bestand es nur aus dem üblichen Napf «warmen Wassers mit Kohlblättern», dazu gab es eine einzige Scheibe Schwarzbrot. Einmal pro Woche, hörte Scholtens von älteren Sklaven, gab es ein Stückchen Margarine, einen Klecks Marmelade und eine kleine Wurst.

Er wusste jetzt schon, dass das nicht ausreichte. Einer der Veteranen riet ihm, in den Strohlagern der Neerfeldschule nach Mäusen zu suchen: «Egal, wie sehr du dich ekelst, das ist die einzige frische Nahrung, die du hier kriegen kannst.» Zuerst dachte der Student, das sei ein Witz. Aber als es Nacht für Nacht zu Schlägereien kam und verdreckte Gefangene im Dunkeln um ein paar Fuss trockenen Bodens kämpften, während sich die Kranken im Wasser wälzten und ihre Darmkrämpfe zu unterdrücken versuchten – vor Morgengrauen durfte niemand auf die Toilette gehen –, erschien ihm der grauisige Rat weniger widerlich. Scholtens war sich bewusst, dass er es so nicht lange aushalten konnte. Er sah ja, was mit den Arbeitsunfähigen geschah: «Wenn genug Kranke beisammen waren, wurden sie in einen Lastwagen gepackt, bis die Ladefläche voll besetzt war. Sie verschwanden aus dem Lager, und ich habe sie nie wieder gesehen.» Der junge Mann war fest entschlossen, ein solches Ende zu vermeiden, koste es,

was es wolle, und so begaben er und ein anderer Holländer sich auf die Jagd nach Mäusen.

In Nürnberg schienen derartige Episoden der Verteidigung viel mehr Sorge zu machen als die viel schwerwiegendere Tatsache, nämlich das Verschwinden der kranken Gefangenen. Ein ungläubiger Verteidiger Krupps bezweifelte den Wahrheitsgehalt* von Scholtens Aussage über dieses «besonders widerliche Ereignis», wie er es nannte:

Frage: Können Sie in allen Einzelheiten beschreiben, wie Sie die Maus gefangen haben?

Antwort: Ja. Wir waren damals entsetzlich hungrig ... wir waren ein bisschen verückt, sozusagen, und waren immer auf der Suche nach etwas Essbarem. Und wir sahen andere Gefangene essen, und der blosser Anblick, wie einer kaute, machte uns noch hungriger. Und sie sagten: «Das kannst du doch auch essen.» Nun, in den Strohlagern gab es eine Menge Mäuse, und mein Freund und ich, wir fingen eine, und obwohl wir sie nicht mit Appetit assen, versuchten wir es doch.

Frage: Sie fingen die Maus mit Ihren eigenen Händen?

Antwort: Ja, natürlich.

Frage: Und Sie sagten, dass Sie sie am nächsten Tag in der Fabrik gekocht haben?

Antwort: Ja.

Frage: Hatten Sie denn eine Möglichkeit?

Antwort: Ja. In der Nähe der Fabrik fanden wir etwas Holz und machten ein Feuer. Manchmal durften wir Feuer machen, wenn es schrecklich kalt war, und wir haben sie in dem eisernen Tiegel, den wir immer bei uns hatten, wenn es etwas gab, was man hineintun konnte, sozusagen gebraten, um sie nicht roh zu essen.

Frage: Ich möchte Sie zu diesem Punkt noch etwas fragen. Eine Maus hat ein Fell. Haben Sie die Maus enthäutet, ehe Sie sie brieten?

Antwort: Natürlich, wir assen nur das Fleisch.

Frage: Hatten Sie denn ein Werkzeug dafür?

Antwort: Ein Werkzeug nicht, aber wir fanden immer Glasscherben und kleine Eisenstücke im Gelände¹⁰.

Der Verteidiger ging zu einem anderen Punkt über, was bedauerlich ist, da dieses Thema keineswegs abgeschlossen war. Mausfleisch enthält zwar viel Protein, aber Scholtens Anteil an der Beute konnte wohl kaum ausreichen, ihn für längere Zeit aufrechtzuerhalten. Sechs Wochen nach seiner Ankunft in Essen bekam er Fieber, brach bewusstlos zusammen und erwachte mit einer doppelten Lungenentzündung. Jetzt schien nur noch der Lastwagen auf ihn zu warten, aber bürokratische Pedanterie rettete ihn. Scholtens war ein Ausbrecher. Krupp konnte nicht über das Eigentum anderer Industrieller verfügen. Daher wurde der fiebergeschüttelte Student, der nur noch 97 Pfund wog, über ein Durchgangslager zuerst nach Heidelberg und dann ins Mannheimer Gefängnis geschickt, wo er sich langsam erholte.

Am 4. April 1944, als Scholtens wieder seinem rechtmässigen Besitzer übergeben wurde, befanden sich der obenerwähnte Funktechniker und der Priester noch in Holland und in Freiheit. Sie trafen Scholtens erst nach Kriegsende.

Das Verbindungsglied zwischen ihm und den beiden anderen war die Neerfeldschule, in die die beiden in jenem Herbst nach einem zweimonatigen Aufenthalt in der Dechenschule gebracht wurden, und gemeinsam war ihnen auch die Möglichkeit, jene Männer zu identifizieren, die dort ihre Peiniger gewesen waren. Gerade diese gegenseitige Bekräftigung von Zeugenaussagen, dieses Zusammenfügen winziger Mosaiksteinchen zum grossen Bild der von Krupp praktizierten Sklaverei, macht die 4'200 Beweisstücke und die 13'454 Seiten der Prozessniederschrift so überzeugend. Da sich die Bruchstücke der Erinnerungen zu einem Ganzen fügten, war die Glaubwürdigkeit der einzelnen Zeugen erwiesen. Ohne diese Verbindung hätte man die Berichte vielleicht als unwahrscheinlich oder in einigen Fällen auch als unglaubwürdig eingestuft.

Auch Paul Ledoux versetzte das Gericht nicht in Erstaunen – wie Scholtens erinnert man sich seiner hauptsächlich wegen eines «unerfreulichen Themas», wie man es in seinem Fall nannte –, doch das Verhalten der Krupp-Anwälte lässt vermuten, dass ihrer Ansicht nach seine Gefangenschaft gerechtfertigt war. Vor dem Krieg besass Ledoux – damals ein kleiner, schmalgebauter bebrillter Handwerker Mitte Dreissig – ein Radiogeschäft in Brüssel¹¹. Es wurde von der Wehrmacht geschlossen – wer ein Funkgerät bauen konnte, war gefährlich. Aber in Wirklichkeit stellte Ledoux, trotz seines sanftmütigen Aussehens, ohne seine Röhren und Drähte eine viel grössere Gefahr für das Reich dar. War er tagsüber ein unauffälliger Angestellter im technischen Dienst des Brüsseler Luftschutzes, wurde er nach Anbruch der Dunkelheit zu einem führenden Widerstandskämpfer, den man fürchten musste. Ledoux wäre der richtige Mann für Scholtens gewesen, als dieser im Jahr 1943 der Dienstverpflichtung entgegen wollte. Drei Jahre lang versorgte der erfindungsreiche Techniker Leute, die von Sauckel oder Speer angefordert worden waren, mit falschen Papieren, veröffentlichte Zeitungen der Untergrundbewegung und organisierte Sabotageaktionen.

Er war verantwortlich dafür, dass in der Nacht des 12. August 1944 alle Telefonleitungen in Luxemburg ausfielen, wodurch die für Paris bestimmten deutschen Verstärkungen von der Umwelt abgeschnitten waren. Das war sein grösster Erfolg. Es sollte auch sein letzter gewesen sein. Seit vier Monaten war die Gestapo auf seiner Spur. Im April war er im letzten Moment aus seiner Wohnung geflüchtet und anschliessend unter dem Decknamen Delamarre in Belgien umhergezogen, bis er – fünf Tage nach seinem Meisterstreich vom 12. August – im Bahnhof von Lecambon von belgischen Faschisten aufgegriffen wurde. Es scheint sich aber um eine reine Routineverhaftung gehandelt zu haben; der SD verhörte ihn zwar gründlich, doch wenn man gewusst hätte, wer er wirklich war, hätte man ihn sicherlich hingerichtet. Stattdessen gelangte man zu der Ansicht, er sei nur einer der vielen Drückeberger vor der Dienstverpflichtung zur Sklavenarbeit. Für seine Verhaftung wurde keine Begründung angegeben, und so schrieb der Vernehmungsoffizier NN hinter seinen falschen Namen, und er wurde am 22. August in die Nacht und den Nebel des Ruhrgebiets geschickt.

Am nächsten Tag kam er im Hauptbahnhof Essen an. Für ihn war damit der Kampf zu Ende. Vernünftig, wie er war, betrachtete er prüfend das komplizierte Drahtgehege um die Dechenschule, hörte die Werkschutzposten sagen, dass hier scharf geschossen werde, und zweifelte nicht an ihren Worten.

Selbst wenn er einen Plan aushecken könnte – seine Mitgefangenen waren viel zu schwach, als dass sie ihm hätten helfen können; und sehr bald würde er in der gleichen Verfassung sein. Er hatte einmal beim belgischen Roten Kreuz einen Kursus in Erster Hilfe absolviert, und so übernahm er während der Bombenangriffe die Rolle eines Lagersanitäters, versorgte Wunden und sagte den Verletzten, wie sie eine Infektion vermeiden konnten. Während des Grossangriffs vom 23./24. Oktober, als die Dechenschule völlig zerbombt wurde und die Gefangenen in die Neerfeldschule übersiedeln mussten, machte er sich so nützlich, dass der Lagerführer ihn offiziell zum Lagersanitäter ernannte, und in dieser Eigenschaft sagte er in Nürnberg aus.

Seine Ernennung sei notwendig gewesen, erklärte Ledoux, denn ausser den freiwilligen Hilfeleistungen deutscher Ordensschwester habe es für die Sklaven keine ärztliche Versorgung gegeben. Er führte Todesfälle wegen mangelnder Pflege an und beschrieb mit knappen Worten die einzige Gelegenheit, bei der seine Bitte um den Besuch eines Arztes erhört wurde. «Der Arzt war betrunken», sagte er. «Er hörte den Herzschlag einer Leiche ab.» Ledoux erklärte dem Gericht, dass der Arzt so benebelt gewesen sei, dass ihm die Abwesenheit des Herzgeräuschs gar nicht auffiel; schon vor seiner Ankunft hatte Ledoux Tod durch Diphtherie festgestellt. Danach kam nie wieder ein Krupp-Arzt, weder betrunken noch nüchtern, in die Neerfeldschule. Der belgische Sanitäter, der nur Grundkenntnisse über das Abbinden von Blutgefässen und künstliche Atmung besass, versorgte weiterhin ganz allein Verletzungen, welche die Notaufnahme eines grossen Krankenhauses vor Probleme gestellt hätten.

Krupps Anwälte wandten ein, dass an diesen Zuständen die Bombenangriffe schuld gewesen seien; die englischen Terrorbomben hätten unterschiedslos Lager, Häuser, deutsche Zivilisten und Fremdarbeiter vernichtet – Alfried habe dieses Chaos nicht angerichtet und könne dafür nicht verantwortlich gemacht werden. Das Schwerwiegende an Ledoux' Zeugenaussage war jedoch sein Bericht über das Revier in der Dechenschule, bevor im Oktober die 4'500 Tonnen Bomben fielen und er zum Sanitäter ernannt wurde. Die Firma, erklärte er dem Gericht in trockenem Ton, habe damals bestimmt, wie hoch der ständige Prozentsatz an Kranken sein dürfe, nämlich zehn Prozent. Unglücklicherweise lebten damals 400 Gefangene in der Dechenschule, und im Revier gab es nur 6 statt 40 Betten; in einem davon schlief der deutsche Vorgänger von Ledoux als Sanitäter. Ledoux war Zimmer 2 A zugeteilt, das direkt über dem Krankenrevier lag und von diesem durch einen Bretterfussboden mit weiten Spalten getrennt war. Das Zimmer 2 A war fast schon ein Kriegsverbrechen für sich. Vierzig Sklaven waren dort untergebracht, «welche während der ganzen Nacht in diesem Raum eingeschlossen waren. Zur Verrichtung der menschlichen Bedürfnisse», fuhr Ledoux fort, «hatten sie nur zwei Marmeladeneimer, und diese Marmeladeneimer dienten als Nachtgeschirr für diese 40 Leute. Es waren grosse Marmeladeneimer. Da aber unsere Nahrung sehr viel Flüssigkeit enthielt und meistens aus Suppe bestand, und da ausserdem die meisten Häftlinge von Anfang an an Durchfall oder ähnlichen Krankheiten litten, waren diese beiden Eimer vollkommen unzureichend für diese 40 Leute, ihre Bedürfnisse zu verrichten, und deshalb kann man sich das Ergebnis vorstellen ...» Selbst die dümmsten Posten begriffen die Folgen. «Wie viele sind heute nacht krepirt?» schrien sie jeden Morgen. Der Anwalt, der Ledoux ins Kreuzverhör nahm, frag-

te, ob irgendjemand dagegen protestiert habe. Doch, und zwar der Krupp-Sanitäter. Beim Appell, berichtete Ledoux, «beschwerte sich der Sanitäter öfters beim Posten, dass zum Beispiel schon wieder Urin vom Zimmer oben ins Revier gekommen war». Der deutsche Anwalt gab sich damit nicht zufriedenen und stellte Fragen wie: «Konnte er durch die Decke des Zimmers sickern?» und: «Gab es in der Decke Löcher oder Spalten?» Obgleich das alles schon ausführlicher erklärt worden war, als es auch die am wenigsten zimmerlichen Vertreter der Anklage für notwendig hielten, bestand die Verteidigung darauf, dieses «unerfreuliche Thema» weiterzuverfolgen.

Das war eine Gewohnheit, die man bei allen Kriegsverbrecherprozessen beobachten konnte. Ob es aus Ungläubigkeit geschah, oder weil die Verteidigung nach europäischem Brauch sichergehen wollte, dass das Gericht im Besitz aller Tatsachen war – im Kreuzverhör wurde alles breit ausgewalzt, bis jeder Anwesende das fürchterliche Bild klar vor Augen hatte: Die vierzig Männer in 2 A, die zu den beiden randvollen Eimern stolpern, die halbflüssigen Exkremente, die sich über die rohen Planken ausbreiten und auf die unten liegenden Fieberkranken heruntertropfen, das Geräusch und der Gestank der durchsickernden Jauche. Fünf Jahre früher wären viele der Gefangenen in der Dechenschule aufgrund ihrer ungewöhnlichen Begabungen gern gesehene Gäste in der Villa Hügel gewesen. Jetzt, nur einen Block von der Altendorfer Strasse entfernt, wo Alfried auf seinem Weg von der Villa Hügel zum Büro entlangfuhr, waren sie gezwungen, sich auf ihre eigenen kranken Kameraden zu entleeren. Wenn ein Stallbursche es gewagt hätte, den Vollblutpferden der Familie Krupp ihren Krafthafer vorzuenthalten, hätte man ihn entlassen, und er hätte sich einen anderen Arbeitsplatz suchen müssen. Natürlich wäre das nicht schwer gewesen. Im Werkschutz gab es immer offene Stellen.

Neunzehn Jahre nach der Zerbombung der Dechenschule war ich zum Tee im Palais von Dr. Franz Hengsbach eingeladen, dem energischen, jungen Erzbischof von Essen, und betrachtete die Lokalheiligtümer – manche davon 900 Jahre alt die wunderbarerweise alle Bombenangriffe überstanden hatten. An der Wand hingen die Porträts der beiden letzten Äbtissinnen, die vor Napoleons Einzug im Jahr 1802 die Stadt regierten, und ein Bild von Papst Pius XII. Der Erzbischof selbst, mit scharlachfarbener Kappe, purpurner Robe mit scharlachfarbener Einfassung und dem glänzenden Kruzifix an seiner Taille, schien einem anderen Zeitalter anzugehören¹².

Doch dieser Eindruck verflüchtigte sich rasch. Draussen proklamierte eine zwei Meter hohe Neonreklame über dem Hotel *Handelshof* die wirtschaftliche Wiedergeburt Westdeutschlands – ESSEN DIE EINKAUFSSTADT –, und durch ein Fenster aus Kirchenglas konnte man direkt gegenüber die Silhouette der ehemaligen Synagoge und jetzigen Ausstellungshalle für die neuesten Erzeugnisse des Ruhrgebiets erkennen. Selbst die Kirche bot keine Zuflucht vor der pulsierenden Atmosphäre des Ruhrgebiets, noch war dies der Wunsch des dynamischen Oberhirten. An seinem Finger glänzte ein Ring, dessen Fassung ein Stück Kohle aus Alfrieds Grube Hannover-Hannibal umschloss, und auf dem Tisch lag ein Exemplar des Berichts über die fruchtbare Verbindung von Kreuz, Kohle und Eisen (*Kreuz über Kohle und Eisen*). Als Alfrieds Name fiel, seufzte Seine Exzellenz voller Zuneigung: «Ach, Krupp! Die drei Ringe!» Dann erklärte er: Die Dynastie hat sich zwar nie zu Rom bekannt, aber über die Hälfte

der Bevölkerung im Bezirk Essen ist katholisch, und durch die Fürsorgearbeit von Margarethe Krupp und Bertha Krupp kam es zu den ersten inoffiziellen Kontakten zwischen der Villa Hügel und dem Vatikan. Diese festigten sich rasch; als Gustav 1923 ins Gefängnis kam, erschien ein 37 Jahre alter Monsignore in seiner Zelle und bat dann die Franzosen, ihn freizulassen. Im September 1962 reiste derselbe Würdenträger, jetzt Gustavo Kardinal Testa und päpstlicher Abgesandter, zum Hügel und zeichnete Alfried im Namen des Papstes mit einer goldenen Gedenkmedaille aus¹³. Die Bewunderer der Dynastie unter den Klerikern hätten sich nach 1945, in der Stunde des Gerichts, zurückhalten können. Stattdessen erhoben sie laut ihre Stimmen. Essen wurde erst zehn Jahre nach Alfrieds Verurteilung Bischofssitz, doch am 14. März 1948, als sich die Darlegungen der Staatsanwaltschaft in Nürnberg ihrem Höhepunkt näherten, gab der damals in den Sechzigern stehende Erzbischof von Köln, Josef Kardinal Frings, im zerbombten Essen eine deutliche Erklärung ab:

Wenn ich hier von Krupp und der Familie Krupp spreche, meine ich all das, was Essen zu seiner jetzigen Grösse geführt hat. Ich glaube, ich darf wohl sagen, dass diese Firma und diese Familie stets grosses soziales Verständnis gezeigt und sehr viel für die Wohlfahrt ihrer Arbeiter und Angestellten getan haben. Ich weiss, dass alle Menschen in Essen stolz darauf waren, Arbeiter, Angestellte und Beamte von Krupp zu sein. Wenn es jemanden gibt, der das Recht darauf hat, ein Ehrenbürger von Essen zu sein, dann ist es sicher das Oberhaupt dieses Hauses.

Frings erklärte, dass er das Gericht nicht beeinflussen wolle. Aber er sei überzeugt, dass «niemand schlecht von mir denkt, wenn ich sage, dass ich von dem Schicksal dieser Familie, die einst einen so grossen Ruf hatte, tief betroffen bin»¹⁴.

Falls jemand eine andere Meinung hatte, sagte er nichts, und Dr. Hengsbach, der ein Jahrzehnt nach der Verurteilung des Angeklagten an die Ruhr kam, wurde in steigendem Mass von den Zuwendungen beeindruckt, welche die katholische Kirche nach Alfrieds Entlassung von der Familie Krupp in Empfang nahm. Alfried stiftete das grösste Glasmalerei-Fenster im Essener Dom, spielte eine grosse Rolle beim Wiederaufbau der Kirche im nahegelegenen Münster, die von den Lancaster-Bomben weitgehend zerstört worden war, gab hohe Beiträge für ein katholisches Krankenhaus und für die katholische Universität in Tokio und übernahm die Schutzherrschaft über eine Ausstellung frühchristlicher Kunst in der Villa Hügel, zu welcher der Papst einen Abgesandten schickte. Seine Exzellenz zählte die Geschenke des Konzernherrn auf und sagte dann zu mir: «Ein Bischof von Essen kann Alfried Krupp nur dankbar sein.» Bei einer Diskussion über Rolf Hochhuths aufrüttelndes Stück *Der Stellvertreter* war Dr. Hengsbach über die Art, wie Hochhuth mit der Familie Krupp umsprang, fast ebenso entrüstet, wie über die Darstellung von Pius XII. Auf die Bemerkung, dass das Stück dem Gedächtnis von Pater Maximilian Kolbe, Häftling Nr. 16 670 in Auschwitz, gewidmet sei, erwiderte er, das habe nichts damit zu tun; als er hörte, dass Alfried hier in dieser Stadt eigene Sklavenarbeiterlager unterhalten habe, schüttelte Seine Exzellenz den Kopf und antwortete in scharfem Ton: «Die Sklavenarbeit war ein Naziverbrechen. Das hatte nichts mit Krupp zu tun.»

Diese Behauptung des Erzbischofs wäre sicherlich eine Überraschung für Pater Alphonse Charles Gyseline Come gewesen¹⁵, der als Insasse Nr. 137 im Lager Dechenschule eingesperrt war, wo er sein Schicksal mit zwei anderen katholischen Priestern aus Holland teilte, und der oft an den Platz zurückkehrt, wo das Lager war und jetzt ein kleiner grauer Stein mit einer Messingplatte steht. Die Inschrift lautet:

Am 23.10.1944
Starben hier
Für die Freiheit
61 Europäer

Die Inschrift wurde von Deutschen entworfen und scheint nicht im Mindesten die Neugierde der Kinder zu wecken, die daran vorbeihüpfen. Vielleicht, weil sie so prosaisch ist. Nicht einmal die Nationalitäten der umgekommenen Europäer sind angegeben. Pater Come kann mit näheren Angaben dienen. Er ist der Verfasser von *Témoignage sur les Camps de Dechenschule et Neerjeld*, jenes geheimen Tagebuchs voller Tabellen und Statistiken, das er in den Nächten seiner Gefangenschaft führte und das in Nürnberg als wichtiges belastendes Material diente, während Kardinal Frings sich auf Alfrieds Seite stellte – eine Gegensätzlichkeit des Verhaltens, die man chauvinistischen Gefühlen zuschreiben mag, die vielleicht aber auch auf die Kluft zwischen einzelnen Mitgliedern der katholischen Kirche zurückzuführen ist.

Da Pater Come kein Monsignore war, machte er niemals Krupps persönliche Bekanntschaft. Heute ist er der Hirte einer kleinen Gemeinde im belgischen Leignon, einem jener Städtchen an der Meuse mit krummen Gassen und verwittertem Gemäuer, an denen die moderne Zeit spurlos vorbeigegangen ist. Im Sommer 1944 war Pater Come Pfarrer von Smuid, 50 Kilometer östlich von Bastagne und noch kleiner als Leignon. Damals dachte er, dass für ihn der Krieg vor vier Jahren, als König Leopold III. sich ergab, zu Ende gegangen sei. Zu jener Zeit war Alphonse Come Geistlicher in der Armee Seiner Majestät gewesen. Er war ein hochgewachsener schlanker Mann mit empfindsamen, asketischen Gesichtszügen, der auf Fotografien aus der damaligen Zeit immer tief in Gedanken versunken zu sein scheint. Krupps Verteidiger liessen nichts unversucht, um ihn mit der belgischen Widerstandsbewegung in Zusammenhang zu bringen – sie hielten an der Auffassung fest, dass Teilnahme an Aktionen der Untergrundkämpfer vor der Verpflichtung zur Sklavenarbeit als mildernder Umstand für die Angeklagten zu werten sei –, aber in diesem Fall hatten sie nicht viel Glück. Als Paul Ledoux in seiner Zeugenaussage von «meinen drei anderen Kameraden, einer von denen Pater Come war»¹⁶, sprach, meinte er damit lediglich eine Verbindung, die im Schmelztiegel des Lagers entstand. Er hatte sie vorher nie gesehen, und unter normalen Umständen hätte sich für ihn niemals eine Lage ergeben, in der er den Priester als seinen Kameraden bezeichnet hätte. Der Pfarrer von Smuid hatte keine Papiere gefälscht, Brücken gesprengt oder Nachrichtenlinien der Wehrmacht zerstört. Das Äusserste, was er in Nürnberg im Kreuzverhör zugab, war: «Als katholischer Priester war ich verpflichtet, der Strömung, die die Menschheit zu Wilden machte, entgegenzuwirken ... der Macht der deutschen Armee.» Auf einem Kontinent, der vom Hakenkreuz,

dem deutschen Generalstab und den Schlotbaronen regiert wurde, mochte das schon als subversive Einstellung gelten, aber mit Ledoux' Aktionen kann man es kaum vergleichen.

Es gehörte zu Pfarrer Comes Pflichten, an jenem schwülen Morgen des 15. August 1944 früh aufzustehen und das Fest von Mariä Himmelfahrt vorzubereiten. Von allen Tagen, an denen ein katholischer Priester seine eigene Verhaftung erwarten konnte – falls es solche Tage überhaupt gibt –, war dies einer der unwahrscheinlichsten. Selbst die Wehrmacht nahm auf diesen Feiertag Rücksicht; in der 260 Kilometer entfernten Kathedrale von Antwerpen hatte man Rubens' Gemälde von der Himmelfahrt Mariä sorgsam abgenommen, um es vor Schaden zu bewahren, und Fresken von Correggio und Gaudenzio Ferrari über das gleiche Thema waren gegen den Explosionsdruck von Bomben durch Polsterwände geschützt worden. Zum Unglück für die europäische Geistlichkeit vertraten die Eroberer einen seltsamen Dualismus. In den zehn Wochen, die seit der Landung in der Normandie vergangen waren, hatte sich vom Waddensee bis nach Vichy-Frankreich hinein die Aktivität der Widerstandskämpfer verstärkt, und in jeder Gemeinde, die daran beteiligt war, richteten sich die deutschen Strafmassnahmen gegen die prominentesten Einwohner. So wurde die verstümmelte Leiche von Kaj Munk, einem der geachtetsten Pfarrer des Kontinents, auf einer Landstrasse gefunden; an die Soutane war ein Pappschild mit folgender Inschrift geheftet: «Schwein, du hast dennoch für Deutschland gearbeitet.» In kleinen belgischen Städten hatte man sich an schwarz umrandete Anschläge aus rotem Papier gewöhnt, die zum Beispiel folgendes besagten:

Feige Verbrecher im Solde von England und Moskau haben am Morgen des 2. Juli 1944 den Feldkommandanten von Mol ermordet. Die Attentäter konnten noch nicht ausfindig gemacht werden. Zur Vergeltung für diesen Mord habe ich angeordnet, dass 50 Geiseln erschossen werden, und zwar als erste... Falls die Täter nicht bis zum Ablauf des 25. Juli 1944 ergriffen sind, werden ... weitere 50 Geiseln erschossen werden.

Anfang August trat in der Politik der Besatzungsbehörden für Belgien und Holland fast unmerklich eine Änderung ein. Nach den Worten des Nürnberger Gerichtshofs «wurden in Belgien brutale Rekrutierungsjagden durchgeführt»; beliebte Bürger verschwanden im Nebel der NN-Aktion und «wurden Arbeiter bei Krupp¹⁷». Eine dieser Aktionen richtete sich gegen das Gebiet der Ardennen. Am Vorabend von Mariä Himmelfahrt studierte General Alexander von Falkenhausen, der Militärgouverneur des Landes, einen Rotstift in der Hand, die Landkarte des Ardennenwaldes. Nach reiflicher Überlegung malte er um das ganze Gebiet von Luxemburg einen roten Kreis – und der Einmarsch der Truppen in die Ardennen war bereits abgeschlossen, als Pfarrer Come am nächsten Morgen um 5.10 Uhr seine Mutter in die Diele geleitet hatte; die Familie wollte zur Frühmesse. Eugénie, die Schwester des Pfarrers, ging voran. Bevor sie die Tür öffnete, blickte sie durch ein Fenster hinaus – und schlug entsetzt die Hand auf den Mund. «*Les allemands!*» kreischte sie. Ihr Bruder starrte hinaus. Es stimmte; die Pfarrei war von Soldaten des Führers, bewaffnet und in voller Kampfausrüstung, umstellt. Jeder aus dem Dorf führende Weg war gesperrt, und der Bürgermeister, der Stadtschreiber, zwei Magistratsbeamte und zwei Stadträte, die meisten noch im Nachthemd,

wurden zu einem Lastwagen geführt. Pater Come trat hinaus und wurde von einem Gefreiten gepackt. «Sie sind verhaftet!» brüllte er; und als der bestürzte Pater nach dem Grund fragte, erhielt er lediglich die Antwort, es sei ein Befehl.

Ein weiterer Befehl lautete, dass die Verhafteten, die nur das Notwendigste mitnehmen durften, nach Deutschland zu bringen seien. Aber zuerst fuhr man sie 100 Kilometer nach Süden zum Gefängnis von Arlon, einer Stadt nahe der Grenze. Arlon war als die Bastille der Widerstandsbewegung berühmt geworden – Ledoux war dort zwei Tage lang vom SD festgehalten worden –, aber noch niemals hatte es dort so viel Prominenz in den Zellen gegeben. In der Mittagsstunde sah der Gefängnishof wie der Tagungsort der führenden Männer der Provinz aus. «Im Nachbardorf wurden noch zehn verhaftet, zehn weitere in einem anderen Dorf in der Nähe und zwölf in einem weiteren Dorf», sagte Pfarrer Come später aus. Und so sah es überall aus: Die Bürgermeister, Geistlichen, Ärzte, Anwälte und Wissenschaftler waren für die Verbannung auserkoren. Von den Wachtposten wurden sie genauso wie ihre Vorgänger behandelt. Am 25. August erhob sich Paris (ein schwarzer Tag für Alfried: Staff Sergeant Norbert Barr, ein Amerikaner österreichischer Herkunft in mittleren Jahren, der vor dem Krieg der Pariser Korrespondent des *Berliner Tageblatts* gewesen war, führte eine Gruppe von vier Angehörigen des Intelligence Corps der 7. Armee zum Boulevard Haussmann 141, wo sie die Unterlagen von Krupp beschlagnahmten), aber die Nachricht von der Revolte drang nicht durch die alten Steinmauern von Arlon. Um 4 Uhr am gleichen Morgen wurden die Häftlinge geweckt und mussten sich umziehen. Ein Posten befahl Pfarrer Come und zwei anderen Priestern, die Soutanen abzulegen. Als sie in den Zug kletterten, sagte ein Offizier zu ihnen, gleichgültig wie dieser Krieg ausgehen werde, ihnen sei der Nachruf sicher: Schwein, du hast dennoch für Deutschland gearbeitet.

«Was sonst noch?» fragte eines der «Schweine» schüchtern. Darauf kam die scharfe Antwort, dass er darüber nicht nachzudenken brauche; er werde es früh genug merken. Sie merkten es alle, als sie um 5.30 Uhr im Essener Hauptbahnhof ausstiegen und sich neben den Schienen aufstellten. Ein Feldwebel blickte die Reihe entlang und brach in Gelächter aus. «Ihr werdet jetzt für Krupp arbeiten, und für euch heisst das bumm! bumm! bumm!» rief er. Da die Belgier verdutzt dreinblickten, erklärte der Feldwebel: «Ich meine Bomben!» Die Belgier verstanden immer noch nicht. Er ging über sein Witzchen grinsend hinweg, und eine neue Gruppe Bewaffneter brachte sie zur Hindenburgstrasse. Eine Stunde später begannen die Belgier zu begreifen: Sie erhielten Decken, in die das Zeichen der drei Ringe eingewebt war. In gelbgestreifte graublau Kluft eingekleidet, die gleichfalls mit den drei Ringen verziert war, wurden sie in das Zimmer 2 A in der Dechenschule eingewiesen, jenen Raum mit den zwei riesigen Abortkübeln und dem unglaublichen Schmutz.

Um 20.30 Uhr wurde die Tür mit Ketten und einem Vorhängeschloss versperrt, und die allnächtliche Pein der Kranken unter ihnen begann. Acht Stunden später rasselte die Kette, die Tür wurde aufgestossen, und eine Abteilung blau uniformierter Männer schlitterte durch den angesammelten Unrat herein; sie schrien: «Wie viele sind heute nacht krepirt?» und «Aufstehen!» und schlugen in der Dunkelheit mit Gummischläuchen um sich. So begann jeder Tag. Die Gefangenen mussten vor sechs Uhr an einem

Siemens-Martin-Hochofen sein, und vorher mussten sie noch den Fussboden reinigen. Am Abend dieses ersten Tages – nachdem er zwölf Stunden lang zentnerschwere Zementsäcke treppauf, treppab geschleppt hatte – begann Pater Come seine Aufzeichnungen; nach einer Woche hatte er schon eine Menge Material beisammen. Seine Beobachtungen sind in sachlichem Ton abgefasst:

Dieses Lager war von stacheldrahtverkleideten Mauern umgeben und wurde Tag und Nacht auf militärische Weise von bewaffneten Werkschutzmännern bewacht. Die Insassen wurden in einzelnen Gruppen von bewaffneten Werkschutzposten, die sie auch während der Arbeit bewachten, an ihre Arbeitsplätze in den verschiedenen Krupp-Fabriken gebracht und zum Lager zurückgeführt... Täglich fanden zwei Appelle statt, einer morgens, der andere abends. Sie erhielten die gleiche Verpflegung wie die niedrigste Klasse der Ostarbeiter (einen Napf wässrige Suppe und etwas Brot, ohne Zugaben¹⁸).

Es dauerte eine Weile, ehe er begriff, dass für ihn eine Sonderbehandlung galt. Soweit er beobachten konnte, mussten nur Priester Zementsäcke die Treppen hinauf- und hinunterschleppen. Ihnen wurden immer die schwersten Aufgaben zugewiesen. So transportierte er 50 Kilo schwere Walzblöcke im Martin-Werk I, schwang einen Pickel für die *Krupp Stollenbau*, verlegte Stacheldraht in anderen Lagern, setzte Eisenstangen vor Fenstern ein, transportierte schwere Kisten in der Abteilung Apparatebau, karte Schutt und Abfall, hob Gräben aus und säuberte Werkschutz-Unterkünfte. Wo immer er eingesetzt war – er schleppte die schwersten Lasten, tat die schmutzigste Arbeit und hatte die kürzesten Pausen. Er durchforschte sein Gedächtnis nach Verstössen gegen die Vorschriften, konnte jedoch keine entdecken. Dann fiel ihm auf, dass die Vorarbeiter, wenn einer seiner Mitsklaven ihn mit «*mon père, monsieur le curé* oder *l'abbé*» anredete, ihn betont bei seiner Nummer riefen. «Los, Hundertsiebenunddreissig! Rasch!» riefen sie, und Nr. 137 eilte gehorsam herbei. Diese Stichelei focht ihn nicht an, aber die Bezeichnung «Stücke» für die Belgier verletzte ihn tief.

In dem Mass, wie sich die Zustände im Lager verschlimmerten, wurde seine Position schwieriger. Er konnte und wollte sich seiner Pflicht als Priester nicht entziehen. Er musste sterbenden Katholiken die letzte Ölung geben, gleichgültig, wie der Werkschutz darüber dachte, und er wollte die Messe zelebrieren. Immer wieder baten die anderen Gefangenen den Lagerführer um die Erlaubnis dazu. Die Antwort war stets negativ, und schliesslich liess der Lagerführer den Curé in «sein Büro rufen und verbot mir nun persönlich die Erfüllung meiner religiösen Pflichten und drohte gleichzeitig die schwerste Strafe an, die es gab, nämlich die Todesstrafe»¹⁹. Da die Essener Bevölkerung überwiegend katholisch war, gehörten auch einige Wachtposten der katholischen Kirche an. Für sie war es niederschmetternd, dass ein Priester mit dem Tod bedroht wurde, bloss weil er beten wollte. Sie waren empört, und heimlich sagten sie das Pater Come auch. Einer steckte ihm vier Mark zu, nannte seinen Namen und bat, dass er für ihn bete; ein anderer gab ihm ein kleines Kruzifix. Aber die offizielle Haltung gegenüber Nr. 137 blieb unverändert.

Die Nacht vom 23. zum 24. Oktober, die auf der Gedenktafel verewigt ist, war für den Priester die arbeitsreichste seines Lebens. Niemand hinderte ihn an der Ausübung

seiner Pflichten, auch nicht in den darauffolgenden 48 Stunden, als die tödlich Verletzten einer nach dem anderen starben. Der Werkschutz machte einen grossen Bogen um die rauchenden Trümmer; der Pfarrer notierte: «Die Überlebenden blieben zwei Tage lang, stets von den Posten bewacht, in einem sicheren Unterstand zehn Meter von den Ruinen des Lagers entfernt.» An jenem Nachmittag mussten die Gehfähigen zur Neerfeldschule marschieren. Jedes neue Gefängnis, sagten sie bedrückt zueinander, konnte nur eine Verbesserung bedeuten. Sie irrten sich.

Auch dieses Lager war von Stacheldrahtzäunen umschlossen, und vor die Fenster war Drahtgeflecht gespannt... Tag und Nacht machten ein oder zwei bewaffnete Posten Kontrollgänge ... In Wirklichkeit war die Lage in der Neerfeldschule viel schlimmer als in der Dechenschule. Die ruinöse Zwangsarbeit, die völlig ungenügende Verpflegung, die pro Tag ausgeteilt wurde, das vollständige Fehlen der primitivsten hygienischen und sanitären Einrichtungen und ärztlicher Versorgung bewirkten den Tod von Dutzenden von Gefangenen, denen es unter den herrschenden Zuständen nicht möglich war, sich von ausserhalb die von ihnen benötigten Dinge zu besorgen²⁰.

In der Neerfeldschule lernten die Belgier gewisse Feinheiten der Sklavenarbeit kennen. Es gab den offiziellen Lagerschläger. Es gab auch – und das war etwas Neues – Strafbesuche von unzufriedenen Vorarbeitern, denen die von dem einen oder anderen Sklaven geleistete Arbeit nicht gefallen hatte und die, nachdem sie vorher in einer Bierstube über den Fall nachgedacht hatten, im Lager erschienen, sich vom Werkschutz eine Peitsche liehen und den Missetäter verprügelten; zu den Opfern gehörte auch Ferdinand Thieltgen, der früher Verwaltungsassistent des Gouverneurs von Luxemburg gewesen war.

Um diese Zeit war Pater Come aus dem Gröbsten heraus. Er war Fritz von Bülow «Bursche» geworden. (Es war ein dramatischer Augenblick, als der hagere Geistliche, jetzt wieder mit einer Soutane bekleidet, sich in Nürnberg an seinen zwergwüchsigen ehemaligen Herrn auf der anderen Seite des Gerichtssaals wandte und mit unbewegter Stimme sagte: «In meiner gelbgestreiften Häftlingskluft ging ich sogar in Herrn von Bülows Werkschutzbüro und ... machte Feuer, obwohl ich kaum annehme, dass er sich heute daran erinnert²¹.») Es war demütigend, der Leibsklave eines Mannes zu sein, den Hitler zum Kruppschen Hauptwehrbeauftragten ernannt hatte; doch hatte der Pfarrer jetzt öfter Gelegenheit, Seite um Seite des Zeichenpapiers, das er stibitz hatte, mit seiner winzigen, fast unleserlichen Schrift vollzuschreiben*. Krupp selbst bekam der Geistliche zwar nie zu Gesicht, aber Bülow stand dem alleinigen Inhaber näher als jeder andere Betriebsangehörige. Der versklavte Priester meinte, dass wenn er erst einmal Alfrieds Stellvertreter verstehen könnte, er auch dem Mittelpunkt des Netzes, in dem sie alle gefangen waren, näher käme.

Es gelang ihm nicht. Der rosige, kleine preussische Adlige mit den flatternden Händen und den vorstehenden Augen, dessen stolze Familie im Lauf von drei Jahrhunderten zehn Feldmarschälle, Staatsmänner, Schriftsteller und Komponisten hervorge-

* Heute ist das Tagebuch fast unleserlich; Pater Come musste für mich viele verwischte Stellen entziffern.

bracht hatte, blieb ein Rätsel. Nach einem Bombenangriff kam «Bülow zu uns und hielt eine Ansprache – nebenbei in ausgezeichnetem Französisch und der Art und Weise, wie er sprach, war zu entnehmen, dass er zwar nicht der Mann war, in dessen Händen unser Schicksal lag, aber immerhin derjenige, von dem es abhing, unter welchen Bedingungen wir leben mussten. Er versprach uns bessere Unterkünfte, bessere Verpflegung. Er sagte, dass er sich in Bezug auf uns geirrt habe. Er beglückwünschte uns. Er sagte, dass es nicht Deutschlands Schuld sei, dass so viele von uns durch die Bombenangriffe umgekommen seien, sondern dass der Krieg daran schuld sei, und dass der Krieg den Deutschen von den Alliierten aufgezwungen worden sei.» Mit seiner eigenartigen leisen Stimme forderte Bülow jeden auf, etwaige Beschwerden vorzubringen. Nach so vielen Peitschenhieben war dieses Zuckerbrot allzu überraschend; den Männern verschlug es die Sprache. Paul Ledoux war nicht beeindruckt, aber er schwieg, weil er, wie er später sagte, wusste, dass «wir nichts als Kreaturen waren, die man herumschieben konnte. Wir hatten keine Wünsche zu haben.» Aber es gab doch ein argloses Gemüt, das sich zu Wort meldete. Ein Belgier namens Decoune fasste die Aufforderung des Hauptwehrbeauftragten wörtlich auf, ging auf das Rednerpult zu und meldete, dass die Werkschutzposten, die selber nicht genug zu essen hatten, den Gefangenen auch noch ihr bisschen Essen wegstahlen. Bülow zog eine beleidigte Miene und verschwand. Dann wurde Decoune dem amtlichen Auspeitscher überantwortet*²².

Nach Alfried erhielt Bülow die zweithöchste Strafe des Krupp-Prozesses. Wenn er den Schuldspruch widerspruchslos akzeptierte – und das tat er –, steht es uns nicht zu, daran zu zweifeln. Mehr als jeder andere in der Geschichte der Dynastie ruft Bülow die Erinnerung an Friedrich (Fritz) Alfred Krupp wach, und man kann sich vorstellen, dass Bülows Vater, der um die Jahrhundertwende vier Jahre lang in der Schule von Fritz Krupp das Handwerk der Sophisterei und Intrige lernte, diese Feinheiten an den Sohn weitergab. Auf seine Art war der Werkschutzchef der Jahre 1939-1945 genauso bössartig wie Hassel, jener SS-Obersturmbannführer, der als stellvertretender Werkschutzchef im Sold von Krupp stand und dem Bülow in der Voruntersuchung alle Schuld zuschob. Aber abwesende Prügelknaben erwecken immer Misstrauen. Bülow hatte die oberste Befehlsgewalt. Er war erfinderisch und einfallsreich. Selbst wenn er einen Plan nicht selbst ausheckte, so wusste er ganz gewiss darüber Bescheid, zum Beispiel darüber, was der Werkschutz Weihnachten 1944 mit den Rotkreuzpostkarten der Belgier machte. Es handelte sich um eine ausgesuchte psychische Folter, an die Pater Come sich noch heute als an den grausamsten Augenblick seiner Gefangenschaft erinnert. Als die Karten verteilt wurden, waren die Sklaven überglücklich. Ihren Bewachern trauten sie zwar nicht über den Weg, aber auf das Rote Kreuz bauten sie fest und kamen gar nicht auf den Gedanken, dass etwas schiefgehen könnte. Jeder durfte seine Karte selbst adressieren und genau 25 Worte schreiben. Nachdem die Post von den Bewachern eingesammelt worden war, nahmen die Gefangenen an, sie würden diese Karten allenfalls nach Kriegsende wiedersehen.

* Seine Beschwerde war gerechtfertigt gewesen. In den Unterlagen der Firma heisst es: «Die SS beschwerte sich, dass die Oberlagerführung zu Unrecht Zucker einbehalten habe, der für die Ernährung der Gefangenen bestimmt war.» (NIK-7014)

Aber – sei es absichtlich, sei es durch Zufall – sie sahen sie schon vorher wieder, oder das, was von ihnen übriggeblieben war. Es war der hagere Priester, der die Entdeckung machte. In der Asche eines Ofens, über dem die Werkschutzführer sich die Hände gewärmt hatten, fand Bülow's Leibsclave Papierfetzen, auf denen Bruchstücke der zärtlichen Botschaften standen. Die Belgier hatten geglaubt, dass sie ihren Liebs-ten und Nächsten durch ein Lebenszeichen eine Weihnachtsfreude bereiten könnten. Jeder war mit seinem Schatz von 25 Worten sorgsam umgegangen und hatte ihn liebevoll verbraucht. Und dann hatten Krupps Werkschutzleute ein Streichholz darangehalten. Und was am schlimmsten war: Sie hatten es die Sklaven ruhig wissen lassen, so dass jeder von ihnen das Jahr 1945 mit dem Gedanken begann, dass sein Schicksal weiterhin von Nacht und Nebel – oder Böserem – verborgen blieb²³.



Kapitel 22

Not kennt kein Gebot

Im Spätfrühling des Jahres 1884 klopfte eine mittellose Norwegerin an das Portal der Villa Hügel und wurde von den Dienern des grossen Kanonenkönigs abgewiesen. Am gleichen Abend schrieb sie an Alfred persönlich. Die Vorstellung von der notleidenden Ausländerin rührte ihn, und er gab ihre flehentliche Bitte an Pieper weiter mit der Anweisung, man möge ihr 1'000 Mark aus der Handkasse geben:

Von einer hier bereits abgewiesenen Norwegerin erhalte ich soeben dieses Schreiben. Es kann ja alles Lüge und sie kann schlecht sein, aber es ist ja auch möglich, dass sie nur einmal leichtsinnig war und verstossen wurde von der Familie. Sie spricht davon, sich in den Rhein zu werfen. – Selbst wenn man annimmt, dass sie wertlos ist, so kann es doch sein, dass sie zu retten ist, und das wäre es wert. Zuerst muss sie von der Drohung befreit werden, dass sie durch Mittellosigkeit untergeht oder Hungers stirbt, oder dem Laster verfällt. Not kennt kein Gebot¹.

Seit jenem Vorfall war die Familie stolz darauf gewesen, dass sie an das Wohl anderer dachte; die Behauptung, dass sie ein offenes Ohr für die Sorgen ihrer Mitmenschen habe, wurde von bezahlten Chronisten oftmals wiederholt und in den Firmenbroschüren hervorgehoben – bis heute. Und doch gab es eine Zeit, da Alfreds Urenkel nicht nur hilflose Ausländerinnen im Stich liess, sondern sie ausbeutete und misshandelte und dann einem Schicksal überliess, das viel entsetzlicher war als die wirbelnden grauen Fluten des Rheins.

Das feurige Fanal des Dritten Reiches sank immer rascher in sich zusammen. Es gab keinen Nachschub an Arbeitskräften, und deshalb – Not kennt kein Gebot – griff Krupp auf Mädchen und Mütter zurück, und zu guter Letzt liess er ein Lager für Kinder einrichten.

Im Februar 1944 arbeitete Hendrik Scholtens Seite an Seite mit jüdischen Mädchen aus Ungarn. Obwohl jede Unterhaltung verboten war, gelang es dem jungen Mann, mit einem der Mädchen ein paar geflüsterte Worte zu wechseln. Einmal steckte sie ihm einen Zettel zu. «Sie schrieb mir», erinnerte er sich später, «dass sie bei einer Razzia in Budapest verhaftet worden war und dass sie Jüdin sei².»

Das ist verwunderlich. «Judenmaterial» kam erst ziemlich spät nach Essen. Ungarn stand ganz am Ende von Adolf Eichmanns Programm. Nach einer Aussage des SS-Hauptsturmführers Dieter Wislicency, der damals dabei war, fand die Budapester Zusammenkunft zwischen Eichmann und Höss aus Auschwitz, bei der die Einzelheiten besprochen wurden, «im Juni oder Juli 1944» statt – mindestens zwei Monate, nachdem Scholtens das Ruhrgebiet verlassen hatte. Die Herkunft der Arbeitsgruppe, die er damals traf, bleibt ein Rätsel; in keinem der aufgefundenen Dokumente findet sich ein entsprechender Hinweis, und man kann nur annehmen, dass die Opfer aus einem vor-

zeitig durchgeführten Raubzug stammten. Pater Comes Erinnerungen werfen mehr Licht auf die Angelegenheit. An einem Morgen im September, auf dem Weg zum Walzwerk I, musste seine Gruppe an der Ecke Helenen-/Bottroper Strasse neben einem Zug von einigen Hundert Frauen stehenbleiben. Trotz der Posten und der Sprachschwierigkeiten hörte der Pater leise Rufe in gebrochenem Französisch. Er verstand die Worte «juif» und «Hongrie» und schloss daraus, dass es sich um ungarische Jüdinnen handelte. Er fragte sich, wo sie wohl arbeiteten und wo ihr Lager war³.

Heute kennen wir die Antwort darauf und wissen noch viel mehr. Das Datum, die Strassenkreuzung und die heimlichen Rufe identifizieren diese Frauen so eindeutig, wie die Soutane den Priester identifiziert hatte. Die Gruppe von 520 jungen Frauen und Mädchen, die an jenem Morgen neben den Männern aus der Dechenschule stand, war auf dem Weg ins Walzwerk II. Sie gehörten zu den 300'000 Juden, die früher in Ungarn oder einem der benachbarten Gebiete lebten, die nach dem Münchner Abkommen von Ungarn annektiert worden waren. Das Schicksal, das ihnen allen ursprünglich zgedacht gewesen war, geht aus einem Bündel Geschäftsbriefe hervor, welche die besondere Beziehung zwischen Höss und der deutschen Industrie deutlich aufzeigen. Nachdem der Auschwitzer Lagerführer sich für Zyklon-B-Kristalle als bestes Mittel für die Vertilgung von menschlichem Leben entschieden hatte, befasste er sich mit dem Problem der Verbrennungsöfen und holte Angebote von Herstellern von Heizanlagen ein. Er erhielt mehrere, denn der Wettbewerb auf diesem Gebiet war lebhaft. Eine Firma gab an, dass ihre in Dachau installierten Verbrennungsöfen «sich in der Praxis ausgezeichnet bewährt haben». Eine andere Firma ging in Einzelheiten:

Wir schlagen eine einfache Metallgabel, die auf Rollen läuft, vor, um die Leichen in den Ofen zu schieben ... Für den Transport der Leichen vom Aufbewahrungsraum bis vor die Öfen empfehlen wir, auf Rädern laufende leichte Transportgestelle zu verwenden und geben wir Ihnen auch für diese eine Massskizze⁴.

Sieger im Auschwitzer Wettbewerb war die sächsische Firma I.A. Topf und Söhne, die mit Schreiben vom 12. Februar 1943 «An die Zentralverwaltung der SS und Polizei, Auschwitz» Höss' Auftragserteilung bestätigte: «Betr.: Krematorien für das zweite und dritte Gefangenelager», und dann geschäftsmässig fortfuhr:

Wir bestätigen Ihren Auftrag über fünf Dreifachöfen sowie für zwei elektrische Aufzüge für das Heben der Leichen und für einen Notaufzug. Sie bestellten ausserdem zwei praktische Installationen, eine zum Schüren, die andere für die Entfernung der Asche⁵.

Aufgrund der Besprechung zwischen Eichmann und Höss wurden die Pläne etwas abgeändert. Obgleich der Lagerführer schätzte, dass «nur 20, höchstens 25 Prozent dieser ungarischen Juden für einen Arbeitseinsatz tauglich sind», einschliesslich «von Frauen und einigen Kindern zwischen 12 und 13», hatte die SS der Vernichtung durch Arbeit zugestimmt, und so warteten die Rekrutierungsfunktionäre von Krupp bereits am Tor des KZs. Im Frühsommer 1944 benachrichtigte die SS die Rüstungsbetriebe,

dass jeweils zwischen fünfzig und sechzig «ungarische Jüdinnen» zur Verfügung stünden. Auf eine Anfrage wurde der Firma Krupp empfohlen, «sich direkt mit dem KZ Buchenwald in Verbindung zu setzen», dass die Firma jedoch «mit einer Anzahl Frauen rechnen müsse». Bei Krupp schien man für bestimmte Arbeiten Frauen zu bevorzugen: «Unsere letzte Anforderung war 700 Frauen», hiess es in einer Notiz vom 28. Juli, die sich in Alfrieds Ablage fand und die ein Résumé der Besprechung mit einem SS-Hauptmann in Buchenwald gab. Die Erfahrungen mit russischen Frauen waren ermutigend gewesen, und noch im gleichen Monat kam Standartenführer Pfister, der Lagerkommandant von Buchenwald, zu einer ausführlichen Besprechung über den geplanten Einsatz von Jüdinnen im Walzwerk ins Hauptverwaltungsgebäude⁶.

Das Ergebnis der Besprechung, das Alfried von Bülow vorgelegt wurde, war, dass Krupp den üblichen Vertrag mit der SS abschliessen würde. Die Firma erklärte sich bereit, pro Frau eine Decke im Sommer und zwei im Winter auszugeben. Die Frauen würden im Lager Humboldtstrasse, zwanzig Strassenblocks von der Dechenschule entfernt, untergebracht werden. Dort lebten bis jetzt italienische Militärinternierte. Alfrieds Untergebene hielten dieses Lager für überaus geeignet. «Das Wichtigste», was zu tun sei, informierten sie ihn, «ist die Errichtung eines Stacheldrahtzauns vor dem Eingang, der einen schmalen Durchgang freilässt, und die Errichtung einer kleinen Baracke für den Werkschutzführer, den Aufseher vom Dienst und das weibliche deutsche Aufsichtspersonal.» Es wurde nicht erklärt, wieso Stacheldraht und Wachpersonal für italienische Männer unnötig gewesen waren, aber für die Bewachung von jüdischen Frauen benötigt wurden, und der SS-Offizier erhob keine Einwände. Als er jedoch das Lager Humboldtstrasse besichtigte, kamen ihm andere Bedenken. So erschien ihm zum Beispiel die Unterkünfte nicht ausreichend. Das lasse sich abstellen, versicherte man ihm, indem man «drei Betten übereinander stellt statt bisher zwei». Dann war die Entfernung ein Problem. Der Buchenwalder Kommandant wies darauf hin, dass «Judenmaterial», das aus Auschwitz komme, nicht über geeignetes Schuhwerk verfüge; die Frauen könnten unmöglich von der Humboldtstrasse zum Walzwerk II und wieder zurückmarschieren. Daher machte er die Lieferung von der Zusage der Firma abhängig, dass man sie per Strassenbahn transportieren würde. Krupp war einverstanden. Jetzt mussten nur noch geeignete Sklavinnen ausgesucht werden – und das bringt uns zu der phantastischen Geschichte der Schwestern Roth⁷.

In einem Zimmer direkt über einem Kolonialwarenladen in der Hauptstrasse einer sehr kleinen amerikanischen Stadt liegt in einer Schublade, sorgsam in Seidenpapier eingeschlagen, eine Amateuraufnahme, die eine Familie zeigt⁸. Ganz offensichtlich handelt es sich um ein gestelltes Bild, und in gewisser Hinsicht ähnelt es einem Galagemälde der Familie Krupp, das 1931 aus Anlass der Silberhochzeit von Gustav und Bertha gemalt wurde und heute in der grossen Halle der Villa Hügel hängt. Der Hauptunterschied ist der, dass die Amateuraufnahme bescheidener ist. Zwar war das Oberhaupt der Familie recht wohlhabend, aber als Weingrosshändler konnte er sich kaum einen Künstler vom Rang George Harcourts leisten; und obwohl die Einrichtung gepflegt und hübsch wirkt, fehlen die Wandteppiche, Vasen und handgemalten Wandschirme, die das Bild der Krupps zeigt.

In der Mitte des Bildes sitzen die Eltern auf einem kleinen Sofa – Ignatz Roth, kahlköpfig und mit Schnurrbart, und seine mollige, dunkelhaarige Frau Maria. Um sie herum sind die Kinder gruppiert: der sechsjährige Irving, der sich am Schoss seiner Mutter festhält, und hinter dem Sofa stehen die 17jährige Olga, die 15jährige Elisabeth und die 13jährige Ernestine. Die Schwestern sehen munter und artig aus, Maria ist gelassen, der kleine Irving beisst sich auf die Unterlippe, doch der Vater blickt überaus streng drein. Und hier gibt es vielleicht noch einen Unterschied zwischen dem Gemälde auf dem Hügel und dem Bild in der Schlafzimmertischkommode, der als Zeichen der Zeit gewertet werden kann. Obgleich 1931 ein kritisches Jahr für die Krupps war, sagen ihre Gesichter nichts; man kann nicht einmal sehen, ob Alfred das Abzeichen der SS trägt, denn seine linke Schulter ist vom Betrachter abgewendet. Aber Papa Roth schaute vielleicht deshalb so streng in die Linse, weil der Fotograf, sein ältester Sohn Josef, vor der Auswanderung nach Palästina stand. Seit der Schaffung des tschechoslowakischen Staates im Jahr 1918 waren Ignatz und Maria stolz darauf, Staatsangehörige dieses Landes zu sein. Ihr Haus stand im Zentrum von Uzhorod, einer geschäftigen Stadt von 30'000 Einwohnern; Uzhorod war die Hauptstadt der Provinz Ruthenien im Osten des Landes; Roth senior hielt es für unwahrscheinlich, dass das Echo der weit entfernten teutonischen Fanfaren jemals bis zu den hier lebenden Juden vordringen würde.

Aber der junge Josef hielt es für möglich. Man schrieb November 1938. Chamberlain hatte vor Kurzem mit Hitler den tschechischen Handel abgeschlossen, und am letzten Abend des September hatte General Alfred Jodl, damals Kommandant einer Artilleriesdivision in Wien, mit überschäumender Freude in seinem Tagebuch vermerkt:

Das Abkommen von München wird unterzeichnet. Die Tschechoslowakei hat als Machtfaktor ausgespielt... Das Genie des Führers und seine Entschlossenheit, auch einen Weltkrieg nicht zu scheuen, haben erneut und ohne Gewaltanwendung den Sieg davongetragen. Es bleibt zu hoffen, dass die Ungläubigen, Schwachen und Zweifelnden bekehrt sind und bekehrt bleiben⁹.

Weil Josef weder naiv noch unzuverlässig, noch schwach war, existieren sowohl er selbst als auch die von ihm gemachte Aufnahme noch heute. Als Hitler das Sudetenland besetzte, hatte er natürlich die Unverletzlichkeit des übrigen tschechischen Staatsgebiets garantiert und hatte ebenso natürlich nicht die leiseste Absicht, sein Versprechen zu halten. Sobald die «kleine Maginot-Linie» der Tschechoslowakei in seiner Hand war, riss er auch die übrigen Provinzen an sich, die grösstenteils dem Deutschen Reich angeschlossen wurden, und warf den gierigen – und kurzsichtigen – Nachbarstaaten ein paar Knochen hin. Auch Ruthenien war solch ein Knochen. Zwischen Uzhorod und Deutschland lagen 320 Kilometer, aber die jetzt an der Grenze zusammengezogene ungarische Armee war nur ein paar Stunden entfernt. Die Bindung zwischen Berlin und Budapest wurde immer enger, bis die alarmierten Ruthenier am 14. März 1939 ihre Unabhängigkeit erklärten und den Führer um Schutz baten. Sie kamen zu spät. Nach dem Krieg fanden alliierte Nachrichtenspezialisten in den Akten des Auswärtigen Amtes eine Botschaft von Miklos Horthy an Hitler, datiert vom 13. März 1939, in der er sich dafür bedankt, dass Ruthenien Ungarn zugeschlagen worden war:

Eure Exzellenz! Herzlichen Dank! Ich kann gar nicht sagen, wie glücklich ich bin, denn dieses Quellgebiet ist für Ungarn – ich gebrauche ungern grosse Worte... eine Lebensfrage ... Wir gehen die Sache mit Begeisterung scharf an. Die Dispositionen sind bereits getroffen. Am Donnerstag, dem 16.1. M., erfolgt ein Grenzzwischenfall, dem Samstag der grosse Stoss folgen soll¹⁰.

Warum so lange warten? erwiderte Hitler, und der entzückte ungarische Reichsverweser stimmte ihm bei. Am Mittwoch, um 6 Uhr früh, überschritten seine Truppen die Grenze. Die karpatho-ukrainische Republik hatte keine 24 Stunden Bestand gehabt. Die Zeit hatte nicht einmal ausgereicht, um eine Nationalflagge zu entwerfen; vom Bürgersteig vor ihrem Haus sah die verblüffte Familie Roth, wie die ungarischen Fahnen über den Gebäuden der Provinzverwaltung aufstiegen. Jetzt wurde ihr Volk offiziell zu Menschen zweiter Klasse erklärt, und die neuen Gebieter wachten darüber, dass sie es niemals vergassen. Elisabeth und Ernestine durften nicht mehr zur Schule gehen, die Familie wurde überwacht. Eines Freitagnachmittags sah Vater Roth, als er mit Elisabeth nach Hause ging, wie einer der Fremden das Kind eines Bekannten schlug. Er protestierte, und als der Mann sagte, der Junge habe ohne Erlaubnisschein geangelt, sagte Ignatz, dass dieses Vergehen kaum eine öffentliche Züchtigung rechtfertige. Am nächsten Tag erschienen Polizisten vor der Rothschen Haustür und nahmen den Weinhändler mit. Er wurde angeklagt, abfällige Bemerkungen über die Ungarn gemacht zu haben, für schuldig befunden und zu drei Monaten Gefängnis verurteilt.

Am Tage seiner Entlassung begann die Familie einen Fluchtplan zu schmieden. Olga musste ihrem Vater im Büro zur Hand gehen, aber Elisabeth machte sich zu Hause über deutsche und englische Grammatiken her, und Ernestine und Irving besuchten jeden Tag die jüdische Schule und lernten Geographie. Die Roths hofften, sich zu Josef durchschlagen zu können; je mehr sie über andere Länder wussten, desto grösser würden ihre Chancen sein. Es war ein rührend naiver Plan, der von vornherein zum Scheitern verurteilt war. Der gleiche Traum lebte in Tausenden von anderen jüdischen Familien, und die SS wusste das. Damit die potentiellen Flüchtlinge gleich zu erkennen waren, mussten die Juden einen gelben Davidstern tragen. In Uzhorod schmiedete man weiter verzweifelte Pläne, aber alle wurden vereitelt. Der vorletzte Schritt wurde im April 1944 getan. Hausräumungsbefehle wurden zugestellt; die Juden mussten in ein Ghetto und durften nur soviel mitnehmen, wie sie tragen konnten. Wie man später in den Materiallagerhäusern von Auschwitz sah, neigten die Juden aus allen osteuropäischen Ländern aus irgendeinem unerfindlichen Grund dazu, immer zwei Kleidungsgegenstände mitzunehmen, die jetzt ganz aus der Mode gekommen sind. Die Männer und Knaben trugen Schirmmützen, die Frauen und Mädchen Gummiüberschuhe, und im Rückblick sind diese Schirmmützen und Galoschen (zusammen mit den Stofftieren, von welchen die Kinder sich nicht trennen konnten) zu einem Symbol ihrer Martern geworden. Filmaufnahmen, welche die Offiziere, die sie zusammentrieben, machten, zeigen die wogende Menge, wie sie vorbeistolpert, die Mützenschirme tief ins Gesicht gezogen, die nicht zugeknöpften Galoschen im hellen Sonnenschein dieses Frühlings aufglänzend, der für fast alle ruthenischen Juden der letzte sein sollte.

Unter ihnen befanden sich auch die Roths. Ignatz und Maria hatten sich seit 1938 kaum verändert, und der jetzt zwölfjährige Irving war klein für sein Alter; mit seinem schmalen, mageren Gesicht hätte man ihn für einen Neunjährigen halten können. Aber die Töchter hatten sich herausgemacht. Olga, Elisabeth und die 19jährige Ernestine – die beiden jüngeren Schwestern waren nur 14 Monate auseinander – waren hübsch, anmutig und aufgeweckt, wenn auch von zarter Konstitution. Als sie zum Bahnhof marschierten, hatte keiner von ihnen die leiseste Ahnung, was ihrer harrte. In anderen Gegenden hatte es sich von Stadt zu Stadt herumgesprochen, was sich hinter dem Wort «Umsiedlung» verbarg, aber dieser äusserste Gipfel der ehemaligen Tschechoslowakei war zu abgelegen. Selbst die hübschen Ansichtskarten, die man ihnen gab, damit sie sie an Verwandte abschickten, erregten keinen Verdacht; die Tatsache, dass man alle anwies, den gleichen Text zu schreiben, wurde als typisch deutscher Einfall abgetan. In dieser Provinz wurde in einigen Dörfern ungarisch gesprochen, in anderen slowakisch, in wieder anderen tschechisch. Die Begleitmannschaft wusste, dass man in Uzhorod tschechisch sprach, und daher wurde den Juden aus dieser Stadt folgender Text diktiert: «*Marne se velmi dobre zde. Pracujeme a kazdy je dobry a mily k nam. Ocekavame vas prijzdz*» (Es geht uns hier gut. Wir haben Arbeit und werden gut behandelt. Wir erwarten euer Kommen)¹¹.

«Im Mai 1944», schrieb Hannah Arendt später über Auschwitz, «begannen die Züge aus Ungarn nach Fahrplan anzukommen. Einige wenige ‚taugliche Männer‘ unter den Passagieren wurden zum Arbeitseinsatz ausgewählt, und diese wenigen mussten bei Krupp arbeiten¹².» Das klingt nach Ordnung. In Wirklichkeit herrschte Chaos. Höss' Vernichtungslager, in dem die ausgezeichneten Erzeugnisse der Firma I.A. Topf und Söhne auf die Deportierten warteten, lag 800 Kilometer weiter nordwestlich, aber die Reiseroute, der sie folgten, war fast doppelt so lang. Ausserdem kam es in den Eisenbahnknotenpunkten Michalovce, Zakopane, Nowy Targ und schliesslich in Krakau – das nur 50 Kilometer von ihrem Ziel entfernt war – zu sehr langen Verspätungen. Elisabeth berichtete: «Wir wurden in Viehwagen transportiert. Zum Sitzen war kein Platz, zum Austreten keine Möglichkeit, und der Geruch war schrecklich. Kein Fenster war offen, denn es gab keine, die man hätte öffnen können. Die Fahrt dauerte beinahe eine Woche. Dann, mitten in der Nacht, waren wir plötzlich da. Jetzt geschah alles auf einmal. Die Türen flogen auf, Scheinwerferlicht blendete uns. Irgendein Mann brüllte: «Männer hier, Frauen da drüben!»

In dem Durcheinander wurde Irving von seinem Vater getrennt. Der weinende Junge rannte zu seinen Schwestern – Maria stand schon in der von Scheinwerfern angestrahlten Reihe und wurde von SS-Frauen untersucht. Die Schwestern berieten sich blitzschnell. «Ich bin älter als ihr, ich nehme ihn mit mir», bot Olga an, indem sie ihren tränenüberströmten Bruder an sich zog. «Ich werde ihnen sagen, dass ich seine Mutter bin.» Das schien eine vernünftige Lösung. Aber Olga hatte damit, ohne es zu ahnen, ihr Leben verspielt. Höss erklärte in seiner Aussage in Nürnberg: «Kinder im zarten Alter, die arbeitsuntauglich waren, wurden unterschiedslos vernichtet¹³.» Die SS-Frauen trafen das, was der Kommandant eine «Blitzentscheidung» nannte, hielten den schmalknochigen Irving für ein Kind im zarten Alter, und Olga, als seine «Mutter»,

musste mit ihm gehen und ihren bereits zur Vernichtung aussortierten Eltern zu Topfs Verbrennungsöfen folgen. Genau wie es bei Tad Goldszajn gewesen war, wurden Elisabeth und Ernestine durch ihr Alter gerettet. Diejenigen, die Arbeitskräfte aus- suchten, hätten zwar lieber kräftigere junge Frauen gehabt, aber die Erfahrung hatte sie gelehrt, dass Vitalität und Mannbarkeit Hand in Hand gehen. All das erfuhren die Schwestern erst lange hinterher. «Wir waren wie betäubt, wir begriffen nicht, was ge- schah», sagte Elisabeth Jahre später, und Ernestine fügte hinzu: «Es war Schicksal, dass unsere Schwester gehen musste und nicht wir.» Die Familie wurde am frühen Morgen des 19. Mai 1944 auseinandergerissen. Die für einen Arbeitseinsatz ausge- wählten Jüdinnen wurden nach rechts geschickt, wo man ihnen ihre wenigen persön- lichen Habseligkeiten abnahm. Dann wurden sie in kahle Baracken geschickt, wo sie andere Frauen aus osteuropäischen Ländern vorfanden. Wie Krupp dann mitgeteilt wurde, handelte es sich um «Mädchen zwischen 15 und 25, die zusammen mit ihren Angehörigen aus ihren Heimatorten in der Tschechoslowakei, in Rumänien und Un- garn ins Lager Auschwitz gebracht worden waren». Auch folgendes war dem Kon- zernherrn bekannt:

In Auschwitz wurden die Familien getrennt, die Arbeitsunfähigen vergast, die Überlebenden als Häftlinge zur Zwangsarbeit ausgesucht. Die Mädchen wurden kahlgeschoren und mit Häftlingsnummern tätowiert. Ihr ganzes Besitztum ein- schließlich Kleider und Schuhe wurde ihnen abgenommen und durch Häftlings- kleidung und Gefangenen Schuhe ersetzt. Das Kleid war ein einteiliges Kleid aus grauem Stoff mit einem roten Kreuz auf dem Rücken und dem gelben Judenfleck am Ärmel¹⁴.

Sechs Wochen lang taten die Häftlinge nichts. Schwangerschaftstests wurden ge- macht, und alle Schwangeren wurden ins Krematorium geschickt. Ausserdem bedeu- tete die geringfügigste Krankheit, schon eine gewöhnliche Erkältung, den Tod; die Vorschrift, dass «die Kranken» den Gebrechlichen und die Gebrechlichen den Schwangeren folgen mussten, wurde gewissenhaft befolgt. Dann «wurden die Mäd- chen, zusammen mit einer Gruppe von ungefähr 2'000 anderen Gefangenen, ins Lager Gelsenberg gebracht, das unter der Aufsicht des Kommandanten von Buchenwald stand¹⁵.»

Die genaue Lage dieses Sklavenreservoirs (denn das war es in Wirklichkeit) ist nicht bekannt. In den Unterlagen von Krupp wird es Gelsenberg-Benzin genannt. Aller Wahrscheinlichkeit nach lag es am Rand von Gelsenkirchen – andere Unterlagen er- wähnen einen Kanal in der Nähe, und Ernestine ist überzeugt, dass sie bereits im Ruhr- gebiet waren. In Nürnberg sagte sie aus, dass «diese Lieferung ungarischer Jüdinnen» (im Lauf der Zeit gingen die jungen Frauen dazu über, sich selbst als Frachtgut zu betrachten und Ungarn als ihr Herkunftsland zu akzeptieren) am 4. Juli 1944 im Lager eintraf. Der Lagerführer war ein älterer SS-Offizier; es ging nicht übermässig streng zu. Die 2'000 Gefangenen wurden in vier riesigen Zeltbauten untergebracht. «In je- dem Zelt waren fünfhundert», sagte sie aus, «aber es war August, und so machte es uns nichts aus.» Nach einer Pause setzte sie hinzu: «Und dann kam Krupp¹⁶.»

Natürlich erschien Alfried nicht in Person; er wurde von fünf Leuten vertreten, den- deren Aufgabe es war, «die Eignung der dort beschäftigten Frauen für die Arbeit in der Gussstahlfabrik» zu prüfen. In Erwartung der Neuzugänge hatte Krupps Arbeitsvertei-

lungssteile mit den Vorbereitungen begonnen. Man hatte erwartet, stämmige, gut genährte Arbeiterinnen zu bekommen. Bis zu diesem Zeitpunkt waren knapp hundert Kruppianerinnen im Walzwerk II beschäftigt gewesen, und auch nur für leichte Arbeiten. Kräftige Frauen brauchte man in den eigentlichen Walzabteilungen – für Hochöfen und die sogenannten Masselbetten* –, wo bisher nur Männer gearbeitet hatten. Überdies hatte man Alfried am 9. August mitgeteilt, dass «die Fabrik-Eisenbahn sehr gute Erfahrungen mit weiblichen Weichenstellern gemacht hat und jetzt den Einsatz von Heizerinnen für die Dampflokomotiven plant.» Es mag zum Teil Standartenführer Pfisters Schuld gewesen sein, dass man in Essen dachte, der Konzern werde eine Gruppe von wahren Amazonen bekommen; denn als einen Teil des Krupp-Vertrags hatte der Kommandant von Buchenwald sich ausbedungen, dass Alfried 45 kräftige arische Frauen abstellte, die in die SS eintreten, eine dreiwöchige Ausbildung im Lager Ravensbrück, Himmlers grösstem Frauen-KZ, ableisten und dann die neuen Bewohner des Lagers Humboldtstrasse bewachen sollten. Die Aussicht auf eine Zulage von 70 Pfennig pro Stunde trug dazu bei, dass die Firma aus den Reihen ihrer deutschen weiblichen Angestellten Freiwillige gewinnen konnte; dann wurde auf Krupps Wunsch hin die Ausbildung beschleunigt. Karoline Geulen, eine Deutsche, die im Walzwerk II gearbeitet hatte, genauso alt war wie Elisabeth und durch ihre neue Karriere in Kontakt mit beiden Schwestern Roth kam, sagte später aus, dass sie «nicht ganz zwei Wochen» in Ravensbrück verbracht habe. Aber das ganze Programm – die Zusammenstellung einer grossen Gruppe kräftiger Frauen, die man mit Peitschen ausrüstete und raffinierte Methoden lehrte, wie man anderen Schmerzen zufügen kann – wies darauf hin, dass man eine ganz andere Kategorie von Arbeiterinnen erwartete als die, welche Krupp dann tatsächlich zugeteilt wurden¹⁷.

Dieser Unterschied fiel schon dem ersten Mitglied der Prüfungsgruppe auf, das in Gelsenberg eintraf. Der Abteilungsleiter Johann Adolf Trockel kam einige Tage nach der Ankunft der Jüdinnen in das Behelfslager. Nachdem er die Mädchen beim Wegräumen von Bombenschutt beobachtet hatte, berichtete er, dass er, obwohl seine Prüfung «naturgemäss nur sehr oberflächlich sein konnte», betroffen sei über die «höchst primitive Kleidung und das ebenso primitive Schuhzeug» – sie «trugen nur ein Hemd, Schlüpfer und ein hellgraues Kleid». Was ihm aber besonders auffiel, war ihre Zierlichkeit. «Im Vergleich zu den Polinnen und anderen Osteuropäerinnen», die «für gewöhnlich bei der Ankunft in Essen recht stabil» aussahen, waren dies hier «zartgliedrige Geschöpfe, für schwere Arbeit untauglich¹⁸.»

Zuerst war Krupp bitter enttäuscht; da hatte man sich nun beeilt, lauter Frauen wie Karoline Geulen in schwarze Uniformen zu stecken – und dann das! Über einen Monat lang liess man die «zartgliedrigen Geschöpfe» in ihren Zelten. Dann traf Mitte August der Rest der Prüfergruppe ein. Sie wurde von Theodor Braun angeführt, einem kleinen Mann in den Fünfigern mit einem steifen Bein. Im Jahr 1917, als die Anstrengungen für eine Produktionssteigerung einen Höhepunkt erreichten, war er in die Firma eingetreten; jetzt war er Aufseher im Walzwerk II und ein guter Befehlsempfänger, was

* Offene Sandformen für den Guss von Roheisenbarren.

seiner gegenwärtigen Mission zum Vorteil gereichte. Seine Aufgabe war es, aus den 2'000 Insassen 520 Mädchen auszuwählen. Zuerst erschien ihm das unmöglich. Er konnte Trockels Beobachtungen nur bestätigen und fügte hinzu, dass die jüngsten der tauglichen Gefangenen «vierzehn Jahre» alt seien, und dass «das Schuhwerk aus Galoschen, Spangenschuhen oder abgetragenen Schuhen besteht und als unzureichend bezeichnet werden muss¹⁹.»

Braun rief Freiwillige auf. Niemand meldete sich, denn seit dem 19. Mai waren die jungen Frauen misstrauisch geworden, wie Elisabeth vor Gericht sagte. «Wir wussten nicht, ob er wirklich Arbeit oder die Gaskammer meinte.» So blieb Braun nur eine willkürliche Auswahl übrig. Später betonte er, dass er dabei so human wie möglich vorgegangen sei: «Während wir unsere Wahl trafen, merkten wir bald, dass manche der übriggebliebenen Frauen oder Mädchen weinten, und dass andere, die in Paaren oder grösseren Gruppen beisammenstanden, sich bei den Händen hielten ...» Der Lagerführer stimmte unserem Vorschlag zu, dass man es Verwandten oder Freundinnen gestatten sollte, zusammenzubleiben.» Die Roths hatten allerdings einen anderen Eindruck. Ernestine sagte aus, dass er «die jüngsten und kräftigsten Mädchen aussuchte». Elisabeth beschrieb Braun als das, «was wir einen ‚echten Nazi‘ nannten. Der andere Mann, Hammerschmidt, war viel freundlicher, und wir waren überzeugt, dass er nie so etwas mitgemacht hätte, wenn die Nazis ihn nicht gezwungen hätten.» So oder so, es war eine unerfreuliche Prozedur, und die Tatsache, dass die Gefangenen wie namenlose Wesen behandelt wurden, machte alles noch unangenehmer. In Nürnberg wurde Elisabeth von einem amerikanischen Anwalt gefragt: «Wurden Sie beim Namen aufgerufen, oder wie –?» Sie unterbrach ihn: «Wir hatten keine Namen. Wir hatten nur ein Kleid, auf dem linken Arm hatten wir unsere Nummern, aber sie fragten uns nicht nach den Nummern. Sie zeigten einfach auf jede, die sie haben wollten^{*20}.»

Gefolgt von den anderen Sklavenjägern, hinkte Braun davon. In der Altendorfer Strasse wurde das Resultat ihrer Bemühungen knapp formuliert: «In Gelsenberg wurden aus diesem Trupp 520 Mädchen von den Angestellten der Firma Krupp für die Arbeit in Essen ausgewählt²¹.»

Die beiden Schwestern hatten keine Ahnung, was das Ganze bedeutete. Die vorgefahrene Lastwagenkolonne hätte sie genauso gut ins Krematorium bringen können. Sie küssten zum Abschied die Freundinnen, die zurückblieben – über das Schicksal der 1'500 Frauen, die nicht ausgewählt worden waren, ist nichts bekannt –, und verliessen das Lager. Elisabeth sagte später aus: «Wir fuhren weg, aber wir wussten nicht, wohin es ging. Wir wussten nicht einmal, wer diese deutschen Männer waren, wir sahen sie zum erstenmal. Erst als wir in Essen waren, erfuhren wir, dass wir für Krupp arbeiteten.»

Frage: Wollen Sie dem Gericht sagen, wo Sie in Essen stationiert waren?

Antwort: In Essen, im Lager Humboldt.

F.: Das war in der Humboldtstrasse?

A.: Ja...

F.: Waren Sie in der Lage, zu erfahren, oder sagte man Ihnen, dass das Lager Humboldt Eigentum der Firma Krupp war?

* Elisabeth machte ihre Aussage auf Englisch, Ernestine auf Tschechisch.

A.: Ja, das ist richtig.

F.: War das Lager offen? Konnten Sie frei ein- und ausgehen?

A.: Nein, es gab SS-Wachen am Tor und es war Stacheldraht um das Lager. Der Vorsitzende: Ich habe das letzte nicht verstanden.

Anwalt (H. Russell Thayer): Das Lager war von Stacheldraht umgeben.

F.: Wenn Sie morgens aufstanden und dann zur Arbeit gingen, gingen Sie dann zu Fuss, oder wurden Sie zur Arbeit gefahren?

A.: Ungefähr 2 Wochen benutzten wir die Strassenbahn, aber in der übrigen Zeit mussten wir hin und zurück zu Fuss gehen.

F.: Gingen Sie in grossen Gruppen?

A.: Ja.

F.: Unter Bewachung?

A.: SS-Männer und SS-Frauen.

F.: Sie gingen durch die offenen Strassen Essens?

A.: Ja.

F.: Unter Bewachung?

A.: Ja.

F.: Können Sie sich erinnern, wie oft es geschah, dass Sie überhaupt ohne Essen blieben während mindestens 24 Stunden?

A.: Ich kann mich an die Anzahl nicht erinnern, wie oft es geschah, aber es geschah sehr, sehr oft, dass ich kein Essen bekam ... Die Antwort der SS-Männer und -Frauen war: «Sie arbeiten für Krupp, beschweren Sie sich bei Krupp.»

F.: Wollen Sie dem Gericht sagen, ob Sie krank waren oder nicht und ob Sie ärztliche Betreuung hatten und welche Art?

A.: Wir hatten das Revier, wo nur sehr, sehr kranke Leute mit sehr hohem Fieber hingehen konnten, ich möchte sagen, schon Halbtote. Die meisten von uns hatten Angst, zu sagen, dass sie krank waren. Wir konnten sehr, sehr krank sein, so dass wir kaum gehen konnten, aber wir hatten Angst, in die Gaskammer zu kommen

...

F.: Ich möchte die Zeugin fragen, ob sie dieses Instrument als ein dem Züchtigungsmittel ähnliches wiedererkennt, mit dem sie selbst bei verschiedenen Gelegenheiten geschlagen wurde in Essen, während sie bei Krupp arbeitete.

A.: Jeder SS-Mann hatte das. Einmal bekam ich es in mein Gesicht...

Der Vorsitzende: Reichen Sie das Ding mal her. Ich möchte es sehen.

(Das Instrument wird dem Richter ausgehändigt.)

Bitte fortzufahren.

Anwalt Thayer: Haben Sie, entschuldigen Sie, sind Sie mit einem derartigen Instrument, das Ihnen eben gezeigt wurde, geschlagen worden?

Zeugin Roth: Ja, einmal.

F.: Während Sie in Essen arbeiteten?

A.: Ja.

F.: Für Krupp?

A.: Es war an einem Abend, als ich nach Hause kam, ich war müde ... Ich weiss nicht warum und auch nicht, wie es kam, einer der SS-Soldaten trat auf mich zu und schlug mich ins Gesicht.

F.: Sie sagen, dass Sie und andere Arbeiterinnen geschlagen wurden. Waren Sie jemals Zeuge, dass andere Arbeiterinnen mit einem solchen Instrument geschlagen wurden?

A.: Im Betrieb hat man uns mit SS-Stiefeln getreten.

IF.: Ich glaube, Sie haben meine Frage nicht verstanden. Sahen Sie je, dass auch andere Insassen dieser Kolonne von 520 Konzentrationslager-Arbeiterinnen mit einem solchen Instrument geschlagen wurden? Sie meinten, dass sie auch sonst geschlagen wurden, jawohl, konnten Sie je sehen, dass sie auch sonst geschlagen wurden?

A.: Ich konnte das in jeder Minute zeh- und zwanzigmal sehen ... Ich war glücklich, dass ich es nur einmal bekam, aber ich habe Leute und die ganze Gruppe gesehen, die es nicht lassen konnten und die Arbeiterinnen traten.

F.: Diese Misshandlung ist Ihnen auch zuteil geworden ...

Der Vorsitzende: Entschuldigen Sie, darauf ist Bezug genommen und es ist noch nicht bezeichnet worden. Wünschen Sie das zur Identifizierung?

Mr. Thayer: Jawohl.

Der Vorsitzende: 556 zur Identifizierung.

F.: Wurden Sie jemals von einem Zivilarbeiter von Krupp getreten, nicht von einem SS-Mann?

A.: Jawohl, das wurde ich.

F.: Von einem Zivilisten?

A.: Jawohl.

F.: Sind Sie sicher, dass diese Person als Angestellter von Krupp arbeitete?

A.: Jawohl, er war Aufseher und hatte zu beobachten, wie schnell wir arbeiteten, und wenn wir arbeiteten, ob wir eifrig genug arbeiteten ...

F.: Und wissen Sie – kam Ihnen jemals der Gedanke, dass Sie irgendwann einmal bestraft wurden, nachdem ein Angestellter von Krupp einen SS-Mann aufforderte, Sie zu bestrafen?

A.: Das passierte sehr oft, und wenn Braun in der Fabrik Kontrollen machte ... er ging einfach zu dem SS-Mann hin und sagte, dass er uns bestrafen sollte; und dann geschah es, dass wir kein Essen bekamen und bestraft wurden ...

F.: Möchten Sie dem Gericht sagen, ob Drohungen ausgesprochen worden sind ... wenn die alliierten Truppen in die Stadt kommen würden?

A.: Die SS-Leute sagten, dass sie immer fünf Minuten Zeit hätten. Die letzten fünf Minuten würden sie uns töten.

F.: Sie sagten, dass die SS-Leute Ihnen gesagt haben, dass sie Sie in den letzten fünf Minuten töten würden?

A.: Ja. Wir hörten das jeden Tag von den SS-Männern und den SS-Frauen ...

Der Vorsitzende: Haben die Bedingungen, die Sie unterschrieben und unter denen Sie gearbeitet haben, während der ganzen Zeit, die Sie bei Krupp arbeiteten, bestanden, so dass jeder, der in einen Teil des Krupp-Betriebes kam, wo Sie arbeiteten, die Bedingungen sehen konnte, unter denen Sie arbeiteten?

Zeugin Roth: Jawohl, jeder konnte sie sehen.

F.: Das war Tag für Tag?

A.: Tag für Tag.

F.: Und Nacht für Nacht?

A.: Nacht für Nacht²².

Der Platz, auf dem das Lager Humboldtstrasse stand, war – und ist – eine grosse Wiese, ungefähr 900 Meter lang und anderthalbmal so breit. Es ist eine Besonderheit fast aller deutschen Städte, einschliesslich Berlins, dass es mitten in der Stadt solche Grünflächen gibt. Vor dem Krieg dienten sie der Erholung; jetzt dienten sie den Sklaventreibern. Die Humboldt-Wiese wurde begrenzt vom Südwest-Friedhof, einem Strassenbahndepot und – etwas weiter weg – von Strassen mit kleinen plumpen Häusern, halb aus Holz gebaut, deren Bewohner später der Wahrheit entsprechend aussagten, dass sie es unmöglich hätten hören können, wenn im Lager jemand schrie. Die Friedhofswärter waren zwar in Hörweite, aber sie mussten vorsichtig sein. Ein grosser Teil des Südwest-Friedhofs war für kriegsgefallene Parteimitglieder reserviert – sozusagen geheiligter Boden; regelmässig wurde kontrolliert, ob die Gräber jener Märtyrer der Nation auch sorgfältig gepflegt wurden. Jeder, der mit dieser Aufgabe betraut war und über seltsame Geräusche aus dem Juden-Lager gesprochen hätte, wäre wahrscheinlich selbst sehr bald ein Opfer von Misshandlungen geworden – darüber waren sich alle im Klaren.

Als die Jüdinnen zum erstenmal an den neuen Wachttürmen der Humboldtstrasse vorbeimarschierten, schrieb man den 25. August 1944. Nachdem jede eine Krupp-Decke und ein paar Holzpantinen bekommen hatte, hielt der Lagerführer Oskar Rieck eine Ansprache. Nach allem, was über ihn gesagt wurde, scheint er wie eine Figur aus einem drittklassigen Kriegsfilm gewesen zu sein. Er war untersetzt, hatte ein Narbengesicht, trug Reitstiefel und in einer Hand stets ein Stück Gummischlauch, in der anderen eine lange Lederpeitsche. Wenn sich diese Beschreibung nur auf die Erinnerung seiner Opfer stützen würde, könnte man Zweifel hegen, aber sie wird in allen Einzelheiten von seinen Mitarbeitern bestätigt. Karoline Geulen hielt Rieck für «besonders brutal» und «unmenschlich». Er war ein Meister im Gebrauch der Hundepeitsche. Manchmal, wenn ihn die Laune überkam, ging er in die Holzbaracke und schlug die Frauen, wenn sie sich gerade auszogen. Die meisten seiner Jüdinnen waren im Alter zwischen 14 und 25 Jahren, aber eine stand schon in den Dreissigern; und als ihm mitgeteilt wurde, dass sie mit den anderen nicht mehr Schritt halten könne, peitschte er sie noch am gleichen Abend systematisch zu Tode. Seine besondere Begabung lag in der Treffsicherheit. Aus einer Entfernung von zweieinhalb Metern konnte er ein Ziel von der Grösse eines Pfennigs haarscharf treffen. Wenn die Gefangenen aus dem Walzwerk zurückgekehrt waren, suchte er sich häufig die erschöpfteste unter den Frauen aus und versuchte, sie in die Augen zu treffen, ehe sie ihr Gesicht wegrehen konnte. «Das war die Spezialität des Lagerführers, dass er alle in die Augen schlug. Einmal war eine Frau nicht schnell genug, und sie wurde blind²³.»

Es ist schwierig, den Verantwortlichen für die im Lager herrschenden Zustände zu finden. Oskar Rieck war Mitglied der SS. Sein Name wurde in Krupps Gehaltslisten nicht geführt, und man kann Alfred nicht für die wiederholt vom Lagerführer ausgesprochene Drohung verantwortlich machen: «Krupp kann euch nicht behalten, wenn

ihr nicht fleissig arbeitet; wenn ihr faul seid, muss er euch nach Auschwitz zurückschicken.» Auch die Wachtposten waren SS-Männer (die SS-Frauen hingegen waren in Essen angemustert worden und sie waren nach wie vor Angestellte von Krupp). Weshalb keine zweite Decke und wärmere Kleidung ausgegeben wurden, ist unklar. In Nürnberg sagte Theodor Braun recht vage, dass die Schuld dafür Buchenwald zuzuschreiben sei:

«Meiner Meinung nach, von diesen Dingen, das hat seinerzeit Herr Pfister gesagt, dass der Betrieb oder dass wir keine Bekleidung stellen dürfen, mit Rücksicht auf die Fluchtgefahr. Was für Verhandlungen nach dem mit der Firma und der SS gepflogen worden sind, über die Bekleidung, das weiss ich nicht²⁴.»

Immerhin, der Konzern war Eigentümer des Grundstücks und hatte das Lager errichtet. Wie in allen anderen Essener Lagern waren auch hier Krupp-Kantinen für die Verpflegung verantwortlich, die nach den ersten paar Wochen auf die allgemein übliche Scheibe Brot und einen Napf Bunkersuppe reduziert wurde. Vor allem aber wurden die Arbeitsbedingungen durch schriftliche Anweisungen der Firma festgelegt («in einem verschlossenen Raum in der Panzerplattenfabrik Nr. 4 unter ... strenger Aufsicht») sowie die Arbeitszeit: Von 6 Uhr früh bis 17.45 Uhr. Obwohl die Gefangenen in der Humboldtstrasse ihrer Konstitution nach nicht für Schwerarbeit geeignet waren, wurden sie niemals für etwas anderes eingesetzt. Elisabeth schuftete an einem Stahlhärter im Walzwerk II. Ernestine mischte Zement und schleppte Ziegel und Wellblechplatten nach draussen in den Fabrikhof. Als es kälter wurde, froren ihre ungeschützten Hände an den Platten an. Die Haut der Handteller hing in Fetzen herunter. Als der Winter kam, waren ihre Handinnenflächen ein blutiger Brei. Zwei andere Jüdinnen, die gemeinsam mit den Roths ausbrachen, legten später dem Nürnberger Gericht unterzeichnete Zeugenaussagen vor, in denen sie die in der Fabrik verhängten Strafen beschrieben. Rosa Katz berichtete: «Wir wurden bewacht von SS-Frauen und Männern, welche aufgepasst haben, wenn eine sich nur für einige Augenblicke ausruhen wollte. Dann wurde der Betreffende mit einer Eisenrute geschlagen und der Körper war mit blauen Streifen bedeckt.» Und Agnes Königsberg – eine entfernte Verwandte der Roths – sagte aus: «Wir bekamen Schläge und Tritte, sowohl im Lager wie an der Arbeitsstätte, sowohl von den SS-Leuten wie von den deutschen Vorarbeitern oder Arbeitern. Diese Misshandlungen geschahen sehr oft ohne irgendwelchen sichtbaren Grund, teilweise unter dem geringsten Vorwand ...» Agnes nannte die Namen von drei Krupp-Aufsehern, die in ihrer Gegenwart körperliche Züchtigungen befahlen²⁵.

Die Sterblichkeitsrate wäre sprunghaft angestiegen, wenn es nicht jene Kruppianer gegeben hätte, die ihr Brot mit den Jüdinnen teilten, ihnen aufmunternde Worte zuflüsterten und ihnen sagten, was sie beim Abhören der Londoner Nachrichten über den Vormarsch der Alliierten erfahren hatten. Auf manchen schien das harte Los der Mädchen schwer zu lasten. Peter Gutersonn, ein älterer Konstrukteur von Geschütztürmen für Panzer, glaubt, dass die älteren Arbeiter, die gleich ihm schon vor dem Ersten Weltkrieg in die Firma eingetreten waren, das meiste Mitleid hatten. Gutersonn sah die Jüdinnen erstmals in einer Strassenbahn am Kraemerplatz. «Ihre ganze Kleidung», sagte er aus, «bestand aus einem zerlumpten Kleid aus grober Leinwand. An den nackten

Füssen trugen sie Holzpantinen.» Er war «tief bestürzt» und «schämte[sich], ein Deutscher zu sein, als ich sah, was man diesen Frauen angetan hatte». Gleichzeitig war ihm schmerzhaft klar, dass jüngere deutsche Arbeiter eine andere Einstellung hatten. Immer wieder musste er mithören, wie «diese ziemlich aggressiven Nationalsozialisten» ohne Anteilnahme fragten: «Was sollen wir mit diesem Abschaum? Warum bringt ihr sie nicht um?» Gutersohn hatte den Eindruck, dass letzteres das Ziel von Werkmeister Wunsch war, weil «die Arbeit, für die diese Frauen eingesetzt wurden, nie zuvor von irgendeiner der in unserer Fabrik beschäftigten deutschen Frauen geleistet worden war». Die Mädchen

... mussten Schutt verladen und auf Karren wegfahren und Eisenträger schleppen, und sie waren auch mit anderen Aufräumungsarbeiten beschäftigt. Diese Jüdinnen besaßen für diese Arbeiten weder Arbeitskleidung noch Schutzhandschuhe...

Wenn in diesem Falle die Frauen sich bei einem Kohlenfeuer etwas trocknen wollten oder versuchten, einige ihrer Lumpen zu waschen, wurden sie sofort von Wunsch weggetrieben²⁶.

Ein anderer Kruppianer, Peter Hubert, musste drei Wochen lang acht der Mädchen beaufsichtigen. Gleich am ersten Tag sah er zu seinem grossen Erstaunen, dass Vierzehnjährige, die keine 90 Pfund wogen, mit blossen Händen Metallkarren schoben, die mit Steinen vollgeladen waren – eine Arbeit, die er selbst nicht hätte tun können: «Ich habe, ohne dass ich die kalten Griffe anfasste, doppelte Handschuhe tragen müssen, um mich vor der Kälte zu schützen.» Hubert liess sie einem der kleineren Mädchen, woraufhin ein Vorgesetzter dazwischentrat, ihr die Handschuhe von den Händen riss und sie in einen Koksofen warf. Dann wandte er sich Hubert zu und brüllte: «Wenn sie so nicht arbeiten wollen, dann treten Sie sie in den Arsch²⁷!»

In gewisser Hinsicht stammen die überzeugendsten Aussagen von den Judenschlägern selbst. Karoline Geulen war eine widerwillige Zeugin. In ihrer ersten Aussage hatte sie behauptet, dass die Mädchen nur für leichte Arbeiten eingesetzt worden seien und ausreichende Verpflegung, Strohmattentzen, «zwei oder drei Decken», warme Kleidung und Lederschuhe bekommen hätten. Als sie vier Monate später wieder vorgeladen wurde, sagte sie genau das Gegenteil aus; sie gestand sogar ein, dass sie ein Mädchen ausgepeitscht hatte und sagte freiwillig: «Ich würde, wenn ich selbst so behandelt würde, das bestimmte Empfinden haben, dass ich unmenschlich behandelt würde.» Selma Nolten, eine SS-Aufseherin, die mit Braun zusammenarbeitete und an die sich die Schwestern Roth und Agnes Königsberg namentlich erinnerten (Elisabeth sagte: «Die SS-Frauen waren schlimmer als die Männer, sie machten gern von ihren Peitschen Gebrauch.»), stritt heftig ab, selbst jemanden geschlagen zu haben, erinnerte sich jedoch daran, dass ihre eigene Vorgesetzte, SS-Oberaufseherin Emmi Theissen, eine sehr junge Gefangene geschlagen hatte, weil sie während eines Bombenangriffs einen Unterstand suchte. Selma gab zu, dass die Holzpantinen der Gefangenen schnell zerbrachen, dass sie sich von ihrer einzigen Decke Streifen abreissen und damit ihre Füsse umwickeln mussten, und dass die täglichen Märsche zum Walzwerk II und zurück eine unmenschliche Anstrengung waren:

Manche der Frauen bekamen Frostbeulen, weil sie mit dieser miserablen Fussbekleidung, das heisst ohne Strümpfe und mit Schuhen, die nur aus einer Holzsohle

bestanden und meist kaputt waren, über die vereisten und verschneiten Strassen den Fussweg zur Fabrik machen mussten²⁸.

Man kann unmöglich das Schuldmass von Karoline Geulen und Selma Nolten bestimmen, ebensowenig das von Walter Thöne, unter dessen Aufsicht die Häftlinge zehn Pfund schwere Hacken schwingen und 25 Pfund schwere Stahlplatten schleppen mussten. Thöne war ein Nazi. Er gestand ein, die Frauen getreten und geschlagen zu haben. Aber er lehnte jede Verantwortung ab; der wahre Schuldige, so behauptete er, sei ein anderes Parteimitglied gewesen – das aber leider nicht ausfindig gemacht werden konnte. Wieder einmal: *Les absents ont toujours tort*. Nach Thönes Aussage hatte dieser Abwesende namens Reif

... die Aufsicht über diese Arbeit und sorgte dafür, dass ich ein Auge auf das Tempo hatte ... Beinahe jeden Tag hielt dieser gewissenhafte Mann mich an und befahl mir in unmissverständlichem Ton, die Jüdinnen schärfer anzutreiben und noch mehr Arbeit aus ihnen herauszupressen. Ausserdem betonte er dauernd, ich solle mir nicht zu viele Gedanken um die Methoden machen, die ich anwendete, und, wenn es sein musste, hart zuschlagen, wie ein Stück Eisen ... Aber die armen Frauen waren ungenügend gegen die Kälte geschützt, da sie nur dünne Fetzen am Leibe trugen; die meisten dieser unglücklichen Geschöpfe hatten keine Strümpfe bei dem strengen Frost. Die Beine waren im Winter immer blau gefroren und zeigten schorfige Froststellen, so gross wie ein Fünfmärkstück²⁹.

Thöne oder Reif – einer ist wie der andere. Vielleicht hat dieser Reif nie existiert; möglicherweise war er Thönes zweites Ich. Worauf es ankommt, ist, dass seine Aussage die von Peter Gutersohn, Peter Hubert, Karoline Geulen, Selma Nolten und die der überlebenden Frauen bestätigt. An den Arbeitsbedingungen besteht kein Zweifel, und die Verantwortung dafür lag nicht in Berlin, sondern hinter der Türschwelle des 300-Zimmer-Schlusses auf dem Hügel.

Wie im Vertrag zwischen Krupp und Buchenwald festgelegt, wurden die jüdischen Frauen und Mädchen in den ersten Monaten ihrer Gefangenschaft in offenen Strassenbahnwagen vom Strassenbahndepot zum Walzwerk II transportiert, und obwohl die Baracken und Hütten in der Humboldtstrasse stark überfüllt waren, boten sie bei schlechtem Wetter Schutz. Ausserdem war es Frühherbst, und das Wetter war mild. Der wirkliche Leidensweg der Frauen begann in der Nacht vom 23. zum 24. Oktober. Bei dem schweren Bombenangriff, dem die Dechenschule und 31 Fabriken zum Opfer fielen, wurde auch das Lager Humboldtstrasse, das von Pater Come und seinen Gefährten zwanzig Strassenblocks entfernt war, fast völlig zerstört. Das Strassenbahndepot war eine Ruine, die Schienen bildeten bizarre Knäuel. Alle Holzbauten im Lager waren dem Erdboden gleichgemacht – die Bewohnerinnen einer von aussen versperrten Baracke waren bei lebendigem Leib verbrannt –, und nur der Küchenbau aus Zinnblech stand noch³⁰.

Die Insassen der Dechenschule wurden in der Neerfeldschule untergebracht, die Frauen und Mädchen in der Humboldtstrasse jedoch mussten bleiben, wo sie waren. Obgleich die Posten ihnen immer wieder sagten, dass für sie der Ausgang des Krieges

keine Rolle spiele, dass «wir immer die letzten fünf Minuten haben», war es dieses Lager, das Krupp Kopfschmerzen machte. Es war unproduktiv. Die Mädchen waren für die Arbeit einfach zu zart und zu schwach. Sie waren zu Arbeiterinnen in einer Art schrecklichem Scheinarbeitsprojekt geworden. Es schien unrentabel, weiteres Kapital in sie zu investieren, also liess Krupps Oberlagerführer die Unterkünfte nicht wieder aufbauen; die 500 Insassen wurden im Küchenbau einquartiert³¹.

Das Walzwerk II hatte keinen Treffer abbekommen, obgleich es fast im Zentrum der Industrieanlagen stand, während die Humboldtstrasse am Stadtrand lag. Da es keine Transportmittel gab, mussten die Jüdinnen ab 25. Oktober täglich um 4.30 Uhr des Morgens einen umständlichen Fussmarsch antreten – hin und zurück insgesamt zwölf Kilometer –, zuerst die Kruppstrasse entlang, dann durch die Mülheimer Strasse, Frohnhauser Strasse und Böcklerstrasse (die genau bei Alfrieds Büro die Altendorfer Strasse kreuzte), weiter durch die Bottroper Strasse zur Helenenstrasse und zur Fabrik. Dieser Marsch dauerte zwei Stunden. Durch die ewige Bunkersuppe hatten sich Ödeme gebildet, so dass die Körper der Mädchen grotesk aufgequollen waren, und je weiter der Herbst fortschritt, desto mehr andere Leiden kamen hinzu. Sie umwickelten die Füße mit Lumpen oder gingen barfüssig. Im kalten Regen, dann im Schneeregen, humpelten sie eilig voran, immer bemüht, den Takt «links, rechts» einzuhalten, um keinen Peitschenhieb abzubekommen, in ihren zerschissenen Kleidern und mit den um die Schultern gelegten doppelt gefalteten Decken, die völlig durchweicht waren. Noch bevor der erste richtige Schnee fiel, bedeckten sich ihre Fusssohlen mit offenen Wunden. Bei ihrem täglichen Marsch hinterliessen sie eine Spur aus Blut und Eiter.

In dem Mass, wie unter den älteren Kruppianern im Walzwerk II das Mitleid mit den gequälten Sklavenarbeitern wuchs, nahm die Duldsamkeit der jungen Arbeiter und Aufseher ab. Eines Tages steckte ein französischer Fremdarbeiter einem freundlich gesinnten Deutschen einen Brief zu und bat ihn, diesen für ihn aufzugeben. Am Abend wurde der gefällige Mann im Postamt erwischt, und am nächsten Tag sah Ernestine Roth, wie er durch die Fabrik geführt wurde, mit einem Schild auf dem Rücken, das sein «Verbrechen» angab und ausserdem mitteilte, dass man ihn dafür zum Tod verurteilt hatte. Da die Angehörigen der Mädchen vergast worden waren, brauchten sie das Risiko, Briefe hinauszuschmuggeln, nicht einzugehen. Es schien, als sei ihnen nichts erspart geblieben, als könne sie nichts mehr erschüttern. Und doch hatten sie noch nicht alle Erniedrigungen durchgemacht. Seit dem Abtransport aus Auschwitz war ihr Haar wieder nachgewachsen. Jetzt wurden auf Veranlassung von unzufriedenen Werkmeistern die Köpfe unproduktiver Sklavinnen in Streifen geschoren. Dabei wurde grosser Erfindungsreichtum entfaltet. Man schnitt die kompliziertesten Muster, eins absurder als das andere; je niedriger die Arbeitsleistung, desto hässlicher die Frisur, und mit den aufgetriebenen Leibern und den entsetzlich zugerichteten Händen und Füßen sahen einige der Frauen wirklich unmenschlich aus. Um den Mädchen klarzumachen, dass sie «Untermenschen» waren, verbot man ihnen schliesslich die Benutzung der Toiletten in der Fabrik. So mussten sie sich draussen im Hof vor aller Augen wie Tiere erleichtern³².

«Ich war so unglücklich», beschrieb Elisabeth diese Zeit, «dass ich nachts wach lag und hoffte, die Bomben würden in meiner Nähe fallen, damit ich am nächsten Tag

nicht mehr zu arbeiten brauchte.» Ihre Schwester suchte tatsächlich den Tod. Am 15. Dezember war Ernestines 20. Geburtstag. Sie wollte ihn nicht mehr erleben, und als drei Tage vorher wieder ein Bombenangriff war, «verliess ich den (Küchen-)Keller und rannte ins Freie. Ich war froh, dass Fliegeralarm war und dass ich vielleicht getötet würde, denn das Leben war mir zur Last geworden, ich zog den Tod meinem Geburtstag vor.» Aber in jener Nacht verschonten die Lancaster-Bomben die Humboldtstrasse. Am 12. Januar stürzte der Küchenbau durch eine Luftdruckwelle ein, und jetzt wurde der Keller das Dauerquartier der Mädchen. Es gab kein Licht, keine Heizung, kein Wasser. Als man sie in Nürnberg fragte, wo sie geschlafen habe, antwortete Elisabeth: «Auf dem Fussboden. Wir hatten Glück, wenn wir ein Stück Holz finden, es hinunter in den Keller nehmen und auf dem Holz schlafen konnten ... Wir waren fünfhundert, aber wenn es dreissig Strohmattzen gab, dann war es viel.» Die kräftigeren unter den jungen Frauen kämpften um die trockenen Stellen, und mit Ausnahme der Tatsache, dass dieser Winter viel strenger war, glich die Szene derjenigen, die Hendrik Scholtens ein Jahr zuvor erlebt hatte. Die wörtliche Übersetzung von ein paar Sätzen aus der in tschechischer Sprache abgegebenen Zeugenaussage Ernestines, mit den rührenden Formulierungen und den typisch slawischen Wiederholungen, vermittelt einen ungefähren Eindruck davon, wie die Nächte im Lager der Mädchen waren: «Der Winter war sehr kalt für uns. Es gab grossen Schnee, und es war sehr kalt, und der Keller, wo wir wohnten, hatte keine Isolierung, war immer nass, das Dach des Kellers war sehr nass und auch die Wände, und wir hatten nur eine Decke, daher war es sehr kalt.»

Eine andere Schilderung gab Dr. Jäger, der es auf irgendeine Weise geschafft hatte, seinen Titel als Kruppscher Oberlagerarzt zu behalten, nach einer Lagerinspektion. Jäger berichtete Alfrieds eigenem Arzt folgendes:

Bei meinem ersten Besuch in diesem Lager fand ich Personen, die an eiternden offenen Wunden und anderen Krankheiten litten ... Die Frauen hatten keine Schuhe und liefen barfuss herum. Ihre einzige Bekleidung war ein Sack, in den Löcher für die Arme und den Kopf geschnitten waren. Ihr Haar war abgeschert. Das Lager war umgeben von Stacheldraht... Man konnte sich nicht in das Lager wagen, ohne von 10, 20 oder 50 Flöhen direkt angefallen zu werden ... Als ich das Lager verliess, hatte ich grosse Beulen an meinen Armen und an meinem ganzen Körper³³.

Der strenge Winter hatte seinen Höhepunkt erreicht, aber obwohl das Ruhrgebiet von Schneestürmen, bitterem Frost und stürmischen Regenböen heimgesucht wurde, tat niemand etwas, um das Los der Mädchen zu erleichtern. Stattdessen wurde eine ganz andere Lösung vorgeschlagen: die «Endlösung». Johannes Maria Dollhaine, der mit Trockel an der Rekrutierungsaktion in Gelsenberg teilgenommen hatte und im Arbeitseinsatz A unter Lehmann arbeitete, besprach diese Frage mit Oskar Rieck und gab dann seine Empfehlung mündlich ab. Zu der Zeit sassen Dollhaine, Lehmann und Friedrich Janssen in einem Luftschutzkeller. Der Vorschlag, den er Lehmann machte, lautete: « ... auf keinen Fall die Insassen des KZL lebend in die Hände der herannahenden amerikanischen Truppen fallen zu lassen³⁴».

Lehmann ersuchte Janssen, bei der Firmenleitung zu sondieren. Auch dort war man

der Meinung, dass die jungen Frauen weg müssten. Während seiner Gefangenschaft nach dem Krieg gab Alfried in einer unterschriebenen Erklärung zu, dass ihre Anwesenheit ihn «unangenehm berührt» hatte und dass er daher beschloss, «sie so schnell wie möglich loszuwerden». Im Justizpalast behaupteten Zeugen der Verteidigung, Krupp habe die Sklavinnen «nur im Interesse der Sicherheit der Mädchen» abschieben wollen – was im Hinblick auf das, was sie durchgemacht hatten, und vor allem im Hinblick auf den neuen Bestimmungsort ein recht eigenartiges Argument war. Wie Alfried in seiner Erklärung schrieb, fanden Verhandlungen mit «einem Herrn aus Buchenwald» statt. Selbst wenn man die höchst zweifelhafte Behauptung akzeptiert, Krupp habe sich um die Sicherheit dieser Mädchen mehr Gedanken gemacht als um die der deutschen Frauen, die dableiben mussten, liegt es auf der Hand, dass die Gefangenen für ihn zu einer unerträglichen Belastung geworden waren. Karl Sommerer, ein Angestellter, der für Transportfragen zuständig war, sagte vor Gericht aus, dass die Frauen bei ihrem Marsch vom Lager zur Fabrik das Stadtzentrum durchquerten. Zu keiner Zeit waren sie von der Aussenwelt völlig abgeschlossen: «Man konnte sie jeden Tag an ihrem Arbeitsplatz und in ihrer Freizeit sehen.» Wer etwas weiter dachte, ihre Verfassung in Betracht zog und sich dann die wahrscheinliche Reaktion der amerikanischen Soldaten ausmalte, musste ernste Befürchtungen hegen. Was Janssen dachte, wissen wir. In einer schriftlichen Aussage erinnerte sich Max Ihn an den «Vorschlag, dass die 520 Jüdinnen, die bei Krupp beschäftigt waren, vor der Besetzung der Stadt weggebracht werden sollten, und zwar zurück nach Buchenwald». Dementsprechend wurde Lehmann, Alfrieds Verbindungsmann zur DAF*, angewiesen, für die Firma «... den Abtransport der Frauen nach Buchenwald zu arrangieren». Die SS stimmte der Evakuierung der Frauen zu, war aber nicht mehr in der Lage, Transportmittel zur Verfügung zu stellen. Es gelang der Abteilung Lehmann, einen Zug zusammenzustellen³⁵.

«Endlich habe ich es geschafft!» sagte Lehmann an einem Tag Anfang März 1945 zu Sommerer. Nach Sommerers Worten «war der Zeitpunkt gekommen, da die Notwendigkeit des Abtransports dieser Mädchen akut geworden war». Trotz des Prestiges der Firma erforderte eine solche Evakuierung im jetzigen Stadium des Krieges viel Geschicklichkeit. Essens Hauptbahnhof war nur noch ein Schutthaufen; keine Lokomotive kam mehr heraus. Aber der 15 Kilometer entfernte Bochumer Hauptbahnhof war noch intakt, und der Zug, den Lehmann aufgetrieben hatte – fünfzig Wagen, alle für das Vernichtungslager Buchenwald bestimmt, mit 1'800 Opfern beladen und mit Platz für weitere 500 – würde am 17. März dort halten. Da «das Verkehrsnetz so stark bombengeschädigt war», wie Sommerer es ausdrückte, würden die Mädchen und die SS-Posten für ihren Weg dorthin einen Lotsen brauchen. Das wollte Sommerer selbst übernehmen und den Bahnbeamten die Situation klarmachen. Er war darauf vorbereitet, dass irgendein Bürokrat sagen würde: «Das geht nicht» (seine Ahnung sollte sich bestätigen), aber er war ziemlich überzeugt (wiederum zu Recht), dass die Magie des Namens von Alfried Krupp, der entschlossen war, für diesen Zweck «so rasch wie möglich» ein Gleis freizubekommen, stärker sein würde als alle amtlichen Hindernisse³⁶.

* «Deutsche Arbeitsfront»

Zum Pech für den Konzernherrn war inzwischen eine absolute Geheimhaltung unmöglich geworden. Zu viele Leute wussten über den Plan Bescheid, und das ganze Drumherum war allzu makaber. Das SS-Personal bewahrte zwar Stillschweigen, aber die Gerüchte sickerten innerhalb weniger Tage vom Hauptverwaltungsgebäude zu den Abteilungsleitern und Aufsehern durch und weiter zu den Vorarbeitern. Mit ein paar gemurmelt Sätzen unterrichtete ein mitfühlender Kruppianer Elisabeth Roth über das, was ihrer hartete; auf dem abendlichen Rückmarsch zur Humboldtstrasse sagte sie es den anderen. Das Krematorium war jetzt bedrohlich nahegerückt, und es bestand kaum eine Aussicht, diesem Ende zu entgehen. Und doch gab es einen Hoffnungsschimmer. Rosa Katz hatte einen Freund gefunden: Gerhardt Marquardt, einen einfachen Mann, der mit seiner langjährigen Lebensgefährtin in einer der Lauben an der Stadtwiese wohnte. Eines Nachmittags, als seine Freundin nicht zu Hause war, war es Marquardt gelungen, Rosa aus dem Walzwerk II hinauszuschmuggeln und ihr sein bescheidenes Heim zu zeigen. Die Roths verfügten über keinen solchen Kontakt, aber beim Marsch durch die Böcklerstrasse erkannte Elisabeth einen Arbeiter aus der Fabrik, namens Kurt Schneider, als er gerade seine Haustür aufschloss. Sie hatte den Eindruck, dass er Mitgefühl für sie empfand. Und jetzt wusste sie auch, wo er wohnte. Vielleicht konnten Marquardt und Schneider gemeinsam einige Vorkehrungen treffen.

Zuerst musste natürlich der Drahtverhau um das Lager überwunden werden. Heimlich prüften die Schwestern Roth die Pfähle und das Drahtnetz und fanden eine Stelle, die durch frühere Bombeneinschläge beschädigt war. In letzter Zeit hatte die Royal Air Force Essen nicht mehr heimgesucht; vielleicht war es kein lohnendes Ziel mehr. Sollten jedoch der Lagerführer und die Wachtposten doch noch einmal durch einen Angriff in ihren Bunker getrieben werden, plante Elisabeth, einen Trupp «Stücke» durch den Stacheldraht zu bringen – und genau das tat sie dann auch.

Es wäre zweifellos eine peinliche Lage entstanden, wenn die Alliierten bei ihrem Einmarsch die misshandelten jungen Frauen vorgefunden hätten, besonders die Entdeckung, dass Krupp ein Lager für kleine Kinder errichtet hatte, hätte zu schwersten Vergeltungsmassnahmen geführt, und da man beim blossen Gedanken daran schauderte, wurde der Beschluss zur Liquidierung von Buschmannshof – denn es gab wirklich ein derartiges Lager – gefasst, noch bevor der Zug für Buchenwald zusammengestellt wurde.

Die Geheimhaltung der Existenz von Buschmannshof war fast vollkommen geglückt. Als Rolf Hochhuth im Anhang zum *Stellvertreter* schrieb, «wenn der mächtigste Arbeitgeber in Grossdeutschland und die Mitglieder seiner Familie» nicht ein doppeltes Mass für die Behandlung von Deutschen und Ausländern aufgestellt hätten, «wären möglicherweise nicht 98 von 132 Kindern im Lager Voerde bei Essen gestorben», sagte ein entrüsteter Krupp-Direktor zu mir, dass der Schriftsteller «einen Akt der Grosszügigkeit zu einer Abscheulichkeit verdreht» haben – dass «Bertha Krupp diese Unterkünfte mit Hilfe des Roten Kreuzes für heimatlose Waisenkinder gebaut» habe³⁷. In Wirklichkeit hatten Bertha und das Rote Kreuz gar nichts damit zu tun, die Insassen waren keine Waisen, und Hochhuth hatte die Wahrheit nur gestreift. Aber das wussten weniger als ein Dutzend Menschen, und diese sprachen nicht darüber.

Niemand versuchte, das Geheimnis zu lüften, teils weil die Tatsachen so unglaublich klingen, teils weil die Kinder keineswegs «bei Essen», sondern über 40 Kilometer entfernt untergebracht waren – und hauptsächlich deshalb, weil man bis jetzt keine Überlebenden finden konnte.

Krupp war so überzeugt davon, dass Buschmannshof in Vergessenheit versinken würde, dass er nicht einmal die Unterkünfte niederreissen liess. Noch heute stehen sie da, sieben langgestreckte, niedrige und schäbige Baracken mit kleinen Fenstern, die auf den ersten Blick nicht von denen in Auschwitz zu unterscheiden sind. Aber einiges war damals doch anders. In Buschmannshof oder Voerde-West, wie es auch genannt wurde, war die Aufrechterhaltung der Disziplin kein Problem. Der älteste Gefangene war zwei Jahre alt, und alle waren von äusserst schwacher Gesundheit. Daher war ein Stacheldrahtzaun überflüssig. Ein Besucher, der die Geschichte dieses Lagers kennt, wird mit Erstaunen die Fernsehantennen auf den Dächern der Baracken sehen; die Baracken wurden inzwischen in eine Siedlung für Bedürftige umgewandelt. Aber die Anlage der Bauten lässt keinen Zweifel aufkommen. Jeder, der sich mit Konzentrationslagern auskennt, weiss sofort, dass hier einmal etwas Ähnliches stand. Aber Fremde kommen kaum auf diesen Gedanken. Von der nächsten Strasse, der Bahnhofstrasse, ist das Lager durch einen dichten Birkengrund abgeschirmt, und die nächstgelegene Ortschaft, Voerde bei Dinslaken (das Voerde, von dem Hochhuth spricht, liegt ganz woanders) ist ein kleiner Flecken, den man auf keiner Landkarte eingezeichnet findet.

Anna Döring, die letzte Aufseherin von Buschmannshof, wohnt heute nicht mehr in der Hindenburgstrasse 186 A. Sie ist eine stämmige, dralle Frau mit dichtem, welligem braunen Haar, Pausbacken, kräftigen Armen und ausdrucksvollen Händen, und wenn man ihr direkte Fragen stellt, ist sie genauso störrisch wie damals, am 31. Mai 1948, als sie in Nürnberg den Zeugenstand betrat. Als ich sie Jahre danach aufsuchte, hielt sie mich für einen Bekannten aus vergangener Zeit und begrüsst mich mit jenem gewinnenden Lächeln, das der deutschen Hausfrau den verdienten Ruf eingebracht hat, die beste Gastgeberin Europas zu sein. Dann erinnerte sie sich; sie wurde wachsam. Die Opfer wurden erwähnt – und sie schloss sich mürrisch ab. Nein, das alles habe sie vergessen. Nein, sie besuche die Gräber niemals. Ja, natürlich, die seien noch da. Natürlich. «So wahr mir Gott helfe!» Oder können Gräber jemals verschwinden?

Doch, das ist möglich, und viele dieser Gräber sind nicht mehr dort. Im Gasthof *Herrn op den Damm* in der Hindenburgstrasse erinnerte sich ein alter Mann, dass er winzige Leichen ausgegraben und wieder eingegraben hatte, und mit seiner Hilfe fand ich in einer versteckten Ecke des nahegelegenen Waldfriedhofs, des Gemeindefriedhofs von Friedershof, eine seltsame Enklave. Über ein unbepflanztes Stück Land zogen sich sieben Gräberreihen – insgesamt über einhundert, bemerkte der alte Mann, der mühselig zählte und dann erklärte, dass die übrigen in Friedrichsfeld seien, einem anderen, grösseren Friedhof weiter unten. Jedes Grab war mit einer 8 mal 15 cm grossen Steintafel markiert, auf der nur die Nummer stand, die dem hier begrabenen Kind einstmals vom Lager gegeben wurde; Reihe um Reihe standen die kleinen Tafeln im harten Boden des Ruhrgebiets, wie die Zahlenkolonnen einer Logarithmentafel.

Man liest die Zahlen: 149, 250, 211, 18, 231. Hier bedeuten sie einem nichts. Aber bei den Prozessunterlagen befindet sich ein Sterberegister, das während der Kriegsjahre von Ernst Vowinkel, einem Büroangestellten im Standesamt von Voerde bei Dinslaken, geführt wurde. Er legte es später mit der eidesstattlichen Erklärung vor, dass es «die Namen der Kinder von Ostarbeitern» enthalte, «die zwischen August 1944 und März 1945 im Kinderlager Voerde-West der Gussstahlfabrik der Firma Fried. Krupp in Essen starben³⁸». Aus Vowinkels Register können wir erfahren, dass Nr. 149 Valentina Rabzewa hiess, weniger als einen Monat lebte und an «allgemeiner Schwäche» starb; dass Nr. 250, Eduard Moltschiusnaja, nach vier Monaten und zwanzig Tagen an «Unterernährung» zugrunde ging; dass Nr. 211, Wladimir Chodolowa, aus «ungeklärter» Ursache im Alter von sechseinhalb Monaten starb; dass Nr. 18, Lidija Solotawa, am 59. Tag ihres Erdendaseins einer Lungenentzündung erlag; und dass Nr. 231, Nikolaj Kotenko im Alter von zwei Monaten und fünfzehn Tagen an Tuberkulose starb. Falls Skeptiker die Angaben von Herrn Vowinkel bezweifeln, weil sie es für undenkbar halten, dass ein Grossindustrieller des zwanzigsten Jahrhunderts in das Massaker von unschuldigen Kindern verwickelt sein kann, so gibt es noch die beschlagnahmten Unterlagen der Firma selbst. In einem vom 2. Januar 1945 datierten Bericht heisst es:

Betr.: Tod eines Ostarbeiterkindes

Familienname: Bohdanowa
Vorname: Lydia
geboren am: 26. Mai 1944
in: Essen
Familienstand: Kind
Anschrift der Angehörigen:
Mutter: Bohdanowa, Wara
Arb.-Nr.: 519837

Lager: Voerde-West *gestorben am:*
 30. Dezember 1944
Zeit: 6 Uhr
Todesursache: Scharlach
Beerdigung erfolgt am 4. Januar 1945
durch: Oberlagerführung
Friedhof: Friedrichsfeld
Nachlass: keinen

gez. SCHULTEN³⁹

Wie konnte das geschehen? Krupp schob die Schuld auf die Unfähigkeit von Untergebenen und auf die nachlässigen Rekrutierungsmethoden von Sauckel. In Nürnberg bestätigte ein Zeuge der Verteidigung die Behauptung, dass das System, nach dem die «Menschenjagden» durchgeführt wurden, ungeeignet gewesen sei; Dr. Walter Schrieber vom Ministerium Speer, der dem Gericht stolz bekanntgab, dass er Inhaber des SS-Ehrendolchs, des Himmler-Rings, des Ritterkreuzes und des Goldenen Parteiabzeichens gewesen war (letzteres «für die Errichtung von Zellulosefabriken und die Herstellung von Zelluloid aus Kartoffeln»), belehrte die alliierten Richter in der Manier eines geduldigen Pedanten: «Herr Vorsitzender, ich weiss nicht, ob Sie wissen, dass leider Gottes, wenn ein Industrieller 1943 und 1944 400 Arbeitskräfte, und zwar ausländische Arbeitskräfte, zugewiesen erhalten hat, dass darunter vielleicht 20 oder 30 Kinder waren, die er natürlich nie einsetzen konnte ... Ich bin selbst Industrieller und darf von mir aus sprechen⁴⁰.» Mit «Kindern» meinte Schrieber Deportierte, die höchstens fünf Jahre alt waren; sechsjährige Ausländer trugen weisse Jacken mit Längsstreifen, die sie als Jungsklaven kennzeichneten. Aber die Insassen von Buschmannshof gehörten in eine ganz andere Kategorie. Sie waren auf deutschem Boden als

Gefangene von Krupp zur Welt gekommen. Ihre Existenz war eine Folge der Entscheidung der Firma, «Verwandten zu gestatten ... zusammenzubleiben». Zweifellos war dieser Beschluss aus Barmherzigkeit gefasst worden, aber niemand hatte ihn bis zu Ende durchdacht. In der Praxis waren die Auswirkungen entsetzlich. Wenn ein Ehepaar Zusammenleben durfte und die Frau schwanger wurde, musste das Baby, sobald die Firma anordnete, dass die Frau wieder ihre Arbeit aufzunehmen hatte, zwangsläufig von Krupp versorgt werden.

Die ersten Geburten fanden im Jahr 1942 statt, neun Monate nach Ankunft der ersten Familien aus dem Osten in Essen. Als sich die Klagen der Lagerführer über Fälle von Schwangerschaft mehrten, wurde das Problem Hans Kupke vorgelegt. Er gehörte zu Alfrieds engsten Mitarbeitern, war früher Artillerieingenieur und Aufseher von Schiessübungsplätzen gewesen und erst vor Kurzem zum Oberlagerführer ernannt worden. Zunächst wurden von der Firma bezahlte Geburtshelfer bemüht. «Wenn bei Krupp beschäftigte Ostarbeiterinnen ein Kind erwarteten, fand die Geburt in einem der Krankenhäuser von Krupp statt», schrieb Oberlagerführer Kupke später. «Ein Teil des Krankenhauses wurde abgetrennt. Dort wurden die Frauen entbunden. Nach einiger Zeit, es können vielleicht drei oder vielleicht auch sechs Wochen gewesen sein, gingen die Frauen wieder an die Arbeit, während die Kinder im Krankenhaus blieben⁴¹.»

Das konnte natürlich nur eine vorübergehende Lösung sein. Nach den Geburtshelfern kamen die Kinderärzte. Zuerst wurden die Babies von einem gewissen Dr. Seynsche ärztlich betreut. Bis zum Spätsommer hatte die Geburtenzahl eine enorme Höhe erreicht; Seynsches Station war überfüllt, und «nach langer Überredung» – wer ihn überredete, sagte er nicht, aber sein Vorgesetzter war Alfried – war Kupke damit einverstanden, dass «für die Unterbringung dieser Kinder ein Lager bereitgestellt wurde». Schliesslich, berichtete er weiter, wurde Buschmannshof «eingerrichtet», das man von der Organisation Todt erworben hatte:

Zu dieser Zeit – im Januar 1943 – waren ungefähr 120 Kinder davon betroffen. An die genaue Zahl kann ich mich nicht erinnern. Für die Kinder sorgte eine Frau, die gleichzeitig kochte und alle anderen Arbeiten verrichtete, und die für die Kinder ihr Bestes tat. Sie hatte eine ganze Menge Ostarbeiterinnen zur Verfügung⁴².

Zuerst hatte sie zwanzig, alles Ukrainerinnen, deren Babies auch in Buschmannshof waren. Diese Frauen hatten Glück, denn von allen Krupp-Sklavinnen, einschliesslich der Mädchen in der Humboldtstrasse, waren sicher jene Mütter die Unglücklichsten, die sich von ihren Neugeborenen trennen mussten. Theoretisch durfte jede Mutter einmal in der Woche ihr Baby besuchen, aber das war kaum durchführbar. Auf die Frage, wie viele kamen, antwortete Anna Döring: «Manchmal fünfzehn, und an Sonntagen gelegentlich sogar sechzehn⁴³.» Das lag nicht daran, dass sie an ihren Kindern kein Interesse hatten; sie konnten ganz einfach nicht zu Besuch kommen. Viele waren in Krupp-Fabriken ausserhalb des Ruhrgebiets verlegt worden; andere durften das Lager nicht verlassen, und selbst denen, die sich frei bewegen konnten, stellten sich erhebliche Hindernisse in den Weg. Mit der Strassenbahn waren es von Essen nach Voerde

bei Dinslaken über 55 Kilometer, und man musste ein paarmal umsteigen. Selbst heute ist das für jemanden, der Deutsch spricht, nicht ganz einfach; aber für eine Russin, und noch dazu im Krieg, war es aufgrund der Sprachschwierigkeiten und der komplizierten Umwege wegen zerbombter Schienenstränge ein fast unmögliches Unternehmen. Es ist ein Wunder, dass es überhaupt welche schafften.

Das Verbrechen von Buschmannshof kann keiner bestimmten Person angelastet werden. Natürlich war letzten Endes Alfred verantwortlich, aber soviel bekannt ist, hat er das Lager nie besucht. Es scheint so, als ob die dort beschäftigten Kruppiener mit dem, was zur Verfügung stand, taten, was sie konnten. Aber aufgrund des schrecklichen Systems, das dieses unter Kriegsbedingungen lebende Volk geschaffen hatte, war es sehr wenig. Johann Wienen, der 1944 zum Lagerführer von Buschmannshof ernannt wurde, wollte «nette, grosse, helle» Räume, Betten mit Laken und Decken und heisses Wasser. Abends nannte er jeden seiner Schützlinge zärtlich «mein Kindchen», und in seiner pathetischen und aufschlussreichen schriftlichen Zeugenaussage hiess es später: «Wir besorgten sogar Leibwäsche.» Aber die Kleinen brauchten mehr als das. Sie waren krank, noch ehe die Lastwagen im Lager ankamen. Wienen sagte: «Ich erinnere mich, wie zwei Transporte, ich glaube jeder mit zwanzig oder fünfundzwanzig Kindern, aus Essen eintrafen. Wir mussten feststellen, dass diese Kinder in schlechter körperlicher Verfassung waren. Sie sahen krank aus, und wir glaubten nicht, dass sie am Leben bleiben würden⁴⁴.»

Er kümmerte sich jeden Tag um sie. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen und schrieb Bittbriefe an das Hauptverwaltungsgebäude, und «als im Herbst 1944 die ersten Diphtheriefälle auftraten», wandte er sich direkt an Dr. Jäger. Wie es von Jäger nicht anders zu erwarten war, schickte er sofort das erforderliche Serum. Aber das Lagerpersonal war so schlecht ausgebildet, dass man kaum wusste, was man mit den Ampullen tun sollte. Dr. Kolesnik, ein älterer Ukrainer, war der einzige Arzt im Lager. «Er sprach nur schlecht deutsch», sagte Wienen, und das Niveau des Hilfspersonals, das Wienen zur Verfügung stand, sank immer weiter ab. Seine erste Verwalterin, ein gewisses Fräulein Howa, brach sich das Bein. Ihre Stelle wurde von der Köchin, Frau Makowski, übernommen, die sich aber mit Diphtherie ansteckte und im Dezember starb. So blieb Anna Döring übrig, die Küchenhilfe. In Nürnberg war sie eine halstarke Zeugin, die jedermanns Geduld auf die Probe stellte; aber vielleicht lag das nur daran, dass sie so unfähig gewesen war. Sie hatte keinerlei pflegerische Ausbildung und gab zu, dass sie nicht die leiseste Ahnung von Skorbut oder Rachitis hatte oder davon, was «wasserköpfig» bedeutete. Mit einem Wort: Sie kannte nicht einmal die Namen der schlimmsten Krankheiten, von denen das Lager bedroht war. Genausowenig wusste Anna Döring über die Lagerstatistik; sie wusste nicht, wie viele Kinder insgesamt durch das Lager gegangen waren, hatte keine Ahnung, wie viele davon lebten oder tot waren, und konnte es nicht einmal ungefähr schätzen. Als sie gefragt wurde: «Würden Sie sagen, dass eine Sterblichkeitsziffer von 85 Kindern hoch wäre?» antwortete sie vorsichtig: «Soviel ich mich erinnern kann, können das niemals so viel Tote gewesen sein»; auf die Frage: «Wissen Sie, dass wenigstens soviel Totenscheine zum Beweis vorliegen?» erwiderte sie: «Das weiss ich nicht.»

Ein Auszug aus der Prozessniederschrift gibt einen deutlichen Eindruck von der Art ihrer Aussage im Kreuzverhör:

Frage: Wissen Sie, was die grösste Zahl von Kindern war, die je auf einmal dort waren? Können Sie sich daran erinnern?

Antwort: Nein.

Frage: Wissen Sie wieviel zwischen September 1944 und Januar 1945 starben?

Antwort: Nein, das weiss ich auch nicht.

Frage: Ist Ihnen bekannt, was die Todesursache bei den meisten dieser Kinder gewesen sein soll?

Antwort: Nein, das ist mir vor wie nach unerklärlich⁴⁵.

Ernst Wirtz, ein Kruppianer ohne besondere Ausbildung, war genausowenig befähigt wie Anna Döring, auf medizinische Fragen Auskunft zu geben. Und als Werk-
schutzmann, der wegen Misshandlung von Krupp-Sklaven in Essen, Mulhouse und
Kulmbach zu acht Jahren Gefängnis verurteilt worden war, hatte er noch weniger
Grund, sich dem Gericht gegenüber zugänglich zu zeigen. Allerdings scheint er wiss-
begieriger gewesen zu sein als Anna Döring, und da er nicht zum Lagerpersonal von
Buschmannshof gehört hatte, brauchte er nicht in die Defensive zu gehen. Als Wirtz
im Januar 1945 mit einem dienstlichen Auftrag nach Buschmannshof kam, war Wien
bereits durch Lorenz Scheider ersetzt worden. Als Scheider über eine Besprechung
von Kruppschen Lagerführern aussagte, gab er zu, dass unter seiner Leitung ein Gef-
fangener «auch mal einen Stoss oder ähnliches abkriegen konnte», und dass ein Sklave,
der sich bei ihm missliebige machte, «vielleicht hart angefasst wurde». (Frage: «Mit
anderen Worten, er wurde geschlagen?» Antwort: «Nun – ja.») Unter Scheider
schwanden die Überlebenschancen der Kleinkinder in Voerde bei Dinslaken in alar-
mierendem Mass. Dennoch ist es auch hier schwierig, einen Hauptschuldigen zu nen-
nen. Die Firma war mit anderen Dingen beschäftigt. «Untermenschenkinder», die noch
nicht einmal zwei Jahre alt waren, konnten nichts zum totalen Krieg beitragen, und so
begann der Kindermord von Buschmannshof. Es gab zwar keine Maschinenpistolen,
kein Zyklon B, keinen dreistufigen Verbrennungsofen von I.A. Topf. Aber das Resultat
war das gleiche⁴⁶. Wirtz sah die Babies «auf einer Art Gefängnispritschen liegen, die
mit Strohsäcken geteilt waren und worauf eine Gummiunterlage war, und sie lagen
nackt darauf.» Sie wurden mit Haferschleim aus Flaschen gefüttert; viele hatten «Was-
serköpfe», und «Arme und Beine, die nicht dicker als ein Daumen waren». Zu dieser
Zeit entbanden die Ostarbeiterinnen nicht mehr in Essen, wo die Krupp-Krankenhäuser
mit Bombenopfern belegt waren, sondern in Voerde bei Dinslaken, aber Annas ukrai-
nische Hilfskräfte waren von zwanzig auf vier reduziert worden. Mit Hilfe des Lager-
dolmetschers unterhielt sich Wirtz mit diesen jungen Frauen. Er fragte, was mit den
neuen Müttern geschehe, und erfuhr folgendes: «Sobald eine Ostarbeiterin entbunden
hatte, gestattete man ihr sechs Wochen, und nach diesen sechs Wochen ging sie wieder
an ihre Arbeit, und das Kind blieb im Lager, so dass die Arbeiterin wieder zur Arbeit

gehen konnte.» Ferner: «Ich fragte sie, wie es denn käme, dass diese Kinder so schlecht ernährt seien, und es wurde mir erwidert, sie bekämen nichts zu essen.» (Beim Abendessen legte Wirtz diese Frage Scheider vor, der ihm «sagte, dass er nicht genügend Lebensmittel von der Oberlagerführung erhalte». Aber die Mahlzeiten der Kruppianer waren, wie der Gast des Lagerführers feststellte, «reichlich und besser als in Mulhouse ... Ich war überrascht, dass wir so gutes Essen bekamen.»)⁴⁷

Als er die Ukrainerinnen wiedertraf, fragte der ehemalige Wachtposten, wie das wohl alles enden würde. Sie antworteten ihm bitter, es gehe schon die ganze Zeit zu Ende. Zuerst verstand er sie nicht. Mit Hilfe des Dolmetschers erklärten sie es ihm. Laut seinem drei Jahre danach abgegebenen Bericht sagten die Frauen, dass «jeden Tag fünfzig bis sechzig Kinder starben; es wurden auch so viele geboren, weil ständig Ostarbeiterinnen mit Kindern eintrafen». Nun richtig neugierig geworden, wollte der Besucher Einzelheiten wissen. «Ich habe den Dolmetscher fragen lassen», erinnerte er sich im Zeugenstand, «wie das kommt, dass so viele Kinder sterben, und wo die Kinder beerdigt würden. Da wurde mir durch den Dolmetscher gesagt, dass die Kinder verbrannt würden im Lager⁴⁸».

«Kein einziges Kind wurde verbrannt!» rief Anna Döring, als man ihr diese Aussage vorhielt. «Sie wurden immer in ordentliche Särgе gelegt und, wie es sich gehört, beerdigt!» Das machte wirklich kaum einen Unterschied. Wahrscheinlich hatten beide Zeugen recht. Ob mit oder ohne Sarg – es gab Tote. Im Dritten Reich wurden über der Asche von Fremdarbeitern keine nummerierten Grabsteine errichtet. Andererseits stimmen nach den Ermittlungen von General Telford Taylor die nummerierten Gräber in den beiden Friedhöfen an der Hindenburgstrasse nicht mit der Sterblichkeitsziffer jener hilflosen Insassen von Buschmannshof überein, die «zu Dutzenden durch Krankheit und Vernachlässigung» umkamen. Obwohl alle Zahlenangaben natürlich ungenau sind, kann man sagen, dass rund 74 Prozent der Kinder starben, wovon wiederum 90 Prozent auf die letzten sieben Monate des Bestehens des Lagers entfallen. Als Oberlagerführer Kupke die Unterlagen der Firma Krupp und die Totenscheine von Ernst Vowinkel vorgelegt wurden – von denen die Hälfte «allgemeine Schwäche» als Todesursache angaben –, erklärte er: «Ich gebe zu, dass das auf ein gutes Mass Missverwaltung zurückzuführen ist»; und auch Alfried brachte zum Ausdruck, dass seine «untergeordneten Herren» ihm einen schlechten Dienst erwiesen hatten. Die objektiveren Richter stellten folgendes fest: «Zeugen der *Verteidigung* haben eindrucksvolle Schilderungen über die bemitleidenswerte Verfassung dieser unschuldigen Opfer des grausamen Sklavenarbeiterprogramms geliefert. Viele dieser Babies starben an Unterernährung⁴⁹.»

Aber nicht alle starben, und als die Panzer der Alliierten rasch näherkamen und die Einkesselung des Ruhrgebiets begann, waren es diese Überlebenden, welche das letzte scheussliche Verbrechen von Buschmannshof auslösten. Wer immer es auch war, der es verübte, er machte sich eines sehr schweren Kriegsverbrechens schuldig. Leider konnte der amerikanische Intelligence Service den Schuldigen nicht ermitteln. Oberlagerführer Kupke konnte sich nur erinnern, dass jemand – der offensichtlich sehr weitgehende Befugnisse hatte – ihm befahl, dafür zu sorgen, dass «die Kinder nach Thüringen» gebracht wurden. Thüringen liegt 320 Kilometer östlich vom Ruhrgebiet; im damaligen Stadium des Krieges konnte man lästige Personen gerade noch bis dorthin

schicken und dabei noch des Schutzes der zurückweichenden Wehrmacht gewiss sein. Ebenso wie körperlich gebrochene junge Frauen waren auch kranke Kinder eine potentielle Quelle von Unannehmlichkeiten; sie mussten weg, und so verschwanden sie, doch wir werden nie erfahren, wie und wann das geschah. Anna Döring konnte dem Gericht nur sagen, dass die Evakuierung «Ende Februar» stattgefunden habe. Sie selbst sei zu diesem Zeitpunkt – Welch glücklicher Zufall! – zu Hause gewesen; die Bombenangriffe seien ihr zu einer unerträglichen Qual geworden.

Daher «war ich leider dort den betreffenden Tag nicht anwesend und kann auch weiter keine Angaben darüber machen». Anna Döring wurde gefragt, ob ihre Schützlinge beim Abtransport «bei guter Gesundheit» gewesen seien. Sie gab keine Antwort⁵⁰.

Die mittelbaren Folgen der Evakuierung von Buschmannshof stellen alles in den Schatten, was sich in der vierhundertjährigen Geschichte der Essener Dynastie jemals ereignete, denn dieses Lager war einzigartig und beispiellos. Die Angehörigen anderer Krupp-Häftlinge hatten keine Ahnung, wo ihre Verwandten waren und konnten nach Kriegsende nichts tun, als auf die Rückkehr der noch lebenden Opfer der NN-Aktion zu warten. Aber jedes der nackten Babies, die hinter dem Birkendickicht von Voerde bei Dinslaken mit zitternden Körperchen auf den Strohmattentzen gelegen hatten, hatte zumindest eine Mutter, die genau wusste, dass ihr Kind dort gewesen war und auf sie gewartet hatte. Jene Mütter, die im Sommer «w *projedenoj Germaniji*» – «in das besiegte Deutschland» – zurückkehrten, fanden die Baracken leer. Ehe die amerikanischen Truppen sie befreien und für sie sorgen konnten, waren, nach den Worten von General Taylor, «die Kinder den Vertretern der Reichsregierung übergeben und ohne Wissen der Eltern umgebracht worden». So haben wir nur das Wort von Hans Kupke – der nicht einmal selbst dabei war –, dass die vier ukrainischen Frauen die Babies begleiteten – wäre es ein offizieller Transport gewesen, hätten die Lagerführer und Anna Döring diese Aufgabe gehabt –, und Kupke gab zu, dass es «unmöglich war, die anderen Mütter zu benachrichtigen, von denen viele mit ihrer Fabrik aus Essen verlagert worden waren⁵¹».

«Das ist alles, was ich hier über diese Kinder von Ostarbeitern sagen kann», sagte der Oberlagerführer abschliessend⁵². Wenn man das Chaos von 1945 und das Alter der Kinder bedenkt, kann man nicht erwarten, dass irgendeine der Mütter bei der Aufklärung hätte weiterhelfen können. Hendrik Scholtens konnte seine Eltern wiederfinden, obwohl sie in Niederländisch-Indien waren; Pater Come konnte zu seiner Mutter nach Smuid zurück. Aber was hätten Nr. 234, 243, 249 und 256 tun können, selbst wenn sie zu dieser Zeit noch am Leben waren?

Sie wussten ja nicht, dass ihre Familiennamen Petrowa, Amelina, Sasaschkowa und Taranin lauteten. Und wenn sie es gewusst hätten, so hätten sie es niemand sagen können; sie konnten noch nicht laufen und schon gar nicht sprechen. Selbst wenn die Mütter einen der Lastwagen mit den Babies gefunden hätten, so wäre es nicht möglich gewesen, die weitere Entwicklung vorherzusagen. Die meisten hatten ihre Kinder nur für ein paar Augenblicke gleich nach der Geburt gesehen. Eine Identifizierung wäre so gut wie ausgeschlossen gewesen, und im günstigsten Fall hätte die Sehnsucht, ihr Kind

wieder in die Arme schliessen zu können, nur zu unbeschreiblichen Seelenqualen und ewiger Unsicherheit geführt*.

Ehe Hans Frank in Nürnberg aufgehängt wurde, sagte er: «Tausend Jahre werden vergehen, und sie werden diese Schuld von Deutschland nicht wegnehmen.»

Diese Worte sind als Nachruf für das «Tausendjährige Reich» übernommen worden, aber für die hilflosesten Opfer dieses Reiches gibt es keinen Nachruf. Weder neben den so fehl am Platze wirkenden Fernsehantennen in Buschmannshof noch neben den nummerierten Grabtafeln im Waldfriedhof und in Friedrichfeld gibt es einen Gedenkstein. Gäbe es einen, er müsste Goethes letzte Worte tragen: «Licht, mehr Licht!», denn zu den Gräbern der Kinder, die in den verstecktesten Winkeln der Friedhöfe liegen, dringt das Tageslicht kaum durch. Auch die Nummer tafeln werden nicht mehr lange halten. Vor einigen Jahren noch standen sie so aufrecht in Reih und Glied wie die Paradesoldaten an Führers Geburtstag, und alle Zahlen waren klar lesbar. Doch die Zeit ist nicht sanft mit ihnen umgesprungen. Alle anderen Gräber auf dem Friedhof sind wunderbar gepflegt. Um diese dagegen hat sich niemand gekümmert. Nach fast einem Vierteljahrhundert sind auf manchen Steinen die Zahlen schon unleserlich geworden, andere Steine sind umgestürzt. Viele haben schon Sprünge. Nach einem weiteren Jahrzehnt wird es von ihnen keine Spur mehr geben.

* Aber das ist wahrscheinlich eine rein akademische Frage. Gegen Ende des Krieges war es die Politik der deutschen Verwaltung in den Ostgebieten, die Babies von dienstverpflichteten Polinnen und Russinnen durch ein intravenös verabfolgtes Gift zu töten. (Earl M. Kintner, Hrsg., *Hadamars Trial of Alfons Klein, Adolf Wallmann et al.*, London, 1948.) Eine Aufseherin sagte zu ihrer Entlastung, sie habe Spielzeug für solche Kinder gekauft, die im euphemistischen Jargon der deutschen «Sprachregelung» als «nutzlose Esser» eingestuft worden waren. (Ebenda, Zeugenaussage von Irmgard Huber.)

Kapitel 23

Götterdämmerung

Nicht nur die Sklaven von Krupp, sondern auch seine eigenen Angehörigen waren weit von ihrer Heimat entfernt. Das allgemeine Durcheinander war beispiellos – nicht einmal die Erschütterungen des Dreissigjährigen Kriegs hatten so viele Deutsche auf die Wanderschaft getrieben und der Höhepunkt wurde im letzten Kriegssommer erreicht, als der Führer in seiner abgelegenen Wolfsschanze nur knapp dem Tod entkam. Danach sollte das Volk zwar noch mehr hungern und in Schrecken leben, aber nie wieder sollte es so weit verstreut sein. So erging es auch der Dynastie. Während dieses letzten Jahres unter dem Hakenkreuz hatte sich die Familie, die einst so eng zusammengehalten hatte, auf fünf Länder verteilt.

Nur Alfried war in Essen geblieben. Berthold war als Stabsoffizier in Russland, Harald hielt sich als Adjutant eines deutschen Artillerieobersten in Bukarest auf, und Eckbert lag in einem norditalienischen Schützengraben auf des Reiches «Gustavlinie». Gustav selbst hatte sich endgültig mit Bertha in die österreichischen Alpen zurückgezogen, und nur selten gingen Botschaften zwischen Blühnbach und der Villa Hügel hin und her. Als der alte Patriarch sich zur Ruhe setzte, lockerten sich die Familienbände. Alfried war viel zu sehr damit beschäftigt, die tausendfachen Projekte der Firma im Auge zu behalten, als dass er sich an Geburtstage oder Gedenktage erinnert oder ermutigende Feldpostbriefe verfasst hätte. Da er jetzt das Oberhaupt der Familie war, konnte sein Schweigen wiederum nur mit Schweigen beantwortet werden. So bestand kaum noch eine Verbindung zwischen all denen, die sich erst fünf Jahre zuvor von der grossen Bankett-Tafel unter Onkel Felix' Wandgemälde «Die Jagd nach dem Essen» erhoben hatten, um auf Eckberts 16. Geburtstag anzustossen¹.

Selbst innerhalb der Reichsgrenzen waren Alfrieds engste Familienangehörigen durch den Krieg auseinandergerissen worden. Waldtraut war in Bremen, wo ihr Mann Schiffe baute; Irmgard trauerte um den Gefreiten von Frenz. Alfrieds geschiedene Frau Anneliese lebte mit ihrem sechsjährigen Sohn Arndt am ruhigen Tegernsee; Barbara von Wilmowsky wohnte in dem majestätischen, sehr abgelegenen Schloss Marienthal, über 320 Kilometer von der Villa Hügel und fast 500 Kilometer von ihrer Schwester entfernt. Soviel die übrige Familie wusste, produzierten sie und der Baron mit Hilfe von Fremdarbeitern riesige Mengen Weizen. Niemand machte sich Gedanken um sie. Fünfzig Jahre lang war Barbara das sanfteste, selbstloseste und ausgeglichene Mitglied der Familie Krupp gewesen. Daher wirkte es wie ein Donnerschlag, als Alfried erfuhr, dass seine Tante wegen Hochverrats von der Gestapo verhaftet, im Strafgefängnis von Halle an der Saale zusammen mit einem Dutzend blutjunger Prostituierten in eine kleine Zelle gesperrt worden war und die Zeit bis zum Beginn ihres Prozesses mit dem Abpassen von Wursthäuten verbringen musste.

Barbara und Tilo waren genauso überrascht wie ihr Neffe. Ihre Verhaftung (auch der Baron war festgenommen worden) war eine unmittelbare Folge des Attentats vom

20. Juli. Keiner von beiden hatte auch nur über den Plan eines Anschlages auf Hitler Bescheid gewusst, aber das zählte nicht; Graf Stauffenbergs Bombe hatte die Bestie in ihrem Bau nicht töten können, und jetzt brach eine Vernichtungskampagne los – gegen das Offizierscorps, den Adel, die Konservativen des alten Regimes, kurz, gegen alle, die den «österreichischen Gefreiten» von Anfang an als einen Emporkömmling betrachtet hatten, und die ihn jetzt, als die Lage immer schlechter wurde, lieber tot wissen wollten. Für Himmler war ein ausreichender Grund dadurch gegeben, dass Carl Goerdeler, Johannes Popitz und Ulrich von Hassel, die drei Hauptverschwörer, auf Marienthal oft zu Gast gewesen waren. Damit stand die Schuld ihrer Gastgeber fest. Ab ins Gefängnis mit ihnen und rund siebentausend anderen Deutschen, deren Straffälligkeit sich «auf Namen und Orte» gründete, also auf eine Schuld durch Assoziation mit Volksfeinden. 4'980 von ihnen wurden erschossen, gehängt oder zu Tode gefoltert².

Es ist eine Ironie des Schicksals, dass einige der Hauptakteure des geplanten Coups noch um Wochen, ja sogar um Monate überlebten, während die Unschuldigen abgeschlachtet wurden. Das ist teilweise auf den Umstand zurückzuführen, dass Goerdeler sich 23 Tage lang dem Zugriff seiner Verfolger entziehen konnte, zum einen wegen Himmlers Hoffnung, dass er die Schweizer Kontakte der Verschwörer benützen könne, um mit den Westmächten in Verhandlung zu treten, zum anderen wegen Himmlers Unfähigkeit³. Die mit Recht gefürchtete Gestapo verstand nichts von der Spionageabwehr. In den Archiven von Himmlers prunkvollem, aus roten Ziegeln und Marmor erbautem Hauptquartier in der Prinz-Albrecht-Strasse in Berlin waren die Namen von über zwei Millionen «verdächtigen» Deutschen registriert, aber das Material war bisher kaum ausgewertet worden. Tatsächlich hatten die Verschwörer sogar des Reichsführers eigene Registraturbeamte bestochen. Einer von ihnen hatte drei Tage vor dem Attentat Goerdeler gewarnt, dass man ihn verhaften wolle. Sofort tauchte er unter. Hitler setzte eine Belohnung von einer Million Mark auf seinen Kopf aus, und sein Foto erschien auf der Titelseite jeder deutschen Zeitung, und doch blieb er bis zum 12. August in Freiheit. Dann wurde er auf einem Gutshof in Konradswalde, 110 km von Danzig entfernt, von einer Frau erkannt. Um die Mittagsstunde sass er bereits hinter Gittern.

Am nächsten Morgen, als Alfried sich gerade vom Frühstückstisch in der Villa Hügel erhob, wurde er telefonisch gebeten, für seine Fahrt zum Büro heute eine andere Route zu nehmen. Das Haus eines seiner Bredeneyer Nachbarn war umzingelt; ein Erzfeind des Reiches sollte gerade abgeführt werden. Er hiess – und das war genauso ein Schock, wie es die Verhaftung der Wilmowskys gewesen war – Ewald Löser. Alfried hatte nicht einmal gewusst, dass sich sein alter Rivale wieder im Ruhrgebiet aufhielt. Löser war zwar noch immer im Aufsichtsrat einiger Krupp-Firmen, aber man hatte geglaubt, er sei in Holland, wo er als Treuhänder des Führers die Firma Philips Radio leitete. Im Gegensatz zu Goerdeler war er nicht geflüchtet, weil die schriftlichen Beweise, in Allen Dulles' Kode verschlüsselt, in seinem Essener Haus lagerten. Als er von Stauffenbergs Misserfolg hörte, war er, der Anwärter auf den Posten des Finanzministers in dem zum Scheitern verurteilten Schattenkabinett, nach Hause gefahren, wo er und seine Frau alle belastenden Dokumente verbrannten. Seit gestern hatten er und Dr. Hans Bensch, der Arzt, der offiziell Direktor von Alfrieds Wohlfahrtspro-

gramm und inoffiziell Lösers Gehilfe war, auf das laute Klopfen an der Tür gewartet⁴.

Um 9 Uhr morgens war es soweit. Fünf Beamte in Zivil zeigten kurz ihre Marken vor und rannten dann durch das ganze Haus, fegten die Bücher von den Regalen und rissen die Polster der Paradesessel auf, die noch heute bei Krupp-Direktoren so beliebt sind. Frau Löser weiss heute noch genau, wo die belastenden Dokumente am 20. Juli gelegen hatten. Die Tatsache, dass eindeutiges Beweismaterial nicht aufzufinden war, rettete ihrem Mann zweifellos das Leben; aber nichts konnte verhindern, dass er eingesperrt wurde. Ihm und Dr. Bensch wurden Handschellen angelegt, beide führte man zu einem schwarzen Mercedes vor der Tür, und es dauerte eine Woche, bis Frau Löser herausfand, dass sie sich in Berlin befanden, in einem feuchten Kellerverlies unter dem pompösen Hauptquartier in der Prinz-Albrecht-Strasse. Obwohl sie grosse Körbe mit Lebensmitteln hinschleppte, war Bensch rein physisch nicht fähig, die Härten der Gefangenschaft lange zu ertragen; im Winter erkrankte er und starb. Auch Löser wurde krank, aber seine ungeheure Vitalität hielt ihn am Leben, bis im Frühjahr der Krieg zu Ende ging. Er wäre nicht verschont geblieben, wenn seine Ankläger irgendeine Bestätigung ihres Misstrauens gefunden hätten; nachdem Himmler eingesehen hatte, dass Goerdeler und Popitz ihm nicht nützen konnten, schickte er sie am 2. Februar ins Zuchthaus Plötzensee, wo sie an Fleischerhaken aufgehängt wurden*. Löser wurde nicht einmal vor Gericht gestellt. Als die Russen in Berlin einmarschierten, beteuerte er noch immer, dass er nichts von den Machenschaften seiner Freunde gewusst habe. Seine einzige Sünde, behauptete er, bestehe lediglich darin, dass er so ein Pech gehabt habe. Das war eine Lüge, aber sie wirkte⁵.

In Barbaras Fall jedoch stimmte es, und ohne falsche Zeugen konnte die Gestapo nicht das Gegenteil beweisen. Die Tatsache, dass sie wirklich zu diesem Mittel griffen, lässt darauf schliessen, dass sie überzeugt davon waren, Marienthal sei ein Verschwörernest gewesen. Vor dem Volksgerichtshof wurde sie zuerst gefragt, weshalb sie sich geweigert habe, einer der nationalsozialistischen Wohlfahrtsorganisationen beizutreten. Sie ziehe es vor, mit der Kirche zusammenzuarbeiten, erwiderte sie. Dann trat eines der 40 im Schloss beschäftigten Hausmädchen in den Zeugenstand. Am 17. Juli, so erklärte das Mädchen unter Eid, habe ihre Herrin gesagt: «Wenn Hitler morgen stirbt, freut sich ganz Deutschland.» Das war im Sommer 1944 genug, um jemanden an den Galgen zu bringen, und die Anklage konnte zwei Zeugen beibringen, welche die Aussage bekräftigten. Es sah ganz so aus, als ob eine Enkelin des grossen Krupp als Hochverräterin hingerichtet würde⁶.

Urplötzlich rief das Gericht Barbaras Belastungszeugin in den Zeugenstand zurück und wollte wissen, weshalb sie, wenn sie schon eine derart brisante Bemerkung drei Tage vor dem Attentat gehört habe, nicht sofort den Behörden Meldung davon gemacht habe? Dann hätte man Stauffenberg vielleicht ergreifen können, noch ehe er die Aktentasche in die Wolfsschanze hineinschmuggeln konnte. So wie die Dinge lagen,

* «Sie sollen gehängt werden wie Schlachtvieh», befahl der Führer. Goebbels' Kameramänner, die die Hinrichtung filmten, verbrauchten 100 Kilometer Zelluloid. Die Deutschen, einschliesslich der Nazis, ertrugen den Anblick nicht, der ihnen als Film geboten wurde; sie flüchteten aus den Kinos. Aber Hitler bekam den Film nie satt, die Vorführung wurde sein Lieblingszeitvertreib.

machte das Mädchen sich selbst überaus verdächtig. Von Angst gepackt, widerrief sie ihre Aussage sofort. Wieder in ihrer Zelle zurück, las Barbara den nicht mehr ganz unschuldigen Täubchen, die sie umgaben, Kapitel aus der Bibel vor, bis sie entlassen wurde. Krupps eigene Erklärung für ihren Freispruch war: «Ein einsichtsvoller Staatsanwalt und ein verständiges Gericht, das ihr die Freiheit wiedergibt.» Höchstwahrscheinlich hatte Alfried für seine Tante mehr getan als nur schöne Worte gedreht. Die Volksgerichtshöfe waren bekanntlich uneinsichtig; ihre Anklagevertreter benahmen sich nur dann verständnisvoll, wenn sich sehr einflussreiche Persönlichkeiten einschalteten. Die Begründung für Barbaras Freispruch war zu schön, um wahr zu sein. Sie wird erst dann begreiflich, wenn man annimmt, dass ein grosser Schatten aus Villa Hügel über den Pfad der Nazi-Justiz gefallen war⁷.

Tilo war kein echter Krupp, gegen ihn lagen substantielle Beweise vor*, und sein Volksgerichtshof verhielt sich ganz anders. Sicher, niemand konnte ihm nachweisen, dass er an dem Komplott gegen das Leben des Führers beteiligt gewesen war. Seine Abneigung gegen jede Gewalt war allseits bekannt, und doch war er ein loyales Parteimitglied gewesen. Aber er war zu tief im wilhelminischen Deutschland verwurzelt. Er hatte Briefe mit kritischen Bemerkungen über die SS geschrieben, er hatte versucht, einem Juden zu helfen. Nach langwierigen Verhören klagte man ihn an, er habe die Verschwörer des 20. Juli gekannt, sei in protestantischen Kirchen als Laienprediger aufgetreten und habe bessere Bedingungen für die Fremdarbeiter gefordert. Er «bestätigte» alle drei Anklagepunkte. Wegen seiner Vergehen stiess das Gericht ihn feierlich aus der Partei aus und schickte ihn in ein Konzentrationslager⁸.

Es handelte sich um das KZ Sachsenhausen an der Havel; noch ehe ein Dreivierteljahr vergangen war, sollte es für 100'000 Menschen zum Massengrab werden. Als Bertha durch Barbara von Tilos Lage hörte, versuchte sie, ihren Chauffeur mit Lebensmitteln zu ihm zu schicken – man fragt sich, was sie sich wohl unter dem Leben in einem KZ vorgestellt haben mag –, und auch des Freiherrn Tochter Ursula gab am Lagertor Pakete ab. Keines davon erreichte ihn. Im fortschreitenden Winter wurde seine Situation verzweifelter. Er war fast 60 Jahre alt, und bis zu seiner Verhaftung hatte er keine Entbehrungen gekannt. So grenzte es an ein Wunder, dass er die Kälte ertrug. Aber das Schlimmste lag noch vor ihm. Als sich Schukows Vorhut dem Lager näherte, erschien ein Abgesandter des schwedischen Roten Kreuzes und bat den Lagerkommandanten, SS-Standartenführer Keindel, er möge ihm Sachsenhausen übergeben. Keindel lehnte ab. Stattdessen bildete er aus den 40'000 noch lebenden Gefangenen zwei Kolonnen, die bei strömendem Regen losmarschieren mussten. Wer nicht Schritt halten konnte, wurde ermordet; der Rot-Kreuz-Arzt, der den Marschierenden nachfolgte, zählte auf den ersten sechs Kilometern 20 Leichen, alle mit Kopfschüssen. Und das war erst der Anfang. Ehe die beiden Kolonnen von den Amerikanern gestoppt wurden, waren sie elf Tage unterwegs gewesen. Von den Strapazen wieder genesen, schwor der Freiherr, dass er «dieses Verbrechen, diese Schmach und Schande, die man dem deutschen Volk antat», niemals vergessen würde. In seinen Memoiren schrieb er: «Deutschlands völliger Zusammenbruch wurde hier physisch greifbar⁹!»

* So z.B. die von ihm am 26. Juli 1937 gegenüber Gustav abgegebene Garantie über Lösers Loyalität zur Partei (NIK-12322).

Gut unterrichtete Kreise hatten von diesem Zusammenbruch seit der – sechs Wochen vor dem Attentat stattgefundenen – Landung der Alliierten in der Normandie gewusst. Das war auch der Grund, weshalb sich so viele bedeutende Männer dem Komplott angeschlossen hatten. Nachdem das Attentat fehlgeschlagen war, näherte sich das Reich, jetzt sogar seiner Schattenregierung beraubt, immer mehr dem Abgrund. Von nun an bedeutete jeder Rückschlag an der Front für zahllose Familien Gram und Trauer, und die Krupps blieben davon nicht ausgenommen. Barbaras demütigendes Erlebnis war der erste Schlag gewesen, Tilos Gefangenschaft der zweite, und der dritte fiel in der Nacht vom 26. zum 27. August 1944. König Michael von Rumänien hatte seit März mit der Sowjetunion Geheimverhandlungen geführt, da ihm klar war, dass die russische Sommeroffensive jeden Widerstand überrollen würde. Man war übereingekommen, dass eine Niederlage der Wehrmacht in Bessarabien das Zeichen für den Abfall des Königs von den Achsenmächten sein sollte; Rumänien würde sich den Vereinten Nationen anschliessen und Deutschland den Krieg erklären. So geschah es am 25. August. Die Truppen des Führers sassen in der Falle, und unter den jungen Offizieren, die sich innerhalb der nächsten 48 Stunden ergeben mussten, war Harald von Bohlen und Halbach¹⁰.

Er gab den Sowjets zwar seinen richtigen Namen an, doch wussten sie nichts damit anzufangen und steckten den Offizier mit Tausenden anderer Soldaten in ein Kriegsgefangenenlager. Sehr schnell erkannte er den Fehler, den er gemacht hatte. Feindliche Propaganda-Agenten, die sich der von Goebbels entwickelten Techniken bedienten, belehrten die Gefangenen über die marxistische Ideologie; in den Vorträgen nahmen die deutschen Kriegsgewinnler einen besonders breiten Raum ein, und als Symbol dafür galt Krupp. Es war nur eine Frage der Zeit, bis ein wohlinformierter Kommissar Harald mit Alfried in Zusammenhang brachte. Als er in ein anderes Lager verlegt wurde, vernichtete er alle Papiere und gab seinen Namen mit Harald Bohlen an. Mehr und mehr versank er in der anonymen Masse, liess sich einen Bart stehen und wartete darauf, nach Hause entlassen zu werden. Beinahe glückte es. Bis zum Frühjahr waren die meisten Gefangenen nach Russland abtransportiert worden. Rumänien behielt die Aufsicht über 500 kranke Wehrmattsangehörige, unter denen sich ein gewisser Oberleutnant Boller befand – so nannte sich Harald jetzt. Im Mai bestieg er einen Zug in Richtung Heimat und hatte schon die Oder erreicht, als ihn ein deutscher Kommunist erkannte und verriet. Die Russen schickten ihn sofort in ein Gefängnis für politische Häftlinge nach Moskau. In bemerkenswert kurzer Zeit sammelten sie ein meterhohes Dossier über ihn; dann mussten sich er und eine Gruppe von Vernehmungsoffizieren auf elf Monate ununterbrochener Verhöre einrichten¹¹.

Eine sowjetische Behauptung lautete, dass Krupp nur an den Profit dachte und nicht an sein Land. Ihr bedauernswerter Gefangener wusste natürlich über solche Dinge nur wenig, und wie üblich übertrieben die Kommunisten die Beschuldigungen gegen seine Familie. Aber so ganz aus der Luft gegriffen war die Behauptung nicht. So uneingeschränkt Alfried auch die Kriegsanstrengungen unterstützte – sein Hauptaugenmerk war auf die Finanzen der Firma gerichtet. Einiges deutet darauf hin, dass die führenden Schlotbarone am 10. August 1944, also drei Wochen nach dem Attentat und zwei Wochen vor Haralds Gefangennahme, einen Verband zur Förderung der industriellen

Nachkriegsentwicklung gründeten. Diese Nachricht stammt von einem als zuverlässig geltenden französischen Doppelagenten, der dem militärischen Nachrichtendienst der Amerikaner mitteilte, dass sich an dem besagten Nachmittag Vertreter von Krupp, Röchling, Messerschmitt, Rheinmetall-Borsig und dem Volkswagenwerk im Hotel *Rotes Haus* zu Strassburg trafen, um dort über ihre Zukunft zu beraten. Der Franzose, der seiner Behauptung nach dabei anwesend war, erklärte, dass die Männer für die Periode nach der Kapitulation eine Handelskampagne geplant hatten. Der Hauptgedanke sollte sich auf «die Schaffung von Auslandskrediten für Deutschland» richten¹².

Ob Krupp wirklich geneigt war, sich mit anderen Industriellen zu verbünden oder nicht (es ist sehr gut möglich, dass der Agent ein Kommunist war) – der Konzern hatte jedenfalls schon an seine eigene Position gedacht und einen eigenen Plan entwickelt. Er war viel verwegener als die Aufnahme von Auslandskrediten und auch viel ungesetzlicher. Hätte der Führer davon gehört, so hätte er hart zugeschlagen. Aber die Alternative zu diesem Plan war der Bankrott. 1942 hatte Gustav für mehr als 200 Millionen Mark Reichsschatzanleihen gezeichnet. Dieser Ballen gravierten Papiers stellte das Kernstück von Alfrieds Erbe dar, und er musste es loswerden. Die Sicherheit, mit der die alliierten Flugzeuge den Luftraum über Essen beherrschten, liess klar vermuten, dass alle Ansprüche gegen die amtierende Regierung in Berlin von zweifelhaftem Wert waren. Gleichzeitig machten die Bombenschäden neues Kapital erforderlich; wie es Dr. Friedrich Janssen damals ausdrückte: «Wir müssen unsere finanzielle Position so kräftigen, dass wir nach Kriegsende alle diese Fabriken aus eigenen Mitteln wieder aufbauen können.» Daher begann die Entwertung der Reichsmark schon in den ersten Tagen der Herrschaft des neuen Krupp¹³.

Seine Mitarbeiter stimmten überein, dass diese Politik vernünftig sei. In Nürnberg sagte Johannes Schröder, der damals Janssens Assistent gewesen war, folgendes aus:

Unter dem Eindruck dieser Luftangriffe und der Kriegslage merkten wir, dass Deutschland den Krieg verloren hatte, und wir sprachen darüber miteinander unter strengster Vertraulichkeit... Im Anblick der kommenden Niederlage waren die Krupp-Direktoren indessen mehr daran interessiert, wenigstens etwas für die Nachkriegszeit zu ersparen, wir wollten die Firma in einem Zustand finanzieller Gesundheit in die Zukunft führen, der ihren Fortbestand ermöglichen würde ... Anstatt die verfügbaren Mittel in der Kriegsproduktion anzulegen und zu verlieren, befolgte die Firma insgeheim einen neuen Kurs, nämlich die Guthaben so flüssig wie möglich zu halten. Sie entledigte sich der Reichsanleihen, kassierte ihre Ansprüche für Kriegsschäden herein und trieb ihre Schulden beim Reich ein¹⁴.

Allerdings wäre es unklug gewesen, diesen Plan voll durchzuführen; das hatte Stauffenbergs Unternehmen vereitelt. Wie Schröder erklärte: «Wir mussten überaus vorsichtig vorgehen, besonders nach dem 20. Juli 1944 ..., weil das Reich damals von der Industrie verlangte, alle flüssigen Mittel für die Finanzierung des Krieges bereitzustellen. Da der Postweg nicht ratsam war, fuhr Dr. Janssen persönlich zu jeder einzelnen Tochterfirma und erklärte unsere Politik.» Es war ein waghalsiges Unternehmen. Schröder gab zu, dass Alfried und seine Mitarbeiter «wussten, was wir riskier-

ten». Ihr grosser Vorteil war, dass Himmler sich in den Tricks der Hochfinanz nicht auskannte. Er hatte nicht die leiseste Ahnung von Krupps Absichten. Einem Mitglied des Nürnberger Gerichts erging es zuerst nicht anders. Was, so fragte er vier Jahre später, war damit erreicht worden? Schröders Erklärung war kurz und bündig. Durch «das Anhäufen grosser Bankguthaben», sagte er, blieb die Firma lebensfähig. Insgesamt wurden wertlose Papiere im Wert von 162 Millionen Mark abgestossen, «so dass wir bei Kriegsende nur noch Schuldverschreibungen in Höhe von 68 Millionen Mark hatten». Auch diese hätte man verkaufen können, setzte er hinzu, «aber das hätte zu sehr nach Defätismus ausgesehen». Über den Gerichtssaal senkte sich ein langes, nachdenkliches Schweigen. Als dem Zeugen dann zu Bewusstsein kam, wie seine Aussage in den Ohren seiner Landsleute klingen könnte, rief er laut: «Wir waren keine Verräter^{15!}»

Die unzähligen Toten*, die in den letzten zwei Jahren als Vaterlandsverteidiger gefallen waren, wären vielleicht anderer Meinung gewesen, aber das hätte Alfred Krupp nicht gekümmert. Das Wohl seines Hauses war geschützt und das war alles, was für den ersten Kanonenkönig Bedeutung hatte. Es war eine reine Frage des Vorrangs, und darüber denken die Militärs und die Grossindustriellen ganz verschieden. Aber darüber hinaus bedeutete es noch etwas anderes. Wie Schröder sagte, waren Alfred und seine nächste Umgebung unablässig bemüht, den Schatz, den Gustav an das Reich verpfändet hatte, zurückzubekommen, «obwohl dies als schwerer Sabotageakt die Beteiligten ins KZ hätte bringen können¹⁶». Vielleicht hielt er es für eine Heldentat, aber für diejenigen, die alle Zeugenaussagen mitangehört hatten, klang es anders. Die Zeiten der «Befehle von oben», des «blinden Gehorsams», des «Befehlsnotstandes» und des «Rechtspositivismus» – der Grundsatz, dass *jedes* Gesetz unter *allen* Umständen zu befolgen sei – waren vorbei. Nachdem er es für sein Vermögen riskiert hatte, im Gefängnis zu landen, konnte Krupp die Schuld für das Schicksal seiner Sklaven nicht mehr vor die Türschwelle des Führerbunkers legen.

Der grosse Ausverkauf erreichte im Hochsommer 1944 seinen Höhepunkt. In jenen langen heissen Wochen, da der Russ aus den Schloten den Himmel verbarg, war das Hauptverwaltungsgebäude in einem Zustand kontrollierter Panik. Das war nicht nur der sprungbereiten Tücke des verwundeten Führers zuzuschreiben. Nachdem der erste Brückenkopf in der Normandie von den Alliierten fest gesichert war, drohte der Gussstahlfabrik selbst Gefahr. Alfred hatte jeden Grund für die Annahme, dass die anglo-amerikanischen Armeen in Frankreich ihr Augenmerk auf diese Waffenschmiede richteten, und er ging mit dieser Vermutung nicht fehl. Die feindlichen Heerführer waren sich nur noch nicht einig, wie man am besten vorgehen sollte. Montgomery war für «einen geballten und konzentrierten Vorstoss». Die Deutschen seien jetzt demoralisiert, argumentierte er in jenem August; wenn man erst einmal das Ruhrgebiet in der Hand hätte, brauchten die Alliierten es nur «für höchstens drei Monate besetzt zu halten – und das wäre das Ende». Obgleich Eisenhower einen Vormarsch auf breiter Front für besser hielt, gab er dem britischen Feldmarschall seine Chance bei Arnhem. Drei

* Rund dreieinhalb Millionen Deutsche fielen an der Front; man schätzt, dass genauso viele Zivilisten umkamen.

Luftlandedivisionen sollten dort einen Brückenkopf errichten, den Westwall umgehen und rasch in das Ruhrgebiet vorstossen. Dieses Wagnis endete mit einem enttäuschenden Rückzug; schlechtes Wetter, mangelhafte Unterstützung durch andere Waffengattungen und die unvorhergesehene Anwesenheit von zwei SS-Panzerdivisionen sorgten dafür, dass dem Amboss des Reiches eine Atempause verschafft wurde. Im November starteten die Alliierten dann eine Serie von gestaffelten Vorstößen, und Eisenhower hoffte, dass einer davon die Hürde des Rheins überspringen und ihm den begehrten Preis einbringen würde¹⁷.

Während der Besitzer dieses Preises, Alfred Krupp, gegen die Zeit arbeitete, wurde der Zustand seines Vaters immer schlechter. Bis zum Spätherbst blieb Gustav aktiv. Man musste zwar ständig auf ihn aufpassen, aber er konnte noch gehen und oft auch sprechen. Von dem energischen Industriechef, der er einst gewesen war, war allerdings nichts mehr übrig. Gegen Ende des Sommers war Berthold aus der Armee entlassen und der Penicillin-Forschung in München zugewiesen worden. Bei seinen Besuchen in Blühnbach beobachtete er, wie das Gedächtnis seines Vaters «aussetzte, wieder klar wurde, wieder aussetzte». Als Ursula von Wilmowsky im September in dem 80-Zimmer-Schloss der Familie eintraf, um von der schlimmen Lage ihrer Eltern zu berichten, erkannte Gustav sie nicht. Das war allerdings ein Ausnahmefall. Für gewöhnlich konnte er die Besucher identifizieren, von Zeit zu Zeit sprach er völlig normal (manchmal dachte er laut darüber nach, wie des Führers Altmetall-Aktion wohl laufen mochte), und obwohl er geistesabwesend war, wenn Berthold ihm die allgemeine Kriegslage zu erklären versuchte, gab es keinen Grund für die Annahme, dass diese Absenzen sich verschlimmern würden. Sein Zustand schien zum Stillstand gekommen zu sein¹⁸.

Aber am 25. November ging es weiter abwärts. Als er gerade im Park von Blühnbach allein spazierenging, wirbelte er plötzlich um seine eigene Achse und raste auf das Schloss zu. Ehe Bertha und die Diener ihn erreichen konnten, stolperte er, schlug hin und blieb stöhnend auf dem Rücken liegen. Ein Arm war seltsam verdreht; offenbar hatte er sich verletzt. Bertha half ihm ins Auto und befahl dem Chauffeur, ihn so schnell wie möglich ins nächste Krankenhaus nach Schwarzach-Sankt Veit zu bringen. Aber in den österreichischen Alpen kann man nicht allzu schnell fahren. Die Landstrassen sind schmal, winden sich in unglaublichen Kurven und sind um diese Zeit meist rutschig. Der Chauffeur berichtete später, dass er von einem anderen Wagen beinahe von der Strasse gedrängt wurde. Wie dem auch sei, er musste plötzlich ausweichen und bremste scharf. Der halb bewusstlose Gustav wurde nach vorn geschleudert; sein Kopf krachte gegen eine Metallstange, die über den Vordersitzen verlief. Acht Wochen lang lag er im Krankenhaus, und während dieser Zeit erlitt er einen Schlaganfall – den zweiten, wie Bertha von den Ärzten erfuhr. Nach seiner Rückkehr nach Blühnbach wich Bertha nicht mehr von seiner Seite. Er dürfe nie mehr ohne Aufsicht sein, hatte man ihr gesagt. Im März kam Berthold von München herüber und fand den alten Mann auf einem Balkon sitzend, von einem Diener bewacht und mit blicklosen Augen über die schönen Täler starrend. «Papa, wir haben den Krieg verloren», sagte der Sohn. Sein Vater wandte den Kopf und rief laut: «Berthold!» Aber man fand niemals heraus, ob er verstanden hatte. Denn in den folgenden sechs Jahren wurde sein

Schweigen nur gelegentlich von Flüchen und unerklärlichen Tränenausbrüchen unterbrochen. Berthold erschien eine Fortsetzung seiner Labortätigkeit in München keinen Sinn mehr zu haben. Er beschloss, nur noch einmal zurückzufahren und seine Sachen zu packen. Er versicherte seiner Mutter, dass er wieder bei ihr sein werde, bevor der Feind käme¹⁹.

Claus in einem Luftwaffengrab, Freiherr von Wilmowsky in Sachsenhausen, Kurt von Wilmowsky im Atlantik durch einen Torpedotreffer umgekommen, Irmgards junger Ehemann unter den Schneefeldern Russlands begraben, Harald vermisst, Gustav krank und stumm – einer nach dem anderen ging dahin. Der nächste Schlag war der von mysteriösen Umständen begleitete Tod Eckberts. Im April 1945 erhielt Bertha einen Brief von ihm. Er schrieb, es gehe ihm gut und er hege keinerlei Befürchtungen. Bertha konnte jedoch nicht feststellen, wann der Brief abgeschickt worden war, und als der Krieg vorbei war und ihr jüngstes Kind nicht wiederkehrte, wurde sie unruhig. Monat um Monat verging ohne Nachricht, bis im August ein Offizier von Eckberts Regiment schrieb, dass ihr Sohn im März gefallen sei. Nachdem Berthold später einige Briefe mit ehemaligen Kameraden seines Bruders gewechselt hatte, fuhr er nach Italien und fand Eckberts Grab in San Marino. Und das ist das grosse Rätsel: San Marino war seit dem 23. September 1943 von den Engländern besetzt gewesen. Die wahrscheinlichste Erklärung ist wohl, dass Eckbert den Rückzug von der «Gustavlinie» mitgemacht hatte und, während in hektischer Eile neue Stellungen an der «Gotenlinie» bezogen wurden, seine Kompanie verlor und in feindliches Gebiet geriet, wo er von einem Posten oder von Partisanen erschossen wurde²⁰.

Aber als die Bestätigung seines Todes schliesslich eintraf, war niemand mehr an den Einzelheiten interessiert. Man hatte an genug anderes zu denken; die Gefahr, dass die Familie Krupp selbst in Nacht und Nebel untergehen würde, war zwar gesunken, denn die Krise schien vorbei zu sein. Sie hatte im dritten Monat jenes Jahres, als das Dritte Reich noch bestand, ihren Höhepunkt erreicht. Die Firma war damals noch intakt, und jedermann auf Schloss Blühnbach, ausgenommen Gustav – aber vielleicht sogar er, wenn er einen seiner Weinkrämpfe hatte –, dachte an das Schloss über der Ruhr. In der zweiten Märzwoche war die Nachricht gekommen, dass die Alliierten einen weiteren, viel grösseren Fluss überquert hatten. Zum erstenmal seit den napoleonischen Kriegen stand feindliche Infanterie auf dem rechten Rheinufer. Die Amerikaner hatten bei Remagen eine Eisenbahnbrücke erobert²¹.

Die Brücke wurde am 8. März eingenommen. Als Alfried Jahre danach über jene tumultuarische Zeit sprach, in der jeder Tag Grenzveränderungen und Ereignisse von historischer Tragweite brachte, untertrieb Alfried die gespannte Lage, die in jenem Monat in Essen durchaus spürbar war. In anderen Gegenden sei es viel schlimmer gewesen, sagte er; das Ruhrgebiet sei entschieden nicht der schlechteste Ort gewesen, den man sich hätte aussuchen können: «Hier haben wir im Allgemeinen Glück gehabt, ausgenommen natürlich, dass die Arbeit ständig unterbrochen wurde, als die Leute in die Luftschutzkeller mussten²².»

Die letzte dieser Unterbrechungen ereignete sich in der Nacht des 11. März, drei Tage nach der Einnahme der Ludendorff-Brücke in Remagen durch eine Vorausabteilung des 14. US-Panzerbataillons. In der Abenddämmerung erschienen starke Lancas-

ter-Verbände über Essen. Es dauerte zwei Tage, bis der Staub und der Qualm sich verzogen hatten, und als Alfried vorsichtig über die verbogenen Eisenträger und Ruinen kletterte – in den Millionen Kubikmetern Schutt lagen 700 Blindgänger –, sah er, dass nun auch die 134 Jahre alte Gussstahlfabrik hatte dran glauben müssen. Eine Luftmine hatte ein Standbild des grossen Krupp vom Marmorsockel herunter in einen flachen Bombenkrater gefegt, aber selbst dort stand der Kanonenkönig aufrecht da, wie ein Soldat in einem Schützenloch, sein Bart lehnte gegen die Brustwehr, und seine Augen starrten mit wildem Blick über die qualmenden Trümmer²³.

Alfrieds Vorrat an Fertig- und Halbfertigstahl, den er in Lagerhallen ausserhalb der Stadt untergebracht hatte, betrug mehr als 100'000 Tonnen – eine Zweimonatsproduktion –, und mit dem noch vorhandenen Rohmaterial konnten Borbeck und Rheinhausen nochmals 100'000 Tonnen produzieren. Zwei Drittel der Kruppschen Industrieanlagen in Deutschland waren noch intakt, aber alle Nachrichten- und Transportwege waren unterbrochen. In der folgenden Woche erliess Hitler, der zu dem Schluss gelangt war, dass das deutsche Volk seiner nicht wert sei, einen Führerbefehl zur Vernichtung aller Elektrizitätswerke und Kohlengruben. Speer war entsetzt, Krupp lächelte bitter. In Essen waren die Engländer schon so zuvorkommend gewesen, diese Arbeit zu erledigen. Die Bomben hatten zwar nicht die kostbaren unterirdischen Stollen erreicht, aber sie hatten die an der Oberfläche installierten Pumpwerke zerstört, so dass die unterirdischen Quellen die von vier Generationen von Bergarbeitern gehauenen Schächte füllten. Jeder Kumpel, der an die Arbeit gehen wollte, würde ertrinken. So war der Befehl des neuen Gauleiters zur Evakuierung aller Fabriken überflüssig, doch Alfried liess ihn pflichtschuldigst bekanntmachen und beschloss sogar, sich in die Villa Hügel zurückzuziehen, und zwar mit der Begründung, seine Anwesenheit im Büro könnte pflichttreue Kruppianer veranlassen, an ihre zerstörten Arbeitsplätze zurückzukehren. («Befehl ist Befehl», sagte er.) Mit der Leitung der Verwaltung wurde Fritz Tubbesing beauftragt. Vom Fenster seines Büros, das direkt über dem von Alfried lag, blickte er mit ungläubigem Staunen über die geborstenen Schlote, die keinen Russ mehr austiessen. Jahre später sagte er: «In den dreissig Jahren meiner Tätigkeit für die Firma habe ich niemals eine solche Stille erlebt²⁴.»

Das Herannahen des Friedens hätte für die Sklaven eigentlich eine Erleichterung ihres Loses bedeuten müssen. Man hatte sie zum Arbeiten hierhergebracht; jetzt, da Deutschlands Niederlage nur noch eine Frage der Zeit war – jetzt, da es für sie keine Arbeit mehr gab –, hätte man sie in Ruhe auf ihre Befreier warten lassen sollen. Aber bei diesem Sklavengeschäft hatte noch nie die Vernunft regiert, und als Rundstedts Ardennenoffensive fehlgeschlagen war, verdüsterten sich die Aussichten für Krupps Fremdarbeiter. Viele der Werkschutzposten wurden von einer Art Wahnsinn erfasst; als sie merkten, dass der Krieg sich dem Ende näherte, suchten sie nach Prügelknaben, an denen sie sich abreagieren konnten, und stürzten sich auf die halb verhungerten Gefangenen. Gegen Ende des letzten Kriegswinters, als das Reich unter einer dicken Schneedecke lag und es so kalt war, dass Deutsche, die ihre Gesichter nicht schützten, ständig unter Kopfweh litten, wurden zum Beispiel Ukrainerinnen um vier Uhr früh (ohne besonderen Anlass) in ihrer ungeheizten Baracke mit eisigen Wasserstrahlen aufgeweckt. Wenn die Gefangenen dann aufgestanden waren, schlugen die Posten mit

Gummiknüppeln auf sie ein, wobei sie versuchten, die Brüste der Frauen zu treffen. Männlichen Gefangenen schlug man über die Leistengegend, jeder Sklave trug Striemen, Prügelstrafen wurden tägliche Routine²⁵.

Die Informationen über diesen letzten Akt der Tragödie der Krupp-Sklaven stammen fast ausschliesslich von deutschen Kruppianern, die sich freiwillig als Zeugen meldeten und in Gegenwart von Alfried ihre Aussagen abgaben, obwohl es von ihm abhing, ob sie nach Abzug der alliierten Truppen aus dem Ruhrgebiet ihren Arbeitsplatz behalten oder eine Pension bekommen würden. Der teutonische Sadismus mag unfassbar sein, aber der teutonische Idealismus ist ebenso erstaunlich, wie die Selbstlosigkeit der Männer des 20. Juli zeigt. Es gab in Essen Arbeiter, die über die Brutalität des Werkschutzes tief empört waren, die dagegen protestiert hatten und jetzt wollten, dass der Gerechtigkeit Genüge getan werde, koste es, was es wolle. Die Verteidigung machte keinen Versuch, diese Aussagen zu widerlegen, und das wäre auch gar nicht möglich gewesen. Die einzelnen Begebenheiten an sich waren teils gar nicht so verwerflich, aber das Gesamtbild, das sich daraus ergab, war überwältigend. Und als glaubwürdige Zeugen berichteten, dass einige der scheusslichsten Vorfälle sich in Hörweite von Alfrieds Büro zugetragen hatten, ging eine Welle der Unruhe durch die Reihen der Verteidigung – nur der Hauptangeklagte zeigte keine Gefühlsregung und verschloss seine Ohren vor den Zeugenaussagen, wie er sie wohl damals vor den Schmerzensschreien verschlossen hatte²⁶.

Die Zeugen sagten übereinstimmend, dass es immer häufiger zu Misshandlungen kam, nachdem Hans Fritzsche, Goebbels' offizieller Nachrichtenkommentator, eingestanden hatte, dass die Wehrmacht auf dem Rückzug war. Den Millionen seiner Zuhörer waren die einleitenden Worte des Nachrichtenkommentators «Hier spricht Hans Fritzsche» genauso vertraut wie Edward R. Murrows Einleitung «*This is London*» der Bevölkerung der alliierten Länder. Fritzsche genoss allgemeines Vertrauen, und als er die Götterdämmerung prophezeite, wusste jeder, was die Stunde geschlagen hatte. Man kann fast von einer Reflexreaktion sprechen. So sagte einer der Folterknechte Krupps namens Heinrich Hümmerich, langjähriges Mitglied der Werkschar, der Eliteabteilung des Werkschutzes, vor einem Vernehmungsrichter in Nürnberg aus: «Am Anfang war diese Art von Bestrafung selten, aber gegen Ende des Krieges geschah es immer häufiger, dass Leute festgenommen und uns übergeben wurden²⁷.»

Die «Feinfühligten» unter den Wachtposten und Vorarbeitern übergaben die Sklaven der Werkschar. Robustere Naturen teilten selber Strafen aus. Ein Arbeiter namens Vogelmann sagte unter Eid aus, dass ein anderer Arbeiter mit einem selbstgefertigten Gummiknüttel «brutal auf einen russischen Kriegsgefangenen einschlug, bis der Gefangene blutbedeckt zusammenbrach und kurz danach an den erlittenen Schädelverletzungen starb». Ein Deutscher namens Käfer beschrieb, wie ein anderer Kruppianer einen Ausländer schlug, und zwar «mit einer Holzplanke, in der Nägel waren, so brutal, dass der Gefangene ohnmächtig wurde und weggetragen werden musste». Ein Zeuge namens Guseinow schilderte die Wutausbrüche, die einer der Wachtposten jedesmal bekam, wenn eine Ostarbeiterin darüber klagte, dass man ihr Baby nach Buschmannshof gebracht hatte; einmal «wurde eine Ostarbeiterin, die vor Kummer über den Tod ihres Kindes nicht fähig war zu arbeiten, von ihm mit Schlägen an ihren Arbeitsplatz getrieben²⁸.»

Es war höchst riskant, sich für die Fremdarbeiter einzusetzen. Franz Beduhn, der seit 1927 bei der Firma war, missfielen die Methoden, deren sich Heinrich Buschhauer, Aufseher der russischen Kriegsgefangenen in der Kesselbauabteilung, befeilsigte. Laut Beduhns schriftlicher Aussage – die von den unterschriebenen Erklärungen von vier anderen Arbeitern bekräftigt wurde – «griff sich Buschhauer eines Tages einen besonders schwachen Mann und befahl ihm, ohne jede Hilfe schwere Eisenblöcke, die fast 100 Pfund wogen, abzutransportieren». Der Gefangene schaffte es nicht; es war einfach unmöglich. Als das der Aufseher sah, «fiel er über ihn her und schlug ihm die Faust ins Gesicht. Der Russe brach sofort zusammen. Buschhauer liess ihn jedoch nicht in Ruhe, sondern trat den armen Menschen ohne Gnade. Er trat ihn in den Leib, in den Hals und in den Rücken.» Beduhn warf sich dazwischen, Buschhauer brüllte, er werde ihn bei der Gestapo anzeigen, und der Vermittler wurde nur durch das schnelle Dazwischentreten des Werkstattleiters gerettet. Was aus dem Russen wurde, ist – wie üblich – nicht bekannt. Es gab nur einen sicheren Weg, um einem verbissenen Menschenquäler zu entkommen: Sich freiwillig zur Wehrmacht zu melden. Einige Polen, die an Frostbeulen litten, meldeten sich, nur um endlich Schuhe zu bekommen. Dieser Fluchtweg stand natürlich nur den Männern offen²⁹.

Im Kellergeschoss des Hauptverwaltungsgebäudes, einem riesigen düsteren Betongewölbe, wurden regelrechte Folterungen vollzogen. Dort befand sich das Hauptquartier von Werkschutz und Werkschar, und in einem der Büroräume entwickelten einige der Wachtposten in ihrer Freizeit eine kunstvolle Konstruktion, mittels derer aufsässige Sklaven gefügig gemacht werden sollten. Das Ganze sah wie ein Metallschrank aus, aber Fritz Fell, ein Nachttelefonist, dessen Arbeitsplatz zehn Meter entfernt war und der sehen konnte, wofür der «Schrank» gebraucht wurde, gab ihm den Namen, unter dem er bekannt und gefürchtet wurde: «der Käfig». Später erklärte er: «Ich sah, wie Ostarbeiterinnen in den Schrank gesperrt wurden und sagte zu mir selbst: ‚Das ist ein Käfig‘. Ich weiss nicht genau, warum. Naja, ein Tier – einen Vogel – sperrt man in einen Käfig³⁰.»

Der Käfig war für Menschen gebaut worden und daher viel grösser als ein Vogelbauer. Die amerikanischen Offiziere waren so erstaunt darüber, dass sie ihn fotografierten, und drei dieser Aufnahmen wurden in Nürnberg als Beweisstücke vorgelegt. Auf den Bildern sieht man ein fensterloses schweres Stahlgehäuse von 1,50 Meter Höhe – also um zehn bis fünfzehn Zentimeter zu niedrig, als dass ein durchschnittlich grosser Mensch darin hätte aufrecht stehen können. Im Inneren befand sich eine vertikale Trennwand, so dass zwei Zellen von je 5 5 Zentimeter Breite und 5 5 Zentimeter Tiefe entstanden. Für die Luftzufuhr sorgten nur zwei oben angebrachte Löcher, und zwei schwere Riegel sorgten dafür, dass die Gefangenen nicht heraus konnten. Wie General Taylor dem Gericht erklärte, «wurden Sklavenarbeiter in gebückter Haltung hineingepfercht und einige Stunden bis mehrere Tage darin gelassen. Eine Verfeinerung dieser Tortur war, bei kaltem Wetter durch [die] Luftlöcher oben im Schrank Wasser auf die Gefangenen zu giesen³¹.»

Werkschar-Unterführer Gerlach war der Hüter des Käfigs. Als Hitler in Polen einfiel, war Gerlach noch ein unbekannter Schlosser bei Krupp; aber er war einer jener erfindungsreichen Sadisten, deren Talente sich erst vor eingesperrten Sklaven entfalten

ten. Er stieg zum Werkschutzposten auf, dann zum Lagerführer und schliesslich zum stellvertretenden Leiter der Werkpolizei. Gerlach war es denn auch, der als erster die Möglichkeiten sah, welche die Luftlöcher des Käfigs boten. In einer bitterkalten Winternacht sah Josef Dahm, ein deutscher Zivilist, der manchmal in der Wachtstube zu tun hatte, wie der Unterführer Sklaven in den Käfig sperrte. Dann – berichtete Dahm – «nahm Gerlach einen Eimer Wasser, schüttete ihn über dem Schrank aus, und das Wasser tropfte in den Schrank». Aus dem Schrankinnern hörte Dahm «ein Stöhnen»³².

Gerlach gehörte zu denen, die von den Frauen, die ein Kind in Buschmannshof hatten, irritiert wurden. Eine der Mütter bestand darauf, einmal wöchentlich hinzufahren. Seine Verärgerung stieg, als er hörte, dass sie zum zweitenmal schwanger war, und so steckte er sie in den Käfig. Dieser Vorfall wurde später in allen Einzelheiten von Fritz Fell geschildert, den man in Nürnberg ziemlich scharf ins Kreuzverhör nahm. Fell sagte aus, dass die Slawin, als sie in den Käfig gesteckt wurde, im siebenten Monat der Schwangerschaft war. Der Krupp-Verteidiger Heinz Wolf lächelte spöttisch. Wie konnte der Zeuge das gewusst haben? fragte er. Fells Antwort war einleuchtend genug: «Weil eine gewisse Herti Scartipa, die mit ihr zusammen arbeitete, mir das gesagt hatte. Und man konnte es auch sehen.» Gerlach hatte es gleichfalls gesehen, und jetzt wartete er auf seine Gelegenheit. Sie musste jeden Sonntag um 22 Uhr aus Voerde bei Dinslaken zurücksein. Einmal fuhr ihr die Strassenbahn weg, und so kam sie erst um 22.15 Uhr an. Der Unterführer liess sie sofort in sein Büro bringen. «Darauf habe ich schon lange gewartet – dass Sie Ihren Ausgang überziehen», hörte der Telefonist ihn schreien, und schon war sie im Käfig. Für eine Frau im fortgeschrittenen Stadium der Schwangerschaft muss es eine unbeschreibliche Tortur gewesen sein. Fell hatte um sechs Uhr früh Dienstschluss. Als er zurückkam, war sie nicht mehr da³³.

«So schlimm Schläge auch waren», bemerkte das Gericht in seiner Zusammenfassung, «Frauen, die im Käfig eingesperrt waren, bettelten lieber um Schläge, als dass sie die Tortur des Eingesperrtseins im Käfig auf sich nahmen.» Für manche Krupp-Sklaven gab es beides. Ende Dezember, als die Rathausglocken das letzte Jahr des Dritten Reichs einläuteten, veranstalteten Ostarbeiter von der Panzerbau-Fabrik IV «eine Art Fest», wie Dahm es nannte. Gerlach, der herbeigerufen worden war, fand in den Frauenbaracken drei Fremdarbeiter. Er nahm sie in die Zentrale mit und verabfolgte ihnen die üblichen Prügel mit einem Gummiknüppel. Dann sperrte er alle drei in den Käfig, einen links, zwei rechts. Als sie stöhnten, liess er Wasser hineinlaufen. Nach einer Stunde konnte Dahm die gedämpften Schreie der zusammengeduckten Gefangenen auf der rechten Seite nicht länger ertragen. Er schlug Gerlach vor, einen herauszulassen, was auch geschah, aber die beiden anderen blieben bis zum nächsten Tag eingesperrt³⁴.

Der Auftritt von Männern wie Dahm und Fell vor Gericht, von Ariern, die alle Vorrechte der «Herrenrasse» genossen hatten und jetzt, da Alfried entmachtet war, gegen ihn aussagten, machte Krupps siebenunddreissig Anwälte zornig. Wenn sich diese angeblichen Misshandlungen wirklich im Hauptverwaltungsgebäude zugetragen hatten, fragten sie bissig, warum hatten die Zeugen sich damals nicht darüber beschwert? Das war keine sehr kluge Taktik. Sie ignorierten alle Beweise dafür, dass ein

paar empörte Kruppianer damals tatsächlich den Mund aufgemacht hatten, und setzte voraus, dass Krupp sich auf die Seite der Beschwerdeführenden gestellt hätte – dass Leute vom Schlage Gerlachs nicht die ausführenden Organe der offiziellen Politik waren. Aber alles wies genau in die andere Richtung. Dahm sagte: «Ich hatte Angst, dass wenn ich etwas sagte, Gerlach mir etwas tun würde», dass der Unterführer, obgleich er ihm nicht unterstand, «mich angezeigt hätte und ich weggebracht worden wäre». Auch Fell erwiderte, dass eine Beschwerde «zumindest meine Verhaftung nach sich gezogen hätte». Ihre Aussage wurde von einem Werkschutzmann bestätigt, der gesehen hatte, wie andere Werkpolizisten Sklaven umbrachten. Um zu erklären, weshalb er geschwiegen hatte, sagte er: «Diese Vorfälle waren allgemein bekannt. Ich wusste, dass den höheren Leuten bekannt war, was sich abspielte³⁵.»

Die höheren Leute müssen es gewusst haben. Gefolterte hört man, und die Prügel-szenen und das Einsperren in den Käfig fanden nicht am Stadtrand von Essen statt, sondern in Alfrieds Hauptverwaltungsgebäude. Ilse Wagner, eine der Sekretärinnen des Konzernherrn, sagte vor Gericht, dass sie die Schreie der Opfer von ihrem Schreibtisch aus hören konnte. Bei den Beratungen über das Schuldmass ihres Arbeitgebers und seiner Direktoren bewerteten die Richter Aussagen dieser Art als beweiskräftig. «Die Schläge ... waren den Mitgliedern des Werkschutzes bekannt», stellten die Richter in der Urteilsverkündung fest. «Sie waren auch Sekretärinnen bekannt, die in dem Gebäude arbeiteten. Konnten sie dann diesen Angeklagten, deren Büros in dem Gebäude waren, unbekannt geblieben sein^{36?}»

Aus dem Lager Humboldtstrasse konnte man nach dem 17. März 1945 keine Schreie mehr hören. An jenem Morgen brachte Karl Sommerer die rund fünfhundert jüdischen Mädchen nach Bochum, zum Zug nach Buchenwald. Sommerer machte sich nicht die Mühe, sie zu zählen. Das hätte wenig Sinn gehabt. Drei Bombentreffer hatten die Unterlagen des Lagers in Flammen aufgehen lassen, und niemand konnte mehr feststellen, wie viele Insassen durch Fliegerbomben, in der Fabrik oder durch Lagerführer Riecks Peitschenkunststücke umgekommen waren. Die Gefangenen waren zu schwach zum Weglaufen und zu auffallend, um unbemerkt zu bleiben. Mit ihren aufgetriebenen Leibern, den offenen Schwären und den seltsamen Frisuren, in zerrissene Leinenkittel oder Decken gehüllt, ohne Nahrung oder zuverlässige Helfer oder auch nur die geringste Kenntnis des Essener Strassennetzes – mit einem Wort: ohne den kleinsten Hoffnungsschimmer – hatten sie keine Chance. Es war unvorstellbar, dass eine der Gefangenen auch nur einen Block weit gehen konnte, ohne von einem loyalen Kruppianer gestellt zu werden³⁷.

Und doch – so unglaublich es klingt – humpelten fünf von ihnen sechzig Strassenblocks weit und fanden einen Zufluchtsort, der vor jedermanns Augen offen dalag. Als der Angriff vom 11. März gerade am heftigsten war und Rieck und seine Männer im Luftschutzbunker sassen, war Elisabeth Roth gemeinsam mit ihrer Schwester Ernestine, Agnes und Renee Königsberg, Rosa Katz und einem weiteren Mädchen, das sie kaum kannten und das sich ihnen erst im letzten Moment angeschlossen hatte, zu der Stelle mit dem durchgesackten Stacheldraht gekrochen. Die Drahtbahnen liessen sich leicht auseinanderziehen, dann kroch eine nach der anderen durch, und nachdem

sie sich vergewissert hatten, dass keine verräterischen Stoffetzen an den rostigen Stacheln hängengeblieben waren, wollten sie die Wiese überqueren. Da verlor das fremde Mädchen plötzlich allen Mut. Dieses Phänomen findet man häufig bei Flüchtlingen; das Bekannte, so schrecklich es auch sein mag, erscheint ihnen immer noch besser als das Unbekannte. Die verhinderte Ausreislerin wandte sich um, kroch zitternd durch die Drahtlücke, und die anderen sahen sie nie wieder³⁸.

Aber auch sie fühlten sich unsicher. Elisabeth wollte Kurt Schneiders Wohnung finden, Rosa zog Gerhardt Marquardts Laube vor. Auf jeden Fall mussten sie nach Nordosten, und nachdem sie sich flüsternd geeinigt hatten, gingen die Mädchen in dieser Richtung weiter. Sehr bald hatten sie den Weg verloren. Am nächsten Tag hatten sie keine Ahnung, durch welche Gegenden sie gewandert waren, aber Jahre danach gelang es mir mit Hilfe der jungen Frauen, herauszufinden, dass sie durch das Aussenviertel Frohnhausen, an den Ruinen der Dechenschule und Raumerstrasse vorbei über die Eisenbahnlinie Essen – Mülheim in die brennende Gussstahlfabrik und wieder aus ihr heraus gelaufen waren. Dass sie den schweren Angriff überlebten, ist ein Wunder. Aber ohne diesen Bombenangriff hätten sie keine Chance gehabt. Überall liefen aufgeregte Kruppianer herum. Wenn nur einer von ihnen genauer hingeschaut hätte, wären die Flüchtlinge als «Stücke» erkannt worden, aber während die «Weihnachtsbäume» vom Himmel herniedersanken und eine Angriffswelle auf die andere folgte, hatte niemand Zeit oder Aufmerksamkeit für jemand anderen als sich selbst übrig. Sechs Kilometer weiter nach Süden lag Villa Hügel, wo Alfried vielleicht in diesem Augenblick auf den Stufen zum Eingang stand und das Inferno relativ gelassen betrachtete. Aber hier unten wäre ein solcher Gleichmut glatter Selbstmord gewesen, und so gelang es den fünf Flüchtlingen, ohne dass sie angerufen oder auch nur bemerkt wurden, die Zangenstrasse zu erreichen.

Allerdings wussten sie nicht, dass es die Zangenstrasse war, und auch ein Strassenschild hätte ihnen nicht viel genützt. Die wirbelnden Rauchschwaden hoben sich ganz kurz, und sie sahen, dass zu beiden Seiten Friedhöfe lagen. Einen Augenblick lang standen sie wie gelähmt, weil sie dachten, dass sie im Kreis gewandert und wieder in der Humboldtstrasse seien. Aber keiner dieser Friedhöfe war der Südwestfriedhof. Wenn sich die Rauch- und Staubdecke ganz gehoben hätte, hätten sie vier Strassenblocks weiter westlich die übriggebliebenen Werkhallen des Walzwerks II gesehen. Trotz der Umwege hatten sie instinktiv die Richtung gefunden, in die sie täglich zu den Links-rechts-Kommandos marschiert waren; sie waren jetzt ganz in der Nähe ihres Arbeitsplatzes. Und auch die Uhrzeit musste ungefähr die gleiche sein, zu der sie sonst mit der Arbeit begonnen hatten. Durch die Rauchglocke, die über der Stadt hing, sahen sie im Osten einen schwachen Lichtschimmer. Bald würde die Sonne aufgehen. Schon fiel der erste schwache Schimmer über den Friedhof an der Ostseite der Strasse. Dort wollte Elisabeth hin; der Segerothfriedhof – damals wusste sie nicht, dass er so hiess – sah sicherer aus als der andere. Die Grabstellen sahen ungepflegt aus, überall stand hohes Gras. Dort konnten sie sich verstecken und ohne Furcht tagsüber schlafen. Tatsächlich hätte Elisabeth in ganz Essen keinen besseren Zufluchtsort finden können, und als sie im Friedhof waren und es heller wurde, erkannten sie das. Obgleich die Grabsteine verwittert und mit dicken gelben Hakenkreuzen beschmiert waren, kam ihnen etwas daran vertraut vor. Auf einigen Grabplatten waren hebräische Inschriften

eingemeißelt, andere zeigten den Davidstern. Ganz zufällig waren sie auf den alten jüdischen Friedhof gelangt – an den einzigen Ort, wo niemand lebende Jüdinnen vermuten würde.

Es war natürlich nur eine Notlösung. Sie brauchten dringend etwas zu essen und Wasser. Auch hier hatten sie wieder ein bisschen Glück, denn am anderen Ende des Segerothfriedhofs, hinter einer schmalen Wiese, sah Rosa Katz eine lange Reihe niedriger kleiner Wohnlauben aus Ziegeln und Teerpappe, und bei jeder gab es einen Gemüsegarten und einen Schuppen und als Abgrenzung eine ungeschnittene Hecke. Das sei die Stadtwiese, sagte sie aufgeregt, wo Marquardt wohne. Während Elisabeth und die beiden Königsbergs sich in einem zerbombten Keller zwischen Friedhof und Wiese verbargen, gingen Rosa und Ernestine, um Marquardt herbeizuholen. In ihrem holprigen Englisch schilderte Elisabeth später dem Gericht seine Reaktion. Anscheinend hatte Marquardt gedacht, er solle nur Rosa helfen und nicht auch ihren Freundinnen:

Er war entsetzt, als er meine Schwester sah. Als sie ihm erklärten, dass wir geflüchtet waren, sagte er: «Ich kann euch nicht helfen. Am besten geht ihr wieder zurück.» Aber ich wusste, dass wir nicht zurück konnten... Ich bat ihn, mir eine Pistole zu geben. Es wäre besser, wenn ich mich tötete. Er sagte, das könnte er nicht machen, er will sehen, was er tun kann. Ich sagte, ich will alles tun, was ich kann, aber er muss helfen. So half er uns. Wir konnten nicht in dem Keller bleiben, er war offen, man konnte sich nicht hinsetzen. Wir finden einen anderen Keller. Wir gehen dort hin. Nachts, um ein Uhr, brachte er immer für jede von uns eine Kartoffel, eine Scheibe Brot. Die ersten drei Tage brachte er nichts. Er hatte Angst, seiner Frau zu sagen, dass er uns helfen will. Am vierten Tag brachte er uns eine Flasche Wasser. Wir wussten nicht, was wir mit dem Wasser machen sollten, vom Wasser trinken oder uns waschen. Es war dann eine und eine halbe Woche, dass er nachts zu uns kam³⁹.

Marquardts Erinnerung ist ganz anders. Vor Gericht spielte er sich als Held auf, behauptete, er habe die Mädchen im Friedhof gefunden und SS-Männern die Stirn geboten, die zu ihm gesagt hätten: «Wenn wir jemals den Kerl finden, der die Mädchen aufgenommen hat, werden wir ihn bestimmt hängen», und dass er den Mädchen Kartoffeln, Kaninchenfleisch und Kochutensilien gebracht habe. Nachdem sie Deutschland verlassen hätten, fuhr Marquardt fort, hätten sie ihm Pakete geschickt. Marquardt ging noch weiter: Er behauptete, sie hätten zu ihm gesagt, sie seien «glücklich, nicht mehr im Lager Auschwitz zu sein», und dass es ihnen bei Krupp ganz gut gefalle. All das ist wenig glaubhaft. Den Friedhof hatten sie nur durch einen glücklichen Zufall entdeckt. Es besteht kein Grund für die Annahme, dass Krupp oder die SS ihre Abwesenheit bemerkt hatten. Die Roths können sich nicht erinnern, Marquardt jemals Pakete geschickt zu haben, und obwohl sie sicherlich froh waren, Auschwitz hinter sich zu haben, kann man sich nicht vorstellen, dass sie von sich aus Krupps Methoden billigten⁴⁰.

Rosa ging immer öfter weg, und eines Tages war sie endgültig verschwunden. Da Marquardt um die gleiche Zeit verschwand, nahmen die Roths und die Königsbergs an, dass sie sich gemeinsam davongemacht hatten. Jetzt gerieten die Mädchen in bitterste Not. Wie lange es dauerte, ist schwer zu sagen, aber da sie sich erinnern, dass

Artilleriegeschosse auf der Stadtwiese einschlugen, müssen sie bis Ende März dort geblieben sein. Der Hunger liess sie die Gefahr des Entdecktwerdens völlig vergessen. Eines Tages sass Elisabeth gegen die Kellerwand gelehnt da und schlürfte Regenwasser, als sie einen Mann bemerkte, der auf sie herunterstarrte. «Was für eine Blume ist das?» fragte er ironisch. Vom Schreck überwältigt und verzweifelt nach deutschen Worten suchend, stiess sie die erste beste Erklärung hervor, die ihr einfiel; sie sagte, sie seien Deutsche, die vor den Amerikanern geflüchtet seien und nun ins Vaterland zurückkehrten. Jetzt wurde der Fremde ernst, betrachtete ihre Kleidung, ihre Wunden, die eintätowierten Nummern und ihr Haar und stellte die gefürchtete Frage, ob sie nicht Häftlinge seien. Keineswegs, erwiderte Elisabeth mit gespielter Entrüstung; sie seien «Damen». Nachdenklich sagte er: «Ihr solltet lieber vorsichtig sein, denn die Gestapo hat zwölf Häftlinge gefunden, die aus einem Lager entflohen waren, und man hat sie gerade eben umgebracht.» Elisabeth entschloss sich, ihm alles zu erzählen. Er schien Mitleid mit ihnen zu haben und, wie sie später sagte, «wir hatten keine Wahl, wir mussten es ihm sagen».

«Er verstand. Er sagte, er habe eine Holzhütte, und er sagte: ‚Wenn ihr dort bleiben wollt, nehmt sie.‘ So machten wir es. Wir blieben ein paar Tage dort, aber nach einigen Tagen konnte er uns nichts mehr zu essen geben. Er war ein sehr, sehr armer Mann, der für sich selbst nicht genug zu essen hatte. Einige Tage später sagte er, er könnte uns nichts zu essen geben, und er könnte auch nicht wiederkommen, weil er vor seinen Nachbarn Angst hätte. Sie würden merken, dass wir da waren⁴¹.»

So blieb Kurt Schneider die letzte Hoffnung. Ernestine und Agnes waren überzeugt, sie könnten sein Haus finden. Eines Nachts machten sie sich auf, schlichen durch Ruinen und dunkle Hinterhöfe und fanden Schneider. Sie erklärten ihm ihre Lage; er hob hilflos die Hände. Er war selber fast am Ende. Ausserdem, meinte er mit Recht, sei seine Wohnung kein geeigneter Zufluchtsort. Gerade die Lage dieser belebten Strasse – die auch der Grund dafür war, dass Elisabeth ihn gesehen hatte – sprach dagegen. Niemand konnte hier auf die Dauer unbemerkt bleiben. Aber er glaubte jemanden zu kennen, der ihnen helfen konnte. Fritz Niermann, ein frommer Lebensmittelhändler, war durch die Einkkerkerung von Martin Niemöller zutiefst erschüttert worden. Der Kaufmann hatte eine grosse unbeschädigte Wohnung im zweiten Stock des Hauses Markscheide 15, das in der Mitte einer Sackstrasse gleich bei der Altendorfer Strasse stand. Bei ihm konnten Gegner des Regimes unterschlüpfen, und Schneider wollte die vier Mädchen bei ihm anmelden⁴².

So etwas wie das Haus Markscheide 15 war nur in den letzten Tagen des Hitlerregimes möglich. Verständlicherweise waren die jungen Frauen nervös. Sie kannten Schneider kaum und Niermann überhaupt nicht, und am nächsten Abend stellten sie fest, dass sie, um seine Wohnung zu erreichen, durch die gespenstischen Ruinen der Gussstahlfabrik schleichen mussten. Der Weg am Hauptverwaltungsgebäude vorbei war das schlimmste. Der riesige Komplex war nicht zu umgehen. Sie mussten direkt am Hauptquartier des Werkschutzes vorbei; sie gingen rasch auf die andere Strassen-seite, um nicht Gerlach und seinem berüchtigten Käfig zum Opfer zu fallen. Die Seitenstrasse lag keine fünfzehn Minuten von Alfrieds Büro entfernt, und das erste, was sie sahen, als sie die Diele betraten, waren drei hochgewachsene schlanke SS-Offiziere

in voller Uniform. Für die Mädchen schien das Ende gekommen zu sein, doch in Wirklichkeit bedeutete es das Ende ihrer Leidenszeit. Niermann und seine Frau gingen sehr langsam auf sie zu, aber das war ganz natürlich, denn der über 60 Jahre alte Kaufmann war herzkrank. Beide waren grosszügige, gemütliche Deutsche, die sie freundlich willkommen hiessen. Die Mädchen bekamen ein eigenes Zimmer mit separatem Eingang. Es gab nur eine einzige Vorschrift: Niemals mit den anderen Besuchern sprechen und sie möglichst auch nicht auffällig anstarren. Der Hausherr gab für die Anwesenheit der SS-Männer keine Erklärung ab. Das war auch nicht nötig. Innerhalb einer Woche war die grosse Eingangshalle voller schwarzer, brauner und feldgrauer Uniformen – desertierte Soldaten und Blockwarte der Partei, die als Verräter galten und deren Leben in der gleichen Gefahr war wie das der Jüdinnen. Nach einer Weile konnte Agnes sogar unterscheiden, wer der SS, der Kriminalpolizei, der Sicherheitspolizei oder dem SD angehörte. Eigentlich hätten die Mädchen über diesen Schwarm von Abtrünnigen höchst erstaunt sein müssen, aber ihre Erleichterung war so gross, dass sie ihre Neugierde vergassen. Für sie war es genug, wieder auf sauberen Laken schlafen zu können, zu sehen, wie ihr Haar wieder nachwuchs, sich, an Niermanns Diätvorschriften zu halten und zu bemerken, wie ihre Hungerödeme sich zurückbildeten.

Am dritten Nachmittag wurden die vier durch Geräusche von draussen aufgeschreckt. Vorsichtig spähten sie durch einen Gardinenspalt und sahen gegen den klaren Frühlingshimmel den Widerschein eines Feuers. Irgendetwas brannte da draussen, und da keine Bomber zu sehen waren, überlegten sie sich flüchtig, was es wohl sein mochte. Das wussten damals nur wenige, nicht einmal Kriminalrat Peter Nohles und die vorgesetzte Gestapostelle in Düsseldorf. Aber heute spricht Fritz Tubbesing ganz offen darüber. In Krupps Panzerschränken lagen grosse Stapel von vertraulichen Schriftstücken, Firmenberichten und Korrespondenz. Ein Teil davon war streng geheim, ein anderer höchst peinlich und ein dritter völlig unverständlich für Aussenstehende, die niemals im Schatten des Führers gelebt und gearbeitet hatten. In den Kellerräumen unter der Werkschutz-Zentrale versammelte Alfred seine Direktoren um sich – die Räume in den oberen Stockwerken waren von Glasscherben übersät, und man konnte ja nicht sicher sein, ob der Angriff vom 11. März der letzte gewesen war – und befahl, alle Papiere aus dem Haus zu schaffen. Weniger wichtige Sachen konnten in den Panzerschränken hier unten gelagert werden; nur Schröder und Tubbesing sollten Schlüssel bekommen. Alfreds buschige Augenbrauen hoben sich fragend: Versteht ihr? Sie nickten: Das versteht sich von selbst. Der Konzernherr führte weiter aus, dass die vertraulichen Unterlagen aus dem Ruhrgebiet fortgeschafft und an 150 verschiedenen Plätzen hinterlegt werden sollten. Dafür war eine Liste aufgestellt worden. Als wichtigste Verstecke waren Erzbergwerke im Harz, die beiden Wilmowskyschen Güter in Sachsen, Friedrich Alfred Krupps alte Jagdhütte, ein unbewohntes Schloss der Bohlens und eine Alm bei Blühnbach ausersehen*⁴³.

Die allergeheimsten Unterlagen wurden bis zum Schluss aufgehoben. Das war ein

* Krupps Plan schlug fehl. Alliierte Infanterie räumte alle 150 Verstecke aus (WM/ Tubbesing).

Fehler, denn sie ruhten immer noch in den Panzerschränken, als die Nachricht von der Katastrophe in der Villa Hügel eintraf. In der dritten Märzwoche hatte Eisenhower General Bradley angewiesen, den Brückenkopf von Remagen weiter vorzuschieben. Im Morgengrauen des 23. März begann die Offensive der Neunten Armee. Generalfeldmarschall Walther Model wurde eingekesselt. Die Truppen von General George Patton und General Courtney Hodges vereinigten sich bei Giessen. Ohne Verbindung zu ihren Nachschubbasen umgingen sie das Ruhrgebiet in einem grossen Bogen auf der Linie Frankfurt – Kassel. Inzwischen stiess Generalleutnant J. Lawton Collins mit seinem Siebten Armeecorps nach Norden vor und stand bald im Rücken der deutschen Truppen, die das Rheinufer zwischen Köln und Duisburg verteidigten⁴⁴.

An einem einzigen Tag legten die amerikanischen Panzertruppen 85 Kilometer zurück. Patton, Hodges und Collins hatten jetzt ein gemeinsames Ziel: die Stadt Paderborn, 80 Kilometer östlich von Münster. Diese Stadt lag Hitler besonders am Herzen. Hier war die Wiege seiner Panzerdivisionen, hier bildeten seine besten Spezialisten ausgesuchte Mannschaften an den neuesten Modellen von Krupp aus. Nicht nur die Panzer, sondern auch Lehrer und Schüler kämpften tapfer gegen die auf ihr Ziel zu drängenden Armeespitzen, aber ihr Widerstand war zum Scheitern verurteilt, noch ehe der erste feindliche Panzer auftauchte. Am 1. April wurden sie überwältigt. Mit der Einnahme von Hamm war die Falle geschlossen. 350'000 deutsche Soldaten waren darin gefangen. Es war eine noch schwerere Katastrophe als Stalingrad, das als die schlimmste in der deutschen Militärgeschichte gilt. Nachdem Model seinen ausgepumpten Truppen befohlen hatte weiterzukämpfen – was sie noch achtzehn Tage lang taten –, beging er Selbstmord⁴⁵.

Zweifellos hätte der Konzernherr Model am liebsten selber erschossen. Jetzt gab es keine Möglichkeit mehr, die Akten hinauszuschmuggeln. Darunter befanden sich auch Blaupausen für neuartige Waffenkonstruktionen, die für eine Rüstungsfirma ein unschätzbares Vermögen darstellen. Ausserdem waren sie von potentiellem Wert für ein neues Deutschland, falls ein solches aus der Asche eines zweiten Versailles erstehen sollte. Jetzt mussten die Zeichnungen selbst in Asche verwandelt werden. Man hatte nicht mehr viel Zeit. Der Führer in Berlin hatte zwar noch eine Galgenfrist von fast einem Monat vor sich, aber schon schossen amerikanische Langstreckengeschütze aus dem 27 Kilometer entfernten Hamborn bei Duisburg mit 15,5-Granaten nach Essen hinein. Eine dieser Granaten traf den Verbindungsgang zwischen den beiden Flügeln des Hauptverwaltungsgebäudes, und jetzt sperrten die Trümmer wie eine Revolutionsbarrikade die Altendorfer Strasse. Als Tubbesing sich den Schaden besah, kam ihm der Gedanke, welche amerikanische Familie wohl die Kanonen der Yankees herstellte. Aber jetzt war nicht die Zeit, um solche Überlegungen anzustellen. Als ein anderer Direktor vom Hügel aus anrief, wollte er von ihm wissen: «Brennt der Parkplatz schon^{46?}»

In den dreissiger Jahren war die Garage, von der aus Lieutenant Durieux geschrien hatte «*Commencez le feu!*» – wodurch er dreizehn Krupp-Märtyrer schuf und Gustav bei der besiegten Nation beliebt machte –, abgerissen worden. Der Platz war dann asphaltiert worden und sollte als Parkplatz für die Volkswagen dienen, die der Führer den Arbeitern für einen Preis von 990 Mark versprochen hatte und die sie niemals be-

kamen. Jetzt sollte sich hier wieder ein entscheidendes Ereignis abspielen. Was damals geschah, ist zwar verschiedentlich beschrieben worden, aber ganz geklärt ist es nicht. Im Hinblick darauf, dass oft Unterlagen fehlten, die die Verbindung zwischen Alfried und bestimmten Verbrechen hätten aufzeigen können (zum Beispiel den Exekutionen, den Anweisungen für die Rekrutierungsbeauftragten von Krupp in Auschwitz, dem Zug nach Buchenwald und den Schändlichkeiten, die in Buschmannshof verübt wurden), machte Cecelia Goetz, Mitglied des Nürnberger Tribunals, folgende nüchterne Bemerkung: «Die belastendsten Unterlagen wurden natürlich verbrannt, bevor die Amerikaner kamen.» Niemand widersprach ihr, und das Gericht, das diese Ansicht teilte, betonte in seiner Entscheidung: «Aus den vorliegenden Beweisen geht hervor, dass eine grosse Menge Dokumente aus dem Archiv der Firma Krupp verbrannt wurde ... kurz bevor die alliierten Truppen in Essen einzogen. Die Bedeutung, die diese Vernichtung von Dokumenten hat, darf nicht übersehen werden⁴⁷.»

Für diese in letzter Minute durchgeführte Aktion gab es keinerlei Rechtfertigung. Tubbesing gab zu: «Einige Unterlagen wurden von der Firma vernichtet. Es waren geheime Unterlagen.» Die müssig herumstehenden Kruppianer, die damals zuschauten, wie der Verwalter und seine Leute einen Karton nach dem anderen herbeischleppten und eine gewaltige Pyramide errichteten, dann zurücktraten, als sie mit Benzin übergossen wurde, und in Deckung gingen, als Tubbesing ein brennendes Streichholz an die Lunte hielt, nannten es «das Freudenfeuer». Diese Bezeichnung ist durchaus zutreffend, denn schliesslich wurde ja jedes belastende Blatt Papier in den lodernen Flammen vernichtet⁴⁸.

Mit jedem Tag wurde der Artilleriebeschuss heftiger. Die schweren Nachtbomber waren von Tieffliegern abgelöst worden; es war gefährlich, sich auf der Strasse sehen zu lassen. Krupps Sklaven wussten, dass ihre Befreiung kurz bevorstand. Das konnten sie auch aus dem Verhalten deutscher Zivilisten entnehmen. Die SS verzichtete auf «die letzten fünf Minuten» und machte sich davon, gefolgt von den übelsten Sadisten des Werkschutzes. Am 9. Januar schlug Willi Toppat*, das «Untier der Neerfeldstrasse», Pater Come zum letztenmal. In dem Mass, wie die Toppats und Hassels und Gerlachs sich aufs Land verzogen, verwischten sich die Grenzen zwischen Übermensch und Untermensch. Paul Ledoux und der belgische Priester hatten im Lager Neerfeldschule eifrig an einem Tunnel nach draussen gebuddelt. Jetzt nahmen sich Familien in Frintop freundlich ihrer an und teilten mit den Gefangenen ihre Rationen⁴⁹.

Am 8. April wollte einer der Direktoren Wolfgang Schleicher anrufen, den technischen Direktor von Jacob Mayers alter Fabrik in Bochum. Eine amerikanische Stimme antwortete ihm; der *Bochumer Verein*, 27 Kilometer östlich von Essen gelegen, war schon in amerikanischer Hand. Von da an blickten Alfried auf dem Hügel und Tubbesing im leeren Hauptverwaltungsgebäude alle paar Minuten nervös auf die Uhr. Schon einmal hatte es in diesem Krieg eine ähnliche Situation gegeben, nämlich vor 55 Monaten – in England. Am 4. September 1940 hatte Hitler im Sportpalast Lach-

* Am 18. Mai 1948 sprach Toppat – der vor dem Krieg Schleifer im Walzwerk I in der Gussstahlfabrik gewesen war – in Nürnberg ganz offen über die professionellen Tricks, die von Krupps Lagerschlägern angewandt wurden. Auf der Anklagebank flüsterte Alfried: «Ich habe vor diesem Prozess nicht gewusst, zu welchen Fehlern und Idiotien meine Leute fähig waren.»

stürme entfesselt, als er sagte: «Und wenn man in England heute sehr neugierig ist und fragt: „Ja, warum kommt er denn nicht?“ – Beruhigt euch, er kommt⁵⁰!»

Jetzt war das Herrenvolk an der Reihe, sich zu beruhigen, denn nun stand der Feind vor seiner eigenen Tür. In der Nacht vom 9. April wurde gemeldet, dass Stosstrupps über den Rhein-Herne-Kanal setzten, die nördliche Grenze des Bezirks Essen. Am nächsten Tag standen Vorhuten in Vogelheim und Dellwig, überall auf dem Katenberg und im Kaiser-Wilhelm-Park lagen leere Proviantpackungen der alliierten Truppen herum, und in Schonnebeck, Stoppenberg und Altenessen wurden Maschinengewehre und 60-Millimeter-Granatwerfer aufgestellt. Die Kruppianer und Hausfrauen in diesen nördlichen Vororten bäugten die schlaksigen, ungepflegten und unrasierten Yankees voll Misstrauen. Sie kamen aus einem Land, hatte Hitler den Essenern erzählt, «dessen Lebensauffassung vom habgierigsten Krämergeist bestimmt ist», und sie liebten «keine der höchsten Errungenschaften des menschlichen Geistes, wie zum Beispiel die Musik⁵¹».

Was auch immer ihre Fehler sein mochten – und Hitlers ätzende Analyse sollte in den kommenden zwanzig Jahren von Intellektuellen in allen Ländern Europas ständig wiederholt werden –, so konnte doch einiges zugunsten dieser unrasierten Infanteristen gesagt werden. In den über 300 Jahren ihrer Geschichte hatten auch sie einen Nationalcharakter entwickelt, und eine Eigenschaft, die sie mit ihrem besiegten Feind teilten, war die Leidenschaft für Leistung und Produktivität. Andererseits hatten sie eine sentimentale Ader, wenn es um unterdrückte Menschen ging, und diese Schwäche kann man den Deutschen bestimmt nicht nachsagen. Schon ehe sie im Ruhrgebiet einmarschierten, hatten sie Gerüchte über Sklavenarbeit gehört. Was sie jetzt hören und sehen mussten, versetzte sie in Wut. Krupp hatte recht gehabt; obgleich Amerika das letzte zivilisierte Land gewesen war, das die Sklaverei abgeschafft hatte, konnten die Amerikaner seine Sklavenlager nie begreifen. Die Empörung war bei Mannschaften und Offizieren gleich gross. Mit vorgehaltenem Gewehr zwangen die Soldaten die Hausfrauen, ihre Speisekammern für die befreiten Gefangenen auszuräumen; Offiziere trieben Kruppianer durch die übelsten Lager und schlugen jedem die Hände herunter, der sich die Nase zuhalten wollte; im Armeestab dachte man praktischer und sandte motorisierte Gruppen von Experten aus, die sich mit den Problemen der Deportierten befassen sollten.

In der Zeitspanne zwischen ihrer Befreiung und dem Beginn wohlwollender Reglementierung (eine andere Lösung des Problems gab es nicht) streiften die Sklaven in Gruppen von Hunderten, ja Tausenden, herum. Später erzählten die Deutschen grässliche Geschichten über Mord, Raub und Vergewaltigungen. Derartige Racheakte wären nur zu verständlich gewesen. Auf jeden Fall hatten die ärgsten Schinder weise gehandelt, als sie flohen, und man kann General Taylor keinen Vorwurf daraus machen, dass er später in einem Artikel im *Columbia Law Review* schrieb: «Ganz abgesehen von Erwägungen, welche die Sicherheit der Besatzungstruppen betrafen, hätte es für Krupp und andere, die als führende Kriegsverbrecher verdächtigt wurden, kaum eine Vergünstigung bedeutet, wenn wir sie auf freiem Fuss gelassen hätten.» Essen, betonte er, sei mit Krupps Zwangsarbeitern vollgestopft gewesen. «Wenn wir führende Nazis auf freiem Fuss gelassen hätten», schrieb er, «wären sie zum Ziel privater Racheakte und zum Zündstoff für die Ausbreitung politischer Gewalttaten geworden.»⁵² Nur über

den letzten Satz kann man geteilter Meinung sein. Die amerikanische Armee hätte jeden Aufstand unterdrückt, und die ausgehungerten Sklaven waren nicht fähig, sich zu organisieren. Einige von ihnen zogen hinauf in die Hügel, wo sie sich bis Juli aufhielten. Sie überfielen jeden Deutschen, der unklugerweise allein unterwegs war. Aber das war eine Ausnahme. Eine Umfrage bei der Bevölkerung ergab ganz klar, dass die Schauer geschichten nur auf Hörensagen beruhten. Viele Frauen von Kruppiern erinnerten sich, wie sie nach dem Tranchiermesser griffen, wenn sich zerlumpte Gestalten in ihre Küche schoben (Selbstmord, hatte man ihnen eingehämmert, sei immer noch besser als «Rassenschande») – und dann feststellen mussten, dass die gefürchteten Ausländer nur einen Schluck Wasser und ein paar Konservendosen wollten oder danach fragten, in welcher Richtung ihre Heimat lag. Sie waren voller Ungeduld, endlich nach Hause zu kommen, nur den Weg sollte man ihnen zeigen. Im ganzen Krupp-Imperium gab es einen einzigen nachweislichen Fall von Plünderung durch Ostarbeiter. Am ersten Tag nach ihrer wiedergeschickten Freiheit brach eine Gruppe Ukrainer in Krupps *Konsum-Anstalt* zwischen der Altendorfer Strasse und dem *Essener Hof* ein und räumte den Weinkeller aus. Dafür hatten die Deutschen noch Verständnis; mit viel grösserer Erbitterung sprachen sie von den GIs, die ihre Armbanduhren und Fotoapparate beschlagnahmten. (Heute geben ehemalige Angehörige der Neunten Armee zu, dass dies regelrechter Diebstahl war. Das Zusammentreffen mit den russischen Soldaten stand kurz bevor, und man wollte geeignete Tauschobjekte für Souvenirs haben.)⁵³

Die meisten der befreiten Gefangenen waren zu schwach, als dass sie an den Sklavenhalter oben im Schloss hätten denken können, oder an die Werkpolizisten, die sie gequält hatten, oder an irgendwelche Vergeltungsmassnahmen. Pater Come war nur sieben Monate lang Sklave gewesen, aber er wog keine hundert Pfund mehr. Trotz ärztlicher Behandlung durch das belgische Rote Kreuz konnte er erst am 4. Mai – fünf Wochen nach seiner Befreiung – nach Smuid zurückkehren, und selbst dann erkannten ihn seine Pfarrkinder nicht wieder. Da er Westeuropäer war, gab man ihm eine Begleiteskorte mit. Die Russen wurden aus Armeeküchen verpflegt und blieben sich selbst überlassen, bis die beiden Fronten sich vereinigten. Einige alliierte Offiziere äusserten die Befürchtung, dass sie schwer zu bändigen sein würden, wenn sie sich physisch erholt hatten, aber die Eroberer hatten keine Vorstellung von den psychischen Schäden, die eine lange Unterdrückung anrichtet. Gabriel Fielding beschreibt in seinem bemerkenswerten Schlüsselroman *The Birthday King* das Leben einer deutschen Industriefamilie in den Jahren 1939 bis 1945. Der Titelheld heisst Alfried, er hat eine blinde Mutter, und die Gegenfigur im Roman ist ein naher Verwandter, ein Adliger, der bei dem Attentat gegen Hitler sein Leben verliert. Zwar ist von Sklaven viel die Rede, aber sie kommen einem sonderbar unwirklich vor. Nach der Befreiung durch die amerikanischen Truppen im Frühling «waren die Gefangenen in ihrer gestreiften Lagerkluft vor Erschöpfung zu Boden gesunken ... und es sah aus, als ob Hunderte von Clowns aus einem riesigen Zirkus geflüchtet seien. Viele von ihnen starben dort, wo sie sassen oder lagen, aus Freude oder aus Kummer, oder einfach an der Ruhr, die seit Monaten im Lager grassierte⁵⁴.»

In Fieldings Roman sind die Gefangenen, deren Repatriierung arrangiert werden muss, Russen, Ukrainer und Polen. Tatsächlich hatte Alfried Krupp, genau wie Alfried

Waltzmann in *The Birthday King*, die meisten seiner Lager mit Ostarbeitern gefüllt; sie waren zahlreicher und billiger. Es waren jedoch die anderen Volksgruppen, um die sich die Experten für DP-Fragen zuerst kümmerten. Bei der Neunten Armee befanden sich Offiziere, die Französisch, Flämisches, Holländisch, Italienisch, die skandinavischen Sprachen oder auch – zur Überraschung der Roths und Königsbergs – osteuropäische Sprachen beherrschten. Nachdem die Deserteure in Niermanns Wohnung Zivilkleidung angelegt und das Haus verlassen hatten, wagten sich Elisabeth, Ernestine, Agnes und Renee in Begleitung ihrer Gastgeber bis an die Ecke Markscheide / Altdorfer Strasse. Weiter kamen sie nicht, denn die Durchgangsstrasse war von Soldaten und Fahrzeugen völlig verstopft. Wie eine Siegesparade, dachte Elisabeth, und sie hätte gern mit einem Fähnchen gewinkt. Plötzlich sah sie eine Fahne, wenn auch eine sehr kleine. Sie trat einen Schritt zurück und umklammerte den Arm ihrer Schwester. In einem Jeep, der langsam an ihnen vorbeifuhr, sass ein Captain, dessen Achselklappe einen roten und einen weissen Streifen zeigte, die an einem Ende ein blaues Dreieck begrenzen – das alte Emblem der Tschechoslowakei⁵⁵.

Elisabeth schrie auf, die drei anderen Mädchen winkten, und der Captain liess den Fahrer anhalten. Mit nachlässigen Bewegungen schob er sich durch die Menschenmenge – die Deutschen waren von der Nonchalance, mit der die Amerikaner sich bewegten, fasziniert; einen so liederlichen Truppenvorbeimarsch hatten sie noch nie gesehen – und stand vor den jungen Frauen. «Woher kommen Sie?» fragte er auf Tschechisch, Ungarisch und Slowakisch. In tschechischer Sprache erwiderten sie wie aus einem Mund: «Uzhorod!» Dann redeten sie alle durcheinander. Der DP-Offizier hob eine Hand und sagte, er werde sie zu einem Hauptsammellager bringen. Sie erstarrten, doch er hatte gelernt, wie man mit verschreckten Menschen umgeht. Schnell fügte er hinzu, dass er keinen Zwang auf sie ausüben wolle; es gebe dort weder Appelle noch Stacheldraht, und niemand brauche zu arbeiten – das sei gar nicht gestattet. Aus seiner Schultertasche holte er vier lachsfarbene Ausweiskarten hervor. Die seien für tschechische DPs bestimmt, erklärte er. Sobald sie ausgefüllt und wieder ausgehändigt seien, könne der Inhaber der Karte Extrarationen beanspruchen – mehr, sagte er bei-läufig, als die Deutschen bekommen würden. Elisabeth flüsterte den Niermanns zu: «Vielleicht können wir Ihnen etwas schicken», ein Versprechen, das sie dann auch einhielt.

Sie hatte deutsch gesprochen. Der Captain bat sie, lauter zu sprechen. Als sie ihre Bemerkung auf Tschechisch wiederholen wollte, unterbrach er sie: «Wie sagt man das auf Deutsch, bitte?»

Sie wechselte auf die deutsche Sprache über, und er sah sie nachdenklich an. «Gut! Sehr gut!» sagte er schliesslich. «Sie sprechen also Deutsch.»

«Jawohl», sagte sie mit einem Knicks. «Englisch auch, ziemlich gut.»

Er lächelte. «Gut – vielleicht kann man Sie als *receptionist* (Empfangsdame) gebrauchen.»

«*Receptionist?*» Das war ein unbekanntes Wort. So gut war ihr Englisch nicht.

«Sprechstundenhilfe.» Auch das deutsche Wort kannte sie nicht, daher sagte er auf Tschechisch: «Úfedmk v cekárne – v predpokji.» Er fügte hinzu: «Um Leute zu empfangen; vielleicht oben in der Villa Hügel.»

Elisabeth sah ihn verständnislos an. «Was ist das, Villa Hügel?» fragte sie.

Kapitel 24

Dieses Gut gehört mir

Auf der ersten Seite der *New York Times* vom 10. April 1945 ist eine vier Spalten breite Karte des Ruhrgebiets zu sehen, umgeben von einem unterbrochenen weissen Rand, der mit einer winzigen amerikanischen Flagge markiert ist: «9. Armee». Unter der Flagge weisen drei schwarze Pfeile auf Essen, aber obwohl ein AP-Korrespondent* berichtete, er sei in der Stadt gewesen – und seine Beschreibung der Schäden bestätigt diese Behauptung –, war die Schlacht noch nicht vorüber. GERINGFÜGIGE FORTSCHRITTE IM RUHRGEBIET, schrieb ein Redakteur verdriesslich. Sie waren wirklich geringfügig. «Was bleibt einem besiegten Kommandeur übrig?» hatte der verzweifelte Model seinen Stab gefragt. «Im Altertum nahmen sie Gift.» Dann hatte er sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, jedoch vorher noch den Befehl zum Weiterkämpfen erteilt. Dadurch wurde die qualvolle Lage der zu den Waffen gerufenen Kruppianer und ihrer Sklaven sinnlos verlängert. Sicher, Tausende von erschöpften Soldaten legten die Waffen nieder. Aber in Werden, gegenüber von Essen auf der anderen Seite der Ruhr, grub sich eine bunt zusammengewürfelte Kampfgruppe ein – sie bestand aus 12jährigen Werwölfen, 70jährigen Volkssturmmännern, Grenadieren, Flaktruppen, die keine 8,8-Geschütze mehr hatten, Panzersoldaten, die keine Panzer mehr hatten, Luftwaffenpiloten, die keine Flugzeuge mehr hatten, und kampferprobten Fallschirmjägern. Sie sollten das südliche Ufer der Ruhr verteidigen. Alfried brauchte zu seiner Orientierung über die Lage weder die *Times* noch *Associated Press*. Er konnte hören, was geschah, denn über dem Hügel sausten Granaten dahin wie gigantische Lokomotiven, und einer seiner Direktoren betete im Stillen, dass die Munitionsmeister der «Amis» genauso sauber arbeiteten wie die von Krupp und nicht etwa die Zünder der Langstreckengranaten zu kurz berechnet hatten¹.

Den ganzen Tag war herrliches Wetter gewesen, und der Konzernherr, der zum erstenmal seit seiner Kindheit viel Zeit für sich hatte, schlenderte durch den HügelPark. Selten war es dort so schön gewesen wie heute. Die Blutbuche reckte sich als flammendes Oval in den Himmel, die Luft war schwer vom Duft der Rosen, farbenfrohe Tulpenbeete – scharlach, orange, gelb, rosa, weiss und purpurfarben – unterbrachen das Grün des Rasens, und zwischen den Eingangsstufen und der ersten Reihe der Riesentannen gab es zahllose Büsche und Hecken, die in ihren verschiedenen Grünschattierungen das Auge erfreuten. Das Buschwerk westlich vom Eingang hatte eine Höhe von viereinhalb Metern und erstreckte sich über eine Länge von sechsunddreissig Metern – ein richtiger kleiner Wald. Als Alfried hinüberging, um ihn sich näher anzuschauen, wobei seine handgearbeiteten Schuhe tief in den weichen Boden einsanken, bemerkte er in einer Mulde einen Teppich aus Wiesenblumen. Auf dem Rasen blühten kleine Butterblumen, dazwischen gab es winzige rosa Blüten, und über dieser Pracht

* AP = *Associated Press* (heute die grösste Nachrichtenagentur der USA)

flatterten Scharen von Schmetterlingen wie Tiefflieger, die eine verkehrsreiche Chaussee überwachen. Der «alleinige Inhaber» blieb stehen und betrachtete diesen köstlichen Anblick, aber solange er auch wartete, die Schmetterlinge griffen nicht an, die Blümchen gerieten nicht in Panik, die heitere Stille blieb unversehrt. Am Abend, als er mit seinen Direktoren bei einem Drink sass, versuchte er, diese Szene zu beschreiben. Aber Worte schienen ihm nicht auszureichen, er wollte, dass sie es mit eigenen Augen sahen, und so traten sie, die Gläser in der Hand, aus der grossen Halle ins Freie. Es war zu spät, der Zauber war verflogen. Die Schmetterlinge waren ins schützende Gebüsch zurückgekehrt, und dichter Nebel, der vom Fluss heraufkam, verhüllte das Blattwerk. Während sie dahinschlenderten, setzte das Gefecht zwischen den Kruppschen Granatwerfern in Werden und den amerikanischen 155ern mit brutaler Heftigkeit von neuem ein. Der enttäuschte Konzernherr führte seine Gäste ins Haus zurück, liess sich von einem Diener nachschenken und befahl, das Radio auf laut zu stellen, damit man das Dröhnen der Geschütze nicht hörte².

Es war gerade die Stunde der Nachrichten. Die volle Baritonstimme von Goebbels' begabtestem Sprachrohr war ohnehin schon laut genug, und als der Diener gehorsam den Lautstärkekнопf nach rechts drehte, war die dröhnende Einleitung im ganzen Schloss zu hören: «Hier spricht Hans Fritzsche!» Der Hausherr machte eine ungeduldige Handbewegung, und die Lautstärke wurde gedämpft. An jenem Abend war Fritzsche ziemlich enttäuschend. In der Zeit von Hitlers grossen Siegen war er unvergleichlich gewesen – spöttisch, frohlockend, herausfordernd, sarkastisch, prahlerisch, witzig. Jetzt hatte er herzlich wenig zu bieten. In einer heiseren Nachahmung seiner früher so seidenglatten Ironie gab er bekannt, dass Pastor Niemöller nach seiner Befreiung durch die Alliierten zu seinen Rettern gesagt habe: «Die Deutschen sind für eine demokratische Staatsform nicht geeignet und lassen sich lieber regieren.» Danach folgte ein wahres Trommelfeuer von Propagandajargon. Den plutokratisch-demokratischen degenerierten jüdischen Barbaren sei im Ruhrgebiet Einhalt geboten worden. In der ersten Woche von Präsident «Rosenfelds» verbrecherischem Überfall auf Okinawa hätten die unerschrockenen Samurai-Verbündeten des Führers 102 Panzer ausser Gefecht gesetzt und 3'600 Aggressoren und Frauenschänder getötet – ein schwacher Trost sowohl für die Deutschen als auch für die Japaner, die auf jeder Landkarte sehen konnten, wie nahe Okinawa bei Tokio war. Dann wurde Fritzsches Stimme schrill. Die österreichischen Verräter, die Wien den Russen ausgeliefert hätten, seien verhaftet worden! Alle seien bereits hingerichtet! Auf diese indirekte Weise wurde zugegeben, dass Wien gefallen war, und ähnlich umschreibend enthüllte der Kommentator, dass die Kanadier in Holland 80'000 deutsche Landser in der Zange hatten, dass zehn von des Führers Stützpunkten für Düsenmaschinen durch Bomben zerstört worden waren, dass sich die Amerikaner und Engländer rasch der Elbe näherten und dass die Amerikaner 180 Kilometer vor Berlin standen. Mit einer sarkastischen Bemerkung beschloss Fritzsche seinen Kommentar: Amerikanische Pioniere, die neue Brücken über den Rhein geschlagen hätten, seien gezwungen gewesen, Profilstahl aus eroberten Krupp-Fabriken zu verwenden³! Er verabschiedete sich von den Hörern, und nun sang eine rauchige Frauenstimme das sentimentale Lied, das inzwischen eine Art Nationalhymne geworden war:

Vor der Kaserne,
vor dem grossen Tor, stand eine Laterne und steht sie noch davor.
Dort wollen wir uns wiedersehn, bei der Laterne woll'n wir stehn.
Wie einst Lilli Marleen, wie einst ...

Alfried stand auf und ging ins Esszimmer hinüber. Das war zuviel der Demütigung: Die Rheinhausener Friedrich-Alfred-Hütte, die von seiner Mutter zu Ehren seines Grossvaters getauft worden war, diente jetzt dem Feind als Arsenal.

Krupps Gäste an jenem letzten Abend waren Karl Eberhardt, Eduard Houdremont und Friedrich Wilhelm Hardach. In der Hierarchie der Firma rangierte Fritz Hardach weit hinter den anderen. Mit seinem massigen Rundschädel, dem steifen Rücken und den blitzenden randlosen Brillengläsern sah er zwar wie ein Mitglied des engsten Kreises aus, aber er war erst seit knapp vier Jahren bei der Firma und noch nicht einmal Parteimitglied. Er war nur hier, weil er Bertha so leidgetan hatte, als er im Jahr 1943 ausgebombt wurde. Eberhardt und Houdremont gehörten zu einer anderen Welt; sie waren Direktoren und vom Führer für Krupps Beitrag zum Dritten Reich ausge – zeichnet worden. Als der Konzernherr seine Gäste nach dem Brandy zu einem Skat mit hohem Einsatz einlud, zog Hardach sich taktvoll zurück⁴.

Er versäumte eine *tour de force*. Nie war Alfried besser in Form gewesen. Neben dem schwarzen Marmorkamin in seinem Arbeitszimmer im zweiten Stock sitzend – unter dem Ölgemälde von Hitler –, nahm er seinen Mitarbeitern ein Spiel nach dem anderen ab. Als sie schliesslich niedergeschlagen in ihre Schlafzimmer im dritten Stock gingen, hatte er eine Summe gewonnen, die für einen normalen Menschen ein kleines Vermögen dargestellt hätte. Und, typisch Alfried: Sein Schlaf wurde weder durch den Gedanken an seinen Triumph am Kartentisch noch durch das Getöse der Artillerie, noch durch den unmittelbar bevorstehenden Fall seiner Stadt gestört. Trotz der ständigen Fliegerangriffe in den letzten zwei Jahren hatte er nicht eine einzige schlaflose Nacht erlebt, und auch an diesem Abend schlief er sofort ein⁵.

Während Krupp schlief, durchquerte ein kleiner Trupp amerikanischer Infanteristen vorsichtig und nach allen Seiten sichernd eine Bodenvertiefung in der Nähe des grossen Buschwerks westlich der Villa; ihre schweren Stiefel zertraten die Gänseblümchen und die Butterblumen. Sie waren auf Streife, und ihr Sergeant hatte den Auftrag, festzustellen, ob er sich auf dem nördlichen Ufer der Ruhr eingraben könne, und gegebenenfalls Verstärkung anzufordern. Da alles von der Treffsicherheit der deutschen Schützen drüben über dem Fluss abhing, mussten er und seine Männer erst das Feuer auf sich lenken, bevor er eine Entscheidung treffen konnte. So boten sie sich als Zielscheibe dar, fanden die Schiesskunst des Feindes sehr beeindruckend und zogen sich hastig zurück. Während sie durch den Hügel-Park zurückliefen, führte einer von ihnen in holprigem Schuldeutsch ein Gespräch mit einem älteren Kruppiener, der in einem der Nebengebäude von Villa Hügel wohnte und durch das Krachen der letzten Salve

von der Werdener Seite aufgeweckt worden war. Als sie auf den Fluss zuzogen, bemerkte der GI zu seiner Linken eine riesige dunkle Masse. Er spähte durch den dichter werdenden Nebel hinüber, schätzte rasch die Dimensionen ab und stellte fest, dass er noch nie in seinem Leben ein so grosses Gebäude, sei es öffentlich oder privat, gesehen hatte. Er fragte, was es sei, und der alte Mann sagte es ihm. Schnell gab der GI die Neuigkeit weiter, und der Sergeant erstattete eine entsprechende dienstliche Meldung. Sein Kompaniechef war der Meinung, dass dies seine Kompetenzen übersteige. Die Streife solle sich direkt beim Bataillonsstab melden⁶.

Zehn Kilometer weiter nördlich sass Oberstleutnant Clarence M. Sagmoen und Louis Azrael, Kriegsberichterstatter für die *News-Post* in Baltimore, müde in der Befehlsstelle des Bataillons, während der diensthabende Offizier stirnrunzelnd eine Karte studierte. Es handelte sich um das Regiment Nr. 313 der 79. US-Division. Gemäss einer Nachricht von Oberst Ed van Bibber, dem West-Point-Mann, der das Regiment 313 kommandierte, hatte G-2* geschworen, dass es «keinen einzigen Kraut** in Essen gibt». Das einzige Problem war also die Planung des Einmarsches. Da es keinen Widerstand gab, waren keine besonderen Vorsichtsmassnahmen erforderlich. Man wollte die Hauptstrassen benutzen: Dortmunder Strasse, Gladbecker Strasse, Altendorfer Strasse und Alfredstrasse. G-2 hatte berichtet, dass es zwei grosse Hotels in der Stadt gebe, den *Essener Hof* und den *Kaiserhof*. Beide sollten für den Stab beschlagnahmt werden.

Die Pläne für den nächsten Tag erfuhren eine kleine Änderung, als der Sergeant und zwei seiner Männer eintrafen und berichteten, dass sie Krupps legendäres Schloss gesehen hatten. Sagmoen stand rasch auf. Der blonde, über zwei Meter grosse Offizier zeigte den Männern die Karte und fragte sie, ob sie den Weg auf der Folie nachzeichnen könnten. Wenn man berücksichtigt, dass sie das Terrain nicht kannten und dass die Sicht beeinträchtigt war, waren ihre Angaben bemerkenswert genau. Der Sergeant fuhr mit dem Zeigefinger die Alfredstrasse entlang zur Frankenstrasse, dann nach Osten zur Kruppallee, dann durch das Gewirr gewundener kleiner Strassen, die später in Eckbertstrasse, Arnoldstrasse, Waldtrautstrasse und Haraldstrasse umbenannt wurden, bis zu «einem Vorgarten, der grösser ist als der Central Park in New York». (Das stimmt: 11,9 Quadratkilometer im Vergleich zu den 6,7 Quadratkilometer des Central Park.) Das Schloss sei nicht grösser als Versailles, meinten die GIs; aber Oberst Sagmoen war von der Beschreibung, die sie gaben, beeindruckt. Er glaubte zwar nicht, dass es befestigt war – alle Feindgeschosse kamen von der anderen Seite des Flusses –, aber vielleicht gab es Beobachter dort, die vom Hügel aus das Abwehrfeuer lenkten.

Auf jeden Fall war es ratsam, dort oben mit grossem Getöse zu erscheinen. Die sechs Wochen, die er jetzt im Reich war, hatten Oberst Sagmoen davon überzeugt, dass jede Freundlichkeit den Einheimischen gegenüber vergeudet war. Niemöller hatte recht – auch G-2 hörte die Sendung «Hier spricht Hans Fritzsche» –, wenn er fest behauptete, dass seine Landsleute gern eine starke Hand spürten, und am Besten wäre es

* G-2: Armv Intelligence (Nachrichtendienst der US-Armee)

** Kraut: Spitzname für Landser

wohl, Herrn Krupp mit der Mündung eines Maschinengewehrs vom Kaliber 50 zu begrüßen. Der Bataillonskommandeur war einverstanden. Er liess Sagmoen sogar seinen deutschsprechenden Adjutanten, Captain Benjamin G. Westerveld, und befahl diesem, alles vorzubereiten. Westerveld holte sich von der Fahrzeugverwaltung einen Jeep, befahl dem Sergeanten dort, ein Maschinengewehr zu reinigen, zu laden und aufzumontieren und suchte sich als MG-Schützen den am einschüchterndsten aussehenden Mann der ganzen Kompanie aus. All das entsprach nicht den Vorschriften. Es war keineswegs üblich, dass ein Oberst Zivilisten verhaftete, Adjutanten waren normalerweise keine Chauffeure, und das auf dem europäischen Kriegsschauplatz gegen feindliche Truppen eingesetzte Maschinengewehr war meist das Modell Browning 30; das Kaliber 50 benützte man gegen Panzer und Flugzeuge. Aber in diesem Fall waren die Vorschriften ausser Kraft gesetzt, denn die Gefangennahme Krupps war etwas Einmaliges. Louis Azrael wusste das. Er war an eine ungewöhnliche Story geraten und bettelte darum, mitkommen zu dürfen. Aber gewiss, antwortete Oberst Sagmoen – Sie brauchen morgen früh nur pünktlich da zu sein. Natürlich werde Azrael mit dem Rücksitz vorliebnehmen müssen – aber Krupp auch.

Der Konzernherr schlief ruhig, die Soldaten des Regiments Nr. 313 reinigten ihre Waffen, und Fritz Tubbesing sass allein da und war sehr niedergeschlagen⁷. Tubbesing war kein Feigling. Kräftig gebaut, mit dichtem, grobem Haar, unregelmässigen Zähnen und einer tiefen Kommandostimme, konnte er es an Furchtlosigkeit mit all jenen Männern aufnehmen, welche die Armeen Kaiser Wilhelms II. und des Führers zum Schrecken Europas gemacht hatten. Aber heute nacht fühlte er sich nicht wohl in seiner Haut. Irgendwo tief unter ihm bewegten sich GIs lautlos durch Essens Strassen. Der Hausverwalter hatte noch nie einen Amerikaner gesehen, aber die Beschreibung, die das DNB gegeben hatte, war recht beunruhigend. Um sich selbst hatte er keine Angst, aber er dachte an seine Frau und an die Kinder; seit zwei Jahren wohnten sie in einem Haus ohne Dach neben dem Friedhof, wo die Opfer des Massakers vom Karsamstag beerdigt waren. Tubbesings Stellung war nicht so einflussreich, dass er für seine Familie eine Unterkunft auf dem Lande hätte arrangieren können. Er dachte daran, was ihnen alles geschehen könnte, und seine Sorge wuchs.

Ausserdem war das Hauptverwaltungsgebäude ein unheimlicher Ort geworden. Durch die Bombenschäden waren seltsame Geräusche entstanden. Tubbesing hatte keine lebhaftere Phantasie, aber zwischen dem Geräusch fallender Tropfen, knarrenden Holzes und hin und her schlagender Türen vermeinte er das Rasseln von Ketten zu hören, ein unmenschliches Stöhnen und ab und zu einen klagenden, schrillen Schrei. Es war beinahe, als ob die Toten dreier Kriege zurückgekehrt wären, um das Haus Krupp heimzusuchen. Wenn die Gespenster in sein Büro eingedrungen wären, hätte er mit ihnen fertig werden können, aber sie schienen weit weg zu sein – in einem leerstehenden Flügel, am anderen Ende eines verlassenen Korridors oder im Keller, dessen Anblick so deprimierend war. Ach was, beruhigte er sich selbst, es war ganz natürlich, dass er seltsame Geräusche hörte: In den Wänden klapften überall Risse. Ein Windstoss konnte aus solchen Spalten die merkwürdigsten Töne hervorlocken, und die leeren Zimmer warfen das Echo zurück. Das war die nüchterne Erklärung für seine Wahrneh-

mungen, dachte er und lehnte sich bequem zurück: Ein Frühlingslüftchen hatte ihn ganz durcheinandergebracht. Pfui, schäm dich! Aber schon wieder rasselte eine schwere Kette. Etwas ächzte. Aus den verlassenen Werkschutzräumen ertönte ein kreisender Laut, als ob Kreide über eine Schiefertafel kratzte, und der Verwalter fuhr erneut hoch.

Aber ganz abgesehen von mancherlei unheimlichen Erscheinungen, war das Hauptverwaltungsgebäude nahezu unbewohnbar geworden. Wie sein gelähmter Erbauer existierte es zwar noch, aber es war völlig nutzlos, genau wie Gustav. Es gab keine einzige heile Fensterscheibe mehr. Nichts funktionierte, nicht einmal die Türklinken. Das schlimmste jedoch war der unbeschreibliche, Übelkeit erregende Gestank überall. Das war seine Schuld, dachte Tubbesing. Seit der alleinige Inhaber ihm im vergangenen Herbst diese undankbare Aufgabe übertragen hatte, hatte er pausenlos an der Beseitigung von Bombenschäden gearbeitet. Jede nur denkbare Notlösung war versucht worden, aber seine Anstrengungen waren mit jedem Tag vergeblicher gewesen; jede Pressholzplatte, die in die Fensterrahmen eingesetzt wurde, zerbarst beim nächsten Angriff. Aber das schlimmste war, dass das Abflusssystem nicht mehr funktionierte. Seit Monaten schon waren alle Klosettbecken randvoll verstopft. Alle Korridore stanken danach; die anderen Kruppianer warfen ihm vorwurfsvolle Blicke zu, als ob er für die Terrorangriffe verantwortlich wäre.

Im Januar 1945 hatte er eine Inspiration. Er erinnerte sich, dass die Berne Alfred Krupps erster Stromlieferant gewesen war. Als dieses Gebäude hier entstand, hatte Gustav den Fluss unterirdisch ableiten lassen, aber die alten Pläne zeigten ja, wo er jetzt verlief. Tubbesing mobilisierte seine Leute, liess auf dem Dach riesige Behälter aufstellen und mit Hilfe von Feuerwehrschräuchen eine Verbindung zu dem unterirdischen Fluss herstellen. Dann wurden die Uhren verglichen, die Pumpen bemannt, eine Pistole wurde abgefeuert, und alles Wasser, das man in die Behälter hochgepumpt hatte, schoss in die Installationsrohre. Nach knapp einer Minute rauschten alle Klosetts gleichzeitig – noch an der nächsten Kreuzung klang es wie die Gasteiner Ache. Das Unternehmen hätte für den Verwalter die Stunde seines Triumphes sein können. Stattdessen war es eine Katastrophe. Tubbesing hatte angenommen, die Berne führe reines Wasser. Sie war jedoch hoffnungslos verunreinigt. So hatte er mit einem Schlag auch noch das Leitungswassersystem des Gebäudes ruiniert, und seine durstigen Kollegen sahen ihn vorwurfsvoller denn je zuvor an. Herr Krupp tat so, als wüsste er nichts, aber Tubbesing sah, dass der Chauffeur des Konzernherrn ihm jeden Morgen eine grosse Wasserflasche heraufbrachte.

Jetzt waren sie alle fort, und der einsame Tubbesing sorgte sich um seine schutzlose Familie. Wer würde es schon merken, wenn er rasch zu seinem zerbombten Haus hinüberginge? Niemand, es sei denn, die Amerikaner kämen diese Nacht, aber was konnte ein einzelner Mann gegen eine Armee ausrichten? Voll ingrimmiger Schadenfreude hoffte er, sie würden wirklich kommen und die verschmutzten Toiletten benutzen wollen. Dieser Gedanke erheiterte ihn und bestärkte ihn in seinem Entschluss; er stiess seinen Stuhl zurück und ging nach Hause. Die Strassen waren völlig verlassen. Aber er war sicher, dass man ihn beobachtete. Doch zumindest gab es hier keine Gespenster, und im Keller seines Hauses fand er seine gesamte Familie schlafend und unverletzt vor.

Um sieben Uhr früh sass Tubbesing wieder an seinem Schreibtisch⁸. Er blickte durch das glaslose Fenster hinaus und sah in einem kleinen Seitenanbau diagonal gegenüber zwei seiner Assistenten. Zwanzig Minuten später sah er wieder hinaus, und jetzt erspähte er im hochsteigenden Nebel auf jeder Seite der Altendorfer Strasse eine Reihe Soldaten mit Stahlhelmen, und dazwischen fuhren Jeeps, Lastwagen, Kommandowagen und Panzer, auf denen grosse weisse Sterne aufgemalt waren. Ganz unbewusst hatte er auf eine Wiederholung der Ereignisse von 1923 gewartet. Aber damals hatten die Franzosen nur eine kleine Truppe geschickt. Diese kilometerlangen Kolonnen schienen kein Ende zu nehmen. Als die ersten Soldaten näher herankamen, fiel ihm auf, wie jung und in welcher guten körperlichen Verfassung sie waren und was für eine ausgezeichnete Ausrüstung sie hatten. In den Augen eines Deutschen erschienen sie nicht diszipliniert genug, sie machten einen munteren Eindruck. Er konnte sich nicht erinnern, bei deutschen Soldaten jemals so viel Elan gesehen zu haben.

Dann kam ihm der absurde Einfall, er, Fritz Tubbesing, müsse die Eroberer von Essen empfangen. Er schlüpfte in seine Jacke, und während er im Stillen die kaputten Wasserleitungen verwünschte, die es ihm nicht gestatteten, sich etwas frischzumachen, eilte er zum Eingang, wo er feststellen musste, dass die 79. Division kein Empfangskomitee brauchte. Noch ehe er etwas sagen konnte, bremste ein Jeep vor ihm, ein Offizier sprang heraus, befahl dem Verwalter, sich umzudrehen, und stiess ihm den Lauf einer Maschinenpistole in den Rücken. Das war eine reine Routinemassnahme; in leeren Gebäuden waren oft Sprengladungen oder Heckenschützen versteckt, und während der hastig durchgeführten Untersuchung sollte Tubbesing als Schild dienen. Nachdem der Offizier sich überzeugt hatte, dass keine Gefahr drohte, ging er zum Eingang zurück und fuhr weiter. Einige Minuten später erschien ein zweiter Jeep, an dem ein aufmontiertes Maschinengewehr vom Kaliber 50 sowie der furchterregende, breitschultrige Maschinengewehrschütze auffielen. Ohne auszusteigen, fragte der vorn sitzende grosse Oberstleutnant ruhig: «Wo ist Herr Krupp?» Tubbesing erwiderte automatisch: «Auf dem Kruppschen Hügel-Schloss», woraufhin der Wagen mit Vollgas anfuhr.

Unter anderen Umständen hätte der Verwalter sich über dieses Vorkommnis vielleicht Gedanken gemacht, aber dazu war keine Zeit; jetzt kam ein Jeep nach dem anderen vorgefahren. Aus einem stiegen zwei Männer in makelloser Uniform, die sich in fließendem Deutsch als Nachrichtenoffiziere vorstellten. Würde er wohl so freundlich sein und ihnen Krupps Büro zeigen? Tubbesing tat ihnen den Gefallen, und nach einem kleinen, höchst unpassend erscheinenden Ringkampf um den Besitz des Modells einer Haubitze versuchten die beiden, die Schubladen von Alfrieds Schreibtisch herauszuziehen. Alle waren abgeschlossen. «Schlüssel?» fragte einer von ihnen Tubbesing. Er schüttelte den Kopf; er hatte keinen Schlüssel. Der Offizier zuckte mit den Schultern, zog eine Pistole vom Kaliber 45 aus dem Halfter und machte sich daran, die Schlösser herauszuschliessen. Der Verwalter war entsetzt. Man konnte doch nicht einfach auf das Mobiliär des alleinigen Inhabers losballern! Gleichzeitig fiel ihm ein, dass seine beiden Assistenten im Setenbau sicher dachten, die Amerikaner seien dabei, *ihn* zu erschliessen. Um sie von dieser Sorge zu befreien, zeigte er sich am Fenster.

Die Assistenten schauten zwar ziemlich erleichtert herüber, aber diese Geste kostete Tubbesing beinahe das Leben; da der andere Offizier annahm, es handle sich um ein Signal, zog er auch die Pistole und richtete sie auf Tubbesings Kopf.

Der Verwalter stammelte eine Erklärung, die Mündung senkte sich, und plötzlich fand sich Tubbesing als Hauptdarsteller eines seltsamen Einakters wieder. Das Büro hatte sich mit Neuankömmlingen gefüllt. Einige schossen verschlossene Akten-schränke auf, andere konfiszierten Schreibmaschinen, eine dritte Gruppe zog mit Wid-mungen versehene Fotos prominenter Nazis aus ihren Rahmen – anscheinend war ih-nen jedes bewegliche Gut als Souvenir willkommen⁹ –, und eine vierte Gruppe stellte Tubbesing Fragen. Er musste über die kompliziertesten Probleme des Geschützbaus Auskunft geben, über die Geschichte des Hauses, über die Besuche des Führers und über Krupps persönliche Beziehungen zu Göring, Goebbels und Bormann. (Ein paar Stunden später wurde ihm klar, dass einer der Fragenden ein Mikrophon gehabt haben musste. Jedes seiner Worte war auf Band aufgenommen worden. Stunde um Stunde wurden seine Antworten über Lautsprecher der Bevölkerung von Essen vorgespielt.) Dann stiess ein Gl ihm zum zweitenmal den Lauf einer Maschinenpistole in den Rücken. Wieder musste er bei einem Rundgang durch das Gebäude vorangehen, aber zu seiner Erleichterung machten die Soldaten einen Bogen um die düsteren Keller. Noch konnte man nicht wissen, ob es dort unten nicht versteckte Heckenschützen und ver-borgene Minen gab; vorläufig würde niemand peinliche Fragen über die Panzerschrän-ke im Keller stellen.

Mitten in dem ganzen Durcheinander fühlte Tubbesing sich am Ärmel gezupft. Er drehte sich um und stand vor Finanzdirektor Johannes Schröder. Schröder legte den Zeigefinger an den Mund, und der Verwalter unterdrückte seine Besorgnis. Seinem Vorgesetzten konnte hier wirklich nichts geschehen; es rannten so viele Menschen herum, dass sogar Alfried ungehindert durch das Hauptverwaltungsgebäude hätte ge-hen können. Tubbesing nahm an, der Finanzdirektor sei gekommen, um eine Art In-ventur zu machen, und fühlte sich etwas schuldbewusst, weil die Schreibmaschinen unglaublich schnell verschwanden. Doch der Finanzchef flüsterte nur rasch eine An-weisung: Um ein Uhr solle der Verwalter heimlich wegschlüpfen, sich irgendwie zum Haus von Dr. Janssen in der Tirpitzstrasse in Bredeney durchschlagen und dem Direk-torium einen ausführlichen Bericht über die Ereignisse des Tages geben. Tubbesing war plötzlich sehr stolz auf diese alte Dynastie. Es war kaum zu fassen – an einem Tag wie diesem hielt das Direktorium eine Konferenz ab!

Die Sitzung fand wirklich statt, aber das Ergebnis war mager. Der Stuhl am Kopf-ende des Tisches blieb unbesetzt, und die von Alfried telefonisch durchgegebenen In-struktionen nützten nicht viel. In Berlin, hatte er sie erinnert, «sind die Behörden noch am Ruder, und wir müssen ihnen noch gehorchen¹⁰». Aber hier, sagte Tubbesing mit Nachdruck, seien die Amerikaner am Ruder. Nachdem er zweimal mit einer Maschi-nenpistole und einmal mit einem Revolver bedroht worden sei, habe er den Eindruck, dass jeder Widerstand gegen die Befehle der Amerikaner äusserst unklug sein würde. Er könne zwar ihre Furcht vor dem düsteren Keller noch eine Weile bestärken, aber offener Widerstand würde nur den Tod von weiteren Deutschen zur Folge haben. Da in diesem Fall der Name auf dem Grabstein Tubbesing lauten würde, sei er zweifellos

nicht unvoreingenommen. Trotzdem, er könne sich nicht vorstellen, was damit erreicht würde. Die Direktoren widersprachen ihm nicht. Sie instruierten ihn sogar, jede Gefahr zu vermeiden und auf Verlangen seine Schlüssel auszuhändigen; Tubbesing ging wieder zurück an seine Aufgabe.

Die Frage der Schlüsselübergabe hätte sich während seiner kurzen Abwesenheit von selbst erledigt. Die Infanteristen hatten ihre Furcht besiegt und die Kellerräume durchsucht, Pioniere hatten mit Hilfe von Kränen die Panzerschränke hochgehievt, und ein Sprengkommando hatte sie aufgesprengt. Aber ein neues Problem war inzwischen entstanden. Vor noch nicht einmal acht Stunden hatte die Neunte Armee das Zentrum von Essen besetzt, und schon musste Tubbesing feststellen, dass seine eigenen Landsleute dicht bei der Gusstahlfabrik rund fünfzig Schrottplätze errichtet hatten und Metallschrott zum Weiterverkauf sammelten. Zutiefst empört ging er zur Militärverwaltung im *Essener Hof* und fand einen Oberst, den er bat, etwas zu unternehmen, um diese Plünderung zu verhindern. Die Gusstahlfabrik sei Privateigentum. Der Inhaber werde am helllichten Tag bestohlen. Und aus dem Hauptverwaltungsgebäude schleppten die Sieger Schreibmaschinen, Trophäen und Fotografien von Staatsmännern weg. Er dürfe wohl annehmen, dass das Beutemachen nicht zu den amerikanischen Gepflogenheiten gehöre? Nein, erwiderte der Oberst kühl, durchaus nicht; er werde an allen Eingängen des Hauptverwaltungsgebäudes Militärpolizei postieren, und niemand, Tubbesing eingeschlossen, dürfe mehr hinein. Es werde zwar etwas länger dauern, die Bewachung der achtzig im Stadtgebiet liegenden Fabriken zu arrangieren, aber die Lösung dieses Problems biete sich ja von selbst an. Ob denn die Firma keine Werkpolizei habe? Der Ex-Verwalter nickte und fügte hinzu, sie sei sehr tüchtig. «Dann beauftragen Sie die Leute doch», sagte der Oberst abschliessend. Das war der erste Schwabenstreich der Besatzungszeit: Während das ganze Krupp-Imperium aufgelöst wurde, blieb als einzige unangetastete Institution – die sich sogar bald vergrössern sollte – der Werkschutz¹¹!

Es war natürlich Oberstleutnant Clarence Sagmoen gewesen, dem Tubbesing geraten hatte, dass der Konzernherr im Schloss war. Der Fahrer des Jeeps war Hauptmann Westerveld, Kriegsberichterstatter Azrael hockte neben dem finster blickenden Maschinengewehrschützen, und hinter ihnen kam ein zweiter Jeep mit fünf weiteren Männern vom Regiment 313, die mit automatischen Waffen ausgerüstet waren. Die Verhaftung prominenter Kriegsverbrecher wurde nicht auf die leichte Schulter genommen; in den Augen der Gegner des Reichs trugen sie die Schuld am Krieg, und es war bekannt, dass einige von ihnen eine SS-Leibwache hatten. Man muss bedenken, dass der Name Krupp zu jener Zeit ein Symbol war. Keiner der Männer, welche die fast kilometerlange, mit Koniferen bestandene Allee zur Villa Hügel hinauffuhren, kannte den Unterschied zwischen Gustav und Alfried, alle dachten, die Familie gehöre zur deutschen Aristokratie, und manche waren überzeugt davon, dass die Zähigkeit des Widerstands bei Werden kein Zufall war – dass sich an der Ruhr fanatische Nazis zusammengeschart hatten, um «Baron Krupp» zu verteidigen. Wenn man alle diese Missverständnisse berücksichtigt, ist es kein Wunder, dass ein so stark bewaffneter Trupp ausgesandt wurde.

Auch im Schloss war man in falschen Ansichten befangen. Alfried hatte per Tele-

fon erfahren, wie die Lage in der Stadt war; seit Tagesanbruch hatte er auf das Kommen der ungeladenen Gäste gewartet. Trotzdem war er noch nicht fertig. Anscheinend wollte er sein Gesicht wahren. Für einen Deutschen seines Ranges erschien es unpassend, den Eindruck zu erwecken, er sei unruhig oder besorgt, und so beschloss er, die Amerikaner warten zu lassen. Karl Dohrmann glaubte die Invasoren dadurch zu ehren, dass er seine teuerste Livree anlegte, aber in den Augen der GIs sah er wie ein Lakai eines reichen Mannes aus, und seine Zurückhaltung wurde als arrogante Herablassung ausgelegt (was es wohl teilweise auch war). Dazu kam, dass sich das gesamte Hauspersonal der Villa Hügel – 125 Leute – vor dem Säuleneingang eingefunden hatte. In den grossen Häusern ist das eine übliche Form des Willkommensgrusses; so wird auch der Hausherr empfangen, wenn er nach längerer Abwesenheit heimkehrt. Andererseits mussten die Soldaten in den beiden Jeeps jede grössere Ansammlung von Deutschen als bedrohlich empfinden, und so waren sie schon, bevor die Wagen anhielten, nervös und auf der Hut. Der Bericht über Alfrieds Verhaftung kann daher nur nach den Erinnerungen von Leuten zusammengestückelt werden, die unter einer starken Nervenbelastung standen, die gegenseitigen Motive falsch auslegten und in den meisten Fällen auch noch mit Sprachschwierigkeiten zu kämpfen hatten.

Oberst Sagmoen löste die vielköpfige Barriere, die da vor ihm stand, auf, indem er sie regelrecht angriff. Als Hauptmann Westerveld bremste, sprang der Oberst aus dem Wagen, die Pistole in der Hand, und rannte auf die Dienerschaft zu. Alles lief auseinander. Als Sagmoen, gefolgt von Westerveld und Azrael, die Eingangshalle betrat, stand der prächtig gekleidete Dohrmann vor ihm. Der Butler, der schon den Kaiser, den Führer und den Duce bedient hatte, liess sich nicht von einem Ausländer einschüchtern, der in seinen Augen ganz wie ein pistolenschwingender, ungebildeter Filmgangster wirkte. Zu seiner Überraschung sprach der Offizier deutsch – und damit begann ein Trommelfeuer von bissigen Fragen und Antworten:

«Wer ist hier zu Hause?»

«Mein Herr, Diplomingenieur Alfried Krupp von Bohlen und Halbach.»

«Wo ist Krupp?»

«Oben.»

«Holen Sie ihn sofort 'runter.»

«Meine Herren, Herr Krupp erwartet Sie. Darf ich Sie bitten, näherzutreten¹².»

Dohrmann war überaus höflich – von jener gelassenen Höflichkeit, die ein Butler gegenüber Handelsvertretern, nicht aber gegenüber hohen Offizieren zeigt. Sagmoen verstand diese Zurechtweisung, aber er wollte sich nicht herausfordern lassen. Stattdessen schlenderte er mit dem Hauptmann und dem Kriegsberichterstatter durch die Halle, betrachtete die Gemälde, eine Sammlung von Kanonenmodellen, die Kronleuchter und die ledernen Buchrücken in der Bibliothek (einige tausend Bände, die meisten über Politik). Zehn Minuten vergingen. Der Oberst kehrte zurück und sah die Treppe mit dem geschnitzten Eichengeländer hinauf. Dort stand Dohrmann wie eine Schildwache. Wieder fragte der Offizier: «Wo ist er?» und erhielt zur Antwort, Krupp werde gleich kommen. Aber das tat er keineswegs; aus den zehn Minuten wurden fünfzehn, zwanzig – Sagmoen wurde wütend. Er zischelte seinem Adjutanten zu: «Ich

gehe nachsehen, was los ist.» Dann schob er den Butler beiseite und rannte, immer zwei Stufen auf einmal, die Treppe hinauf. Azrael berichtete: «Einen Augenblick später folgte ich ihm nach. Anscheinend hatte Sagmoen zuerst in einige Zimmer links von der Treppe (soweit ich mich erinnere) hineingeschaut. Gerade als ich oben ankam, betrat er das nach vorn liegende Zimmer, und als ich das sah, folgte ich ihm und erblickte den grossen, schlanken, tadellos gekleideten Krupp, wie er sich vor einem auf einer Kommode stehenden Spiegel die Krawatte zurechtrückte¹³.»

Alfried trug einen Tagesanzug mit Nadelstreifen; auf dem Tisch neben ihm lag ein schwarzer Filzhut. Während er ihn, immer noch in den Spiegel sehend, langsam aufsetzte, entspann sich zwischen ihm und dem Obersten folgender Dialog, den diesmal der Konzernherr eröffnete:

«Ich bin der Inhaber dieses Gutes; was wünschen Sie?»

«Sind Sie Krupp?»

«Ja, ich bin Krupp von Bohlen.»

«Sie sind verhaftet¹⁴.»

Was dann folgte, ist nicht ganz klar. Azrael beschrieb es so: «Der Oberstleutnant befahl ihm mitzukommen. Die beiden gingen die Treppe hinunter, und während der Diener mit verdutzter Miene dastand, stieg Krupp auf den Rücksitz des Jeeps. Ich sass dicht neben ihm. Der Offizier sass vorn.» Alfried sagte später lediglich: «Es war eine erstaunliche Zeit.» Dohrmanns Version ist dramatischer. Bevor sein Herr erschien, erinnerte er sich, rannten viele Soldaten durch das Schloss und rissen alle möglichen Türen auf. Dohrmann sieht es heute noch deutlich vor sich, wie der Offizier, der Alfried verhaftet hatte, diesen «mit einem brutalen Polizeigriff» hinausführte. Aber an jenem Morgen betrat kein einziger gemeiner Soldat die Villa, und es ist unwahrscheinlich, dass ein Stabsoffizier einen Gefangenen, der sich nach einhelliger Aussage völlig beherrscht benahm, derartig gedemütigt haben soll. Der Bericht des Butlers mag wohl von der Atmosphäre beeinflusst sein, die damals auf dem Hügel herrschte. Die im Hügel-Park versammelten Bediensteten waren wie gelähmt. Für sie war der Schock, zusehen zu müssen, wie der Chef des Hauses abgeführt wurde, genauso gross, wie er für die Bewohner des Führerbunkers gewesen wäre, wenn man den Staatschef abgeholt hätte. Ein Diener rannte mit einer kleinen Reisetasche und einem Lunchpaket aus der Küche des Schlosses herbei. Er kam zu spät; der erste Jeep war schon angefahren. Während er an der Dienerschaft vorbeifuhr, hörte Azrael ein Seufzen: «Krupp! Krupp! Krupp!» Es war wie ein Gebet, wie eine Beschwörung, wie ein unterdrücktes Sieg Heil¹⁵.

Der Maschinengewehrschütze stand aufrecht da wie ein Denkmal des grossen Krupp, und als Alfried erfuhr, dass der Kriegsberichterstatter ein Zivilist war, unterhielt er sich mit ihm auf Englisch. Während der langen Fahrt zum Stabsquartier – das sich damals zwischen Essen und Düsseldorf befand – entspann sich zwischen den beiden «eine ganz nette Unterhaltung», wie der Reporter später sagte. Der Gefangene «betonte, dass er wirklich nichts mit dem Krieg zu tun gehabt habe. Er sei lediglich ein Fabrikant, der Bestellungen angenommen und sie ausgeführt habe. Er habe aus den Regierungsaufträgen nicht einmal viel Gewinn gezogen, sagte er, da die Preise immer Festpreise waren¹⁶.»

Sagmoen, stolz auf seinen Gefangenen, brachte ihn sofort zur Kommandostelle des Regiments 313. Als sie vorgefahren waren, rannten der Oberstleutnant und der Bericht-

erstatte hinein, und Sagmoen rief: «Oberst, ich habe Krupp. Wollen Sie mit ihm sprechen?» Der noch unrasierte van Bibber sagte kurz angebunden: «Ich will den Dreckskerl nicht sehen. Bringen Sie ihn zu den anderen Gefangenen¹⁷.» Trotz der enttäuschten Miene seines Untergebenen hatte der Regimentskommandeur wohl die richtige Entscheidung getroffen. In der Villa Hügel hatte Alfried sich verpflichtet gefühlt, die Männer, die ihn verhaften wollten, warten zu lassen; hier war der ranghöchste Offizier der Meinung, es sei nicht richtig, sich persönlich mit ihm abzugeben. Andererseits war eine Umzäunung für Kriegsgefangene bestimmt nicht der richtige Ort für einen Kriegsverbrecher. Zivilisten gehörten nicht zu Wehrmachtgefangenen, und ausserdem hatten die Spezialisten des Nachrichtendienstes das erste Anrecht auf diesen Mann.

Das erste Verhör fand am Nachmittag in der Küche einer bombengeschädigten Wohnung statt. Krupp erklärte sich damit einverstanden, dass man sich dabei der englischen Sprache bediente, und einer der Offiziere fragte: «Warum haben Sie das Ruhrgebiet nicht verlassen¹⁸?»

Alfried zuckte mit den Schultern. «Ich wollte bei meiner Fabrik bleiben, wo ich hingehöre, bei meinen Mitarbeitern.»

«Sind Sie ein Nazi?»

«Ich bin ein Deutscher.»

«Sind Sie Mitglied der Nazipartei?»

«Nun ja, aber das sind die meisten Deutschen*.»

«Wie hoch ist Ihr derzeitiges Gehalt?»

Offensichtlich unangenehm berührt, nahm Krupp eine Camel aus dem Etui, tippte sie fest, zündete sie nachdenklich an – niemand hatte ihm Feuer angeboten – und erwiderte: «Vierhunderttausend Mark im Jahr**.»

«Glauben Sie immer noch, dass Deutschland den Krieg gewinnen wird?»

Alfried, der gerade Schuldverschreibungen im Wert von 200 Millionen Reichsmark abgestossen hatte, blinzelte ungläubig durch den Zigarettenrauch und erwiderte trocken: «Das weiss ich nicht. Die Politik ist nicht mein Geschäft. Mein Geschäft ist die Stahlerzeugung.»

«Was werden Sie nach dem Krieg machen?»

«Ich hoffe, ich werde die Fabriken wieder aufbauen und die Produktion aufnehmen.»

Sie starrten ihn feindselig an, da sie annahmen, er meine die Produktion von Waffen, und entliessen ihn; dann studierten sie Fotografien von unfertigen Waffen, welche die Nachrichtentruppe in der Gussstahlfabrik gemacht hatte: zwei Geschützrohre vom Typ «Schwerer Gustav», wie sie schon bei Sewastopol verwendet worden waren, und die Wannan für einen neuen 177 Tonnen schweren Panzer. Das Verhör war nicht son-

* Das stimmte nicht. Von 79'529'957 deutschen Staatsbürgern waren etwa 5'000'000 (6%) Parteigenossen, und 1'040'520 (1,3%) hatten Dienstgrade in der Parteiführung. (Nürnberger Bericht über *Nazi Conspiracy and Aggression*, Tabelle 14, 69 32 61 0-47 VII.)

** Jede Zahl war in diesem Zusammenhang irreal. Die Frage offenbart die Unwissenheit des Fragers. Alfried hatte gezögert, weil er nicht für ein «Gehalt» arbeitete. Als alleiniger Inhaber gehörte ihm alles. Am 11. April 1945 hatte er keine Ahnung, wie hoch sein Besitz zu veranschlagen war.

derlich ergiebig gewesen; man würde wieder darauf zurückkommen. Aber Alfried glaubte, das sei schon alles gewesen. Als man ihn in die Villa Hügel zurückbrachte und ihm sagte, er müsse im «Kleinen Haus» – mit seinen 60 Zimmern – unter Hausarrest bleiben, nahm er an, dass diese Freiheitsbeschränkung in ein paar Tagen aufgehoben werden würde. Das erschien ihm logisch. Schliesslich hatten die Alliierten die Wehrmacht ja besiegt. Einen Freund, der ihn besuchte, erinnerte er philosophisch daran, dass Hindenburg, als man ihn fragte, ob er oder Ludendorff die Schlacht bei Tannenberg gewonnen hätte, antwortete: «Das weiss ich nicht, aber wenn wir sie verloren hätten, würde ich als der Verlierer in Erinnerung bleiben.» Als alleiniger Inhaber der Waffenschmiede des Führers war er darauf gefasst, seinen Teil der Last eines verlorenen Krieges auf sich zu nehmen, so wie es auch sein Vater getan hatte¹⁹.

Das Erwachen kam langsam. Von Tag zu Tag wurden die Sicherheitsvorschriften im Kleinen Haus schärfer. Er durfte nicht mehr von Korrespondenten interviewt werden, und da keine Informationen mehr hinausdrangen, tauchten in der Weltpresse die seltsamsten Gerüchte auf. Folgende Schlagzeile erschien in der *New York Times* vom 16. April: «800-Zimmer-Haus von US-Truppen eingenommen»; *Time* berichtete über die «von hohen Mauern umschlossene Villa Hügel, den abgeschiedenen Besitz des mächtigen, geheimnisvollen Alfred [sic!] von Bohlen und Halbach»; *Associated Press* meldete, er sei in einem Gärtnerhäuschen eingesperrt, und der *London Sunday Express* informierte seine Leser, dass die amerikanischen Soldaten von Krupp als «*Little Alfie*» sprachen. In Wirklichkeit sprachen die GIs überhaupt nicht über ihn, weil sie von seinem Aufenthalt nichts wussten. Am 21. Mai wurde er unter schwerer Bewachung aus dem Schloss weggebracht. Einen Monat später meldete die *Times*, er sei den Engländern übergeben worden, und am Abend des 13. August gab die *British Broadcasting Corporation* bekannt, dass er an einen «unbekannten Ort» gebracht worden sei. Es handelte sich um Recklinghausen, wo die anderen Schlotbarone ihn zum Lagersprecher wählten. In einem späteren Communiqué wurde er offiziell als «Internierter der Britischen Rheinarmee» bezeichnet. Tatsächlich war er seit dem Tag der BBC-Meldung unter dem Verdacht des Kriegsverbrechens formell inhaftiert. Dieses Datum ist interessant; Gustav wurde von den Alliierten erst am 30. August beschuldigt – damals hatte die Anklagebehörde noch keine Ahnung von seinem desolaten Zustand –, und doch waren die Engländer schon zwei Wochen vorher davon überzeugt, dass gleichgültig, wie der Fall des Vaters ausgehen würde, genug Beweismaterial vorläge, um den Sohn zu überführen²⁰.

Alfried hingegen war nicht davon überzeugt. Er hatte schon das Hauptargument für seine Verteidigung ausgearbeitet – dass man ihn nur wegen des Rufs, den die Dynastie hatte, strafrechtlich verfolge. Drei Jahre später, in seiner Schlussklärung in Nürnberg, hatte er aus diesem Konzept ein Meisterwerk gemacht: «Als ich im Jahre 1943 der verantwortliche Träger des Namens und der Tradition Krupp wurde, ahnte ich nicht, dass mich dieses Vermächtnis einmal auf die Anklagebank führen würde ... Und doch [stand] der Name Krupp schon lange vor Ende des Krieges auf der Liste der Kriegsverbrecher. Nicht wegen der Vorwürfe, die die Anklage jetzt gegen uns zusammenträgt, sondern wegen der Vorstellung, die ebenso alt wie falsch ist: Krupp wollte und machte Krieg.» Dadurch, dass er die Plünderungsaktionen der Firma in anderen

europäischen Ländern und die massiven Beweise für die an den Sklavenarbeitern begangenen Verbrechen unerwähnt liess, gelang es ihm später, die deutsche Öffentlichkeit – und schliesslich auch Geschäftsleute in westlichen Ländern – davon zu überzeugen, dass er aufgrund des Zufalls der Geburt verurteilt worden war²¹.

Einmal fragte ihn ein deutsch-amerikanischer Wachtposten, wie er angesprochen werden wünsche: Als Herr Alfried, Herr von Bohlen oder Herr Krupp von Bohlen und Halbach? Der Konzernherr erwiderte kurz: «Nennen Sie mich Krupp. Wegen dieses Namens bin ich hier. Diese Zelle ist mein Anteil an dem grossen Krupp-Erbe²².»

Die Verhaftung hatte besonders auf den Butler der Villa Hügel eine niederschmetternde Wirkung und hat ihn wahrscheinlich zu einem der ersten europäischen Nachkriegsgegner der Amerikaner gemacht. Alles, was er in den Tagen, die auf Alfrieds Verhaftung folgten, sehen musste, schien sein Vorurteil zu rechtfertigen. Er konnte verstehen, dass im Schloss Infanterie einquartiert wurde. Er konnte sogar noch verständnisvoll zusehen, wie die GIs den halben Weinkeller der Familie ausräumten – schliesslich war er selbst im Ersten Weltkrieg an der Westfront gewesen. Es waren ihre Manieren, die er so unentschuldig fand. Später, als die Kampftruppen abgezogen waren und einer der Diener feststellte, dass die amerikanischen Besatzer sich jetzt tadellos benähmen, erwiderte Dohrmann kurz und bündig: «Natürlich. Es sind ja Deutsche. Sie gingen über das Meer, als sie noch jung waren. Aber Blut lässt sich nicht verleugnen²³.»

Sie waren keine Deutschen, sie waren zum erstenmal in Europa, und Blut ist nur eine Körperflüssigkeit. Was der Butler nicht begriff, war, dass in Friedenszeiten Soldaten es sich leisten können, höflich zu sein, ja, dass sie es sogar müssen, während Kampftruppen immer rauhe Manieren haben. Auf Oberst Sagmoens kleinen Trupp folgte eine Invasion von verdreckten, groben Männern, die ins Haus hereinplatzten, die kostbare Eichenbalustrade mit ihrer Ausrüstung zerschrammten und die Wendeltreppe zum riesigen Oberlicht der Villa Hügel hinaufrasten. Die Nazi-Werwölfe hatten diesen Beobachtungsposten zwar nicht benützt, aber die 79. Division hielt ihn für brauchbar. Nun sind Artilleriebeobachter fast immer überreizt. Sie hocken auf meist gut erkennbaren Aussichtspunkten und bieten dem Feind ein prächtiges Ziel. Wenn diese Soldaten mit dem Hauspersonal grob umgingen, dann nur, weil sie jeden Moment damit rechnen mussten, von ihrem Ausguck wieder vertrieben zu werden. Als ein Tag nach dem anderen verging, ohne dass sie vom anderen Flussufer durch Scharfschützen belästigt wurden, waren sie höchst verblüfft; entweder war die Villa Hügel für die Feinde ein heiliger Ort, schlossen sie, oder denen da drüben ging die Munition aus.

Trotz des massierten Artilleriefeuers, das vom Dach der Villa Hügel aus gelenkt wurde, blieb die amerikanische Offensive stecken. Sechs Tage lang musste jeder Stosstrupp, der über den Fluss wollte, aufgeben. Am 17. April besuchte erstmals ein amerikanischer General die Villa Hügel. Generalmajor Matthew Bunker Ridgway, Kommandeur des XVIII. Luftlandecorps, empfand die Stockung des Vormarschs als persönliche Herausforderung. Er hatte gerade seinen fünfzigsten Geburtstag gefeiert,

und die verbissenen Kämpfer auf dem anderen Ruhrufer hatten ihr Bestes getan, um ihm diesen Tag zu verleiden. Er kletterte zum Oberlicht hinauf – wobei er etliche Handgranaten mitschleppte, die an seinem Kampfanzug baumelten –, studierte das waldige Ufer auf der anderen Seite, kletterte wieder herunter und fragte, ob einer der anwesenden Deutschen Englisch spreche. Fritz Hardach trat hervor. Villa Hügel hatte jetzt einen anderen Herrn, und das Geschützfeuer hatte an Heftigkeit zugenommen, aber Hardach war in seinem Gästezimmer im dritten Stock geblieben. Das Benehmen der GIs liess ihn kalt. Wenn die «Amis» ihn in Ruhe liessen, würde auch er sich nicht um sie kümmern. Er glaubte, dass Eisenhowers Fraternisierungsverbot sowieso jede Verständigung unmöglich machte, und war daher von Ridgways Frage überrascht²⁴.

Der General wollte sich nicht nur unterhalten; er war sogar freundlich. Was hatte es für einen Sinn, dieses Blutvergiessen fortzusetzen? fragte er Krupps Mitarbeiter. Vor zwei Tagen hatte er einen Unterhändler mit weisser Flagge in Models Hauptquartier geschickt, mit dem Auftrag, den Gegnern klarzumachen, dass ihre Lage hoffnungslos war. Ridgway hatte Robert E. Lees Entscheidung bei Appomattox zitiert, die genau 80 Jahre zurücklag und hatte weitergeschrieben: «Sie stehen jetzt vor der gleichen Wahl. Denken Sie an die Soldatenehre, an den Ruf des deutschen Offizierscorps, an die Zukunft ihres Landes – legen Sie sofort die Waffen nieder. Das Leben der Deutschen, die dadurch gerettet werden, wird viel dringender dafür benötigt, Ihrem Volk den ihm gebührenden Platz in der menschlichen Gesellschaft wiederzugewinnen.» Einer von Models Stabsoffizieren hatte ihm ausrichten lassen, dass das Offizierscorps – wegen seines Eides dem Führer verpflichtet – niemals einen solchen Verrat begehen könne. «Warum», wollte der Corpskommandeur von Hardach wissen, «erhebt sich die Zivilbevölkerung da drüben nicht gegen diese Wahnsinnigen?» Mit behutsamen Worten wies Hardach den General, so taktvoll wie möglich, darauf hin, dass die amerikanische Armee jetzt seit fast einer Woche versuchte, am südlichen Ufer des Flusses einen Brückenkopf zu bilden. Wenn die Vereinigten Staaten nicht mit diesen Wahnsinnigen fertig würden, was konnten dann die Einwohner von Werden tun? Ridgway schwieg einen Augenblick. Dann sagte er: «Ich verstehe²⁵.»

Er wandte sich rasch ab und bat dann darum, durch das Schloss geführt zu werden. Hardach zeigte ihm alles: Die Privaträume des Kaisers, den Schreibtisch, an dem Bertha und Gustav gearbeitet hatten, Alfrieds mit Leder ausgeschlagenes Arbeitszimmer, den Bankettisch für 65 Gäste, die Wandmalereien von Onkel Felix, die drei von Van den Hecke 1709 gewebten Gobelins über die «Liebschaft der Venus mit Apollo», das chinesische Zimmer, das grüngekachelte Schwimmbassin, die lebensgrossen Portraits von Krupps und Kaisern – das von Hitler hatte man unauffällig entfernt – und den geheimen Gang zum Kruppunker. Als sie am Ende des Rundgangs wieder in die grosse Halle zurückkamen, bemerkte der General einen einfachen Soldaten, der mit einem Golfschläger übte. «Wo haben Sie das her?» fragte er. Der Soldat deutete auf einen Schrank. Hardach sagte, dass der Golfschläger Gustavs Eigentum sei, und Ridgway – der damals noch nichts davon gehört hatte, dass ein aus 137 Wagen bestehender Güterzug 4174 Kisten mit französischen Kunstschätzen ins Reich gebracht hatte, wo sie die Wohnungen von Trägern des goldenen Parteiabzeichens schmückten – sagte streng: «Legen Sie ihn zurück.»

Dann rief er einen Oberleutnant zu sich und sagte: «Dieses Haus ist eine Art Museum. Ich möchte, dass alles so bleibt, wie es jetzt ist. Auch zukünftige Generationen sollen das sehen können, was ich heute gesehen habe²⁶.»

In jenem Frühling konnte sich niemand vorstellen, dass der Krupp-Regent, mit dem neuen deutschen Kanzler an der Seite, hier einst wieder Staatschefs empfangen würde, während die draussen versammelten Kruppianer das Deutschlandlied sangen. Aber bevor aus der Villa Hügel wieder etwas werden konnte, mussten erst einmal die Wahnsinnigen auf der anderen Seite des Flusses zu Verstand gebracht werden. Ridgway ordnete an, dass das Schloss gegenwärtig als Beobachtungsposten zu dienen habe, «was bedeutete», wie Hardach es später ausdrückte, «dass die Granaten weiterhin über unsere Köpfe heulten». Am 1. Mai schöpfte man neue Hoffnung. Vom Hamburger Sender kam eine ermutigende Neuigkeit. Zuerst erklang Bruckners Siebente, als Trauermusik gespielt, danach dumpfes Trommelrasseln und schliesslich die tiefe, erschütterte Stimme eines Nachrichtensprechers:

In seinem Arbeitszimmer in der Reichskanzlei gab heute nachmittag unser Führer, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, sein Leben für Deutschland. Am 30. April ernannte der Führer Grossadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger. Der Grossadmiral spricht jetzt als Nachfolger des Führers zum deutschen Volk²⁷.»

Das war also die *Lex Dönitz*. Ganz offensichtlich gab es für den Nutzniesser dieses Gesetzes nur einen Kurs: sofortige Kapitulation. Aber zwölf Jahre lang waren in diesem seltsamen Land bittere Wahrheiten vertuscht worden, und der Admiral, dessen Land zersplittert war, überraschte die Weltöffentlichkeit mit der Erklärung, er beabsichtige, gegen die Russen weiterzukämpfen: «Solange wir uns weiter gegen euch verteidigen und gegen euch kämpfen müssen, kämpfen die Amerikaner nicht für sich, sondern allein für die Ausbreitung des Bolschewismus in Europa²⁸.»

Das verlieh der hartnäckigen Armee von Extremisten am anderen Ufer der Ruhr neue Begeisterung. Obwohl die Amerikaner und Engländer ihnen klarzumachen versuchten, dass ein separater Friedensschluss Verrat an allen Mitgliedstaaten der neugegründeten Vereinten Nationen wäre, setzten sie ihren selbstmörderischen Widerstand bis in die Nacht vom 6. zum 7. Mai fort; um Mitternacht schwiegen plötzlich die Waffen am Südufer; auf irgendeine Weise war die Nachricht von der bevorstehenden Kapitulation des Reichs bis zu den Werwölfen, Volkssturmmännern und Fallschirmjägern vorgedrungen. Knapp drei Stunden später unterzeichneten General Alfred Jodl und Admiral Hans von Friedeburg in einem kleinen roten Schulhaus in Reims die Kapitulationserklärung. Als Jodl seinen Federhalter auf den Tisch legte, sagte er: «Ich kann in diesem Augenblick nur der Hoffnung Ausdruck geben, dass der Sieger uns mit Grossmut behandeln wird²⁹.» Im Osten zerschlug sich allerdings diese Hoffnung. Obgleich der Waffenstillstand am 8. Mai proklamiert wurde, fuhr die Rote Armee fort, bis zum 9. Mai um null Uhr eins, bis zum offiziell festgesetzten Endtermin der Feindseligkeiten, die deutsche Zivilbevölkerung abzuschlachten; in den letzten Stunden, als ihre Verbündeten schon die Waffen niedergelegt hatten, nahmen sie noch die Trümmerstadt Dresden ein.

Im verwüsteten Ruhrgebiet war der Kriegslärm verklungen. Von Werden aus fiel kein

Schuss mehr. Kleine Boote mit Lebensmitteln und Medikamenten kreuzten über den Baldeney-See unterhalb der Villa Hügel, und das von Generalmajor Ernest N. Harmon befehligte XXII. US-Corps wählte den Besitz des Konzernherrn als vorübergehendes Quartier. Die Luftschutzleitern, die auf Alfrieds Anweisung gegen die Aussenwände der Villa Hügel gelehnt worden waren, wurden weggetragen; der Ballsaal verwandelte sich in einen Kartenraum, der Kommandierende Offizier schlief im Bett des Kaisers, und der Bankettsaal war für die Staboffiziere reserviert. Krupps Heim war bestens für all die kleinen Bequemlichkeiten geeignet, die den amerikanischen Soldaten von ihrer dankbaren Regierung zugestanden wurden. In den riesigen Küchen der Villa Hügel wurden Festmähler zubereitet, während sich Unteroffiziere in der Grotte sonnten oder im äusseren Teich fischten³⁰.

Den jüngeren Offizieren bot das Schloss ideale Zerstreungen. Zum erstenmal seit 1913 wurde in das Schwimmbassin Wasser eingelassen, und die Umkleidekabinen wurden hergerichtet. In Gustavs chinesischem Zimmer stellte man Billardtische auf, und Margarethe Brandt, die vor über einem halben Jahrhundert Berthas und Barbaras Erzieherin geworden war, gab den GIs Deutschunterricht³¹. Mindestens einmal in der Woche räumten Karl Dohrmann und seine Helfer alle Karten aus dem Ballsaal, und das Musikcorps rückte an. Da Deutsche noch nicht eingeladen werden durften, waren die Herren in der Überzahl, doch sorgten WACs und Mädchen aus anderen europäischen Ländern dafür, dass die Tanzfläche immer voll war. Unter den Tänzerinnen war auch Ernestine Roth. Nachdem sie und ihre Schwester aus dem Krankenhaus entlassen worden waren, hatten sie endlich entdeckt, was und wo die Villa Hügel war. Wenn sie durch den Bankettsaal ging, blieb Ernestine manchmal stehen und berührte das goldene Tafelbesteck, wobei sie daran dachte, wie Krupp damit gespeist hatte, während unten in der Stadt Kinder verhungerten.

Elisabeth tanzte selten. Ihre Beine waren immer noch nicht in Ordnung. Bei warmem und trockenem Wetter fühlte sie sich wohl, aber wenn die Luftfeuchtigkeit nur ein bisschen anstieg, litt sie unter starken Schmerzen. So geschah es, dass sie während eines Tanzabends an der Rezeption in der Eingangshalle sass, als eine elegante Frau von Anfang Dreissig eintrat und auf Deutsch fragte, ob sie in ihr Zimmer gehen dürfe. Elisabeth war überrascht; soviel sie wusste, wohnten nur Männer im Schloss. Schüchtern erklärte die Besucherin, sie sei Irmgard Raitz von Frenz, geborene von Bohlen – ein Mitglied der Familie Krupp. Dies hier sei ihr Zuhause – gewesen, und in einem Schrank oben hinge noch einer ihrer Pelzmäntel. Vielleicht würde er ihr in den kommenden Monaten gute Dienste leisten; die Zeiten seien so hart. In dieser Gegend sei es im Winter manchmal sehr kalt, erklärte sie. Nach einer kurzen Pause erwiderte Elisabeth mit ruhiger Stimme, dass sie das wisse. Dann winkte sie einen Diener herbei und befahl ihm, den Mantel der Dame zu holen³².

Im Morgengrauen des 11. April – am Tag, an dem Alfried von den Amerikanern verhaftet wurde – raste Oberst Otto Skorzeny unter heftigem Beschuss in wilden Zickzacklinien über die Floridsdorfer Brücke in Wien und gab von der nächsten Gestapo-stelle einen Funkspruch an Hitler durch, dass die Stadt verloren sei. Österreich war ganz überraschend zu einem Hauptkriegsschauplatz geworden. Der NKWD hatte in

der Hauptstadt eine Marionettenregierung eingesetzt, und obgleich sich die Amerikaner (im Gegensatz zu Winston Churchill) nicht an Stalins Territorialansprüchen stiessen, waren sie darauf versessen, die Alpenfestung in die Hand zu bekommen, die dem Führer angeblich als letzter Zufluchtsort dienen sollte. Niemand wusste genau, wo die Festung war, und Shaef hatte zunächst einmal den Berghof, Hitlers berühmtes Haus in Berchtesgaden, umzingeln lassen. Berchtesgaden war nur ein paar Kilometer von Salzburg entfernt, genau wie Blühnbach³³.

Die Entstehung der Legende von der Alpenfestung ist ungeklärt. Im Jahr 1944 kamen Allen Dulles Gerichte von einer stark befestigten Verteidigungsanlage in den österreichischen Alpen zu Ohren, und er sandte von der Schweiz aus eine Nachricht nach Washington. Dann machte jemand von der Massachusetts Avenue auf einer Cocktailparty in der Botschaft eines neutralen Landes eine unvorsichtige Bemerkung, eine chiffrierte Meldung ging nach Berlin ab, und Goebbels liess sich die Gelegenheit nicht entgehen, diese Fabel weidlich auszuschlachten. Um die Weihnachtszeit glaubte jeder amerikanische Kommandeur daran, General George Marshall eingeschlossen. «Nach der Einnahme des Ruhrgebiets», schrieb Eisenhowers Stabschef, General Walter Bedell Smith, ein Jahr nach dem Krieg, «waren wir davon überzeugt, dass es keine Kapitulation geben würde, solange Hitler am Leben war. Es herrschte allgemein die Ansicht, dass wir gezwungen sein würden, die Überreste der deutschen Wehrmacht Stück für Stück zu vernichten, was die Aussicht auf einen abschliessenden längeren Feldzug in den zerklüfteten Gebirgsgegenden des westlichen Österreich und des südlichen Bayern eröffnete, die als Verteidigungsbollwerke bekannt sind³⁴.»

Nachdem Models Armee isoliert worden war, hatte der Oberbefehlshaber daher die Masse seiner Truppen unter Omar Bradley in der Gegend von Kassel konzentriert. Während er nach Osten gegen Mitteldeutschland vorstiess, hatte Bradley seine rechte Flanke nach Süden in die Donauebene westlich von Wien vorgeschoben, und den Russen teilte er mit, dass er die Alpenfestung besetzen wolle, ehe er sich mit ihnen vereinige. Die höheren deutschen Offiziere wussten genau, dass es die Alpenfestung nur in den Träumen des Führers gab; so wurde ein Feldmarschall, der später behauptete, er sei dorthin geflogen, um den letzten Widerstand vorzubereiten, in den Augen seiner Kameraden zum Symbol für Feigheit³⁵. Bradley genügte es jedoch, dass Eisenhower daran glaubte, und so geschah es, dass Blühnbach, das auf der Linie München-Wien liegt, zwischen den Amerikanern und den Russen eingeschlossen wurde. Im Radio hörte Berthold immer wieder Fritzsches Schrei: «Männer, tut eure Pflicht! Ihr haftet mit eurem Leben und eurer Ehre!» Alfrieds Bruder fand diese Aufforderung wenig begeisternd. Was jetzt noch Pflicht und Ehre war, wurde von Stunde zu Stunde unklarer; klar jedoch war, dass das Leben seiner Eltern und seine eigene Zukunft weniger von Heldenmut als von gesundem Menschenverstand abhing. Im Gegensatz zu Millionen von Menschen, die Fritzsche zum letztenmal um das Hakenkreuz scharte, verstand Berthold Englisch. Er hatte den amerikanischen Kurzwellenfunk abgehört, und obwohl er die Kodeworte nicht kannte, wurden die Funksprüche zwischen «Able», «Easy» und «Fox*» immer verständlicher. Anscheinend war eine amerikanische Armee auf dem Weg hierher. Das war eine erfreuliche Nachricht für Blühnbachs eifrigsten Radiohörer;

* Decknamen für amerikanische Kompanien im Krieg.

wenn Alfried sich keine Gedanken um ein etwaiges Interesse der Feinde an der Dynastie machte – Berthold dachte anders. Unglücklicherweise war es nicht ganz so einfach. Anderen Meldungen zufolge näherte sich eine zweite Armee vom Donaubecken her. Moskau hatte zwar den von Shaef übermittelten Geheimerbericht, wonach «einige der wichtigsten Ministerien und Persönlichkeiten des Naziregimes bereits in das Gebiet der Festung übersiedelt sind ³⁶», ignoriert, doch schnappten sich die Russen sovjet Land wie nur möglich. Während ein Drittel der anglo-amerikanischen Armeen unter Generalleutnant Jacob L. Devers nach Österreich vorstieß, eilte ein Viertel der sowjetischen Streitkräfte – zwei Armeegruppen unter Führung der Marschälle Rodion I. Malinowski und Fedor Talbukhin – von Wien aus heran. Berthold wusste die einzelnen Truppenstärken nicht, aber die idyllische Landschaft, die ihn umgab, war anscheinend das Ziel von ein paar Millionen Soldaten. Verständlicherweise wollte er seinen Vater nicht in die Hände der Russen fallen lassen. Für die Welt war Krupp immer noch gleichbedeutend mit Gustav, und den Kommunisten, die sich mehr für ein Schlagwort als für Gerechtigkeit interessierten, war es durchaus zuzutrauen, dass sie ihn als Repräsentanten des Kapitalismus vor ihr Gericht bringen würden. Die Tatsache, dass er gelähmt war, konnte für einen Schauprozess kein Hindernis sein. Die Russen waren erfahrene Regisseure.

Der Ausgang des Wettrennens war knapp. Am 25. April, vormittags 10 Uhr, erschienen schwere amerikanische Bomber in zwei Wellen über dem Kamm des Hohen Göll und legten des Führers geliebten Berghof in Schutt und Asche. Die Infanterieeinheiten von Devers' 6. Armeegruppe hatten die Berge umgangen und waren nur 15 Kilometer über Berchtesgaden hinaus vorgedrungen, als Jodl und Friedeburg die Kapitulation unterzeichneten. Damit war Gustav gerettet, und die Historiker dürften diesen Umstand genauso begrüßen wie die Krupps: Nur dadurch war es möglich, Gustavs Verantwortung von der seines Sohnes abzugrenzen. Aber die Retter hatten keine Ahnung, wen sie eigentlich befreit hatten. Der Name Blühnbach war ihnen unbekannt. Es war nicht auf den Karten eingezeichnet, und selbst wenn, hätten sich die Offiziere ohne Fremdenführer in den Pässen nicht zurechtgefunden. Ein Satz in dem oben erwähnten Shaef-Bericht hatte gestimmt: «Aufgrund der Beschaffenheit des Terrains ist dieses Gebiet praktisch undurchdringlich.» Das wusste Berthold auch, und deshalb ging er selbst zu den Amerikanern, sobald er erfuhr, dass sie in der Nähe waren. Gegen Ende April, als sein Bruder im «Kleinen Haus» unter Hausarrest stand, machte er sich auf den Weg zu einem neun Kilometer entfernten Dorf und sprach dort mit einigen jungen amerikanischen Offizieren. Später erzählte er:

«Ich sagte ihnen, wer wir waren und wo wir waren. Sie waren sehr korrekt. Sie kamen und inspizierten das Haus und verhörten meine Mutter, aber sie liessen meinen Vater in Ruhe. Er sass auf einem Balkon und startete in die Gegend. Ich zeigte ihnen, dass er da war. Sie überzeugten sich davon, indem sie ihn durch ein Fenster betrachteten, aber sie störten ihn nicht³⁷.»

Einige der jungen Offiziere mögen sich gewundert haben, weshalb sie hergerufen worden waren. Ihnen muss der graue Invalide so erschienen sein, wie ein mitfühlender Deutscher ihn beschrieben hatte – als alter Mann, «noch immer vom Tode vergessen».

Die Amerikaner konnten ja nicht ahnen, dass sie den Mann vor sich hatten, der Platz 13 unter den ersten 22 Kriegsverbrechern einnahm, denen sechs Monate darauf vor einem Internationalen Militärtribunal der Prozess gemacht werden sollte; das IMT wurde erst am 8. August ernannt. Aber die amerikanischen Generale wussten schon vorher, dass es derartige Prozesse geben würde. Am 7. Oktober hatte der Ausschuss für Kriegsverbrechen bei den Vereinten Nationen seine Tätigkeit aufgenommen und an jede Regierung eine Ausfertigung der Liste geschickt, und, wie der Chronist des IMT sich ausdrückte, «Gustav Krupp wurde von allen verbündeten Ländern als einer der wichtigsten Kriegsverbrecher betrachtet». Bei dieser Sachlage möchte man meinen, dass der ersten Kontrolle auf Blühnbach rasch weitere folgten. Berthold war darauf vorbereitet – aber niemand kam. Der senile Schlotbaron wurde ignoriert; Mai und Juni gingen vorüber, und das ehemalige Jagdschloss des Erzherzogs, dessen Tod das seit 31 Jahren anhaltende Karussell europäischer Kriege ausgelöst hatte, schlummerte vergessen in der Sommersonne³⁸.

Es ist den dramatischen Ereignissen und absurden Zufällen, die die vierhundertjährige Geschichte der Dynastie kennzeichnen, ganz und gar angemessen, dass der erste hohe Offizier, der auf Blühnbach auftauchte, ein entfernter Verwandter war. Es hatte ihn aus einem ganz anderen Grund nach Blühnbach verschlagen. Oberst Charles W. Thayer, West-Point-Absolvent des Jahres 1933, war damals im Stab von General Mark Clark. Thayer hatte von den prächtigen Gamsjagden in den österreichischen Alpen gehört, und im Juli beschloss er mit einem Klassenkameraden aus West-Point, eine Jagdhütte zu «befreien» und Ferien zu machen. Zwei Jahrzehnte später sollte der andere Offizier ein distinguiertes General sein, aber 1945 hatte keiner von beiden ausreichende Befugnisse, um auf eigene Faust irgendeinen Besitz requirieren zu können. Daher hatte Thayer die Absicht, sich als Beauftragter des Generals auszugeben, der, wie er zu behaupten gedachte, ein begeisterter Jäger sei. Wenige Soldaten hätten es gewagt, Mark Clarks Namen für private Zwecke zu benützen, aber Charles W. Thayer war eben kein gewöhnlicher Mensch. Er hatte an der Saint Paul's-Universität studiert, stammte aus einer sehr angesehenen Familie, war Mitglied der guten Gesellschaft und verfügte über grossen persönlichen Charme. Seine Schwester Avis hatte einen anderen Absolventen von Saint Paul's geheiratet, Charles E. «Chip» Bohlen, den brillanten Diplomaten, der im Krieg Erster Sekretär der amerikanischen Botschaft in Moskau gewesen war, in Teheran und Jalta zu den Beratern von Präsident Roosevelt gehört hatte und im vergangenen Monat bei der Gründungskonferenz der UN in San Francisco eine wichtige Rolle gespielt hatte. Chip Bohlen sprach zwar nie darüber – aber sein Grossvater und Gustavs Vater waren Brüder gewesen³⁹.

Oberst Thayer war diese Verbindung bekannt, er hatte sie den anderen Offizieren gegenüber erwähnt, und daher hatte er sofort begriffen, wie wichtig Blühnbach war. Wie Oberst Sagmoen in Essen fuhr er mit zwei Jeeps die mit rotem Granit gepflasterte Auffahrt zum Schloss empor, und wie Sagmoen wurde auch er von einem Butler im Gehrock empfangen. «Amerikanische Obersten verhandeln nicht mit Butlern», sagte er scharf. Dann wandte er sich brüsk ab und wartete, bis er zögernde Schritte hörte. Berthold trat auf – blass, nervös, bemüht, mit einem gequälten Lächeln. «Er war zu

Tode erschrocken – was man ihm nicht verdenken konnte», erzählte Thayer später. Dies war ein geeigneterer Gesprächspartner, entschied der Oberst im Stillen; nachdem er überlegt hatte, welche Taktik er einschlagen sollte, beschloss er, «saugrob» zu sein. Es gelang ihm ausgezeichnet; er selbst drückte es so aus: «Hätte ich Sporen getragen, dann hätte ich sie quer über den Esszimmertisch gezogen.»

Über welchen Tisch? In welchem Esszimmer? Erst als ihn Berthold ins Haus gebeten hatte, bekam Thayer einen Begriff von der Grösse des Schlosses. Da gab es grosse und kleinere Zimmerfluchten, gegabelte Treppen, die zu unzähligen Korridoren führten, Höfe und Gärten und eine Unmenge Nebengebäude. Es war wie eine Miniaturstadt. Hier konnten die beiden Besucher unmöglich bleiben. Keiner würde wissen, wo der eine den anderen finden könnte. Er räusperte sich und fragte mit strenger Miene, ob Herr von Bohlen von Mark W. Clark, dem Vier-Sterne-General, der die amerikanischen Besatzungstruppen in Österreich kommandiere, gehört habe. Berthold nickte. General Clark wolle eine Jagdhütte haben, sagte Thayer, und kein Schloss. Berthold erwiderte rasch, dass er sicher etwas Passendes zur Verfügung stellen könne; der Familie gehörten viele Jagdhütten in der Umgebung. Aber vielleicht sei der Oberst gekommen, um mit seinen Eltern zu sprechen? Sein Vater sei krank, und seine Mutter pflege ihn in dem Zimmer gleich hinter jener Tür. Wenn jedoch ...

Der amerikanische Offizier schüttelte den Kopf. Er hatte bekommen, was er gewollt hatte. Während die Besucher durch die getäfelten Räume mit den Jagdtrophäen zurückgingen, versicherte ihm Berthold, dass die Jagdhütte angemessen mit Waffen, Munition, Wäsche und Tafelsilber ausgestattet würde; auch für die Bedienung würde er sorgen. Inzwischen hatte sich das Kräfteverhältnis zwischen den beiden Männern verschoben. Berthold hatte keine Angst mehr und ahnte den wahren Grund dieses Besuchs. Daher schlug er mit sanfter Stimme einen kleinen Handel vor. Eine der Eigentümlichkeiten des Zustands seines Vaters sei, dass der alte Mann beim kleinsten Geräusch unruhig werde, und in der letzten Zeit sei in den umliegenden Wäldern viel geschossen worden. Thayer nickte. «Das habe ich selbst gehört. Klingt wie reguläres Gewehrfeuer. Das ist die 101. Infanteriedivision, die hinter den Gemen her ist.» Vielleicht würde der amerikanische Vier-Sterne-General seinen Aufenthalt angenehmer finden, wenn Blühnbach für die Mannschaftsgrade zum Sperrgebiet erklärt werden könnte, regte Alfrieds Bruder an. Thayer gab einen Grunzlaut von sich und nahm sich vor, mit Max Taylor darüber zu sprechen. (Am nächsten Tag erfüllte der Divisionskommandant seine Bitte.) «Berthold war riesig nett», erzählte Thayer später, «und gar nicht mal dumm. Er wusste, wie er mit mir umzugehen hatte. Er wusste, was ich wollte. Er erfüllte meinen Wunsch und bekam als Gegenleistung, was er gewollt hatte – Ruhe und Frieden.»

Schliesslich fragte Berthold höflich: «Kennen Sie zufällig meinen lieben Vetter im amerikanischen diplomatischen Dienst, Chip Bohlen?»

Der Oberst sog an seiner Pfeife. Mit steinerner Miene sagte er: «Es ist ausgeschlossen, dass einer unserer Diplomaten Ihr Vetter sein könnte.»

Sofort wurde ihm bewusst, dass er einen Fehler gemacht hatte. Jeder seiner Begleiter wusste, dass Chip sein Schwager war, und alle grinsten. Er sprang in seinen Wagen und befahl seinem Chauffeur, loszufahren. Die beiden Jeeps verschwanden; Berthold blieb zurück und fragte sich, ob die Alliierten jemals von der Dynastie ernsthaft Notiz nehmen würden.

Aber es wurde ernsthaft Notiz genommen, und zwar auf höchster Ebene. Später pflegte man in bestimmten Kreisen alle Pläne für eine «Entindustrialisierung» des Ruhrgebiets dem damaligen Finanzminister Henry Morgenthau jr. zuzuschreiben. Das ist absolut unrichtig. Die Siegermächte waren sich in ihrer Entschlossenheit einig, die wirtschaftliche Grundlage des deutschen Militarismus zu zerstören. Unter Bezug auf die Kruppsche Waffenproduktion hatte Franklin Roosevelt kurz vor seinem Tod gesagt: «Der Niederwerfung der Nazi-Armeen muss die Ausrottung dieser Waffen der industriellen Kriegsführung folgen», und Justizminister Francis Biddle sagte vor einem Ausschuss des Abgeordnetenhauses, dass «wir die Macht der monopolistischen deutschen Firmen brechen müssen». Noch im Oktober 1945 erwog das Aussenministerium ernsthaft die Errichtung eines Rhein-Ruhr-Staates, aus dem die deutsche Bevölkerung ausgewiesen werden sollte. London war dagegen, aber Paris meinte, über einen derartigen Plan liesse sich reden⁴⁰.

Viele fragten sich, ob das Ruhrgebiet noch so viele Überlegungen wert sei. Es schien erledigt zu sein. Die Schlotbarone waren durch die Zerstörungen entmachtet worden. Deshalb sagte Dönitz bei der Kapitulation zu Montgomery: «Meine Generation wird keine deutsche Blütezeit mehr erleben.» Alan Moorehead, einer der scharfsinnigsten Kriegsberichterstatter, hielt all das Gerede über eine Neutralisierung des deutschen Kriegspotentials für Unsinn; seiner Meinung nach war das bereits erreicht worden. Er schrieb: Das Reich «ist so ruiniert und erschöpft, dass es von dieser und vielleicht auch noch von der nächsten Generation nicht wieder aufgebaut werden kann. Wir brauchen nur unser Besatzungsprogramm durchzuführen, und aus Deutschland wird ein unbedeutender Bauernstaat ohne grössere Industrien.» Aber das war nicht jedermanns Meinung. «Selbst die Trümmer des Ruhrgebietes sind immer noch der Ausdruck teutonischer Macht», schrieb ein anderer Reporter. «Es gab keinen besseren Aussichtspunkt, um die ganze Szenerie überblicken zu können, als jene höchste Zinne dieses riesigen, dem Gott Vulkan geweihten Tempels, der als das Hauptverwaltungsgebäude von Krupp bekannt ist⁴¹.»

Alle Vorschläge, die nicht mit der Wirklichkeit zu vereinbaren waren, wurden verworfen, noch ehe sie auf den Konferenztischen landeten. Die neuerstandene deutsche SPD schlug die Verstaatlichung der Kruppschen Unternehmen vor, konnte dafür aber nicht einmal die Unterstützung der neuen englischen Labour-Regierung gewinnen. England, gleichermassen erschöpft, brauchte Washingtons Hilfe, und kein amerikanischer Geschäftsmann hätte einen derartigen Präzedenzfall toleriert. Dennoch war das von Truman, Stalin und Attlee in jenem August in Potsdam ausgearbeitete Programm für die besiegten Grossindustriellen ein schwerer Schlag. Alle Fabriken, die irgendeine militärische Bedeutung haben könnten, sollten demoliert werden; die unbeschädigten Maschinen betrachtete man als Reparationen, der Rest war zu vernichten. Die nationale Stahlerzeugung sollte limitiert werden. (Sieben Monate später wurde auf der Grundlage dieses ersten Plans zur Regulierung der industriellen Erzeugung eine Höchstgrenze von sieben Millionen Tonnen Walzstahl pro Jahr festgesetzt, das heisst neun Prozent der amerikanischen Produktion. Die überschüssige Produktionskapazität sollte abgebaut werden. In Wirklichkeit war das eine Art Strafe für all die ausgebluteten europäischen Alliierten, die für den Wiederaufbau ihrer Wirtschaft die Kraftquelle

des Ruhrgebiets brauchten.) Und schliesslich verpflichteten sich die Signaturmächte des Potsdamer Vertrages, «die exzessive Konzentration wirtschaftlicher Macht, wie sie durch Kartelle, Syndikate, Konzerne und andere monopolistische Einrichtungen exemplifiziert wird», zu eliminieren⁴².

Der Gouverneur der amerikanischen Besatzungszone in Deutschland hiess General Lucius D. Clay. Der Landesteil, der seiner Verwaltung unterstand, war von landschaftlichem Reiz, aber unproduktiv; in seinen Erinnerungen machte Clay folgende Bemerkung: «Die Mehrzahl der Grossunternehmen lag in der hochindustrialisierten britischen Zone.» Dazu gehörte auch das Ruhrgebiet. Im Juni 1945 zog sich Harmons XXII. US-Corps nach Süden zurück, und mit klingendem Spiel, schrill pfeifenden Dudelsäcken und triumphierend flatternden Fahnen rückten die britischen Regimenter in Essen ein. Die kommandierenden Offiziere liessen sich im *Essener Hof* nieder – wo sie fünf Jahre bleiben sollten –, und die Villa Hügel wurde zum Hauptquartier der amerikanisch-britischen Kohlenaufsichtsbehörde. Es war unvermeidlich, dass das Schloss den Ruf einer Besucherattraktion für Prominente erhielt. Montgomery trank in jenem Zimmer Tee, wo Alfried zum letztenmal Skat gespielt hatte; Margaret Bourke-White fotografierte Generale auf der geschnitzten Treppe, im Ballsaal tanzte das Düsseldorfer Ballett zur Erbauung amerikanischer Kongressabgeordneter und britischer Parlamentarier⁴³.

Die Kruppianer beugten die Kampfanzüge und die Schnurrbärte der britischen Tommies mit Misstrauen. Die Engländer marschierten disziplinierter als die Amerikaner, wodurch sie Respekt einflössen, und ihre Militärmusik war mitreissender, aber die Amis waren freundlich. Die englischen Landser waren nicht so sanft. Man hatte Strenge von ihnen erwartet – und diese Erwartung bestätigte sich auch – aber, zur grossen Belustigung der Kruppschen Facharbeiter, die allmählich aus den Gefangenenlagern zurückkehrten, waren die Tommies technisch nicht so begabt wie die GIs; der grosse Safe in der Villa Hügel widerstand den Sprengversuchen einer britischen Pionierkompanie eine ganze Woche, und dann mussten die erbotenen Tommies feststellen, dass er leer war⁴⁴.

Die Briten waren Experten im militärischen Zeremoniell, in der Zuckerbrot- und Peitsche-Methode und im Verachten von Herrenvolkattitüden. Gleich in der ersten Woche feuerten sie bei Krupp fast sechshundert leitende Angestellte, weil sie Nazis gewesen waren. Da Hermann Hobrecker nie in die Partei eingetreten war, wurde er zum Personalchef ernannt.

Dann überlegten sich die Offiziere, welche Produktionsarten wieder aufgenommen werden könnten. Zu ihrer Überraschung entdeckten sie, dass die Produktion nie ganz eingestellt worden war. Mit unglaublicher Zähigkeit hatte die Gussstahlfabrik die Bombenteppiche überdauert, und hier und dort stiegen aus den Trümmern immer noch dünne Rauchfahnen empor. Selbst am 11. April, als Souvenirjäger, Verhöre und Direktionsbesprechungen ihm die Zeit stahlen, hatte Fritz Tubbesing so viele elektrische Leitungen repariert, dass die Bäckerei und andere Verkaufsstellen für Konsumgüter wieder in Betrieb genommen werden konnten. Jetzt war eine kleine Produktion von Stahlplatten angelaufen. Unter strenger Aufsicht und nach Genehmigung durch die Militärbehörden durfte in anderen Fabrikhallen die Lehrlingsausbildung aufgenommen und mit der Konstruktion einer Montagestrasse für Lokomotiven begonnen werden. Überall taten die Ruhrarbeiter, was sie konnten.

Theodore H. White stellte fest, dass der Bochumer Verein «seine Belegschaft um zwei Musiker vergrösserte und jetzt lernte, riesige silberglänzende Glocken aus legiertem Stahl zu giessen – die Glocken für Protestanten hatten ihr eigenes spezifisches Geläute, die Glocken für katholische Kirchen desgleichen. In den Randwulst pressten sie die Inschrift ‚Gott ist die Liebe‘ ein». Das war im Vergleich zu der Herstellung von Tigern, Pantheren, 8,8-cm-Geschützen und «Dickem Gustavs» nicht sehr aufregend, aber es war Arbeit, und die brauchten die Menschen unbedingt. Den Statistiken der Besatzungsbehörden entsprechend erhielt der Durchschnittsbürger pro Tag 1‘040 Kalorien – für Sklaven vielleicht eine Festmahlzeit, aber immer noch 33 Prozent unter dem täglichen Mindestbedarf für Erwachsene. Und jenseits der Grenzen des Reiches waren die Völker, die jahrelang unter dem Joch der deutschen Eroberer gelitten hatten, gleichfalls in Not. GROSSZÜGIG gab das amerikanische Aussenministerium seine Einwilligung, dass das Ruhrgebiet 25 Millionen Tonnen Kohle nach Frankreich und Belgien liefern sollte – ein grausames und unverantwortliches Versprechen: Zwar hätte das den berühmten Kumpels früher keine Schwierigkeiten gemacht, aber jetzt waren die Schächte geflutet und die Gesamtproduktion war auf 3 Millionen Tonnen pro Monat gesunken. Im Essener Rathaus tat man für die öffentliche Versorgung, was man nur konnte. Nachdem sich Ewald Löser von der Gefangenschaft bei der Gestapo erholt hatte, legte er – zum Finanzdirektor ernannt – ein kühnes Projekt für einen Auftrag der öffentlichen Hand vor. Der letzte Bombenangriff hatte unter anderem die Fläche des Baldeney-Sees vergrössert und somit den Blick von der Villa Hügel aus verschönert. Durch den Kahlschlag der Bomben konnte endlich Platz für einen grösseren und moderneren Hauptbahnhof geschaffen werden. Der alte Friedhof am Kettwiger Tor würde dem Fortschritt zum Opfer fallen – in eine andere Richtung konnte der Kopfbahnhof nicht vergrössert werden –, und so begannen die Särge von Friedrich Krupp, Alfred Krupp und Claus von Bohlen am 10. November ihre Wanderschaft⁴⁵.

Die Besatzungsbehörden wollten Alfrieds leitende Mitarbeiter aus dem Weg haben; es wurde Zeit, die in Potsdam ratifizierten Vertragsklauseln in die Tat umzusetzen. Am 16. November verkündete die britische Militärregierung die Beschlagnahme der Firma Fried. Krupp, einschliesslich aller Tochtergesellschaften und Guthaben. Oberst E.L. Douglas Fowles wurde als Verwalter der Finanzen eingesetzt. An einem nebligen, regnerischen Herbstnachmittag trat Fowles sein Amt an und empfing eine Gruppe von Abteilungsleitern, die keine Nazivergangenheit hatten. Angeführt von Hermann Hobrecker und Paul Hansen betraten sie zögernd das in aller Eile neu eingerichtete Büro des Obersten im Hauptverwaltungsgebäude – das Hitlerbild war durch den Union Jack ersetzt worden. Sie fragten sich, ob er ihnen wohl einen Platz anbieten würde. Aber schon machte der britische Oberst eine einladende Handbewegung und deutete auf eine Stuhlreihe. Er war freundlich, jedoch reserviert. Er sei, so sagte er zu ihnen, Berufssoldat. Er mache keine eigene Politik; er führe nur Befehle aus. Daher habe es keinen Sinn, mit ihm zu argumentieren. Selbst wenn sie ihn überzeugen könnten, dass die Anweisungen seiner Vorgesetzten unklug seien, könne er nichts dagegen machen. Er führe nur aus, was ihm gesagt werde; und auch sie müssten die Anordnungen befolgen. Dann gab er ihnen Instruktionen, und zwar in deutscher Sprache – damit es keine Missverständnisse

gebe. Er zeigte auf das Panorama der ausgebrannten Fabrikhallen und verkündete: «Dort draussen, meine Herren, wird nie wieder ein Schornstein rauchen. Wo einmal das Gussstahlwerk stand, werden Felder und Wiesen sein. Die britische Militärregierung hat beschlossen, mit Krupp für alle Zeit Schluss zu machen. Das ist alles, meine Herren⁴⁶.»

Aber das war noch nicht alles. Als die Kruppianer erfuhren, dass sie die intakten Maschinen ins Ausland schicken und die Reste der Hallen abreißen sollten, gab es eine kleine Revolte. Eine Reihe von Männern legte trotz der Drohung, sie würden keine Lebensmittelkarten bekommen, die Arbeit nieder. Wieder wurde das Subdirektorium einberufen, diesmal nach Düsseldorf. In Fowles' Büro waren die Deutschen sprachlos gewesen, aber inzwischen hatte sich ihr Verhältnis zu den Engländern viel komplexer gestaltet. Auch hatten sich – abgesehen von dem fehlgeschlagenen Streikversuch (es war nur eine Geste gewesen, denn den Streikenden fehlte es an einer Verhandlungsposition) – andere Kräfte eingeschaltet. Erzbischof Frings kam aus Köln, um die Briten um Vernunft zu bitten, und die legalen Gefolgsleute der Dynastie richteten sich nach den geheimen Instruktionen von Berthold, dem einzigen männlichen Mitglied der Familie, das sich noch auf freiem Fuss befand – obwohl die von Fowles ernannten deutschen Direktoren nach aussen hin gewisse Befugnisse hatten. Im Grunde war die von Fowles geschaffene Rangordnung ohne jede praktische Bedeutung. Zwar hatte er Hansen zum «Treuhänder» ernannt, aber von den vier nach Düsseldorf gerufenen Direktoren – Hansen, Hobrecker, Fritz Hardach und Johannes Schröder – war Schröder der führende Kopf. In den Augen der Sieger war er verdächtig, galt er als ein Mann, der dem Reich zu gut gedient hatte. Aber von seinen Kollegen wurde er anerkannt, und ausserdem hatten ihm Bertha und Berthold ihren Segen gegeben.

Die Direktoren wurden in das Büro eines gewissen Brigadegenerals Noel geführt. «Niemand sagte Guten Tag», sagte später einer der vier mit schiefem Lächeln. Die Atmosphäre war eisig. «Das Schwert des Sieges lag auf dem Tisch», sagte ein anderer Deutscher später. Es lag unsichtbar auf dem Tisch, an dem die Offiziere sassen. Um den zweiten Tisch standen keine Stühle. Ein Sergeant winkte sie dorthin, und dort mussten sie in starrer Haltung zuhören. Der General teilte ihnen mit, von jetzt an werde es keine Streiks, keine Einmischung durch die Kirche, keinen Ungehorsam und keine Sabotage mehr geben. Wenn die Arbeiter die Fabriken nicht demontieren wollten, dann müssten sie selbst es tun, Ziegel für Ziegel, bewacht von bewaffneten Posten. Erst herrschte Schweigen, dann gab es ein kurzes bitteres Duell zwischen Noel und Schröder. Der Deutsche fragte:

«Wie sollen wir unsere Schulden bezahlen und die Forderungen eintreiben, Sir?»

Der General schnappte zurück: «Mit welchem Recht stellen Sie mir Fragen?»

«Mit dem Recht eines zum Tode Verurteilten, der Anspruch auf ein letztes Wort hat.»

In schneidendem Tod sagte Noel: «Kriegsverbrecher treiben weder ihre Schulden ein, noch bezahlen sie sie an andere Kriegsverbrecher⁴⁷.»

Er stand auf. Die Sitzung war geschlossen. Die Männer aus Essen wurden hinausgeführt. Obwohl bisher noch niemand genau wusste, was ein Kriegsverbrecher war,

schien ein General der Besatzungsmacht von ihrer Schuld überzeugt zu sein. Oder war von der Schuld der Firma die Rede? Konnte ein industrielles Unternehmen einen Kriegsverbrecher darstellen? Diese Fragen wurden nie ganz beantwortet, denn das von Tubbesing im April so erfolgreich entzündete Freudenfeuer hatte dafür gesorgt, dass gewisse Untaten nur dem Konzern und dem Konzernherrn als oberstem Chef angelastet werden konnten. Soviel schien für die Deutschen festzustehen: Die Firma als Unternehmen war bereits von den Alliierten hinter verschlossenen Türen vor Gericht gestellt, für schuldig befunden und zum Tode verurteilt worden, und jeder, der ihr treu geblieben war, sollte das gleiche Schicksal teilen.

Eine Riesenarbeit stand bevor. Auch wenn der Konzern nur die am 1. September 1939 urkundlich eingetragenen Vermögensrechte umfasst hätte, wäre die Papierarbeit immer noch enorm gewesen. Aber die Bücher, die in den Verstecken gefunden worden waren, führten auch alle Fabriken auf, die in den von der Wehrmacht besetzten Gebieten annektiert worden waren. Maschinen – darunter sehr kostspielige – waren von Fabrik zu Fabrik gewandert; ein belgischer Glühofen stand jetzt vielleicht in Prag, und die Rote Armee könnte gegen die Rückgabe Einspruch erheben. Zur Klärung all dieser Fragen trafen in Essen Delegationen aus Moskau, Warschau, Rom, Athen, Oslo, Kopenhagen, Belgrad, Paris, London und Washington ein. Jeder wurde im Hauptverwaltungsgebäude Arbeitsräume zugewiesen, und Paul Hansen trabte ständig mit den gewünschten Unterlagen durch die Korridore, vorausgesetzt natürlich, dass die Papiere nicht schon von der Nürnberger Staatsanwaltschaft beschlagnahmt worden waren⁴⁸.

Einige grosse Probleme konnten schnell gelöst werden. Das Berndorferwerk wurde an die österreichische AG und deren Rechtsnachfolger zurückgegeben; sie legten es mit den Ransdorfer Metallwerken zusammen, so dass diese vor hundert Jahren von Hermann Krupp gegründete Firma aufhörte zu existieren. Meppen, das berühmte Versuchsfeld der Dynastie, wurde von Treuhändern übernommen; zwölf Jahre später, im Juli 1957, übergaben sie es feierlich Artillerieoffizieren der neuen deutschen Bundeswehr. Da das Grusonwerk in Magdeburg, also in der russisch besetzten Zone, lag, konnte von Essen aus kaum etwas in dieser Richtung getan werden; die UdSSR beanspruchte das Werk ganz einfach als Kriegsbeute. Dieser Fang war nicht zu verachten. In seinen Panzerschränken lagen Krupps Geheimformeln für Wolframstahl, der von den 12'000 ostdeutschen Kruppianern, jetzt Angestellte der Sowjetischen Maschinenbau AG, für die ersten russischen MIGs verarbeitet wurde. Die Firma hatte sich mit dem Verlust des Grusonwerks abgefunden. Russen benahmen sich eben wie Russen. Aber das Benehmen der Engländer in Kiel war eine ganz andere Angelegenheit. Unter der Leitung von Technikern aus den Werften am Clyde wurden die Kieler Schiffsbauer gezwungen, alle U-Boot-Bunker zu zerstören und dann die gesamte Germaniawerft einzuebnen – eine abscheuliche Tat, erklärten die Deutschen; sie habe nur den Zweck, jedem späteren Wettbewerb einen Riegel vorzuschieben⁴⁹.

Alle derartigen Proteste wurden entweder als preussische Arroganz abgetan oder überhaupt nicht beachtet. Die Gegner des Reichs hatten Krupp bei der Gurgel gepackt, und in ihrer unpersönlichen, bürokratischen Art waren sie fast genauso skrupellos wie

Alfried in der Zeit, als es schien, dass nichts mehr Hitler aufhalten könnte. Die Essener Arbeiter zogen mürrische Gesichter, wenn die Ingenieure aus den Midlands eifertig durch die Hallen gingen und mit bunter Kreide die Drehbänke, Werkzeugmaschinen, Schmiedehämmer, Fräsmaschinen markierten, die ins Ausland geschickt werden sollten. Wenn die Hebekräne ihre Arbeit getan hatten, begannen die Sprengungen. Jeden Morgen um sechs Uhr waren die ersten Explosionen zu hören. Über 7'000 Kruppianer ernährten ihre Familien dadurch, dass sie ihren eigenen Arbeitsplatz vernichteten. Und so sollte das noch fünf Jahre lang weitergehen. Anfang 1948 machte ein Fotograf von *Business Week* an einem einzigen Tag Aufnahmen von einem gigantischen, für die Ukraine bestimmten Dampfkessel, von massiven Walzstahlblöcken für England, von erbeuteten französischen Schiffsgeschützen auf dem Rückweg in ihr Ursprungsland und von monströsen Maschinen für den Bau von Kanonen, die gerade gesprengt wurden. Hochöfen gingen nach Griechenland; die mächtige 15'000-Tonnen-Presswalze aus der Gussstahlfabrik wurde an die Jugoslawen geschickt; die wussten nicht, was sie damit machen sollten, und liessen sie einfach an der Adriaküste liegen, wo man sie später mit einer dicken Rostschicht überzogen fand. Selbst Ziegel wurden von hageren, verbitterten Kruppianern in Kisten mit der Aufschrift «Reparationen für Holland» geworfen⁵⁰.

Ziegel für die Holländer, eine nutzlose Presse für Tito, überholte Waffen nach Brest – das alles hatte wenig zu sagen. Aber der UdSSR Schwerindustrie zu überlassen, war etwas ganz anderes; das bereitete vorausschauenden Männern ernste Sorgen. Zum Glück erwiesen sich die Russen, wie das im letzten Jahrzehnt der Stalinära üblich war, als ihre eigenen ärgsten Feinde. Ein Anteil an den Schätzen des Ruhrgebiets hätte Moskau jeden Preis wert sein sollen. Stattdessen missachteten sie ihre Zusage, die russische Zone als Teil eines geschlossenen deutschen Staates zu verwalten, und gaben sich damit eine Blösse, die General Clay am 3. Mai 1946 rasch nutzte. Er verkündete, dass mit Ausnahme von «Vorausmaterial» alle Reparationslieferungen an die Sowjetunion eingestellt seien. Pech für Krupp – Clay hatte keine Befehlsgewalt über die Briten, die bereits zugesagt hatten, der Sowjetunion das noch vorhandene kostbarste Gut des Ruhrgebiets zu überlassen: das Siemens-Martin-Schmelzwerk und die Stahlwalzwerke in Borbeck. Borbeck, mit dessen Errichtung im Jahr 1929 begonnen worden war, galt als das modernste Hüttenwerk des Reichs, als grösster Produzent von Stahlblöcken im ganzen Essener Gebiet. Es hatte den Krieg fast unbeschädigt überstanden. Die Fabrik hatte Krupp 112 Millionen Mark gekostet; sie konnte für sechs Millionen Dollar demontiert und nach Osten geschickt werden. Moskau wollte sie gern haben, und London war einverstanden. Im Februar 1946 begannen die Abbrucharbeiten – über ein Jahr, bevor die Alliierten ihr erstes Demontageprogramm bekanntgaben. Zwei Jahre später war das Werk vollendet, die remontierte Fabrik stand im Herzen der UdSSR, und riesige Stapel von unschätzbar wertvollen Blaupausen hatten sie begleitet⁵¹.

Es gibt keine offizielle Liste der demontierten deutschen Fabriken, aber einige Zahlen lassen den ungefähren Umfang von Krupps Verlusten erkennen. In der Zeit zwischen der Ankunft der englischen Regimenter in Essen und dem Ausbruch des Korea-Krieges nur fünf Jahre später verlor die Firma durch die Politik der Alliierten mehr Betriebsanlagen als durch alle Bombenangriffe des Zweiten Weltkrieges. Über

130'000 Tonnen Fertigungsmaschinen wurden allein nach Russland geschickt, über 150'000 Tonnen Schrott nach England. Von zehn Gebäuden, die Alfred 1943 geerbt hatte, waren neun zerstört. Von der Gussstahlfabrik waren nur noch verbogene Metallstücke übrig; alles andere war mit Hilfe von Schweißbrennern abmontiert und auf Güterwagen verladen worden⁵².

Ende März hatte Hitler Albert Speer befohlen, folgendes auszuführen:

... die Zerstörung aller Industrieanlagen, aller wichtigen Elektrizitäts-, Wasser- und Gaswerke und so weiter, aber auch der Lebensmittel- und Bekleidungslager ... aller Brücken ... aller Bahn- und Posteinrichtungen ... aller Wasserwege, aller Schiffe, aller Güterwagen und aller Lokomotiven⁵³. «Verbrannte Erde»

– so hatte der Führer dieses Verfahren in Russland genannt. Indem es Speer jetzt in Deutschland sabotierte, glaubte er, die wirtschaftliche Erholung des Landes zu ermöglichen. Für Alfreds Mitarbeiter war es schwierig, grosse Unterschiede zwischen Hitlers «verbrannter Erde» und dem Demontageprogramm der Sieger zu sehen. Das eine wäre industrieller Selbstmord gewesen, das andere war industrieller Mord. Sicher, das Können von 100'000 Kruppianern war unversehrt geblieben; die Briten, die über keine SS verfügten, praktizierten keine «Endlösungen». Die reichen Kohlevorräte der Firma blieben unter der Erde, und die riesige Silhouette von Rheinhausen überschattete das westliche Rheinufer. Aber nach dem Gesetz Nr. 27 der Alliierten Hohen Kommission würde Alfred nie wieder frei darüber verfügen können. Das Gesetz Nr. 27 war gegen die elf mächtigsten Schlotbarone, insbesondere gegen Krupp, gerichtet, die 55 Prozent der Kohleförderung im Ruhrgebiet und 90 Prozent der deutschen Stahlerzeugung kontrolliert hatten. Um «die deutsche Wirtschaft zu dezentralisieren», «übermässige Konzentrationen wirtschaftlicher Macht» zu beseitigen und «die Entwicklung eines Kriegspotentials» zu verhindern, würde die Kommission, so besagte das Gesetz, «die Rückkehr von allen Personen, die der Förderung der Aggressionspläne der nationalsozialistischen Partei für schuldig befunden wurden oder werden, in Positionen des Besitzrechts oder der Kontrolle» nicht mehr gestatten⁵⁴.

General Clay drückte es später mit folgenden Worten aus: «Wir arbeiteten frühzeitig ein Gesetz aus, um Kartelle und übermässige Machtkonzentrationen aufzulösen, und legten es dem alliierten Kontrollrat vor.» Obgleich er Republikaner und Konservativer war, vertrat Clay den traditionellen Eifer seines Landes zur Zerschlagung von Kartellen – ein Enthusiasmus, den die deutsche Geschäftswelt nie begriffen hat. Selbst in den schwersten Zeiten nach der Niederlage hielten die Industriellen diese Politik für unpraktisch und unrealistisch; die Schlotbarone bezweifelten ehrlich, ob es überhaupt möglich sei, einen Riesenkonzern aufzulösen, der so eng ineinander verflochten war wie die Firma Fried. Krupp. Obwohl die Aussenstehenden eine Monopolwirtschaft nie so überzeugt verfechten, war es ein Wall-Street-Financier, der ihre Ansicht am treffendsten formulierte: «Man kann Rühreier nicht auseinanderpuhlen», hatte J. P. Morgan gesagt. Die Amerikaner in Deutschland hatten über Zechen und Hüttenwerke andere Ansichten. Sie konnten nicht einsehen, wieso es ihnen nach dem Schuldspruch von Nürnberg nicht gelingen sollte, das Kruppische Omelett in seine Grundbestandteile zu zerlegen. Sie berücksichtigten aber nicht, dass das ehemalige Reich zu einem Tollhaus geworden war – und dass Essens berühmte Dynastie ein getreues Spiegelbild des nationalen Chaos darstellte.

Kapitel 25

Krupp ... Sie sind für schuldig befunden

Spätherbst 1945, der erste Frost: Deutsche Kinder froren in den umgeänderten Wehrmachtsuniformen ihrer Väter. Deutsche Mädchen verkauften sich für ein paar Packungen Corn-Flakes an Soldaten, und deutsche Mütter tauschten ihr kostbares Meissner Porzellan gegen Zigaretten. Zu dieser Zeit war ausser Alfred, Bertha und Gustav die gesamte Krupp-Familie unterwegs. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte zu diesem Zeitpunkt keiner von ihnen die leiseste Ahnung, wo sich die anderen gerade aufhielten. Berthold «zog wie ein Landstreicher durch Deutschland» – wenigstens formulierte er es später so. Harald versteckte sich hinter falschem Namen in einem rumänischen Kriegsgefangenenlager. Der Aufenthaltsort von Waldtraut und Irmgard war unbekannt. Ursula von Waldhausen (geb. von Wilmowsky) und ihr Ehemann Rolf kampierten in einem leerstehenden Haus in Essen. Die letzte Nachricht, die Ursula von ihren Eltern erhielt, besagte, dass sie sich von dem Schicksalsschlag erholt hatten und wieder in Marienthal waren, wo sie vom Krieg gezeichnete Bauern in der Heimat willkommen hiessen und eine ertragreiche Ernte vorbereiteten. Barbaras Tochter hatte keinen Grund, daran zu zweifeln. Die Wilmowskys hatten sich schon fünfundsiebzig Jahre vor der Zeit, als Sachsen ein Königreich wurde, um ihre Bauern gekümmert. Wo sollten sie also sein, wenn nicht dort¹?

Die spätere Antwort jedoch – Ursula konnte es nicht glauben, als sie es erfuhr – lautete: Sie schleppten sich mit all ihrer Habe auf dem Rücken über die Landstrassen dahin, genauso hilflos und hungrig wie die Flüchtlingshorden um sie herum. «Ihr Schwager heisst Krupp?» wurde Tilo von einem Offizier der Roten Armee im September gefragt. Der Freiherr gab es zu, und der Offizier teilte ihm mit, sein Gut sei beschlagnahmt. Das Schloss werde künftig als Kinderheim dienen, das Gut in eine Kolchose verwandelt. Am nächsten Tag brachte ein Bote einen Zettel. Er enthielt den Bescheid, sie müssten Marienthal binnen vierundzwanzig Stunden verlassen. Es war erlaubt, Rucksäcke mitzunehmen, aber kein weiteres Gepäck. Barbara packte ihr blaues Sammelalbum ein, in das sie zeitlebens Zeitungsausschnitte usw. eingeklebt hatte. Ausserdem kramte sie aus einer alten Truhe eine sonderbar geformte, in Leder gefasste Uhr hervor, die Fritz Krupp einen Monat vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Frankreich und Preussen in Paris erstanden hatte. Die Uhr war die einzige Erinnerung an ihre Kindheit; Barbara bat ein Hausmädchen, das Andenken im Glockenstuhl der Kirche zu verstecken. (Jahre danach traf die Uhr in einem Paket ohne Aufschrift wohlbehalten in der Villa Hügel ein.) «Wir schulterten unsere Rucksäcke und gingen weg», schilderte sie später mit einem fröhlichen Achselzucken den Auszug aus Marienthal. Sie konnten die Ruhr unmöglich zu Fuss erreichen, aber das war auch nicht nötig. Im Gegensatz zu den anderen Heimatvertriebenen gehörten der Freiherr und seine Frau zum alten Patriarchat, dessen Besitztümer über ganz Deutschland verstreut lagen. Eines davon, das Barbara gehörte, lag knapp hinter der westlichen Grenze, in der Nähe

von Kassel. Sie hatten es seit Jahren nicht mehr besucht; ausserdem war es ziemlich klein, aber es reichte, um über den Winter zu kommen. Sie hielten sich mit Tauschgeschäften über Wasser. Die Nachbarn erhielten preisgekrönte Weine aus dem Weinkeller und Brennholz, das alte Gefolgsleute der Krupps im – eigentlich der Jagd vorbehaltenen – Wald schlugen. Dafür brachte man den Wilmowskys Schwarzbrot, Milch, Eier und hin und wieder ein Huhn².

Die Lage von Barbaras Schwester war noch schlechter. In Blühnbach wäre sie gut aufgehoben gewesen, aber auch sie war aus ihrem Schloss vertrieben worden. Alfrieds Eltern waren Gefangene der amerikanischen Armee: Für die Begriffe der auf ihre Sicherheit bedachten Amerikaner war die private «Alpenfestung» der Krupps zu ablegen. Deshalb erhielt die neunundfünfzigjährige Grossmutter den Befehl, ihren fünfundsiebzigjährigen Gatten auf kürzestem Weg in ein Gasthaus zu bringen. Gert von Klass hat in einem prägnanten Bild festgehalten, wie Gustav, als die Verwandten einander verzweifelt suchten, «im Posthaus zu Blühnbach lag, einem Nebengebäude seines Besitztums, das nun seine letzte Zuflucht ist. Nach wie vor zu jeder Bewegung unfähig, wird er von Bertha Krupp und einer Pflegerin betreut. Manchmal leistete der Fahrer beim täglichen Umbetten Hilfe, meist aber besorgten ihn die Frauen ... Amerikanische Ärzte untersuchten ihn und zuckten nur die Schultern. Der Wachtposten sitzt nach wie vor neben der Türe des Krankenzimmers, in dem der Gelähmte seinem Ende entgegendämmerte. Die Frauen haben sich so an den Anblick des Soldaten gewöhnt, dass sie ihn kaum noch bemerkten³.»

Berthold hingegen hatte die Wache nicht vergessen: Der Grund für seine unbezähmbare «Wanderlust» waren die Untersuchungen der amerikanischen Ärzte und die Anklage, die man gegen seinen Vater erhoben hatte. Wenn die Sieger ernsthaft darauf aus waren, einen Krupp zu hängen, dann musste er, der einzige in der Familie, der noch auf freiem Fuss war, etwas dagegen unternehmen. Selbst Bertholds Freiheit war eingeschränkt. Während er in Essen einen Fonds für die Verteidigung errichtete, kam ihm das Gerücht zu Ohren, Carl Görens sei tot. Es stimmte: Görens hatte den Schmerz über den Soldatentod seines Sohnes nicht länger ertragen und war von einem Turm auf Schloss Vehlen in Westfalen gesprungen, wo Alfried und sein Mitarbeiterstab jetzt gefangen sassen. Berthold musste sich Gewissheit verschaffen, denn er hatte fest mit dem Toten als einem wichtigen Zeugen gerechnet. Immerhin hatten Alfried, Görens und Löser die Firma früher als Triumvirat regiert, und Löser war, wie sich herausstellte, politisch unzuverlässig. Wegen dieser «nationalen Unzuverlässigkeit» waren von ihm zweifellos keine günstigen Zeugenaussagen zu erwarten.

Von einem kleinen Büro des Hauptverwaltungsgebäudes aus operierend, suchte Alfrieds Bruder in diesem ersten Herbst nach dem Zusammenbruch die Vorkriegswohnung von Görens in der Hohenzollernstrasse. Er hatte nur dürftige Informationen; er wusste nicht einmal, dass zwei Tage zuvor das Direktorium ins Gefängnis gesteckt worden war. Bei seiner ersten Suchaktion sah er, was die Bomben in Essen angerichtet hatten. Zu seiner Bestürzung war die Hohenzollernstrasse verschwunden. Die RAF hatte die Strasse regelrecht ausradiert – Häuser, Gärten, Randsteine, Gehsteige, Abflussrohre, Laternenpfähle, Hydranten, das Strassenpflaster, ja sogar die Kanalisation.

Ein Fremder sagte ihm, der Direktor sei tot. Im *Essener Hof* versuchte er eine Bestätigung für diese Mitteilung zu erhalten. Ein Stabsoffizier mit verkniffenem Mund sagte ihm: «Von mir erfahren Sie nichts. Alles, was ich Ihnen sagen kann, ist, dass er besser dran ist als Sie.» (Später machte Berthold Frau Görens ausfindig; sie ging persönlich ins Hotel, erfuhr, dass sie Witwe war, und erhielt die Erlaubnis, ihren Gemahl zu bestatten.) Als Grund für seine Zwangslage teilte man ihm mit, er sei eben ein Krupp. «Ich heiße von Bohlen und Halbach», sagte er. «Sie sind ein Krupp, Krupp, Krupp», entgegnete der Offizier und tippte mit dem Zeigefinger an das einstmals elegante, nun aber verschlissene Revers seines Besuchers. «Und wenn Sie nach Sonnenuntergang noch innerhalb der Stadtgrenzen von Essen angetroffen werden, wird man Sie erschies- sen⁴.»

Die gleiche Auskunft erhielt Freiherr von Wilmowsky, als er Barbara auf dem Gut bei Kassel zurückliess und zu Hilfe eilte, nachdem er von Bertholds Mission erfahren hatte. Er war zwar kein Krupp, dafür aber seine Frau – und das genügte. Keiner der beiden Männer hielt sich an das Ultimatum. Sie verbargen sich tagelang auf Ursula von Wilmowskys Dachboden und trauten sich nur nachts aus ihrem Versteck. Später traf Berthold an einer dunklen Ecke der Bredeneystrasse Jean Sprenger, einen alten Freund. Sprenger – auch er war Sohn eines Industriebarons – hatte mit Berthold an der Universität München studiert, und sein Bruder war Haralds Klassenkamerad auf dem Essener Realgymnasium gewesen. Nun war der Bruder tot – wie Harald. Doch Jean lebte. Gross, blond und athletisch, war er ein Aushängeschild des idealen Ariers, wie ihn Goebbels sich vorstellte; und er schien unverwundlich. Als Offizier der Infanterie hatte er vier Winter an der Ostfront durchgestanden und war robuster denn je, wenn auch magerer. In gewisser Hinsicht war dieser Eindruck trügerisch. Sprenger wirkte robust, doch er sollte sich als einer der begabtesten und sensibelsten Bildhauer im Nachkriegsdeutschland erweisen. Schon damals hatte er das unbewohnte Haus eines der im Schloss Vehlen inhaftierten Krupp-Direktoren übernommen und einen ausgebrannten Seitenflügel als Atelier eingerichtet. Er bot Berthold an, das Haus mit ihm zu teilen – das Schicksal wollte es, dass sie darin die folgenden zehn Jahre zusammen hausten. Er wollte alles in seinen Kräften Stehende für die Verteidigung der Krupps unternehmen⁵.

Sprenger konnte nicht viel erreichen; ebensowenig der Freiherr. Bertholds Aufgabe konnte im Grunde nur *ein* Mann durchführen, nämlich er selbst. Es taten sich Hindernisse auf, die so ziemlich jeden entmutigt hätten, er wäre denn ein tapferer und liebevoller Sohn wie Berthold. Er wusste nichts von dem, was sich im letzten Jahrzehnt in Essen abgespielt hatte. Angesprochen auf das Beweismaterial, das in Nürnberg enthüllt wurde, kann er bis zum heutigen Tag nur mit den Achseln zucken. Vor Kriegsbeginn war er in Oxford und danach bei der Wehrmacht beziehungsweise in der Penicillin-Forschung tätig. Sein Vater hatte wenig getan, um Liebe gegenüber den Eltern in ihm zu wecken, und Alfried war ihm stets kühl und distanziert begegnet. Aber er wusste, was seine Mutter für ihren Mann und ihren älteren Sohn empfand, und er vergötterte Bertha. Infolgedessen unterzog er sich einer harten Bewährungsprobe. Obwohl er der körperlich schwächste unter den vier Brüdern war, unternahm er zahllose Zugreisen, sass nachts in schmutzigen, feuchten Hauptbahnhöfen und brachte ganze Reisen zwischen der Ruhr und dem Posthaus von Blühnbach, zwischen Anwaltsbüro und Nürnberg stehend hinter sich.

In diesem Herbst und Winter waren Sitzplätze in deutschen Zügen Mangelware. Berthold streifte durch das ganze Land – durch ein einziges Irrenhaus. Er bemühte sich um Rechtsbeistand in einem Deutschland, dessen nationale Währung amerikanische Zigaretten waren; er sammelte Beweismaterial in einem Reich, das auf die Hälfte von Frankreich zusammengeschrumpft war – 48 Millionen Menschen waren auf einem Streifen Land, schmaler als die Entfernung zwischen Washington und New York, zusammengepfercht – ein gedemütigtes Imperium, dessen Brücken zerborsten in den Flussbetten lagen, dessen zehn Jahre alte Autobahnen von schweren Panzerketten regelrecht zermalmt worden waren, von dessen Kirchen russgeschwärzte Steinhaufen blieben, dessen Städte nach Leichen und Abwässern stanken, dessen Kinder in der Schule aus Nahrungsmangel zusammenbrachen, dessen ehemalige Führer sich verborgen hielten, dessen Aristokraten Köche bestachen, um als Tellerwäscher in den überquellenden Küchen der siegreichen Armeen engagiert zu werden, dessen Gräfinnen insgeheim Wollstrümpfe aus der Vorkriegszeit trugen, übersät mit ausgefranzten Löchern, und dessen Arbeiter im Freien in Stiefeln ohne Sohlen und in Krachlederhosen schufteten. Die Führungsschicht in diesem seltsamen Land bildeten Schwarzmarkt-gangster. Der Kampf ums nackte Dasein wurde erstens durch die Ankunft von acht Millionen verstörter Flüchtlinge aus dem Osten und zweitens durch ein Besatzungsregime erschwert, das sich aus den drei Siegermächten und aus dem Gast Frankreich zusammensetzte⁶.

So paradox es klingt: diesem Durcheinander verdankt die Dynastie ihre Rettung. Berthold, der daran Anteil nahm, wie die Krupps in der Vergangenheit stets am Wohl und Wehe des Volks Anteil genommen hatten, der mit Lucky-Strikes Geschäfte machte und auf Holzbänken in Bahnhöfen schlief, schien ein kindlicher Gegner für den obersten Bundesrichter der Vereinigten Staaten, Robert H. Jackson, zu sein. Und doch besiegte ihn Berthold und rettete das Leben seines Bruders. Freilich trug Bundesrichter Jackson selbst zu seiner Niederlage bei. Hätte er nicht so heftig darauf bestanden, dass der schuldige Krupp Gustav heiße, hätte er einen erstaunlichen juristischen Schnitzer unterlassen, Alfried wäre der Untergang sicher gewesen. Aber zum grossen Teil versagten die alliierten Ankläger in dem Bestreben, den richtigen Krupp auf die vorderste Anklagebank zu bringen, weil das Nachrichtensystem nicht klappte. Deutschland befand sich in einem derartigen Zustand der Anarchie, dass selbst die Sieger es schwer hatten, miteinander Verbindung aufzunehmen. Die amerikanischen Ärzte hatten ihren Befund über den schlechten Gesundheitszustand Gustavs eingeschickt; Jackson, der seit Mai Hauptankläger der Vereinigten Staaten für Kriegsverbrechen war, erhielt ihn jedoch nicht. Thomas Harris, ein hervorragender junger New Yorker Anwalt, war der erste Ermittlungsbeamte, der herausfand, dass die vorhandenen Dokumente des Konzerns den vierten Kanonenkönig belasteten und nicht seinen Vater – aber Harris' Fund gelangte nicht auf Jacksons Schreibtisch.

Beide Informationen waren wichtig. Hätten sie den amerikanischen Richter erreicht – oder Sir Hartley Shawcross aus Grossbritannien, General R. A. Rudenko aus der Sowjetunion, François de Menthon und Auguste Champetier de Ribes aus Frankreich, Jacksons Mitankläger –, hätte Alfried Nürnberg höchstwahrscheinlich nicht lebendig verlassen. Dieses erste Tribunal war ein Quartett von Henker-Richtern. Zweiundzwan-

zig Angeklagte standen ihm gegenüber, und zwölf wurden zum Tod durch den Strang verurteilt. Einer, Hermann Göring, nahm sich das Leben, indem er am Abend vor seiner Hinrichtung eine Kapsel Zyankali schluckte. Göring wäre von jedem alliierten Gericht verurteilt worden. Es wird von Rechtswissenschaftlern jedoch allgemein zugegeben, dass mehrere der sieben, die im Justizpalast am Morgen des 16. Oktober 1946 gehenkt wurden, Opfer der Zeitverhältnisse waren. Alfred Jodl zum Beispiel wäre von einem späteren Tribunal mit Sicherheit nicht zum Tode verurteilt worden. Generale, die weitaus mehr Schuld auf sich geladen hatten – wie Manstein, Kesselring und Erich von dem Bach-Zelewski, unter dessen Führung die SS den Warschauer Aufstand auf blutige Weise niedergeschlagen hatte –, wurden wenige Jahre später auf freien Fuss gesetzt. Und in der Tat erklärte später einer der Richter, die Jodl verurteilt hatten, das Urteil sei ein Irrtum gewesen. Jodls Witwe erhielt Wiedergutmachung⁷. Er starb für einen Bruchteil der Verbrechen, die man Alfried später auf sein Schuldkonto anlastete und die man schon vor diesem ersten Tribunal hätte nachweisen können. Das Glück stand Krupp zur Seite, die Hingabe seines Bruders half, Jacksons Schnitzer taten ein Übriges; am allermeisten aber kam ihm das nationale Chaos zustatten, an dessen Entstehung er so grossen Anteil hatte. Dadurch gelang es ihm, dem Suchscheinwerfer des Feindes auszuweichen, solange es nötig war.

Für die Deutschen der Kriegsgeneration ist der Name Nürnberg gleichbedeutend mit Schmach – Schmach, weil die Stadt die Wiege des Nationalsozialismus war, des Traums, der sie getrogen hatte – und weil der Feind dort fremdes Recht über sie verhängte. Die Verfahren wurden nach der angelsächsischen Prozessordnung durchgeführt – eine Entscheidung, die die Verteidigung – sie protestierte mit Recht dagegen – von vornherein benachteiligte. Das Frankfurter Blatt *Die neue Zeitung* zählte sachkundig die Nachteile auf, denen sich die Angeklagten gegenübersehen. Sie waren an ein Verfahren nach mitteleuropäischer Praxis gewöhnt, in dem der Richter die Akte des Angeklagten in den Händen hat, mit jedem Detail der polizeilichen Ermittlungen vertraut ist, in dem er gesetzlich verpflichtet ist, der Aussage eines Beamten mehr Glauben zu schenken als der eines einfachen Bürgers, und in dem er die Macht hat, ein Kreuzverhör zu unterbrechen. Nun wurde dies alles auf den Kopf gestellt. Die Richter hörten zu, während Anklagevertreter und Verteidiger das Verfahren durchführten. Angeklagte galten solange als unschuldig, bis ihnen eine Schuld nachgewiesen war. Nur das zählte, was vor Gericht unter Eid ausgesagt wurde. Jeder Zeuge musste sich einem Kreuzverhör unterziehen, und ein Angeklagter war berechtigt, die Aussage zu verweigern, ohne dass ihm für sein Verfahren ein Nachteil erwuchs – ein Recht, das nur in *einem* der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse geltend gemacht wurde: im Fall Krupp⁸.

Offensichtlich waren die Deutschen nicht in der Lage, ihre Kriegsverbrecher selbst vor Gericht zu stellen. In Versailles waren sie ersucht worden, hundert Männer abzuurteilen: Nur sechs waren verhaftet worden und alle wurden freigesprochen. Aber selbst einige Führer der Alliierten hegten Vorbehalte gegenüber der neuen Verhandlungsmethode. Staatssekretär Cordell Hull hatte für die NS-Bonzen ein Standgericht vorgesehen. Winston Churchill pflichtete ihm bei und war der Meinung, die führenden Nazis sollten eines schönen Morgens ins Freie geführt und erschossen werden. Aber Hull hatte 1944 den Dienst quitiert, und die britische Wählerschaft hatte Churchill ge-

stürzt. Die meisten gaben Walter Lippmann recht, der das Nürnberger Konzept mit der *Magna Charta*, der *Habeas-Corpus-Akte* und der *Bill of Rights* verglich. Präsident Truman war überzeugt, der internationalen Gerechtigkeit werde ein neuer Weg gebahnt. Die *New York Times* teilte diese Auffassung, und keiner verspürte diesen Kreuzzugsgeist stärker als der Hauptankläger Jackson. Wie Richter Holmer sagte, reiste Jackson nach Bayern mit «Feuer im Bauch», überzeugt, ein Sendbote der Moral und der historischen Gerechtigkeit zu sein⁹.

«Die gesamte Anklägerschaft», schrieb Eugene Davidson in seiner Studie über den Internationalen Militärgerichtshof, «vereinigte sich in dem Wunsch, einem Mitglied der Familie Krupp den Prozess zu machen.» Jackson war ihr Anführer. Als die Anklageschrift am 6. Oktober in Berlin unterzeichnet wurde, hob der Amerikaner die Dynastie in seiner gesonderten Anklageschrift als das verbrecherischste Instrument der teutonischen Aggression hervor. Schon das Beweismaterial gegen Gustav war gewaltig. Auf Vorkriegsdokumenten basierend, hatte es sich während des Krieges angehäuft und brachte ihn dutzendmal mit der geheimen Wiederbewaffnung des Reiches und den Vorbereitungen der Nazi-Aggression in Zusammenhang. Man hatte ihm bereits einen Platz in der zweiten Reihe der Anklagebank im Justizpalast reserviert; er und Karl Dönitz sollten unmittelbar hinter Göring und Hess sitzen, Sauckel, Seyss-Inquart, Speer, SD-Chef Ernst Kaltenbrunner und Hitlers Busenfreund Julius Streicher, neben anderen, zu ihrer Linken¹⁰.

Am 20. Oktober tauchten die ersten Gerüchte über Gustavs Krankheit in der Presse auf. Niemand machte sich die Mühe, ihnen nachzugehen, bis am 4. November der vom Gericht eingesetzte Verteidiger zwei medizinische, eidesstattliche Erklärungen vorlegte – die Früchte von Bertholds Bemühungen. Eine war von Dr. Gersdorf aus Werfen bei Salzburg unterzeichnet, die andere von Dr. Otto Gerke aus Badgastein, mit Datum vom 13. September; beide ersuchten dringend um eine Verschiebung des Verfahrens, bis der Zustand des Kranken das Erscheinen vor Gericht ermögliche. Den Staatsanwälten kam die Sache spanisch vor; sie hielten sie für einen Trick, der angelsächsischen Advokaten ebenso vertraut ist wie kontinentaleuropäischen. Dessenungeachtet berief der Gerichtshof eine Ärztekommision, die den Angeklagten untersuchen sollte. Lordrichter Geoffrey Lawrence aus Grossbritannien, der Gerichtsvorsitzende, benannte ein imponierendes Gremium: Brigadekommandant R.E. Turnbridge, Sanitätsoffizier der britischen Rheinarmee; Dr. Bertram Schoffner, einen amerikanischen Nervenarzt; Dr. René Pielievre, Medizinprofessor aus Paris; dazu drei russische Spezialisten. Die sechs Ärzte erschienen am Morgen des 6. November im Posthaus Blühnbach, zwei Tage nachdem Krupps Anwalt, der als Lückenbüsser fungierte, seinen Antrag eingereicht hatte. Bertha und die Krankenschwester führten sie ans Krankenbett. Der Patient begrüßte sie mit zwei hervorgekrächzten Worten: «Guten Tag», und fiel im nächsten Moment in ein Koma. Am folgenden Tag verkündete Richter Lawrence der völlig verutzten alliierten Richterschaft:

Wir sind einhellig der Auffassung, dass der Invalide an einer altersbedingten Gehirnerweichung leidet ... und dass er aufgrund seines Gesundheitszustandes nicht imstande ist, einer Gerichtsverhandlung zu folgen, noch an einem Verhör teilzunehmen. Die körperliche Verfassung des Invaliden ist so beschaffen, dass er ohne Ge-

fahr für Leib und Leben nicht transportiert werden kann. Nach gründlicher Überlegung sind wir zu der Erkenntnis gelangt, dass dieser Zustand sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht verbessern, sondern eher verschlechtern wird. Deshalb sind wir übereinstimmend der Meinung, dass er nie wieder in der körperlichen oder geistigen Verfassung sein wird, um vor dem Internationalen Militärgerichtshof erscheinen zu können¹¹.

Der Internationale Militärgerichtshof sprach sich für eine sorgfältige Abwägung der Angelegenheit aus, aber die medizinischen Gutachten sprachen eine deutliche Sprache, und so konnte kein Zweifel bestehen, wie die Entscheidung ausfallen würde. In einer Vorverhandlung am 14. November wurden die Ankläger, die ein Verfahren *in absentia* beantragt hatten, vom Lord Oberrichter scharf befragt. «Sind Sie wirklich der Meinung», fragte Lawrence Jackson, «dass es dem Recht dient, einen Mann abzuurteilen, der wegen Krankheit nicht in der Lage ist, sich ordnungsgemäss zu verteidigen?» Der überraschte Amerikaner erwiderte, das glaube er nicht. Darauf wandte sich Lawrence an Sir Hartley Shawcross.

Lawrence: «Sind Sie mit mir der Meinung, dass nach britischem genauso wie nach amerikanischem Recht ein Mann in der geistigen und körperlichen Verfassung Gustav Krupps für verhandlungsunfähig erklärt würde?»

Sir Hartley: «Ja, so ist es¹².»

Das Gericht entschied sich daher im Falle Gustavs gegen eine Verhandlung *in absentia* – obwohl dieses Verfahren gegen Martin Bormann angewandt wurde und mit einem Todesurteil endete für den Fall, dass er gefunden wird. Drei Tage nach der ersten gerichtlichen Verhandlung in Sachen Krupp verkündeten die Richter die Vertagung des Verfahrens gegen Gustav auf unbestimmte Zeit – mit dem Zusatz, dass er vor Gericht gestellt würde, sobald er wieder gesund sei. An diesem Abend fand eine Konferenz der Hauptankläger statt. Jackson und Charles Dubost, der französische Anwalt, schlugen vor, Alfried unter Anklage zu stellen. Sir Hartley stimmte zu. General Rudenko, der Russe, war entschlossen, Alfried und Gustav auf der Stelle abzuurteilen.

Strategische Fragen *in camera* zu erörtern, war ein Problem. Ein anderes, in einer öffentlichen Gerichtsverhandlung aufzutreten. An jenem Freitag, an dem Dubost und Jackson dem Gericht ihre Anträge unterbreiteten, verpfuschten sie den eigentlichen Prozess gegen Alfried. Räumt man ein, dass Jackson unmöglich das gesamte zur Verfügung stehende Beweismaterial durchgesehen haben konnte – allein die SS-Dokumente füllten sechs Lastautos –, so war er immerhin oberster Bundesrichter. Er kannte sich in Prozedurfragen aus, aber wie er sich etwas darauf zugute tat, war unbegreiflich. Da der Vater nicht auf der Anklagebank sitzen könne, so argumentierte er, solle der Sohn seinen Platz einnehmen, denn «einer friedlichen Zukunft könnte kein schlechterer Dienst erwiesen werden, als der gesamten Familie Krupp diesen Prozess zu ersparen». Das ist der Ursprung der Legende, Alfried sei für Gustavs Verbrechen zur Rechenschaft gezogen worden. Richter Lawrence distanzierte sich von dieser Auffassung – «dies ist kein Fussballspiel, in dem man verletzte Spieler gegen neue austauschen kann», bemerkte er schneidend, und erkundigte sich, ob ein derartiger Antrag wohl in einem amerikanischen Gerichtssaal denkbar sei.

Nachdem Jackson dies verneint hatte, stellte Dubost den gleichen Antrag. Der französische Richter fragte seinen Landsmann barsch: «Glauben Sie im Ernst, Sie können das Gericht ersuchen, einen Namen auf der Anklageschrift durch einen anderen zu ersetzen?» Dubosts Antwort lautete nein, Lawrence dankte ihm schroff, und das Gericht beschloss, Krupps Platz auf der Anklagebank solle frei bleiben¹³.

Bereits die provisorische Überprüfung von Alfrieds Verhalten während des Krieges hatte einige jüngere Mitglieder der Strafverfolgungsgremien davon überzeugt, dass er selbst als Verbrecher zu behandeln sei. In einer ausserordentlichen Sitzung am Samstag wurde dem Gericht durch Sir Hartley, de Menthon und Champetier de Ribes diese Ansicht unterbreitet. Der Internationale Militärgerichtshof war unschlüssig. Die Zeit war knapp; die Eröffnungsplädoyers waren für Montag anberaumt. Vor Beginn des ersten Verhandlungstages gaben die Richter ihre Entscheidung bekannt: Obwohl Alfried Krupp von der gegenwärtigen Sitzung ausgeschlossen sei, würde er seinen Platz auf der Anklagebank «unmittelbar nach Abschluss der gegenwärtigen Verhandlung» einnehmen. Möglicherweise nahm Jackson darauf Bezug, als er vor dem Tribunal sein ergreifendes Resümee zog:

Sie stehen vor den Tatsachen dieses Prozesses wie der blutbefleckte Gloucester vor dem Leichnam seines erschlagenen Königs. Er beschwor die Witwe, wie sie Euch beschwören: ‚Sagt, dass ich sie nicht erschlagen habe.‘ Sollten Sie diese Männer nicht für schuldig befinden, könnte man mit gleichem Recht behaupten, es gab keinen Krieg, es gibt keine Ermordeten, es wurden keine Verbrechen begangen¹⁴.

Und so war dem industriellen Symbol des *furor teutonicus* Aufschub gewährt worden. Er dauerte länger, als es damals irgendjemand für möglich gehalten hätte; zwei Jahre sollten vergehen, bis Alfried den getäfelten Gerichtssaal betrat und als Hauptangeklagter Hermann Görings Platz am Ende der Anklagebank einnahm. Es hatte sich als unmöglich erwiesen, Alfried unmittelbar nach Görings Selbstmord und den Hinrichtungen von Ribbentrop, Jodl, Keitel, Kaltenbrunner, Rosenberg, Frank, Frick, Streicher, Sauckel und Seyss-Inquart den Prozess zu machen; während der neunmonatigen Verhandlung hatten sich Deutschland, Europa und die Welt unglaublich verändert.

Im verwüsteten Reich war das Chaos noch ärger geworden. Jeden Tag hatten die Zeugenvernehmungen vor dem IMT neue Verbrechen ans Tageslicht gebracht. Völlig überforderte Sekretäre mussten 100'000 neue Dokumente sichten und übersetzen; die Kriegsverbrecherkommission der UNO verfügte nun über eine Liste mit den Namen von 36'800 mutmasslichen Verbrechern, und die Russen – die in dieser Zeitspanne so ziemlich jedermann ungnädig begegneten – boykottierten die Kommission. Einige hochwichtige Zeugen gingen in den Untergrund. Tausende von Nazis setzten sich nach Ägypten ab oder benutzten Otto Skorzenys improvisierte Route über Spanien zur Flucht nach Argentinien, das SS-Männern wie Dr. Fritz Mengele «politisches Asyl» anbot, obwohl man Mengele nicht etwa unpopuläre politische Ansichten anlastete, sondern die Ermordung von Abertausenden von KZ-Häftlingen. Inzwischen befanden sich Krupps Ex-Sklaven auf dem Heimweg oder verschwanden in Flüchtlingslagern. Die alliierten Anklagevertreter annoncierten in Vertriebenenzeitungen und beschwo-

ren die Überlebenden aus den Lagern der Firma, vor Gericht auszusagen, aber die meisten hatten genug; sie wünschten Deutschland für immer zu verlassen, und da es keine gesetzliche Handhabe zur Festsetzung möglicher Zeugen gab, gingen viele Aussagen verloren.

Hauptursache für den Aufschub war jedoch die Auflösung des IMT. Wiederholt war die Position der drei westlichen Demokratien während des Prozesses durch den unbequemen östlichen Verbündeten in ein schiefes Licht geraten. *Tu quoque* (auch du) gilt als eine uralte Finte im Rechtswesen – eine Gegenattacke, die dem Ankläger das Vergehen des Angeklagten vorwirft, und einige Nazis hatten im Zeugenstand davon Gebrauch gemacht, um General Rudenko schwere Treffer zu versetzen. Hielt man einem Deutschen die Annexion Polens vor, konnte er erwidern, die Sowjetunion sei daran beteiligt gewesen. Verwies man auf die Massenmorde, brauchte er bloss an den Massenmord der Roten Armee an 11'000 polnischen Soldaten im Wald von Katyn zu erinnern, ein Verbrechen, das durch Dokumente des britischen und amerikanischen Nachrichtendienstes und durch Ermittlungen polnischer Stellen bewiesen war¹⁵.

Das Bewusstsein, dass sich auch unter denen, die Gericht hielten, ein blutbefleckter Gloucester befand, machte den Briten, Franzosen und Amerikanern zu schaffen. Den Russen erging es nicht anders. Es passte ihnen nicht, dass sie in einem öffentlichen Gerichtsverfahren in die Rolle der Angeklagten gedrängt wurden; ihre Juristen waren an Prozesse gewöhnt, in denen die Angeklagten präparierte Geständnisse vortrugen. Die sowjetische Polizei wollte sogar Sippenhaft anwenden, wollte zur Einschüchterung der Angeklagten deren Familienangehörige festnehmen. Mit entwaffnender slawischer Offenheit erklärten die russischen Anwälte: Wer in Russland verhaftet werde, sei automatisch auch schuldig, denn schliesslich sei er ja deshalb festgenommen worden. Sie hatten damit gerechnet, dass jeder Nazi, der auf die Anklagebank kam, auch gehenkt würde. Als andere Mitglieder des IMT den Einspruch des sowjetischen Richters, Generalmajor I. Nikitschenko, zurückwiesen, war Moskau empört. Und als der Gerichtshof Hess, Funk, Dönitz, Raeder, Speer und von Neurath lediglich zu Zuchthausstrafen verurteilt und als Schacht, von Papen und Fritzsche sogar völlig straffrei ausgingen, zogen die Russen aus dem Justizpalast aus. Sie liessen wissen, dass sie von nun an ihre eigenen Prozesse veranstalten würden¹⁶.

Sie taten es. Und das gleiche taten auch die anderen europäischen Mächte, die mit Deutschland Krieg geführt hatten. Wenn es nach dem Pentagon gegangen wäre, hätten sich auch die Vereinigten Staaten zurückgezogen. Aber einflussreiche Männer in der amerikanischen Militärverwaltung, an ihrer Spitze General Clay und General Taylor, opponierten heftig dagegen. Ein SS-Mann, der eine Pariserin ermordet hatte, konnte als Kriegsverbrecher in Paris abgeurteilt werden, aber kapitale Kriegsverbrecher waren aus anderem Holz geschnitzt; sie hatten auf dem ganzen Kontinent Verbrechen begangen. Amerika, der Überseemacht, kam hier besondere Verantwortung zu. In den Akten der amerikanischen Militärregierung ruhte Beweismaterial gegen 1'762 Deutsche. 420 wurden später wegen der Greuel von Dachau zum Tode verurteilt. 199 davon wurden schwerer Kriegsverbrechen angeklagt. Clay und Taylor stufte alle Kriegsgefangenen in zwölf Kategorien ein: z.B. Vernichtungskommandos, Nazifunktionäre, medizinische «Experimentatoren», den SD usw. Vor allem mit Rücksicht auf das umfangreiche Beweismaterial wurde gegen Krupp der Prozess Nr. 10 eröffnet. Als der Termin näher-

rückte, mehrten sich die Missfallensäusserungen in der internationalen Finanzwelt, aber, so erinnerte sich später General Taylor, «General Clay hielt bedingungslos zu mir. Er stammt aus Marietta in Georgia, einer ganz kleinen Stadt, und in ihm war der Argwohn des bodenständigen Südstaatlers gegen die ‚wicked bankers‘, die perfiden Bankiers, wach¹⁷.»

Den ganzen Winter und Frühling der Jahre 1946/47 über wurde Beweismaterial zusammengetragen, obwohl einige Alliierte sich zurückzogen, obwohl die gelangweilten Auslandskorrespondenten nur geringes Interesse zeigten und obwohl der Regierung Truman längst die Idee gekommen war, die Deutschen für den Kalten Krieg einzuspannen. Das grösste Hindernis für die Staatsanwaltschaft war eine Verordnung des Oberrichters Fred Vinson, die besagte, dass Bundesrichter künftig nicht mehr für die Nürnberger Prozesse freigestellt würden. Unverdrossen kämpfte Clay die Obersten Gerichte der einzelnen Bundesstaaten durch und heuerte ihre fähigsten Richter an. Das Krupp-Tribunal setzte sich aus Richter H.C. Anderson vom Appellationsgerichtshof in Tennessee, Richter Edward J. Daly vom Obergericht des Staates Connecticut und Richter William J. Wilkins vom Obergericht in Washington zusammen.

All das dauerte seine Zeit, aber die Zeit arbeitete für beide Seiten. General Taylor brauchte mehr als zwei Jahre, um seinen Arbeitsstab zusammenzubekommen (einen hervorragenden Beamten, der es auf eine Verurteilung Berthas angelegt hatte, jagte er davon). Rawlings Ragland, der forsche junge Mann aus Kentucky, der die Strafverfolgung gegen Krupp leitete, teilte die vier Hauptanklagepunkte unter seine zehn Kollegen auf. Es wurden Dokumente eingeordnet, eidesstattliche Erklärungen eingereicht, Zeugen unter Eid vernommen. Mittlerweile hatte Alfrieds Bruder zu einer Zeit, in der sich Deutschland langsam von seinen Wunden erholte, Krupps Hauptverteidiger engagiert. Otto Kranzbühlers Verteidigungsführung im Prozess gegen Dönitz hatte deutlich gezeigt, dass er der honorigreste und erfahrenste Anwalt der Nürnberger Prozesse war, und die Verteidigung von Hermann Röchling und Odilo Burkhardt im Flick-Prozess hatte seine meisterhafte Beherrschung amerikanischer Gerichtspraktiken weiter gefestigt. «Kranzbühler war der einzige Deutsche, der die Kunst des Kreuzverhörs vollendet beherrschte», äusserte später der Hauptankläger im Prozess gegen die IG-Farben, Drexel Sprecher, und Cecilia H. Goetz, die später an das Oberste Bundesgericht ging, hielt ihn für «den grössten Rechtsanwalt, dem ich je begegnet bin, ein himmlischer Anwalt, ein Hollywoodanwalt, der stets Kaninchen aus seinem Hut hervorzauberte». Der frühere Marinekapitän besass einen weiteren Vorzug. Die Verdienste, die er sich im Krieg erworben hatte, würden keinen Eindruck bei den Richtern hinterlassen, aber sie konnten einige Kruppianer im Zeugenstand unter Druck setzen¹⁸.

Kranzbühlers Mitarbeiterstab war gewaltig. Berthold war nicht länger auf «Zigarettegeld» angewiesen. Wie viele Kruppsche Auslandskonten in diesen Monaten liquidiert wurden, ist unbekannt, aber diese Guthaben existierten, und über ihre Höhe sikerten hin und wieder einige Informationen durch. Als Alfrieds Hauptverteidiger seinen Stab erweitern wollte, bat er Anderson, «einige von Herrn Krupps Kapitalanlagen in Schweden, Spanien, Frankreich, Belgien und den Vereinigten Staaten flüssig zu machen». Auf die Frage, wieviel er brauche, antwortete Kranzbühler: «Etwa hunderttau-

send Pfund.» Da sich der Kurs des Pfundes damals auf 16 Mark belief, ergab sich eine Summe von 1,6 Millionen Mark – und das war nur ein Bruchteil des Geldes, das Alfried im Ausland zur Verfügung stand. Später verkaufte er Anlagen für 6,8 Millionen Mark, um Kruppianern Renten zahlen zu können, und nahm zusätzliche Sicherheiten auf, die von Handelsbanken auf 80 Millionen Mark geschätzt werden. Der Verkauf und die Neuanlage von Nazi-Obligationen in den Jahren 1943 und 1944 – höchstwahrscheinlich wurde dieses Geschäft über Schweden und die Schweiz abgewickelt – bot, neben anderen Faktoren, die Gewähr für eine gigantische Verteidigung. Auf jeden amerikanischen Juristen, der Dokumente prüfte und ordnete, kamen drei Deutsche, die dagegen plädierten, und es ist ein Zeichen für Krupps unvermindertes Prestige bei seinen Landsleuten, dass Kranzbühler nicht weniger als 24 promovierte Advokaten assistierten. Sogar ein kostspieliger amerikanischer Anwalt – der frühere US-Oberst Joseph S. Robinson – befand sich in seinem Gefolge. Sie holten insgesamt 1'309 eidesstattliche Erklärungen ein (zusätzlich zu den 380 der Amerikaner) und hatten für jeden Zeugen der Anklage zwei Entlastungszeugen parat¹⁹.

Die Behauptung, Alfried sei im Justizpalast praktisch ohne Verteidigung gewesen, ist absurd, auch wenn eine amerikanische Wochenzeitung berichtete, Krupp sei «ohne Rechtsbeistand» abgeurteilt worden²⁰. Nach seiner Verurteilung wiesen Deutsche erobert darauf hin, dass die Richter, die Prozessordnung, die Gerichtsdienerschaft, ja selbst die Flagge hinter der Richterbank aus Amerika stammten. Das waren verständliche Klagen. Nur konnte man wohl schlecht das Nazi-Banner anbringen, und die Fahne der UNO war fehl am Platz – aber es war natürlich völlig überflüssig, überhaupt eine Flagge aufzustellen. Aus einer genauen Durchsicht des Protokolls geht jedoch hervor, dass auch Kranzbühler gewisse taktische Vorteile hatte, als er den Gerichtssaal betrat. Die Dokumente waren in deutscher Sprache abgefasst, die meisten Kronzeugen waren Landsleute Alfrieds, und die Zeugen der Anklage galten für viele Deutsche als Kollaborateure. Hinzu kam, dass kein Staatsanwalt in Nürnberg einen Mann in den Zeugenstand holen konnte, ohne sich des Rechts zu begeben, ihm später wegen eigener Verbrechen den Prozess zu machen. Und vielen Personen, die als Belastungszeugen hätten dienen können, stand selbst ein Gerichtsverfahren bevor.

Im Endeffekt war die Nationalität der Juristen weniger ausschlaggebend, als es den Anschein hatte. Der Gerichtsvorsitzende H. C. Anderson gehörte dem konservativen Lager an. Er schien beeindruckt, als Dr. Walter Siemens der Anklagebehörde vorwarf, «sie betrachte jeden deutschen Industriellen als Verbrecher», und er beugte sich interessiert nach vorn, als Alfred Schilf, ein weiterer Doktor der Rechte aus der Kruppecke, zu verstehen gab, die Verfahren gegen Krupp und IG-Farben seien «eindeutig antikapitalistisch». Ein Gespräch zwischen Richter Anderson und SS-Brigadeführer Walter Schrieber am 27. Mai war besonders aufschlussreich. Der Richter schien den Eindruck zu haben, dass durch die Intervention des Ministeriums Speer im Bertha-Werk ein Fall von bürokratischer Einmischung entstanden war. «Das ist doch nicht befremdend», sagte Anderson, «[wenn] ein Privatunternehmen, das viele Jahre erfolgreich war, Widerspruch dagegen erhebt, dass die Regierung einen Mann einsetzt, der ihm sagt, wie es seine Geschäfte führen soll. Was ist daran ungewöhnlich?» Als Träger des Ritterkreuzes, des Goldenen Parteiabzeichens und des Himmeler-Rings wusste Schrieber sehr genau, dass das Dritte Reich etwas ganz anderes gewesen war als der

New Deal, und er erwiderte: «In Deutschland war es mindestens gefährlich, wenn nicht gelegentlich auch lebensgefährlich.» Empört und verwirrt bemerkte Anderson ungehalten: «Sie haben offensichtlich meine Frage nicht verstanden.» Vielleicht traf das zu, sicher war jedenfalls, dass der Richter die Antwort falsch verstanden hatte. Obwohl er dann die Meinung seiner Kollegen teilte, dass Alfried ein Kriegsverbrecher sei und ins Zuchthaus gehöre, erhob er Einwände gegen die Beschlagnahme des Kruppschen Eigentums; in seinen Augen stand hier ein heiliges Recht auf dem Spiel²¹.

Alfried nahm zum erstenmal im August 1946 Rücksprache mit den Anwälten der Firma, traf mit Kranzbühler jedoch erst im Sommer des folgenden Jahres zusammen. Von Anfang an war sich der deutsche Rechtsanwalt mit dem kantigen Gesicht darüber im Klaren, dass Bertholds ältester Bruder ein aussergewöhnlich scharfsinniger Mann war. Ein weiteres Jahr sollte vergehen, bis die Justizmaschinerie Anklageschriften auszustossen begann; Verteidigung wie Angeklagter wussten, dass der Tag des Gerichts unausweichlich näherrückte. Kranzbühler prophezeite: «Wie beim erstenmal wird es ein politischer Prozess werden.» Da General Taylor ein Parteigänger Roosevelts war, hielt der deutsche Anwalt das Einfließen von New-Deal-Ideologie für unvermeidlich. «Obwohl die Parallelen zwischen dem Faschismus und der deutschen Industrie lächerlich sind, wird man sie ziehen.» Warnend fügte er hinzu, es gebe kein Mittel, das Stigma der Kriegsverbrechen zu vermeiden: «Dem Sieger wird der Verlierer stets als Angreifer erscheinen.» Alfried nickte nachdenklich, stellte Fachfragen, machte Vorschläge zur Verteidigungstaktik und war in einem Masse an der strategischen Planung beteiligt wie kaum je ein anderer Klient. Schon jetzt übte er einen unmerklichen, aber machtvollen Einfluss auf seinen Generalstab aus²².

Er genoss diese Sitzungen. Kein Wunder, denn in den vergangenen 16 Monaten hatte man ihn von einem Gefängnis ins andere geschleppt – Recklinghausen, Schloss Vehlen, Bielefeld und schliesslich das Sammeldepot für Angeklagte der Nürnberger Prozesse. Die Engländer nannten es «*dustbin*» (Mülleimer), die Amerikaner «*ashcan*» (Aschkasten). Fritz von Bülow meinte später, dass die lange Wartezeit «das aller schlimmste gewesen [sei], schlimmer noch als die Zeit nach der Verurteilung». Zwischen den regelmässigen Zusammenkünften mit seinen Rechtsanwälten wurde Krupp oft missmutig, vernachlässigte seine äussere Erscheinung und lief mitunter eine ganze Woche lang unrasiert herum. Seine zehn Stellvertreter im Direktorium machten sich Sorgen um ihn. Kurz vor Prozessbeginn wandte sich seine – und damit auch ihre – Situation durch einen Neuankömmling unerwartet zum Besseren. Zum Firmenchef und seinem Stab stiess ein zwölfter Angeklagter; «*ashcans*» letzter Gast war Ewald Löser, der noch vor Kurzem der Essener Finanzdirektor gewesen war. Seine früheren Kollegen, die dem Führer treu geblieben waren, zeigten sich nicht geneigt, seinen Verrat zu belohnen, indem sie die Wahrheit seiner Aussagen bestätigten. Deshalb stand Löser, der einst in den Kellern Himmllers in der Prinz-Albrecht-Strasse fast umgekommen war, nun vor den Schranken eines amerikanischen Gerichts, da keiner seine Teilnahme am 20. Juli bezeugen konnte. Das erschien ihm als heller Wahnsinn, und so muss es auch heute noch erscheinen – ein Beweis für den Wirrwarr der Zeitläufte²³.

Berthold besuchte «*ashcan*» viermal; zweimal brachte er Fritz Hardach und Jean

Sprenger mit. Diese Reisen stellten ein grösseres Opfer dar, als Alfried damals wahrnahm, denn Berthold musste noch andere mühsame Fahrten unternehmen. Trotz Kranzbühlers Stab von Helfern mussten bestimmte Aufgaben von einem Familienmitglied erledigt werden. Alte Kruppianer trauten niemand anderem über den Weg, frühere Angestellte wollten gerettete briefliche Unterlagen nur einem Sohn Berthas zeigen, und Verwandte von Leuten, die sich versteckt hielten, waren nur dann zu Aussagen bereit, wenn sie den magischen Namen Krupp hörten. Und sogar dann taten sie, als wüssten sie von nichts, wenn sie erfuhren, dass das Leben des Verstossenen auf dem Spiel stand. «Ich versuchte immer wieder, Leute zu finden, die Alfried gekannt hatten, als er Entscheidungen von grösserer Tragweite traf», sagte Berthold lange später, «und keiner von ihnen schien mehr in Deutschland zu sein.» Nun, da Kranzbühler und Alfried die Verteidigung in die Hand genommen hatten, war es Bertholds anstrengendste Pflicht, seine Mutter zu beruhigen. Wann immer seine Zeit es erlaubte, nahm er die mühselige Reise auf sich. Bertha, die selbst in Österreich interniert war, durfte ihren gefangenen Sohn nicht besuchen. Kranzbühler schickte ganze Stäbe von Anwälten, um sie auszufragen, aber sie konnte keine Auskünfte geben. Sie wusste nichts, und sie gab schliesslich auch keine Zeugenaussage ab. Berthold gegenüber äusserte sie ihr Erstaunen: «Warum greifen sie Papa an? Was soll dieses ganze Gerede von Blut? Warum reagieren Ausländer so heftig auf den Namen Krupp²⁴?»

Berthold glaubte, einen Grund dafür zu kennen. Seiner Meinung nach «waren die obersten Amerikaner in Deutschland schon in Ordnung, aber die Heftigkeit der Anklagebehörde ging von den deutschen Juden aus, die die amerikanische Staatsbürgerschaft angenommen hatten und dann Anwälte geworden waren. Im Gericht handelten sie aus Motiven des Hasses; sie politisierten das Verfahren²⁵.» Berthold ist ein äusserst intelligenter Mann, doch in diesem Punkt ist seine Argumentation unverständlich. Krupp war von Robert H. Jackson angeklagt worden. Der Generalstaatsanwalt war Telford Taylor. Rawlings Ragland sollte Taylors rechte Hand im Gerichtssaal sein, und der Chef der für das Krupp-Verfahren zuständigen Abteilung war Russell Thayer. Wenn es im ganzen Stab eine bestimmte rassische oder gesellschaftliche Gruppe gab, so war es die der angloamerikanischen Protestanten; und deren Übergewicht wurde noch verstärkt durch die Anwesenheit von Anderson, Daly und Wilkins auf der Richterbank. Dennoch sind die Essener bis heute überzeugt, dass Alfried das Opfer rachsüchtiger und verbitterter Juden wurde.

Als das zweite Jahr seiner Untersuchungshaft zu Ende ging, wurde Alfried in einem gepanzerten Wagen die Nürnberger Königstrasse hinuntergebracht. So viele Militärpolizisten umgaben ihn, dass er nur einen kurzen Blick auf die Stadt werfen konnte, doch das war genug; nichts mehr war von dem berauschenden Kulissenzauber übriggeblieben, den er während der Massenkundgebung im September gesehen hatte, als marschierende Kapellen «Heil Hitler Dir» geschmettert, als die Knobelbecher auf das Kopfsteinpflaster geknallt und Millionen Menschen ekstatisch gebrüllt hatten. Zwei Jahre später hatten alliierte Bomber in weniger als einer halben Stunde das alte Nürnberg ausradiert, seine steilen Dächer, seine Dachgauben und seine engen, dunklen mittelalterlichen Gassen. Alles, was Krupp sehen konnte, waren Trümmerhaufen mit ros-

tigem Gestänge, der Glockenturm der fast sechshundertjährigen Frauenkirche, der nun für die Verurteilten läutete, und die bizarre hohle rötliche Ruine des wie durch ein Wunder noch vom Hauptbalken abgestützten Albrecht-Dürer-Hauses, in dem Deutschlands grösster Künstler seine Holzschnitte und Graphiken für zwei der letzten Herrscher des Ersten Reiches geschaffen hatte. Die Bombenschützen hatten nur *ein* grösseres öffentliches Gebäude verschont: den seltsam verbauten Justizpalast aus verwittertem Sandstein, dessen Mauern Dutzende von Gerichtssälen, ein Gefängnis, einen Gefängnishof und ein Schafott beherbergten. Da konnte ein Mann von der Strasse hereingezerrt, angeklagt, verurteilt und gehängt werden, alles unter einem Dach und alles ganz legal. Das Bauwerk war ein Monument deutscher Tüchtigkeit, und es war off in Anspruch genommen worden.

Von dieser Stelle aus waren am 15. September 1935 des Führers berühmte «Nürnberger Gesetze» verkündet worden, die offiziell die Juden als Untermenschen einstufen. Hier waren die bössartigen Zerrbilder nationalsozialistischer Rechtspflege gezeigt worden, wo Zuschauer die Angeklagten bespieden, während die Richter mit Hakenkreuzen auf den Roben nur mit dem Hammer herumspielten, den sie zur Herstellung von Ruhe im Gerichtssaal hätten benutzen müssen. Und nun wurde Krupp fast zwanzig Monate nach seiner Festnahme in eine Zelle des Justizpalastes gebracht und über die neue Gefängnisordnung belehrt: Militärpolizisten würden Tag und Nacht vor seiner Tür wachen; man werde ihm eine zwanzigminütige Pause für körperliche Bewegung einräumen und täglich eine Dusche genehmigen, aber Unterhaltungen mit Mitgefangenen seien bis zu Beginn der Verhandlung untersagt, und dann seien sie nur auf der Anklagebank erlaubt, während sich das Gericht zur Beratung zurückziehe. Falls er seine Kleidung zu schäbig finde, werde ihm der Gefängnisschneider einen Anzug machen, den er aber bei der Rückkehr in seine Zelle jedesmal wieder ablegen müsse²⁶.

Alfried lehnte den Schneider ab; Berthold hatte ihm Anzüge mitgebracht. Auch den Gebrauch der englischen Sprache wies er zurück – «Es ging dabei», so erklärte er später, «ums Prinzip.» Als er am 15. August vor seinen Richter, den 75jährigen hohlläugigen Anderson gestellt wurde, den der Reuter-Korrespondent mit einem «ausgetrockneten Adler» verglich, schnarrte er voreilig sein «Hier. Unschuldig», als sein Name aufgerufen wurde. Der Richter fragte, ob er durch einen Rechtsbeistand vertreten sei. «Ja.» Ob er die Anklageschrift vor mindestens dreissig Tagen in deutscher Sprache erhalten habe? «Ja.» Ob er mit der Anklage und den einzelnen Anklagepunkten vertraut sei und sie gelesen habe? «Ja.» Ob er nun bereit sei, sich zu seiner Schuld oder Unschuld zu äussern? «Ja.» Wie nehme er nun zur Anklageschrift Stellung – erkläre er sich für schuldig oder unschuldig? «Unschuldig²⁷.»

Drei Wochen später wurde er aus seiner Zelle zu einem Aufzug geführt. Im ersten Stock aussteigend, passierte er eine Reihe von Kontrollen, die die Meldung von seiner Ankunft jeweils an die nächste Weitergaben. Sechshundert Zuschauer füllten die Galerie hinter der Schranke in dem grossen, holzgetäfelten Gerichtssaal, aber Alfried würdigte sie keines Blickes. Auf der Anklagebank sass er in starrer Haltung, die Augen auf die entfernte Wand gerichtet, und wartete unbeweglich, während seine Mitangeklagten nach und nach hereinkamen und neben ihm Platz nahmen: Houdremont (Par-

tei-Nr. 8 301 922), Eberhardt (Nr. 4 038 202), Lehmann (8 303 913), Janssen (3 421 734), «Kanonen-Müller» (2 637 734), Max Ihn (3 421 752), Hans Kupke (1 988 328), Karl Pfirsch (5 608 734), Heinrich Korschach (3 419 293) und natürlich Löser und Fritz von Bülow, von denen einer sich aus Prinzip geweigert hatte, in die Partei einzutreten, während der andere allzu sehr damit beschäftigt gewesen war, ihren Wünschen nachzukommen. Zusammen hatten die Angeklagten 53 Nazi-Orden, Auszeichnungen und offizielle Titel besessen, und bis zum Zusammenbruch war ihr Reichtum, ganz abgesehen von dem Krupp, immens gewesen.

Zwei GIs mit ihren Kampfauszeichnungen standen in Paradedstellung hinter Krupp und Bülow (die Nazis, in rassischen Dingen sehr feinfühlig, registrierten indigniert, dass beide Soldaten Neger waren), und als die verzierte Uhr über der Anklagebank neun Uhr morgens anzeigte, begaben sich die drei Richter im Talar auf die Richterbank. Unterdessen beendeten Instrukturen ihre Anweisungen an die Angeklagten für die Benutzung der Kopfhörer zum Abhören der Übersetzung und der Lämpchen im Zeugenstand, eines gelben und eines roten. Wenn das erste aufleuchtete, so bedeutete das: «Bitte langsam sprechen, der Dolmetscher kommt nicht nach.» Das rote Lämpchen war ein eindeutiges Stoplicht: Der Zeuge musste innehalten, bis der Dolmetscher aufgeholt hatte. Pausen zwischen Fragen und Antworten waren höchst wichtig, weil die Übersetzung sonst hoffnungslos durcheinandergeriet. Diese technischen Hinweise, die auch für die Zeugen wichtig waren, interessierten die Gefangenen nur wenig. Auf Anweisung Alfrieds sollte keiner von ihnen zu seiner eigenen Verteidigung aussagen. Wenn die Zeit für eine Erklärung kam, würde er sie im Namen aller abgeben; nur Löser, der Ausgestossene, hatte sich entschlossen, auszusagen²⁸.

Nun zogen sich die Instrukturen zurück. Die Juristen hatten ihre Plätze eingenommen. Anderson sah fahl aus; seine Gesundheit war angegriffen. Richter Daly, 55 Jahre alt, gewichtig, bebrillt und konzentriert, stand auf seiner rechten, Richter Wilkins, gutaussehend, eine löwenhafte Gestalt, auf seiner linken Seite. Ein uniformierter Gerichtssoldat schlug die Hacken seiner polierten Stiefel zusammen und rief: «*The Honorable, the Judges of Military Tribunal III At Military Tribunal IIIA is now in session. God save the United States of America and this Honorable Tribunal!*»

Alfried setzte die Kopfhörer auf und schaltete absichtlich auf Deutsch um*. Es rauschte und knackte, und er hörte: «Der Hohe Gerichtshof des Militärgerichts Nr. III, Fall X. Der Gerichtshof tagt nunmehr. Gott schütze die Vereinigten Staaten von Amerika und diesen Hohen Gerichtshof.»

* Kranzbühler, dessen Englisch so makellos wie das Alfrieds war, folgte hierin seinem Mandanten. Die Nachricht hiervon verbreitete sich unter den Zeugen der Anklage, was ärgerliche Folgen hatte – Elisabeth Roths Deutsch war viel besser als ihr Englisch, aber während Kranzbühler nur Deutsch sprechen wollte, wollte sie nicht auf Deutsch antworten. Als Milos Celap zu Beginn seines Kreuzverhörs am 27. Januar gefragt wurde: «Ich höre, Zeuge, dass Sie auch Deutsch sprechen. Wäre es nicht eine Erleichterung für die Verhandlung hier, wenn Sie auf Deutsch antworteten?», gab er kurz angebunden zurück: «Nein, ich ziehe es vor, Französisch zu sprechen.» Der Verteidiger sagte schnell: «Natürlich; ich schlug das nur vor, um die Dinge hier zu erleichtern.» Und in der Tat hätte es die Sache erleichtert. Aber es ist möglich, dass es Alfrieds Absicht war, Verwirrung zu stiften. (WM/Ernestine Roth; Aussage Celap I/26-27/48 Ntr 2398-2438)

Wie häufig bei Prozessen, deren Hauptakteure Virtuosen ihres Faches sind, hatte das Verfahren schon mit einem kurzen Hickhack in den Beratungszimmern begonnen. Otto Kranzbühler beschwerte sich darüber, dass «das gesamte Material der Kruppschen Akten beschlagnahmt worden ist... Es soll sich um mehrere tausend Akten handeln.» Wie könne das Gericht von ihm erwarten, ohne diese Unterlagen den Fall überhaupt vorzubereiten? General Taylor räumte ein, dass dieser Einwand gerechtfertigt sei. Ungeachtet dieser Einsprüche jedoch, so fügte er in scharfem Ton hinzu, seien ja sehr viele Akten für den Stab der Verteidigung seit dem späten Sommer zugänglich gewesen, und der Rest werde in Kürze folgen – was dann in der Tat auch geschah. Oberflächlich betrachtet hatte Taylor gewonnen, aber auch Kranzbühler hatte einen taktischen Vorteil errungen, indem er unterstellte, dass der Sieger seine Polizeigewalt missbrauche. Durch diesen Wortwechsel wurde Kranzbühlers Mandanten die Rolle des Opfers zugespielt, und diese Pose gab Alfried im Folgenden nicht mehr auf²⁹.

Andererseits trat der Generalankläger als Rächer auf. «Von allen Namen, die mit dem Nürnberger Prozess in Zusammenhang stehen», so erklärte er von seinem Pult aus, als er die Eröffnungserklärung der Anklage verlas, «ist keiner seit Jahrzehnten – ja nahezu seit einem Jahrhundert – so geläufig wie der Name Krupp.» Das Gericht müsse verstehen, dass die Anklage keineswegs die Herstellung von Waffen an sich angreife; diese sei als solche nicht gesetzeswidriger als die Diplomatie oder das Berufsmilitär. Trotz der «finsternen Aura», die der Name Krupp durch die Jahre bekommen habe, ständen die Männer auf der Anklagebank nicht als Symbole vor Gericht; keiner sei wegen seiner Verbindung zur Firma Krupp vor Gericht geholt worden. Vielmehr habe jeder von ihnen sich zu rechtfertigen für ganz bestimmte Handlungen, die in persönlicher Verantwortung begangen worden seien. Dennoch müsse daran erinnert werden, dass diese Männer, obwohl Nationalsozialisten, nicht erst, wie andere Nürnberger Angeklagte, von der Flutwelle des Nationalsozialismus an die Macht gespült worden seien. Der Nazismus sei schliesslich nur die zeitlich begrenzte, vorübergehende Manifestation von etwas viel Älterem, «das, verschmolzen mit der nationalsozialistischen Ideenwelt, das Dritte Reich geschaffen hat». Deshalb, so fuhr Taylor fort, sei ein Urteil über Schuld oder Unschuld der Angeklagten nur bei einer gewissen Vertrautheit mit der Geschichte und den Traditionen der Dynastie Krupp möglich, obwohl sie erst in jüngster Zeit begangener Verbrechen beschuldigt würden. Diese Krupps seien schon lange «der Brennpunkt, das Symbol und der Nutzniesser der unheilvollen Kräfte geworden, die den Frieden Europas bedrohten³⁰».

Während das Gericht sich in die Lederstühle mit den hohen Lehnen vergrub, trug Taylor seine Anklage vor. Es handelte sich um vier Punkte, und sie waren identisch mit denen, die Jackson dem IMT vorgelegt hatte: Verbrechen gegen den Frieden, Ausplünderung besetzter Länder, Verbrechen gegen die Menschlichkeit (Sklavenarbeit) und «Verschwörung», ein Oberbegriff, der die drei ersten Punkte der Anklage umfasste. Schliesslich, im Schlussabschnitt seiner Erklärung von 36'000 Worten, kehrte der General zu seinem Anfangsthema zurück: Die Krupp-Dynastie stelle ein Kontinuum dar, sagte er; in diesem Licht habe man sie zu betrachten. Wegen des in dieser Familie wirksamen geistigen Erbes seien ihre Angehörigen bereit gewesen, Hitler zu folgen,

noch ehe dieser überhaupt erschienen sei, um sie anzuführen. In der Tat sei er das perfekte Instrument zur Verwirklichung von Ideen gewesen, die in Essen schon drei Generationen hindurch sorgfältig gepflegt worden seien, und Hitlers Nationalsozialismus habe nur die schliessliche Erfüllung Kruppschen Denkens dargestellt:

«Die Tradition der Firma Krupp und die ‚sozialpolitische‘ Haltung, die sie vertrat, passte genau in die moralische Atmosphäre des Dritten Reiches. Es gab kein Verbrechen, das ein solcher Staat begehen konnte – sei es Krieg, Plündern oder Sklaverei –, an dem sich diese Männer nicht beteiligt haben würden³¹.»

Alfried, der Sohn Gustavs, der Enkel von Fritz und Urenkel von Alfred, sass da, ohne sich zu rühren, und starrte auf den hoch auferichteten General. Er bedeckte seine Augen mit der Hand. Vielleicht war er fasziniert, vielleicht war er gelangweilt.

Als alles vorbei war – nachdem mitfühlende Amerikaner ihr Bedauern über die Demütigung des prominentesten Ruhrbarons ausgedrückt hatten (und die Entschuldigung von entrüsteten Deutschen zurückgewiesen worden war) –, beschrieb ein Autor Alfried auf der Anklagebank, wie er unter «einem Gefühl der Isoliertheit» fröstelte, «nicht zuletzt durch die Presseberichte, die von den Thesen der Anklage beherrscht werden³²».

Für Alfrieds Frösteln gab es eine viel nüchternere Erklärung. Er fror. Alle im Gerichtssaal froren, und bis zum Mittwoch, dem 21. Januar, führte Richter Anderson seine eigenen, mühsam unterdrückten Schauer auf Alter und Krankheit zurück. Zu diesem Zeitpunkt hatte das Gericht seit vollen sieben Wochen eisgekühlt getagt. Cecelia Goetz stapfte beim Befragen der Zeugen in Skistiefeln hin und her. Otto Kranzbühler hatte sich unter seiner Robe gegen die Kälte gepolstert, und Paul Hansen, der in der achten Woche aus Essen kam, um seine Zeugenaussage abzugeben – das war die Zeit, da Mitglieder des Gerichts wütend mit ihren Hämmern gegen die eiskalten Heizungsrohre klopfen –, fragte sich, ob dies Bayern oder Sibirien sei. Zwei Tage lang musste Hansen im Zeugenstand leiden. Gegen Ende dieser Heimsuchung versuchte er zähneklappernd, eine kurze Beschreibung zu geben, wie der Plan für das Berthawerk entstanden war, «ein Projekt für einen Ausweichbetrieb für Krupp in Essen». Die ersten Worte klangen dann so: «Pro-pro-projekt für einen Aus-ausweichbetrieb-b-b ...» Sowohl das rote als auch das gelbe Licht flammten auf, und während die Männer sich vorbeugten, um besser hören zu können, schwebte plötzlich das geisterhafte Knistern von Zeitungspapier durch den ganzen Gerichtssaal. In diesem Augenblick wurde es Hansen klar, dass die Hälfte der Anwesenden sich Zeitungen unter die Hemden gestopft hatte³³.

Falls die Presse von General Taylors Anklagepunkten beeindruckt war, verstand sie es, das gut zu verbergen. Die Deutschen lasen, dass die Anklage «Gefühle des Hasses und der Rache nicht verbirgt», dass sie «dem deutschen Volk eine Kollektivschuld unterstelle» und dass man Alfried als gravierendstes Moment entgegenhielt, «die Deutschen unterschieden sich grundsätzlich von allen Völkern Europas durch ihre Raubgier, Kriegslust und Schlechtigkeit³⁴».

Hier verzerrte die Presse nicht die Position von Krupp, sondern die seiner Ankläger, und es ist deprimierend, feststellen zu müssen, dass Verdrehungen der Tatsachen auch in den Vereinigten Staaten veröffentlicht wurden. Die Berichte in den Finanzblättern

lasen sich wie Mitteilungen aus dem Hauptverwaltungsgebäude, die Artikel in der *New York Herald Tribune* wie Predigten über die Notwendigkeit eines geeinten Europa, das sich um ein vom Essener Konzernherrn geführtes Ruhrgebiet schart. Ein Korrespondent strapazierte seine Kräfte, indem er von einer Villa ausserhalb der Stadt täglich in Kranzbühlers Büro anrief, um sich nach dem neuesten Stand der Dinge zu erkundigen. Ein anderer, der einen Privatkrieg gegen die amerikanische Besatzungsmacht im Allgemeinen und gegen General Clay im Besonderen führte, benutzte den Fall Krupp als flagrantes Beispiel für die Unfähigkeit der amerikanischen Militärregierung in Deutschland.

Von der *New York Times* erwartete man mehr, und man wurde auch nicht ganz enttäuscht. Kathleen McLaughlins Berichte waren objektiv, prägnant und den Tatsachen entsprechend. Aber aus irgendeinem Grund hatte die *Times* nur selten Platz dafür. Alfrieds Prozess, genau wie der von Adolf Eichmann dreizehn Jahre später, dauerte neun Monate, also länger als je ein Prozess in den Vereinigten Staaten gedauert hatte. Die Gerichtsakten umfassten über vier Millionen Wörter. Und doch veröffentlichte Amerikas führende Tageszeitung zwischen dem Spätwinter 1947 und dem Sommer 1948, als die letzten Zeugen vernommen wurden, ganze vier Berichte von Miss McLaughlin über die Zeugenaussagen – im Ganzen 47 Absätze, also weniger als zwei Spalten, und nur auf den Innenseiten versteckt³⁵.

Die Abwesenden versäumten viel, denn jeder grosse Prozess hat eine ganz eigene Atmosphäre, und die des Krupp-Prozesses war in mancher Hinsicht überraschend. Da war zum Beispiel die äussere Umgebung. Weil das Urteil in Nürnberg gesprochen wurde, hat sich eine ganze Generation von Wissenschaftlern in dem Glauben gewiegt, dass der Prozess in dem riesigen, mit Mahagoni und Marmor ausgestaffierten Sitzungssaal im ersten Stock des Justizpalastes stattgefunden habe. Dem war nicht so. Das Gericht trat dort am ersten und am letzten Tag zusammen (an dem auch die Presse tatsächlich erschien), aber da so viele Verhandlungen gleichzeitig liefen, verlegte General Taylor, der wusste, wie lange der Prozess dauern würde, ihn in einen Sitzungssaal im dritten Stock und überliess die prunkvolle Ausstattung dem IG-Farben-Tribunal. Dort oben gab es keinen Pomp, keine prächtige Einrichtung und, wie bereits gesagt, auch keine Heizung. Der Raum sah so ähnlich aus wie ein amerikanisches Polizeigericht. Um ihn etwas weniger kahl erscheinen zu lassen, hatten MPs einen seidenen Baldachin unter die Decke gespannt. Das war zwar gutgemeint, aber die Wirkung war grässlich; das Ganze ähnelte mehr und mehr einem Grabtuch. Wenn man sich umblickte, konnte man die Heizungsrohre sehen – und verwünschen –, und jedesmal, wenn ein Mitglied des Gerichts sprach, wurden die Zuhörer von dem Ventil hinter Richter Andersons linkem Ohr abgelenkt. Während der Pausen pflegte einer der Anwälte hinzurennen und verzweifelt an dem Rad zu drehen, immer vergeblich; wie so viele andere technische Einrichtungen in Deutschland in jenem Winter war auch diese total verrostet.

Trotz seiner kargen Einrichtung war der Saal zu einer Bühne für ein hochdramatisches Schauspiel geworden. Das Gericht war nüchtern und majestätisch, und einige Mitspieler brachten Farbtupfer in das Bild. Ragland war der Gentleman aus dem Süden, Taylor der Aristokrat aus Neuengland, Kranzbühler der hochmütige Genius der

Verteidigung. Bei manchen täuschte das Äussere. Benjamin B. Ferencz, Taylors erster Berater, der die nachlässige Haltung eines zerstreuten Professors hatte, war in Wirklichkeit ein Idealist mit einem erstklassigen Verstand und von aussergewöhnlicher Hingabe an seine Arbeit. Cecelia Goetz – immer schlecht frisiert und mit einer karierten Wollbluse bekleidet – konnte ebenso spontan lächeln wie bitterernste Gedanken Vorbringen. Andere hingegen waren nicht wiederzuerkennen. Löser, krank und von beiden Seiten als Aussätziger betrachtet, faltete die Hände über dem Griff seines Stocks. Seine Augen glichen offenen Wunden, das Kinn sank auf die Brust herab. Off fehlte er, weil er im Gefängnislazarett lag.

Aber Krupp dominierte über alle. Dies war sein Prozess, er war der berühmteste Mann von Nürnberg, und jeder im Gerichtssaal spürte seine schweigende Macht. Miss Goetz fand ihn unendlich faszinierend. Er war, so sagte sie sich selbst immer wieder, «das deutsche Gegenstück zu Henry Ford II». Sie schrieb: «Es ist schwer, dieses vornehme Patriziergesicht mit der Rücksichtslosigkeit und Grausamkeit zu assoziieren, wie er sie während der Hitler-Zeit tatsächlich zeigte³⁶.» Im Gegensatz zu den meisten der Nürnberger Angeklagten, einschliesslich der Massenmörder, zeigte er niemals Reue. Die schockierendste Aussage machte keinen wahrnehmbaren Eindruck auf ihn, obwohl ihm kein einziges Wort entging; in den Gesprächen mit Kranzbühler war der Verteidiger erstaunt über Alfrieds Gedächtnis. Für Taylor bedeutete Krupp eine Herausforderung. Beide Männer gehörten der gleichen Generation an, und der General war der Ansicht, dass sie einander verstehen müssten. Aber es gelang ihm nie, Alfried zu erreichen. Die zwischen ihnen stehende Schranke war unüberwindlich. Nach neun Monaten war der Gebieter der Villa Hügél noch immer ein Rätsel.

Als Alfried förderndes Mitglied der SS wurde, hatte er laut seinem Mitgliedsausweis «durch seine Unterschrift die Verantwortung übernommen», aber dieser Punkt wurde während des Verfahrens nicht aufgegriffen; wie Taylor später sagte: «Wir hatten auch ohne das genug Beweismaterial.» Seine Argumentation war nicht hieb- und stichfest. Die Vertreter der Anklage waren sich über zwei schwache Glieder in der Kette im Klaren. Kranzbühler würde die Abwesenden nach besten Kräften für seine Zwecke nutzbar machen. Wie ein Zeuge der Verteidigung bemerkte, als Eichmann in Jerusalem vor Gericht stand, war es «zurzeit der Kriegsverbrecher-Prozesse üblich, soviel Schuld wie möglich auf Abwesende oder Totgeglaubte abzuwälzen». Ausserdem hing die Anklage wegen Vorbereitung zum Angriffskrieg an einem hauchdünnen Faden. Alfrieds Rolle in den letzten Jahren der Herrschaft seines Vaters war unklar. Laut vier Telegrammen, die Botschafter Bullitt im März 1937 von Paris nach Washington schickte und die «nur für den Präsidenten» bestimmt waren, hatte Gustavs Sohn zu den zwanzig Industriellen gehört, vor denen Hitler in jenem Monat gesprochen hatte. Nach der Erörterung des Invasionsplans der Nazis – «Österreich, die Tschechoslowakei, das übrige Europa» – hatte der Führer eine Landkarte ausgebreitet, mit dem Finger eine Route über den Atlantik gezeichnet und gesagt: «Der Strom jüdischen Bluts in den Strassen Europas wird nichts sein im Vergleich zu dem, der durch die Gassen New Yorks fliessen soll.» Leider hatte Bullitt in seinen Telegrammen bestimmte Personen in Argentinien impliziert. Das Aussenministerium zögerte, die Originale freizugeben. «Wenn das Aussenministerium uns diese Telegramme zur Verfügung stellt, können

wir die Beschuldigung wegen Vorbereitung zum Angriffskrieg beweisen», sagte Norbert Barr, damals einer der Berater des Generals. «Wenn nicht, muss dieser Punkt fallengelassen werden³⁷.»

Das Aussenministerium verweigerte die Freigabe, und dieser Anklagepunkt fiel weg, aber selbst, wenn die Vertreter der Anklage das schon vorher gewusst hätten, wären ihre Bedenken wachgeblieben. Keine Anklageschrift, die so massiv war wie diese, konnte ohne schwache Stellen sein. Der Bruch des Friedens war die Tat eines einzigen Mannes gewesen – selbst Göring hatte im Dezember 1939 versucht, die Wehrmacht wieder zurückzurufen. Zweifellos war Alfried ein Gefolgsmann seines Führers gewesen, aber niemand hatte Hitler beeinflusst. Ausserdem waren Beweise für die Teilnahme am Angriffskrieg, genau wie für den Dienst der SS, überflüssig. Krupps Plünderung des Kontinents war eine unbestreitbare Verletzung des internationalen Rechts. Auf ausdrückliche Anweisung Wilhelms II. hatte Graf Georg von Münster am 29. Juli 1899 zusammen mit den Vertretern von fünfundzwanzig weiteren Nationen die Konvention über die Landkriegsordnung auf der internationalen Friedenskonferenz in Den Haag unterzeichnet. Der Entschluss dazu war nicht leichtgefallen; an einer Stelle hatte Seine Majestät geschrieben: «In der Praxis werde ich mich jedoch auf Gott und auf mein scharfes Schwert verlassen! Und ich scheisse auf alle ihre Entscheidungen.» Trotzdem hatte das Vaterland letzten Endes beigestimmt, dass «wenn als Resultat kriegerischer Aktionen eine kriegführende Partei ein Gebiet des Gegners besetzt, sie dadurch *nicht* das Recht erwirbt, über etwelchen Besitz in besagtem Gebiet zu verfügen, es sei denn unter Befolgung der strengen Vorschriften in den Ausführungsbestimmungen.» Alfried hatte gegen jede einzelne dieser Vorschriften verstossen. Bis zu dem Zeitpunkt, da das Schwert des Dritten Reichs stumpf geworden war, hatte er die Haager Beschlüsse mit Kruppscher Scheisse zugedeckt, und das konnte die Anklage beweisen³⁸.

Die Amerikaner, die zu Hause die Anklageschrift lasen, reagierten ganz verschieden darauf. Die besitzende Klasse neigte dazu, im Vorwurf der Plünderung den schwerwiegendsten Anklagepunkt zu sehen. Eine Mehrheit war am meisten über Verbrechen gegen die Menschlichkeit entrüstet, und sowohl Taylor als auch seine Mitarbeiter hielten die Sklavenarbeit für den Grundstein der Anklage. Aufgefundene Dokumente, die Alfrieds Namen und Siegel trugen, verbanden ihn unlöslich mit dem Einsatz von Zwangsarbeitern in Auschwitz und im Berthawerk, obgleich ein Beweis für seine persönliche Teilnahme nicht unbedingt erforderlich war. Die Tatsache, dass Krupp selbst niemals einen Kriegsgefangenen umgebracht, eine Schwangere gefoltert oder mengenweise Säuglinge verscharrt hatte, war bedeutungslos. Bei der Verurteilung Eichmanns sollte später ein israelisches Gericht befinden, dass «die juristische und moralische Verantwortlichkeit dessen, der das Opfer dem Tod ausliefert, unserer Meinung nach nicht geringer ist – und sogar grösser sein kann – als die Schuld dessen, der das Opfer getötet hat». Die Gültigkeit dieses Prinzips für den Konzern wurde von einem Sprecher sogar noch klarer ausgedrückt, der in einem Rückblick auf die furchteinflössende Verantwortung, welche die einzelnen Chefs der Familie Krupp durch die ganze Geschichte des Hauses hindurchgetragen hatten, erklärte, dass «in seinem Bereich keine Anonymität möglich war. Immer stand *ein* Mann für das Werk, trat *eine* Gestalt hervor, die alles

verantwortete, was geschah. Nicht die Manager entschieden, sondern die Besitzer, mochten sie grosse oder mittelmässige Männer sein³⁹».

Nach wie vor bereitete Richter Anderson einigen Vertretern der Anklage Sorge. Von der Richterbank herab sagte er über Krupps Entscheidung, sofort nach Versailles heimlich wieder aufzurüsten:

Objektiv und unter Berücksichtigung der gegebenen Umstände betrachtet, erscheint es zumindest glaubhaft, dass Gustavs Entscheidung im Jahr 1919 ein wohlüberlegtes Geschäftsrisiko war. Hier stand ein Mann, der mit dem Verlust eines grossen Teils dessen konfrontiert war, was zweifellos ein lukratives, in jahrelanger Arbeit aufgebautes Geschäft gewesen war.

Aber gerade die Beharrlichkeit des alten Mannes aus Tennessee, die ungewöhnliche Art der Familie, Geld zu verdienen, «nur vom Standpunkt der Privatwirtschaft aus» zu betrachten, liess vermuten, dass Alfrieds Inbesitznahme der privaten Betriebe anderer ihn umso mehr in Zorn versetzen würde⁴⁰.

General Taylor und seine Mitarbeiter waren zwar vom echten Kreuzritter geist erfüllt, aber in jedem Prozess gibt es Sitzungspausen, und wenn die Angeklagten am Ende eines Verhandlungstags hinausgeführt wurden, begaben sich alle anderen auf die Flucht aus dem Justizpalast. Die meisten nahmen Kurs auf das leuchtende Rosa der neuen Sandsteinfassade des Grandhotels am Hauptbahnhof. Das Essen war gut, die Bedienung ausgezeichnet, die Räume waren geheizt. Da auch Otto Kranzbühler dorthin ging, trafen sich fast jeden Abend die Vertreter der Anklage, der Verteidigung und des Gerichts. Wohlgestärkt mit Speis und Trank, fraternisierten sie in einem Ausmass, das bei jedem anderen Prozess undenkbar gewesen wäre. Kranzbühler taute allerdings nicht sehr auf. Immerhin sprach er Englisch. Ein Amerikaner fragte ihn, weshalb er sich vor Gericht nur an die deutsche Sprache halte. «Das ist gefährlich», erwiderte er. «Man könnte sich in den Feinheiten und idiomatischen Eigentümlichkeiten einer fremden Sprache verheddern.» Aber seine Gegner stellten fest, dass ihm im Grandhotel keine Feinheit der Sprache entging; in den neun Monaten der abendlichen Plaudereien spaltete er nie einen Infinitiv, beendete er niemals einen Satz mit einer Präposition und wusste immer, wann es «whom» heissen musste. Man respektierte ihn, ohne ihn zu begreifen. In einem uncharakteristischen Temperamentsausbruch sagte er bissig: «Zeigen Sie mir den amerikanischen Industriellen, der in Kriegszeiten zu seiner Regierung nein sagen würde.» Alle schwiegen betreten. Es wurde ihnen klar, dass er sie nicht verstand. Bei all seiner Intelligenz konnte er nicht begreifen, dass ausserhalb Deutschlands andere Spielregeln galten, dass es Dinge gab, die keine amerikanische Regierung zu verlangen wagen würde und die kein amerikanischer Grossindustrieller, ob nun mit oder ohne offizielle Sanktion, jemals tun könnte⁴¹.

Eines Abends schwang sich ein Amerikaner auf eine Strassenbahn und fuhr hinaus zu dem Gelände, wo Hitler vor dem Krieg jeden September den Reichsparteitag abgehalten hatte. Im geisterhaften Licht des Mondes lagen die Blöcke der Schatten so bewegungslos da wie die Carres der Sturmtruppen, die einst hier strammstanden und jetzt unter den sieben Millionen deutscher Kriegspopfer waren. Vor langer Zeit hatte hier trommelfellerreissende Musik gedrhöhnt. Jetzt war nichts zu hören als das Wispern eines eisigen Dezemberwinds. Der Besucher war nie bei einem Reichsparteitag dabei-

gewesen, aber amerikanische Rundfunkstationen hatten die Führerreden übertragen, und als er zu der leeren, vom Mondlicht überfluteten Rednertribüne emporblickte, konnte er in Gedanken die heisere, gutturale Intonation des grössten Massenhypnotiseurs des zwanzigsten Jahrhunderts hören:

Das nervöse Zeitalter des 19. Jahrhunderts hat bei uns endgültig seinen Abschluss gefunden! In den nächsten tausend Jahren findet in Deutschland keine Revolution mehr statt⁴²!

Während er zum Hotel zurückfuhr, fragte er sich, wie viele der Menschen, die er jeden Tag sah, diese Führerproklamation hier gehört hatten, zusammen mit dreissigtausend anderen ihren steif ausgestreckten rechten Arm zum Hitlergruss erhoben und geglaubt hatten, dass sich in den nächsten tausend Jahren in Deutschland nichts ändern würde – und sich jetzt daran erinnerten.

Ein anderer Wind blies durch das Nachkriegsdeutschland und wärmte die besiegte Nation. Otto Kranzbühler spürte diesen Wind, setzte sein Segel danach, und nach Rücksprache mit Krupp und mit dessen Einwilligung führte er eine Verteidigung, die von allen anderen in Nürnberg gehörten gänzlich verschieden war. Die Vertreter der Anklage lebten in der jüngsten Vergangenheit, in der Welt von «Die Fahne hoch». Alfrieds Hauptverteidiger sah, dass – gleichgültig wie dieser Prozess ausgehen würde – für die Zukunft seines Mandanten die Politik viel wichtiger sein würde als die Gerechtigkeit; denn der neue Wind, der sich allmählich zum Sturm verstärkte, war politischer Natur.

Die Vorbotsen waren im Herbst, bevor Alfried unter Anklage gestellt wurde, zu spüren gewesen, als der amerikanische Aussenminister James Byrnes an einem Dienstagabend im September den prunkvollen Privatzug des toten Führers bestieg und durch das stille, zerschlagene Land nach Süden fuhr; der Minister schlief in Hitlers Bett und sein Berater Benjamin V. Cohen in Görings. In Stuttgarts zerbombtem Hauptbahnhof stiegen sie aus und fuhren zum Staatstheater, wo Aussenminister Byrnes deutschen Politikern den Vorschlag machte, sich im Kalten Krieg auf die Seite der westlichen Alliierten zu stellen. Als Gegengabe bot er ihnen die Chance, sich unter Beachtung der Kontrollvorschriften wieder selbst zu regieren. Ausserdem – und das war für Krupp und seinen Hauptverteidiger von brennendem Interesse – würden die Vereinigten Staaten dafür sorgen, dass die Ruhr deutsch blieb, dass die deutsche Industrie wieder aufgebaut würde und dass alle Pläne für einen westdeutschen Agrarstaat fallengelassen würden. Byrnes Zuhörer hatten dröhnend ihre Zustimmung bekundet⁴³.

Als Fritz Thyssen mit Hilter brach, hatte er ihm geschrieben: «Ihre Politik wird in einem finis Germaniae enden», aber Thyssen hatte nicht mit der unglaublich stupiden Deutschlandpolitik der Russen gerechnet. Man muss sich wirklich fragen, ob sich im Kreml jemals ein Mensch die Mühe gemacht hatte, eine Karte von Deutschland anzuschauen. Jede Fehlkalkulation der Sowjets, von Potsdam an, basierte auf der Annahme, dass sie eine Politik der Stärke betreiben könnten. Aber genau das konnten sie nicht. Die Rote Armee hielt Berlin besetzt. Das war ein Trumpfas. Der Westen hielt jedoch fast alle anderen Karten in der Hand. Ostdeutschland war im Wesentlichen ein Agrarland, während Westdeutschland grösser und dichter besiedelt war und über Boden-

schätze verfügte. Zusammen mit der geballten Stärke des Ruhrgebiets war es das nationale Reservoir an Kraft, Geschicklichkeit, Energie und Industrie.

Die Konsequenz davon war, dass Washington – obwohl fast unverdientermassen, denn auch das Aussenministerium hatte keine klar umrissene Deutschlandpolitik – einen Triumph nach dem anderen einheimste. Stalin versuchte Frankreich von den Verhandlungen auszuschliessen, was ihm misslang und den beleidigten Quai d'Orsay in ein militärisches Bündnis mit den Vereinigten Staaten trieb. Dann entschied der sowjetische Diktator, dass zwischen den britischen Konservativen und der Labour Party eigentlich kein Unterschied bestand, was die neuen Männer in Whitehall desillusionierte und eine dritte Macht dem zutrieb, was bald die NATO werden sollte. Man muss die Bilanz des Kremls gelesen haben, um sie glauben zu können. Zur Zeit der Kapitulation von Jodl und von Friedeburg präsentierte Russland seine Ansprüche: Kontrolle der Dardanellen, eine Scheibe vom Staatsgebiet der Türkei, einen festen Anteil am Erdöltrag des Nahen Ostens, ein Küstengebiet am Kaspischen Meer zum Schutz der Ölfelder von Baku, ein titoistisches Triest, ein österreichisches Kärnten, eine Beteiligung an der Besetzung Japans und das Recht, eigene Leute im Ruhrgebiet zu haben. Nicht eine einzige dieser Forderungen wurde erfüllt. Was Stalin bekam, war, wie Theodore H. White schrieb, «ein Drittel der aufgebrachten deutschen Flotte, Reparationen im Wert von einhundert Millionen Dollar aus Italien, drei Stimmen sowie das Vetorecht in den Vereinten Nationen⁴⁴».

All dies muss als globaler Hintergrund des Prozesses im dritten Stock des Nürnberger Justizpalasts berücksichtigt werden. Wie immer der Urteilsspruch ausfallen würde, Krupp war überzeugt davon, dass seine Zukunft von Staatsmännern und nicht von Juristen abhing. Er erwartete keine schnelle Lösung, aber die Ereignisse nahmen einen ermutigenden Verlauf. Am gleichen Tag, da General Taylor die Anklageschrift gegen Alfried verlas, zerbröckelte die Vier-Mächte-Allianz der Sieger während eines Treffens zwischen Molotow und George Marshall in London. Und als der Krupp-Prozess ungefähr halb vorüber war – zu der Zeit war Tilo Freiherr von Wilmowsky im Zeugenstand und verteidigte seine Verwandten mit aller Leidenschaft* übergab ein Militärpolizist dem Gericht eine Nachricht, woraufhin dieses eine kurze Unterbrechung anberaumte. Moskau hatte soeben seine grösste Dummheit begangen: Die Rote Armee blockierte Berlin.

Am nächsten Tag sagte Friedrich Flick für seinen Kollegen aus. Sein Auftritt war ein Fiasko; als Ragland ihn ins Kreuzverhör nahm, konnte Flick nicht einen einzigen deutschen Unternehmer nennen, der wegen Nichterfüllung des Produktionssolls in ein Konzentrationslager geschickt worden war, und trug somit dazu bei, Krupps Verteidigung gegen die Anklage wegen Sklavenarbeit zu durchlöchern. Die Vertreter der Anklage waren hochofret. Kranzbühler, der die Entwicklung von einer höheren Warte aus betrachtete, zeigte keine Bestürzung. Ragland hatte zwar eine juristische Runde gewonnen, doch Krupps Position verbesserte sich von Stunde zu Stunde. An diesem ersten Tag der Blockade waren rund hundert Transportmaschinen vom Typ C-47 mit 250 Tonnen Fracht in Tempelhof gelandet. Das war der Beginn der ersten grossen Ost-

* 1. April 1948

West-Krise, ausgelöst durch General Clays Befehl, sowjetische Reparationstransporte zurückzuhalten, durch die Währungsreform und durch die ersten Anzeichen für die Entstehung eines von Bonn aus regierten unabhängigen deutschen Staates. Neun Tage darauf besuchte Clay den russischen Oberbefehlshaber. «Wie lange soll das so weitergehen?» fragte er. General Sokolowski antwortete: «Bis Sie Ihre Pläne für eine westdeutsche Regierung aufgeben.» Die Amerikaner gaben ihre Pläne nicht auf, und als die Tagesleistung der Transportflugzeuge bei 13'000 Tonnen angelangt war, liess Stalin die Blockade abbrechen. Inzwischen war das internationale Recht fast unbemerkt ein Opfer dieses Zwists geworden. Wie ein Autor trocken feststellt:

Als das amerikanische Gericht in Nürnberg beschloss, die Sowjets nach Essen einzuladen und sie am Krupp-Konzern zu beteiligen, hatten die Sowjets bereits mit der Blockade West-Berlins begonnen, das von den Vereinigten Staaten mittels der grossen Luftbrücke verteidigt wurde⁴⁵.

Zufällig hatte die Anklage die drei Monate dauernde Zeugenparade eine Woche vor Ausbruch der Krise abgeschlossen. Als Krupps Tag vor Gericht begann, wurde eine britische Maschine von einem sowjetischen Jagdflugzeug über Berlin abgeschossen, Clay löste den alliierten Kontrollrat auf, und die Amerikaner sperrten ihre Zonengrenzen für die Russen. Die Teilmobilisation war angelaufen. In Nürnberg spürten Taylor und seine Mitarbeiter die Spannung, die in der Luft lag. Die amerikanische Militärregierung wünschte jetzt, dass alle Verfahren im Justizpalast rasch abgeschlossen würden. Kuriere brachten die Nachricht von der Ankunft frischer Truppenkontingente aus Amerika, von dem Aufmarsch der Elite-Divisionen der Luftlandtruppen auf breiter Basis und von dem Bau eines neuen Flugplatzes für das 36. Düsenjägerschwader, das von der Atlantikküste herverlegt worden war. Während im Gerichtssaal die eintönigen Argumentationen weitergingen, zog sich die Sowjetunion formell aus der Berliner Kommandantur zurück und besiegelte damit die Spaltung der Stadtverwaltung; im Pentagon erwog man, es auf eine Kraftprobe ankommen zu lassen und eine Panzerkolonne durch Ostberlin zu schicken; Georges Bidault liess öffentlich die Befürchtung verlauten, dass jeder neue Zwischenfall zum Krieg führen könnte, und der sowjetische Luftstab – als ob er einen solchen Zwischenfall herausfordern wollte – kündigte Nachtflüge über West-Berlin an.

Das war die Atmosphäre, in der das Nürnberger Tribunal zur Urteilsverkündung schritt. Die Prozesse gegen Krupp und die IG-Farben wurden nacheinander innerhalb von 24 Stunden abgeschlossen; die nervös gewordenen Richter verliessen Europa, ehe General Taylor mit ihnen sprechen konnte. Die Urteile schienen gerecht zu sein, aber die Vorbereitungen für die Berufungsverhandlung standen bevor, und einige Vertreter der Anklage gedachten mit Wehmut des kalten Winters⁴⁶.

Nur wenn man sich den immer dunkler werdenden Schatten von Berlin vor Augen hält, ergibt das Protokoll des Krupp-Prozesses einen Sinn. Es war überhaupt ein eigenartiger Prozess gewesen. Wiederholt wurden die Vernehmungen durch merkwürdige kleine Zwischenfälle unterbrochen: durch Kardinal Frings' Versuch, zu intervenieren; durch den Selbstmord des Essener Gestapochefs Peter Nohles; durch die sauber gebün-

delten, organisierten Gnadengesuche, die in regelmässigen Abständen in den Arbeitszimmern der Richter eintrafen, und durch die Bemühungen der Verteidigung, Kruppianer zur Abänderung ihrer eidesstattlichen Erklärungen zu bewegen. Sogar im Gerichtssaal selbst wurden Einschüchterungsmanöver versucht. Ragland machte die Entdeckung, dass jedesmal, wenn ein Kruppianer als Zeuge der Anklage aussagte, einer von Alfrieds Anwälten, ein grimmiger Preusse mit vielen Schmissen im Gesicht, ihn giftig anstarrte, bis er den Zeugenstand wieder verliess. (Die Amerikaner parierten, indem ihr breitschultrigster Anwalt *ihn* anstarrte; daraufhin liess er es bleiben.)

Allmählich wurde der freundschaftliche Meinungs-austausch im Grandhotel immer seltener. Eine bedrohliche, explosive Stimmung machte sich breit. Anwälte schmähten Zeugen, Gegenanwälte und sogar das Gericht selbst. So befragte an einem Donnerstag gegen Ende April ein amerikanischer Anwalt einen von Alfrieds leitenden Angestellten über den Einsatz von Geheimkurieren durch die Firma zum Zweck der Zurückhaltung von Informationen vor den deutschen Behörden im besetzten Teil Frankreichs. Seine Fragestellung war präzise, und der Zeuge gab zu, dass «die Verlegung des Werkes von Mulhouse auf das deutsche Rheinufer ... nicht aufgrund einer behördlichen Anweisung durchgeführt wurde, sondern im Interesse der Firma Krupp». Ein Vertreter der Verteidigung sprang auf und begehrte den Zweck solcher Fragen zu erfahren. Er rief laut: «Mir kommt das wie eine Vernehmung vor dem Volksgerichtshof vor, wenn hier gefragt wird, weshalb man irgendetwas vor den Nazibehörden verbarg!» Es war eine Beleidigung der drei Richter, das Tribunal mit einem Volksgerichtshof zu vergleichen – einem von Parteibonzen beherrschten Marionettengericht, mit Winkeladvokaten besetzt, wo die Aufrufung von Zeugen, die für den Angeklagten aussagten, verboten war –, und Richter Daly, der den Vorsitz führte, erwiderte kalt: «Wir verfügen über keine einschlägigen Erfahrungen, Herr Doktor, daher wissen wir nicht, um was für eine Art Vernehmung es sich dabei handelt⁴⁷.»

Auch das strengste Verhör der Staatsanwaltschaft hielt keinen Vergleich mit der Heftigkeit der deutschen Attacke gegen General Taylors letzten Zeugen aus. Es handelte sich um Karl Otto Saur, und sein Auftauchen aus der Vergangenheit an jenem 8. Juni hatte eine geradezu niederschmetternde Wirkung auf die 33 deutschen Anwälte, die wie ein schwarzer Schutzwall vor Alfried sassen. Gegen Saur waren sie hilflos. Er hatte dem Führer zu nahe gestanden, er wusste zuviel, und er sagte unter Eid aus, dass der Einsatz von Juden im Berthawerk direkt auf Alfrieds persönliche Intervention bei Hitler zurückzuführen war. Obgleich dies nicht so dramatisch war wie die Fremdarbeiterlager für Frauen und Kinder, stellte es das erdrückendste Beweismaterial dar, das bis jetzt gegen den Chef des Hauses persönlich vorgebracht worden war. Es fegte mit einem Streich jedes Argument beiseite, das zur Erklärung von Alfrieds Fremdarbeiter-Programm hatte dienen sollen. Es gab nur eine Möglichkeit für einen Gegenangriff: die Glaubwürdigkeit des Zeugen in Frage zu stellen. In Otto Kranzbühlers Augen war Saur «wie ein chinesischer Mandarin, ein Mann, der jede Gelegenheit ausnutzt, die sich ihm in einer Diktatur bietet, und es dann für opportun hält, vorzugeben, er sei nur ein Botenjunge gewesen». Ein anderer Deutscher nannte den beleibten, rotgesichtigen Saur verächtlich «ein dreckiges Schwein», und ein dritter sagte: «Ausgerechnet mit

diesem Zeugen das Bestehen des Produktionszwangs zu widerlegen . . das erschien nicht anders, als wenn man Goebbels zum Kronzeugen für die nationalsozialistische ‚Demokratie‘ hätte aufrufen wollen⁴⁸.»

Es war durchaus nicht dasselbe, aber das war unwichtig. Wichtig war, darauf zu beharren, dass die Ruhrbarone nur «mit den Wölfen geheult» hatten, wie Flick es so treffend ausgedrückt hatte; mit anderen Worten, sie waren gezwungen gewesen, einer Diktatur gegenüber, die sie in Wirklichkeit verabscheut hatten, Ergebenheit zu heucheln. Ein weiteres Ziel war die Verzögerung des Verfahrens. Je ernster die Nachrichten aus Berlin lauteten, desto weitschweifiger wurde die Verteidigung. Wiederholt wurden deutsche Anwälte verwarnt, beim Verhör von Zeugen keine Reden zu halten; trotzig überschrien sie die Hammerschläge des Vorsitzenden und sprachen unbeirrt zu Ende. Aber es gab noch andere Mittel, um die Zeit totzuschlagen. Einmal wurde das Gericht mit einem langen Amateurfilm unterhalten, in dem unter anderem der junge Alfried im Fahrerstand einer Krupp-Lokomotive des Baujahrs 1919 zu sehen war. («Wie rührend», sagte Ragland gedehnt, «aber was soll das beweisen?») Und dann gab es noch die endlosen Vorträge der Verteidigung über die Produktionsstatistiken des Konzerns⁴⁹.

Damit bezweckte Kranzbühler offensichtlich, das Gericht davon zu überzeugen, dass alle Beschreibungen Alfrieds als Kanonenkönig ins Reich der Sage gehörten. Diese Vorstellung sei absurd, behauptete er eindringlich; Skoda habe die Geschütze für die Wehrmacht produziert. Die Firma Fried. Krupp, Essen, könne weder jetzt noch in der Vergangenheit als Waffenschmiede des Reiches bezeichnet werden. Das sei nur eine Behauptung des Kaisers gewesen, und man wisse ja, was der für ein Grossmaul gewesen sei. Die Verteidigung rief sogar Kruppianer auf, die fünfzig Jahre lang in der Gussstahlfabrik gearbeitet hatten, ohne je eine Waffe gesehen zu haben. Natürlich seien *einige* Waffen produziert worden, und damit begann das, was die gereizten Anklagevertreter «das Zahlenspiel» taufen.

Die Version, welche die Verteidigung über die Tatsachen zu offerieren hatte, begann mit dem 1. Juli 1914, als, wie dem Gericht dargelegt wurde, die Firma die ganze Welt mit 2'750'000 Radreifen aus nahtlosem Stahl beliefert hatte und zwischen einem Fünftel und einem Drittel des Bedarfs der deutschen Eisenbahn an «Schienen, Reifen, Rädern, Achsen, Lokomotivgehäusen, Dampfkesseln, Feuerräumen und Schmiedeware» deckte. In dieser Zeit waren fünf Prozent des Krupp-Stahls für die Artillerie reserviert. (Nach einer anderen, genauso zuverlässigen Schätzung waren es 39 Prozent gewesen; die erschöpften Vertreter der Anklage liessen es auf sich beruhen.) Laut Freiherr von Wilmowskys Aussage waren zwischen 1911 und 1943 acht Prozent der Produktion für Rüstungszwecke bestimmt gewesen; zwischen 1919 und 1935, «als der Führer die Wiederaufrüstung befahl», machte der Anteil des Geschützbaus nur sieben Prozent der Produktion aus; insgesamt hatte der Umsatz an Gütern für militärische Zwecke zwischen den beiden Kriegen lediglich vierzehn Prozent betragen. 1939 waren nur 26 Prozent der Arbeiter in der Rüstungsproduktion; im folgenden Jahr waren es sogar bloss 25 Prozent, im Jahr darauf 24 Prozent. Im nächsten Jahr stieg die Zahl auf 25 Prozent, und dann, nachdem der Führer den totalen Krieg proklamiert hatte, auf 42 Prozent. Aber selbst dann hatten über die Hälfte der Essener Kruppianer nichts mit der Rüstung zu tun⁵⁰.

Eine Beurteilung dieser Zahlen war unmöglich. Die Zeugen widersprachen einander, und ihre Aussagen hatten nichts mit der Anklage gegen Alfried zu tun. Trotzdem ging es Stunde um Stunde mit gleicher Ausführlichkeit weiter, und sowie ein Amerikaner dagegen protestierte, erwiderte ein Deutscher in verletztem Ton, er höre «die drohende Stimme des Bedrückers», und es bestehe die Gefahr, dass der Justizpalast zur Kulisse für einen Volksgerichtshof werde.

Die Vertreter der Anklage hätten sich nicht reizen lassen sollen, aber die Provokation war zu stark, die Leidenschaften des Kriegs noch zu frisch und die Sticheleien der Deutschen zu raffiniert. Als das Gericht beispielsweise am 5. April einstimmig die Punkte eins und vier der Anklage (Angriffskrieg und Verschwörung) fallen liess – Ragland, der die Vernehmung der Zeugen noch nicht abgeschlossen hatte, durfte nicht einmal einen Schriftsatz einreichen, was kaum auf eine Deutschfeindlichkeit des Gerichts schliessen lässt –, begrüßten die entzückten Deutschen diesen Beschluss als gleichbedeutend «mit dem Zusammenbruch des politischen Teils der Anklage, der Grundthese des Verfahrens⁵¹».

Die amerikanischen Anwälte sahen ihre Pläne durchkreuzt, da Krupp sich weigerte, in den Zeugenstand zu treten, und betrachteten mit Bestürzung und Enttäuschung das Material, das sie für das Kreuzverhör vorbereitet hatten. Man hatte vorgehabt, sich bei der Vernehmung von Krupp abzulösen; bei den einzelnen Punkten, wie dem Transportzug mit 500 jüdischen Frauen nach Buchenwald, der Fabrik in Auschwitz, der Unterweisung von weiblichen Krupp-Angestellten in SS-Methoden im Lager Ravensbrück und dem Bau des Berthawerks, sollte jeweils ein anderer Vertreter der Anklage die Vernehmung leiten.

Jetzt würden diese Fragen für immer unbeantwortet bleiben. In ihrem Ärger rügten sie seinen «Schweigestreik», obwohl sie genau wussten, dass er die Aussage verweigern konnte, ohne dadurch seinen Fall zu präjudizieren.

Das war einer der Fehler der Amerikaner. Drei Monate vorher hatten sie einen anderen begangen, und zwischen beiden besteht eine Verbindung; denn der erste Fehler lieferte Krupp einen Vorwand für die Verweigerung der Aussage. (Später gab Kranzbühler zu, dass man nach einem stichhaltigen Alibi Ausschau gehalten habe; unter keinen Umständen hätte Alfried sich einem Kreuzverhör gestellt; seine im Protokoll festgehaltenen Antworten hätten für den Rest seines Lebens gegen ihn benutzt werden können.) Der erste Fehler war ein Ergebnis der lästigen Missverständnisse, die sich aus der Verschiedenheit der beiden Rechtssysteme ergaben. Es begann ganz unverfänglich mit einem Routineantrag, den der Anwalt von Janssen, Dr. Alfred Schilf, am 17. Januar einbrachte. Zur Beschleunigung des Verfahrens hatte das Gericht angeordnet, dass weniger wichtige Zeugen in anderen Räumen des Justizpalasts vernommen werden sollten. Schilf wünschte, dass die Angeklagten bei diesen Vernehmungen anwesend seien. Sein Antrag wurde abgelehnt, seine Kollegen protestierten heftig, der Gerichtshof bestätigte Andersons Entscheidung, und Krupps Verteidiger verliessen entrüstet den Gerichtssaal. Auf dem europäischen Kontinent war das eine legale Form des Protests. In Amerika und England galt es als rechtswidriges Verhalten. Die beiden obersten Vertreter der Anklage und der Verteidigung waren abwesend; General Taylor wohnte dem Verfahren gegen Flick bei, und Otto Kranzbühler verteidigte Hermann Röchling, «den Krupp der Saar», vor einem französischen Gericht. Ragland rief Taylor an, der dringend zu einer Vertagung riet⁵².

Das war der einzige vernünftige Weg, aber die drei Richter, die sich im kontinentalen Recht nicht auskannten, fühlten sich in ihrer Würde verletzt. Nach einigen Stunden zorniger Reflexionen befahl Richter Anderson dem Justizwachtmeister, alle auffindbaren Mitglieder der Verteidigung zu ihm zu bringen. Den sechs gewaltsam vorgeführten Anwälten wurde erklärt, sie seien der Missachtung des Gerichts für schuldig befunden, und dann wurden sie in Gefängniszellen gesperrt. Ihre Proteste wurden nidergehämmert, was sehr unklug war. Dem Gericht war nicht bekannt, dass es nach der kontinental-europäischen Prozessordnung zu einem summarischen Verfahren wegen Missachtung des Gerichts nicht berechtigt war. Den Deutschen erschien das Ganze als eine despotische Handlungsweise des Richters aus Tennessee, und ihre Empörung ist verständlich. Nach einem Wochenende hinter Gittern entschuldigten sich fünf Anwälte beim Gericht, aber der sechste, Dr. Günter Geisseler, weigerte sich, ein Wort des Bedauerns zu sagen, und wurde von der weiteren Teilnahme an der Verteidigung ausgeschlossen. Für Kranzbühler war dieser eigenmächtige Beschluss ein unerwarteter Glücksfall. Die Verteidigung konnte jetzt würdevoll erklären, dass «die Angeklagten deshalb beschliessen, fortan auf jede eigene Aussage zu verzichten, überzeugt, dass jedes Wort die Lage nur verschlechtern würde⁵³».

Das war eine merkwürdige Logik, die noch merkwürdiger dadurch erschien, dass fünf Angeklagte – Bülow, Ihn, Janssen, Korschau und Kupke – später dann doch zugunsten Alfrieds und füreinander aussagten. Aber Krupp war ein Vorwand geliefert worden, und Millionen von Deutschen waren nun überzeugt, dass Nürnbergs prominentester Angeklagter des Jahres 1948 genau wie früher sein Vater zu einem nationalen Märtyrer geworden sei.

Während des Prozesses gab Kranzbühler ein weiteres Beispiel seiner eleganten Inszenierungskunst, das sich im Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit als genauso wirkungsvoll erwies, in Wirklichkeit aber nichts als ein Taschenspielertrick war. Er überzeugte die Presse davon, dass man seinen Mandanten der von diesem bestellten Verteidigung beraubt habe, und durch die Wiederholung dieser absurden Behauptung in späteren Vorträgen gelang es ihm sogar, sie in der Vorstellung einiger Geschichtswissenschaftler zu fixieren. Da der ausgeschlossene Anwalt zwei Jahre später bei den Verhandlungen über eine Begnadigung Krupps wieder aufzutreten sollte, sind sowohl das seinetwegen in Nürnberg vorgebrachte Argument als auch seine Glaubwürdigkeit mit Vorsicht zu betrachten.

Alfried Krupp, erklärte Kranzbühler, brauche einen amerikanischen Anwalt. So fähig seine deutschen Mitarbeiter auch seien, ein Angeklagter vor einem amerikanischen Gerichtshof habe das Recht auf einen Anwalt, der sich in der anglo-amerikanischen Strafprozessordnung auskenne. Dementsprechend bat er das Gericht, Earl J. Carroll, einen ehemaligen Captain der US Armee und jetzt Mitglied der Anwaltskanzlei Thomas Foley und Earl J. Carroll in Haywood, Kalifornien, als seinen Sozium zuzulassen. Kranzbühler fügte hinzu, dass er im Falle eines abschlägigen Entscheids die Verteidigung Krupps niederlegen würde. Er bat das Gericht um nochmalige Überprüfung. Als es den Antrag wiederum ablehnte, wollte er sein Mandat niederlegen; er wurde daran nur gehindert, weil Richter Anderson anordnete, er habe als Alfrieds Pflichtverteidiger zu bleiben. Dieser Vorgang bildet die Basis für den von Professor

Heinrich Kronstein von der Georgetown Law School in der *Columbia Law Review* vom Januar 1953 erhobenen Vorwurf, dass Krupp «einen amerikanischen Anwalt von gutem Ruf» – Carroll – «auswählte», dass aber das Gericht «die Zulassung des Amerikaners verweigerte und *ex officio* einen deutschen Pflichtverteidiger bestimmte*». Der *ex officio* ernannte Pflichtverteidiger war natürlich Otto Kranzbühler, der seinen Mandanten schon seit drei Monaten verteidigt hatte, bevor Carroll in Erscheinung trat. Ausserdem kann die Folgerung der Kritiker von Nürnberg, dass ausländische Anwälte aus dem Justizpalast verbannt waren, leicht entkräftet werden. Colonel Robinson gehörte zu Krupps Verteidigung, Dr. Walter Vinessa aus der Schweiz vertrat Dr. Walter Häflinger, einen Direktor der IG-Farben, und Warren E. Magee aus Washington, D. C., verteidigte Ernst Freiherr von Weizsäcker, Ribbentrops Stellvertreter, im sogenannten Ministeriumsprozess.

Somit bleibt die Frage von Mr. Carrolls «gutem Ruf» übrig, und das ist eine seltene Geschichte. Keck, sympathisch und von irischer Herzlichkeit, hatte Carroll eine instinktive Begabung für Publicity und eilte hurtig von einer Kalamität in die andere. Im Frühjahr 1946 hatte *Newsweek* ihn als eine «schillernde» Persönlichkeit beschrieben. Andere hielten ihn für renitent. Als er noch in der Armee war, hatte er als Verteidiger von Mannschaftsgraden eine eindrucksvolle Zahl von Freisprüchen in Kriegsgerechtigungsverfahren wegen diverser militärischer Vergehen gewonnen. Plötzlich – und aus recht unklaren Gründen – drohte ihm selbst ein Kriegsgerechtigungsverfahren. Im September 1946 fuhr er nach Hause; vor seiner Abfahrt erklärte er auf einer Pressekonferenz, man «schiebe ihn gewaltsam ab» wegen seines «Kreuzzugs» gegen «schwere Missstände» in der Armee und in der Militärregierung⁵⁴.

Bei der Militärregierung dachte man, dass man Earl J. Carroll los sei, aber sobald er aus der Armee entlassen war, kam er zurück und eröffnete in Frankfurt eine Praxis. Seine offizielle Position war scharf umrissen. Er war nur für die Verteidigung von amerikanischen Soldaten und von vier verhafteten amerikanischen Zivilisten zugelassen – nicht genug zum Aufbau einer ertragreichen Praxis, so schien es. Aber Carroll war unternehmungslustig. In der Tat, er war so einfallsreich, dass er den Unwillen von General Lucius Clay erregte. In einer öffentlichen Bekanntmachung beschuldigte ihn der amerikanische Militärgouverneur des «Missbrauchs seiner Einreisegenehmigung, indem er als kommerzieller Vertreter eines ausländischen Spirituosenherrstellers fungiert». Er dürfe weiterhin vor Gerichten der US-Militärregierung plädieren und Soldaten und die vier angeklagten Zivilisten verteidigen. So laute die Abmachung, und Clay werde sich daran halten. Er erwarte jedoch, dass Carroll nach Abschluss der Verfahren abreise. Man werde keine «weiteren Verstösse» dulden⁵⁵.

Dies schloss den Kalifornier eindeutig von jeder Beteiligung am Krupp-Prozess aus. Gemäss Verordnung Nr. 7 der amerikanischen Militärregierung für Deutschland galten für die Nürnberger Prozesse die Londoner Vereinbarungen über internationale

* Bei Professor Kronsteins Artikel handelte es sich um eine freundliche Besprechung von *Warum wurde Krupp verurteilt?* von Tilo von Wilmowsky. Mit keinem Wort identifizierte der Professor den Autor als Verwandten des verurteilten Kriegsverbrechers. Stattdessen wurde er als objektiver deutscher Wissenschaftler dargestellt. General Taylor veröffentlichte im Februar 1953 iⁿ der *Columbia Law Review* seine Gegendarstellung.

Militärgerichte, und sie unterstanden «der Gerichtsbarkeit des Militärgouverneurs für die amerikanische Besatzungszone Deutschlands», das heisst, jenem General, der darauf bestanden hatte, dass der Anwalt, den Kranzbühler anwerben wollte, sich entweder an die Abmachungen hielt oder das Land verliess. Clays Haltung mag hart erscheinen, aber das Reich befand sich noch in einem Zustand der Anarchie. Alle ausländischen Zivilisten waren verdächtig. Tausende waren tief in den schwarzen Markt verwickelt, und obwohl die Motive nichtdeutscher Anwälte variierten und in vielen Fällen sogar edel gewesen sein mochten, wurden sie von der Militärregierung samt und sonders mit Misstrauen betrachtet. Im Licht der späteren Ereignisse ist es interessant festzustellen, dass es John J. McCloy – damals Staatssekretär im Verteidigungsministerium a.D. – war, der Carroll für einen «Profitgeier» hielt.

Das Gericht wies den Antragsteller scharf ab. Als Sprecher des Gerichts stellte Anderson fest, dass Alfrieds Ersuchen um die Dienste eines weiteren amerikanischen Anwalts nicht vor Beginn des Verfahrens eingereicht worden und die Zulassung schon deshalb ausgeschlossen sei, und dass Dr. Kranzbühler, dessen Verteidigung von Dönitz vor dem internationalen Militärgericht dem Grossadmiral das Leben gerettet habe, «fähig und kompetent» sei. Dann befassten sich die Richter mit Carroll. Für das Gericht war dieser «angebliche Anwalt» von einer «angeblichen Anwaltsfirma» weder «qualifiziert noch zulassungswürdig». Da der Bann des Militärgouverneurs noch in Kraft sei, solle er sich lieber um die noch anhängigen Verfahren kümmern⁵⁶.

Die Zielscheibe dieser Polemik verliess den Sitzungssaal und hielt im Korridor eine Pressekonferenz ab. Er übergibt die Tatsache, dass er die amerikanische Besatzungszone sofort nach Beendigung der laufenden Verfahren zu verlassen hatte, und attackierte die Rechtmässigkeit aller in Nürnberg tagenden Gerichtshöfe. Da die Richter alle Amerikaner seien, sagte er, handle es sich nicht um internationale Gerichte. Danach verschwand er von der Bildfläche. Man nahm an, er sei an die Westküste zurückgekehrt. Aber dem war nicht so. Er hatte Clay einfach ignoriert und sich Flicks Anwälten angeschlossen, und als Flick zu sieben Monaten Gefängnis verurteilt wurde, kündigte Carroll auf einer neuerlichen Pressekonferenz an, dass er in Washington Einspruch wegen Verletzung der Habeaskorpusakte einlegen und beantragen werde, dass alle Nürnberger Urteile aufgehoben würden⁵⁷.

Am 6. April 1948 wurde seine Beschwerde von einem Bezirksgericht verworfen; am 11. Mai 1949 wurde dieser Beschluss in der Berufungsinstanz bestätigt, und am 14. November des gleichen Jahres lehnte das Oberste Bundesgericht die von ihm beantragte Aktenanforderung ab. Der Beschluss des Berufungsgerichts stellt vielleicht die brillianteste Verteidigung dar, die den Nürnberger Prozessen je zuteil wurde. Das Berufungsgericht für den Gerichtsbezirk des District of Columbia erklärte, dass es sich nicht um Gerichtshöfe der Vereinigten Staaten gehandelt habe. Nach Deutschlands Kapitulation hätten die Siegermächte vereinbart, dass die Obergewalt über das besiegte Reich von ihren vier Oberkommandierenden auszuüben sei, die als Kontrollrat fungierten – das heisst als Regierung von Deutschland. Das Kontrollratsgesetz Nr. 10 vom 20. Dezember 1945 habe die Kriegsverbrechen definiert, Strafen festgesetzt und die Basis für Gerichtshöfe geschaffen, die «von jedem Zonengouverneur für seine Zone zu bestimmen und einzusetzen» seien. Die Rechtmässigkeit dieser Gerichtshöfe

wurde daher in der Souveränität der Vereinigten Staaten, des Vereinigten Königreichs, Frankreichs und der Sowjetunion. Juristisch sei das Gericht also genauso international wie das internationale Militärgericht – und sei völlig berechtigt, diese Bezeichnung zu führen⁵⁸.

Man möchte meinen, dass das selbst einen unerschrockenen Iren entmutigt hätte. Die Presse hatte ihn vergessen, der Rechenschaftsbericht des internationalen Militärgerichts erwähnte ihn nicht. Aber die Deutschen erinnerten sich seiner. Der streitbare Carroll hatte sich in Europa einen Ruf aufgebaut. Wie Kranzbühler würde auch er gerechtfertigt sein, wenn über das Schicksal der Angeklagten einst nicht mehr von Richtern und Militärs, sondern von Staatsmännern und Diplomaten entschieden wurde. Ohne Aufsehen zu erregen, eröffnete er wieder seine Frankfurter Praxis und wartete ab.

Trotz der Berliner Blockade hatte noch kein politischer Druck auf die Kriegsverbrecherprozesse eingesetzt, als Krupps Verteidigung die Beweisaufnahme abschloss und die Schuld an allem, was in Essen schiefgegangen war, Alfrieds ältlichen Beratern zuschob – Kranzbühler malte das Bild eines unschuldigen jungen Mannes, der von einem Rollstuhlgeschwader überfahren worden war. Am 30. Juni gab Krupp dem Gericht seine persönliche Erklärung ab. Vor ihm war Löser an der Reihe, der seine Rolle in der Widerstandsbewegung beschrieb und mit den Worten schloss: «Es endete vor dem Volksgerichtshof. Dass das Todesurteil nicht vollstreckt wurde und ich heute hier stehe, ist mehr als ein Wunder.» Lösers Stimme brach vor Erregung. Alfried, der sich langsam erhob, hatte sich mit undurchdringlicher Sachlichkeit gepanzert. Als ein Krupp würde er weder betteln noch Schwäche zeigen. Er spreche, so sagte er dem Gericht, für seine Mitangeklagten, die in seine Firma mit der Überzeugung eingetreten seien, dass nichts deren guten Ruf erschüttern könne. Jetzt seien sie zu Opfern einer Legende geworden. Obgleich der Konzern lediglich ein normaler Geschäftsbetrieb gewesen sei, werde er zum Symbol teutonischer Angriffslust gemacht. Niemals, weder in seiner Kindheit noch als Erwachsener, habe er in der Villa Hügel irgendjemanden den Krieg preisen gehört, und die Richter sollten sich daran erinnern, dass «das Symbol unseres Hauses keine Kanone darstellt, sondern drei ineinandergreifende Ringe, ein Emblem des friedlichen Handels⁵⁹».

Hätte Gustav Krupp von Bohlen und Halbach vor Gericht gestanden, wäre er vom internationalen Militärtribunal freigesprochen worden, davon war Alfried überzeugt. Jetzt musste er als Sohn den Platz des Vaters einnehmen. Aber seine eigene Lage war viel schwieriger. Sein Vater hatte wenigstens von Beginn des Dritten Reichs an gewusst, was in Berlin gespielt wurde. Daher hätte er über seine eigene Rolle in allen Einzelheiten Bescheid gewusst. Alfried, der für ihn einsprang, war sehr im Nachteil. Er sollte sich für ein System verantworten, an dessen Entstehung er nicht beteiligt gewesen war, das er nur unvollständig begriff, und das er oft missbilligt hatte. Im Wesentlichen, so brachte er vor, bestehe die Anklage aus drei Worten: «Sie haben zusammengearbeitet.» Und jetzt erwiderte er mit erhobener Stimme, so dass ganz Deutschland ihn hören konnte, dass es wahr sei, er habe zusammengearbeitet und sei stolz darauf: «Niemand wird es gegen uns halten können, dass wir in der Notzeit des Krieges dem Weg der Pflicht folgten, einem Weg, den Millionen von Deutschen, sowohl an der Front als auch zu Hause, folgen mussten, und der zum Tod führte⁶⁰.»

Er wies die Anklage wegen «Plünderung besetzter Gebiete» mit der Bemerkung zurück, dass das grosse Geschäft international sei. Die Sklavenarbeit war eine diffizilere Frage, und Alfrieds Lösung dieses Problems sagt genauso viel über ihn selbst aus wie alles, was er jemals sagte oder schrieb. Er ignorierte es einfach – bestimmt nicht absichtlich, denn er wusste, was ihm von seiten des Gerichts vielleicht drohte, sondern weil dieses Problem für ihn nicht existierte. Es war einfach nicht da, genausowenig wie es die Fremdarbeiter je gegeben hatte. Vor Gericht sagte er, dass in der gesamten Firmengeschichte «der Mensch stets wichtiger war als das Geld. Meine ganze Erziehung lehrte mich, die Firma den Menschen, die für sie arbeiteten, oft in der zweiten und dritten Generation, dienstbar zu machen. Dieser Geist herrschte in der ganzen Fabrik. Können Sie glauben, dass etwas, das in einem Jahrhundert gewachsen ist, schlagartig verschwinden kann?» Es war ihm ernst. Was man so schwer verstehen kann, ist, dass er über *deutsche* Männer sprach. Sklaven waren keine Kruppiener. Da sie keine Menschen waren, konnten sie auch nicht misshandelt werden. Aufgrund dieser phantastischen psychischen Sperre konnte er feierlich erklären, dass er sich «keiner Verletzung der Menschenrechte bewusst war».

Die drei Richter überlegten sich das Urteil einen vollen Monat lang. Keiner stellte Alfrieds Schuld in Frage. Von Anfang an war ihre Ansicht über die Anklage wegen Sklavenarbeit eindeutig und klar definiert. Anderson, Daly und Wilkins waren sich nur in drei Punkten nicht einig. Anderson glaubte Löser und war der Meinung, man solle ihn freisprechen. Daly trat jedoch für seine Verurteilung ein, und Wilkins stimmte ihm, nachdem er das Beweismaterial sorgfältig abgewogen hatte, zögernd bei. Er wollte ein schärferes Urteil im Punkt Plünderung und zitierte Krupps widerrechtliche Inbesitznahme von bestimmten französischen, jugoslawischen und russischen Betrieben. Seine Kollegen vertraten die Auffassung, die Beweise in diesen Fällen seien nicht eindeutig, und man habe ohnehin genügend Beweismaterial, um Alfried in diesem Punkt zehnmal überführen zu können. Zum Schluss debattierten sie über den Urteilsspruch. Alle waren für eine Gefängnisstrafe, aber Daly und Wilkins wollten auch seinen Besitz beschlagnahmt sehen. Wilkins schrieb in einer persönlichen Notiz: «Wir beschlossen, die Firma Krupp auszulöschen, und gaben die Anordnung, dass der gesamte Besitz zu beschlagnahmen sei, weil wir glaubten, dass die Werke in die Hände friedliebender Deutscher fallen würden ...» Gemäss Kontrollratsgesetz Nr. 10 waren sie zu dieser Massnahme berechtigt. Artikel II, Abschnitt 2, sah vor, dass jeder der Verbrechen gegen die Menschlichkeit Überführte einer oder allen von sechs Strafen unterlag, darunter «Verlust des Eigentums». Anderson erhob Einwendungen. Nach einer detaillierten Niederschrift der Mehrheitsbeschlüsse beschlossen er und Wilkins, bei strittigen Punkten ihre abweichende Meinung kurz zu vermerken.

Das Urteil, das am 31. Juli 1948 in dem grossen getäfelten Sitzungssaal verkündet wurde, umfasste 60'000 Wörter. Sowohl die Verteidiger als auch die Staatsanwaltschaft waren über die Härte der Sprache, die von der Richterbank ertönte, verblüfft. Unter Alfried, so vernahmen sie, hat

... dieser gewaltige Polyp, die Firma Krupp mit dem Hauptsitz in Essen, nach jedem Vorstoss der Wehrmacht schnell einen seiner Fangarme ausgestreckt und vieles nach Deutschland zurückgesaugt, was für Deutschlands Kriegsanstrengungen und

für die Firma Krupp im Besonderen von Wert sein konnte ... Es kann kaum ein Zweifel darüber bestehen, dass dieses Wachstum und diese Ausdehnung der Firma Krupp in hohem Mass der Gunst zugeschrieben werden muss, in der sie bei Hitler stand. Die nahen Beziehungen zwischen der Firma Krupp auf der einen und den Regierungsbehörden, besonders dem Oberkommando des Heeres und der Marine auf der anderen Seite, liefen auf ein richtiges Bündnis hinaus. Die Kriegshandlungen der Firma Krupp basierten zum Teil auf Ausräubung anderer Länder und auf Ausmerzungen und Misshandlung breiter Massen fremder Zwangsarbeiter⁶¹.»

Richter Anderson verkündete, dass das Gericht jetzt zur Urteilsverkündung schreite, und Richter Daly befahl: «Der Angeklagte Alfried Felix Alwyn Krupp von Bohlen und Halbach möge sich erheben.» Alfried stand auf. Nach einer Pause las Daly mit schwerer Stimme: «Aufgrund der Beschuldigungen, deren Sie überführt sind, verurteilt dieses Gericht Sie zu zwölf Jahren Gefängnis und ordnet den Einzug Ihres gesamten Eigentums, sowohl des unbeweglichen als auch des persönlichen, an.» Er fügte hinzu, dass die Untersuchungshaft ab 11. April 1945 auf die Strafe anzurechnen sei. Er schloss: «Sie dürfen sich setzen⁶².»

Krupp fand nur mit Mühe auf seinen Platz zurück. Von denen, die ihn beobachteten, erinnerten zwei sich später an seine Reaktion. Er hatte eine Gefängnisstrafe erwartet. Ein deutscher Dolmetscher beobachtete, dass Alfried so reagierte, «als ob das ganze Theater ihn nichts angehe», und Rawlings Ragland bestätigte, dass der erste Teil des Urteils ihn kalt gelassen habe: «Er war während des ganzen Verfahrens eine Sphinx gewesen, und die Verurteilung zu zwölf Jahren überraschte ihn nicht; er zuckte nicht mit der Wimper.» Aber der Verlust des Familienbesitzes war etwas anderes. Ragland sah, dass er, «als die Beschlagnahme verkündet wurde, weiss wie ein Laken wurde. Ich dachte, er würde ohnmächtig werden. Er schien am Rand des Zusammenbruchs zu sein⁶³.»

Selbst die Vertreter der Anklage waren überrascht. Das hatten sie nicht beantragt, obwohl Taylor und Ragland einander zuflüsterten, dass es gerecht sei; schliesslich mussten Tag für Tag kleine Parteifunktionäre hohe Geldstrafen an die deutschen Spruchkammern zahlen, und im Prinzip war es das gleiche. Für einen ehemaligen NS-Blockwart konnte eine Geldstrafe von zweitausend Mark gleichbedeutend sein mit dem Verlust «all Ihres Eigentums, sowohl des unbeweglichen als auch des persönlichen», aber die Beschlagnahme des Vermögens eines internationalen Multimillionärs würde bestimmt Probleme mit sich bringen. In ihrem Kommentar zum Urteilsspruch fragte die *New York Times*: «Was gehört Krupp? Das ist die Schlüsselfrage. Das Gericht... sagte nicht, was es als seinen persönlichen Besitz betrachtet. Und da liegt der Hase im Pfeffer, denn selbst die Familie Krupp kann sich darüber nicht klar einigen.» Eine Grossschlagzeile der *Stars and Stripes* lautete: KRUPP – ERSTMALS BESCHLAGNAHMEVERFÜGUNG IN EINEM KRIEGSVERBRECHERPROZESS. Aber das stimmte nicht. Am 30. Juni hatte das Gericht im Röchling-Prozess die gleiche Verfügung getroffen. Gedruckte Irrtümer haben jedoch ein zähes Leben, insbesondere wenn sie gut ins Konzept passen; noch heute wird im Ruhrgebiet die Schlagzeile der *Stars and Stripes* zitiert⁶⁴.

Waren die Amerikaner überrascht, so waren die Deutschen sprachlos. Die leichteren

Strafen für Krupps Mitarbeiter nahmen sie kaum wahr. Im Korridor versprach Joseph Robinson, die Berufung durch alle amerikanischen Instanzen zu peitschen – bis zum Obersten Bundesgericht, wenn es sein musste. Otto Kranzbühler sagte zu Pressevertretern, dass die Amerikaner «den Russen die Eintrittskarte für das Ruhrgebiet in die Hand gedrückt» hätten. Seine Landsleute reagierten ebenso scharf. Vielleicht weil er ein General war und man in Deutschland vor einem General Respekt hatte, wurden keine persönlichen Angriffe gegen Taylor gerichtet. Über seine Mitarbeiter hingegen schrieb ein deutscher Autor: «Die Übersteigerungen ihrer Anschuldigungen, ihr Bestreben, jedes entlastende Moment beiseite zu schieben, liess sie als Anwälte der Vergeltung erscheinen⁶⁵.»

Richter Daly wurde als ein Mann dargestellt, dessen «Gesichtszüge sein Wesen, das der Hintergründigkeit nicht entbehrt, eher verdecken als erläutern», während Wilkins als eine Art Raubtier beschrieben wurde, dessen Augen «vor Angriffslust blitzen» und dessen Mund «messerscharf» war. Krupp, so wurde dem Volk betrübt mitgeteilt, würde im Alter von 51 Jahren als armer Mann aus dem Gefängnis kommen⁶⁶.

Das stimmte nicht ganz; Krupp hatte immer noch Zugang zu intakten Reserven. Ehe er seinen Anzug mit der Häftlingsuniform vertauschte, arrangierte er durch Berthold die Bezahlung seiner Anwälte aus ausländischen Guthaben. Und er erholte sich schnell von dem Urteil. Eine im Gefängnishof nach dem Abflug von Anderson, Wilkins und Daly gemachte Aufnahme zeigt Alfried mit zwei seiner Direktoren. Sie sitzen vornübergebeugt da und spielen Skat. Alfrieds Gesicht ist von der Kamera abgewandt. Sie spielen um Streichhölzer, und das Häufchen, das vor ihm liegt, beweist, dass er wie üblich gewinnt.



Kapitel 26

Hochkommissar John J. McCloy

In der ersten Augustwoche wurden Krupp und die verurteilten Mitglieder seines Direktoriums nach Landsberg gebracht, einer der hübschesten Städte Südbayerns, und im Kriegsverbrechergefängnis Nummer Eins, einer mittelalterlichen Festung hoch über dem Fluss, eingesperrt. Als Alfried noch ein junger Mann war, hatte Adolf Hitler nach dem missglückten Münchner Putsch hier eingessessen, und hier hatte der Führer *Mein Kampf* geschrieben. Für diejenigen, die Legenden hoch in Ehren halten, wie es Millionen Deutsche tun, war es eine unvergleichliche Kulisse für den Märtyrer Krupp.

So entstand während seiner dreissig Monate in Landsberg eine ganze Mythologie. Er stand tatsächlich jeden Morgen um 6.30 Uhr auf, zog einen rot-weissgestreiften Arbeitsanzug an, leerte seinen Nachtopf aus und trat wie ein gewöhnlicher Gefangener zum Geschirrspülen an. Aber die Geschichten über Alfrieds freiwillige Arbeit in der Landsberger Schmiede, wo er die Leistungen seines Urgrossvaters am Amboss kopierte und prächtige schmiedeeiserne Leuchter für den Altar fertigte, vor dem Mitgefangene für die von den Amerikanern hier hingerichteten Nationalsozialisten beteten – all das ist nichts als Unfug, und mit der für ihn typischen Offenheit bestätigte er das mir gegenüber¹.

Gestreifte Arbeitskluft, Zellen, Nachtkübel und Küchendienst waren unerfreulich, aber er und seine Mitgefangenen stimmen heute darin überein, dass es unerwartet angenehm war. Der Aufseher und Krupp verstanden sich sofort; zehn Jahre nach Krupps Entlassung wechselten sie immer noch Weihnachtsgrüsse. Niemand in der Festung ass Bunkersuppe. Im Gegenteil – das Essen war viel besser als die Rationen der Zivilbevölkerung. Abgesehen von gelegentlichem Dienst in der Wäscherei oder in der Küche war Alfried Herr seiner Zeit. Zum erstenmal seit seiner Verhaftung in der Villa Hügel konnte er den ganzen Tag Camels kettenrauchen. In der Gefängnisbibliothek gab es Bücher und Zeitungen in verschiedenen Sprachen, Papier und Tinte standen zur Verfügung, und meist las er Romane oder schrieb. «Landsberg war», wie Fritz von Bülow sich später erinnern sollte, «ein einziger sonniger Ferientag².»

Seinen ersten Brief aus dem mittelalterlichen Zuchthaus schrieb Krupp am 21. August. Er war an den amerikanischen Militärgouverneur General Clay, APO 742, Berlin, adressiert, und kann nur als ein neun Seiten langer Missgriff bezeichnet werden. Er wiederholte alles, was er während des Prozesses gesagt hatte. Das Haus Krupp sei als Symbol vor Gericht gestellt worden («Plötzlich musste ich in dem Strafverfahren den Platz meines Vaters einnehmen»); ihn wegen Plünderung zu verurteilen, sei unfair, weil die Haager Beschlüsse vage seien. Der Ton war arrogant – Clay wurde aufgefordert, er brauche nur zu bedenken, dass Alfrieds Firma aus weit über siebzig Einzelunternehmen bestanden habe, wovon eines allein – die Gussstahlfabrik – fast einhundert Werke umfasste, und dann würde ihm klar werden, dass all diese Sachen «für den Krupp-Konzern Kleinigkeiten seien». Die Zeugen der Anklage hätten gelogen. Für die schlechte Behandlung der Fremdarbeiter seien die Nazis in Berlin verantwortlich ge-

wesen. Falls jedoch Übergriffe durch Kruppianer vorgekommen seien, «kann ich einfach nicht begreifen, dass meine Mitarbeiter und ich die Strafverantwortung für Übergriffe durch einzelne Untergebene dieser riesigen Organisation tragen sollen». Die einzige Erklärung dafür sei ein «beeinflusstes und voreingenommenes Gericht». Daher forderte Krupp, dass Clay das Urteil verwerfe, ihn sofort freilasse und die «ungesetzliche» Beschlagnahme seines Besitzes aufhebe³.

Diese Eingabe konnte kaum Aussicht darauf haben, die Sympathie des grauäugigen Mannes aus Georgia zu gewinnen, der selbst gegenüber amerikanischen Industriezaren Vorbehalte hatte. Alfrieds grösster Fehler bestand jedoch darin, dass er den Brief überhaupt schrieb. Trotz aller Zweifel an den Nürnberger Verfahren – Verurteilte konnten sich an eine Berufungsinstanz wenden, und Krupps Brief, zu dem ein Anwalt nie seine Zustimmung gegeben hätte, stellte die Eingabe eines Gefangenen dar, der als sein eigener Anwalt fungierte. So fasste es auch der General auf und leitete den Brief an seinen Revisionsausschuss weiter: Richter J. Warren Madden, Alvin Rockwell und Colonel John Raymond, der später stellvertretender Rechtsberater des Aussenministeriums wurde. Sieben Monate lang studierten sie das Protokoll und die Dokumente, wogen das Beweismaterial gegen Alfried und Fritz von Bülow ab, der einen ähnlichen Brief an das APO 742 geschickt hatte. Aufgrund ihrer Empfehlungen bestätigte der Militärgouverneur am 1. April 1949 die Gefängnisstrafen «in jeder Hinsicht» und tat noch ein Übriges, indem er eine Erklärung abgab, dass seiner Meinung nach das gesamte vorliegende Beweismaterial der Geschichte «einen beispiellosen Beitrag darüber, wie durch skrupellose Gier und Habsucht die Welt in Vernichtung und Unglück gestürzt werden kann», liefere. Der General modifizierte das Urteil nur in einem Punkt. Die Verfügungen über den Kruppschen Besitz würden von den betreffenden Gouverneuren der amerikanischen, britischen, französischen und russischen Besatzungszonen getroffen werden. Später erklärte General Clay mir gegenüber: «Es gab keine andere Lösung, da nur unsere Besatzungszone der Rechtsprechung unserer Gerichte unterstand⁴.»

Damit waren Krupps Rechtsmittel erschöpft. Er war vor Gericht gestellt und verurteilt worden, hatte Berufung eingelegt und war abgewiesen worden. Der einzige Ausweg war eine Begnadigung, und der blosser Gedanke daran schien absurd zu sein. Andere Nazis waren wegen geringfügigerer Verbrechen gehängt worden; selbst jetzt trugen 28 seiner Mitgefangenen, einschliesslich der SS-Offiziere, die die Erschiessung von 71 unbewaffneten amerikanischen Kriegsgefangenen in der Nähe von Malmedy während der Ardennenoffensive geduldet hatten, rote Jacken, die sie als Todeskandidaten kennzeichneten. In Washington betrieb Senator Joseph McCarthy einen Einmann-Feldzug für die Verurteilten des Malmedy-Prozesses und erhob die Bezeichnung, dass man sie «brutal behandelt habe, um Geständnisse zu erzwingen», aber selbst McCarthy setzte sich nicht für Krupp ein. Im Übrigen wurde die Beschlagnahme seines Vermögens im Abgeordnetenhaus kräftig befürwortet; am 28. Februar 1949 überreichte eine Abordnung von Senatoren – unter der Führung von James E. Murray aus Montana – Clay ein «Memorandum zur Unterstützung der Rechtskraft der Beschlagnahmeverfügung». Jeder amerikanische Prokonsul, der ein Berufungsgericht seines Landes und Capitol Hill ignoriert hätte, hätte zu Hause einen heftigen Sturm ausgelöst⁵.

Aber eigentlich geschah gar nichts. Österreich hatte das Berndorferwerk wieder übernommen und die Russen die Grusonwerke; aber diese Fabriken hätten ohnehin den Besitzer gewechselt. Fast alle Fabriken, Bergwerke und Erzlager der Krupps befanden sich in der britischen Zone. General Clay hatte seinen britischen Kollegen von der Beschlagnahmeverfügung unterrichtet. Er erhielt keine Antwort. Die französische Industrie hatte unbestreitbare Ansprüche gegenüber Krupp. Auch der französische General schwieg. Es gab keine Möglichkeit, an Kruppsches Vermögen in neutralen Ländern heranzukommen, aber seine amerikanischen Firmenanteile waren auf jeden Fall zugänglich, und doch bestätigt heute seine Rechtsabteilung, dass niemand Anstalten in dieser Richtung machte. Damit soll keine internationale Verschwörung von Finanzleuten zugunsten eines gedemütigten Kapitalisten angedeutet werden. Eine einleuchtendere Erklärung ist, dass die Geschäfte des Konzerns so verwickelt waren, dass so viele wichtige Unterlagen fehlten, dass es als einzig gangbarer Weg erschien, alles unter militärischer Treuhänderschaft zu lassen, bis die Lage geklärt war.

Einmal im Monat kam Berthold mit einer prallen Aktentasche nach Landsberg. Theoretisch stand nur einer einzigen Firma im Ruhrgebiet eine deutsche Geschäftsleitung zu, der Gutehoffnungshütte, die Friedrich Krupp eineinhalb Jahrhunderte zuvor durch Leichtsinn verloren hatte. In der Praxis beschränkten die Engländer ihre Energie auf die Demontage und überliessen Deutschen die Aufsicht. Die Essener Aufsicht nahm rasch den Charakter eines Schattendirektoriums an. Mit Einwilligung seines älteren Bruders führte Berthold den Vorsitz im Familienrat. Jeder Direktor in Landsberg hatte vor seinem Abtransport aus Nürnberg einen Vertreter ernannt; vom langen Arm in Landsberg geführt, planten die Vertreter den Wiederaufbau und die Wiederaufnahme der Produktion. Gelegentlich gab es zwischen ihnen und den Engländern im *Essener Hof* Streitigkeiten. Einmal entliess Generalmajor William A. Bishop Paul Hansen fristlos, weil dieser eine «antibritische Stimmung schüre». Am nächsten Tag war Hansen wieder da. Bishop konnte auf ihn als Demontageexperten nicht verzichten⁶.

Ohne Krupp lag das Krupp-Imperium darnieder. Die Lehrlingsausbildung und die Lokomotivenreparatur liefen weiter; der Rest war Schaumschlägerei. Selbst als die Demontage auf dem Höhepunkt war, hätte man die Produktion von einträglichen Friedensgütern anlaufen lassen können. Es mochten zwar Maschinen fehlen, aber die Firma hatte noch ihr Sozialkapital – die Geschicklichkeit der Arbeiter, das Können der Ingenieure, die organisatorischen Fähigkeiten der Aufseher. Aber der Konzernherr fehlte. Damals erschien das als ein Unglück. Im Lauf der Zeit kristallisierten sich die Vorteile heraus. Sein Märtyrertum trug zu seinem Ansehen als ausgewachsenem, «echten Krupp» bei, der Alfred, Fritz und Gustav ebenbürtig war. In seiner Broschüre argumentierte Tilo Freiherr von Wilmowsky, dass Alfreds Fremdarbeiter eigentlich ihm ihr Leben verdankten; ohne Krupp hätten sie in den Gasöfen geendet. Karl Otto Saur wurde als Emporkömmling mit «Fuhrknechtsmanieren» abgetan. Mit schneidender Schärfe bezeichnete der Freiherr den letzten Zeugen der Anklage wie folgt: «Dieser Mann, der das ‚Sklavenarbeitsprogramm‘ der deutschen Machthaber wirklich verkörperte, und der mit dem Angeklagten die Rollen hätte tauschen müssen, tat, genau wie unter Hitler, wieder sein Bestes gegen seine Opfer⁷.»

Wieso man Saur, einem Techniker ohne Verantwortung für die Arbeitskräfte, die Verantwortung für die Sauckel-Kruppschen Menschenjagden hätte zuschieben können, wurde nicht erklärt. Und doch mag er seine Aussage am 8. Juni 1948 im Justizpalast bereut haben. Nach einem kurzen Versuch, sich in München als beratender Ingenieur zu etablieren, verlor sich seine Spur. Essener Arbeiter, die gegen ihren Chef ausgesagt hatten, verschwanden gleichfalls; sogar Gerhardt Marquardt, Kurt Schneider und Franz Niermann, die drei Männer, die den Schwestern Roth und deren Begleitern bei der Flucht geholfen hatten, verschwanden. Jeder kruppentreue Deutsche glaubte dem Freiherrn, wenn er die schockierende Geschichte des Berthawerks zu rechtfertigen suchte, indem er schrieb: «Gustav Krupp und seine Mitarbeiter waren nicht für diesen Plan, da sie das Essener Unternehmen als Hauptproduktionszentrum erhalten wollten.» Es war natürlich Alfried gewesen – nicht sein Vater –, der für die Durchführung der Pläne für die Fabrik in Schlesien verantwortlich war. Und das einzige Ziel war die Errichtung eines Ausweichbetriebs gewesen, falls die Engländer die Gusstahlfabrik völlig zerbombten. Tilo ignorierte das. Er betonte sogar, dass «während der ganzen Bau- und Ausstattungszeit die Firma Krupp das Gewicht von Hitlers Befehl und die ständigen Einmischungen des Rüstungsministeriums zu spüren bekam».

In seiner Marienthaler Abgeschlossenheit hatte der Freiherr nicht wissen können, dass das Rüstungsministerium das volle Gewicht von Alfried Krupp, unterstützt vom Führer, zu spüren bekam – dass er «schwarz» schrieb und es «weiss» nannte. Blind vor Kummer über das Unglück seines Neffen betonte er, dass eine «Weigerung, Fremdarbeiter zu beschäftigen, eine öffentliche Protestdemonstration gewesen wäre; sie wäre einem Selbstmord gleichgekommen» – und das angesichts der Nürnberger Aussagen von Industriellen, die auf Nachschub aus Sauckels Lagern verzichtet hatten und nicht bestraft worden waren. Tilo war jedes aus der Luft gegriffene Gerücht und jede noch so unbegründete Anschuldigung willkommen, um den Namen der Familie seiner Frau reinzuwaschen. Daher machte er nicht einmal den Versuch, sich mit Dokumenten zu befassen, aus denen Gustavs und später Alfrieds Beteiligung an der Parteiführung hervorging. Für ihn waren sie nichts als zwei weitere Opfer des Nazismus, und er machte sich Alfrieds Behauptung über das Fehlurteil des Militärgerichts zu eigen: «Die Richter waren von der Krupp-Legende offenbar so beeinflusst, dass es ihnen als undenkbar erschien, dass dieser Industriekonzern, dem der Mythos der Allgewalt anhaftete, genau wie jedes andere Unternehmen der Gewalt der nationalsozialistischen Machthaber unterstanden hatte.»

Im Amtssitz des Militärgouverneurs ignorierte man Tilos verzerrte Wiedergabe der Tatsachen. Das Schlusswort seiner Broschüre war ein Zitat von Lincoln: «Nichts ist entschieden, bevor es nicht gerecht entschieden ist.» Die amerikanischen Besatzungsbehörden teilten diese Meinung und arbeiteten jetzt an einem 1 '539 Seiten umfassenden deutschsprachigen Auszug aus dem Gerichtsverfahren, der in den Bibliotheken der drei westlichen Zonen eingestellt werden sollte. Damit würde man die Tatsachen aufzeigen, die flagranten Irrtümer des Freiherrn korrigieren und dem Volk sagen, was wirklich geschehen war und welcher Verbrechen Alfried sich schuldig gemacht hatte. Leider war das eine Fehlkalkulation. Das Buch hätte sicher gute Dienste leisten können, aber man gab ihm keine Startchance. General Clays Nachfolger befürchtete, dass

es die deutsch-amerikanische Freundschaft stören könnte, und liess es nicht herausgehen⁸. So kommt es, dass die einzige Buchversion über den Prozess von Krupp, die bis zu diesem Tag in Deutschland erschienen ist, der erweiterte Bericht seines Onkels war und ist.

«Herr Krupp brütet Tag und Nacht über seinen Geschäften», schrieb ein Mitgefangener nach Hause. Aber so dachte nur eine Minderheit. «Die Zeit schwindet ihm unter den Händen», erinnerte sich jemand, der ihm näherstand. Das scheint der Wahrheit eher zu entsprechen. Sicher, um Krupp war es einsam geworden. Mutter, Bruder und Onkel kamen selten, und lange Gefangenschaft produziert eine spezifische seelische Malaise. Aber im innersten Kern waren seine Kraft und sein Stolz unerschüttert. Seine Briefe an Anneliese Bahr, in denen er sich nach ihrem gemeinsamen Sohn erkundigte, waren höflich, aber unpersönlich; als Anneliese nach Landsberg kam, empfing er sie zuvorkommend, ohne den Versuch zu machen, die Bande wieder enger zu knüpfen. Seine Korrespondenz mit einer ihrer Freundinnen hatte einen wärmeren Ton. Ohne Annelieses Wissen hatte eine intellektuelle, aggressive, kätzchenhafte Blondine, die er in seiner Jugend als Vera Hossenfeldt kennengelernt hatte, den Briefwechsel mit ihm aufgenommen. Irgendetwas in ihren Briefen brachte eine Saite zum Klingen, und er reagierte darauf, aber ein zu zwölf Jahren Gefängnis Verurteilter, dessen Zukunft höchst ungewiss ist, kann einer Frau wenig bieten. Obgleich auferzwungene Einsamkeit eine Härte ist, hatte er beschlossen, sie auszuhalten, ohne sich Wunschträumen hinzugeben oder sich gehenzulassen. Jedes Zeichen von Schwäche wäre einer Kapitulation gleichgekommen. Er musste stark bleiben. Er hatte in seinem Brief an General Clay nicht gebettelt, und als er siebzehn Monate später eine Chance hatte, einen Blick nach draussen zu werfen, wies er sie von sich.

Diese Chance war der Tod seines Vaters. Am 16. Januar 1950 tat Gustav den letzten Atemzug; Bertha, die seine Hand hielt, spürte, wie sie erkaltete. Die Beerdigung warf aussergewöhnliche Probleme auf, denn zuerst wusste niemand, wo man den alten Mann zur letzten Ruhe betten sollte. Das Familiengrab am Kettwiger Tor war jetzt ein Teil von Essens neuem Hauptbahnhof. Blühnbach war noch in amerikanischen Händen; und die Wiener Beamten, die vielleicht hätten helfen können, teilten die deutsche Ehrfurcht vor der Dynastie nicht. Man brauchte unbedingt den Rat des Familienoberhaupts. Die Familie war noch nicht wieder beisammen. Harald, der jetzt in einem Gefängnis für besonders wichtige Personen in der Nähe von Moskau war, hatte schon vor vier Jahren von einem Offizier der Roten Armee gehört, dass sein Vater tot sei, und jetzt erfuhr er zu seiner äussersten Verwirrung von einem anderen Offizier dasselbe. Der Freiherr erfuhr davon durch einen anonymen Telefonanruf. Berthold erhielt von seiner Mutter ein Telegramm und telegraphierte sofort an Alfried, der zum Aufseher ging⁹.

Es sei wahr, sagte der Aufseher. Er sprach dem hochgewachsenen, regungslos dastehenden Sträfling sein Beileid aus; dann fragte Alfried, ob man ihn freiliesse, damit er seiner Mutter beistehen könne. Der Aufseher wandte sich an seinen Vorgesetzten. Das sei möglich, erwiderte dieser, vorausgesetzt, dass Krupp unter ständiger Bewachung sei. Krupp drehte sich auf dem Absatz um und verliess das Büro. Somit blieb das traurige Problem der Beerdigung Berthold überlassen, der den Postgasthof in den späten Stunden des Tages erreichte.

Bertha war von den fünf Jahren anstrengender Krankenpflege erschöpft und ausserstande, eine Entscheidung zu treffen. Der Hof des Gasthauses schien nicht recht passend zu sein; Gustav, dieser Emporkömmling des 19. Jahrhunderts, der die oberste Sprosse der Leiter erklommen hatte, wäre empört gewesen. Da jedoch etwas geschehen musste, ordnete Berthold die Einäscherung in Salzburg an. «Wirklich», seufzte er später, «es war der einzige Ausweg.» Das war es auch; in jenen Jahren blieb der Familie nichts erspart. Als der niedrige Sargkarren auf die Flammen zurollte, sprang ein Foto-reporter von *Life* hervor und machte eine Aufnahme, die innerhalb einer Woche in der ganzen Welt veröffentlicht wurde¹⁰.

Die Witwe und ihr Sohn blieben mit der Urne zurück. Was sollte damit geschehen? Bertholds derzeitige Wohnung in Essen? Sie gehörte ihm nicht. Ein Banktresorfach? Nein; Gerüchte würden aufkommen, peinliche Schlussfolgerungen könnten gezogen werden. Ausserdem bestand Bertha auf einer Trauerfeier. Plötzlich schlug sich Berthold vor die Stirn. Verdammter Idiot! Warum hatte er nicht schon eher daran gedacht? Da war doch Obergrombach, ein kleiner Bohlerscher Besitz in Baden. Niemand wohnte dort; die Urne könnte dort beigesetzt werden. Wieder wurde Alfried unterrichtet, wieder bat er um eine Reiseerlaubnis, und wieder wandte er sich wortlos um, als er von dem Aufpasser hörte, der ihn begleiten sollte. So war kaum jemand bei der Beerdigung dabei. Mit Ausnahme der SS-Krematorien kann man sich kaum eine Beerdigung vorstellen, die sich noch mehr von dem Staatsbegräbnis unterschied, das der alte Mann sich gewünscht hätte. Aber er war in einer schwierigen Zeit gestorben.

Telford Taylor hatte vorhergesagt, dass Gustavs Tod das Signal für eine Attacke gegen die Beschlagnahmeverfügung sein würde. Kranzbühler konnte eine solche Gelegenheit nicht versäumen, und tatsächlich erhob Bertha innerhalb einer Woche Anspruch auf das Familienvermögen, das von ihr und den Anwälten auf weit über zwei Milliarden Mark geschätzt wurde. Die deutsche Öffentlichkeit, die noch nie von der Lex Krupp gehört hatte, erfuhr durch eine kurze Rundfunkmeldung, dass Hitler auf Wunsch von Frau Krupp anscheinend eine ungewöhnliche Rechtsverfügung getroffen hatte, und dass sie jetzt die Sieger um deren Aufhebung bat. Verblüfft vernahm man, dass nach ihren Angaben die Lex Krupp, die ihren Sohn Alfried als einzigen Erben und Eigentümer einsetzte, ungültig sei, da der Führer sie in Verletzung des Gesetzes erlassen habe.

Sie verlangte von den alliierten Hochkommissaren, ihren gefangenen Sohn zu enterben und ihr selbst und ihren anderen Kindern die Teilung der Erbschaft zu gestatten. Alfrieds Brüder und Schwestern unterstützten den Antrag¹¹.

Eine Antwort darauf erfolgte nicht. Krupp konnte nicht einmal von seiner eigenen Mutter enterbt werden. Angewidert wandte er sich wieder seinen Zeitungen und dem herrlichen Blick über den Lech zu. Beides fesselte seine Aufmerksamkeit in einem unerwarteten Ausmass. Jetzt war er seit fast fünf Jahren eingesperrt. Sein letzter Blick auf das Reich hatte ihm nur totalen Ruin gezeigt. Neun von zehn deutschen Fabriken lagen still. Es hatte keine Telefonverbindungen gegeben, keine Post, keine Medikamente für die verwundeten Soldaten und Zivilisten, die die Krankenhäuser überfüllten. Der mächtige Rhein war allein in der amerikanischen Zone durch 754 gesunkene Lastkähne verstopft, das Eisenbahnnetz durch 885 zerbombte Eisenbahnbrücken lahmge-

legt, die Strassen unpassierbar durch die unzähligen zerstörten Überführungen. Seit damals war noch nicht einmal ein halbes Jahrzehnt vergangen, aber das Land war wieder zum Leben erwacht. Wenn er hinausblickte, konnte Krupp auf dem Lech Lastkähne in leuchtenden Farben und mit glänzenden Messingbeschlägen sehen. Wenn es sie hier gab, mussten sie auch wieder auf dem Rhein und auf der Ruhr fahren. Die Uferstrasse wimmelte von blanken neuen Autos, von denen er in der Gefängnisbibliothek ungläubig die Fotografien betrachtet hatte – Volkswagen, Opel und Mercedes; sie überholten riesige beladene Laster mit zwei Anhängern, die Güter zum Grossmarkt transportierten. Landsbergs Männer rauchten lange Havanna-Zigarren, Landsbergs Frauen waren schick und trugen Nylons, und Landsbergs Jungen waren gut genährt und kräftig und balgten sich in glänzenden Lederhosen¹².

Das Deutschland, das Krupp verlassen hatte, war für immer verschwunden und durch grosse Ereignisse bis zur Unkenntlichkeit verändert. Seine Landsleute draussen sprachen über Westdeutschlands «Wirtschaftswunder» und nannten ihr Land ein «Wirtschaftswunderland». Überall gab es wundersame Entwicklungen. Ein paar Zahlen mögen zur Illustration dienen. Innerhalb von fünf Jahren war das Bruttoprodukt um 70 Prozent gestiegen, der Export hatte sich versiebenfacht, und die Kredite waren höher als in allen anderen europäischen Ländern. Auf jedes neuerbaute Haus in Frankreich kamen acht neue Häuser in Deutschland; fast 500'000 Wohnungen wurden jetzt pro Jahr gebaut. In der Schwerindustrie fielen die Franzosen rasch zurück. Die deutsche Kohlenförderung hatte sich verdoppelt, die Stahlproduktion war von 2'500'000 Tonnen auf 11'000'000 Tonnen pro Jahr gestiegen – und wäre sogar noch höher gewesen, wenn die Alliierten nicht an dieser äussersten Grenze festgehalten hätten. Von der Keimzelle der Ruhr angetrieben, hatte das verstümmelte Reich die Produktionsspitze des Jahres 1936, Hitlers bestem Jahr, überschritten, und die Produktion von Radios, Autos und Metallwaren war ungefähr doppelt so hoch wie in jenem Jahr. Die Arbeitslosigkeit betrug nur noch 3,5 Prozent und sank weiter. Als Besiegte verwirklichten die Deutschen all jene Versprechungen, die der Führer nicht eingelöst hatte. Schon lag Deutschland Kopf an Kopf mit Grossbritannien in dem neuen Rennen um die wirtschaftliche Überlegenheit. Und man muss sich dabei sagen, dass all das erreicht wurde, obwohl 30 Prozent des ehemaligen Staatsgebietes in sowjetischer Hand waren¹³.

Was ist die Erklärung dafür? *U.S. News and World Report* schrieb: «Unter dem System einer freien Marktwirtschaft machen viele Leute ein Vermögen.» So war es auch – «der Mercedes», hiess es im Volksmund, «ist der Volkswagen des Ruhrgebiets» –, aber die Schlotbarone, die darin sass, wären über jede Andeutung empört gewesen, dass ihr neuer Wohlstand etwas mit dem zu tun hatte, was sie abschätzig unter «freier Wirtschaft» verstanden. Zweifellos hatte Ludwig Erhard etwas damit zu tun. Der Bundeswirtschaftsminister war jedoch ebensowenig ein Befürworter des *Laissez-faire*, wie es Schacht gewesen war; sein grosser Beitrag bestand aus staatlich geförderten Krediten und einer liberalen Steuerpolitik für Unternehmer. Soviel er auch erreicht hatte – es wurde im Voraus übertroffen, als der Nachfolger von Aussenminister Byrnes am 5. Juni 1947 das Rednerpodium von Harvard Yard erklimmte und Westeuropa einlud, an dem gewaltigen Sanierungsprogramm der Vereinigten Staaten teilzuhaben. Durch den Marshall-Plan, das Europäische Wiederaufbauprogramm (ERP) und andere

geldgepolsterte Kanäle sollten der ausgedörrten Wirtschaft des Reichs vier Milliarden Dollar zufließen. Sobald das Wirtschaftswunder vollbracht war, nahmen die meisten der Nutzniesser die gleiche Haltung ein, wie sie Gustav Krupp in den zwanziger Jahren gegenüber dem Dawes-Plan gezeigt hatte. Das war verständlich; sie waren stolz, und sie hatten Schweres hinter sich. Ein junger Günstling von Speer, der eine kurze Blütezeit im Wirtschaftswunderland erlebte, sagte zu Charles Thayer: «Wir im Ruhrgebiet haben nicht viel davon gesehen. Vielleicht hätten Sie bessere Public-Relations-Leute anheuern sollen, die uns alles über Ihre Hilfe hätten erzählen können.» Ein Stahlproduzent sagte zu mir: «Marshall hatte nichts damit zu tun. Es war ein deutsches Wunder.» Ein Produzent aus der chemischen Industrie meinte: «Wir kamen wieder auf die Füße, weil wir hart gearbeitet haben. Das ERP hatte wenig damit zu tun¹⁴.»

Obgleich 4'000'000'000 Dollar sehr wohl etwas damit zu tun gehabt haben müssen, ist das Wirtschaftswunderland nicht nur eine Schöpfung des Dollars. Es entstand aus vielen Quellen. Eine davon ist fraglos die deutsche Sucht, den Kontinent zu beherrschen. Die Deutschen waren schon immer Arbeitstiere gewesen, und jetzt strengten sie sich noch mehr an. Eine andere Quelle – die von den Ruhrbaronen heftig abgestritten wird – war die von den Amerikanern betriebene Entflechtung, durch die der Weg für tüchtige neue Unternehmer frei wurde. Gleichzeitig war den Deutschen, die vom Kalten Krieg ausgeschlossen waren, die Bürde von Verteidigungsausgaben erspart. Der französische NATO-Beitrag betrug einige Milliarden pro Jahr, in Grossbritannien schluckten die Verteidigungsausgaben über zehn Prozent des Nationalprodukts, aber kein einziger Deutscher trug Uniform.

Paradoxerweise hatten die niedergeworfenen Industriellen aus den düsteren Nebeln von 1945 ein unbemerktes, aber lebenswichtiges Aktivum gerettet. Obwohl ihre Fabriken nur noch aus verbogenen Stahlgerüsten und zerbröckelten Mauern bestanden, war ihr Bestand an Werkzeugmaschinen intakt geblieben. Diese Hochleistungsgeräte, die so wichtig für die Produktion in Friedenszeiten sind, hatten sich durch die militärischen Aggressionen vermehrt. Zur Zeit des Münchner Abkommens gab es in Deutschland 1'281'000. Nach dem Zusammenbruch betrug der Bestand in der amerikanischen, britischen und französischen Zone 2'216'000. Mit anderen Worten: in sechs Jahren der Siege und Niederlagen hatte sich das Produktionspotential des Ruhrgebiets fast verdoppelt. In Essen versteckten Alfrieds Stellvertreter sein Modell der *Prinz Eugen* vor ihren britischen Herren auf dem Dach des Hauptverwaltungsgebäudes. Für sie war es eine Erinnerung an die glorreiche Fahrt am 12. Februar 1942, als Krupps mächtiges Kriegsschiff bei Tageslicht unbehelligt durch den Kanal fuhr. «Seit dem siebzehnten Jahrhundert ist der Stolz einer Seemacht in heimischen Gewässern nicht tiefer gedemütigt worden», schrieb die Londoner *Times* damals. Für einige verbohnte Kruppianer war es das Symbol für einen noch glänzenderen Ruhm, den die Zukunft vielleicht barg. Aber das war nichts als Prahlerei. Die Werkzeugmaschinen wurden nicht auf dem Dach der Witterung ausgesetzt. Sie lagerten in geschützten Gewölben, wurden zweimal die Woche liebevoll eingefettet und für den Tag aufgehoben, an dem die Firma, wie andere Ruhrkonzerne, sie wieder würde einsetzen dürfen¹⁵.

Obgleich der deutsche Lebenswille und das deutsche Leistungsvermögen uneinge-

schränkte Anerkennung verdienen, war das Wirtschaftswunder der späten fünfziger Jahre zu einem grossen Teil die Frucht von Kräften, die von aussen kamen. Einige dieser Kräfte waren wirtschaftlicher Art. Für den erschöpften Kontinent, der nach dem Krieg um seine Sanierung kämpfte, war das Ruhrgebiet unentbehrlich. England fürchtete die deutsche Konkurrenz. Aber auch die Engländer hungerten, und London konnte den Export von Lebensmitteln nach Hamburg und Bremen nicht damit rechtfertigen, dass es den Deutschen verboten sei, ihren eigenen Lebensunterhalt zu verdienen. Bei den Holländern war die Lage anders. Solange die deutsche Wirtschaft darniederlag, war die Kapazität des Hafens von Rotterdam nur halb ausgenutzt. Dasselbe galt für Antwerpen und die norwegischen Handelsschiffe, und die schwedischen Bergwerke und die belgischen Kohlengruben, die den Gussand für den Kruppstahl geliefert hatten, waren verlassen. Selbst die Schweizer bekamen es zu spüren. Ohne ihren grössten Kunden – Deutschland – standen riesige Elektrizitätswerke still. Um den Klagen aus Skandinavien, Holland und der Schweiz entgegen zu können, unternahm alliierte Experten in ihrer Verzweiflung den Versuch, im Innern des Ruhrgebiets eine Leichtindustrie ins Leben zu rufen. Vergeblich. Textil- und Konsumgüterfabriken passten nicht zum Amboss¹⁶.

Das wussten die Ruhrbarone, und ebenso wussten sie, dass Europa sie brauchte. Ein Platz am Verhandlungstisch stand ihnen zu, und je mehr die Temperatur des Kalten Krieges absank, desto stärker wurde ihre Position. Byrnes' Stuttgarter Rede war der erste Lichtstreifen am Horizont gewesen. Er verbreitete sich im darauffolgenden März, als Herbert Hoover im Auftrag von Präsident Truman die Wirtschaftslage in Deutschland und Österreich untersuchte und die Demontage sowie die Einschränkung der Produktion im Ruhrgebiet kritisierte. Im April endete die Moskauer Konferenz mit einem handfesten Krach, der der ganzen Welt zeigte, welch unüberbrückbare Kluft zwischen Stalin und seinen ehemaligen Verbündeten entstanden war. Dann kamen die Berliner Blockade, die Luftbrücke und die faszinierende Änderung der Einstellung der GIs und Tommies gegenüber dem besiegten Reich (aus «sie» wurde «wir») sowie die Verlagerung von internationalen Bindungen, die für gestaute Energie und brachliegendes Können ein Ventil schuf¹⁷.

Die Westmächte beendeten den Kriegszustand erst 1951; es war das Jahr, in dem Washington auch seine Haltung gegenüber Krupp revidierte. Aber diplomatische Riten bleiben stets weit hinter den Ereignissen zurück. Wenn man einen Tag für den Beginn des neuen Deutschland bestimmen müsste, dann wäre es der 12. Mai 1949. An jenem Morgen brachen die Russen die durch die Luftbrücke sinnlos gewordene Blockade ab, und als die ersten Lastwagen und Züge aus dem Westen in die Hauptstadt einfuhren, flog General Clay zu einer historisch gewordenen Frankfurter Konferenz. Seit September hatten sich siebzig Deutsche ohne Nazi-Vergangenheit in einer requirierten Mädchenschule getroffen und die Verfassung für eine neue Nation entworfen. Clay arbeitete die letzten Details aus, genehmigte sie, flog dann nach Hause und ging in Pension. Drei Monate später hielt Bonn Wahlen ab. Konrad Adenauer wurde der erste deutsche Kanzler seit Hitlers Selbstmord vor über vier Jahren. Als Vertrauensbeweis gegenüber dem neuen Staat lösten die Vereinigten Staaten, Frankreich und Grossbritannien die Militärregierungen auf. In Zukunft würde jede der Siegermächte durch einen Hohen Kommissar vertreten sein¹⁸.

«Das Blatt», sagte Fritz von Bülow später, «hatte sich gewendet.» Obgleich Krupp noch ein und ein halbes Jahr in Landsberg bleiben sollte, beschleunigte sich der Lauf der Ereignisse immer mehr. Trotz des Essener Mythos hatte Krupp nichts zum Wirtschaftswunder beigetragen, aber der Wechsel im politischen und wirtschaftlichen Klima Europas hatte auf seine eigenen Zukunftsaussichten einen enormen Einfluss. Als er später mit einem Reporter darüber sprach, sagte er:

Was unglücklicherweise ein Wirtschaftswunder genannt wird, hat nichts von einem Wunder an sich. Vor allem lernten die Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg, dass man sich von einer Niederlage erholen kann. Diese Lehre beflügelte uns die ganze Zeit hindurch, bis wir uns tatsächlich wieder erholt hatten. Der Hauptfaktor war harte Arbeit. Diesmal mussten wir in Trümmern anfangen, und so hatten wir noch härter zu arbeiten. Eine Injektion gab uns der Marshallplan und andere amerikanische Hilfen. Ein anderer Antrieb war politischer Natur. Wir konnten uns wieder entwickeln, als das Kriegsbündnis der Alliierten zerbrochen war und die gemeinsamen Bestrebungen, Deutschland niederzuhalten, aufgegeben wurden. Aber es gab noch einen anderen Faktor, der uns über den Berg half, wir hatten viel Glück ... unterschätzen Sie das Glück nicht. Wenn Sie dies alles zusammennehmen, dann buchstabieren Sie: Wiederaufbau ... aber nicht Wunder¹⁰.

Er selbst hatte geradezu kolossales Glück. In den hundert Jahren, seit Alfred Krupp im Kristallpalast im Hyde Park nervös sein glänzendes Feldgeschütz aus Stahl enthüllt hatte, hatte es nur eine Waffe gegeben, die sich den Produkten der Waffenschmiede mit durchschlagendem Erfolg entgegengestellt hatte: den russischen Panzer T-34. Guderian hatte ihm den Fehlschlag seines Marsches auf Tula und Moskau zugeschrieben; in dem grausigen Schmelztiegel der Schlacht von Kursk hatte dieser Panzer Alfreds letzten starken Schild zerschlagen. Die Erinnerung daran geisterte noch in seinen Träumen, obwohl er in der Geborgenheit amerikanischer Gefangenschaft allmählich vergessen lernte. Aber der Panzer existierte noch in grosser Zahl in den grossen Feldzeugmeistereien Sibiriens, und seine niedrige, drohende Silhouette sollte bald wieder in Erscheinung treten²⁰.

Um acht Uhr mitteleuropäischer Zeit, Samstagabend, den 24. Juni 1950 (um diese Zeit spielte Krupp gerade Skat), war der T-34 noch der gleiche – 32 Tonnen, weiter Kettenabstand, geschützt durch eine überaus starke Stahlpanzerung und mit einem 8,5-Millimeter-Geschütz sowie zwei 7,62-Millimeter-Maschinengewehren ausgerüstet. Acht Uhr abends in Landsberg entsprach vier Uhr des nächsten Morgens in Korea. Dort zeigte der Kalender Sonntag, den 25. Juni, an, obgleich das nördlich des 38. Breitengrades niemand lesen konnte. Ein nordkoreanischer General namens Chai Ung Jun hatte die totale Verdunkelung befohlen. Im Dunkel der Nacht und unter Regenschauern hatte General Chai, nachdem Premierminister Kim Il Sung und dessen sowjetischer Berater ihm grünes Licht gegeben hatten, soeben 150 T-34 und 90'000 Soldaten in einem Bogen von 25 Kilometern über den Breitengrad hinweg Stellung beziehen lassen. Auf den Uhren der Hauptstädte dieser Erde war es wieder Kriegszeit²¹.

Chais Panzer setzten sich in Richtung auf Seoul in Marsch, und für das Haus Krupp wurden sie zu den glückverheissendsten Waffen, seit Alfreds Hinterlader bei Sedan

Louis Napoleons zweites Kaiserreich zertrümmert hatten. Vier Generationen von Kruppianern hatten bei ihren Erzählungen von diesem goldenen Tag an der Maas zu ihren Lehrlingen und Söhnen gesagt: «Wenn Deutschland blüht, blüht Krupp.» Jetzt war die Stunde für Alfrieds privates Wirtschaftswunder gekommen – nur wegen einer Kolonne gedrungener bolschewistischer Monstren, bemannt von asiatischen «Untermenschen», auf der anderen Seite des Erdballs. Es war wie ein Treppenwitz der Weltgeschichte. Aber natürlich fragt der Sträfling, dessen Zellentür aufgeht, nicht nach den Motiven des Schlossers.

Der einzige Hauptakteur in der Krupp-Geschichte, der abstreitet, dass der Name des Schlossers Chai war, ist John J. McCloy, der bei seinem Amtsantritt als amerikanischer Hochkommissar genau elf Monate vorher auch General Clays Machtbefugnisse übernommen hatte. Klein, energisch und kurz angebunden, beharrt der New Yorker Bankier darauf, dass *er* den Schlüssel umdrehte. «Die Behauptung, dass Krupps Freilassung durch den Ausbruch des Koreakriegs veranlasst wurde, enthält nicht eine Unze Wahrheit», sagt er unwillig. «Kein Rechtsanwalt hat mir gesagt, was ich tun soll, und es hatte nichts mit Politik zu tun. Es war eine reine Gewissenssache.» Jeder vernünftige Mensch wird sich vor Differenzen mit John McCloy hüten. Er ist verdienstvoller als die meisten der am meisten respektierten Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens, und niemand, der ihn kennt, würde seine Integrität anzweifeln. Es war infam, ihn zu verleumden, weil er während seiner Dienstzeit im Kriegsministerium für eine gemässigte Entnazifizierungspolitik eintrat, oder anzudeuten, dass deutsche Geschäftsleute dem Hohen Kommissar mit Schmeicheleien den Kopf verdrehten²².

McCloy war eine starke Persönlichkeit. Ausserdem war er der ideale Mann für den neuen Posten in Frankfurt. Als Hauptmann des Ersten Weltkriegs war er bei der amerikanischen Besatzungsgruppe in Koblenz stationiert. Obgleich er wenig Gerichtserfahrung hatte, war er als Jurist verantwortlich für die zwanzig Jahre später erfolgte Haager Verurteilung der deutschen Saboteure des Jahres 1916. Er war viel gereist und kannte Europa fast so gut wie die Europäer selbst; als geschickter Unterhändler brachte er im Frühjahr 1943 die Verbindung zwischen den Generalen Giraud und de Gaulle zustande, und er war auf jeden Fall besser für die Verwaltung der amerikanischen Zone qualifiziert als irgendein Beamter des Aussenministeriums. Sein Charakter war über jeden Zweifel erhaben, seine Fähigkeiten überragend. Er war jedoch nicht unfehlbar. Wie wir noch sehen werden, geht aus den Dokumenten hervor, dass er tatsächlich nicht viel mit der Entscheidung über Krupp zu tun hatte, und niemand, nicht einmal ein John J. McCloy, konnte von dem Wirbelsturm, der sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1950 in Korea erhob, unberührt bleiben²³.

Die Lage war viel ernster als damals in Berlin. Weniger als fünf Jahre nach der Kapitulation des japanischen Kaiserreichs waren die Westmächte unter der Führung der Vereinigten Staaten wieder in einen grösseren Krieg verwickelt. Washington blickte nach beiden Seiten, denn das Gros der westlichen Militärmacht war in Deutschland gebunden. Das war der springende Punkt, der jedem bekannt war. «Es musste zu einer Änderung in der Haltung der USA in Bezug auf Nürnberg kommen», sagte Otto Kranzbühler später, während Benjamin Ferencz, der Kranzbühler im kalten Justizpa-

last gegenübergesessen hatte, sagte: «Damals war man wegen der Russen in eine panische Stimmung geraten, man hatte das Gefühl, dass man sich unbedingt mit den Deutschen verständigen müsse. McCloy konnte sich nicht aus dieser Atmosphäre lösen.» Die *New York Times* wies darauf hin, dass «die Wiederbelebung der Ruhrindustrie und das Abbremsen der Industriellen» unvereinbar seien. Über Nacht wurde ein wichtiger Punkt des Marshall-Plans ins Gegenteil verkehrt. Ursprünglich war festgelegt worden, dass kein einziger Dollar für Verteidigungszwecke ausgegeben werden dürfe. Jetzt liess Washington die europäischen Hauptstädte wissen, dass je höher der Aufwand für die Verteidigung wäre, desto grösser der Anteil an den ERP-Mitteln sein würde. Über allem stand die brennende Frage des geteilten «Reichs». In einem privaten Gespräch erklärte der britische Hochkommissar, General Sir Brian Robertson: «Wir müssen uns Deutschland verpflichten²⁴.»

«Den Deutschen», schrieb T.H. White später, «bescherte der Konflikt in Asien einen schnellen, vollständigen und bedingungslosen Profit... Der Boom nach dem Korea-Krieg liess die deutsche Industrie wieder auf dem Weltmarkt erscheinen, und zwar zu solchen Preisen, dass die veralteten Fabriken grossenteils mit neuen Maschinen ausgerüstet werden konnten.» Das verlieh den Schlotbaronen auch neue Kraft für die weiteren Verhandlungen, was den Amerikanern, die sich inzwischen an ein 70-Milliarden-Dollar-Verteidigungsbudget und an eine gigantische Militärmaschinerie gewöhnt haben, verwunderlich erscheinen mag. Damals war es gar nicht rätselhaft. Es war das bitterernste Symptom einer grimmigen Wirklichkeit. Im Juni 1950 hatten die drei Westmächte sieben ungenügend bemannte Divisionen in Westdeutschland. Auf der anderen Seite der Zonengrenze standen zweiundzwanzig durch Walter Ulbrichts neue Volksarmee verstärkte Divisionen der Roten Armee. Alle sowjetischen Satellitenstaaten aktivierten ihre Truppen, die mit Artillerie und T-34-Panzern ausgerüstet waren. Die freie Welt, wie man jetzt sagte, wurde von einer dünnen Schützenlinie verteidigt. Der Nachschub, den sie benötigte, war als Materialüberschuss oder Stahlschrott verkauft worden. Es ist eine traurige Tatsache, dass, als die NATO Paris nach der Feldstärke fragte, die verlegenen Franzosen antworteten, sie könnten nur zwei schwache Divisionen beisteuern, von denen ein Regiment mit veralteten Krupp-Panzern ausgerüstet sei – dem gleichen Typ, der von den Russen plattgewalzt worden war. Aber Frankreich konnte diese «Tiger» nicht einmal in Marsch setzen. Es gab keine Ersatzteile²⁵.

Die Ersatzteile hatte man früher durch das Kruppsche Hauptverwaltungsgebäude beschaffen können. Und die Deutschen – dessen erinnerten sich die ehemaligen westlichen Gegner plötzlich – hatten die Sowjetunion ganz allein beinahe bezwungen. Als das Jahr 1950 zu Ende ging und die Front in Korea unter dem Gewicht der chinesischen Massen zerbrach, rangen die Strategen im Pentagon mit der Frage, was man mit den zwei wiederentdeckten Faktoren tun sollte, mit Deutschlands Tapferkeit und der preussischen Militärtradition. Im Krieg kann ein Symbol wichtiger sein als ein Armeecorps. Für das Ruhrgebiet, schrieb Professor Pounds, «wurde Krupp eine Legende. Essen verdankte ihm seine Existenz als Industriezentrum, und selbst im Jahr 1950 war die Legende von politischer Bedeutung». So formte sich die komplizierte Verflechtung von Ruhrpolitik, den Bedürfnissen der NATO und dem wechselnden Kriegsglück acht

Zeitzone entfernt zu einem geschlossenen Thema, das man damals nicht erkannte, das rückblickend aber auffallend klar wird²⁶.

In jenem Sommer war der Schrecken, den die nordkoreanische Ausrüstung erregte, so gross, dass laut dem Bericht des offiziellen Archivars der US-Armee «vorbereitete Sprengungen unterblieben, Strassensperren errichtet, jedoch nicht bemannt wurden, und Hindernisse nicht mit Feuer eingedeckt wurden». Im September konnte der Kommandostab der Vereinten Nationen die gefürchteten T-34 an der Peripherie von Pusan in Schach halten, und zwar durch eine verzweifelte Kombination von Waffengattungen – elektrisch gezündete 3,5-Zoll-Panzerfäuste aus Aluminium, Tiefflieger vom Typ Corsair, die Napalm und 500-Pfund-Bomben trugen, und eine Sammlung von Panzern, bestehend aus M-26-Shermans, M-46-Pattons und M-4A3-Shermans, was eine Überlegenheit von 5: 1 ergab. Ermutigt stiess der UN-Kommandeur bei Inchon vor und bewegte sich trotz indischer Warnungen auf den Yalu zu. Ende Oktober trat Peking in den Krieg ein und griff australische und schottische Bataillone westlich des Taeryong-Flusses an. England, Frankreich und die USA hoben prompt die 11'000'000-Tonnen-Grenze für die deutsche Stahlerzeugung auf und drängten die Barone, ihr Möglichstes im Kampf gegen den Kommunismus zu tun. (Zu dieser Zeit bezweifelten Alfrieds Ingenieure, dass mit den veralteten Methoden im Ruhrgebiet mehr als 13'500'000 Tonnen jährlich herauszuholen seien. Aber sie kannten Alfried Krupp und die neue Generation der Schlotbarone nicht. Es spricht für das Genie der Deutschen, dass sie innerhalb von elf Monaten nach Alfrieds Entlassung 13'500'000 Tonnen erreicht hatten, innerhalb von zwei Jahren eine weitere Million schafften und im Jahr darauf 1'8000'000 Tonnen erzielten – volle drei Millionen über Gustav Krupps Rekord als Kanonenkönig²⁷.)

Am 21. November 1950 stand Douglas MacArthur am Yalu. Zehn Tage später hielt Alfried die erste Direktoriumsbesprechung seit dem Fall des Dritten Reichs ab. Er war zwar immer noch ein Gefangener. Aber vier chinesische Armeen waren soeben zu einer massiven Offensive angetreten; plötzlich war MacArthur auf dem Rückzug, und der Landsberger Gefängnisdirektor stellte einen grossen Raum für die Geschäfte des Konzerns zur Verfügung. Leitende Mitarbeiter kamen aus Essen, begleitet von den beratenden Juristen der Firma. Hinfort wurden im Gefängnis regelmässig Konferenzen abgehalten. Ein mittlerer Angestellter erinnert sich daran wie folgt: «Herr Krupp sass am Ende eines Tisches, mit seinen Direktoren auf beiden Seiten. Einige von ihnen rauchten amerikanische Zigarren oder schälten Orangen oder Bananen, die hereingeschickt wurden, während sie sachlich über Produktionszahlen und Bilanzen diskutierten²⁸.»

Im Dezember begann die Evakuierung von 205'000 Angehörigen der UN-Truppen aus Hungnam per Schiff. Gleichzeitig wählten Vertreter der Westmächte in Brüssel Dwight D. Eisenhower zum Oberkommandierenden der westeuropäischen Verteidigungskräfte; die drei Hochkommissare wurden angewiesen, eine deutsche Wehrmacht aufzustellen. Nach ihrer Rückkehr aus Belgien beriefen sie Bundeskanzler Adenauer in den *Petersberger Hof* – jene schneeweisse Villa am Rheinufer direkt gegenüber von Bonn, in der Chamberlain vor dem Münchener Abkommen die Tschechoslowakei an Hitler verraten hatte – und baten ihn um seine Hilfe beim Aufbau einer neuen deutschen Wehrmacht.

Es war das erstmal, dass sie den Kanzler mit dem Hut in der Hand begrüßten, und es sollte das letztmal sein, dass er in den *Petersberger Hof* bestellt wurde. In den vergangenen eineinhalb Jahren war er alle drei Wochen pünktlich erschienen und hatte seine Instruktion erhalten. All dies war von dem Blut, das am Yalu floss, weggewaschen worden. Westdeutschland war *de facto* ein souveräner Staat. Die Entscheidung zur Wiederbewaffnung war nicht einstimmig begrüßt worden; sowohl Frankreich als auch England waren anfänglich davor zurückgeschreckt. Aber die Vereinigten Staaten hatten darauf bestanden, und da die Amerikaner 58 Prozent der Verluste in Korea trugen, hatten Whitehall und der Quai d'Orsay der vom Hohen Kommissar der Vereinigten Staaten, John J. McCloy, vorzüglich chauffierten Dampfwalze aus Washington die Bahn freigegeben²⁹.

Am 4. Januar 1951, in der Woche der Wiedereroberung Seouls durch die Roten, entschloss sich der amerikanische Hochkommissar zu einem weiteren Schritt. «Es ist besser, eine ganze Provinz aufzugeben, als eine Armee zu teilen», hatte Schlieffen geschrieben. Und da ein Aufgeben des Ruhrgebiets nunmehr undenkbar geworden war, erschien die Einigung der Barone als dringlich. Die kleineren Unternehmer vermissten den grossen Schlotbaron schmerzlich. Es würde zwar politisch unklug sein, ihn offiziell die Leitung der für Pusan bestimmten Stahlproduktion übernehmen zu lassen – was durch das Entflechtungsgesetz des Kontrollrats ohnehin nicht möglich war –, aber auch hinter den Kulissen würden seine Talente wertvoll sein, und das Volk, dem die Bedeutung dieser Regelung sicher nicht verborgen bliebe, würde sie begrüßen und sich noch entschiedener dem Westen zuwenden.

Krupp selbst erkannte, was geplant war. Man könnte sogar sagen, dass er daran beteiligt war. Es würde zu weit gehen, ihn als Berater zu bezeichnen, aber ihm wurde sicherlich eine der freizügigsten Unbedenklichkeitsbescheinigungen zuteil, die je ein Strafgefangener erhalten hat. Der rotgestreifte Arbeitsanzug, den er jeden Morgen anzog, war zu einer drolligen Verkleidung geworden. Auf seinem Kopf sass – vorläufig noch unsichtbar – wieder der Homburg. Er hatte über das Ergebnis der Brüsseler Besprechungen Bescheid gewusst, noch ehe sie begonnen hatten; im November war er unauffällig über die feste Absicht Washingtons informiert worden, dass wieder ein deutsches Schwert geschmiedet werden sollte. Seine Entlassung, so wurde ihm vertraulich mitgeteilt, «sei nur noch eine Frage der Zeit». Sein Bruder Berthold und Otto Kranzbühler hatten gleichfalls aus zuverlässigen Quellen erfahren, dass ein Gnadenerlass in Vorbereitung sei. Sie hofften, ihn bis Weihnachten herauszuhaben, und obgleich sich das als unmöglich erwies, feierten er und seine Mitarbeiter die bevorstehende Begnadigung mit einem diskreten Weihnachtsfest. Die Gäste sassen lange bei Tisch und erhoben sich ungefähr um die gleiche Stunde, da die letzten Nachhuteinheiten der First Marine Division in Hungnam aufs Schiff gingen³⁰.

In Frankfurt hatten McCloy's Berater beschlossen, den Zeitpunkt der Begnadigung von Alfried bis vierzig Stunden vor Öffnung der Festungstore geheimzuhalten. Aber kurz nach Neujahr drangen Gerüchte, Bestätigungen und sogar Einzelheiten zu allen Häftlingen. Eine allgemeine Amnestie würde proklamiert werden; einundzwanzig der achtundzwanzig Männer im Kriegsverbrechergefängnis Nummer Eins, die zum Tod verurteilt waren, einschliesslich aller im Malmedy-Prozess des Mordes Überführten,

sollten die roten Jacken ablegen dürfen. Krupp würde nicht nur ein freier Mann, sondern auch wieder reich sein. Natürlich würde es eine Weile dauern, bis die Engländer die Villa Hügel geräumt hätten, und die Besatzungsbehörden erwarteten von dem wieder eingesetzten Konzernherrschen den Verkauf seiner Kohle- und Stahlgesellschaften an andere deutsche Industrielle im Zuge der Entflechtung. Inzwischen aber würden alle Hochöfen, Bergwerke, Erzlager und über siebzig Betriebe im Wert von zwei Milliarden Mark wieder ihm gehören.

In Washington nickte Senator Joseph McCarthy und lächelte.

«Überaus weise», war sein Kommentar³¹.

Die Militärs und Staatsmänner sind sich ihrer Rolle in der Geschichte so bewusst, dass man durch Nachforschungen meist den Ort und oft auch die genaue Zeit der wichtigen Entscheidungen ermitteln kann. So ergibt zum Beispiel die Durchsicht der Notizen eines Dolmetschers, dass das Münchener Abkommen ein paar Minuten nach ein Uhr morgens im Führerhaus am klassizistischen Königsplatz der bayerischen Landeshauptstadt unterzeichnet wurde. Die Idee der NATO entstand am Abend des 16. Dezember 1947 in der Wohnung des britischen Aussenministers in London, 22 Carlton Terrace, nachdem Wjatscheslaw Michailowitsch Molotow hundertmal «njet» gezischt hatte und zornig abgereist war. Der erste Zusammenstoß zwischen amerikanischen und nordkoreanischen Soldaten fand am 5. Juli 1950 genau um 8.16 Uhr hart nördlich von Osan statt. Die Öffentlichkeit hat nie erfahren, wo oder wann die Regierung Truman beschloss, die Deutschen wieder zu bewaffnen, oder wer es empfohlen hatte, und bisher konnte kein Wissenschaftler feststellen, wer wann, wo, warum und in welcher Weise die Verantwortung für John J. McCloy's schwerwiegende Verwerfung der Beschlüsse eines angesehenen Nürnberger Gerichtshofs und General Clays trägt. Wir kennen die Version, die von den Besatzungsbehörden verbreitet wurde. Sie ist wertlos. Bei genauer Betrachtung sieht man die fatalen Mängel. Es ist ein durchsichtiges Gewebe, das bei der leisesten Berührung zerreißt³².

Mrs. Eleanor Roosevelt war eine der ersten, die das bewies. Beunruhigt über die Berichte aus Landsberg schrieb sie an den Hochkommissar: «Warum lassen wir so viele Nazis frei?» In seiner Antwort erklärte McCloy, dass er «diese Fälle von General Clay übernommen» habe, «der sie aus dem einen oder anderen Grund nicht abschliessen konnte». Er teilte ihr mit, dass er «viele Briefe und Eingaben» erhalten habe, in denen er gebeten wurde, die Nürnberger Urteile aufzuheben – wenn man sich dabei an die Bündel der organisierten Eingaben erinnert, die beim Gericht eintrafen, ist das wahrscheinlich eine Untertreibung –, und dass er es als «grundlegendes Prinzip der amerikanischen Rechtsprechung» betrachte, «dass jeder Angeklagte das Recht hat, gehört zu werden ...» Das stimmt. Deshalb hatte der General ja den Berufungsausschuss ernannt, der ihn nach Durchsicht des gesamten Materials informiert hatte, dass es keinen Grund für eine Begnadigung gebe. Der Hochkommissar sagte mir später, dass Clay bei der Übergabe der Machtbefugnisse auch Landsberg erwähnte und dazu bemerkte: «Das ist eine erdrückende Aufgabe.» Eine durchaus vernünftige Äusserung: Er übergab ja auch die Verantwortung für das Leben von fast dreissig Männern, deren Todesurteile mit einem Federstrich in lebenslänglich umgewandelt werden konnten. Staatsgouverneure tun das häufig.

Aber sie setzen Gefangene nur selten in Freiheit, und sie ernennen niemals einen Berufungsausschuss, damit dieser die Entscheidung einer anderen Berufungsinstanz revidiert. Das können sie nicht, weil es ungesetzlich ist. Und doch tat McCloy genau das. Im Polizeijargon würde man sagen, dass er «aufgrund erhaltener Informationen» handelte. Aber es waren Informationen, die ein von ihm eingesetzter Begnadigungsausschuss beibrachte, weil, wie er Eleanor Roosevelt mitteilte, «anders als bei Strafprozessen in den Vereinigten Staaten oder England hier keine Handhabe gegeben war, diese Fälle im Hinblick auf Verfahrensfehler oder Fehler bei der Beweisaufnahme nochmals zu überprüfen, nachdem sie in erster Instanz entschieden worden waren». Diese Korrespondenz legt die Vermutung nahe, dass er nicht wusste, dass genau solch eine Nachprüfung von Richter Madden, Mr. Rockwell und Colonel Raymond durchgeführt worden war³³.

General Clays Berufungsausschuss war in Deutschland zusammengetreten. Hochkommissar McCloy's Berufungsausschuss tagte zum erstmalig drei Monate vor Ausbruch der Korea-Krise in Washington. Die Ernennung der Mitglieder am 20. März 1950 ist, wie McCloy ganz richtig sagt, ein unwiderleglicher Beweis dafür, dass seine Entscheidung, die Urteile zu überprüfen, nichts mit dem neuen Krieg zu tun hatte. Das beweist jedoch nicht, dass der Krieg und seine katastrophale Entwicklung keinen Einfluss auf den Beschluss des Ausschusses hatten; es beweist nicht einmal, dass man über einige Fälle nicht einfach hinwegging und neue hinzunahm. Das wäre ungewöhnlich gewesen. Aber an dieser zweiten Überprüfung war alles ungewöhnlich. Der Hochkommissar ernannte drei Männer von untadeligem Ruf: David W. Peck, den Vorsitzenden der Berufungsinstanz am Obersten Gericht des Staates New York; Frederick A. Moran, den Vorsitzenden des Bewährungsausschusses des Staates New York und Brigadegeneral Conrad E. Snow, den stellvertretenden Rechtsberater des Aussenministeriums. Er stellte sie vor eine unmögliche Aufgabe. Clays Rechtsberater hatten für *einen* Fall sieben Monate Zeit gehabt. McCloy gab ihnen fünf Monate Frist für eine vollständige Überprüfung aller zwölf Nürnberger Prozesse, die auf das Internationale Militärtribunal gefolgt waren – das heisst für ein gründliches Studium der Verfahren gegen 104 Angeklagte, die, aneinander gereiht, fünf Gerichtsjahre gedauert hätten, und deren Protokolle, ohne Dokumente und Schriftsätze, zehnmal so lang waren wie Websters ungekürztes Lexikon und 330'000 Seiten umfassten – ein Papierstoss von 33 Meter Höhe.

In München waren der Richter, der Bewährungshelfer und der General vierzig Tage lang beschäftigt. Nachdem sie zwölf Urteilssprüche gelesen hatten – die allein schon über 3'000 Seiten umfassten –, wurden sie den deutschen Anwälten als Beratender Ausschuss für die Begnadigung von Kriegsverbrechern vorgestellt. Das wurde rasch zu «Peck-Ausschuss» abgekürzt, und unter dieser Bezeichnung eröffnete das Triumvirat die Sitzungen. Als sie am 28. August 1950 dem Hochkommissar ihre Ergebnisse vorlegten, vermerkten sie, dass sie die Urteile geprüft hatten, dass Morgan mit jedem Gefangenen in Landsberg gesprochen hatte und dass fünfzig Anwälte als Vertreter von neunzig Angeklagten dem Ausschuss ihre Fälle unterbreitet hatten. Das klang eindrucksvoll und vernünftig. Aber das war es nicht. Keine Berufungsinstanz würde auch nur im Traum ein Urteil umstossen – und man muss sich erinnern, dass Krupp von drei

hochqualifizierten Berufsrichtern für schuldig befunden worden war ohne vorher Schriftsätze sowohl von der Verteidigung als auch von der Staatsanwaltschaft anzufordern. In den Verfahren vor dem Peck-Ausschuss wurden die Anwälte der überführten Verbrecher angehört und durften ausführliche Kommentare einreichen. Es gab keine Ablehnung. Telford Taylor schrieb in einem Brief an Mrs. Roosevelt: «Selbst in einem Begnadigungsverfahren vor dem Gouverneur irgendeines unserer Staaten werden stets die Ansichten des Staatsanwalts und des Richters, die den Prozess führten, eingeholt und berücksichtigt. Keine dieser elementaren und eingeführten Regeln wurde von Mr. McCloy befolgt*³⁴.»

Bis zum Sommer 1950 hatten sich die Vertreter der Anklage, die Krupp 1948 überführt hatten, in alle Welt zerstreut. General Taylor traf seine Vorbereitungen, um wieder in den Krieg zu ziehen; die meisten seiner damaligen Mitarbeiter übten eine Privatpraxis aus. Der Peck-Ausschuss hätte sich an sie wenden können. Aber das geschah nicht. Er hätte die Stellungnahme des Gerichts einholen können. Die Richter wussten nicht einmal, dass ihre Urteilsprüche in Frage gestellt wurden. Aber die Missachtung der Landsleute, die zwei Jahre für eine Sache geopfert hatten, von der sie gehofft hatten, sie würde der Grundstein für einen neuen internationalen Rechtskodex sein, ging noch weiter. Zufällig war einer der leitenden Vertreter der Anklage in Nürnberg zurzeit des Peck-Ausschusses auch da. Als Offizier hatte Benjamin B. Ferencz im Jahr 1945 Konzentrationslager betreten, deren Verbrennungsöfen noch heiss waren. Er war eines der ersten Mitglieder der Kommission für die Untersuchung von Kriegsverbrechen und jetzt, fünf Jahre danach, war er immer noch in Deutschland. Ironischerweise war es seine Aufgabe, für die Rückgabe des Vermögens ermordeter Juden an ihre Erben zu sorgen – ein Thema, das, wenn die Unantastbarkeit von Privatvermögen auch in Frankfurt ein wichtiges Anliegen gewesen wäre, ein behördliches Interesse erregt haben sollte, das dem Respekt vor Krupps Besitz entsprach. Als er von der Arbeit des Peck-Ausschusses erfuhr, schrieb Ferencz an jedes der drei Mitglieder, erklärte, er sei während der Prozesse Telford Taylors erster Mitarbeiter gewesen, und bot seine Dienste an. Er erhielt vom Sekretär des Ausschusses eine kurze Bestätigung und die Mitteilung, der Ausschuss werde es ihn wissen lassen, falls man ihn brauche. Dieser Ruf erfolgte nie. Aus reiner Neugierde suchte er während der Zeit des Peck-Ausschusses ab und zu den Amtssitz des Hochkommissars auf. Als er gerade zu Beginn der neuen Untersu-

* Mit Erlaubnis von Eleanor Roosevelt veröffentlichte der Hochkommissar seinen Brief an sie im *Information Bulletin*, dem offiziellen Organ der amerikanischen Besatzungsmacht. Am 29. Juni 1951 bat Taylor, dem sie ebenfalls ihre Erlaubnis erteilt hatte, das *Information Bulletin*, seine Antwort an McCloy zu veröffentlichen. Der Herausgeber, H. Warner Waid, bestätigte nicht einmal den Empfang dieses Ersuchens. Nachdem er elf Wochen gewartet hatte, schrieb Taylor wieder an Waid – am 14. September – und bat um eine Veröffentlichung, um «bestimmte nachteilige Ungenauigkeiten in Mr. McCloy's Brief an Mrs. Roosevelt richtigzustellen, den Sie in Ihrer Mai-Ausgabe abdruckten». Wieder wurde er ignoriert. Diese mutwillige Beleidigung eines Generals der Vereinigten Staaten, der sowohl dem Generalstaatsanwalt als auch dem amerikanischen Senat als juristischer Experte gedient hatte, zeigt, wie weit in der US-Zone seit den Urteilen von Nürnberg das Pendel in die andere Richtung ausgeschlagen hatte.

chung das erstmal hinkam, sah er die Unterlagen des Krupp-Prozesses. Sie waren in 1,80 m langen Kisten verpackt, die so ähnlich wie Särge aussahen. Da er wusste, welches Beweismaterial darinlag, fragte er sich, wann man wohl die Deckel abheben würde. Aber das geschah nie. Nachdem McCloy Alfried freigelassen hatte, ging Ferencz noch ein letztes Mal hin und stellte fest, dass man nicht eine einzige Verschlusschraube angerührt hatte³⁵.

Damit soll nicht angedeutet werden, dass der Hochkommissar sein Amt auf die leichte Schulter nahm. Eine Durchsicht des gesamten Materials war einfach nicht möglich; ein erstklassiger Schnelleser, der pro Minute 1'200 Wörter aufnehmen kann, hätte mindestens siebzehn Monate für die Durchsicht der Nürnberger Protokolle gebraucht. John J. McCloy war unter anderem für die Verwaltung eines Drittels von Westdeutschland verantwortlich. Er wäre berechtigt gewesen, den gesamten Landsberger Komplex an Peck zu delegieren, aber er machte sich Sorgen um die Verurteilten. Ferencz hielt ihn für «grosszügig und gutherzig und bemüht, den Deutschen gegenüber eine freundliche Geste zu machen». Wie immer der Druck von Washington aus gewesen sein mag, und wie sehr er von der Hinopferung junger Amerikaner in Korea beeinflusst gewesen sein mochte, McCloy war über das Krupp-Urteil aufrichtig beunruhigt. «Wir hatten ihn nur zögernd vor Gericht gestellt», erzählte er mir später, «und die Beschlagnahmeverfügung liess mir keine Ruhe. Ich beriet mich mit meinen englischen und französischen Kollegen, und sie stimmten mir bei. Meinem Gefühl nach – es war ein Gefühl – war Alfried ein Playboy, der nicht viel Verantwortung getragen hatte. Ich war der Meinung, er hatte durch die bereits abgessene Zeit für seine Taten gebüsst. Oh, ich zweifle nicht daran, dass er die Nazis schon frühzeitig unterstützt hatte; er war eben ein Schwächling³⁶.»

Der Gedanke an die 104 Verurteilten lastete auf ihm, und in dem festen Willen, in der kurzen Zeit, die ihm zur Verfügung stand, nichts unversucht zu lassen, reiste der Hohe Kommissar persönlich nach Landsberg und sprach mit vielen, deren Zukunft – sofern sie eine hatten – in seiner Hand lag. («Einige, besonders die Generale, waren arrogant; sie drehten mir einfach den Rücken zu. Aber andere waren recht anständig. Sie kamen zu mir heran und schüttelten mir die Hand.») Zu einem Gespräch mit Krupp kam es nicht. («Später trafen wir uns natürlich bei gesellschaftlichen Anlässen, auf Cocktailparties.») Die Konfrontation wäre interessant gewesen. Man kann sich keinen grösseren Kontrast vorstellen; beide waren von hoher Intelligenz; aber der Amerikaner war aufgeschlossen und herzlich, der Deutsche fast unnahbar. Alfried hätte ihm wahrscheinlich nicht den Rücken zugekehrt; er hätte eher durch McCloy hindurchgestarrt. Obgleich es also vom Standpunkt der Geschichtsschreiber aus schade gewesen sein mag – dadurch, dass kein Treffen zustande kam, wurde die Objektivität des Hochkommissars gestärkt. «Ich habe mich dem Peck-Ausschuss gegenüber so verhalten, wie ich es für richtig hielt», sagte er Jahre später, während er aus dem Fenster seines Arbeitszimmers über das Bankviertel von Manhattan blickte. «Manchmal war meine Haltung härter, als sie es vorschlugen, manchmal konzilianter. Aber im Fall Krupp war ihre Empfehlung einstimmig³⁷.»

In einem der Briefe, die lange nach jenen Ereignissen zwischen Richter Peck und

mir gewechselt wurden, schrieb dieser äusserst vage im Hinblick auf die Empfehlung bezüglich der Entscheidung über den Fall Krupp. «Ich kann Ihnen die gewünschte Auskunft nicht geben», gestand er, «weil ich mich nicht mehr daran erinnere.» Das ist kaum verwunderlich. Über einhundert verurteilte Kriegsverbrecher, 3'000 Seiten Urteilsverkündung, Eingaben und Schriftsätze von Anwälten, die sich einer fremden Sprache bedienten, mancherlei Überlegungen und die Ausfertigung eines Berichts inmitten eines nicht enden wollenden Wirbels von Sitzungen – es ist ein Wunder, dass überhaupt etwas dabei herauskam, und hätte der Beratungsausschuss für Gnadengesuche auch noch die Argumente der Nürnberger Staatsanwälte abwägen müssen, die ihn unsicher gemacht und in Zweifel gestürzt hätten, wäre möglicherweise überhaupt nichts erreicht worden. Es ist daher höchst erstaunlich, dass Peck sich in einem anderen Brief, den er Jahre danach schrieb, trotz dieser hektischen, gehetzten vierzig Tag- und Nacht-Sitzungen daran erinnerte, dass Alfrieds Anwalt Earl J. Carroll hiess³⁸.

Der Paria von Nürnberg, der «angebliche Anwalt» aus einer «angeblichen Anwaltsfirma», hatte ein glänzendes Comeback geschafft. Krupps Rechtsabteilung hatte entschieden, dass er einen amerikanischen Anwalt brauche, weil die Amerikaner sich seit der Urteilsverkündung so merkwürdig benommen hätten. Obgleich das Oberste Bundesgericht sich in dieser Sache für nicht zuständig erklärt hatte, blieb die Drohung der Beschlagnahme so vage wie zuvor; es hatte den Anschein, als ob es das Schicksal des Konzerns sein sollte, eine Ewigkeit zwischen Sein oder Nichtsein zu verharren. Carroll strömte Sicherheit aus, er sprach die gleiche Sprache wie der Peck-Ausschuss, und so hatte man ihn wieder engagiert, damit er eine Eingabe ausarbeite und sie in München vorlege.

Von hier ab ist der weitere Lauf der Dinge höchst unklar. Wie Carroll später berichtete, hatte er Clay gesagt, dass die Beschlagnahmeverfügung «den Plänen der Kommunisten» diene; jetzt «griff er die Sache» mit McCloy wieder auf. McCloy erinnert sich an keine Besprechung mit Carroll, und es ist auch unwahrscheinlich, dass eine derartige Begegnung seinem Mandanten genützt hätte. In den Augen des Hohen Kommissars war der Kalifornier nicht rehabilitiert – ein Amerikaner, dem «ein schlechter Geruch» anhaftete. Carroll verhandelte nicht mit McCloy, sondern mit dem Peck-Ausschuss. Da niemand seine Argumente widerlegte, klangen sie zweifellos überzeugend. Der Ausschuss gab sie an McCloy weiter, und sie sollten zum Kernstück seiner öffentlichen Stellungnahme werden. Drei davon sind charakteristisch: 1. Alfried habe tatsächlich nur eine «ziemlich unwichtige Position*» in der Firma eingenommen; 2. nach amerikanischem Recht könne Besitz nur dann beschlagnahmt werden, wenn er unrechtmässig erworben worden sei, was auf Krupps Vorkriegsvermögen nicht zutraf; und 3. sei Carrolls Mandant augenscheinlich das Opfer einer Diskriminierung, da er der einzige Kriegsverbrecher sei, dessen Vermögen beschlagnahmt wurde; Flick und die IG-Farben hätten zum Beispiel alles behalten dürfen³⁹.

* Jahre danach kommentierte Rawlings Ragland bissend: «Ich möchte behaupten, dass niemals zuvor der alleinige Inhaber eines Unternehmens im Wert von einer halben Milliarde Dollar mit den Worten gekennzeichnet wurde, dass er nur ‚eine ziemlich unwichtige Position bekleidet‘ habe.» (Ragland an Manchester, 19.3.1963.)

In einem Gegenschritsatz hätte man darauf hinweisen können, dass 1. ein internes Rundschreiben aus dem Jahr 1943 besagte, Alfried Krupp habe «die volle Verantwortung und Leitung des gesamten Unternehmens»; dass 2. für die Nürnberger Prozesse nicht die amerikanische Rechtsprechung gegolten hatte, sondern ein vom Alliierten Kontrollrat verabschiedetes Gesetz, in welchem für jeden, der als Kriegsverbrecher überführt war, «Einzug des Vermögens» spezifiziert wurde; und 3. dass Krupp nicht der einzige Industrielle war, den dieser Schlag getroffen hatte. Ausserdem hatten bei Flick und IG-Farben die Umstände anders gelegen. Das Beweismaterial für Sklavenarbeit war nicht so schockierend gewesen, und in beiden Fällen handelte es sich um Aktiengesellschaften. Eine Beschlagnahme wäre das gleiche gewesen, wie wenn man alle Aktien von General Motors für verfallen erklären würde, weil die Geschäftsleitung sich eines Verbrechens schuldig gemacht hat. Bei Krupp waren Geschäftsleitung und Besitzrecht in einer Person vereinigt, was die Beschlagnahme rechtfertigte. Hier hätte die Anklage eine weitere Frage aufgreifen können, die seinerzeit nicht erwähnt worden war. Wenn der Peck-Ausschuss wirklich glaubte, dass der Konzernherr nicht viel mit der Geschäftsleitung zu tun gehabt hatte, warum plante er dann die gleichzeitige Freisetzung aller seiner Direktoren⁴⁰?

Fünf Monate lang lagen die Empfehlungen des Ausschusses auf McCloy's Schreibtisch. Die Nachrichten aus aller Welt wurden immer düsterer. «Die amerikanischen Truppen», berichtete eine Nachrichtenagentur, «müssen in Korea durch die chinesischen Kommunisten schwere Niederlagen einstecken, und die Truppen der UN, die grösstenteils aus unseren Leuten bestehen, sind südlich von Seoul auf dem Rückzug.» General MacArthur fragte im Pentagon an, ob die Regierung je an die Möglichkeit gedacht habe, dass man Korea ganz aufgeben müsse. Auf dem Capitol Hill hatte die «grosse Debatte» über die gefährdete Situation Europas begonnen; Senator Robert A. Taft sagte, dass der Präsident durch die Verteidigung Südkoreas bereits einen «Machtübergriff» begangen und kein Recht habe, die amerikanischen Truppen und Waffenlager in Europa zu verstärken. In der öffentlichen Diskussion fügte Hoover hinzu, dass eine solche Verstärkung sowieso sinnlos sei; falls die Russen in Westdeutschland einfallen würden, könnten die USA sie nur von Flugzeugträgern aus angreifen. Am 17. Januar wies Peking einen erneuten Friedensappell der Vereinten Nationen zurück, und der Hochkommissar bereitete die Amnestieproklamation vor, die in zwei Wochen bekanntgegeben werden sollte.

Krupp wusste das nicht, wohl aber sein Bruder. Als er über die Wegstrecke nachdachte, die die Dynastie seit dem Zusammenbruch zurückgelegt hatte, fühlte er sich «am Ende eines langen Winters» angekommen. Earl J. Carroll jubilierte. Im Herbst 1946 war er vor der Drohung eines Kriegsgerichtsverfahrens nach Hause geflohen. Jetzt war er reich. Über die Höhe seines Honorars gibt es verschiedene Meinungen, aber jedenfalls war es einmalig in der Geschichte. 1954 berichtete eine Zeitschrift nach einem Interview, dass «die Bedingungen, unter denen Carroll engagiert wurde, sehr einfach waren. Er sollte Krupp freibekommen und ihm seinen Besitz sichern. Das Honorar dafür sollte fünf Prozent von allem betragen, was er für Krupp zurückbekommen konnte. Carroll bekam Krupp frei und erreichte die Rückgabe des Besitzes, so dass er für fünf Jahre Arbeit rund 25 Millionen Dollar Honorar bekam». Kurt Schürmann,

Friedrich von Batocki und Gertrud Stahmer-Knoll von der Rechtsabteilung der Firma gaben zu, dass das Honorar zwar «sehr hoch» gewesen sei, aber nicht *so* hoch. Sie deuteten eine Summe zwischen zwei und drei Millionen an. Auslandskorrespondenten der Chikagoer *Daily News* und der New Yorker *Daily News* schätzten, dass Carroll zwei Millionen Dollar erhielt und Colonel Robinson, der mit ihm zusammen den Schriftsatz ausgearbeitet hatte, ebenfalls zwei Millionen. In einem Punkt herrscht Übereinstimmung: Der Anwalt verlangte sein Honorar in bar. Nach den zwei Jahre später stattfindenden Verhandlungen Alfrieds über die Details der Rückgabe verschwand Carroll aus dem Ruhrgebiet. Einige Leute sagten, er habe sich in Massachusetts zur Ruhe gesetzt; andere berichteten, er sei noch in Deutschland, sei bei der Anwaltskammer zugelassen und verdiene 400'000 Mark im Jahr. Auf jeden Fall war seine Verbindung mit dem Haus Krupp beendet, obwohl er ihm gute Dienste geleistet hatte⁴¹.

Am Mittwoch, dem 31. Januar 1951, beschrieb Radio Frankfurt gerade die üble Lage einer amerikanisch-französischen Kampfgruppe, die 15 Kilometer nördlich von Yoju eingeschlossen war, als die Sendung durch die Bekanntgabe des amerikanischen Hohen Kommissars über die Amnestie für Kriegsverbrecher unterbrochen wurde. McCloy hatte den Fall Krupp liquidiert, indem er zwei Dokumente unterschrieb: Das eine betraf Krupps Freilassung, das andere die Rückgabe seines Vermögens. McCloy sagte: «Ich kann aufgrund der vorliegenden Anklagepunkte bei dem Angeklagten Krupp keine persönliche Schuld finden, die ausreichen würde, ihn über alle anderen durch die Nürnberger Gerichte Verurteilten herauszuheben.» Alfried würde natürlich weiterhin dem Gesetz Nr. 27 der Alliierten Hohen Kommission unterstehen («Reorganisation der deutschen Kohle-, Eisen- und Stahlindustrie»). Aber er sollte seinen ganzen Besitz zurückbekommen, weil, wie der Hohe Kommissar ausführte, die Beschlagnahme von Vermögen im Allgemeinen dem amerikanischen Rechtsbegriff «widerstrebt». Sofort nach Gegenzeichnung der erforderlichen Dokumente durch General Thomas T. Handy, den Oberbefehlshaber der amerikanischen Truppen in Europa, sollten 101 Gefangene aus der Festung Landsberg entlassen werden⁴².

Im Haus Wallotstrasse 16 in Essen hörte Frau Ewald Löser mit angespannter Aufmerksamkeit zu, als die Namen verlesen wurden. Dann weinte sie. Ihr Mann war nicht dabei. Dem einzigen Antinazi in der Firmenleitung wurde die Begnadigung verweigert. Aus unerklärlichen Gründen – McCloy nennt es «einen schrecklichen Irrtum» – musste der Überlebende aus den Verliesen der Gestapo noch fünf Monate in seiner Zelle in Landsberg verbringen. Als kranker Mann kehrte er am 1. Juni zu seiner Frau zurück und ging zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in ein Krankenhaus in Recklinghausen^{*43}.

John McCloy hatte angenommen, dass er sich heftiger Kritik ausgesetzt hätte, wenn er im Fall Krupp nichts getan hätte – dass sich, nach seinen eigenen Worten, «ein wütestes Geschrei erhoben hätte, wenn ich die Beschlagnahmeverfügung in Kraft gelassen hätte». Warum er so dachte, ist unverständlich.

* Im August wurde die Beschlagnahmeverfügung über den Besitz des 78jährigen Hermann Röchling aufgehoben; der «Krupp der Saar» starb kurz nach seiner Heimkehr (New York Times, 21.8.1951).

Die Schreier hatten sich ja schon bemerkbar gemacht. Jetzt waren sie beruhigt. «McCloy ging den einzigen fairen und möglichen Weg», sagte Otto Kranzbühler. Louis Lochner, der sich entschieden hinter die deutschen Industriellen gestellt hatte, hielt die Überlegungen des Hochkommissars für «klar und weise»; seiner Meinung nach war die Rückgabe «moralisch und im Einklang mit den amerikanischen Überzeugungen». Und einer der angesehensten SPD-Funktionäre meinte: «Wenn die Amis wirklich an die Unantastbarkeit von Privatbesitz glaubten, hatten sie keine andere Wahl⁴⁴.»

Allerdings behielt er diese Überlegungen für sich selbst, weil führende Leute seiner eigenen Partei – der grössten in Deutschland – eine Verlautbarung herausgaben, worin die Kapitalisten der westlichen Welt und die Regierung in Bonn heimlicher Mächenschaften bezichtigt wurden, «die alten Namen wieder in das politische und wirtschaftliche Leben zurückzubringen». Sie fügten hinzu: «Wir haben jetzt wieder den Punkt erreicht, an dem die deutsche Katastrophe ihren Anfang nahm.» Viele der ehemaligen Gegner des Reichs waren zutiefst entrüstet. Keine einzige Aktion der Besatzungsbehörden bewirkte einen stärkeren Schock als McCloy's Aufhebung des Urteils gegen Krupp. Und die plumpe Art, in der das Ganze gehandhabt worden war, goss Öl ins Feuer. Richter Wilkins erfuhr davon, als er in seinen Amtsräumen in einer Seattler Zeitung die Kurznachrichten überflog. Er schrieb an McCloy: «Wie Sie wissen, werden Urteile häufig umgestossen, aber man gibt den Richtern zumindest eine Möglichkeit, die Begründung dafür zu erfahren, indem man ihnen Vorberichte und Gutachten zur Einsichtnahme zur Verfügung stellt.» In Washington nannte Joseph W. Kaufman, der in Nürnberg zur Staatsanwaltschaft gehört hatte, Krupp's Freilassung ein «Beschwichtigungsmittel für die Deutschen», das «der Bestätigung der Urteile im vergangenen Jahr durch General Clay, nachdem er die Angelegenheit mit aussergewöhnlicher Sorgfalt hatte überprüfen lassen, Hohn spricht.» Max Mandellaub hielt unter den gegebenen Umständen eine Begnadigung für rechtswidrig, und in New York machte Cecilia Goetz sich bittere Vorwürfe, weil sie Kruppianer bewogen hatte, gegen Krupp auszusagen, und nun annahm, dass sie dafür büssen müssten. Elisabeth Roth, deren ganzes Erbe aus einem Schnapsschuss und der Erinnerung an ihre ermordete Familie bestand, fragte sich, wieso das Recht auf Besitz heiliger sein sollte als das Recht auf Leben⁴⁵.

Der Abgeordnete Jacob J. Javits protestierte bei Aussenminister Dean Acheson und verlangte, dass die Familie ihr gesamtes Vermögen als Strafe für «Verbrechen gegen die Menschlichkeit» hergeben müsse. Der Verband jüdischer Kriegsveteranen nannte die Angelegenheit «einen schlechten Dienst an der Sache der Gerechtigkeit». Drew Middleton schrieb in einem ätzenden Artikel in der *New York Times*: «Eines Tages werden die Krupps wieder in der Villa Hügel sitzen, und die Krupp-Werke werden alle möglichen neuen Waffen herstellen, mit denen eine neue Generation von Europäern umgebracht werden kann. Wie man so gern an der Ruhr sagt: ‚Man muss die Dinge realistisch sehen⁴⁶.‘»

Das war die Reaktion der Amerikaner. Sie war vergleichsweise gemässigt. Wie ein Leitartikel in der *Times* vom gleichen Tag bemerkte, gab es «einen deutlichen Unterschied zwischen der Einstellung der Europäer einerseits und der Amerikaner andererseits gegenüber Leuten vom Schlage Krupps». Die britische Einstellung manifestierte

sich in einer Karikatur von Vicky in der Londoner *News Chronicle*: Hitler und Göring starren auf eine Zeitung mit der Überschrift «Krupp wieder frei», und der Führer fragt: «Hätten wir nicht noch ein Weilchen weitermachen sollen?» Ein Unbekannter legte am Artilleriedenkmal an der Hyde Park Corner einen Kranz mit der Inschrift nieder: «Den Toten – von Krupp.» Winston Churchill protestierte im Unterhaus im Namen der Opposition, und Premierminister Attlee gab die – lächerliche – Erklärung ab, dass «es gar nicht in Frage kommt, dass Krupp sein Besitzrecht oder die Leitung des ehemaligen Kruppischen Industrieimperiums ausüben darf». Die Fleet Street liess sich nicht täuschen. Der *Observer* erklärte: «Diese amerikanische Entscheidung bedeutet, dass Wahnsinnige wieder frei herumlaufen dürfen.» *Sunday Pictorial* beschrieb Bertha Krupp als alte Frau, die sich «voller Wonne» die Hände reibt, weil ihr Ältester bald wieder Kanonen produzieren wird, und Karikaturen im *Daily Express* und im *Sunday Express* stellten Bertha und Alfried als Scheusale dar. Auf der anderen Seite des Kanals beschloss der Auswärtige Ausschuss der französischen Nationalversammlung eine Resolution der Missbilligung und schickte sie nach Frankfurt. *Paris l'Aube* riet Alfried: «Verschwinde! Wir haben genug von dir!», und die *Paris-Presse* sah «alles, was die Franzosen an Deutschland verabscheuen – preussischen Geist, Pangermanismus, Militarismus, Dumpingpraktiken – wieder auf dem Vormarsch⁴⁷».

McCloy war verblüfft und empört. Die Entrüstung in Paris und London war ihm unverständlich. Im Gegensatz zum britischen und zum französischen Hochkommissar, die ihn nie zu Rat zogen, holte er vor allen grösseren Entscheidungen stets ihre Meinung ein. Beide waren aufgefordert worden, sich zum Fall Krupp zu äussern; beide hatten seiner Entscheidung zugestimmt. Es war zwar ein Amerikaner, der Alfried jetzt freiließ, aber sowohl England als auch Frankreich übersahen vornehm, dass er nie vor Gericht gestellt und verurteilt worden wäre, wenn McCloy's Vorgänger nicht darauf bestanden hätten. Er war besonders über die Engländer empört. Es war reine Heuchelei, wenn Churchill und Attlee jetzt die Köpfe schüttelten und mit den Augen rollten. Sie waren für Alfried verantwortlich gewesen. Er war in der britischen Zone verhaftet und zuerst eingesperrt worden, dort, wo der Hauptteil seines Besitzes lag. Sie hatten ihn den Amerikanern ausgeliefert, weil sie an Beweismaterial gegen ihn nicht interessiert waren. Und obwohl zweieinhalb Jahre vergangen waren, seit Alfried von einem Nürnberger Gericht zum «Verlust seines gesamten Vermögens» verurteilt worden war, hatten die Engländer nicht eine einzige Krupp-Firma beschlagnahmt.

In einem Brief an einen Freund im Stanford Research Institute gab McCloy seinen Gefühlen Ausdruck:

Die Reaktion, die die Entlassung Krupps in England ausgelöst hat, ist mir rätselhaft. Zunächst weigerten sich die Engländer, überhaupt Industrielle vor Gericht zu stellen, vielmehr übten sie Kritik und warfen uns Racheabsichten vor. Sie hätten Krupp aburteilen können, wenn sie gewollt hätten, bekundeten aber frühzeitig, sie hätten kein Interesse daran ... Wenn wir jetzt diesen Mann nach Abbüßung von über fünf Jahren Haft entlassen haben, erheben die englischen Zeitungen ein grosses Geschrei darüber und unterstellen, dass ich diesen Akt aus Gründen der Opportunität vorgenommen habe. Wenn ich aber auf politische Opportunität bedacht gewesen wäre,

so wäre ich sicherlich nicht in dieser Weise verfahren mit einem Mann, der den Namen Krupp trägt. Aber ... ich konnte keinen Grund erkennen, diesen Mann nur deshalb in Haft zu halten, weil er Krupp heisst. Unter allen Lagern, von denen ich am allerwenigsten Kritik in diesem Fall erwartet hätte, steht England an erster Stelle⁴⁸.

Er schloss mit der Bemerkung, dass «man bei einer Entscheidung wie der vorliegenden nur nach seinem Gewissen und nicht nach dem möglichen Beifall oder der Kritik handeln kann». Es gibt keinen Zweifel darüber, dass der amerikanische Hohe Kommissar gewissenhaft, pflichtbewusst und ernsthaft bemüht war, das Richtige zu tun. Aus jeder seiner Zeilen spricht Aufrichtigkeit. Er war so unvoreingenommen, wie man es in seiner Position überhaupt sein konnte; er war niemandes Werkzeug gewesen; er hatte Recht gesprochen, so wie er das Recht sah.

Und dennoch ...

Sein Einblick in die Zusammenhänge war begrenzt. An Eleanor Roosevelt schrieb er: «Nach sorgfältiger Prüfung des Falles konnte ich mich nicht selbst glauben machen, dass Alfred (sic) Krupp die über ihn verhängte Strafe verdiene.» Es ist eigenartig, dass jemand, der sich gründlich mit dem Nürnberger Verfahren befasst hatte, Alfred Krupp mit Alfried Krupp verwechseln konnte, und dieses Versehen passierte mehr als einmal in McCloy's Briefen aus dem Jahr 1951. Die Wahrheit scheint zu sein, dass *niemand*, der etwas mit der Begnadigung zu tun hatte, sich ernsthaft mit den Unterlagen beschäftigte. In der Antwort des Hochkommissars an Richter Wilkins werden zwar vage neue Enthüllungen angedeutet («das Beweismaterial, darunter ganz neues, liess darauf schliessen, dass er, wenn überhaupt, eher weniger Verantwortung trug»), doch werden diese neuen Aspekte nicht aufgeführt, was wohl das mindeste gewesen wäre, was man gegenüber einem Mitglied des überstimmten Richterkollegiums hätte erwarten können⁴⁹.

In den Akten des Kommissars aus diesem Jahr findet man noch andere Ungereimtheiten. So versicherte er Mrs. Roosevelt: «Meine Entscheidung hat keinen Einfluss auf den Status der Krupp'schen Fabriken. Die meisten sind demontiert worden ... der Rest unterliegt der Entflechtungsverordnung.» Aber im gleichen Monat gibt er Richter Wilkins zu verstehen, dass hinsichtlich der Durchführbarkeit dieses Gesetzes gegenüber einem entlasteten Angeklagten begründete Zweifel bestünden. «Wie mir berichtet wurde, plant Krupp keine Rückkehr ins Stahlgeschäft, aber ich kann nicht beurteilen, ob diese begrüssenswerte Absicht nur jetzt besteht und sich im Lauf der Zeit ändert.» Immer wieder betonte er, dass er «diese Fälle» von General Clay «geerbt» habe, dass Krupp das Recht auf Berufung habe, dass die Überprüfung nötig sei, um «etwaige Fehler im Verfahren oder in der Beweisauslegung» aufzudecken – obgleich er keine Fehler nennen konnte, die den Gegenargumenten eines Staatsanwalts standgehalten hätten. Zeitweise grenzten seine Ausführungen an Haarspalterei; die Beschlagnahmeverfügung sei «durch General Clay schon teilweise aufgehoben» worden – Clay hatte lediglich darauf hingewiesen, dass er sie ausserhalb der amerikanischen Zone nicht durchführen könne –, und wenn er die Fremdarbeiter erwähnte, sprach er nur davon,

wofür Krupp sie *einsetzte* und niemals davon, wie Krupp sie *behandelte*, was ja der Grundstein von Telford Taylors Anklageschrift gewesen war⁵⁰.

Offensichtlich war der Hochkommissar mit Taylors Anklageschrift nicht vertraut. Was er hörte, war die Geschichte, die Alfried erst dem Gericht und später in seiner Eingabe an Clay erzählt hatte. Seine Anwälte hatten diese Version dem Peck-Ausschuss unterbreitet. Der Ausschuss akzeptierte sie, da eine Gegendarstellung nicht bekannt war, und leitete sie an McCloy weiter. So müssen wir feststellen, dass der Hochkommissar zur Begründung seines Gnadenerlasses die zurückgewiesenen Argumente eines überführten Angeklagten verwendete. Hier einige Beispiele:

Krupp

Über das Vorurteil gegen die Familie:

« ... der Name Krupp stand auf der Liste der Kriegsverbrecher... wegen einer Vorstellung, die ebenso alt wie irrig ist: Krupp wollte Krieg, und Krupp führte Krieg.» (Vor dem Nürnberger Gericht, 30. Juni 1948.)

Über die Voreingenommenheit gegen die Hersteller von Waffen:

«Obgleich wir uns keiner Schuld am Krieg bewusst waren, kannten wir die alte Mär von der Schuld der Rüstungsindustrie am Krieg.»

(An General Clay, 21. August 1948.)

Über Alfried als Lückenbüsser:

«Ich betrachte mich als Nachfolger meines Vaters auf der Anklagebank ...

Ich stehe hier an Stelle meines Vaters.» (Vor Gericht.)

«Aufgrund seines Gesundheitszustandes wurde er [Gustav] nicht unter Anklage gestellt. Deshalb kamen ich und meine Mitarbeiter vor Gericht.» (An Clay.)

McCloy

«Was den speziellen Fall von Alfried

Krupp betrifft, so fällt es mir schwer, für die Reaktion eine andere Basis zu finden als die Wirkung eines verfemten Namens.» (An Javits, 10. Mai 1951.)

«Es stimmt, dass der Name Krupp ein Symbol für die deutsche Rüstung geworden ist. Ich hatte mich aber nicht mit einem Symbol zu befassen.» (An Javits.)

«Es stimmt, dass der Name Krupp ein Symbol des Bösen geworden ist: der deutschen Rüstungsindustrie. Ich war nicht mit einem Symbol, sondern mit der Schuld eines bestimmten Menschen, Alfred (sic!) Krupp, befasst.»

(An Mrs. Roosevelt.)

« ... sein Vater lag auf dem Totenbett, als die Verfahren stattfanden, und dieser [Alfried] Krupp war der Erbe.»

(An Mrs. Roosevelt.)

«Ich neige zu der Auffassung, dass der Sohn den Platz seines Vaters auf der Anklagebank überwiegend deshalb einnahm, weil sein Vater auf dem Totenbett lag.»

(An Javits.)

«Ich habe nie begriffen, wieso ich plötzlich die Stelle meines Vaters in dem Verfahren einnahm.» (An Clay.)

«Dieser Mann war, wie Sie wissen, nicht der richtige Krupp ..., sondern sein Sohn, der erst in den letzten Kriegsjahren ins Direktorium berufen wurde und auf die Geschäftsleitung sehr wenig, wenn überhaupt Einfluss hatte.»
(An Karl Brandt in Stamford.)

Über die Beschlagnahme:

«Ich ersuche Sie, die Beschlagnahme meines Besitzes ... als widerrechtlich aufzuheben.» (An Clay.)

«Von keinem anderen wurde das Privatvermögen beschlagnahmt.»
(An Mrs. Roosevelt.)

«In keinem anderen Fall wurde das persönliche Vermögen eines Einzelnen beschlagnahmt.» (An Brandt.)

Über Verbrechen gegen die Menschlichkeit:

«Anscheinend [glaubte] das Gericht, dass ich mit dem ‚Sklavenarbeiter-Programm‘ der Regierung einverstanden war und es zum Vorteil der Firma ausnutzte. In meinen Augen war die Aushebung und Zuteilung von Arbeitskräften durch die Regierung eine kriegswirtschaftliche Massnahme, der wir genauso wenig entgegen konnten wie anderen Regierungsverordnungen während des Krieges.»
(An Clay.)

«Auch fand ich es sehr zweifelhaft, dass er irgendwelche Verantwortung für den Einsatz von Sklavenarbeitern in der Kruppschen Fabrik trug.» (An Javits.)

«Ausserdem wurde er der Anklage wegen Sklavenarbeit überführt. Jede Fabrik im Ruhrgebiet, gleich welcher Grössenordnung, hatte Zwangsarbeiter, die von der Regierung zugeteilt und von SS und SD beaufsichtigt wurden, und die Betriebe selbst hatten wenig, wenn überhaupt etwas mit den Bedingungen zu tun, unter denen sie arbeiten mussten.»
(An Brandt.)

Die Parallelen sind so eng, dass man sich nicht vorstellen kann, dass der Hohe Kommissar, wenn er gewusst hätte, dass Alfried derartige Wendungen gebraucht hatte, sie wiederholt haben würde. Seine Ahnungslosigkeit muss von Richter Peck und seinen beiden Kollegen, die gleichfalls rechtschaffene Männer waren, geteilt worden sein. Es ist unausbleiblich, dass einige Aspekte des Gnadenerlasses ungeklärt bleiben müssen. Jeder schaute zumindest mit einem Auge auf die koreanische Halbinsel. MacArthurs Truppen hatten gerade eine schwere Niederlage erlitten. Unter solchen Umständen ziehen sich kriegführende Regierungen auf sich selbst zurück und treffen ihre Entscheidungen *in camera*. Schliesslich und endlich waren die Amerikaner in Deutschland nur ausführende Organe. Wir wissen nicht, ob wichtige Beamte auf mitt-

lerer Ebene dringende Empfehlungen aus Washington erhielten und in dem Glauben, dass die westliche Welt in Gefahr sei, unauffällig für die summarische Aufhebung von Krupps Verurteilung sorgten. Der Hochkommissar und sein Begnadigungsausschuss konnten nie die ganze Szene mit allen Requisiten, Schauspielern und den Claqueuren überblicken. Jeder, der sich in den Verhaltensweisen der Grossmächte auskennt, weiss, wie leicht solche Dinge erledigt werden, sobald der richtige Mann seine Instruktionen bekommen hat. Die weitere Arbeit wird von Chiffrierbüros, Übersetzern, Experten, Public-Relations-Leuten und natürlich von Juristen getan. Dies alles ist, wie bereits gesagt, reine Spekulation. Falls es sich so abgespielt hat, ist es von bürokratischen Nebeln verhüllt.

Wir kennen nur die Resultate. Durch die Aufhebung des Nürnberger Urteils hatte der amerikanische Prokonsul in Frankfurt tatsächlich Hitlers Sondererlass bestätigt, der Alfried acht Jahre zuvor von seinem dankbaren Führer zuteil geworden war, wozu im Gegensatz zu den Reichserbgesetzen die Firma das alleinige Eigentum von Berthas ältestem Sohn sein sollte. Als er die Uhr des Ruhrgebiets auf das Jahr 1943 zurückstellte, hatte McCloy ausserdem eine Reihe von unzutreffenden Äusserungen von sich gegeben, die den Ruf General Taylors, General Clays und der Richter schädigten. Innerhalb von vierzig Tagen hatte sein Begnadigungsausschuss aus Jahren der Zeugenbefragung und gewissenhafter Beweisführung eine Travestie gemacht, und jetzt stellte er ihre beruflichen und sogar ihre persönlichen Qualifikationen in Zweifel. Voll Bitterkeit erinnerte einer von ihnen an Hitlers «Politisches Testament», das keine 24 Stunden vor seinem Selbstmord im Bunker in Berlin niedergeschrieben worden war. In der Voraussicht, dass die westlichen Demokratien eines Tages Deutschland bitten würden, sich mit ihnen gegen die Russen zu verbünden, hatte der Führer einer seiner Sekretärinnen, Frau Gertrud Junge, diktiert: « ... es ist ein Same gepflanzt worden, der eines Tages zur strahlenden Wiedergeburt der nationalsozialistischen Bewegung in einer wirklich geeinten Nation führen wird⁵¹.»

Obleich der Nationalsozialismus in Acht und Bann blieb, schien an jenem letzten Januarnachmittag des Jahres 1951 für viele der Traum einer geeinten Nation nähergerückt zu sein. Aber auch die Macht einer Supermacht ist begrenzt. Ihr Frankfurter Statthalter konnte Alfried Krupp begnadigen. Ihr Sprecher konnte im Verein mit den deutschen Zeitungen diejenigen schlechtmachen, die ihn verurteilt hatten. Aber sie konnte weder eine halbe Zeile noch ein einziges Wort der Geschichtsschreibung ausradieren. Sie konnte nicht einmal den Bericht des Peck-Ausschusses neu fassen, in dem auf Seite 17 der Einführung erklärt wird, dass zwar das Ziel seiner Arbeit die Begnadigung sei, dass es aber «kein Gesetz gibt, das den Mord an Juden und Zigeunern – das gleiche gilt für die Versklavung und die damit verbundenen grausamen Behandlungen von Menschenmassen – rechtfertigen kann ... [oder das Programm], nach welchem bestimmt wurde, wer umzusiedeln und zu versklaven oder wer zu vernichten sei». Weiter hiess es in dem Bericht: «Mord, Plünderung und Versklavung verstossen überall gegen das Gesetz, mindestens im 20. Jahrhundert⁵².»

Mord, Plünderung und Versklavung und die Misshandlung vieler Menschen wurden in des Konzernherrn «Staat im Staate» während des letzten wilden Aufbäumens des Nationalsozialismus in grossem Umfang praktiziert. Das Urteil von Nürnberg war gerecht. Ein Grossteil der Mitarbeiter der Abteilung für Öffentlichkeitsarbeit im Haupt-

verwaltungsgebäude – die jetzt in der Madison Avenue ausgebildet werden – protestiert nach wie vor dagegen, aber es kann nicht erschüttert werden. Frei wiedergegeben, sagte Richter Jackson folgendes: «Krupp steht vor dem Protokoll des Prozesses genauso da wie der blutbesudelte Gloucester vor der Leiche seines erschlagenen Königs. Gloucester bat die Witwe, wie Krupp uns heute bittet: ‚Sagt, dass ich sie nicht erschlug.‘ Und die Königin erwiderte: ‚So sollen sie nicht erschlagen sein. Aber tot sind sie.‘ Wenn man sagen wollte, dass Krupp nicht schuldig war, wäre es genauso wahr zu behaupten, dass es kein Hüttenwerk in Auschwitz, kein Firmen-KZ, keinen vergasten Rothschild, keinen Folterkeller, keine Leichen von Kindern, keine Erschlagenen, keine Verbrechen und keinen Krieg gegeben hat⁵³.»

Der Autor legte John J. McCloy eine Aufstellung der Diskrepanzen zwischen den Äusserungen, die er 1951 über Alfried gemacht hatte, und dem Nürnberger Prozessprotokoll vor. Der ehemalige Hochkommissar studierte sie sorgfältig. Dann gab er sie mit dem Kommentar zurück: «Das ist jetzt schon historisch.» Zu Geschichte war es in der Tat geworden, aber nicht zu Geschichte der Vergangenheit. Die Ermordung des dreizehnjährigen Königs Eduard V. und seines jüngeren Bruders im Tower von London ist jedoch eine andere Geschichte. Sie geht auf die ersten Augustwochen des Jahres 1483 zurück, und wie es mit so vielen anderen legendären Gestalten der Historie geschehen ist, wurde die Person des einunddreissigjährigen Onkels der Opfer, der dann König Richard III. wurde, im Lauf der Zeit zum Zerrbild. Während seiner kurzen Regierung erlebte England eine Blütezeit, denn er war ein weiser Gesetzgeber und ein energischer Sachwalter. In den Augen der Zeitgenossen war seine «angeborene Heftigkeit» sein grösster Fehler. Ein anderer Chronist schrieb: «Er war kein Scheusal, sondern typisch für ein Zeitalter, in dem man in einem einzigen Menschen die widersprüchlichsten Charaktereigenschaften vereint finden konnte, in dem Kultur und Barbarei Hand in Hand gingen, in dem ein Mann mit den skrupellosesten Methoden die edelsten Ziele verfolgte.»

Diese Methoden waren sein Verderben. Trotz seiner heldenmütigen Tapferkeit starb er auf dem Schlachtfeld von Bosworth, weil die Engländer fest glaubten, er trage die Verantwortung für den Tod der beiden Prinzen im Tower, «aus welchem Grund», so heisst es in der Chronik von London, «König Richard die Herzen seines Volkes verlor».

Und darin unterscheiden sich Gloucester und Krupp, der an dem bitterkalten Sonnabendmorgen des 10. Februar 1951 pünktlich um neun Uhr durch das schwere Portal der Festung Landsberg schritt und die 28 anderen Begnadigten, darunter vier ehemalige Generale, in den dichten rauchigen Nebel hinausführte. Er hörte laute Rufe, die eiligen Schritte vieler Menschen und entdeckte, dass er ein nationales Idol geworden war⁵⁴.

Kapitel 27

Die Deutschen werden wie Nigger behandelt

Hinter der Nebelwand stand Berthold mit einem grossen Strauss Narzissen und Tulpen und trotz seines pelzbesetzten Mantels vor Kälte zitternd. Auf einer Seite von ihm hatten sich Otto Kranzbühler, das Direktorium und leitende Mitarbeiter in einer Reihe aufgestellt; sie waren die Nacht durch von Essen hergefahren, um dabei zu sein. Bertha fehlte. Sie hatte keine Sympathien für die «Amis» und wollte ihnen auf keinen Fall eine Genugtuung verschaffen, indem sie herkam und zusah, wie ihr Sohn durch die Gnade des amerikanischen Hohen Kommissars in die Freiheit entlassen wurde. Eleanor Roosevelt hätte lieber an Bertha Krupp schreiben sollen. Dieser Briefwechsel wäre wohl unschätzbar aufschlussreich gewesen¹.

An Bertholds anderer Seite stand seltsamerweise ein Wäschereilieferwagen. Das war eine Finte. In der Woche zuvor hatte er einen neuen Porsche gekauft, einen der ersten dieser teuren Sportwagen, die in Deutschland auf den Markt kamen. Seinen Bruder in diesem aufwendigen Statussymbol abzuholen, hätte dem Ruf der Familie nur schaden können, daher hatte er den Porsche ein paar Strassen weiter in einer Mietgarage eingestellt und den VW-Kleinbus gemietet, was wie eine Nachahmung von Metternichs dramatischer Flucht aus Wien in einem Wäscherkarren anmutete. Auf einer Seite des Wagens stand «Schneeweisse Wäsche». Die Schrift schimmerte geisterhaft durch den Nebel, aber es war eine vernünftige Vorsichtsmassnahme gewesen, den Lieferwagen zu mieten. Hinter der geschlossenen Reihe der Direktoren standen nahezu alle Reporter, Auslandskorrespondenten und Kameramänner, die sich gerade in Deutschland aufhielten.

Als Alfried in Sicht kam, wurde Berthold klar, dass sein Bruder nicht in der Verfassung für eine Pressekonferenz war. Ein Krupp, so hatte ihr Vater sie gelehrt, sollte immer ein Mann von hochmütigem Auftreten sein. Alfried schien gesund und guter Stimmung zu sein, aber sein Gesicht war farblos, und die Amerikaner hatten ihm nur eine zu grosse Skihose und eine grobe blaugraue Jacke zur Verfügung gestellt.

Er sah eher wie ein Russlandheimkehrer und nicht wie ein Industriemagnat aus. Die Gefängnisblässe war nicht zu ändern; die Journalisten würden ihn als «verhärmt» bezeichnen, und das taten sie auch. Aber die Kleidung war zu ändern. Zum Glück hatte der jüngere Bruder in weiser Voraussicht eine Suite in Landsbergs bestem Hotel reservieren lassen und einen Anzug mitgebracht. Während die Direktoren die Journalisten durch das Versprechen abwehrten, Krupp werde gleich nach dem Frühstück eine Pressekonferenz geben, schleuste Berthold seinen Bruder ins Hotel. Nach einer heissen Dusche zog der begnadigte Industrielle ein seidenes Hemd mit weisser Krawatte und den Massanzug an, den Karl Dohrmann am Abend vorher sorgfältig gebügelt hatte. Unten schienen die Vorbereitungen für das Frühstück bestens voranzugehen. Herr Schmidt, der Hotelbesitzer, hatte einen Tisch für die Essener Delegation und einen etwas tieferstehenden für die Presse decken lassen. Niemand konnte an Krupp Fragen

richten, ehe er sich gesammelt hatte und über die neuesten Entwicklungen in der Welt ausserhalb seiner Gefängniszelle unterrichtet worden war.

Und dann zerstörte Schmidt mit einem Schlag all die sorgfältigen Vorbereitungen zur Förderung des Image. Zu seinem Horror sah Berthold einen Kellner mit Champagner nahen. Das war nicht bestellt worden; mit dieser Geste wollte der Hotelbesitzer Alfried die Gefühle aller wackeren Deutschen an diesem Morgen demonstrieren. Noch fast 15 Jahre danach wand sich Berthold unter der Erinnerung daran: «Die Reporter beobachteten uns, und natürlich schrieben alle über unser ‚Champagnerfrühstück‘. Die Nachricht ging als Schlagzeile um die Welt.» Alfried selbst sagte einmal: «Zwei Flaschen für vierzig Leute – das schien nicht tüppig zu sein. Aber Herr McCloy war sehr verärgert.» Das war eine Untertreibung, wie sie für Alfried typisch war. Der Hohe Kommissar in Frankfurt war ausser sich. Auch er musste an sein Image denken, und es schien ihm, dass ein Geschäftsmann ein besseres Gefühl dafür haben sollte, was sich schickte und was nicht.

Um 10.45 Uhr war das Geschirr abgeräumt. Draussen, wo der Lieferwagen stand, war die Strasse frei. Die 28 anderen begnadigten Nazis waren unbemerkt davongeschlüpft. Berthold beschloss, dass die Pressekonferenz draussen stattfinden sollte, weil er hoffte, dass das Wetter die Reporter entmutigen würde. Aber er sollte sich getäuscht haben. Und die Deutschen unter ihnen benahmen sich am unpassendsten. Sie betrachteten Herrn Schmidts Geschmack als makellos und schrieben – völlig falsch, da die österreichische Grenze für Krupp gesperrt war –, dass er «vor seiner Abreise nach Schloss Blühnbach, wo seine Mutter ihn erwartete», hervorragend bewirtet worden war.

«Auf dieser Pressekonferenz», telegrafierte Jack Raymond von der *New York Times* an seine Redaktion, «wurde er wie ein heimgekehrter Held gefeiert. Fotografen und Kameraleute wimmelten um ihn herum und fotografierten ihn fast eine halbe Stunde lang von allen Seiten².» Diese Filme und Negative gibt es noch. Sie zeigen einen strahlenden Berthold, einen nachdenklichen Kranzbühler und die Direktoren, die auf ein Zeichen von Alfried warteten, auf irgendeinen Hinweis, was sie für ihn tun könnten. Aber er tat nichts dergleichen. Nach fast sechsjähriger Gefangenschaft war er immer noch derselbe Krupp: unbeteiligt und ein bisschen gelangweilt. Man hätte meinen können, er denke nur darüber nach, ob der Wein gut oder schlecht gewesen sei.

Aber dieser Eindruck täuschte. Seine Antworten auf die Fragen der hartnäckigeren Auslandskorrespondenten beweisen, dass er – auf einer höheren Ebene – genauso image-bewusst war wie sein Bruder. Er biederte sich nicht an. Das lag ihm nicht. Meist hielt er sich klug von jedem Kommentar zurück. Als man ihn fragte, ob der Papst und Bethlehem Steel zu seinen Gunsten interveniert hätten, machte er nur ein ausdrucksloses Gesicht. Als man seine Ansichten über das Mitbestimmungsrecht hören wollte, hatte er keine Meinung. Fragen über seine nächsten Pläne wurden mit dem Hinweis abgewehrt, dass seine Fabriken unter alliierter Treuhänderschaft verblieben. Er wich allen Fragen über Dekonzentration und Entflechtung aus und wies geschickt darauf hin, dass er keine behördlichen oder juristischen Scherereien oder finanztechnischen Probleme erwarte, da die Beschlagnahmeverfügung nicht durchgeführt worden sei.

Ein paar der Journalisten hatten die Messer gewetzt. Er konnte ihnen nicht immer

ausweichen, obwohl er das Schlimmste abzuwenden vermochte. Er wurde über seine Verurteilung gefragt. Ruhig erwiderte er: «In Nürnberg wurde ich von der Hauptanklage freigesprochen, jedoch zweier leichter Anklagen schuldig befunden.» Man hätte ihn daraufhin fragen können, wieso er Verbrechen gegen die Menschlichkeit und Plünderung als «leichtere Anklagen» betrachtete, aber diese Chance ging ungenutzt vorbei. Ein anderer Reporter forderte ihn auf, den Führer öffentlich zu verurteilen. Es war gerade zwanzig Jahre her, dass er förderndes Mitglied der SS geworden war – eine Gelegenheit, von der Vergangenheit abzurücken. Er zuckte mit den Schultern und lehnte mit den Worten ab: «Wir müssten noch einmal den ganzen Verhandlungsbericht durchkauen. Ersparen Sie mir das, bitte.» Darauf konnte man wenig erwidern. Sie selbst hatten den Bericht ja auch nicht gründlich durchgekaut. Die peinlichste Frage war die über die Wiederbewaffnung: Würde er wieder Geschütze und Panzer herstellen? Das konnte er nicht bejahen, ohne die 51 Staaten, die mit dem Reich im Kriegszustand gewesen waren, in Harnisch zu bringen; andererseits würde eine negative Antwort später vielleicht einen Rückzieher erforderlich machen: Er war sich der kritischen Situation südlich von Seoul voll und ganz bewusst³. Vorsichtig wagte er sich auf das glatte Parkett:

Ich habe nicht den Wunsch und die Absicht, aber ich glaube, dieses Problem wird von der deutschen Regierung gelöst werden und nicht von meinen persönlichen Neigungen. Ich hoffe, es wird für Krupp nie wieder notwendig sein, zum Waffengeschäft zurückzukehren, aber was eine Fabrik produziert, hängt letzten Endes nicht nur vom Willen des Besitzers, sondern auch von der Politik der Regierung ab. Mein Leben ist immer mehr vom Lauf der Geschichte, als von mir selbst bestimmt worden⁴.

Und während er diese Worte sagte, schob sein Bruder ihn in den Kleinbus. Die mitschreibenden Journalisten waren überrumpelt; noch ehe der erste sich in Bewegung setzen konnte, war Berthold um zwei Ecken herum verschwunden. Das Umsteigen in den Porsche verlief ohne Störung. Sie umgingen München auf den Landstrassen nördlich von Dachau und kamen am frühen Nachmittag im Kleinen Walsertal an, wo ihre 64jährige Mutter sie in einem Hotel hoch über dem verschneiten Tal erwartete. Vom Walsertal fuhren sie nach Berchtesgaden weiter. Blühnbach lag gleich hinter der Grenze, und die Österreicher würden nicht mehr lange Schwierigkeiten machen. Sobald man mit den richtigen Leuten in Wien den richtigen Kontakt hatte, würde Alfried wieder ins Schloss ziehen können. Schliesslich war es sein Eigentum. Er wünschte sich richtige Ferien; es würde ihm gut tun, wieder einmal auf Skiern bergab zu jagen. Trotzdem war der Konzern seine erste Sorge. Er wollte sich so rasch wie möglich persönlich um ihn kümmern und überlegen, was zu tun war. Berthold wies ihn vorsichtig darauf hin, dass eine Rückkehr nicht so einfach sei. Der amerikanische Hochkommissar hatte zwar ein amerikanisches Urteil aufgehoben, aber in der britischen Zone hatte er nichts zu sagen. Sicher, die Engländer hatten im vergangenen Herbst den *Essener Hof* geräumt, aber die Villa Hügel war nach wie vor der Sitz der *Combined Control Group*, welche die Ruhrkohleförderung überwachte. Ausserdem war da das Problem der Entflechtung. Die Alliierten hatten merkwürdige Ansichten über Kartelle und wirtschaftliche Macht. Damit würden sich die Juristen befassen müssen⁵.

Nach einem langen Wiedersehen mit Bertha und noch längeren Ferien kaufte sich Alfried selbst einen Porsche und fuhr nach Hause, nach Essen. In der Frankenstrasse, am Fuss des Hügels, nur drei Häuser von einem Gasthof entfernt, in dem englische Offiziere einquartiert waren, die beim Kontrollamt arbeiteten, hatten Berthold und Onkel Tilo ein Dreizimmerhaus gemietet. Die beiden hatten sich dort zwei Büroräume eingerichtet; den dritten erhielt Krupp. Alfried zog zu seinem Bruder und Jean Sprenger und begann ein gründliches Studium des Gesetzes Nr. 27 der Alliierten Hohen Kommission – der Schranke, die zwischen ihm und der Wiederbesteigung seines Throns stand. Die Gesetzgeber glaubten damit die grossen deutschen Monopole zu brechen, welche die europäische Industrie beherrscht und das Rüstzeug für drei Kriege innerhalb von drei Generationen geliefert hatten, und neuen, lebens- und konkurrenzfähigen Firmen den Weg zu ebnen. Für Krupp war es, genau wie für die anderen Ruhrbarone, ein Knüppel, der nur den Zweck hatte, die deutsche Wirtschaftskraft zu schwächen. Die Durchführung des Gesetzes würde nach ihrer Meinung alte deutsche Auslandsmärkte für immer unter britischen und französischen Einfluss bringen⁶.

Die Durchführung des Gesetzes Nr. 27 geschah mit aller Schärfe. Flick wurde zum Beispiel zum Verkauf seiner Grundstoffindustrien und zum Ankauf von Mercedes-Benz-Aktien gezwungen. Die Vereinigten Stahlwerke wurden in dreizehn selbständige Firmen aufgeteilt. Die IG-Farben wurden zu einem Begriff aus der Vergangenheit. Bald würden 90 Prozent der Industrie des Dritten Reichs entflochten sein, und Krupps Direktoren, die sich zur ersten Besprechung ausserhalb der Gefängnismauern im Dreizimmerhaus drängten, waren pessimistisch. Mit hoffnungsloser Stimme sagte Fritz von Bülow: «Dann können wir gleich die Villa Hügel abreißen.» Ein anderer Direktor machte den Vorschlag, alles zu verkaufen. «Niemals!» schnappte Krupp zurück. «Ich verkaufe meine Leute nicht wie Stücke Vieh.» Wieder dieses Wort: Stücke. Aber nach sechs Jahren hatte es einen seltsamen Klang⁷.

An diesem Abend wanderte er die gewundenen Strassen hinauf zum Hügel-Park. Er erklomm die Spitze des Hügels und konnte im Dämmerlicht das riesige Kalksteinschloss erspähen, in dem er geboren war und wo er den Kaiser, einen rachsüchtigen französischen General, den Führer und den Duce gesehen hatte; er dachte an die Feier zu seiner Geschäftsübernahme unter der Lex Krupp, an die schweren englischen Bombenangriffe – und an seine Verhaftung an jenem stillen Aprilmorgen des Jahres 1945. Impulsiv ging er auf die Villa zu. Nach fünfzehn Schritten blieb er wie angewurzelt stehen. Hinter einer Wegbiegung stand ein drei Meter hohes Schild:

Keine Besucher, ausser für amtliche Zwecke!

Er wandte sich um und ging rasch zur Frankenstrasse zurück. Die Rostschichten auf der zerklüfteten Mondlandschaft der Gussstahlfabrik in dem unterhalb von Bredeley gelegenen Stadtteil vor Augen, fühlte er sich wie ein «Paria zwischen Ruinen», als Opfer «der Übersteigerung des Unrechts»⁸.

Aber er hatte gewusst, dass es ein langes Schachspiel mit vielen raffinierten Zügen sein würde, und trotz des äusseren Anscheins war seine Position ausgezeichnet. Für Korea wurde zwar kein Kruppstahl mehr gebraucht; zwei Tage nach Alfrieds Freilassung hatten die Chinesen eine Grossoffensive gestartet, aber MacArthur hatte inner-

halb von vier Tagen die Wucht ihres Angriffs gebrochen, und einen knappen Monat später nahmen die Truppen der Vereinten Nationen Seoul wieder ein. Der Krieg war an einen toten Punkt geraten. Die Temperatur des Kalten Kriegs schien für immer unter den Gefrierpunkt gesunken zu sein, und die drei traditionellen Spezialitäten der Dynastie – Forschung, Qualität und die bestausgebildeten Facharbeiter der Welt – waren für das gefährdete Europa lebenswichtig. Wie Norman Pounds es ausdrückte, war das Ruhrgebiet «eine politische Waffe, ein Symbol und eine Quelle der militärischen Stärke» geworden «und das potentielle Druckmittel für eine Art politischer Erpressung». Ausserdem hatte Essen an Bedeutung gewonnen. Ohne das abgeschnittene Berlin war es die drittgrösste Stadt in Kanzler Adenauers neuer Bundesrepublik Deutschland. «Gott», stellte Voltaire fest, «ist immer mit den stärksten Bataillonen».⁹

Ferner ist bei Voltaire zu lesen: «Die Geschichte ist nur das Spiegelbild von Verbrechen und Unglück», aber die von Adenauer geführte Nation wollte nicht glauben, dass ihre Geschichte eine Kette aus Verbrechen und Unglück sei. Sie hatte in jüngster Vergangenheit einen Rekord an ersterem aufgestellt und war durch das letztere grausam bestraft worden. Trotzdem war ihr Glaube an Ideale, Stabilität und Zuverlässigkeit ungebrochen. Eine Geschichte der Anfänge Deutschlands war nicht aus Zufall «Vaterländische Historie» betitelt worden¹⁰. Das Vaterland war das Land, in dem die Väter wie früher so auch im Jahr 1951 regierten und noch heute regieren. In Essen, wo die Kruppianer die Mützen abnahmen, wenn sie den begnadigten Konzernherrn erkannten, war dieses nationale Charakteristikum Alfrieds politische Trumpfkarte. Rund vier Millionen deutsche Witwen, die einsam ihre hingeopferten Männer betrauernten, und einhalb Millionen Kriegsversehrte, von denen viele auf der Strasse bettelten, waren gegen die Nürnberger Verurteilung der Kriegstreiber und ihres Waffenlieferanten. Von zwei starken Vaterfiguren in zwei katastrophalen Kriegen im Stich gelassen, sehnten sie sich doch nach neuen Symbolen für Strenge, Männlichkeit und Väterlichkeit. Adenauer erfüllte diese Forderungen – ebenso Krupp.

Als Herrscher über einen anachronistischen Feudalstaat, dessen Anfänge vierhundert Jahre zurückreichten und der sich bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts gehalten hatte, war Alfried so teutonisch wie der Schwarzwald. Seine Landsleute hieszen den Unterschied gut, den die Firma zwischen den Blaukitteln und den Büroangestellten machte. Sie waren begeistert über seine immer wieder erhobene dynastische Forderung, dass «der Fabrikeigentümer Herr in seinem eigenen Hause sein und bleiben müsse». Und aus dem fränkischen Grenzland, hart vor den russischen Wachttürmen auf den Höhen Thüringens, kam die Zustimmung zu seinem Schwur: «Krupps Reich wird ewig bestehen.» Selbst in der Deutschen Demokratischen Republik fügten die Standbauer auf der Leipziger Industriemesse bei der Beschriftung des Ausstellungsstandes für das Ernst-Thälmann-Werk hinzu: «(früher Krupp)», und damit die Besucher anzulocken. Das ganze «Reich» reagierte auf Alfrieds Aufforderung zur Rückkehr zum «monarchischen Prinzip» und zum «alten Krupp-Geist»¹¹.

In seinem Bericht über Vickers schrieb J. D. Scott, dass dieser britische Waffenproduzent genau wie Krupp «eine nationale Institution» sei. Er fügte offen hinzu: «Und Vickers hat natürlich eine Art sechsten Sinn für die Organisation in Whitehall, für die

Beziehungen zwischen Beamten und Ministern und für die Massnahmen der Regierung» – ein Zugeständnis, das niemand im Kruppschen Hauptverwaltungsgebäude jemals gemacht hat. Vickers ist so sehr auf die Armee eingestellt, dass ehemalige Frontkämpfer mit Auszeichnungen bevorzugt werden und die Kantine ganz militärisch *mess* genannt wird. Der Krupp-Geist ist komplizierter. Zweifellos ging ein gedämpfter Trommelwirbel durchs Ruhrgebiet, als Alfried freigelassen wurde. Aber die Arbeiter des Ruhrgebiets waren firmenverbundener als die Arbeiter in den Midlands – die scheidenden Engländer stellten offiziell fest, dass der typische Kruppianer «ein fleissiger, tüchtiger und aussergewöhnlich kenntnisreicher Arbeiter ist, der genau über seine Arbeit Bescheid weiss» –, weil sie ihren Arbeitgeber in einem anderen Licht sahen. Sie waren stolz auf die Erinnerungen an die grossen Schlachten, die mit Hilfe von Kruppschen Waffen gewonnen worden waren, aber ihre Treue entsprang einem mehr kindlichen als chauvinistischen Gefühl. Krupp erfüllte ihr Verlangen nach einem starken, gütigen «geistigen Vater¹²».

Das war ein Krupp, wie man ihn im Justizpalast nie gesehen hatte, ein Krupp, der Näh- und Hauswirtschaftsschulen förderte und Lehrwerkstätten für alle Jungen über vierzehn einrichtete, der eine öffentliche Bibliothek mit 85'000 Bänden stiftete sowie freien Krankenhausaufenthalt für alle Einwohner Essens (Angestellte anderer Firmen nicht ausgeschlossen), der für Dreizimmerwohnungen mit einer Monatsmiete von 40 Mark für die Familien sorgte, die auf die Wiedereröffnung der Fabriken warteten, und der Ausstellungen über «Schöpferische Freizeitgestaltung» veranstaltete. Harald von Bohlen hat dazu einmal gesagt: «Der Name Krupp verbreitet das, was in der Physik Ausstrahlung genannt wird.» Auch seine politischen Gegner sind dieser Meinung. Obgleich 52 Prozent der Essener Nachkriegswähler für die SPD sind, sagte Fritz Heine, ehemaliges Mitglied des Parteivorstands, nachdenklich: «Die ganze Stadt ist immer noch von Krupp fasziniert. Es ist einmalig, erstaunlich; selbst unsere eigenen Leute sind davon eingefangen. Die Arbeiter sind mit beiden verheiratet – mit Krupp und mit der SPD. Ich weiss nicht, wie sie das schaffen, aber sie schaffen es¹³.»

Der Autor ass einmal in der Werkskantine mit Heinrich Heyer, Albert Gregorius und Hermann Frisch, den drei Gewerkschaftsobmännern in der Gusstahlfabrik. Alle drei waren Sozialdemokraten. Wenn jemand die Stimmung in der Fabrik kannte, dann waren sie es; ihre Familien hatten der Firma seit insgesamt 141 Jahren gedient. Einer sagte feierlich: «Wissen Sie, für Krupp würde ich mein Leben geben.» Um die Bedeutung seiner Bemerkung ermessen zu können, müsste ein Amerikaner versuchen sich vorzustellen, dass Walter Reuther sagt, er würde für Henry Ford sein Leben geben. Eine hartnäckige Gruppe von Kommunisten, ungefähr drei Prozent der Arbeiter, blieb linientreu. Aber selbst Krupp-Kommunisten sind anders. Als über die Frage der Produktion von Geschützen gegen Russland debattiert wurde, beschlossen sie folgendes: «Wenn die Firma wieder Waffen herstellt, sollten die Arbeiter dagegen protestieren, aber nicht streiken.» Alfried wusste, warum: «Sie wissen, dass ich mein ganzes Leben lang für ihren Lebensunterhalt verantwortlich bin, wie es die Krupps seit meinem Urgrossvater immer waren.»

Hätten sie – und die übrige Bundesrepublik – an seine Schuld geglaubt, wäre seine

Position den Alliierten gegenüber ins Wanken geraten. Nur wenige glaubten daran. Erst viel später versuchte eine neue Generation junger deutscher Intellektueller, die Grundzüge des nationalsozialistischen Regimes zu begreifen, mit dem Alfried so eng verbunden gewesen war, obgleich diese Revisionisten im Ruhrgebiet nicht viel Gehör fanden. Noch 1964, als in Essen «Der Stellvertreter» aufgeführt wurde, hat man die Szenen über Krupp in Auschwitz gestrichen¹⁴. (Dazu wieder ein hypothetisches Parallelbeispiel: Man kann sich kein bedeutendes Stück über die Detroitser Sitzstreiks des Jahres 1930 vorstellen, aus dem jede Bezugnahme auf Ford gestrichen wäre. Wenn das je geschähe, würde jede Zeitung im Land die Nachricht auf der ersten Seite bringen. In Westdeutschland erregte die Zensur von Hochhuths Drama keine Aufmerksamkeit.) Ein Vierteljahrhundert nach Stalingrad und nach der «Endlösung» bezeichnen Essener Ingenieure Hitler als ein Phänomen, das von sieben Millionen Arbeitslosen geschaffen wurde, als einen nationalen Führer, den man – trotz seiner stümperhaften Aussenpolitik – auch wegen des Autobahnnetzes und wegen «des Volkswagens, den er persönlich 1938 fast in seiner heutigen Konstruktion schuf, bis hinunter zur Anordnung der Zylinder», in Erinnerung behalten sollte. Natürlich «war Hitler» in den beiden letzten Kriegsjahren «wahnsinnig geworden». Hier ist die Vergangenheitsform zu beachten. Niemand zweifelte an Hitlers gesundem Verstand, bis er zu verlieren begann.

Die über Krupp selbst verbreitete und akzeptierte Meinung ist vielschichtig, und ihre feste Verwurzelung im Ruhrgebiet war im Jahr 1951 eine politische Wirklichkeit von unschätzbarem Wert. Einige kolportierte Gerüchte waren recht amüsant. Zum Beispiel wurde allgemein geglaubt, dass die ersten GIs, die Essen betraten, «polnische Söldner» gewesen seien, die den Befehl hatten, die Polen in den Krupp-Lagern zu rächen, und dass sie die Villa Hügel ziemlich ausplünderten. Die falschen Ansichten über Nürnberg kann man jedoch nicht auf die leichte Schulter nehmen. Tatsächlich gelangten einige von General Taylors Mitarbeitern zu der Auffassung, dass McCloy's Freilassung Alfrieds viel weniger schädlich war als der Umstand, dass er die deutsche Ausgabe der Nürnberger Prozessberichte nicht genehmigte. Da kein Tatsachenbericht zur Verfügung stand, waren die Kruppianer auf Scheinwahrheiten angewiesen. So wurde ihnen eingeredet, dass die Wiederaufnahme der Rüstungsproduktion nach Versailles völlig rechtmässig gewesen sei, dass Hitler Krupp mit Enteignung gedroht habe, falls er sich weigerte, das Berthawerk zu bauen, dass Alfried nur verurteilt wurde, weil er Waffen produziert hatte. Der empfindlichste Punkt war die Sklavenarbeit. Verständlicherweise hielten alle, die gegen den Konzernherrn ausgesagt hatten, den Mund oder verschwanden von der Bildfläche. Andere, die die Zwangsarbeiter bei der Arbeit oder im Lager gesehen hatten, verweigerten jedes Gespräch darüber. So entstand die Fabel, dass alle Arbeiter, die vernommen worden waren, die Ausbeutung von Zwangsarbeitern gezeugnet hätten, und dass in Wirklichkeit Krupp von der SS und vom SD gerügt worden sei, weil er die ausländischen Arbeitskräfte zu gut verpflegen liess.

Wie in Indien nach Beendigung der britischen Herrschaft galt auch in Deutschland eine abgebusste Gefängnisstrafe als Auszeichnung, auf die man stolz war. Das Klima war so, dass ein Industrieller sagte: «Wenn ich Herrn Krupp öffentlich angreifen wür-

de, wäre ich sofort arbeitslos. Selbst wenn ich nur einen Brief diktieren würde, in dem ich ihn kritisierte, hätte ich Schwierigkeiten mit meiner Sekretärin.» Ein Düsseldorfer Wirtschaftswissenschaftler erklärte, weshalb die Entflechtungspolitik in Essen keine Chance hatte. «Die meisten Deutschen sind der Meinung, dass Krupp das Recht hat, seinen Besitz zu behalten. Das liegt in der Rolle, die Krupp früher gespielt hat, begründet. Die öffentliche Meinung würde sich gegen jeden richten, der versuchen würde, Betriebe, die er unter Zwang verkaufen musste, zu erwerben. Das würde speziell für einen amerikanischen Käufer zutreffen; der Neuankömmling würde im Ruhrgebiet Schwierigkeiten haben.» Zu diesem Punkt bemerkte die Zeitschrift *Capital*: «Die Ruhr hält zusammen; kein Käufer konnte gefunden werden.»

Die Alliierten Hohen Kommissare traten sehr vorsichtig an Krupp heran. Jetzt waren sie alle drei in die Angelegenheit verwickelt; ohne ihre Einwilligung konnte Krupps Industriereich nicht einmal teilweise wieder zusammengefügt werden. Im September 1951 begannen die Verhandlungen, die achtzehn Monate dauern sollten, an einem langen, spiegelblanken Konferenztisch in Mehlem, dem Sitz der Hochkommissare. Flankiert von Rechtsanwälten und Beratern, sass Alfried den Amerikanern, Briten und Franzosen gegenüber. Es war ein einmaliges Bild: nach dem grössten Krieg der Geschichte handelte ein Zivilist mit drei Staaten einen Friedensvertrag aus. Und Alfried war mit der Absicht gekommen, einen zähen Kampf zu liefern. Bei der ersten Zusammenkunft gab ihm ein amerikanischer Anwalt einen Federhalter und eine vorbereitete Erklärung:

«Ich beabsichtige nicht, wieder in Deutschland in die Grundstoffindustrien Kohle und Stahl zurückzukehren, und ich verpflichte mich, die für den Verkauf des Besitzes oder der Wertpapiere, die dieser Verkaufsaufgabe unterstehen, erzielten Mittel nicht für den Erwerb von Interessen in den Stahl oder Kohle erzeugenden Grundstoffindustrien in Deutschland zu verwenden¹⁵.»

Dieser Versuch war von vornherein zum Scheitern verurteilt. Krupp gab Feder und Papier zurück. Seine Anwälte, sagte er, hätten ihn darüber aufgeklärt, dass ein solches Abkommen gegen die Verfassung der Bundesrepublik verstosse. (Die Alliierten verzichteten auf eine Erwähnung der Lex Krupp, die ebenfalls verfassungswidrig war.) Bei der nächsten «Gipfelkonferenz» – sie fanden in unregelmässigen Abständen statt; zwischendurch tüftelten die Juristen über Haarspaltereien – unterbreitete Alfried einen Gegenvorschlag, wonach die Gültigkeitsdauer jeder Zusage, die er machte, auf zehn Jahre begrenzt sein sollte. Wie damals in Nürnberg vertrat er auch hier die Ansicht, es handle sich um rein politische Entscheidungen. Er fügte hinzu, dass politische Fragen, wie jeder der Anwesenden im letzten Jahr beobachtet habe, raschen Wechseln unterworfen seien. Mit Gerechtigkeit habe das nichts zu tun. Realistisch betrachtet, diene dieser Vorschlag lediglich der Beschwichtigung: «Schliesslich und endlich war es nur eine politische Erklärung, die gewissen Elementen «der öffentlichen Meinung in den Ländern der Verbündeten des Krieges einen Beruhigungsbrocken hinwerfen sollte¹⁶.»

McCloy akzeptierte die Zehnjahresklausel. Sir Brian Robertson lehnte sie ab, Frankreichs Hochkommissar André François-Poncet gleichfalls, nur viel leidenschaftlicher. Seine Landsleute waren sich schmerzlich bewusst, dass die Deutschen die Fran-

zosen stets schäbig behandelten, aber kürzlich hatten die Deutschen sich selbst übertriften. Sie hatten zwar vier Milliarden Dollar Wirtschaftshilfe bekommen, aber weniger als ein Prozent des Schadens ersetzt, den die Wehrmacht in Frankreich angerichtet hatte. Ungezählte Tausende von Franzosen waren zwischen 1940 und 1945 umgebracht worden, aber die Alliierten hatten kaum tausend Schuldige gehängt oder eingesperrt; die meisten von ihnen, wie zum Beispiel Krupp, waren wieder frei; von den 80'000 aus französischen Fabriken widerrechtlich fortgeführten Werkzeugmaschinen war nicht einmal eine von zehn wieder zurückgegeben worden¹⁷.

Krupp blieb unbewegt. Er hielt die besseren Karten in der Hand. Im Augenblick hatte François-Poncets eigene Regierung jeden Grund, gegen eine Entflechtung zu sein. Die Ruhrkohle war immer noch die beste in ganz Europa; die Kruppschen Hüttenwerke waren der natürliche Absatzmarkt für die reichsten Eisenerzvorkommen auf dem Kontinent – im französischen Lothringen. Robert Schuman hatte soeben einen revolutionären Plan ausgearbeitet. Hitler hatte die Kohle gehortet. Nach dem Schuman-Plan sollte Deutschland an jeden Käufer Kohle abgeben. Als Gegenleistung würde die deutsche Schwerindustrie ohne Auflagen arbeiten dürfen. Der Plan sollte durch eine übergeordnete Behörde und durch Abgeordnete, die von keiner Regierung abhängig waren, in die Tat umgesetzt werden. Ob es ihm nun gefiel oder nicht – jeder Wirtschaftsfachmann, der sich mit der Geschichte der europäischen Zollunion befasst hatte, wusste, dass die von Schuman freigesetzten Kräfte zentripetal waren. Die Zeit für Flickwerk war endgültig vorbei.

Alfried liess seinen Vorschlag über die Zehnjahresklausel fallen; Sir Brian und François-Poncet machten gewisse Zugeständnisse. Dann liess Krupp durchblicken, dass er im Prinzip mit der Trennung seiner Schwerindustrie von den anderen Betrieben unter Umständen einverstanden sei – und über die entsprechende Definition wurde Monat um Monat verhandelt. «Stahl oder Eisen erzeugende Industrie» sei zu vage, sagte er immer wieder; auf deutsch heisse das *alle* Stahl oder Eisen erzeugenden Fabriken, und rein theoretisch gehörten dazu auch die Widia Wolframkarbid-Werke. Die Widia-Werke seien kein Grossproduzent von Stahl; er wolle sie behalten. Jetzt war für eine ganze Weile alles festgefahren, während die Sprachexperten in drei Sprachen an der Phraseologie feilten. Schliesslich hatten sie einen «Definitionsbrief» ausgearbeitet, der einen Anhang zum endgültigen Abkommen bilden sollte¹⁸. Aber eigentlich war das eine überflüssige Arbeit gewesen. Krupp hatte nicht die Absicht, sich an das Abkommen zu halten. Im privaten Kreis nannte er es eine Art von Erpressung, eine erzwungene Unterschrift, die nur der Besänftigung der amerikanischen Presse diene. All sein Schachern hatte nur den Zweck gehabt, das endgültige Abkommen möglichst weitgehend zu durchlöchern. Zum Schluss hatte er es durchsiebt.

Während der ersten zwei Jahre von Krupps neuer Freiheit wusste man oft wochenlang nicht, wo er sich aufhielt. Später fanden einige dieser Abstecher eine Erklärung, die die Mehlemer Unterhändler bestürzte und empörte, aber damals dachte sich niemand etwas dabei; er war als ungesellig bekannt. Sein Hauptquartier war nach wie vor in Bredeneay, aber er schob seinen ersten offiziellen Auftritt in Essen um ein volles Jahr

hinaus. Selbst dann geschah es nur ganz flüchtig. Der Anlass dazu war der 70. Geburtstag des Ruhrbarons Theo Goldschmidt, des Inhabers eines grossen chemischen Werks. Die Feier fand im *Kaiserhof* zu Essen statt. Karl Sabel, der allgegenwärtige Star-Reporter der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung*, machte sich an Alfried heran. Was, so begehrte er zu wissen, dachte der Konzernherr über die alliierten Bombenabwürfe auf deutsche Zivilisten? Die orthodoxe Antwort darauf hätte gelautet, das sei eine Greueltat gewesen; Alfried schüttelte jedoch den Kopf. Er sagte: «Wir müssen vergessen, was gewesen ist. Wir müssen vorwärtsgehen¹⁹.»

Er selbst hatte allerdings nicht die Absicht, zu vergessen. Die Demütigungen in englischen Gefangenenlagern und in Nürnberg, das Brandmal der Verurteilung als führender nazistischer Kriegsverbrecher – all das brannte in seiner Seele und sollte eines Tages hoch auflodern. Trotzdem kann es keinen Zweifel geben, dass er es mit dem Vorwärtsgehen ganz ernst meinte. Er konnte im Augenblick nicht hassen, denn er war verliebt. Kurz nach seiner Freilassung traf er sich häufig mit der jungen Frau, die er als Fräulein Vera Hossenfeldt gekannt hatte. Und damit begann für Alfried etwas völlig Neues. Er war an seine würdevolle Mutter gewöhnt, an seine sanftmütige erste Frau, an fade Hausfrauen und an aufgetakelte Schlotbaroninnen, die zu ihren Männern aufsahen. Schön, zierlich, mit einem herzförmigen Gesicht, tadelloser Figur, voll Abenteuerlust und ohne erkennbare Hemmungen, war sie eines der Gründungsmitglieder des Jet-Set. Gegen eine solche Frau war Krupp wehrlos. Sie konnte ihn verschlingen. Und das tat sie.

Ihre Herkunft ist – wie meist bei solchen Liaisons – obskur. Anscheinend war ihr Vater Versicherungsvertreter gewesen. Irgendwie wurde sie mit sehr erstrebenswerten Junggesellen bekannt, darunter mit einem namens Langer, der ihr einen Heiratsantrag machte, erhört wurde und – sobald die frischgebackene Baronin die Flitterwochen hinter sich hatte – zugunsten eines gewissen Frank Wisbar verabschiedet wurde. Wisbar hatte keinen Titel. Aber er war im Filmgeschäft, und das klang aufregend, besonders als er vorschlug, man sollte doch mal sein Glück in Hollywood versuchen. Unglücklicherweise waren Frank und Vera keine eifrigen Zeitungsleser. In Kalifornien galten die Deutschen immer noch nicht viel, und Herr und Frau Wisbar fanden in allen Studios verschlossene Türen. Vera musste als Verkäuferin in einem Warenhaus arbeiten. Aber intelligente Frauen mit Charme sind besser zu Kundinnen als zu Verkäuferinnen geeignet. So nahm sie kurz darauf eine andere Stellung an und wurde Empfangsdame bei einem eingewanderten Arzt. Dr. Knauer war vielbeschäftigt, reich und naturalisierter Amerikaner. Frank suchte in den Studios immer noch vergeblich nach Arbeit. In einem brillanten dreifachen Coup liess sich Vera in Las Vegas von Frank scheiden, heiratete den Arzt, liess sich auch von ihm scheiden und kehrte ins Vaterland zurück, ausgestattet mit einer generösen Abfindung, einer neuen Frisur, einem Koffer voller neuester Modellkleider und einem Stapel Briefe von einem Landsberger Häftling²⁰.

Alfried war hingerissen. Ein Mann, der erleben musste, dass man ihm seinen Besitz wegnahm, dass seine Familie dezimiert wurde, dass ihm eine Strafe in Höhe von zwei Milliarden Mark auferlegt und er in eine Zelle mit einem Blechkübel gesperrt wurde, will sich von diesen Schicksalsschlägen erholen. Dasselbe gilt natürlich für eine Frau, die einen Baron, ein verfemtes Reich, das Schaugeschäft, eine Stellung als Verkäuf-

rin in einem Warenhaus in Los Angeles und den Umgang mit Kranken hinter sich hat. Sie fanden schnell zueinander und heirateten am 19. Mai 1952 in Berchtesgaden. In gewisser Weise verlief diese Episode wie Krupps Flucht vor Herrn Schmidts Sektfrühstück. Berthold, der sich zum Otto Skorzeny der Familie entwickelt hatte, besorgte einen Bäckereilieferwagen, bestach den Bürgermeister, dass er nach der Trauzeremonie den Mund hielt, bat die Inhaber des vornehmsten Gasthauses von Berchtesgaden, den ehemaligen Skimeister Freddi Stöll und dessen Frau, als Trauzeugen zu fungieren, und parkte den schnellen Sportwagen seines Bruders an einem geeigneten Ort, um ein rasches Verschwinden zu ermöglichen²¹.

In Freddis zerbeultem Auto fuhr Alfried Vera zum Standesamt. Noch ehe aus dem Rathaus etwas durchsickerte, war die Trauung vorüber. Beim Hochzeitsmahl im Speisezimmer des Gasthofs – es war stimmungsvoll mit leeren Chiantiflaschen dekoriert – überreichte der Bräutigam der Braut fünfzehn Tulpen, ein Dutzend Rosen und die Papiere für den teuersten Porsche auf dem Markt. Die Braut, die ein helles Kostüm mit einem gestreiften Schal und einen Hut trug, der eher wie eine verbogene Landmine aussah, versicherte, dass trotz ihrer Vergangenheit Alfried der einzige Mann sei, den sie je geliebt habe. Er strahlte. Stöll machte eine Aufnahme von dieser Szene; man möchte es kaum glauben – aber da sitzt Krupp mit einem richtig fröhlichen Gesicht. Nach einem kurzen Abschied verschwanden sie. Der Motor des Porsche dröhnte auf, und Alfried jagte bergabwärts, an seiner Seite eine Frau mit einer reichhaltigen Vergangenheit, die soeben den erstaunlichen Namen Vera Hossenfeldt-von Langer-Wisbar-Knauer-Krupp von Bohlen und Halbach erworben hatte.

Die Flitterwochen dauerten lange. Es ging nicht anders, denn Krupp hatte noch immer kein festes Zuhause, und manchmal muss Vera den Eindruck gehabt haben, dass sie auf der Flucht seien. Während des ersten Ehejahrs waren sie fast ununterbrochen zwischen Mehlem und fünf verschiedenen Wohnungen unterwegs. Als fester Wohnsitz wäre das von Berthold und Jean Sprenger requirierte Haus in Bredeney ideal gewesen, aber das war jetzt überfüllt. Jean hatte sein Atelier vergrößert, und Jeans Bruder hatte geheiratet und war auch eingezogen. So fuhren die Jungvermählten zwischen diesem Haus, Blühnbach, dem Walsertal, Fritz Krupps altem Jagdhaus bei Koblenz und einer von Alfried gemieteten Villa in Hösel, einem Dorf zwischen Kettwig und Ratingen, ungefähr 20 Minuten von Essen entfernt, hin und her. Die Briten sassen immer noch in der Villa Hügel, aber das machte nichts mehr; Vera warf einen Blick auf die Nordfront des Schlosses und ihr wurde fast übel. Alfried wollte sowieso nicht darin wohnen. Aus symbolischen Gründen musste es sein offizieller Wohnsitz bleiben. Aber ihren Alltag würden sie in einem kleineren, hypermodernen Haus verbringen, das im Park entstand²².

Wie einst sein Urgrossvater, so hatte auch er persönlich den Baugrund ausgesucht und die Arbeiter ausgewählt. Mit fünfzehn Zimmern und fünf Bediensteten – ganz zu schweigen von den Leibwächtern – würden er und Vera samt ihrer Sportwagenkollektion komfortabel leben können, dachte Alfried. Sie stimmte bei, obgleich sie nicht so begeistert davon war wie Alfried, dass Bertha sich entschlossen hatte, Österreich zu verlassen und in die Villa Springorum zu ziehen, einen alten Ziegelbau, nur 30 Meter weiter in der Berenberger Mark 10. Die alte Dame brauchte nur noch eine Hausangestellte, aber keine Macht der Welt hätte sie von ihrem Sohn fernhalten können. Schon

beklagte sich Vera bei einer Freundin: «Seine Mutter Bertha [hat] ein zu strenges Hausregiment geführt²³.»

Niemand konnte die Reibungen innerhalb der Familie bemerken, denn das junge Paar war ständig unterwegs. Vera liebte das Nomadendasein, und während dieser Periode in Alfrieds Leben war sie die ideale Frau für ihn, die ihn auflockerte und mit viel Geschick seine Rückkehr ins öffentliche Leben bewerkstelligte. Als Irmgard sich am 19. Juni in Dortmund mit einem bayerischen Grundbesitzer wiederverheiratete, begleitete Vera Alfried erst zu seinem Kirchenstuhl und stand dann graziös ihrer schüchternen Schwägerin bei, als diese Frau Eilenstein wurde. (Irmgard war bei Weitem nicht so zart, wie sie aussah; in den nächsten zehn Jahren gebar sie sechs Kinder und erwies sich im Lauf der Zeit als eine tüchtige Gutsverwalterin.) Veras nächster Streich war brillant. Am 4. Juli stand das grosse Konsulatsgebäude in Düsseldorf traditionsgemäß allen Amerikanern im Ruhrgebiet offen; als Dr. Knauers ehemalige Frau, so behauptete sie, gehöre sie dazu, und so nahm sie ihren hageren, zurückhaltenden Gatten ins Schlepptau. Dieser Besuch wurde ein diplomatischer Coup. Die deutsche Öffentlichkeit war begeistert, was dem überraschten Konsulat nur angenehm sein konnte und das Gefeilsche in Mehlem etwas erleichterte. Obgleich Alfried sich bei offiziellen Anlässen genauso unbehaglich fühlte, wie es bei Alfred Krupp der Fall gewesen war, waren sie für ihn wichtig; während Vera ihn zu Ausstellungen, Konzerten, Ein-Mann-Vorstellungen und Galaabenden schleppte, wurde die Legende zu Fleisch und Blut. Zugegeben, das Fleisch war mager und das Blut dünn. Im Familienarchiv der Villa Hügel gibt es ein Foto des Konzernherrn, auf dem zu sehen ist, wie er an der riesigen Granitbüste seines Grossvaters vorbeigeht, die damals in Kiel enthüllt wurde, zu Ehren von «Friedrich Alfred Krupps langjähriger Mitgliedschaft im Kaiserlichen Jachtclub zu Kiel, als dessen Mitglied er vor dem Ersten Weltkrieg an vielen Regatten teilnahm». Alfred sieht noch steinerner aus als Fritz, aber der dichtgedrängten Masse der mit Kameras bewaffneten Deutschen im Hintergrund scheint er offenbar zu gefallen²⁴.

Wenn er allein war – und es gab wirklich Zeiten, da Vera nicht bei ihm war, sondern die exklusiven Geschäfte in der Königsallee besuchte und ihren Porsche mit den Einkäufen vollud –, beschäftigte er sich mit seinen eigenen neuen Kameras, hörte Wagner-Musik oder sass im *Essener Hofherum*, wie es Gustav, Fritz und Alfred vor ihm getan hatten. Das Hotel war noch nicht wieder in seinem Besitz, aber ein bekannter Hotelier hatte es renovieren lassen, die liegengebliebenen Stöckchen der Engländer in die Mülltonne geworfen und die Gästezimmer modernisiert. Die Empfangs- und Aufenthaltsräume waren wieder im Stil des 19. Jahrhunderts erstanden. Alle Scheusslichkeiten der wilhelminischen Ära waren wieder da, und hier, umgeben von reichverzierten Balkongittern, gewundenen Treppenaufgängen, düsteren Teppichen und massivem Mobiliar, fühlte sich Krupp wie ein Krupp²⁵.

An einem Sommerabend des Jahres 1952 erschien in diesem pompösen Mausoleum der in der Geschichte des Hauses wohl am wenigsten in diese Atmosphäre passende Gast, ein 38jähriger Pommer namens Berthold Beitz. Beitz war ein Produkt des Wirtschaftswunders; im früheren Deutschland wäre er nie nach oben gekommen. Sohn eines Greifswalder Bankkassierers, machte er gerade seine Banklehre durch, als der

Krieg ausbrach. Er ging zur Deutschen Shell nach Hamburg und kam um den Militärdienst herum, indem er die Leitung der Ölfelder von Boryslaw im besetzten Polen übernahm. Nach dem Krieg wurde er, der nie in der Partei gewesen war, in der Aufsichtsbehörde für die Versicherungsgesellschaften in der britischen Zone angestellt. Obwohl er noch nie eine Statistik gesehen hatte, bluffte er sich durch und heuerte alte Nazis mit Erfahrung im Versicherungswesen an, die für ihn die Arbeit taten. Als die Berliner Blockade zu Ende ging, war er zum Generaldirektor der Germania-Iduna-Versicherung aufgestiegen, und sein Verkaufsgenie hatte die Firma innerhalb von vier Jahren in der bundesdeutschen Versicherungsbranche vom sechsten auf den dritten Platz gebracht²⁶.

Der gutaussehende, extrovertierte und redefreudige Beitz machte kein Geheimnis aus seiner Bewunderung für die neueste Mode aus der Madison Avenue. Als er von der Konkurrenz verächtlich «der Amerikaner» getauft wurde, machte er das fröhlich publik. Er trug anthrazitgraue Flanellanzüge, wurde zum Jazz-Fan und sprach amerikanischen Slang. An jeden Vorschlag, der auf seinen Schreibtisch flatterte, heftete er entweder einen Zettel mit «OK» an oder einen mit «KO», wenn er dagegen war; und er beschrieb seine Mutter liebevoll als «ein *tough baby*». In einem Land, wo man auf Titel und Etikette viel Wert legt, befeiligte sich Beitz einer aggressiven Ungezwungenheit. Neue Angestellte pflegte er so zu begrüßen: «Nennen Sie mich einfach Beitz. Wenn mir Ihre Arbeit gefällt, werde ich Sie beim Vornamen anreden²⁷.»

Wenn er an diesem Sommerabend im zweiten Jahr von Alfrieds wiedergewonnener Freiheit die Wahl gehabt hätte, würde «der Amerikaner» es vorgezogen haben, zu Hause in Hamburg Louis Armstrong oder Muggsy Spanier zuzuhören und dabei mit der blankpolierten Schuhspitze im Takt zu wippen. In seinen Augen war der *Essener Hof* so einladend wie ein viereckiger Spielzeugwürfel. Aber Jean Sprengers Atelier war hier, und Beitz hatte, um die alten Hamburger etwas aufzurütteln, Sprenger den Auftrag für eine 2,70 Meter hohe nackte Frauenfigur erteilt, die in dem neuen Glaspalast der Germania-Iduna aufgestellt werden sollte. Da er sich nicht imstande fühlte, Essens trostloses Nachtleben ohne einen Martini und anregende Gesellschaft zu überstehen, lud er Sprenger und Berthold von Bohlen zum Abendessen ein. An Alfrieds Stammtisch, links in der Ecke vom Kamin, fragte Berthold Herrn Beitz, ob er Lust hätte, seinen berühmten Bruder kennenzulernen. «Okay», sagte Beitz mit strahlendem Lächeln. Später erinnerte er sich daran: «Schliesslich war ich jung, und der Name Krupp hatte einen magischen Klang für mich²⁸.»

Berthold sagte, dass er in den nächsten Tagen ein Treffen arrangieren werde. Ihm kam nicht die leiseste Ahnung, dass er soeben einen Zeitzünder gelegt hatte, der eines Tages das alte Gebäude, das «Allerhöchstdenselben», die französische Besatzung, den Führer, die Royal Air Force und Nürnberg überlebt hatte, in die Luft sprengen würde.

In Mehlem waren die drei «Erpresser» aus Washington, London und Paris weniger vom Klang von Alfrieds Namen beeindruckt. Sie bestanden darauf, dass er Privilegien aufgab, die er als sein Geburtsrecht betrachtete. Die Unterhändler versuchten, ihre Beherrschung zu bewahren, aber einmal klang von Krupps Seite am Konferenztisch eine heisere Stimme auf: «Die Deutschen werden wie Nigger behandelt!», und in einem

raschen Ablenkungsmanöver verlangte Alfried, dass Sir Brian für die Rückgabe von 370 Kunstgegenständen sorgen möge, die – wie die Diener ihm berichtet hätten – aus der Villa Hügel gestohlen worden seien. Es war ein Symptom des Verebbens der alliierten Flut, dass Whitehall sofort einen erstklassigen Agenten für diese Aufgabe freistellte, der die meisten Kunstgegenstände wieder aufspüren konnte. Im September 1952 waren endlich die Grundbedingungen des Vertrags ausgehandelt. Jedes von Alfrieds vier Geschwistern sowie sein Neffe Arnold von Bohlen sollte zehn Millionen Mark in bar oder in Form von Beteiligungen an zweien seiner Betriebe – Capito und Klein in Düsseldorf (Walzstahl) und Westfälische Drahtindustrie in Hamm – erhalten. Die Kinder Berthas, ausgenommen Alfried, sollten gemeinsam Eigentümer von Klausheide sein – einer kleinen Samenzucht nahe der belgischen Grenze, wo Gustavs landwirtschaftliches Fiasko stattgefunden hatte –, und zwar in Gemeinschaft mit Arnold; der Besitz war zur Erinnerung an –die Heldentaten seines Vaters in der Luftwaffe auf dessen Namen getauft worden. Haralds Anteil sollte deponiert werden, bis die Russen ihn freigelassen hätten – wenn das überhaupt jemals geschah. Nach Gesetz Nr. 27 der Alliierten Hohen Kommission waren alle deutschen Kohle- und Stahlindustrien Krupps Kontrolle zu entziehen. Er sollte den Lastwagen-, Lokomotiv- und Schiffsbau behalten. Als Kompensation für seine Verluste sollte er 70 Millionen Dollar erhalten²⁹.

Als dieser Vorausbeschluss im Oktober bekanntgegeben wurde, schlug er im Unterhaus wie eine Bombe ein. «Die Reaktion auf McCloy's Entscheidung war auffallend heftig, besonders in der britischen Presse», schrieb Alistair Horne im Londoner *Daily Telegraph*, «aber das war nichts im Vergleich zu dem Sturm, der sich erhob, als die Alliierte Hohe Kommission gezwungen wurde ..., die Einzelheiten ihres Plans zur Liquidierung' des Krupp-Konzerns bekanntzugeben.» Ein Karikaturist des *Sunday Pictorial* zeichnete Alfried, wie er über einen Wald aus rauchenden Schloten hinwegblickt, während die Gestalt des Todes ihn mit Knochenfingern voranschleibt. Im Unterhaus konnte sich Aussenminister Anthony Eden nur dadurch vor den losbrechenden Fragen retten, dass er der Labour-Regierung die Schuld zuschob, weil diese, wie er sagte, die Rechtsgrundlage für die Bereitstellung einer Kompensation geschaffen habe. Er erklärte, dass das alliierte Recht keinerlei Handhabe für eine Beschlagnahme biete – eine glatte Erfindung, die der Opposition aber nicht auffiel*. Das Gesetz sehe tatsächlich eine derartige Zahlung vor, behauptete er³⁰.

Aber selbst das genügte noch nicht, und so ging er noch einen Schritt weiter: «Die Regierung beabsichtigt, dafür zu sorgen, dass es Herrn Krupp nicht gestattet ist, den Erlös aus dem Verkauf seiner Unternehmen dazu zu verwenden, dass er sich wieder in die Kohle- und Stahlindustrie einkauft oder Majoritäten erwirbt. Zur Zeit wird zwischen den Hohen Kommissionen und der Bundesrepublik darüber diskutiert, wie das gewährleistet werden kann.» Krupp gab darauf keine direkte Antwort. Er beauftragte jedoch Hardach, der als sein Sprecher fungierte, eine Erklärung abzugeben, in der alle

* Um es zu wiederholen: Das am 20. Dezember 1945 in Berlin verabschiedete Gesetz Nr. 10 des Alliierten Kontrollrats, das von Feldmarschall B. L. Montgomery für das Vereinigte Königreich unterzeichnet wurde, spezialisierte «Verlust des Vermögens» ohne jedwede Einschränkung (*Official Gazette of the Control Council for Germany*, Berlin, 1946).

Versuche, ihm den Zugang zu seinen Berg- und Hüttenwerken zu verweigern, als «eine Barriere, die gegen die deutsche Verfassung verstösst, eine Verweigerung der einfachsten Menschenrechte und eine Unterdrückung des Handels» bezeichnet wurden. Das rief in England einen neuen Tumult hervor. Am Waffenstillstandstag* veröffentlichte James Cameron im *Daily Mirror* eine Polemik unter der Überschrift: «Der Schosshund des Krieges jault immer noch nach Gerechtigkeit», und im Unterhaus griff Clement Davies wieder die Frage der Kompensation auf. «Die Zahlung eines so riesigen Betrages an die Familie, deren Wirken für Hitler eine so wichtige Unterstützung war, hat überall auf der Welt die Menschen schockiert», sagte er. «Da Krupp überführt wurde, Sklavenarbeiter verwendet und das Eigentum anderer an sich genommen zu haben, wäre es dann nicht möglich, einen Teil seines Reichtums den Menschen zukommen zu lassen, die unter seinen Handlungen leiden mussten³¹?»

Das war eine peinliche Frage, und da einige der Leidtragenden ebenfalls Rechtsanwälte hatten, sollte sie Alfried bis an sein Lebensende plagen. Für die Betroffenen war es Pech, dass sie im Kalten Krieg keine Rolle spielten. Die öffentliche Meinung in Deutschland und Krupps fachliche Qualifikationen waren wichtiger, und so wurde nach einer Pause von fast vier Monaten der Krupp-Vertrag in seiner endgültigen Fassung niedergelegt. Der Definitionsbrief legte fest, dass es Krupp untersagt war, «... legierten Stahl auf irgendeine andere Weise herzustellen als in kleinen Quantitäten, wie es Eigenart der Unternehmen [ist], die im Besitz von Alfried Krupp bleiben.»

Das gleiche galt für das Warmwalzen von Stahl. Jedoch erklärte der Definitionsbrief, dass «... die Produktion von Widia nicht als Teil der stahlerzeugenden Industrie anzusehen ist³²». Krupps Zechen Hannover-Hannibal und Konstantin der Grosse in Bochum waren Treuhändern zu übergeben, die sie unter bestimmten Bedingungen an ausländische Interessenten veräussern durften. Der Rest von Alfrieds Schwerindustrie wurde unter der Hütten- und Bergwerke Rheinhausen Dachgesellschaft zusammengefasst. Dieser Holdinggesellschaft sollten alle Stahlwerke des Konzerns, alle Kohlengruben und Erzlager gehören – die Fabrik in Rheinhausen, die Essener Bergwerke, die eisenverarbeitende Tochtergesellschaft von Sieg-Lahn-Bergbau, die Kohlengruben Rossenray, Rheinberg und Alfred und die Zechen der Gewerkschaft Emscher-Lippe. Die Holdinggesellschaft sollte 12'792'000 Dollar Stammkapital sowie 7'466'000 Dollar in Wandelschuldverschreibungen haben. Drei angesehene deutsche Treuhänder wurden bestimmt: der ehemalige Reichskanzler Hans Luther sowie Herbert Lubowski und Carl Goetz, zwei Bankiers ohne Nazivergangenheit. Für eine Provision von 0,5 Prozent sollten die Treuhänder innerhalb von fünf Jahren ab dem nächsten 31. Januar die Firmen der Holdinggesellschaft an «unabhängige Personen» verkaufen; falls sich bis dahin keine Käufer gefunden hätten, seien die Firmen dem ersten Bieter zuzuschlagen. Die einzigen Personen, die als Käufer ausgeschlossen blieben, waren Krupp selbst, Angehörige seiner «engsten Familie oder ... Personen, die in ihrem Auftrag handelten». Kruppianer, die in den «abgetrennten Betrieben», wie sie genannt wurden, angestellt waren, durften bis zu zehn Prozent der Aktien und Schuldverschreibungen der Holdinggesellschaft erwerben³³.

* Der *Armistice Day* ist ein Gedenktag an den 11. November 1918.

Alfried blieb trotzdem ein Multimillionär. Zu seinen Einkünften gehörte unter anderem eine 24prozentige Tantieme auf die Förderung in Rossenray und Rheinberg, die – unter britischer Verwaltung stehend – einen jährlichen Ertrag im Wert von 2'324'000 Dollar hatten. Und obgleich er seine Grundstoffindustrien verloren hatte, war er immer noch der alleinige Inhaber von allen Produktionsstätten, Werken, Fabriken, Werften und Absatzmärkten, die zur Firma gehörten. In einer Analyse der Klauseln und Subklauseln stellte *Fortune* fest, dass «Krupps Reich nicht nur vertikal, sondern auch horizontal aufgeteilt» worden sei³⁴. Aber selbst jetzt konnte Alfrieds Besitz noch auf 140 Millionen Dollar geschätzt werden. Er war nicht mehr der fabulöse Magnat der Hitler-Ära, aber die tausend Jahre waren ja auch um. In jeder Währung und zu jedem Wechselkurs war er einer der reichsten Männer der Welt. Aber wie dem auch sei, nach der Unterzeichnung des Vertrags von Mehlem am 4. März schien es für ihn keine Aussicht zu geben, die wirtschaftliche Macht der Dynastie wieder konzentrieren zu können.

Doch selbst damals erhoben sich schon Zweifel daran. In der Bundesrepublik wurden die Berichte über Essens Neuordnung mit grösstem Interesse studiert, und durch ihre eigene Presse erfuhren die Deutschen das, was den ausländischen Korrespondenten entgangen war: «Das Abkommen, das er unterschreiben musste, enthielt in dieser Hinsicht keine Andeutung auf irgendeine Verpflichtung, sich in Zukunft von der Rüstungsproduktion fernzuhalten.» Das war eine merkwürdige Unterlassung, die ernste Bedenken bezüglich der Motive der alliierten Unterhändler aufkommen lässt. Nach Nürnberg, sollte man meinen, hätte eine solche Klausel den Vorrang vor allen anderen haben müssen. Der Anhang betreffend Widia bot eine weitere Hintertür. Die wörtliche Auslegung gestattete Krupp, so viel Stahl zu erzeugen, wie er wollte; er brauchte nur die Blöcke von anderen Schlotbaronen zu kaufen und die Verträge von cleveren Juristen aufsetzen zu lassen. Das wäre natürlich eine Umgehung der Abmachungen, aber von niemandem, den man einen «Schosshund des Krieges» geheissen hatte und dessen Mitarbeiter sich «wie Nigger behandelt» fühlen, kann man erwarten, dass er vor der Anwendung einer List zurückscheut. Alfried hatte schon immer Winkelzüge angewandt, und er hatte sich mit der Tatsache abgefunden, dass jeder Versuch, den Ruf der Familie im Ausland aufzupolieren, ihm nur Misserfolge und Demütigungen einbringen würde. In den Augen der Weltmeinung war der Name Krupp gleichbedeutend mit den Werkzeugen des Krieges. Als er Vera die lange Liste seiner Produkte für den zivilen Bedarf rezitierte, war sie höchst erstaunt. «Warum wissen das nicht mehr Menschen?» fragte sie. «Warum kannst du es ihnen nicht sagen?» Er seufzte. «Niemand würde mir glauben», erwiderte er. «Jeder glaubt, wir machen Waffen, nichts als Waffen, selbst die Deutschen³⁵.»

Seine Landsleute waren auf ihre Waffenschmiede immer stolz gewesen, aber das übrige Europa blieb auf der Hut. Das eine Problem war der Familienname. Über die Einstellung des Auslands schrieb Norbert Mühlen:

Krupp ist kein sanft klingender Name. Wie man ihn auch ausspricht, er klingt wie der Schuss einer Kanone, die Explosion eines Geschosses, das Donnern eines Tiger-Panzers – kurz, ähnlich den Geräuschen all der tödlichen Waren, die Krupp durch ein konfliktreiches Jahrhundert in Massen am laufenden Band produziert hat³⁶.

Alfried hatte sich mit den Beschimpfungen aus dem Ausland abgefunden und war sich der Sympathien der Deutschen sicher, und jetzt fühlte er sich frei, den Mehlemer Vertrag so auszulegen, wie es ihm passte. In dieser Haltung wurde er durch andere Schwächen des Vertrags bestärkt. Die Fünfjahresklausel war ohne Bedeutung. Wenn es sich bei dem zukünftigen Käufer nicht um einen Deutschen handelte, brauchte Krupp nur «zu Preisen, die für ihn annehmbar waren, zu verkaufen». Wenn er den Kaufpreis nicht annehmbar fand, konnte er eine Fristverlängerung beantragen – und in der Zwischenzeit seine Kohle- und Stahlindustrien über die Holdinggesellschaft und durch die Loyalität der dort angestellten Kruppianer kontrollieren. Nach dem Gesetz konnte eine Versteigerung nicht zwangsweise angeordnet werden. Unter dem abgeänderten Besatzungsstatut wurde Bonn von Monat zu Monat unabhängiger. Schon stellten die deutschen Zeitungen der Hohen Kommission die Frage: «Kann ein Bürger eines souveränen Staates sein Geburtsrecht auf drei fremde Mächte übertragen?» Zwei Juristen aus dem Hauptverwaltungsgebäude verneinten das; einer nannte das Abkommen «einen Fetzen Papier», und der andere sagte: «Ein erzwungenes Versprechen ist kein Versprechen.»

Pacta sunt servanda – Verträge müssen eingehalten werden – ist einer der ältesten Stützpfeiler des internationalen Gleichgewichts. Aber die junge Bundesrepublik sah keine Möglichkeit, ablaufenden alliierten Statuten Geltung zu verschaffen, und kurze Zeit später verlor das Gesetz Nr. 27, das der deutschen Industrie die Entflechtung vorschrieb, seine Gültigkeit; schon war die internationale Aufsichtsbehörde für das Ruhrgebiet von der übernationalen europäischen Kohle- und Stahlbehörde abgelöst worden. Daher hatte Adenauer klug jede Verantwortung für Mehlem abgelehnt. Die Hohen Kommissare hatten daraufhin hieb- und stichfeste persönliche Garantien von Krupp verlangt. Sie sagten dem Bundeskanzler, dass es Alfrieds «persönliche und moralische Verpflichtung» sei, zu seinem Wort zu stehen. Er hatte sie glauben gemacht, dass das auch seine Überzeugung sei. In der Woche nach der Unterzeichnung und Besiegelung des Vertrags gewährte Krupp Ian Colvin vom Londoner *Sunday Express* eines seiner seltenen Exklusivinterviews. Er sagte unter anderem: «Ich habe eine Vereinbarung unterschrieben, weder Kohle noch Stahl zu produzieren, und werde mich daran halten³⁷.»

Ein Jahr später wiederholte er dieses Versprechen Henry Luce gegenüber – im Beisein von Vera während eines Mittagessens im Londoner Flughafenrestaurant. Luce glaubte ihm damals und konnte ihm später nie verzeihen. Es gab einige Skeptiker. So hielt Colvin eine Bemerkung Krupps fest: «In der Verfügung über die Veräußerung gibt es eine Klausel, die eine Revision gestattet, falls die Alliierten einverstanden sind⁸⁸.»

Heute wissen wir, dass er damit zum Ausdruck bringen wollte, er würde eine Fristverlängerung beantragen, und dann noch eine und noch eine – bis an sein Lebensende. Damals wurde diese Andeutung nicht verstanden. Gordon Young von der Agentur Reuter meinte später, dass die Hochkommissare Alfrieds Wort «reichlich arglos» akzeptiert hätten. Das war eine phantastische Untertreibung; sie hatten in Wirklichkeit eine *mündliche* Verpflichtung akzeptiert. So unglaublich es klingt, Alfried war am 4. März überhaupt nicht in Mehlem erschienen. Dieses Datum mochte zwar den drei Hohen Kommissaren genehm sein, aber Alfried fand es viel interessanter, mit seiner schö-

nen Frau die Pisten eines abgelegenen Schweizer Wintersportorts hinunterzujagen; mochte doch jemand anders für den Konzern unterschreiben. Über der ganzen Angelegenheit lag etwas Unwirkliches. Trotzdem argumentierte die Londoner *Times* in ihrem wohlwollenden Bericht über den Vertrag, auf dem seine Unterschrift fehlte: «Herrn Krupps grosser Reichtum ist in sich selbst kein Beweis einer besonderen Schuld.»

Krupp wollte jetzt sein ganzes Imperium zurückhaben, und er glaubte, den richtigen Helfer gefunden zu haben. Nachdem Berthold ihm von Beitz erzählt hatte, bemerkte Sprenger: «Er ist wirklich ein aussergewöhnlicher Selfmademan, siebenunddreissig Jahre alt und Generaldirektor einer Versicherungsgesellschaft. Mit dem könnte man etwas machen.» Alfried fragte, ob Beitz noch einmal zurückkommen würde, um die fertige Skulptur zu inspizieren, der Bildhauer nickte, und Alfried schlug vor, dass man dann zu dritt in Sprengers Atelier einen Drink nehmen sollte. Auf einige Runden Drinks folgte ein Diner im *Essener Hof*, und die Freundschaft zwischen Krupp und Beitz machte rasche Fortschritte. Fast jede Woche trafen sie sich zum Skilaufen in St. Moritz. Über Geschäfte wurde nicht gesprochen, aber eines Nachmittags, als sie gerade ein Glas Whisky tranken, erschien urplötzlich Bertha Krupp – wohl die letzte Frau in Europa, von der man erwartet hätte, dass sie Skistiefel anzog –, setzte sich zu Beitz, während ihr Sohn sich anderweitig beschäftigte, und horchte ihn lange und geschickt über seinen Werdegang aus. Kurz darauf machte Bertha einen Besuch bei Erna Stuth, der Mutter von Beitz. «Das war nicht Berthas Idee», erinnerte sich Tilo von Wilmsky später, «sondern Alfrieds. Er beriet sich mit niemandem; ich wusste nicht einmal, was er vorhatte, bis es ein *fait accompli* war. Aber er schätzte die Intuition seiner Mutter im Hinblick auf Blutsverwandtschaften sehr hoch ein³⁹.»

All dies geschah noch vor der Unterzeichnung des Krupp-Vertrags. Am 25. September 1952, als die Verhandlungen von Mehlem noch im Gang waren, dinierten Alfried und Vera mit dem Ehepaar Beitz und Jean Sprenger in dem wiederaufgebauten Hotel *Vier Jahreszeiten* in Hamburg, mit Blick über die dunkle Fläche der Binnenalster. In der Bar unterhielten sich Vera und Else Beitz angeregt mit dem blonden Künstler, als Alfried den «Amerikaner» beim Arm nahm und ihm einen Uferspaziergang vorschlug. An jedem anderen Abend wäre das ein vernünftiges Vorhaben gewesen, aber an diesem speziellen Abend erschien es höchst seltsam: Es goss in Strömen. Vera und Jean blinzelten sich zu; nachdem die beiden Männer gegangen waren, brachen sie in Gelächter aus, denn sie hatten eine Vorahnung der kommenden Dinge. Beitz hingegen war ahnungslos. Später erinnerte er sich: «Offen gesagt, ich nahm an, er wollte wegen einer Anleihe anfragen.» Sie gingen bis Mitternacht spazieren. Aus Beitz' grauer Flanellhose war die Bügelfalte verschwunden, und die Knie waren feucht ausgebeult, als der Konzernherr endlich sagte: «Ich glaube, Sie und ich könnten gut zusammenarbeiten. Wollen Sie nach Essen kommen und mir helfen, meine Firma wieder aufzubauen⁴⁰?»

Ein Jahrzehnt später gab Alfried eine Erklärung für seine Motive: «Unsere Fabriken waren über ganz Westdeutschland verstreut; wir mussten nach neuen Wegen suchen, besonders angesichts der drohenden Entflechtung. Wir waren wie Pferde mit Scheuklappen – und die Scheuklappen waren lang geworden. Wir brauchten ganz einfach je-

manden ohne Scheuklappen.» Er fuhr fort: «Ich wusste, dass ich einen Mann brauchte, der von der ‚Stahlmentalität‘ ganz frei war – je weniger er über Stahl wusste, desto besser. Und ich hatte ihn mehr oder weniger durch Zufall gefunden.»

Trotz seiner Überraschung war Beitz klug genug, nach den Bedingungen zu fragen. Der Konzern, erklärte Krupp, sei mit keinem anderen Industrieverband zu vergleichen. Es gebe zwar einen Verwaltungsrat, aber dessen Funktion sei darauf beschränkt, die Anweisungen des alleinigen Inhabers und – falls Beitz als sein Stellvertreter zu ihm käme – die von Beitz auszuführen. Die Machtbefugnis würde unbegrenzt sein, mit drei Ausnahmen: «Erstens, es dürfen keine Waffen hergestellt werden. Zweitens, es darf keinen Zweifel über die Ausführung der diskriminierenden Auflage der Alliierten über den Verkauf der Kohle- und Stahlunternehmen geben. Drittens, für den Moment muss der Konzern ein Familienunternehmen bleiben⁴¹.»

Der Kandidat erwiderte, dass er darüber erst ein paar Nächte schlafen müsse – und überzeugte Alfried dadurch, dass er die richtige Wahl getroffen hatte. In Wirklichkeit brauchte Beitz keinen Schlaf, sondern Auskünfte. Wie für die meisten Deutschen, so war auch für ihn Krupp etwas Legendäres. Er wusste darüber nicht mehr, als der Durchschnittsfranzose über die Pariser Taxis weiss, der Brite über die City und der Amerikaner über das FBI. Beitz wollte Tatsachen, Zahlen und sachliche Angaben. Am Morgen nach Alfrieds Angebot rief er seinen Freund Axel Springer an, den deutschen Pressezaren, und bat ihn um alle Unterlagen, die er über die Firma hatte. Er ging sie sorgfältig durch, las dann in grösster Eile jedes erreichbare Buch über das Ruhrgebiet und seine Zukunftsaussichten und über die Stabilität des Konzerns. Dann rief er in Essen an und gab Krupp seine Antwort: «Ja, ich bin einverstanden, wenn mein Aufsichtsrat mich gehen lässt⁴².»

Germania-Iduna zögerte, den «Amerikaner» freizugeben. Er habe einen Vertrag, sagte man ihm streng; Verträge müssten eingehalten werden. Aber jeder Vertrag läuft einmal ab, und dieser würde in einem Jahr erfüllt sein. Beitz rief Krupp an und sagte, dass er sich im November 1953 im Hauptverwaltungsgebäude einfinden werde.

Die offizielle Rückkehr aus dem Exil fand am Donnerstag, dem 12. März 1953, statt, acht Tage nach Inkrafttreten des Mehlemer Vertrags, acht Jahre nach Krupps Verhaftung in der Villa Hügel und genau hundert Jahre, nachdem König Friedrich Wilhelm IV. von Preussen Alfred Krupp ein Patent für nahtlose Radreifen gewährt hatte. Alfried war damals 41 Jahre alt gewesen. Alfried war heute 45, und die Gestalt des Urgrossvaters stand sehr deutlich vor des Konzernherrn Auge, als sich sein Sportwagen durch die engen Strassen der Altstadt, vorbei am *Essener Hof* und die kopfsteingepflasterte Altendorfer Strasse hinauf seinen Weg bahnte. Ein paar alte Kruppianer, die in der applaudierenden Menge standen, erinnerten sich ebenfalls an die verrückte alte Bohnenstange; einer wies auf ein restauriertes Standbild von ihm und rief: «Nehmt ihm den Bart ab, und man glaubt, es ist Herr Alfried⁴³!»

Die *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* nannte die Menschenmenge, die gegen den Kordon des Werkschutzes wogte, «festlich», und so war es auch. Kinder schwenkten Fähnchen mit den drei schwarzen ineinandergreifenden Ringen. Hausfrauen warfen Blumenstrüsse vor die Räder des Wagens und knicksten, während Vera, braunge-

brannt von der St. Moritzer Sonne, verwundert um sich blickte. Neben ihr nickte Alfred zurückhaltend mit dem Kopf, als saubergewaschene Arbeiter riefen: «Lang lebe das Krupp-Reich!» Aber innerlich war er gerührt. Vor dem Hauptverwaltungsgebäude stand Essens Oberbürgermeister – ein ehemaliger Krupp-Stahlarbeiter, der diese Stadt mit ihren 695'000 Einwohnern regierte – und gab mit respektvollen Worten der Dankbarkeit und der Freude der Stadt darüber Ausdruck, dass sie ihren hervorragendsten Bürger wieder willkommen heißen dürfe. Dann wandte sich Alfred zu dem versammelten Direktorium und sagte mit ruhiger Stimme: «Ich glaubte, es würde fünfzig Jahre oder noch länger dauern, bis wir uns erholt hätten, aber nie zweifelte ich daran, dass der Tag eines neuen Aufstiegs anbrechen würde⁴⁴.»

Das klang ganz nach Gustav, der, als er unmittelbar nach dem Versailler Vertrag insgeheim mit der Wiederaufrüstung begann, beschlossen hatte, «nicht die Hoffnung zu verlieren, sondern ... an eine lichtere Zukunft zu denken.» Alfreds Mitarbeiter waren nicht so sanguinisch gestimmt. Nachdem sie der neuen Frau Krupp die Hand geküsst hatten, zogen sie sich mit dem alleinigen Inhaber in den zerschrammten Konferenzraum zurück und bemerkten, dass man kaum behaupten könne, die Firma stehe auf eigenen Füßen. Zweifellos seien die Hochrufe draussen erfreulich, aber zur Hälfte sei es nur ein Zweckjubel gewesen; Friedrich Janssens Zahlen wiesen 16'000 aktive Arbeiter und 16'000 Pensionäre aus. Es war klar, dass ein Mann an einer Drehbank nicht einen Mann auf einer Parkbank unterstützen konnte. Das sei richtig, stimmte Krupp zu, aber «seit hundert Jahren ist bei uns immer der Mensch zuerst gekommen». Die Direktoren warfen sich verzweifelte Blicke zu, und Janssen schlug eine umfangreiche Übersicht auf, aus der hervorging, dass nur eine Investition von fast zwei Millionen Mark die Firma Fried. Krupp, Essen, wieder auf den Stand von 1943 bringen konnte. Es schien unmöglich⁴⁵. Alfreds Gesicht versteinerte sich. *Nichts* sei unmöglich.

Ich habe den Begriff Unmöglichkeit in meinem Leben nie kennengelernt. Ich bin überzeugt davon, dass ich den Letzten Willen meines Urgrossvaters befolgen muss, obgleich er hundert Jahre alt ist. Ich verbiete Defätismus. Meine Herren, ich bin seit siebzehn Jahren in diesem Geschäft. Der Handel wird sich wieder erholen⁴⁸.

Janssen war seit 35 Jahren in diesem Geschäft, und er zog ein langes Gesicht. Aber Krupp hatte einen Vorteil vor seinem Direktorium. Während sie sich mit Bilanzen und Statistiken beschäftigten hatten, hatte er das Profil der Weltwirtschaft studiert. Der Waffenstillstand in Korea stand bevor; innerhalb eines Jahres würden auf allen Kontinenten riesige Absatzmärkte für die Produkte der Schwerindustrie offen sein. Er brauchte zwar Kapital, aber ein Krupp würde immer Kredit bekommen, und Bonn würde genauso kooperativ sein, wie es Berlin gewesen war. Das war ein Gebot der Politik. Der neue Bundeskanzler würde ein gesundes Ruhrgebiet begrüßen, und er würde sich die Dynastie bestimmt nicht zum Feind machen wollen. Daher blieb Alfred optimistisch. Als einer der Direktoren eine Stundung der Rentenzahlungen vorschlug, sagte er unwillig: «Nein!» Man werde den Pensionären zunächst 50 Prozent ihrer Bezüge auszahlen und sie innerhalb eines Jahres auf den vollen Betrag steigern. Die Renten seien die beste Investition der Firma. Um das zu beweisen, ging er mit den Direktoren vors

Haus und liess Hermann Waldeck rufen, einen rauhen alten Sozialdemokraten, der 50 Jahre lang in der Fabrik gearbeitet hatte. Krupp wies auf die teils schwarzen, teils rostüberzogenen Ruinen der Gussstahlfabrik und fragte den alten Mann, ob er glaube, man könne das wieder aufbauen. Waldeck brummte: «Gewiss, wir sind ja alle immer noch Kruppianer⁴⁷.»

Schon am nächsten Tag appellierte Alfried an den alten Krupp-Geist und gab das Signal für alle Facharbeiter, die ihr Handwerk an den Werkbänken des Konzerns gelernt hatten, an ihre Arbeitsplätze zurückzukehren. Er konnte jetzt keine attraktiven Löhne bieten; trotzdem verdoppelte sich die Belegschaft, verdoppelte sich nochmals und wuchs dann pro Monat um tausend Mann an. Für sie alle war seine Haltung in der Frage der Rentenzahlungen ein Beweis dafür, dass er ein echter Krupp war. Einige seiner Mitarbeiter hatten gedacht, dass sich bei den Älteren die Bande der Tradition stärker auswirken würden. Aber seltsamerweise war es genau umgekehrt. Die Personalabteilung berichtete, dass die Familienväter sich nach Stundenlöhnen und Vergünstigungen erkundigten. Die Jüngeren wollten nichts als für Krupp arbeiten.

Man sah ihn nur selten. In diesem ersten Jahr des Wiederaufbaus gingen Alfried und seine Frau von neuem auf geheimnisvolle Reisen. Aber jetzt waren es keine Vergnügungsfahrten mehr. In seinem neuen Privatflugzeug besuchte er zum erstenmal seit siebzehn Jahren wieder London, speiste mit Vera im *Savoy Grill* und flog am nächsten Morgen weiter zu den Bahamas. Niemand kannte den genauen Aufenthaltsort des Ehepaars. Sie waren Gäste auf dem Besitz von Axel Wenner-Gren, einem deutschfreundlichen und einflussreichen schwedischen Financier, der ein langjähriger Freund der Familie war. In den zwanziger Jahren war er Gustav bei seinen heimlichen Bestrebungen von Nutzen gewesen. Jetzt schlug Alfried ihm die Zusammenarbeit bei einem geheimen Machtspiel vor, das die Fleet Street bis in ihre Grundfesten erschüttern sollte. Nachdem Wenner-Gren zugestimmt hatte, flog Alfried zuerst nach Mexico City, um «eine deutsche Ausstellung zu eröffnen» – in Wirklichkeit konferierte er mit argentinischen Millionären – und dann zurück über den Atlantik nach Dublin. Niemand konnte verstehen, was er in Irland zu suchen hatte. Er sagte, er wolle sich nur die Landschaft ansehen – in Wahrheit war es ein neuentdecktes Erzlager. Auf dem Weg nach London besuchten die Krupps den Farnborough Air Display, um zu sehen, was es bei der Royal Air Force Neues gab. Dann folgte das dreistündige Mittagessen mit Henry Luce, das der Anlass zu einer Titelstory in *Time* war: «Das Haus, das Krupp baute⁴⁸.»

Das 300-Zimmer-Haus, das Alfred Krupp in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts gebaut hatte, war wieder Eigentum seines Urenkels. Zwei Wochen nach Alfrieds feierlichem Einzug in Essen fand dort das erste Familientreffen nach dem Krieg statt. Der Anlass war die Konfirmation des fünfzehnjährigen Arndt von Bohlen in Bredeneys evangelischer Kirche. Die Zeremonie hatte für die Familie keinerlei religiöse Bedeutung. Das letzte Familienmitglied, das noch aktiv seinem Glauben anhing, war Margarethe gewesen, die den Grund für diese Kirche gestiftet hatte. Alfried stiftete jetzt eine Orgel, aber das war lediglich als Geste des Zweiten Standes gegenüber dem Ersten zu werten. Die Feier am 29. März 1953 ist hauptsächlich deshalb von Interesse, weil sie nicht nur Vater und Sohn zusammenführte, sondern auch die erste Gelegenheit

für ein Zusammentreffen zwischen Bertha Krupp und ihrer neuen Schwiegertochter war. Bertha nickte ihr zu – genau einmal. Nachdem sie Alfried gezwungen hatte, sich von Anneliese Bahr zu trennen, weil diese einmal geschieden war, konnte man kaum annehmen, dass die Herrscherin der Familie zu einer dreimal Geschiedenen besonders freundlich sein würde. Die darob verärgerte Vera liess ihren gepflegten Charme vor Arndt spielen, was für ihn sicher aufregend war. Es mag auch ein Omen gewesen sein. Anneliese, die in ihrer Villa am Tegernsee geblieben war, hatte in den letzten Jahren an Weltgewandtheit viel dazugelernt; eine ihrer besten Freundinnen war jetzt Mady Rahl, eine blonde Schauspielerin, die ihre erste Jugendblüte hinter sich hatte und in Hitlers Hofstaat ungemein beliebt gewesen war, und durch Mady lernte der Junge, dass grosser Reichtum ungeahnte Freuden verschaffen kann. Trotzdem war Mady keine Vera. Das Zusammentreffen mit der mondänen zweiten Frau seines Vaters war für Arndt der Auftakt zu seiner eigenen spektakulären Zukunft⁴⁹.

Inzwischen hatte die neue Frau Krupp, als sie in die Reichweite ihrer gebieterischen Schwiegermutter geriet, einen beunruhigenden Vorgeschmack ihrer eigenen Zukunft bekommen. Die Eroberung eines leicht zu beeindruckenden Jünglings war nur ein hohler Sieg. Bertha zu gewinnen, das zählte, und die erste Konfrontation war ein Fiasko gewesen. Vera hatte eine Niederlage erlitten und war mit Hochmut und Verachtung behandelt worden. Eine zweite Niederlage folgte einige Monate später, und zwar in der gleichen Umgebung. Beitz war soeben zur Familie gestossen, mit den Fingern schnipsend und Dixieland summend, und um «die Media» mit dem nicht vorhandenen Reichtum der Firma zu beeindrucken, schlug er eine Modenschau von Christian Dior in der Villa Hügel vor. Alfried beriet sich mit seiner Mutter, und im Hauptverwaltungsgebäude hielt man den Atem an. Beitz gewann. Die gleichen Eigenschaften, die Bertha bei Vera ablehnte, fand sie bei ihm sympathisch. Er war ein deutscher *Mann* – das war der Unterschied. Und dann wurde die Dior-Schau zum grössten Erstaunen aller, einschliesslich ihrer selbst, ein Triumph für Bertha Krupp.

«Das war der Tag», erzählte mir Beitz, «an dem ich erkannte, dass sie die *grosse* Bertha war und nicht die *dicke* Bertha. Ihre Grösse wurde durch ihren Sinn für Humor unterstrichen. Sie amüsierte sich so sehr darüber, dass die Reporter *sie* sehen wollten und nicht die hübschen Vorführdamen.» Vielleicht trug es zu ihrem Amusement bei, dass unter den Jüngeren, die sie so erfolgreich an die Wand spielte, ihre eigene Schwiegertochter war. Vera hatte einen vollen Tag in Düsseldorfs teuerstem Kosmetiksalon verbracht, hatte sich massieren lassen und unter der Trockenhaube geschwitzt. Keines der vorgeführten Kleider konnte sich mit dem Modell messen, das Pucci eigens für sie entworfen hatte. Aber da stand sie, unbeachtet, in einer Ecke neben dem geschnitzten Treppenaufgang. Sie war ja hier die Hausherrin, doch die Presse schenkte ihr soviel Beachtung, als ob sie eines der Zimmermädchen gewesen wäre⁵⁰.

Ihr Mann hätte alles ins Lot bringen können. Aber zu ihrem Pech war er nicht da. Seit Mehlem hatte sie ihn immer seltener gesehen, und seine langen Abwesenheiten waren für sie eine weitere Quelle der Unzufriedenheit. Wie eine mitfühlende Freundin später sagte, «hatte Alfried Krupp für ihren Geschmack zu viel gearbeitet». London,

Nassau, Mexiko und Berlin hatten ihr Spass gemacht. Hier sass Alfred meist mit Beitz über seinen Schreibtisch gebeugt, oder er war in Bonn oder in dem schmierigen Dunst von Rheinhausen auf der anderen Seite des Flusses. Selbst wenn er nach Düsseldorf fuhr, der einzigen Stadt im Ruhrgebiet, die in Veras Augen ein echtes Flair hatte, mied er die Königsallee und die Flingerstrasse und sass stattdessen in den Geschäftskontoren. Wenn sie ihm Vorwürfe machte, beschwor er die Erinnerung an Alfred, dessen Charisma sie nicht begriff. Als Konzernherr, so sagte er, müsse er an seine Kruppianer denken.

Das monarchische Prinzip liess ihm keine andere Wahl. Geduldig erklärte er ihr, dass dies nicht General Motors oder Du Pont sei. Die Firma habe keine Aktionäre; alles ruhe auf ihm. Warum nicht alles verkaufen? protestierte sie. Er starrte sie so entsetzt an, als ob sie eine furchtbare Gotteslästerung gesagt hätte. Sie fingen an zu merken, dass sie in verschiedenen Sprachen redeten. Für Vera gab es keinen einleuchtenden Grund dafür, dass ein Mann tagein, tagaus schwer arbeitete, wenn er leicht einen Scheck über hundert Millionen Dollar ausstellen konnte. Für Krupp war Geld ohne Bedeutung. Die wachsende Entfremdung wurde dadurch gesteigert, dass sie zu wenig Zeit fanden, um darüber zu sprechen. «Für Alfred bedeutete die Firma alles», sagte Jean Sprenger, der der Vertraute beider war. «Ein Krupp zu sein, ist eine grosse Sache. Sie erfordert Hingabe.» Ungefähr das gleiche sagte Alfred zu Vera. Daraufhin fragte sie ihn, weshalb er nie ein Konzert besuche, nie ein Buch lese oder eine üppige Party für richtige Leute gebe, mit denen man Spass haben könne. Er antwortete schlicht: «In einem Leben wie meinem hat man sehr wenig Zeit⁵¹.»

Vielleicht hätten sie in den Vereinigten Staaten einen modus vivendi finden können. Sie hatte keine Kinder; sie hätte ihn auf seinen Reisen durch die Bundesrepublik begleiten können, aber im «Vaterland» hatte die Frau zu Hause zu bleiben. Sie nahm an einem öffentlichen Empfang teil und musste die Demütigung erdulden, von einem verwirrten Gastgeber, der nicht im Traum daran dachte, dass sie zu Alfred gehörte, als «Frau Cook» vorgestellt zu werden. Selbst die Freizeitgestaltung war hauptsächlich auf Männer zugeschnitten. Bei der Durchsicht von Fritz Krupps gewissenhaften Aufzeichnungen über Alfred stellte Alfred fest, wie sehr Alfred sich auf Longsdon verlassen hatte. Der jetzige Repräsentant der Firma in England war Klaus Ahlefeldt-Lauritz, ein dänischer Graf, der am Eaton Square in London wohnte. Der «alleinige Inhaber» bat den Grafen um Rat, und dieser schlug Wochenend-Jagdpartien vor. Jagdausflüge waren privat, fielen nicht auf und brachten wichtige Leute zwanglos zusammen. Zu Veras Pech waren solche Zusammenkünfte nur für Männer. Wenn Krupp in Gesellschaft der amerikanischen und britischen Botschafter in Bonn in Grossvater Fritzens altem Jagdrevier hinter Wildvögeln her war, konnten sich Beitz und Ahlefeldt dazugesellen, aber Frau Krupp blieb ausgeschlossen. Ungefähr um diese Zeit machte Alfred die erste Fahrt mit der *Germania* Vin der Nordsee. Danach liess er keine Kieler Regatta aus. Sie war nie dabei.

Nach dem im Ruhrgebiet herrschenden Brauch hätte sich ihre Rolle darauf beschränken sollen, seine Trophäen zu bewundern und sie in seinem Arbeitszimmer anbringen zu lassen. Sie zog es vor, sich für seine Geschäfte zu interessieren. In Amerika erwartet man von einer Ehefrau, dass sie sich eifrig um die Karriere ihres Mannes

kümmert. Im Ruhrgebiet gilt das als *shocking*, aber Vera liess sich nicht einschüchtern. Ständig stellte sie ihm und seinen Mitarbeitern sehr direkte Fragen. Eine der wenigen zwanglosen Gesellschaften, bei denen die verschiedensten Leute zusammenkamen, war das Einzugsfest für ihre 200'000-Mark-Villa in der Berenberger Mark. Alle Ruhrbarone, führende Financiers und Angehörige des Adels kamen an diesem Tag zum Hügel-Park. Die Ehefrauen waren getreu dem Motto erzogen worden, das über ein halbes Jahrhundert zuvor von einem Berater der Kaiserin aufgestellt worden war: Die Töchter aus gutem Haus sollen ein gutes Französisch lernen, Manieren bekommen und tüchtige Hausfrauen werden.

Die Hossenfeldts gehörten nicht zu den guten Familien, Veras Französisch hätte in den Hafenkneipen von Marseille Aufsehen erregt, und sie hatte nie ein Ei gekocht. Und während die anderen Damen Bemerkungen über die Einrichtung und die Blumenarrangements murmelten, wich Frau Krupp nicht von Herrn Krupps Seite. Sie hatte sich den unpassendsten Moment ausgesucht. Der Chef eines der grössten und angesehensten europäischen Bankhäuser war zu der Gelegenheit aus Hamburg gekommen. Zehn Jahre später erzählte der Bankier: «Ich wollte mit Alfried etwas Geschäftliches besprechen. Es war eine recht diffizile Angelegenheit, aber wir konnten sie nicht loswerden. Sie blieb ganz einfach da – sie wollte alles wissen, was ihn betraf. So zuckte ich nur mit den Schultern und verschob das Gespräch auf ein andermal. Es war keine Kleinigkeit und für ihn wichtiger als für unser Haus. Als sie sich später trennten, hätte er, glaube ich, alles gegeben, nur um sie loszusein.» Aber in diesem Punkt irrte er sich. Krupps Familie ist einstimmig der Meinung, dass der Konzernherr sie aufrichtig liebte. «Es war wie zu Frau Annelieses Zeiten», sagte ein älterer Bediensteter. «Die einzige Zeit nach dem Krieg, dass ich ihn lächeln sah, war, als er mit Frau Vera zusammenlebte⁵².»

«Sie verbrachte den grössten Teil ihres Lebens damit, auf Krupp zu warten», erinnert sich ein gemeinsamer Freund. Aber wenn er bei ihr erschien und sie mitnahm, sah sie keine freundlichen, neonbeleuchteten Barräume, hörte kein fröhliches Klicken von Würfeln, wurde von keiner Mittelmeersonne erwärmt. Alfrieds Vorstellung eines Ausflugs war das Jahrestreffen der Gesellschaft der Freunde der Technischen Hochschule Aachen, der Freundeskreis seiner Studentenzeit. Einschliesslich der Frauen und Kinder waren es jetzt 22 Mitglieder. Bis zum Ende der dreissiger Jahre hatten sie sich immer zu Pfingsten getroffen, und da man sich seit fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen hatte, schlug Alfried vor, die Tradition fortzusetzen, indem die Mitglieder als seine Gäste nach Blühnbach kamen. Horst Hosmann, dem das Wirtschaftswunder eine führende Position bei der Siemens Electrogeräte AG eingebracht hatte, erinnert sich an den Augenblick, da der Gastgeber sie auf der Treppe seines österreichischen Schlosses begrüsst: «Er war älter und hatte mehr graue Haare, aber er hatte sich nur äusserlich verändert. Das Unglück hatte ihn weder verschüchtert noch arroganter gemacht. Er war einfach unser Alfried⁵³.»

Aber Vera war keineswegs ihre Vera. Wo sie hinblickte, tobten lärmende, schreiende Kinder. Von den Männern wurde sie ignoriert, mit den Frauen verbanden sie keine gemeinsamen Interessen. Ausserdem war das Programm ein schlechter Witz: «Wir werden Bergwanderungen machen, Spazierengehen und Dias von unseren Familien und Freunden vorführen.» In diesem Jahr lag Pfingsten früh; die Wege waren

nicht zum Spaziergehen geeignet, selbst wenn Alfrieds Frau eine Frischluftanbeterin gewesen wäre. Sie hatte keine Dias von ihren drei früheren Ehemännern oder von ihren Gängen zu den Besetzungsbüros in Hollywood, oder von dem Verkaufstisch in Los Angeles. So musste sie Stunde um Stunde Walters erste Schritte, Hans auf der Schaukel und Anna beim Aufsagen ihres ersten Gedichts über sich ergehen lassen. Als sie in ihrem schwarzen BMW nach Hause fuhren, platzte sie heraus: «Ist das lästig!» Krupp war erstaunt. Es wurde ihr klar, dass er jede Minute genossen hatte.

So wuchs die Unzufriedenheit immer weiter. Das Schlimmste war in ihren Augen das Ruhrgebiet selbst: der Dunst, die hässliche Silhouette, die russige Luft. «Ich habe Künstlerblut in mir», sagte sie voller Verzweiflung zu Sprenger. Er hatte zwar nie ein Talent bei ihr entdecken können, aber er verstand, was sie meinte; es war eine Temperamentssache. Mit ausgebreiteten Armen rief sie: «Oh, wie ich Las Vegas, Los Angeles und meinen goldenen kalifornischen Sonnenschein vermissen! Wie kann ich unter diesem grauen Himmel leben?» Hier wird die Parallele zwischen Alfred und Alfried augenfällig. Im Februar 1854, so steht es im Familienarchiv verzeichnet, war Bertha Eichhoff-Krupp an Essen verzweifelt:

Bald beginnt sie, Genesung suchend, ihr Heim zu fliehen, dieses Wohnhaus, das eingeklemmt liegt zwischen dem Schmelzbau mit seinen Koksmeilern und dem Hammergebäude mit dem Titanenlärm der Hämmer, der noch übertönt wird von dem Bandagenwerk für die Eisenbahnen. Dieser Tag und Nacht nicht schweigende Lärm ist zwar für Krupps Ohren Musik, nicht aber für eine zarte Frau⁵⁴.

Jetzt, einhundert Jahre später, wiederholte sich diese Gegensätzlichkeit der Charaktere. Inzwischen hatte sich die Stellung der Frau enorm verändert. Zumindest bis sie an die Riviera kam, hatte die ältere Frau Krupp nur mit einem einzigen Mann das Bett geteilt. Vera hatte mit einem Adligen, einem Mann vom Film und einem Arzt gelebt, und sie hatte einen gesunden sexuellen Appetit entwickelt. Der Frau ihres Urenkels stand eine Freiheit offen, von der die erste Bertha nie zu träumen gewagt hätte. Ausserdem konnte Vera ihre Unabhängigkeit vergrössern und gleichzeitig die finanzielle Basis des verhassten Konzerns durch hier und da aufgeschnappte Informationen schwächen. Sie hatte eine ganze Menge herausgefunden. Unter anderem wusste sie, dass ihr Mann, ganz abgesehen von seinem Vermögen in der Bundesrepublik, über eine Viertelmilliarde Dollar auf Bankkonten in der Schweiz, auf den Bahamas, in Indien, Argentinien, Deutschland und Amerika deponiert hatte⁵⁵. Schon allein das Bekanntwerden dieser Summe würde ausreichen, um jederzeit jede finanztechnische Verhandlung zu beeinflussen, und die Zeit der Enthüllung kam rasch näher. Als es soweit war, fegte einer der Direktoren mit einer Armbewegung alle Papiere von seinem Schreibtisch und rief: «Welchen Einfluss kann eine Frau, ohne sich dessen bewusst zu sein, auf die Zukunftsaussichten einer Firma ausüben!»

Aber natürlich war sich Frau Vera Hossenfeldt-von-Langer-Wisbar-Knauer-Krupp von Bohlen und Halbach dessen voll bewusst.

Der Herausgeber der *Welt am Sonntag*, einer der grössten Zeitungen Westdeutschlands, erinnerte sich einmal wie folgt an einen Eindruck aus seiner Jugendzeit im Ruhr-

gebiet: «Ich war überzeugt, dass Krupp Geheimlisten, GehElmagenten, gedungene Mörder und ein internationales Spionagenetz zur Verfügung hatte.» Dann wurde er älter «und fand das wirkliche Geheimnis der Firma heraus. Keiner von ihnen, angefangen bei Krupp selbst, betrachtet sie als etwas, aus dem man Profit schlägt. Sie sind überzeugt davon, dass sie in einer Art von selbständigem Staat leben.» Er holte eine Bekanntmachung aus dem Hauptverwaltungsgebäude hervor. Auf den ersten Blick schien es nur das Übliche zu sein: Alfried Krupp und sein Sohn waren im Begriff, sich auf eine Geschäftsreise nach Tokio zu begeben. Der Schlüssel lag im letzten Satz: Alfried und Arndt würden getrennt fliegen. Dies, so erklärte ein Essener Sprecher, sei eine Vorsichtsmassnahme, die «auch von den Mitgliedern der königlichen Familie von Grossbritannien» eingehalten werde⁵⁶.

Im Herbst 1954 beschloss die königliche Familie des Ruhrgebiets, es sei nun an der Zeit, dass Krupp wieder Einladungen an andere Monarchen ergehen liess. Auch Bonn dachte so; Ludwig Erhard schrieb aus Bonn, dass ausländische Staatschefs auf ihren Rundreisen durch die Bundesrepublik gern einen Aufenthalt auf Villa Hügel einlegen würden, und da die Regierung auf ihren grössten Industriekapitän genauso stolz war, wie es die Wähler waren, gab Bundeskanzler Adenauer seine Zustimmung. Ganz abgesehen von einem kurzen Blick auf die berühmteste Kraftzelle des Landes, würde bei einem derartigen Besuch auch das steife Zeremoniell geboten sein, an das königliche Gäste gewöhnt waren und das im Moment die Möglichkeiten des provinziellen Bonn überstieg. Gustav hatte vor dem Ersten Weltkrieg alle Feinheiten ausgearbeitet. Die ungarische Regierung hatte die Kruppsche Etikette *in toto* übernommen. Warum sollte man das Vaterland dessen berauben⁵⁷?

Nach Charles W. Thayers Meinung gab es dafür sehr gute Gründe. Der allgegenwärtige Colonel Thayer verfügte über ein unübersehbares Netz von Kontakten. Aufgrund seiner Verbindungen hatte er 1945 eine Jagdhütte in Blühnbach bekommen, und an dem Tag, da die Villa Hügel wieder ihre Pforten für gekrönte Häupter öffnete, erschien er im Gefolge von König Paul und Königin Friederike von Griechenland. Thayer war mit ihnen weder verwandt, noch kannte er den König von West Point her, aber er kannte den Auslandskorrespondenten der *Herald Tribune*, der über Alfrieds Nürnberger Prozess berichtet hatte und dessen Geschichten über die im Justizpalast verübten Ungerechtigkeiten Krupps Aufmerksamkeit erregt und ihm eine Stellung in der Public-Relations-Abteilung der Firma eingebracht hatten. So bekam der Oberst eine Einladung, kramte mit Berthold in alten Erinnerungen – und war sprachlos über das für das Königspaar in Szene gesetzte Schauspiel. «Dieser Empfang war fürchterlich geschmacklos», sagte er nachher, «die Königin, die wirklich guten Geschmack hat, glaubte ihren Augen nicht trauen zu können.» Alfried wäre über Thayers Kritik überrascht gewesen. Er hatte niemals an dem Wert dynastischen Zeremoniells gezweifelt. «Natürlich brauche ich all diese Räume nicht», sagte er eines Morgens zu mir. «Bei meinem Urgrossvater war es anders. Aber wenn ein Ministerpräsident oder ein Staatsoberhaupt mich jetzt besuchen will, kommt er nach seinen Gesprächen mit dem Bundeskanzler per Flugzeug oder Auto her und fährt ein paar Stunden später wieder ab. Trotzdem, Villa Hügel dient ihrem Zweck. Sie macht Eindruck. Wenn ich sie brauche, ist sie da⁵⁸.»

Eine Zeitlang hatten Zweifel bestanden, ob sie weiter bestehen bleiben sollte. Für die Deutschen war das Schloss, wie ein Autor es ausdrückte, «ebenso Symbol des Krupp-Reiches wie die wachsenden Werkanlagen und die schnell ansteigende Produktion». Für Jansen war es jedoch ein Fass ohne Boden. Nach dem Vertrag von Mehlem gaben die Briten diese architektonische Scheusslichkeit an Alfried zurück, und er offerierte das Schloss zögernd dem Land Rheinland-Westfalen als historisches Bauwerk. Zu seinem Erstaunen lehnte die Staatsregierung das Angebot ab. Auch Bonn lehnte ab, und zwar aus dem gleichen Grund; das Gebäude war mit all jenen Aspekten des teutonischen Charakters assoziiert, die das neue Deutschland vergessen wollte: mit Arroganz, dem Offizierscorps, dem Generalstab, Seiner Majestät, dem Führer und der durch Mord und Diebstahl gewonnenen Beute. Trotzdem lag in Bonns Haltung gegenüber Villa Hügel eine seltsame Ambivalenz. Kein Regent von vier aufeinanderfolgenden Regimen hatte je eine der in Stahlstich gedruckten Einladungen aus der Villa Hügel abgelehnt; und als Alfried und Bertha auch Adenauer eine zusandten, kam «der Alte». Am 13. November 1953, in der gleichen Woche, als Beitz von Hamburg nach Essen übersiedelte, stand der Kanzler lächelnd vor Bertha, schüttelte ihr die Hand, und vor dem Hintergrund der lebensgrossen Ölgemälde seiner kaiserlichen Vorgänger verneigte er sich tief⁵⁹.

Fast genau ein Jahr später fand Alfrieds erster Empfang für das erste afrikanische Staatsoberhaupt, Kaiser Haile Selassie von Äthiopien, statt. Fünfhundert Gäste waren eingeladen, darunter 120 Diplomaten, die in siebensitzigen schwarzen Mercedes-Limousinen aus Bonn abgeholt wurden. Sie waren zwar zum Bankett eingeladen, aber in jedem Wagen bot eine blauuniformierte Hostess pausenlos Sandwiches und Sekt an. (Auch die Etiketts und die Streichholzschachteln waren tiefblau; Krupp hatte die rote Stammfarbe abgeschafft – «eine Änderung, die angebracht schien», wie er mir taktvoll erklärte.) Er stand vor dem Eingang und erwartete den «Löwen von Juda». Ausserdem standen dort zwanzig Bergleute in Arbeitsanzügen aus Seide, die «Kumpek-Lampen um den Hals gehängt; Krupps firmeneigene Musikkapelle; ein Chor aus hundert Krupianern in Lederhosen; achtzehn Trompeter in Jägeruniform; zweihundert Lehrlinge mit abessinischen Papierfähnchen, sowie ein stirnrunzelnder, narbengesichtiger Major domus in einer schwarzen, reich mit Goldschnüren und Goldepauletten verzierten Jacke, auf dem Kopf einen glitzernden Goldtschako. An den inneren vier Fahnenmasten wehten die Kruppschen Farben, von den äusseren acht die des Löwen von Juda⁶⁰.

Das war die Szene vor dem Haus. Drinnen stand Bertha am Ende der riesigen Empfangshalle. Sie trug ein schwarzes Kostüm, eine dreireihige Perlenkette und einen unmodernen, kleinen schwarzen Hut, aber ihre Haltung hatte unleugbar etwas Majestätisches. Zwei Blumenmädchen standen neben ihr. In der Halle zwischen dem eigentlichen Schloss und dem «Kleinen Haus» stand Beitz, rückte seine gestreifte Krawatte zurecht und formierte das Direktorium und weniger bedeutende Schlotbarone, die mit einer Stahlsticheinladung ausgezeichnet worden waren, zu einem Hufeisen. Von Zeit zu Zeit sauste ein Koch mit bauschiger weisser Mütze quer durch die grosse Halle, einen Fleischspieß vor sich hertragend. Auf den Tischen im Bankettsaal standen goldene Platten mit gefüllten Hummern, *foie gras* und Kilodosen mit russischem Kaviar. Dahinter reihten sich die Flaschen mit gekühltem Moselwein.

Plötzlich fingen alle Musiker auf einmal zu spielen an. Die Trompeten krächzten. Der Chor summte. Drei Tanzorchester stimmten eine Melodie an. Die Musikkapelle schmetterte in verschiedenen Oktaven, ehe sie sich zusammenfand. Dann schrillte vom Dach des Schlosses eine Pfeife, und die Orchester verschwanden schnell ins Innere und stellten sich hinter Trennschirmen auf. Haile Selassie näherte sich dem Hügel. Die Motorräder der Begleitmannschaft dröhnten auf, als die Auffahrt von der Frankenstrasse her begann. Das Geräusch wurde lauter, und plötzlich erschienen sie an der Einfahrt zur Allee, deren Bäume im Winter 1871 unter Alfreds wachsamem Blick dorthin umgepflanzt worden waren. Die Fahrer, vom Helm bis zu den Stiefeln ganz in Weiss, führten den Mercedes zum Eingang, während die Trompeter «*Hail to the Prince*» bliesen. Der Kaiser stieg aus; er trug einen einfachen Strassenanzug – wenn er besser auf das Kommende vorbereitet gewesen wäre, hätte er vielleicht einen Purpurmantel umgelegt – und stand steif aufgereckt neben Alfred, während die Kapelle sich mit Äthiopiens koptischer Nationalhymne abmühte, die für Blasinstrumente denkbar ungeeignet ist. Das Orchester war eben auf kräftigere Klänge eingeübt. Dann trompetete es mit Gusto das hundertdreizehn Jahre alte

Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt,
Wenn es stets zu Schutz und Trutze brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt.
Deutschland, Deutschland über alles, über alles in der Welt!»

Drinne begann der Chor gedämpft das noch viel herzbewegendere Lied, das in jenem Herbst hundert Jahre alt wurde:

... zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
Lieb Vaterland, magst ruhig sein:
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!
Fest steht und treu die Wacht, die Wacht am Rhein!

Haile Selassie ging unsicher auf Bertha zu; Alfred – im Zweireiher –, der beide überragte, stellte mit leiser Stimme seine Mutter vor; Bertha lächelte wohlwollend, und der Kaiser von Äthiopien streckte seine Hand aus und machte einen tiefen Diener. Beitz führte die gruppierten Gäste an, die im Gleichschritt herankamen, und dann marschierten alle zu den Hummern. Aber es war mehr als ein Bankett. Es war ein symbolisches Ritual. Die Wandbehänge, die Ölgemälde vergangener Krupps und schnurrbartiger Preussen mit Pickelhauben, der liedersingende Chor (der unter anderem eine Melodie summte, deren Worte, als sie hier zum letztenmal gehört worden waren, so lauteten: «Heil dir im Siegerkranz, Herrscher des Vaterlands, Heil Hitler dir!», der eichengetäfelte Bankettsaal und der heidnische Feuerball, der in dem wuchtigen Kamin geisterhaft aufflammte – all das beschwor eine Vergangenheit, der sich nur die Unwissenden oder die Phantasielosen entziehen konnten.

Es ist durchaus möglich, dass sich der Kaiser von Abessinien an eine kurze Meldung aus den dreissiger Jahren erinnerte; als seine Stammesbrüder von den italienischen Legionen ausgerottet wurden, hatte das DNB hinausposaunt, dass «der Krupp-

sche Konzern entzückt» sei. Aber natürlich liess seine Würde es nicht zu, das zu erwähnen. Seine ausländischen Vorgänger in diesem Saal – Eduard VII. von England, Franz Joseph von Österreich, Leopold II. von Belgien und selbst Mussolini – hatten niemals die Kruppsche Gastfreundschaft verletzt, und das hätte auch gar nichts genützt. Der vierte Kanonenkönig hätte so getan, als habe er nichts gehört. In gewisser Weise fühlte sich der Löwe von Juda geehrt. Er war der erste farbige Monarch, für den der rote (jetzt blaue) Teppich ausgerollt wurde. So ass er denn Hummer, Kaviar, Gänseleberpastete, trank Moselwein und sprach über die Notwendigkeit einer Schwerindustrie in seinem Land. Alfred, Bertha und Beitz hörten mit ernsten Mienen zu, und die beiden Männer machten sich hin und wieder eine Notiz. Die vier sassen an einem durch Seile abgetrennten Tisch nahe beim Kamin; kein anderer Gast, nicht einmal ein Krupp-Direktor, durfte auf Hörweite herankommen. Der narbengesichtige Majordomus stand mit dem Gesicht zu den anderen Gästen, die Arme über der Brust verschränkt, und liess seinen Blick von Gast zu Gast wandern.

Ganz plötzlich war die Zeit zum Aufbruch gekommen. Die fünfhundert Gäste, einige schon recht wacklig auf den Beinen, erhoben sich und bekamen Geschenke, Flaschen mit Brandy und silberne Feuerzeuge. Chor, Kapelle und Trompeter fanden sich zu einem Abschiedstusch zusammen. Die weissuniformierten Motorradfahrer liessen ihre Maschinen an, und die Karawane bewegte sich den Hügel hinunter. Als Haile Selassie an der Blutbuche vorbeikam, standen dort die zweihundert Lehrlinge in ihrem sauberen Drillichzeug, mechanisch lächelnd und die abessinischen Fähnchen schwenkend. Ob sie wohl wussten, wer der kleine Mann war, oder dass er aus Afrika kam – oder wo das überhaupt war?

Während des Empfangs hatte niemand nach Vera gefragt; das wäre noch indiskreter gewesen, als den Duce zu erwähnen. Aber ganz abgesehen davon wäre man jeder Frage nach der schönen Frau Krupp ausgewichen, denn ihren genauen Aufenthaltsort kannte niemand. Die Klatschspalten berichteten von ihrem Auftauchen in der New Yorker Café-Society, von ihrem Besuch in den Spielkasinos von Las Vegas, von ihren Ferien in Kalifornien. Alfreds Frau war eine Gämmlerin geworden, noch ehe diese Bezeichnung überhaupt aufkam. Sie zog die Gesellschaft von Schauspielern, anröchigen Elementen und reichen Exileuropäern vor. Sie hatte keine Lust, Gastgeberin des Löwen von Juda zu spielen – und sie hatte die feste Absicht, sich nie wieder in dem alten Schloss über der Ruhr sehen zu lassen.

Kapitel 28

Heute die ganze Welt

In der Nacht vom 16. zum 17. Januar 1942, als Adolf Hitler sich in seiner Wolfsschanze erholte, während der getreue Bormann seine «Tischgespräche» niederschrieb, hatte er sich eine seiner seltenen Bemerkungen zum Thema Sex gestattet. Er sprach über seine Jahre in Berchtesgaden und sagte:

Damals kannte ich viele Frauen. Einige von ihnen waren in mich verliebt. Warum habe ich dann nicht geheiratet? Sollte ich eine Frau zurücklassen? ...

Für mich kam eine Heirat nicht in Frage. Daher musste ich verschiedenen Gelegenheiten, die sich boten, den Rücken kehren¹.

Später sollte es zwar eine Frau Hitler geben, aber Eva Brauns Eheleben kann kaum als Beweis dafür betrachtet werden, dass Hitler seine Meinung, Männer mit grossen Aufgaben sollten unverheiratet bleiben, gemildert hatte; 27 Stunden nach der Hochzeit verübte das Ehepaar Selbstmord. Das Ehepaar Goebbels bietet ein noch übleres Beispiel. Magda Goebbels vergiftete erst ihre sechs Kinder, dann erschoss ein SS-Mann auf Befehl des Mannes auch die Eltern. Sicher, bei den Bewohnern des Führerbunkers handelte es sich um Menschen, die man als Ausnahmen bezeichnen muss; man kann wohl mit Bestimmtheit annehmen, dass wir etwas Ähnliches nicht mehr erleben werden. Aber auch Alfried Krupp war ein ungewöhnlicher Mensch, und obwohl die wachsende Entfremdung zwischen ihm und seiner Frau nicht zu einer Tragödie ausartete – Vera war kein Märtyrertyp –, hatte der tote Führer den Grund für das Scheitern der Ehe klar definiert: «Warum überhaupt heiraten?» hätte er Krupp fragen können. «Um eine Frau zurückzulassen?» Es bestand zwar die entfernte Möglichkeit, dass ein aufmerksamer Gatte Vera mit dem «grauen Himmel» des Ruhrgebiets hätte versöhnen können, aber ein ständig abwesender Ehemann konnte nichts in dieser Richtung tun, und während ihrer seltenen Besuche in Essen war kaum Zeit für ein privates Gespräch. Schliesslich reiste sie endgültig ab und verletzte noch die Gefühle der Kruppianer, indem sie auf ihre «hässliche, provinzielle und freudlose Stadt» schimpfte.

Danach folgte eine ominöse Pause, die Dunkelheit vor dem Feuerwerk. Die Raketen wurden vielleicht dadurch gezündet, dass Frau Krupp zum Angelpunkt in einem Eheskandal wurde. Irgendwann hatte sie von irgendeinem ihrer Ehemänner eine Baufirma bekommen. Der Direktor dieser Firma hiess Louis Manchon, und im Herbst 1956 erhob Manchons Frau Annabel die Beschuldigung, dass er «öffentlich und offenkundig eine Liebesaffäre» habe. Als Korrespondentin nannte sie diese Person, Frau Hossenfeldt-von-Langer-Wisbar-Knauer-Krupp von Bohlen und Halbach. Für eine Schlagzeile war das kaum geeignet; die meisten Zeitungen nahmen keine Notiz davon. Doch im Oktober beschloss Vera, dass es an der Zeit sei, selbst einen Scheidungsantrag einzureichen, und die Gerichtspapiere, die eine zitternde Sekretärin unauffällig auf Alfrieds Schreibtisch legte, waren eine Sensation für die Zeitungen in der Bundesrepublik, im Ausland und sogar in Las Vegas, wo sie abgeschickt worden waren. Tag-

täglich werden Ehen, die im Himmel geschlossen wurden, in Nevada wieder getrennt, aber diese in Berchtesgaden geschlossene Ehe brach unter einer kolossalen Flut von Beschuldigungen, Forderungen, finanziellen Belangen und Behauptungen auseinander².

Vera zählte die weit verstreuten Besitztümer ihres Mannes auf, seine Bankkonten, seine versteckten Depositen (oder zumindest alle, die sie wusste; eine ganze Menge waren ihr entgangen). Zum erstenmal erhaschte die Öffentlichkeit einen Blick darauf, in welchem Umfang sich die Verbindungen Krupps durch komplizierte Lizenzabkommen, Austausch von Patenten, Investitionen, Holdinggesellschaften und sogar durch Heiraten über die ganze Welt erstreckten. Nachdem sie die Grösse des Kuchens beschrieben hatte, spezifizierte die Klägerin Hossenfeldt (und so weiter) die Dimensionen der Scheibe, die sie für sich beanspruchte: eine sofortige Abfindung von über zwanzig Millionen Mark und jährliche Alimente von einer Million Mark. Das sei wohl das mindeste, was er für sie tun könne, sagte sie. Laut ihrer Klageschrift hatte Alfred ihr den Lebensunterhalt und eine geordnete Häuslichkeit verweigert, hatte sie gezwungen, sich Mutter Berthas unerträglichem Hausregiment zu unterwerfen, und hatte verlangt, dass sie ihre amerikanische Staatsangehörigkeit aufgebe. Dramatisch erklärte sie einem deutschen Reporter: «Ich schätze meine Freiheit in Amerika mehr als all sein Geld.»

Das Vermögen, das sie verlangte, wurde in den Zeitungen der Bundesrepublik als «der Preis, den sie für Freiheit und Stillschweigen verlangte», bezeichnet, eine deutliche Anspielung darauf, dass sie einiges verschwiegen hatte. Wenn das stimmte, konnte es sich gewiss nicht um private Dinge handeln. Die Klägerin war der festen Ansicht, dass ihre sexuellen Bedürfnisse vernachlässigt worden waren, und in dem Absatz der Scheidungsklage, der Essen wirklich schockierte, hiess es: «Der Angeklagte hat sich willkürlich und ohne Grund dem Ehebett entzogen und hat sich ständig geweigert, ehelichen Verkehr mit der Klägerin zu haben³».

Das war unfair von Vera. Krupp konnte schwerlich bezichtigt werden, sich einem Ehebett entzogen zu haben, das damals über 3'000 Kilometer von ihm entfernt in einem Land stand, das er als überführter Kriegsverbrecher nicht betreten durfte. In den Augen seiner Anhänger hatte sie sich geweigert, sich wie eine vernünftige Ehefrau zu benehmen. Die Familie kannte sie kaum. Während der grossen Familienfeste in den vergangenen zwei Jahren – Bertholds Hochzeit mit der Tochter eines ehemaligen Botschafters der Weimarer Republik, Arndts Schulentlassung in Bayern und Haralds wunderbare Rückkehr nach zehn Jahren Gefangenschaft in Russland – war sie in Monte Carlo, am Lido oder in Los Angeles gewesen. Seinem Charakter entsprechend äusserte sich ihr Mann zu keinem ihrer Vorwürfe. Er gab die Scheidungsklage an seine Rechtsabteilung weiter und erwähnte den Namen seiner zweiten Frau nie wieder. Krupp contra Krupp wurde drei Monate später ohne öffentliche Verhandlung entschieden, was nach deutschem Scheidungsrecht, das *in-camera*-Verfahren ausschliesst, illegal war, aber das wurde von keiner Seite erwähnt. Der Vorfall hatte ein ganzes Land peinlich berührt. Die Bundesrepublik war froh, die Sache erledigt zu sehen.

Es war allerdings nicht so leicht, jede Erinnerung an Krupps ehemalige Frau auszulöschen; sie war attraktiv und blieb für die Kolumnisten ein interessantes Thema.

Schliesslich konnte sie doch dazu bewegt werden, sich unauffälliger zu benehmen. Das hatte Alfried geschafft; sie brauche ein Hobby, riet er ihren Beratern durch seine Berater, und er hatte auch das Richtige für sie gefunden: eine ungefähr 40 Kilometer westlich von Las Vegas gelegene Ranch von 210 Hektar. In letzter Zeit hatte sie Chet Lauck, dem «Lum» des Radioprogramms *Lum und Abner*, als Versteck gedient. Wenn die Ranch für Lum als Versteck gut genug war, dann war sie es auch für Vera. Sie war einverstanden, und Krupp zahlte etwas über vier Millionen Mark für den Besitz.

Es schien eine gute Lösung zu sein, und für eine Weile war auch alles in Ordnung. Aber es gibt Frauen, die dazu bestimmt sind, Schlagzeilen zu machen. Der Zufluchtsort war zu abgeschieden. 1959 drangen drei Männer in das Haus ein, fesselten Vera und ihren Aufseher und verschwanden mit einem 33,3karätigen Brilliantring im Wert von einer Million Mark, den Alfried ihr geschenkt hatte. Weshalb sie den Ring im Haus aufbewahrte, oder woher die Diebe das gewusst hatten, wurde nie geklärt, aber den Verbrechern brachte er kein Glück; das Juwel wurde von FBI-Agenten in Elizabeth, New Jersey, aufgespürt. Sieben Verbrecher wurden zu Gefängnis verurteilt, und bis zum Frühjahr 1967, als ihre Besitzerin sie überhätte, hörte man nichts mehr von der Ranch. Sie bot sie der Regierung zum Preis von 1'110'000 Dollar für einen öffentlichen Park an. Dieser Preis schien private Käufer auszuschliessen. Aber Krupp war nicht der einzige Multimillionär auf der Welt. Am 20. Juni wurde das Grundstück auf Howard Hughes, der genauso reich und genauso mysteriös war, übertragen. Die Zeitungen sprachen von der Verkäuferin als «einer früheren Filmschauspielerin und geschiedenen Frau des Rüstungsmagnaten Alfried Krupp⁴». Ob es ihm nun gefiel oder nicht – und ganz offensichtlich gefiel es Alfried nicht –, für die Öffentlichkeit war Deutschlands Kitty Foyle weiterhin Frau Krupp, bis zu ihrem Tod im Herbst des gleichen Jahres.

Im Ruhrgebiet malt man Vera in düsteren Farben: «Sie fing ihn ein, und sie verletzte ihn, und sie machte ein Vermögen!» In Alfrieds nächster Umgebung war man überzeugt davon, dass er das weltgewandte Aschenputtel, das sich in Landsberg an ihn herangepircht hatte, immer noch liebte. Auf jeden Fall hinterliess sie eine Leere in seinem Leben. Beitz versuchte ständig, ihn für Jazzsynkopen zu interessieren («New Orleans, sehr ‚cool‘»), aber Krupp liess sich von den Tröstungen Wagners nicht weglocken. Der Konzernherr lebte allein, umgeben von seinem Chauffeur, dem Koch, dem Butler, der Wirtschafterin, seinem Kammerdiener, Kameras, der Dunkelkammer, Porsches, BMWs, Kisten mit White-Horse-Whisky und Kartons mit Camels – und verabscheute alles. «Alfried ist der einsamste Mann, den wir kennen», seufzte einer seiner Hausangestellten. «Ein äusserst unglücklicher Mann», sagte einer von der Crew der *Germania V*, und ein hartgesottener Kommunist murmelte: «Krupp tut mir leid ... und mit Politik hat dies nichts zu tun. Er ist eben ein armer Kerl⁵...»

Aber die Schuld daran seiner zweiten Frau zuzuschieben, wäre ebenso absurd, wie Bertha Eichhoff die Hypochondrie ihres unglücklichen Ehemanns anzulasten. Beide Frauen waren oberflächlich, indolent und vergnügungssüchtig. Aber beide hatten einen Krupp geheiratet, der schon über vierzig war, dessen Persönlichkeit schon lange vorher geformt war und dessen erste Sorge dem Existenzkampf des Konzerns galt.

Fritz Krupp und Gustav hatten ein blühendes Unternehmen übernommen. Alfred musste aufbauen – und Alfred wiederaufbauen. Um Vera zu Willen zu sein, hätte Krupp seine dynastischen Träume aufgeben müssen, und zwar unter den Augen seiner Mutter, dem Symbol der Geschichte der Familie. Das konnte er nicht. Seit jenem nebligen Morgen, als er in Landsberg die Sträflingskleidung auszog, war er davon besessen gewesen, die Macht und das Prestige der drei Ringe wiederherzustellen. Eher hätte er Vera verlassen, als das aufzugeben, und in gewisser Hinsicht hatte er das auch getan. Er hatte sich ihr nicht «willkürlich und ohne Grund» entzogen, wie sie behauptete, obgleich ihr seine Haltung zweifellos unbegreiflich vorkam. In den kritischen Monaten nach Mehlem gab er Tausenden von Staatsmännern ein Rätsel auf. Wenn sie seine Motive nicht zu erkennen vermochten, ist es keine Überraschung, dass auch sie verwirrt war.

In den Augen seiner Frau (und der Politiker) benahm er sich wie ein zurückgekehrter König, der die Gesellschaft anderer Monarchen dem häuslichen Herd vorzog. Manchmal war er zwei volle Monate unterwegs, machte zum Beispiel zwischen Besprechungen in den Hauptstädten von Venezuela, Brasilien, Argentinien, Thailand und den Philippinen offizielle Besuche bei Menderes in der Türkei, Bandaranaike auf Ceylon und Sukarno in Indonesien. Manchmal kreiste sein Flugzeug stundenlang über Ödland, auf dem nichts zu sehen war. Jedermann wusste, dass es in der Sahara nichts als Sand und übelriechende Kamele gab, aber Krupp machte auch dort Untersuchungen. Ja, noch erstaunlicher, er und Cyrus Eaton Jr. schwebten stundenlang in einem Hubschrauber am Rande des Polarkreises und sahen auf einige Schneeberge hinunter, die Eaton gehörten. Der Industrielle aus Cleveland war natürlich als Exzentriker bekannt, aber was wollte der Waffenschmied des Reiches dort? Bereiteten sich die Eskimos zum Marsch auf Kanada vor? Es war, so schrieben die Zeitungen, lächerlich⁶.

Aber das war es nicht – es war genial. Alfred hatte die Rolle gewechselt. Er sah sich jetzt als Weltlieferanten, und er suchte nach Absatzmärkten. Die Namen seiner Gäste in der Villa Hügel hätten ein Hinweis darauf sein sollen, welche Interessengebiete er für seinen Konzern erobern wollte. Ausser König Paul von Griechenland und dem Erzbischof von Canterbury kamen alle aus aufstrebenden Staaten: Keita aus Mali, Badr aus dem Jemen, Radakrisnhan aus Indien, Ahmahdu aus Nigeria, Kubitschek aus Brasilien, der Schah von Persien und, nachdem Kamerun eine Republik geworden war, Staatspräsident Ahmadao Ahidjo. Sie alle wurden von Krupp umworben. In der Fahnenkammer der Firma wurden die Standarten von einhundertvierzig Ländern aufbewahrt. Jeder Gast fand die Fahne seines Landes an einem winzigen Fahnenmast vor seinem Platz. Für die Vertreter der neuen Staaten bedeutete diese Geste viel. Sie waren dafür am empfänglichsten, und sie waren auch die Kunden, die Alfred umwarb. Ihnen sandte er die prachtvollen ledergebundenen Alben mit Goldschnitt mit den langweiligen Fotos, die er während seiner Reisen durch ihre Sumpfgelände und Dschungel gemacht hatte.

Nach der Begrüßungsfanfare, den Trinksprüchen, den Nationalhymnen, den Geschenkalben und der Rückreise kamen die Verkäufer. Keiner von ihnen war Deutscher. Alfred war sich bewusst, dass die Last des weissen Mannes zu einem Brandmal geworden war. Daher schloss er mit der *East Asiatic Company*, einem dänischen Ver-

band, dem vierzig Handelsgesellschaften angehörten und dessen Vorsitzender ein Vetter des dänischen Königs war, ein Abkommen. In jedem der von Krupp «die unterentwickelten Länder» genannten Staaten unterhielt diese Gesellschaft ein Büro, das nur mit Eingeborenen besetzt war. Dem Minister, der sich überlegte, für welche Maschine er sich entscheiden solle, kam nie der Gedanke, dass er aufgefordert wurde, sich für die in der Villa Hügel genossene Gastfreundschaft zu revanchieren. Schliesslich verhandelte er ja mit einem Landsmann, und selbst wenn er ahnte, welche Taktik dahintersteckte, war er immer noch dankbar für die taktvolle Art⁷.

Krupp konnte noch mehr bieten. In der Altendorfer Strasse druckte eine Batterie komplizierter Maschinen Instruktionen in jeder erdenklichen Sprache. Bei einigen dieser Instruktionen handelte es sich um reines Anschauungsmaterial in der Art von Anleitungsbildern für Kinder, denn ehe ein grosses Angebot hinausging, studierten Experten in Essen alle Unterlagen über das Bildungsniveau des betreffenden Landes. Krupp plante für die neuen Märkte so wie damals der Generalstab für die Invasionskriege. Vorausgesandte Erkundungstrupps schickten Erzproben zur Analyse ins Ruhrgebiet. Piloten machten Luftaufnahmen. Von weissen Flecken wurden Landkarten angefertigt und die örtlichen Sitten und Gebräuche, der Aberglauben und das Klima studiert. Die Ergebnisse dieser Arbeit waren überaus brauchbar. Innerhalb von sechs Monaten nach dem Vertrag von Mehlem hatten Krupps Ingenieure eine Motorbremse entwickelt, die für nichtausgebaute Wegstrecken ideal war. Für die tropische Hitze und hohe Luftfeuchtigkeit wurden Lokomotiven in Sonderausführung geliefert; Ingenieure, die mit den geringen mechanischen Fähigkeiten des zukünftigen Bedienungspersonals vertraut waren, entwickelten vereinfachte Getriebe.

Hinter all diesen Details standen starke emotionelle Faktoren. Man muss in jener Zeit in Essen gelebt und mit den exotischen Besuchern in den farbenfrohen Trachten gesprochen haben, um zu verstehen, weshalb sie sich mit Krupp so verbunden fühlten. «Wir sympathisieren mit den Deutschen», sagte einer zu mir, «weil wir einen gemeinsamen Feind hatten. Zwei Jahrhunderte lang wurde meine Heimat von den Engländern ausgebeutet. Im Zweiten Weltkrieg hat Krupp gegen die Imperialisten gekämpft.» Amerikanische Besucher empfanden diese Interpretation des Kampfs gegen Hitler als beunruhigend oder sogar empörend – bis zum Versailler Friedensschluss war das Reich ein aktiver Konkurrent im Kampf um die Kolonien gewesen. Aber aus unerfindlichen Gründen konnte dieses Argument die Haltung der Afro-Asiaten nicht beeinflussen.

Der Konzern hütete das Geheimnis, wann Alfried diese Einstellung zum erstenmal bemerkte und die Chancen erkannte, die sich durch ihre Nutzbarmachung boten. Ich fragte ihn einmal danach. «Die Idee», erwiderte er mit seinem charakteristischen, geheimnisvollen halben Lächeln, «wuchs in einem Garten.» Vielleicht war Landsberg dieser Garten gewesen; während er im Gefängnis sass, hatte Präsident Truman das amerikanische Vier-Punkte-Programm verkündet, und sechs Jahre später stellte Krupp sein eigenes Viereinhalb-Punkte-Programm auf. Die Motive waren natürlich völlig verschieden. Die des Präsidenten waren geopolitischer, die des Konzerns kommerzieller Natur. Für Alfried waren die unterentwickelten Länder der frühen fünfziger Jahre «die Handelspartner von morgen», und es dauerte auch nicht lange, da wurde die Hälf-

te seiner Handelsgeschäfte mit ihnen abgewickelt. Krupp hätte sich zwar sowieso wieder auf dem Weltmarkt Eingang erzwingen, aber in dem offiziellen Bericht des Jahrs 1955 über die Industrie in der Bundesrepublik heisst es:

Die von den Alliierten der Firma Fried. Krupp auferlegten Beschränkungen zwangen sie, ihre Aktivität in wachsendem Umfang auf den Weltmarkt zu verlegen ... es ist ein Paradoxon, dass die Firma Krupp infolge der Wirtschaftspolitik der Alliierten und besonders der Engländer genötigt wurde, erfolgreich gegen die Engländer zu konkurrieren, und zwar gerade auf ihren ältesten Märkten, wie zum Beispiel Indien und Pakistan. Dieses Ergebnis der Entflechtungspolitik hatten ihre Urheber nicht vorhergesehen⁸.

Es hätte vorhergesehen werden müssen. Die Vollstrecker des Entflechtungsgesetzes hatten dem Oberhaupt der Familie den Zugang zu seinen Hüttenwerken versperrt. Innerhalb der nächsten fünfzehn Jahre sollten sechzig neue Länder den Vereinten Nationen beitreten, die alle nach Industrialisierung riefen. Man konnte zwar die Hüttenwerke vor Krupp verschliessen, nicht aber den Einfallsreichtum seiner Kruppianer unterdrücken; wenn er keine Stahlblöcke verkaufen durfte, so würde er eben seine Gutachten verkaufen und den befreiten Ländern zeigen, wie sie die Fabriken bauen könnten, nach denen sie sich so sehr sehnten. Auch hier, wie schon oft zuvor in der Geschichte der Krupps, war der Samen lange vorher eingepflanzt worden. Zwei Monate vor Alfrieds drittem Geburtstag war in der im Ruhrgebiet erscheinenden Zeitschrift *Stahl und Eisen* eine Anzeige veröffentlicht worden mit dem Angebot, «komplette Fabriken zu errichten». Damals wurde nichts daraus, aber jetzt stellte sich der Konzernherr mit seinem ganzen Gewicht hinter ein solches Programm⁹.

Er begann mit der Errichtung einer Abteilung «Technische Beratung». Dann entstand die *Industriebau*, in der Veteranen aus dem Berthawerk arbeiteten. Ihr technischer Direktor war Dr. Paul Hansen, und er hatte nur ein Produkt anzubieten – Fabriken. Wann immer jemand eine eigene Gussstahlfabrik bauen wollte, Hansen war der richtige Mann. Sein Rat war teuer – die Honorare schwankten zwischen 25'000 und 450'000 Dollar – aber er gewährte feste Garantien und attraktive Zahlungsbedingungen nach einem der zukünftigen Produktion stufenweise angepassten System. Meistens bezahlten die dunkelhäutigen Kunden, die nach Essen kamen – via Bonn, von wo aus sie zum Hauptverwaltungsgebäude gesteuert wurden sogar mehr, denn die *Industriebau* lud sie ein, sich in zwei anderen neuen Kruppfirmen umzusehen. Die Firma offerierte günstige Einkaufsmöglichkeiten für Bagger, Zementfabriken, Hängebrücken, Bewässerungsanlagen, hydraulische Stahlkonstruktionen und Dämme. Die Gäste aus tropischen Breiten erwartete etwas Besonderes. Vielsprachige Kruppianer führten hervorragende neuentwickelte Ölpresen und Verarbeitungsmaschinen für Kokosnüsse, Gummi und Zuckerrohr zu billigen Preisen vor¹⁰.

Als erstes hatte Hansen zwei Renn-Öfen nach Spanien verkauft¹¹. Innerhalb von zwei Jahren konnte man das Zeichen der drei Ringe in mexikanischen Walzwerken, Papierfabriken in Alexandrien, persischen Hüttenwerken, griechischen Raffinerien, einer Verarbeitungsanlage für Pflanzenöl im Sudan und an Hafenanlagen in Chile, Thai-

land, im Irak und in Holland finden. Kruppsche Schürfer untersuchten den Sand der Sinai-Wüste und die Schneefelder der Antarktis. Kruppsche Metallurgen untersuchten Felsadern in Frankreich und in der Türkei, und wenn sie den Fund für vielversprechend hielten, schickten sie ihn auf Kruppschen Frachtern nach Hause. Diese wurden von der Weser AG in Bremen gebaut, wieder einer neuen Kruppfirma, in der die Kieler Kruppianer arbeiteten, die die *Graf Spee* gebaut, die *Bismarck* und die *Deutschland* bestückt und die U-Boote zusammengeschweisst hatten, die jetzt auf dem Grund des Atlantiks verrosteten. Brücken von Krupp spannten sich über Flüsse in Portugal, Schmelzwerke von Krupp standen in Spanien. Die Hausflagge war nach Java, Südafrika und Bolivien getragen worden, und in den Konstruktionsbüros arbeitete man an den Blaupausen für eine Stahlfabrik auf den Philippinen, eine Brücke über den Bosphorus und eine turkopersische Eisenbahnlinie.

Praktisch über Nacht hatte Alfried das grösste Metallwarenlager der Geschichte geschaffen. Es lag in seiner Macht, das Gesicht der Erde zu verändern; eine seiner Maschinen, ganz aus Stahl gefertigt und länger als ein Wohnblock, konnte einen Berg hochheben und ihn irgendwo anders niedersetzen. Aber warum bloss Erdbewegungen? Warum nicht auch Bevölkerungsbewegungen? Die schimmernden Kräne und Schachtöfen würden im Schlamm versinken, wenn nicht Mexikaner, Araber, Moslems und Hindus an Ort und Stelle waren, um sie zu bedienen. Jemand machte den Vorschlag, Kopien von Essen zu schaffen, der hervorragendsten Industriestadt der Welt. Dieser Vorschlag wurde angenommen, und Krupp inserierte:

Komplette Planung und Errichtung von Anlagen mit Selbstversorgung für die Fabrikation von Eisen, Stahl und Metall, in Verbindung mit den gesamten Bauarbeiten für nahegelegene Wohnviertel, Transportwege und Kraftwerke¹².

Man übersetzte das in alle Sprachen, vom Arabischen bis zum Syrischen, und in Neu-Delhi entstand vor Jawaharlal Nehrus geistigem Auge eine Metropole mit 100'000 Familien, ein Bienenstock, der bewirken würde, dass Peking viel Gesicht verlor. Aber es gab auch Konkurrenz.

Im Dezember 1953, neun Monate, nachdem Alfried Krupp wieder sein altes Büro im Hauptgebäude im Flügel der Rüstungsabteilung bezogen hatte, erhielt er ein beunruhigendes Schreiben von Nehru; die Sowjetunion bot die gleiche Arbeit zu einem Spottpreis an. Um diese Zeit war Krupp überaus beschäftigt. Er verhandelte mit König Paul über die Errichtung einer riesigen Nickelfabrik ausserhalb von Athen, verkaufte je einhundert Lokomotiven an Sukarno und Daniel Malan in Pretoria und begann die Arbeit für eine Zementfabrik in Bombay. Er konnte jetzt nicht nach Asien fliegen, daher gab er seinem Vertreter in Bombay spezielle Instruktionen. Nehru wurde mitgeteilt, dass er ruhig mit den Russen abschliessen könne; er würde zwar nicht so viel bezahlen, aber er würde auch nicht viel für sein Geld bekommen. Der Kruppstahl sei von höchster Qualität und nach dem neuen Sauerstoffblasverfahren hergestellt. Qualität sei eben teuer. Der Ministerpräsident könne wählen.

Nehru erwiderte, dass er es vorziehe, mit Führern, nicht mit Abgesandten zu sprechen. Da er schwankend geworden war, flog Alfried zum ersten von vier langen Besuchen nach Indien. Deren Endergebnis waren der beste Stahl und wohl die schlechtesten Fotografien, die je in Asien produziert worden waren. Die Deutschen verlangten

über 150 Millionen Dollar plus 4'410'000 Dollar Beratungsgebühr – 21 Millionen Rupien. Ziemlich viel für eine Beratung, sagte Nehru nachdenklich. Das gab Krupp zu, argumentierte jedoch, dass sie jeden Ana wert sei; er versprach – sozusagen mit der Grossmut eines Königs –, wenn die Arbeit nicht innerhalb der vom Ministerpräsidenten gesetzten Vierjahresfrist fertig sei, würde die Beratungsgebühr verfallen. Er stand damals bereits in dem Ruf, selbst sein bester Verkäufer zu sein, und dieser brillante Coup bewies das. Nehru unterschrieb¹³.

Da er in England erzogen worden war, stellte er sich ein zweites Sheffield vor. In dieser Annahme sollte er enttäuscht werden. Krupps Architekten entwarfen Rourkela, wie die Stadt genannt werden sollte, nach einem Plan, der jedem, der jemals im Gebiet von Mülheim bis Bochum gelebt hatte, bekannt vorkam. Alfrieds Beauftragter für Rourkela, Konrad Steiler, führte seine Leute nach Orissa im östlichen Landesteil, 350 Kilometer von der nächsten Stadt entfernt, und sagte ihnen, dass sie hier ein «neues Essen» bauen sollten. Steiler wollte eine Stadt entstehen lassen, die so deutsch war, wie das Saigon der Vorkriegszeit französisch gewesen war. Und so geschah es auch. Das heutige Rourkela hat ein Hotel, das an den *Essener Hof* gemahnt, einen Platz wie den Bismarckplatz, einen Park wie den Stadtwald, einen Autobahnring; Wohnsiedlungen, in denen jede Einheit aus zwei ordentlichen Zimmern, einer Küche und einem Badezimmer besteht, und ein Einkaufszentrum, in dem Autos nicht erlaubt sind. In gewisser Weise sind sich wirtschaftlicher und imperialistischer Kolonialismus gleich¹⁴.

Aber die Inder waren begeistert. Steiler, der vier Jahre lang einen Kalender über seinem Bett hängen hatte, wurde eher fertig. Die Kanalisation, die Stromversorgung und die Installation waren superb, und die Architekten hatten vorsorglich um jedes Viertel eine Mauer gezogen, die hoch genug war, um streunende Raubtiere abzuhalten. Die Reisfelder waren verschwunden; mit einer einzigen Armbewegung hatte Steiler ihren Untergang bewirkt. Später erklärte er: «Es war ausgemacht worden, dass es keinen sentimentalens Unsinn wegen der dort vorhandenen primitiven Bauten geben sollte.» Krupp hatte ausserdem auf Krankenhäusern, Schulen, Erholungsgebieten und Theatern bestanden. Das hatte in Essen zum Wohlbefinden von fünf Generationen beigetragen, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, dass es hier auch so sein würde. Vom Standpunkt der Regierung aus war die Gussstahlfabrik das Beste. Der Staatspräsident persönlich setzte den ersten Hochofen in Betrieb; Alfried trat zum letztenmal in Erscheinung, um 155 Millionen Dollar einzustecken und einen scheusslichen Schnappschuss vom Sonnenuntergang zu machen, und Steilers Männer überliessen die blütenreinen Werkhallen den Eingeborenen, die sie ausgebildet und «Neokruppianer» getauft hatten¹⁵.

Das war ein gutes Geschäft gewesen, und in Essen betrachtete man es niemals als etwas anderes. Aber der Konzern hatte sich so viele Jahre lang subtiler Methoden bedient, dass niemand sonst ehrlich davon überzeugt war, dass die Motive sich jetzt nur auf das Geldverdienen beschränkten. Wenn Alfried in Tokio, Rio, Bangkok, Kairo, Colombo, Ottawa oder Ankara erschien, mass die öffentliche Presse seinem Besuch eine übertriebene Bedeutung bei. Meist verhandelte er nur über Verträge oder suchte nach Ersatz für seine erschöpften Erzlager in Schweden. Trotzdem stellen ihn afroasiatische Politiker als Retter hin und kamen in Scharen zur Villa Hügel. Der dramatischste

Besuch war der von Staatspräsident Mobido Keita aus Mali, der in einer langen Rede Alfried für den Fortbestand seines Landes dankte. Durch den Austritt von Senegal aus der malinesischen Föderation hatte Keita den Zugang zum Meer verloren, und seine Lebensmittelversorgung stand vor dem Zusammenbruch; eine umfangreiche Lieferung von Krupp-Lastern hatte ihn gerettet. Alfried nahm den Dank, den Keita ihm darbrachte, höflich entgegen, und alle Anwesenden waren tief gerührt.

Die französischen Lastwagenhersteller fühlten sich hingegen zu der ätzenden Bemerkung bewegt, dass sie nur aufgrund der unerhörten Intrigen der afrikanischen Politiker nicht als erste beim Depot in Bamako eintrafen. Niemand in Mali glaubte ihnen. Der *Manchester Guardian* war die erste westliche Zeitung, die Krupps grossen Plan erkannte, und warnte im Oktober 1953: «Krupp wird Grossbritanniens gefährlichster Konkurrent als Exporteur von Industrieausrüstungen in unterentwickelte Länder.» In diesen Ländern wurde Krupp nicht als konkurrierender Exporteur, sondern als barmherziger Samariter betrachtet. Die *New York Times* bemerkte die «spektakuläre Erholung» der Firma. Auch die Deutschen teilten diese Meinung. 1956, als Vera die Scheidung einreichte, hatte Alfried einen Auftragsbestand für zwei Jahre. Norbert Mühlen drückte es so aus: «Wo Hitler als Eroberer versagt hatte, dort waren Krupp-Verkäufer erfolgreich¹⁶.»

In Essen jubilierte man natürlich. Aber die Grössenordnung von Alfrieds Erfolgen, seine blitzschnellen Vorstösse in ferne Kontinente und der überwältigende Umschwung in den Zukunftsaussichten der Firma hatten auch eine peinliche Seite. Im Justizpalast hatte Otto Kranzbühler darauf beharrt, dass sein Mandant ein unerfahrener, unbedeutender Mann sei und keineswegs der dynamischen Handlungskraft fähig, die die Staatsanwaltschaft ihm zuschrieb. Das war die Basis für Earl J. Carrolls Eingabe an den Peck-Ausschuss gewesen, die von McCloy durch die Aufhebung des Urteils akzeptiert worden war. Aber jeder Schritt, den der Konzernherr seit seiner Rückkehr zur Macht unternommen hatte, bewies, dass er alles andere als unfähig war – dass er, wie General Taylor in Nürnberg mehrfach betont hatte, über aussergewöhnliche Fähigkeiten verfügte.

Im Konferenzsaal des Hauptverwaltungsgebäudes steckten die Direktoren die Köpfe zusammen und verfielen auf eine Lösung. Der Presse gegenüber wurde behauptet, dass Berthold Beitz der wahre Architekt dieses Erfolgs sei. Das gefiel Krupps extrovertiertem Stellvertreter, und es behagte auch dem introvertierten Genie, das ihn ausgesucht hatte. Ein anderer Industriemagnat wäre zu eitel gewesen, um in den Hintergrund zu treten. Aber Alfried verabscheute es, im Mittelpunkt des Interesses zu stehen, er verachtete den Applaus, und es war ihm völlig gleichgültig, wem der Verdienst zugeschrieben wurde. Für ihn zählten nur die Resultate; er war es zufrieden, sich zurückzuziehen, während die Journalisten ihn als das müde Opfer der väterlichen Sünden, der militärischen Niederlage, der Gefangenschaft und zweier Scheidungen abtaten.

Diese Lösung hält einer näheren Betrachtung nicht stand, obwohl sie vielen gefallen mag. Beitz erschien im November 1953 zum erstenmal in der Altendorfer Strasse, also einen Monat nach dem Leitartikel im *Manchester Guardian*. Seit Mehlem waren acht Monate vergangen, und selbst ein oberflächlicher Blick auf Janssens Zahlen enthüllt

atemberaubende Leistungen. Seit Krupp wieder jeden Tag wichtige Entscheidungen traf, hatte Essen das Aussehen eines riesigen Schrotthaufens immer mehr verloren. Auf den enttrümmerten Betonblöcken der Fundamente der Gussstahlfabrik erhoben sich neue Hallen; Schleppkähne brachten Rohmaterialien heran; zwischen den neuen Gebäuden, die schon einen grauen Überzug aus frischem Russ hatten, fuhren Frachtzüge hin und her, und Diesellastzüge mit neuer Fertigware dröhnten der Autobahn zu. Als er mit der Vergangenheit brach, hatte Alfried seine Kieler Werften, seine unzulängliche Erzaufbereitungsanlage in Salzgitter und – das war ihm am schwersten gefallen – die Produktion von Radreifen aus nahtlosem Stahl abgestossen¹⁷.

Er glaubte, dass neue Maschinen ihm einen Vorsprung vor der Konkurrenz geben würden. In dieser Hinsicht folgte er Gustavs Fussstapfen. Beim Abschätzen neuer Märkte bewies er jedoch mehr Fingerspitzengefühl als sein Vater. Im Mai 1953, als Beitz noch bei der Iduna-Germania war, erschütterte Krupp die Geschäftswelt, indem er nach Ost-Pakistan vorstieß. Alfried offerierte neue Methoden, neue Verfahren und Blaupausen für neue Fabriken. Damit, so sagte er voraus, könnten Neokruppianer 300'000 Tonnen Pakistanstahl pro Jahr erzeugen. Bescheiden verlangte er nur eine Tantieme von zehn Prozent auf den Bruttovertrag. Der Vorschlag wurde akzeptiert, in Dacca war man begeistert, und er hatte natürlich sein festes Jahreseinkommen erhöht.

In diesem ersten Sommer verkaufte er Lastwagen in den Mittleren Osten, Eisenbahnen nach Südamerika und Fabriken nach Saloniki. Alle diejenigen, die ihn als einen Mann, der nur dem Namen nach ein Krupp war, abtaten, hätten nur seine brillante Verhandlungskunst gegenüber Nehru oder den komplizierten Vertrag, den er mit Rio abschloss, einmal näher zu studieren brauchen. Brasilien brauchte eine technische Ausrüstung, die für die «Campos» geeignet war. Alfried war überzeugt davon, dass seine Laboratorien sie entwickeln konnten. Es gab nur eine Schwierigkeit. Die Brasilianer hatten wenig flüssige Mittel. Krupp schlug vor, dass sie Wechsel auf Brasiliens negativen Schuldsaldo bei der Bundesrepublik in Form blockierter Cruzeiros ausstellten. Rio war einverstanden und löste die Schuld durch Übertragung von Anteilen an Erzlagern auf Alfried ab, und seine Techniker förderten das Erz – natürlich gegen Bezahlung¹⁸.

Die Abschlüsse von Qacca und Rio sind ein Teil der Antwort auf die Frage, welche in jenem Jahr alle Aussenstehenden beschäftigte: Woher bekam Krupp das erforderliche Kapital? Später lieferte Vera noch andere Antworten darauf, aber er hatte bei Weitem nicht so viel flüssiges Kapital, wie es den Anschein hatte. In gewisser Hinsicht kann man es als Alfrieds eindrucksvollste Tat des Jahres 1953 bezeichnen, dass er in grossem Stil um die Welt reiste und wie ein gleichberechtigter Partner mit Staatspräsidenten, Königen und Premierministern verhandelte, während in der Finanzabteilung Janssen jeden Pfennig umdrehte. Später gestand der Finanzdirektor: «Hätten wir unsere Bilanz veröffentlichen müssen, dann würden wir uns nicht lange gehalten haben. Unsere Situation war weit schlechter, als irgendjemand ahnte¹⁹.»

Es war jedoch nicht ganz so schlimm, wie Janssen dachte. Die Quellen von Krupps Finanzstärke waren vielfältig und wohlfundiert. Die eine bestand aus den 70 Millionen Dollar, die die Alliierten gegen ein Versprechen beiseitegesetzt hatten, das er nicht ein-

zuhalten gedachte. Eine andere dieser Quellen war die Zeit. Genau wie sein Vater im Jahr 1923, war er in einer Epoche des wirtschaftlichen Chaos und wertlosen Geldes ins Gefängnis geschickt worden; seit damals hatten sich die Zustände normalisiert, und die deutschen Banken, die an die Unzerstörbarkeit der Firma glaubten, liehen ihm 80 Millionen Mark. Ein weiterer Faktor, dessen wahre Bedeutung gar nicht abzuschätzen ist, war Westdeutschlands Entschädigungsprogramm. Max Mandellaub sagt dazu: «Krupp war eine der ersten deutschen Industriefirmen, die ihre Ansprüche wegen Demontage durch die Besatzungsmächte nach 1945 gegen die Bundesregierung geltend machten.» Nachdem der Bundestag die Wiedergutmachung dieser Verluste beschlossen hatte, war Krupp, wie Mandellaub ausführte, «in der günstigen Position, praktisch ohne einen Nachweis erbringen zu müssen, den Verlust schätzen zu können, da niemand sagen kann, wie viele der in Essen bei Kriegsende noch vorhandenen Maschinen und Anlagen noch einsatzfähig waren oder in den letzten Kriegsmonaten zerstört worden waren²⁰.»

Soviel stand fest, die Bundesrepublik würde Alfrieds Zahlen nicht anzweifeln. Selten war die Vorzugsstellung des Konzerns gesicherter gewesen, und das war die wahre Grundlage für seine Stabilität. Bonn schlug dem alleinigen Inhaber die Aufträge für den Wiederaufbau von 16 grossen Rheinbrücken zu, gewährte ihm erhebliche Steuervergünstigungen und verschaffte ihm hohe Kredite – allein 63 Millionen Dollar von der Aussenhandelsbank in Frankfurt. Im Vergleich zu diesen Summen erschienen die 80 Millionen Mark, die Krupp für den Wiederaufbau der Essener Fabriken ausgab, bedeutungslos. Man muss wohl kaum hinzufügen, dass die Einstellung der Regierung sicherlich nicht so wohlwollend oder das Verhalten der Banken kaum so grosszügig gewesen wäre, wenn es sich um einen unbekanntenen Versicherungsvertreter aus Pommern namens Berthold Beitz gehandelt hätte²¹.

Am Ende des ersten Haushaltsjahres seit dem Neubeginn lud Alfried zum erstenmal in der Geschichte der Firma alle Kruppianer, die mehr als 25 Dienstjahre hatten, in die Villa Hügel ein. Das war das erste der dann jährlich stattfindenden «Jubiläen». Rein äusserlich gesehen, war es keine heitere Angelegenheit. Die Presse war ausgeschlossen; Dr. Carl Hundhausen, ein Mitglied des Direktoriums, gab den Arbeitern vorher genaue Anweisungen. Die Arbeiter fühlten sich in dem düsteren Saal unbehaglich, und Krupp fehlte jedes Talent zum Zeremonienmeister. Trotzdem, der Inhalt seiner kurzgefassten Ansprache wurde ein persönlicher Triumph für ihn. Er gab bekannt, dass man in Spanien, Griechenland, Pakistan, dem Irak, in Thailand und Chile, im Sudan und in Persien an neuen Projekten arbeite. Allein im Lastwagenbau nehme Krupp den zweiten Platz hinter Daimler-Benz ein. Aber man müsse an die Zukunft denken. Daher sei eine neue Abteilung eröffnet worden, die sich mit der industriellen Planung und Konstruktion des Auslandes befassen solle, und demnächst werde er mit Lizenzen aus New York Textilmaschinen herstellen und sie über eine schweizerische Gesellschaft verkaufen. In die Bücher könne natürlich nicht Einsicht genommen werden; im Gegensatz zu Aktiengesellschaften werde bei Krupp der Profit in den weiteren Ausbau der Firma gesteckt. Er könne ihnen jedoch mitteilen, dass der Jahresumsatz fast eine Milliarde Mark betragen habe²².

Das war eine Riesenüberraschung. Krupp hob eine Hand. «Wir wollen nicht allzu stolz auf unsere Leistung sein», sagte er, «und vor allem wollen wir nicht übermütig

werden. Denn es ist kein Geheimnis, dass wir noch nicht sicher über dem Berg sind.» Kein Industrieller ist unverwundbar, aber ganz sicher hatte Alfried die Talsohle weit hinter sich gelassen. Die nachfolgenden Jubiläen mussten in den Saalbau verlegt werden, weil der Platz in der Villa Hügel nicht mehr ausreichte. Schon standen 91'000 Namen auf den Lohnlisten, und bald sollten es 125'000 sein. In jedem Frühjahr studierte Alfried im Firmenverzeichnis die enorme Liste seiner Produkte und die neuen Gebiete, die dazukamen: Nachrichtensysteme, Kunstfasern, Kläranlagen, Kunststoffe und Luftreinigungsanlagen – die leider nie an seinen eigenen, ewig rauchenden Schloten angebracht wurden. Krupps Weser AG baute 15 Prozent der neuen deutschen Handelsflotte. Zweihundert seiner Wissenschaftler hatten ein glänzendes neues Metall entdeckt, das Titanium: rostfrei, so hart wie Stahl und 80 Prozent leichter, also ideal für Düsenflugzeuge. Innerhalb von vier Jahren nach dem ersten Jubiläum hatte sich der Umsatz vervierfacht. Die Kruppianer machten jetzt jährlich für vier Milliarden Mark Geschäfte, davon ein Fünftel in überseeischen Ländern²³.

Aber selbst das entsprach nicht ganz den Tatsachen. Alfried hatte diskret fünf Milliarden Mark aus der abgetrennten Holdingfirma Hütten- und Bergwerke Rheinhausen Dachgesellschaft nicht erwähnt. Als Gentleman, so erklärte er, werde er seine Kohle- und Stahlindustrie nicht einmal betreten, und seine Angestellten dort durften sich weder Kruppianer nennen, noch erhielten sie nach 50 Dienstjahren die drei goldenen Ringe. Der deutsche Ehrenkodex hat ein paar seltsame blinde Flecken. Gemäss dem schriftlichen Abkommen mit Paris, London und Washington hatte er sich verpflichtet, den Verkauf dieser Unternehmen einzuleiten. Er hatte nichts in dieser Richtung unternommen. So mochte er es zwar für unpassend halten, die Hütten- und Bergwerke zu betreten, aber sie zu behalten und den Gewinn einzustecken, schien ganz in Ordnung zu sein. Da die westdeutsche Stahlproduktion jetzt über 28 Millionen Tonnen betrug und die Bundesrepublik auf der Weltliste an dritter Stelle hinter den USA und Russland lag, handelte es sich um einen ganz beträchtlichen Gewinn. Nach umfangreichen Untersuchungen stellte die französische Zeitschrift *Réalités* fest, dass Krupp bereits das viertgrösste Unternehmen in Europa sei, dicht hinter Royal Dutch Petroleum, Unilever und Mannesmann. Alfrieds Privatvermögen wurde auf 800 Millionen Dollar geschätzt. Schon lag seine Stahlproduktion bei 5'500'000 Tonnen pro Jahr, war also vergleichbar mit der von Jones and Laughlin, dem viertgrössten Produzenten in den Vereinigten Staaten. Reuter bemerkte, dass Alfrieds Comeback in den fünfziger Jahren das von Gustav in den zwanziger Jahren weit übertraf, und ein deutscher Autor stellte fest: «Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus ist diese Entwicklung gesund²⁴.»

Vom Public-Relations-Standpunkt aus bereitete sie allerhand Kopfschmerzen. In einer der amüsanten Untertreibungen jener Zeit sagte Dr. Hans Günther Sohl zu einem Reporter der *New York Times*, dass «in einigen Kreisen der Ruhrkomplex (die Furcht vor einer Konzentration der Wirtschaft in der traditionellen Waffenschmiede des Reichs) noch nicht bewältigt ist». Zu diesen Kreisen gehörten einige der Länder, die Alfried besuchte. Keine zehn Jahre waren seit der schlimmsten Katastrophe des Jahrhunderts vergangen, und die Soldaten, die von 8,8-Geschossen und Tigerpanzern verwundet worden waren, gerieten über die Berichte von Krupps wachsendem Reichtum

in Zorn. Als er in Melbourne sein Flugzeug verliess, wurde er mit Zischen und Rufen – «Judenmörder! Schlächter!» – empfangen, und während er über die Menge hinweg sah, bemerkte er beherrscht, es tue ihm «ein bisschen leid, dass einige Leute gegen meinen Besuch in Australien sind»; in Ottawa stellten sich Veteranen der Black Watch vor seinem Hotel mit Schildern auf, die die Inschrift «Zurück nach Nürnberg, Kriegsverbrecher!» trugen²⁵.

Selbst in den neuen Staaten gab es manchmal bange Momente, wenn Krupps Jetstar auf der Landebahn aufsetzte; die Londoner *Times* schrieb nach einem seiner Besuche in Rourkela: «Als Herr Krupp kürzlich in Indien eintraf, wurde er sofort von Nehru empfangen; trotzdem besteht immer die Befürchtung, dass die Einwanderungsbehörden ihm die Einreise verweigern.» Die Kritik in Europa wollte nicht verebben. Im Unterhaus beklagte ein konservativer Abgeordneter in regelmässigen Abständen «die Art und Weise, wie man mit diesem Grossausbeuter von Arbeitssklaven verfahren ist», im Oberhaus erhob von Zeit zu Zeit ein Pair seine Stimme und verlangte, dass «dieser schändliche Kriegsverbrecher bestraft wird», und selbst im Bundestag liessen alte Sozialdemokraten ständig Bemerkungen über «die blutige Internationale der Händler in Tod» fallen²⁶.

Krupp überliess dieses Problem Dr. Hundhausen und seinen 40 Experten auf dem Gebiet der Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Auf den ersten Blick schien es unüberwindlich zu sein; trotzdem hatten sie schliesslich Erfolg, nicht zuletzt deswegen, weil sie auf eine langjährige Tradition zurückgreifen konnten. Man soll mit Superlativen vorsichtig umgehen, aber man kann wohl kaum eine Rüstungsfirma finden, die über eine längere Erfahrung im Lancieren von Presseartikeln verfügt. Im Jahre 1819 vermerkte Friedrich Krupp:

Da es Buchhalter Grevel gelungen ist, in die Frankfurter Oberpostamtszeitung einen Artikel über Kruppsche Erzeugnisse zu lancieren, hebt sich der Absatz ein wenig. Aus den königlichen Hütten am Rhein kommt eine Bestellung auf Stahlblöcke für Bajonette und Kanonenrohre²⁷.

Alfred Krupp legte auf eine gute Publicity mehr Wert als amerikanische Industriekapitäne ein halbes Jahrhundert später. In seinen besten Jahren, als die Madison Avenue noch eine ungepflasterte Strasse war, liess er Bekanntmachungen an die Berliner Presse und Handzettel im Reichstag verteilen, und am 27. November 1866, fast 70 Jahre bevor IG-Farben Ivy Lee engagierte, um ihr Image zu verbessern, schrieb er einen bemerkenswerten Brief an Albert Pieper:

Ich glaube daher, dass es jetzt Zeit ist zu veranlassen, dass regelmässig wiederholt aus der Feder von Autoritäten wahrheitsgetreue Berichte über die Fabrik durch Zeitungen, welche die ganze Welt erleuchten, verbreitet werden. Wir können das Material dazu liefern und wofern wir nicht die geeigneten Autoritäten bereifinden, möchten wir uns selbst mit den entsprechenden respektablen Zeitungs-Redaktionen in Verbindung setzen²⁸.

Sowohl der erste als auch der zweite Kanonenkönig machten aus Industrieausstellungen ein «Kruppsches Spektakel». Alfred wurde durch die Enthüllung seiner Stahlskanone in London weltbekannt, Fritz verblüffte die Jahrhundert-Ausstellung in Phil-

adelphia in den neunziger Jahren durch gigantische Haubitzen, und Alfried, der ihrem Beispiel folgte, erregte Aufmerksamkeit durch die Ausstellung eines 75 Tonnen schweren Kernreaktor-Gehäuses auf der Hannover-Messe 1963. Jede Krupp-Generation war unglücklich über ihren Ruf im Ausland, und jede polierte ihn auf. Um die Jahrhundertwende erschien in ausländischen Zeitschriften eine Serie von Artikeln, deren Autoren mit verdächtigen Pseudonymen zeichneten, in denen das Essen von Fritz Krupp als eine gemütliche Märchenstadt beschrieben wurde, in der die Handwerker langstielige Pfeifen schmauchten und wo sich der Duft ihres Tabaks mit dem Parfum von Rosen und Rosmarin mischte, während sie über den Rand von achteckigen Brillen hinwegblinzelten. Dann, zwischen 1914 und 1918, schrieben die Ausländer sehr rüde Artikel über die Familie. Danach stieg die Kurve der Schmeicheleien wieder an – und fiel in den vierziger Jahren scharf ab. Damals schrieb *Life*: «Die Familie Krupp hat mindestens ebensoviel Schuld wie Adolf Hitler an den Verlusten der Alliierten im Zweiten Weltkrieg.» *Time* sprach von Alfried als von «Herrn Krupp, dem Kaufmann des Todes». Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis stieg die Kurve der lobenden Worte wieder an. Zwei Amerikaner attackierten das Nürnberger Urteil mit besonderem Erfolg, Freda Utley und Louis Lochner. Lochner schrieb, dass er in Essen mit Kruppianern gesprochen habe, die ihm versicherten, dass während des Kriegs die ausländischen Arbeiter genauso gut behandelt worden seien wie die deutschen Arbeiter; das Gericht habe es jedoch vorgezogen, «derartige Aussagen zu ignorieren». Miss Utley, die von 1930 bis 1936 im Institut für Weltwirtschaft und Politik in Moskau gearbeitet hatte und dann zurückgekehrt war, argumentierte, das Gesetz Nr. 10 des Alliierten Kontrollrats sei ein schlagendes Beispiel für «den Einfluss der Kommunisten» und indiziere «die meisten Angehörigen der kapitalistischen Klasse». Laut Berichten, die sie gehört habe, sei das Gericht im Krupp-Prozess das «voreingenommenste und unamerikanischste» der Nürnberger Verfahren gewesen – in diesem Abschnitt verwechselte sie Richter Anderson mit Richter Daly und es gebe Gründe für den Verdacht, General Telford Taylor «habe mit der Sowjetunion sympathisiert²⁹».

Selbst in der jetzt angebrochenen McCarthy-Ära fanden Louis Lochner und Freda Utley nur einen kleinen Zuhörerkreis. Aber Zeitungen mit grossen Auflagen nahmen den Kehrreim auf. Das Brooklyner *Tablet* lancierte einen massiven Angriff gegen General Taylor und kritisierte sein Verhalten im Bergen-Belsen-Prozess. (Er hatte daran gar nicht teilgenommen.) Über den Krupp-Prozess stand im *Readers Digest*: «Er fand in einer emotionell hochexplosiven Atmosphäre statt. Aber der Staatsanwalt der Alliierten war entschlossen, am Haus Krupp ein Exempel zu statuieren.» Im Widerspruch zu früheren Behauptungen zitierte *Time* ungenannte Beobachter, die der Hoffnung Ausdruck gaben, dass «der Bann auf Krupps Rüstungsproduktion bald aufgehoben wird», denn «je eher Krupp seinen Teil zur Wiederbewaffnung beiträgt, desto besser». *Newsweek* schrieb, dass Alfried «wenig mit Hitler zu tun gehabt hatte». Die Londoner *Times* meinte, es sei Krupps Los gewesen, «an Stelle seines kranken Vaters verurteilt zu werden³⁰».

Diese Kommentare wurden im Hauptverwaltungsgebäude freundlich vermerkt, wo ein Stab von PR-Leuten unter Hundhausen täglich für Krupp einen Überblick über die Weltpresse zusammenstellte. Einhellig war man der Meinung, dass das Image förmlich

strahlte, und im Lauf der Jahre wurden für jeden Absatzmarkt spezifische Feinheiten ausgearbeitet. Den beeindruckten ausländischen Besuchern wurde der ganze Umfang des Krupp-Imperiums vor Augen geführt; in der Villa Hügel waren auf einem elektrisch beleuchteten Globus, der einer Lagekarte im Pentagon ähnelte, die Stützpunkte des Konzerns und die Projekte im Mittleren Osten, in Australien, Nord- und Südamerika, Afrika, Europa, Indien, Pakistan und Südostasien markiert. Besonders hervorgehoben wurden drei von Krupp gelieferte Raffinerien in der Sowjetunion, ein Stahlwerk auf den Philippinen, Renn-Ofen in der Mandschurei und ganz nebenbei auch eine Kohlenverladeanlage auf der amerikanischen Seite des Erie-Sees. Die Yankees mochten Alfried zwar auffordern zu verschwinden, aber sie hatten nichts dagegen, Kunden von Krupp zu sein.

Für Wirtschaftsminister, die nur über eine begrenzte Ausbildung verfügten, richtete Hundhausen eine Bibliothek mit audiovisuellen Hilfsmitteln ein, darunter 25 Farbfilme von Spielfilmlänge – zwei in englisch, zwei in französisch aber die meisten Diplomaten und Geschäftsleute beherrschten mehrere Sprachen, und für sie stellte die Firma prächtig aufgemachte Bücher zur Verfügung. Einige der darin enthaltenen Doktrinen waren superb: «Während der Engländer seinen ersten Whisky-Soda trinkt und sich zum Dinner umkleidet, ist der Krupp-Vertreter noch draussen in der Wüste und führt Geräte vor.» Oder: «Wenn ein Händler in einem unterentwickelten Land um Hilfe bitet, schicken ihm die Amerikaner als Antwort einen Brief – aber Krupp schickt einen Vertreter.»

Natürlich wurden diese ausgesuchten Seitenhiebe nicht nach England oder in die USA geschickt; dort wurde Krupp als selbstloser Mitarbeiter an der technischen Zukunft der Welt dargestellt. Man erinnerte die Amerikaner an den Kruppstahl, der das Tiefenboot *Trieste* umkleidet hatte, während es nach dem verloren gemeldeten amerikanischen U-Boot *Thresher* suchte. Für die *Trieste* war diese Tauchaktion nichts Besonderes. Drei Jahre vorher hatte das Tiefenboot mit seinem Körper aus vakuumentgastem CoNiM-Stahl das tiefste Tauchmanöver in der Geschichte durchgeführt; es war über elf Kilometer bis auf den Grund der Marianen-Rinne im Pazifik getaucht³¹.

Mit besonderer Sorgfalt wurden Pressemitteilungen ausgearbeitet, die die ganze Welt darüber informierten, wie Krupp-Ingenieure angeboten hatten, den roten Granitobelisk des Pharaos Sesostris I. aus dem Schlamm von 38 Jahrhunderten zu heben – für einen nominellen Betrag von 3'500 ägyptischen Pfund. Gamal Abdel Nasser wollte diese merkwürdige Selbstverherrlichung des Pharaos auf einem Platz in Kairo aufstellen, also entsandte Alfried eine Gruppe hervorragender Ingenieure. Mit hydraulischen Pressen wuchteten die Techniker den massiven Obelisk aus den Tiefen des Oberen Nils; dann säuberten sie ihn, transportierten ihn zu dem Platz und setzten ihn mit Hilfe von Kränen auf einen Betonsockel. Blonde Hostessen mit den drei Ringen auf ihren blauen Uniformen verteilten Broschüren, in denen man nachlesen konnte, wie Krupp das vollbracht hatte. Ein jovialer PR-Mann aus Essen stellte die Mädchen als «Krupps blaue Engel» vor, und Hundhausens erster Assistent, ein junger Adliger, der seine Ausbildung bei McCann-Eriksen in New York absolviert hatte, erzählte die Geschichte von Krupp in einem Buch mit dem Titel *Tu Gutes und rede darüber*³².

Die belustigten Exilnazis in Ägypten taten das Projekt als «Unternehmen Kölnisch Wasser» ab, und Zyniker in Essen, die sich an die jüngste Vergangenheit erinnerten, übertrugen diesen Spitznamen auf das gesamte PR-Programm der Firma. Sie hatten nicht unrecht, denn Alfrieds Wiedererrichtung des Obelisks von Heliopolis hatte keinerlei altruistische Motive gehabt. Er hatte Nassers guten Willen gewinnen wollen, und das war ihm gelungen; als Gegenleistung für das Engagement der Firma erhielt Krupp Aufträge auf eine Papierfabrik, eine Schiffswerft und zwei Nilbrücken, von denen eine die Innenstadt von Kairo mit der Universität verbinden sollte. Das hätte genug sein sollen, aber der Konzernherr hatte sein Auge auf ein viel grösseres Projekt gerichtet. In einer innerbetrieblichen Mitteilung hiess es: «Das nächste Ziel Krupps ist das Milliarden-Programm des Assuan-Damms.» Als er es nicht bekam – am 24. Oktober 1958 entschied Nasser über Assuans Zukunft, indem er zu dem niedrigen Preis von 100 Millionen Dollar mit Chruschtschow abschloss –, war er eingeschnappt. Das amerikanische Prestige war angekratzt, aber Essens auch; Alfried warnte seine mitfühlenden Jubiläumsgäste: «Die wirtschaftlichen Einbruchsbemühungen der Sowjets, die sich auf strategische Punkte konzentrieren und ohne Rücksicht auf die Kosten durchgeführt werden, bergen eine echte Gefahr. Auf diese Weise können sie ein Land von innen erobern, wie sie es jetzt in Ägypten tun³³.»

Neidhammel, höhnten seine Widersacher; der russische Vorstoss nach Ägypten sei nicht grösser als der von Krupp nach Brasilien. Aber was dem PR-Programm der Firma ein wirklich spezifisches Flair gab, war seine ausserordentliche Selektivität. Niemand konnte es Hundhausens Leuten anlasten, dass ein Redakteur der *Neuen Züricher Zeitung* bei der Durchsicht von Aufnahmen, die während eines Treffens zwischen Alfried und seinen argentinischen Verkäufern gemacht wurden, die riesige Gestalt von Otto Skorzeny entdeckte. Sieben Jahre lang hatte der ehemalige SS-Sturmbannführer unauffällig als Verbindungsmann zwischen Krupp und Peron gearbeitet. Jetzt war seine Deckung durchbrochen; er war nicht mehr brauchbar; mit 52 Jahren war er erledigt. Die PR-Leute, die den Fragen über Skorzeny auswichen, taten nur ihre Pflicht, wenn sie ihrem Arbeitgeber Unannehmlichkeiten ersparten. Aber es widerspricht allen Regeln, dass die Schöpfer eines Image mal so, mal so reden. Genau das taten aber Hundhausens Mitarbeiter, und deshalb erhielten sie den Spitznamen «Parfumhändler». Sie bestanden zum Beispiel darauf, die glorreiche Vergangenheit des Hauses und der Familie zu verbreiten. 1961 erschien als prachtvoll illustrierte Buchausgabe *Krupp*, worin die «Meilensteine der Firma» während der vergangenen 150 Jahre für die Auslandskunden aufgezählt wurden. Aber es gab keine einzige Abbildung der Kaiser, Feldmarschälle, Grossadmirale oder des Führers, und nicht eine einzige von der Familie produzierte Waffe wurde erwähnt.

Alfried war so darauf bedacht, seine Karriere als Waffenlieferant des Reichs zu vergessen, dass in seinem grossen Warenhaus in Essen nicht einmal Spielzeugsoldaten oder Wasserpistolen verkauft werden durften. Wenn man in der Villa Hügel die Kamera auf den Wachtposten neben dem Portrait des Kaisers zückte, flüchtete er. Einer der Direktoren schwor: «Wir werden nie wieder eine Kanone machen.» Als eine Gruppe deutscher Studenten diese Frage während eines Gesprächs mit Fritz Hardach

anschnitt, erwiderte dieser feierlich: «Lieber Milchkannen als Kanonen.» Beitz philosophierte, dass in der heutigen Welt Feldgeschütze bald überholt seien. «Wenn der Kontinent von einem Wettrüsten bedroht würde», sagte er, «sollten wir uns mit Schneider-Creusot, Vickers-Armstrong und Skoda zusammensetzen und sagen ‚Hello, trinken wir einen und lasst uns überlegen, ob wir nicht etwas Besseres als Waffen herstellen können’.» In diesem Punkt war Alfried interessanterweise weniger ausgesprochen. Obgleich er den Kopf schüttelte, als er über die Möglichkeit eines wiedererwachenden Reichs gefragt wurde, waren seine Gedankengänge viel weniger beruhigend: «Rüstungsproduktion ist kein Geschäft. Die zivile Produktion ist kontinuierlicher im Frieden, und einen Krieg riskiert man immer zu verlieren.»

Für ihn war es also keine Frage der Moral: Wenn sich Geschütze lohnten und der Sieg gewiss war, würde es kein Hindernis mehr geben. Er machte noch andere Einschränkungen. Krupp konzidierte, dass er in einer «schwierigen» Lage sein würde, falls die Regierung ihn aufforderte, eine neue Wehrmacht auszurüsten. Unter diesen Bedingungen, so mutmasste er, «würden wir es tun. Wir dürfen die Realitäten nicht vergessen³⁴.»

Ein weiteres interessantes Beispiel für die Arbeit der PR-Abteilung sind die Bemühungen, jede Verbindung zwischen Gustav Krupp und dem Aufstieg Adolf Hitlers zu negieren. Im Jahre nach Mehlem schrieb Gert von Klass:

Im Jahre 1934 versucht Hitler, die Firma Krupp zum Bau von Waffen zu veranlassen, die herzustellen nach dem Versailler Vertrag verboten ist. Diese Wünsche lösten zahlreiche Verhandlungen in Berlin aus, die im Laufe der Monate immer unangenehmer wurden ... Gustav ... möchte die Bestimmungen des Vertrages von Versailles nur ungern verletzen, da ihm Verträge nun einmal unantastbar sind³⁵.

, Zwei Jahre nach Klass behauptete der angesehene deutsche Historiker Ferdinand Fried, dass 1936 «bei Krupp mit der Waffenproduktion wieder begonnen wurde, wie es in vielen anderen Stahlwerken der Fall war». Das entspricht nicht den Tatsachen. Die führende Position der Firma bei Deutschlands geheimer Wiederaufrüstung ist durch Krupps Jahresberichte und Gustavs noch vorhandene Akten belegt. Ausserdem, wenn es gestimmt hätte, dann hätte der Konzern den Führer um ein Vermögen gebracht. Mit dem Argument, dass die Gussstahlfabrik für die Wiederbewaffnung «ohne einen Augenblick zu zögern» bereit gewesen sei, verlangte Essen Schadenersatz. In einem vom 18.7.1940 datierten Memorandum schrieb Johannes Schröder: «Ohne einen Staatsvertrag zu haben, trug Krupp von 1918 bis 1933 die Kosten für das Personal, die Werkstätten und die Versuche und verbrauchte dafür nicht nur den gesamten Gewinn aus seinen Zechen und Hüttenwerken, sondern zusätzlich grosse geheime Reserven, die auf der ersten Goldmark-Bilanz über die Gewinne der Vorweltkriegsjahre erscheinen. Als die Wiederbewaffnung begann, war Krupp in der Lage, sofort mit der Serienproduktion modernster Waffen und Geräte anzufangen und viele andere Firmen zu beraten.» In Berlin wusste man, dass das stimmte, und zahlte die 300 Millionen an die Firma³⁶.

Wenn eine so unbestreitbare Tatsache wie Krupps fünfzehn Jahre lange Verschwörung gegen den Vertrag von Versailles ignoriert werden konnte, waren diejenigen, die die friedliche Gesinnung, auf die die PR-Leute in den Nachkriegsjahren pochten, für

bare Münze nahmen, gelinde gesagt arglos. Es stimmte, dass man im Essener Konsum-Warenhaus keine Blechpistole kaufen konnte. Aber genauso erschien es als einleuchtend, dass der Konzern eine echte Ausgabe davon herstellen könnte, und wenn man sich etwas umsah, stellte sich das auch als Tatsache heraus. 1953 begann Krupps Flugzeugbau GmbH in Bremen mit der Montage von Düsenjägern. Die amerikanische Bevölkerung hätte bei ihren Abgeordneten dagegen Protest einlegen können, aber das hätte nicht viel genützt, denn Alfried hatte sich durch den Verkauf von 43 Prozent der Anteile an der Tochtergesellschaft an United Aircraft gegen solche Flankenangriffe geschützt. Krupp, so wurde einem in Washington gesagt, stellte Waffen für die freie Welt her.

Alfried bekundete den Obrigkeiten – also der anerkannten deutschen Regierung – gegenüber die schuldige Gehorsamspflicht und fügte hinzu, dass wenn Bonn mehr als nur Düsenjäger wolle, er mehr geben werde. Aber als Krupps Ruhr-Mirakel auf dem Höhepunkt war – und das Vermögen der Familie mehr als das Doppelte der Vorkriegszeit betrug –, erschien jede Änderung des Status quo als Narretei. Zur Zeit des Kaisers hatte der Alldeutsche Verband «Dem Deutschen gehört die Welt» und «Heute Deutschland, morgen die ganze Welt» deklamiert. Aber jetzt war es übermorgen, und Krupp hatte ein Weltunternehmen geschaffen, ohne einen einzigen Schuss abzugeben. Er hatte am 10. Februar 1951, morgens um 9 Uhr, das Alte hinter sich gelassen und alle seine neuen Ziele erreicht. Jetzt gehörte ihm fast alles, wohin sein Auge blickte, und von der Kanzel seines Jetstars aus war das eine ganze Menge. Es gab keinen einleuchtenden Grund für ein Wiedererstehen der Waffenschmiede. «Der Amerikaner» spaste: «Nach dem nächsten Krieg werden die Fabrikanten elektronischer Geräte und die Raketensmacher vor den Kriegsgerichten stehen, nicht wir³⁷.»

Heute war es eine Kruppsche Welt. Aber wie stand es mit morgen? Es gab nichts, was Alfried hindern konnte, sich mit Elektronik, Raketen und Atomenergie zu befassen. Mit zweien dieser Gebiete beschäftigte er sich bereits; irgendwo in Norddeutschland, in der Nähe von Meppen, arbeiteten seine Wissenschaftler an seiner ersten Dreistufenrakete – es war unmöglich festzustellen, inwieweit – wenn überhaupt – sie sich mit ihren Exilnazikollegen in Ägypten berieten –, und sein erster Atommeiler war fertig. Um einen Blick auf den Krupp von morgen zu werfen, benötigte man einen Passierschein, eine Landkarte und genug Benzin, um auf der Bundesstrasse 1 rund 100 Kilometer in südwestlicher Richtung zu fahren, vorbei an den phantastischen Sendetürmen der Deutschen Welle, die von einem über vier Quadratkilometer umfassenden Spinnennetz aus Stahl 24 Stunden am Tag die Neuigkeiten aus der Bundesrepublik in deutscher Sprache an Auslandsdeutsche in Südamerika ausstrahlen. Bei der schläfrigen westfälischen Stadt Jülich, fünfzehn Kilometer von der holländischen Grenze entfernt, führte der Weg eine schmale Landstrasse entlang, vorbei an einem alten roten Ziegelbau, der jetzt als Reparaturwerkstatt der Bundesbahn diente. Die Landschaft erinnerte an Gloucestershire, an die geisterhaften Bauernhäuser aus grauem Stein zwischen Cheltenham und Tewkesbury, und hier wie dort fragte man sich, wovon die Menschen in dieser Gegend lebten.

Die Antwort darauf bot sich sehr plötzlich dar. Hinter einer unübersichtlichen Kurve verbesserte sich der Zustand der Strasse wahrhaft eindrucksvoll, und jetzt ver-

breiterte sie sich zu vier Fahrbahnen. Wenn sich ein Fahrzeug näherte, zeigte eine Verkehrsampel Rot – der Schaltknopf war in einem Schilderhaus mit der Inschrift SICHERHEITS-ZENTRALE. Direkt vor einem war ein schwarz-weiss gestreiftes Tor. Man zeigte den Passierschein vor und fuhr durch ein Labyrinth von Strassen – ohne gründliche vorherige Anweisungen hatte man keine Aussicht, sich durchzufinden – bis zu einem zweiten Tor mit der Aufschrift ATOM-KRAFTWERK und zeigte seine Papiere wieder einem bewaffneten Posten. Dahinter, von dichtem Wald umgeben, stand Alfrieds Stolz, eine hohe Struktur von seltsamer Form mit dem Zeichen der drei Ringe und der Aufschrift ATOMREAKTOR.

Die dortigen Kruppianer nannten den 15-Megawatt-Testreaktor KFA (Abkürzung für Kernforschungsanlage). Er wurde zum Teil von einem Bonner Mini sterium subventioniert und war gemeinsam mit dem schweizerischen Elektrokonzern Brown, Boveri & Cie. errichtet worden. Waren alle Papiere in Ordnung, erklärte einem der junge Direktor Dr. Claus von der Decken, wie 1967 durch Kruppsche Erfindungskraft eine kritische Masse erreicht wurde. Über 100'000 Bremsbälle aus chemisch reinem Kohlenstaub – wofür Krupp-Kohle nicht alles verwendet werden kann! – moderierten das Uranium ab. Es war ein Experiment, und es gelang. Jetzt baute Dr. von der Decken an einem gigantischen *Pile*. Anfänglich erwartete er die Fertigstellung zwischen 1972 und 1975. Aber schon Ende der sechziger Jahre konnte er mit Hilfe der 100'000 seltsamen Bremsbälle einen 15-Megawatt-Reaktor in Betrieb nehmen³⁸. Von der Decken hatte unter Druck gestanden. Auf Herrn Krupp, mit seinen umfangreichen Erfahrungen als Ingenieur, schien das Projekt eine magische Anziehungskraft auszuüben; ständig kam er hierher und stellte intelligente Fragen. Der neue *Pile*, sagte Dr. von der Decken, sollte ein Brutreaktor werden. In den Ohren eines Laien hatten seine Worte einen ominösen Klang: «Wenn die Kernspaltungsversuchsanlage erst in Betrieb ist, kann der Brutreaktor Plutonium liefern, und daraus kann dann eine Plutoniumbombe entwickelt werden.» Er fügte hinzu: «Dieser hier liefert natürlich nur Energie für die Kraftwerke.» Natürlich. Krupps U-235 war von der amerikanischen Atomenergie-Kommission in Auftrag gegeben worden. Das zeigte, wie lange «gestern» schon vorbei war, aber es gab natürlich keinen Aufschluss darüber, wann es «morgen» sein oder wie es aussehen würde.

Am 29. März 1956 hatte Bertha Krupp in der Villa Hügel ihren siebzigsten Geburtstag gefeiert; die Familie hielt einen Augenblick auf ihrer rasenden Fahrt in die Zukunft inne, um sie zu ehren. Bertha war immer noch die Königin des Ruhrgebiets und für viele Menschen sogar von ganz Deutschland. Vor genau sieben Jahrzehnten hatte ihr hagerer, über 70 Jahre alter Grossvater auf das Baby im kleinen Flügel des Schlosses hinuntergestarrt. Siebzehn Monate später hatte man im flackernden Licht der Fackeln seinen ausgemergelten Körper langsam den Hügel hinuntergetragen, und jetzt, da sie fast so alt war wie er damals, kam es ihren Untertanen zum Bewusstsein, was für ein bemerkenswertes Bindeglied zwischen Gegenwart und Vergangenheit sie war.

Sie beging den letzten Donnerstag im März des Jahres 1956, indem sie eine flache Pelzkappe ganz gerade auf den Kopf setzte, einen Wollschal über ihre Witwentracht

legte und zur Villa Hügel hinüberging, um die Gratulationscour des Direktoriums abzunehmen. Gefolgt von dem um einen Kopf grösseren Alfried und dem um einen Kopf kleineren Arndt, schritt sie die Front ab. So war es auch in der Wilhelmstrasse 73 gewesen, als sie noch ein junges Mädchen war; das Kerzenlicht erhellte die Wandteppiche, und die Direktoren, in gestreiften Hosen, standen aufrecht da, die Hände vor sich locker ineinandergelegt, und verneigten sich tief, während sie vorbeiging. Die für solche Gelegenheiten festgelegte Etikette schrieb vor, dass sie dann von ihr nicht mehr beachtet wurden, und so, den Blick vorwärts gerichtet, schritt sie mit ihrem langsamen, graziösen Gang, den man entweder schon in der Kindheit lernt oder nie, über das Parkett. Danach spendete sie ein Portal für eine Kirche in Salzburg, weihte das neue Bertha-Schwestern-Wohnheim ein, das nach ihr benannt worden war, und nahm Geschenke in Empfang³⁹.

Das alles war sehr rührend, aber gleichzeitig auch eine Antiklimax, denn das grösste Geschenk ihres Lebens hatte sie fünf Monate vorher erhalten.

Stukas, 8,8-Paks und riesige Haubitzen waren nach ihr benannt worden, ohne dass es sie beeindruckt hatte, aber ihre würdevolle Haltung zerbrach am Morgen jenes 11. Oktober 1955, als ihr in ihrer Ziegelvilla in der Berenberger Mark 10 telefonisch mitgeteilt wurde, dass unter den letzten 800 aus Sibirien zurückgekehrten Kriegsgefangenen ein schlanker, zerlumpter Offizier war, der trotz seines Bartes unverkennbar die Züge der Dynastie trug. Es war Harald, den man seit Langem als gefallen oder hingeworfen aufgegeben hatte⁴⁰.

Er befand sich im Lager Friedland in der Nähe von Göttingen. Ein aufmerksamer Reporter aus Essen hatte ihn identifiziert. Harald hatte nichts gesagt; wie seine Kameraden war auch er in einem Zustand der Verwirrung. Bertha war zu mitgenommen, um die Reise machen zu können. Alfried war mit der Eroberung neuer Absatzmärkte beschäftigt, und Berthold machte mit seiner Frau Ferien in Griechenland, um die Geburt seines ersten Sohnes zu feiern; so eilte Waldtraut aus Bremen herbei, holte einen neuen Mercedes aus der Privatgarage der Familie und fand ihren Bruder müde und erschreckt in einer Ecke des Lagers kauern. Sie wollte ihn sofort in ein Hotel bringen und einen Schneider bestellen, aber er bat sie, ihn noch dazulassen und morgen wiederzukommen. «Dann, nachdem ich sie weggeschickt hatte», erinnerte er sich später, «stellte ich fest, dass ich sieben oder acht Stunden lang mit den Reportern sprechen musste. Aber es ging ganz gut. Ich hatte keine richtige Vorstellung von der Lage in der Bundesrepublik oder in der Villa Hügel. Sie gaben mir Auskunft, und ich erzählte jedem von ihnen irgendeine kleine Geschichte.»

Am nächsten Morgen kam Waldtraut mit einem Schneider zurück und fuhr ihren verwirrten Bruder in ein ruhiges Hotel nach Kassel. Zwei Tage lang schlief er, liess sich Mass nehmen, gewöhnte sich an reichhaltigeres Essen und erzählte ihr von zehn Jahren voller Schrecken. Es war eine ganz aussergewöhnliche Geschichte; sie hörte ihm entsetzt und fasziniert zu.

Gerade als er von Frankfurt a.d.O. aus repatriert werden sollte, wurde er denunziert; vom Mai 1946 bis März 1947 war er als politischer Häftling in Moskau und verbrachte die nächsten drei Jahre in Einzelhaft irgendwo am Rande der Stadt – wo es genau war, fand er nie heraus. Seine Mitgefangenen waren Wehrmachtsgenerale, KZ-Lagerführer,

deutsche Wissenschaftler, Parteibonzen und Angehörige des Auswärtigen Amtes, die von den Russen samt und sonders als Kriegsgefangene behandelt wurden. Im ersten Jahr schienen die Verhöre kein Ende zu nehmen. Acht Jahre später bemerkte er trocken zu einem amerikanischen Autor: «Wir nannten diese Sitzungen ‚Studium‘, weil sie uns studierten und wir sie.»

Aus Harald war wirklich nicht viel Wissenswertes herauszuholen. Genau wie Bertold hatte auch er nur eine vage Vorstellung von Gustavs und Alfrieds Vorhaben. Seine Fragesteller versuchten es mit allen erdenklichen psychologischen Tricks. Einmal wurde ihm befohlen, einen Vortrag zu dem Thema «Die Kindheit eines Kapitalistensohns» zu halten, und er hatte zwei Erinnerungen zu bieten: Wie er mit Blumen spielte, und wie er während eines wilden Spiels hinschlug. Die Russen waren wütend. So etwas, zürnten sie, passe auch auf die Kindheit des Sohns eines ausgebeuteten Arbeiters.

So sperrten sie ihn für drei Jahre in eine Zelle. In seiner Einsamkeit setzte er sich ein bruchstückhaftes, verzerrtes, aber nicht ganz falsches Bild der Welt draussen zusammen. Er wusste zum Beispiel von Alfrieds Prozess in Nürnberg, und obgleich die unter der Tür seiner Zelle durchgeschobenen Zeitungen voll von düsteren Berichten über die Arbeitslosigkeit in Westdeutschland und über die Misserfolge des Volkswagenwerks waren, konnte ihn das nicht täuschen: «Man lernt es, auch aus den Zeitungen in einer Diktatur die Spreu vom Weizen zu trennen, und Goebbels war ein guter Lehrmeister.»

Im Dezember 1949, als für seinen ältesten Bruder der siebzehnte Monat in Landsberg begann und Gustav sich im Gasthof unterhalb Blühnbachs dem Ende seiner Tage näherte, glaubte Harald, eine Chance für seine Entlassung zu sehen. Alle Deutschen, gegen die irgendwelche Beweise vorlagen, waren abgeurteilt und abtransportiert worden. Aber diese Hoffnung sollte bald zerrinnen; die restlichen 2'000 Inhaftierten wurden summarisch zu «Kriegsverbrechern» erklärt. Im Januar, in derselben Woche, als Gustav eingäschert wurde – Harald konnte das natürlich nicht wissen –, wurde sein Dossier in die Zelle gebracht, und drei Richter und ein Dolmetscher erschienen, die ihn als «Kriegsverbrecher» anredeten; ihm wurde klar, dass man ihn bereits verurteilt hatte. Das Gericht klagte ihn an, Rumänen im Gebrauch von Krupp-Geschützen unterwiesen und in Bessarabien Spionage getrieben sowie in Verbindung mit C-1 (Nachrichtendienst der Wehrmacht) gestanden zu haben und ein führender Nazi gewesen zu sein.

Er erwiderte, dass Artillerieschulung im Krieg nicht gegen das Gesetz sei, dass er nur zwei Tage in Bessarabien gewesen war, um ungeschulte Soldaten zu Richtschützen auszubilden, und dass er nur einen einzigen Offizier von C-1 gekannt habe, den er in einem sowjetischen Kriegsgefangenenlager traf. («Das hat gar nichts zu sagen», schnappte ein Mitglied des Gerichts.) Der letzte Anklagepunkt war der gewichtigste. Harald wies darauf hin, dass er nur zwei Jahre lang Parteimitglied gewesen war. Er konnte nicht abstreiten, Hitler, Göring, Goebbels und Himmler getroffen zu haben, jedoch unter etwas ungewöhnlichen Umständen; er war noch sehr jung gewesen, und sie waren Gäste im Haus seines Vaters. Das Standgericht war nicht beeindruckt. Er wurde für fünf Minuten aus der Zelle geschickt; als er wieder hereindurfte, teilte man ihm mit, dass er zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt worden sei.

Und so geschah es, dass, während die Amerikaner darangingen, Alfried, der mit

dem Naziregime eng verbunden gewesen war, freizusetzen, sein schuldloser Bruder, der vom Führer durch die Lex Krupp enterbt worden war, über den Ural abtransportiert wurde. In schmutziger Arbeitskluft und schlechtsitzenden Stiefeln schuftete Harald fünf Jahre lang in den Eisenerzbergwerken bei Swerdlowsk, fast 3'500 Kilometer von seiner Heimat entfernt und der Mongolei oder Neu-Delhi näher als Essen. Wer einmal in den Krupp-Sklavenlagern leiden musste, mag das als historisch gerecht bezeichnen; aber dieser Schlag hätte einen schuldigeren Krupp treffen können. Im Frühjahr 1955 hatte er gerade ein Fünftel seiner Strafe hinter sich; wenn man ihn nicht begnadigte, würde er erst 1975, kurz vor seinem 59. Geburtstag, nach Deutschland entlassen werden. Doch da setzten die Russen im Frühjahr 1955 alle österreichischen «Kriegsverbrecher» frei, die am Osthang des Urals Sklavenarbeit leisteten. Voll Freude raunten sich die 2'000 Deutschen zu, dass nun auch sie bald an der Reihe sein würden, und auf 40 Prozent von ihnen, darunter auch Harald, traf das zu. Das Schicksal der übrigen zwölfhundert, von denen einige seine besten Freunde geworden waren, blieb für immer ungeklärt.

Er beendete seine Erzählung, während der Mercedes über das Rothaar-Gebirge rollte und Waldtraut geschickt die über 450 Meter hohe Passstrasse nördlich des Kahlen Astens meisterte. Ihr Bruder hätte sie beim Fahren nicht ablösen können. Er hätte nicht einmal gewusst, wo die Zündung war. Er hatte noch nie einen solchen Wagen, solche Strassen oder auch nur einen Anzug gesehen, wie er ihn jetzt anhatte. Bis zum Morgen dieses Tages hatte er über sechzehn Jahre lang keine Zivilkleidung mehr getragen. Der Name Adenauer sagte ihm nichts; er hatte noch nie etwas von John J. McCloy oder Berthold Beitz gehört, doch der von Ludwig Erhard bewirkte Wandel fesselte ihn; ein neuer Schacht, vermutete er – Alfried würde ihn sicher kennen. Er würde Alfried eine Menge fragen müssen, denn das Reich, das er im Alter von 23 Jahren verliess, hatte keine Ähnlichkeit mit der Bundesrepublik, die er jetzt, sieben Monate vor seinem 40. Geburtstag, durch das Fenster des Wagens sah. Einen Monat vor seiner Abreise war Eckbert siebzehn Jahre alt geworden – er war vor über neun Jahren in Italien gefallen, hatte Waldtraut gerade gesagt, aber Harald wollte jetzt nicht daran denken; ein menschliches Gehirn hat nur ein bestimmtes Fassungsvermögen – er selbst hatte damals gerade die Prüfung als Rechtsbeistand absolviert. Alles, was er jetzt über das Recht wusste, war, dass ein Mann zu 25 Jahren Straflager verurteilt werden konnte, weil er auf dem Rasen Fussball gespielt hatte, während der Führer bei seinem Vater zu Gast war. Es hatte für ihn keinen Sinn, seine juristische Karriere wieder aufzunehmen. Er würde etwas anderes finden müssen. Vielleicht konnte ihm Alfried dabei behilflich sein.

Der Konzernherr war nach Essen zurückgeeeilt, um bei Haralds Ankunft dazusein und die Anbringung eines Transparents, umrankt von Blattpflanzen aus dem Hügel-park, über der Tür des Hauses Berenberger Mark 10 anzuordnen. HERZLICH WILLKOMMEN stand in Blockbuchstaben darauf. Zur Begrüssung standen Bertha und Alfried vor dem Haus, und ein Fotograf der Presseabteilung hat die Szene verewigt. Waldtraut hatte eine Hand unter Haralds Arm geschoben – sie schien ihn zu stützen. Damals war sie noch nicht in die Breite gegangen. Die Scheidung und ihre zweite Ehe lagen noch in der Zukunft, und sie war noch genauso temperamentvoll, wie sie immer

gewesen war. Alfried, ganz rechtsstehend, zeigte das fröhlichste Lächeln seines Lebens. Bertha, in einem hellgrauen Kostüm, stand zwischen ihren beiden Söhnen. Mutter, Bruder und Schwester sahen nach rechts; nur Harald blickte direkt ins Auge der Kamera. Auch er strahlte, aber mit feuchten Augen. Der Bart war zu kurz gestutzt, sein Haar zu glatt gekämmt, der teure Anzug, das Hemd und die Krawatte zu ungewohnt. Seine Haut war grau. Nur seine Augen zeigten Leben, alles andere war wächsern. Er fühlte sich erst wieder erleichtert, als der Fotograf gegangen war und Alfried und Waldtraut taktvoll am Hauseingang stehenblieben, während Mutter und Sohn wortlos ins Haus gingen. Er war von ihrem ersten Gespräch «tief bewegt». Schliesslich kamen sie Arm in Arm wieder zum Vorschein und gingen langsam und nur gelegentlich ein Wort wechselnd durch den Park der Villa Hügel. «Eine Mutter wartet», sagte Harald später schlicht. «Sie wusste, weshalb die Russen mich zurückhielten. Sie wusste, dass es nie geschehen wäre, wenn ich Schulz oder Schmidt geheissen hätte.»

Wäre sein Name Schulz oder Schmidt gewesen, hätte seine Heimkehr nur so ausgesehen: Umarmungen, zärtliche Begrüssungsworte, dann ein Gespräch im engsten Kreis. Aber ohne Rechtsanwältin, die jetzt für den Lazarus der Dynastie erstaunliche Neuigkeiten hatten, ist bei Krupp keine Wiedersehensfeier komplett. Im Ural hatte er gedacht, dass er ein armer Mann sei. Schliesslich war Alfried der alleinige Erbe. Jetzt erfuhr Harald, dass er ein Kapitalist war. Während er bei Swerdlowsk mit einem schweren Hammer das Gestein brach, war er Millionär geworden. Laut dem in Mehlem unterzeichneten Vertrag schuldete der Konzernherr ihm zehn Millionen Mark – für Alfried eine Kleinigkeit, aber für seinen Bruder bedeutete es finanzielle Sicherheit. Durch diesen unerwarteten Glücksfall war Harald genau wie Waldtraut, Irmgard, Arnold und Berthold vom Familienoberhaupt unabhängig geworden. Berthold hatte den grössten Teil seines Geldes in zwei Firmen gesteckt, die Wasag AG, ein chemisches Unternehmen in Essen, und die Gurid GmbH in Hamburg, die Bremsbeläge herstellte. Nach seiner Rückkehr aus Griechenland nahm er den wiedererstandenen Harald als Partner auf, und Jean Sprenger übernahm die Ausstattung ihrer Büroräume in der Rolandstrasse 19, nahe beim Saalbau.

Im Lauf der Zeit fand Harald im 35 Kilometer entfernten Wuppertal-Barmen eine Braut und baute sich im Hügel-Park ein Haus; die Fernsehantennen der drei Brüder krönten eine Erhebung östlich des Schlosses; natürlich war die Alfrieds am höchsten. Nach und nach wurde Bertha zwölffache Grossmutter. Mit Ausnahme des Konzernherrn waren Gustavs Söhne und Töchter seinem Rat gefolgt und hatten sich ihre Ehefrauen aus der Oberschicht geholt. Haralds Frau, Doerte Hillringhaus, war die Tochter eines Fabrikanten im Ruhrgebiet; Bertholds Schwiegervater war Ago von Maltzan, von 1925 bis 1927 Botschafter der Weimarer Republik in Washington; und Waldtraut heiratete nach ihrer Scheidung einen Reeder, ein Mitglied der neuen deutschen Aristokratie in Argentinien. Die Töchter folgten natürlich ihren Ehemännern. Die Söhne blieben in dem riesigen Schatten des Hauses, das der Vision ihres Urgrossvaters von einem Schloss entsprach. «Auf diese Weise», erklärte Berthold, «leben wir alle zusammen hinter einem gemeinsamen Zaun auf dem Hügel, und das ist sehr schön, weil unsere Kinder auf diese Weise miteinander spielen und sich kennenlernen⁴¹.»

So waren Berthas letzte Jahre von einer Ruhe gesegnet, wie sie sie nie zuvor gekannt hatte. In der Wiege verwünscht, weil sie ein Mädchen war, als Backfisch vaterlos geworden durch den sensationellsten Skandal des wilhelminischen Deutschland, verheiratet mit einem sechzehn Jahre älteren, ausländerfeindlichen Automaten, hatte sie als junge Frau erlebt, wie ihr Elternhaus von Kommunistenrudeln bedroht wurde. Um Waldtraut auf die Welt bringen zu können, hatte sie sich verstecken müssen. Zwei ihrer Söhne waren in der Uniform des Führers, den sie verabscheute, gefallen. Als ihr Mann gestorben war, hatte sie nicht gewusst, wohin mit seiner Asche; ihr ältester Sohn und Erbe sass am Tag der Beerdigung in einem Gefängnis in Bayern.

Frauen, die freier aufgewachsen sind, mögen ihre Haltung bekrifteln. Schliesslich und endlich, so könnten sie argumentieren, sei *sie* von 1902 bis 1943, also in den kritischsten Jahren der Firma und des Landes, die «Konzern dame» gewesen und habe diese Position erst aufgegeben, nachdem sie Hitler gebeten hatte, ihre Macht auf Alfried zu übertragen. Sie war eine charaktvolle Frau mit ausgeprägten Ansichten. Warum hatte sie sich nicht durchgesetzt? Eine derartige Frage verrät eine totale Unkenntnis über Bertha und das Reich, in dem sie lebte. Nie wäre ihr der Gedanke an eine Rebellion gegen das deutsche Patriarchat gekommen. In Gabriel Fieldings Schlüsselroman über die Krupps macht sich «die Frau Kommerzienrat», wie sie genannt wird, Sorgen über den Nazismus ihres Sohnes. Im Roman vertraut sie dem Baron an: «Alfried ist ein bisschen anders. Schon als Kind —». Aber weiter sagt sie nichts, und es fällt ihr nie ein, sich in seine Leitung der Firma einzumischen, die ihr gehört, obwohl sich überall in der Umgebung des Schlosses Arbeitslager befinden. Als Bertha zusammen mit Freiherr von Wilmowsky Gustav im Gefängnis in Düsseldorf besuchte, war ihr einziger Gedanke als deutsche Ehefrau, ihn zu trösten; wie Tilo bemerkte: «Unter Tränen versicherte seine Frau ihm, dass er der Vorfahren würdig sei⁴².»

Aber als sie in ihr 72. Jahr ging, war endlich Friede zu ihr gekommen. Alfried war zwar seit seiner Scheidung noch verschlossener geworden, aber seine Mutter vermisste Vera nicht, und die Einzelheiten der Scheidungsklage und der getroffenen Regelung wurden sorgfältig vom Haus Berenberger Mark 10 ferngehalten. Und sonst war alles in Ordnung. Durch das Genie ihres Sohnes hatte die Firma ihren früheren Reichtum und ihre Bedeutung wiedergewonnen. Berthold und Harald brachten von Geschäftsreisen Berichte über die Beliebtheit der Familie in der Bundesrepublik mit. Rings um ihre rote Ziegelvilla wohnten ihre Söhne, ihre Schwester, ihr Schwager, zwei Schwiegertöchter und die heranwachsende nächste Generation, und an schönen Vormittagen ging sie durch den prachtvoll angelegten Hügel-Park hinüber zu Barbara und trank mit ihr eine Tasse Tee – unter den kupferroten Blättern der Blutbuche, bei der sie als kleine Mädchen gespielt hatten und hinter deren Stamm sie sich versteckt hielten, als Marga Brandt sie voller Angst suchte. Wenn es im Ruhrgebiet zu langweilig wurde, zogen Berthas Kinder sich auf ihre Landsitze zurück: Alfried nach Blühnbach, Irmgard nach Gildehaus bei Hannover, Berthold nach Obergrombach bei Karlsruhe; und dann gab es noch die Villa des jungen Arnold von Bohlen, die jetzt leer stand, weil er sich auf seinen Eintritt ins Balliol College in Oxford vorbereitete und damit dem Beispiel seines Grossonkels von Wilmowsky, seines Veters Kurt von Wilmowsky und seines eigenen Vaters

folgte, der zusammen mit Hans Adenauer die High Street entlang geschlendert war, während General Hans von Seeckt und Gustav Krupp in aller Heimlichkeit die Maschinerie perfektionierten, mit deren Hilfe Frankreich an Arnolds erstem Geburtstag überrannt wurde⁴³.

Waldtraut stand in Verhandlungen wegen eines Grundstücks, und Harald, der zu spät heimgekehrt war, um noch einen der Landsitze der Familie für sich zu reservieren, fand Zuflucht in Hobbies. Alfried, der Held seiner Kindheit, war immer noch sein Idol; er ahmte ihn bewusst nach, kaufte eine Porsche-Sonderanfertigung und viele teure Kameras, erwarb den Pilotenschein und kaufte sich ein Flugzeug. Berthold hingegen hatte seinen Porsche verkauft. Er, der Liebling von Essens jüngerer Generation, fuhr einen Volkswagen, kümmerte sich nicht um Traditionen und schockierte die Familie, indem er Johannes Schröder engagierte, nachdem Alfried sich im Bösen von ihm getrennt hatte.

Bertha stand der älteren Generation der Krupp-Gemeinde, den Einsamen und den Kranken, am nächsten. Kruppianer, die ihr über ihre Sorgen schrieben, erhielten stets eine persönliche Antwort von ihr, oder sie machte einen Krankenbesuch. Als Frau Beitz in Krupps 600-Betten-Krankenhaus eingeliefert wurde, war ihr Mann auf einer Geschäftsreise; Bertha, die im Schwesternheim nebenan einen Besuch machte, war an Elses Bett, noch ehe im Operationssaal alles vorbereitet war, und sie war auch noch da, als der besorgte Ehemann herbeieilte, um seine Frau nach der Operation zu besuchen. Aber Notfälle und Tragödien kamen selten vor. Berthas beste Eigenschaft war, dass sie sich noch an die Betroffenen erinnerte, wenn sie von allen anderen längst vergessen waren. Jeden Morgen stand sie in der Diele vor dem Spiegel mit dem altmodischen Rahmen und stach eine lange Hutnadel in ihre Kappe. Dann, nachdem sie ihr Äusseres streng überprüft hatte, besuchte sie andere Frauen in der Krupp-Gemeinde, die gleich ihr verwitwet waren⁴⁴.

An dem grauen Morgen des 21. September 1957 erhob sie sich besonders gut gelaunt vom Frühstückstisch. Vor fünf Wochen war Alfried 50 Jahre alt geworden. Die «Krupp-Mitteilungen» hatten seinem Geburtstag eine Sonderausgabe gewidmet. Gert von Klass hatte eine Kurzbiographie verfasst, die mit dem Memorandum begann, das Gustav am 13. August 1907 um 2.15 Uhr nachts an seine Direktoren geschickt hatte, um ihnen die Geburt eines neuen Konzernherrn zu verkünden, und er hatte auch über Alfrieds triumphale Überwindung der Ungerechtigkeit, die ihm im Justizpalast widerfahren war, geschrieben. Fotografien zeigten Krupp während seiner Ansprache vor den Direktoren der Tochterfirmen über die Ziele des Jahrs 1957, das man ihm zu Ehren als «Jubeljahr» bezeichnete. Auf der Rückseite des Hefts waren Bertha, Alfried und Arndt abgebildet, und darunter stand «Drei Generationen Krupp», und sie hatte sich sehr darüber gefreut, dass diese Fotografie eingerahmt in den Wohnzimmern der Kruppianer-Witwen hing. Während sie nach ihrem Hut langte, fragte sie sich in Gegenwart ihres Hausmädchens laut, wie viele dieser Bilder sie wohl heute sehen würde⁴⁵.

Aber sie sollte keins mehr sehen. Die flache Kappe sass auf ihrem sanft gewellten weissen Haar, schon schwebte die Hutnadel darüber, als sie plötzlich zu Boden sank. In panischer Angst rief das Mädchen im Krankenhaus an und versuchte dann, die Fa-

milie zu erreichen. Alfried und Harald waren verreist; Berthold hatte selbst gerade einen Herzanfall gehabt. Er überstand ihn, aber der Herzinfarkt seiner Mutter war tödlich. Zwei Stunden lang lag sie in Bewusstlosigkeit, den Arzt und das Mädchen an ihrer Seite, ehe sie starb. Zwei Minuten später knirschten draussen Reifen, und Beitz stürmte ins Haus. Der Arzt hatte ihr soeben die Hände über der Brust gefaltet und sie mit ihrem schwarzen Lieblingsschal zugedeckt⁴⁶.

Vier Tage darauf, als ihr Sarg feierlich in der Halle des Schlosses aufgebahrt war, inmitten von Blumen aus nahezu allen Hauptstädten der Welt, betrat Alfried wieder sein altes Arbeitszimmer mit den Ledertapeten und schrieb:

Nach einem gesegneten und vielen Prüfungen unterworfenen Leben entschlief am 21. September 1957 im 72. Lebensjahr

Frau

Bertha Krupp von Bohlen und Halbach,
geborene Krupp

Für uns war sie stets die gütige, immer verständnisvolle Mutter, die liebevolle Ratgeberin der Familie und das Licht unseres Hauses.

Durch ihre grosse menschliche Würde und ihre stetige innere Ruhe blieb sie auch in schwersten Notzeiten von den Zeitläufen unberührt und für uns alle Beispiel und Ansporn.

In tiefer Trauer (für die Familie)

Alfried Krupp von Bohlen und Halbach

Die Trauerfeier findet am Mittwoch, den 25. September, um 11 Uhr in der Villa Hügel statt. Die Beerdigung findet im Kreise der engsten Familie statt.

Gleichzeitig wird die Urne von Dr. Gustav Krupp von Bohlen und Halbach, die nach Essen überführt wurde, beigesetzt⁴⁷.

Die Diener der Villa Hügel hatten die zehn Krupp-Flaggen an den Fahnenmasten vor dem Haus und eine elfte auf dem Dach auf Halbmast gesetzt. In Schwarz gekleidet, lag Bertha acht Stunden im offenen Sarg, und es schien, als sei ganz Essen gekommen, um von ihr Abschied zu nehmen. In Viererreihen gingen sie langsam um den Katafalk herum. An diesem Nachmittag bemerkte einer der Pensionäre erstmals, dass der Tod die Krupps der Vornazizeit buchstäblich getrennt hatte. Auf der Westseite der Halle hing ein Bild, das zur Erinnerung an die Silberhochzeit von Bertha und Gustav gemalt worden war. Innerhalb einer Stunde wurde dieses Gemälde zum bekanntesten Kunstwerk des Ruhrgebiets. Dem alten Kruppianer war aufgefallen, dass, wenn man eine imaginäre Linie über die Leinwand zog, die Lebenden von den Toten getrennt waren. Alle auf der einen Seite Dargestellten waren tot: Claus, Eckbert, Gustav und jetzt Bertha. Auf der anderen Seite waren die Überlebenden: Alfried, Berthold, Harald, Irmgard und Waldtraut. Bis die Symmetrie durch Alfrieds Tod gestört wurde, übte diese unheimliche Trennlinie eine morbide Anziehungskraft auf die Kruppianer aus, und jeden Sonntag während der Besuchszeit fuhren faszinierte Betrachter mit ihren Fingern über das Glas und riefen die Erinnerung an das Auswahlverfahren in Auschwitz hervor, bei dem die zur Vernichtung Bestimmten nach links geschickt wurden und die zur Arbeit für Krupp Ausgesuchten nach rechts.

Am nächsten Vormittag pünktlich um elf Uhr – ganz wie Gustav es gewünscht hätte – begann die Trauerfeier. Einige Monate zuvor hatte Alfried den neuen Familienfriedhof direkt am Park ausgesucht, und langsam wand sich der Trauerzug den Hügel hinunter, vorbei an Strassen, die der Konzernherr umgetauft hatte – Waldtrautstrasse, Arnoldstrasse und Haraldstrasse, dann nach Westen zur Eckbertstrasse und nach Norden zur Kruppallee bis zu der friedvollen, dicht eingezäunten Ruhestelle rechts von der Westerwaldstrasse. Arndt stand hinter seinem Vater; Anneliese hatte ihr Haus am Tegernsee verlassen und ihn begleitet. Stockend und kaum vernehmbar flüsterte Barbara ihr letztes Lebewohl, das sie im Morgengrauen unter der flammenden Blutbuche aufgeschrieben hatte:

Unvergesslich ist sie von uns gegangen.
Möge aber Frau Berthas Geist fortleben in Werk und Familie.
Das walte Gott⁴⁸.

Die Trauergäste zogen sich zurück; der Wachtposten stellte sich wieder am Tor auf. Arbeiter harkten den Weg aus rosa Granitkies glatt, Gärtner beschnitten die Büsche, und einige Männer schaufelten Erde auf das Grab. Daneben stand die Urne mit Gustavs Asche, und als der Grabhügel sauber aufgehäuft war, wurde über beide Grabstellen eine schwarze Marmorplatte gelegt. In einen schwarzen Marmorrahmen oben auf dem Stein gravierten Steinmetzen die Inschrift

Gustav Krupp
von Bohlen und Halbach

Bertha Krupp
von Bohlen und Halbach
geb. Krupp

7. August 1870 – 16. Januar 1950

29. März 1886 – 21. September 1957

Da das hochaufragende schwarze Grabmal von A. Krupp – 26. April 1812 - 14. Juli 1887 – den Familienfriedhof von seiner Mittelstellung her beherrscht, sind alle anderen Inschriften seitlich davon angeordnet. Wäre Gustav als richtiger Krupp auf die Welt gekommen, hätte man sicher einen Weg gefunden, das zu vermeiden, denn bei ihrer Vorliebe für Symbolik hätten die Deutschen den Zufall noch in Ehren gehalten, dass er am gleichen Tag geboren worden war, an dem der von Krupps Gussstahlkanonen besiegte Napoleon III. der französischen Armee den Rückzug nach Châlons befahl, wo er, nach den Worten seines Biographen, «in einem Zustand des seelischen und körperlichen Zusammenbruchs in sein Hauptquartier zurückkehrte». Er wusste, dass «das Kaiserreich verloren ist»; Professor Michael Howard drückte es mit diesen Worten aus: «Durch die Entscheidung, die er am Morgen des 7. August in dem Eisenbahnwagon auf dem Bahnhof in Metz traf, gestand Napoleon seine Niederlage ein⁴⁹.»

Von A. Krupps Grabmal aus kann man dieses Datum nicht sehen. Von der unwahrscheinlich hohen Brüstung aus kann man auf der einen Seite nur die weisse Tafel erkennen, die die Vorübergehenden auffordert, der verschollenen Überreste von Alfreds Vater zu gedenken, und auf der anderen Seite erblickt man die Gruft von des grossen Kanonenkönigs Sohn, geschmückt mit einem Kranz und den drei Ringen. Ein schwächlicher Vorgänger und ein verderbter Nachfolger – es ist kein Wunder, dass

das Grab des Herrschers mit seinen Bronzefiguren so abweisend wirkt. Trotzdem scheint die Missbilligung weder gegen die Tafel noch gegen die Gruft gerichtet zu sein. Das liegt zum Teil an der Anlage; der Weg biegt nach Westen ab, die Sitze stehen gleichfalls in dieser Richtung, und die Tulpen, Stiefmütterchen und Blattpflanzen um das Grabmal, das die mageren Gebeine von A. Krupp enthält, sind so arrangiert, dass der Geist des Verstorbenen finster auf das Doppelgrab blickt. Es ist, als ob der Grossvater selbst im Tod Bertha nicht verzeihen könnte, dass sie eine Frau war.



Kapitel 29

Nicht ein Stein darf verkauft werden

Es schien, als ob Alfried es jetzt bewusst mit jedem seiner Schritte dem grossen Ahnen, dem er so ähnlich sah, gleich tun wollte. Am 6. September 1850 hatte Alfred dem Tod seiner Mutter ganze vier knappe Sätze gewidmet: «Ich habe Ihnen leider keine angenehmen Nachrichten zu allererst zu geben. Vor vier Wochen habe ich meine Mutter verloren. Sie hat unsäglich viel gelitten. Das Ende war Erlösung von Leiden und ersehnt.» Dann war er sofort zu einem komplizierten geschäftlichen Thema übergegangen. («Endlich muss ich Ihnen hinsichtlich der noch erwarteten ... Teelöffel sagen.») Sein Urenkel war aus dem gleichen Stoff gemacht und lehnte alle Vorschläge über eine Firmentrauerzeit nach Berthas Tod ab¹.

Stattdessen bestand er darauf, dass Barbara nach Bremen fuhr und das Flaggschiff seiner Reederei taufte – *MS Tilo von Wilmowsky*, einen rund 165 Meter langen 17'000-Tonner mit vier Krupp-Dieselmotoren. Das verlange der Kruppgeist, sagte er nachdrücklich. Wahrscheinlicher ist, dass Alfried mit Ungeduld darauf wartete, sein neues Schiff unter dem Zeichen der drei Ringe die Weltmeere durchpflügen zu sehen, wenn es die wachsenden Exportlieferungen des Konzerns zu den Abnehmern transportierte und – in flagranter Verletzung seines mit drei Regierungen abgeschlossenen Vertrags – seinen Teil an den 5 Millionen Tonnen Erz zurückbrachte, die jetzt pro Jahr auf Krupp-Schiffen zu den Krupp-Hüttenwerken befördert wurden².

Und so kam es, dass Barbara in schwarzem Mantel und schwarzer Kappe – während die Erde auf dem Grab ihrer Schwester noch frisch war – die Plattform in Bremen bestieg und mit ihrer rechten Hand sacht gegen den riesigen Schiffsbug drückte. Bei der Taufe sagte sie leise: «Ich taufe dich auf den Namen Tilo von Wilmowsky und wünsche dir allzeit glückliche Fahrt.» Alfried rief heiser: «Gott mit uns und wir mit Gott – so setzen wir die Schifffahrt fort», und Tilo, schon ein wenig vom Alter gebeugt, sah zu, wie ein Schiffsleib, der fast zweimal grösser war als der des grössten Schiffes, das die Firma gemäss Artikel 190 des Versailler Vertrags einst bauen durfte, von seinem Schlitten in die Wasser von Wesermünde glitt³.

Obwohl Krupp weiterhin unbestritten als Oberhaupt des Hauses regierte, hatte der Tod seiner Mutter einige latente Spannungen ausgelöst. Sie richteten sich gegen Berthold Beitz. Seit seiner Ankunft in Essen hatte Alfrieds Generalbevollmächtigter die Gegnerschaft des geheiligten Ordens der Schlotbarone herausgefordert. Hinter seinem Rücken nannte man ihn «ruhrfremd» und «Krupps Stössel». Seine Manieren, seine geringschätzig-einstellung gegenüber Konventionen und Titeln verletzen die alte Garde, die nicht nur aus liebedienerischen Kriechern bestand. Johannes Schröder hatte – nach Löser – den schärfsten Finanzverstand von ganz Essen. Er war 1938 als Löser's Assistent in die Firma eingetreten, und als Direktor von Krupps Berlin-Büro hatte er den komplizierten Plan' zur Umgehung von Hitlers «Wirtschaftsgruppe» und zur Abstossung der Reichsschatzanleihen ausgearbeitet. Trotzdem behandelte Beitz ihn wie einen altmodischen Kauz. Er schien Vergnügen daran zu finden, die Traditionalisten

vor den Kopf zu stossen. Generationen von «Kopfarbeiterinnen» hatten voll Stolz die Geschäftskorrespondenz unter den Briefkopf «Fried. Krupp, Essen, Altendorferstrasse 103» getippt. Beitz verbot die Verwendung dieser Briefbögen in seinem Büro. Er arbeite für Alfried und nicht für die Firma, erklärte er, und in einem Anfall von Taktlosigkeit, der jeden der leitenden Herren zutiefst schockierte, machte er die Höhe seines Gehalts publik: eine Million Mark pro Jahr. Seine Schmeichler verbreiteten den Slogan «In Essen gibt es nur einen Propheten, und das ist Berthold Beitz». Alfrieds Mohammed war zu jeder Äusserung fähig. Auf einer der ersten Besprechungen in dem getäfelten Konferenzraum, der er beiwohnte, sagte er zu einem preussischen Grafen: «Ich kenne eine Frau, die uns beide zu verschiedenen Zeiten in ihren Armen gehalten hat.» Ein eisiges Schweigen senkte sich hernieder. Beitz lächelte. «Ja», fuhr er in unschuldigem Ton fort, «Sie wussten wahrscheinlich nicht, dass Erna Stuth, das Kindermädchen in Ihrem Demminer Elternhaus, meine Mutter ist⁴.»

Er verbat sich in seiner Gegenwart stramme Haltung, hatte eine Abneigung gegen Monokel und redete Vorarbeiter mit ihren Spitznamen an. Die Paternoster im Hauptverwaltungsgebäude wurden auf seine Anweisung beschleunigt – eine Gefahrenquelle für körperlich Behinderte, da jeder, der den Aufoder Absprung verpasste, eingequetscht werden konnte. Zeitweise schien er keinem Angestellten, der die Dreissig überschritten hatte, zu trauen. In einem Interview erläuterte er im Plauderton, wie er über sein Verhältnis zu den Direktoren dachte: «Ich komme mir wie ein Löwenbändiger vor. Ich Sorge dafür, dass die Löwen – das heisst, das Direktorium – eine anständige Vorstellung geben; ich sehe zu, dass sie sich nicht gegenseitig auffressen, und ich amüsiere mich darüber und diene dem Wohle Alfrieds, indem ich neue Tricks für sie erfinde⁵.»

Um Gottes willen! Man stelle sich vor, dass Herr Direktor Keller versucht, Herrn Dr. von Knieriem aufzufressen! Es war schon schlimm genug, dass solche Worte in der Altendorfer Strasse fielen; aber auf dem Hügel verursachten Beitz' neuartige Methoden die grösste Sensation seit Fritz Krupps Eskapaden auf Capri. Nicht nur, dass er sich direkt hinter dem Zaun ein Haus gebaut hatte, nein, sein futuristisches Haus am Weg zur Platte war tatsächlich näher an Berthas Grab als die Häuser ihrer Kinder oder das ihrer Schwester, und triumphierend bezeichnete er sich als einen «echten Krupp». Aber die echten Krupps verachteten ihn. Sie fanden ihn ordinär. Wäre er ein Friedrich von Bülow, ein Graf Zedwitz-Arnim oder noch besser ein Graf Klaus Ahlefeldt-Lauritz mit Anzügen aus der Savile Row, einer Wohnung am Eaton Square und bezaubernden, typisch britischen Redewendungen gewesen («ruddy», «dämme», «jolly fine»), hätte man ihn vielleicht halbwegs akzeptiert. Aber Beitz gehörte nicht nur hoffnungslos zur Hefe des Volks; er fühlte sich auch überaus wohl dabei. Dass ein Mann in seiner Position der Sohn eines Kindermädchens war, war peinlich genug; dass er aber darüber im Konferenzsaal einen nicht ganz stubenreinen Witz riss, war unmöglich. Jedem, der es hören wollte, erzählte er voller Wonne, wie er, nachdem er in den letzten Kriegsjahren von seinem Posten als Leiter der Olfelder von Boryslaw in Polen zur Wehrmacht eingezogen worden war, einen Offiziersrang abgelehnt hatte und genau wie sein Vater vor ihm Feldwebel wurde. «Das Klügste, das ich je getan habe»,

pfl egte er lachend zu sagen, eine unmissverständliche Anspielung auf die höheren Verluste unter den Offiziersrängen. Für Beitz kam kein Heldentod in Frage und kein Katzbuckeln; über die deutsche Aristokratie sagte er wegwerfend: «Ich kann sie nicht leiden.» Er zog ganz offen die Gesellschaft von cleveren, schmeichlerischen Emporkömmlingen vor und sagte: «Das sind meine Boys⁸!»

«Das sind meine Boys» – das war beleidigend; ganz offensichtlich war sein Spitzname «der Amerikaner» nicht übertrieben; der Mann war der grösste «Amiphile» in der Bundesrepublik. Ständig flog er zu Konferenzen nach Fairfield County, Evanston oder Grosse Pointe, und niemand war überrascht, als er die Verlobung seiner Tochter Barbara mit einem amerikanischen Geschäftsmann bekanntgab. Er selbst sprach wie ein Mitglied der NAM und bezeichnete die Bonner Beamten als Bürokraten. Sein Musikgeschmack war fürchterlich; ein Besuch am Weg zur Platte war gleichbedeutend mit einer qualvollen Stunde des Überschreiens einer Katzenmusik von Trompeten, Trombonen, Saxophonen und Eingeborenentrommeln. Er rühmte sich, dass er «Krupp ins zwanzigste Jahrhundert einführe». Die Schwägerinnen seines Chefs schlugen mit der beissenden Bemerkung zurück: «Herr Beitz hat Ellbogen aus Stahl – mit Belägen aus Wolframkarbid.» Die Garage von Beitz wurde zu einem wahrhaft legendären Gesprächsthema. Angeblich war sie eine Nachahmung von Jayne Mansfields Badezimmer, und es ging das Gerücht, dass er im kleinen Kreis Barbecue-Parties gab, auf denen er eine mit sinnigen Sprüchen bedruckte Schürze trug, selbst die Steaks auf einem Gartengrill briet und seltsame Tänzchen zum Besten gab. Es war klar – der Sohn von Erna Beitz, geborener Stuth, gehörte zu seinen Boys.

So wurde er von der Familie geschnitten. Berthold und Harald sagten zu Alfried, sie bezweifelten, dass der Mann seriös sei. Ganz sicher zeigte er im Urlaub keine Spur von Seriosität. Wenn er sich mit Alfried in des Konzernherrn Schlupfwinkel auf Sylt aufhielt, lief er wie ein Landstreicher herum. Auf der *Germania V* vollführte er über die ganze Schiffslänge, vom Bug bis zum Heck, einen Negertanz, und in Sayneck, dem luxuriösen Jagdhaus am Rhein, das Fritz Krupp sich gebaut hatte, um dort attraktive junge Männer aus seiner Grotte und unbeschwerte Freunde aus dem Offizierscorps zu unterhalten, rannte er ballernd wie ein Amokschütze im Wald herum, versetzte alle anderen in Furcht und Schrecken und traf nie etwas. Jahrelang hatten sich Alfried und Berthold in stillschweigender Übereinkunft das Jagdhaus geteilt; selbst Tilo und Harald, die gern mit Kameras bewaffnet auf die Jagd gingen, waren nie hergekommen. Beitz, der sich mit Alfried identifizierte, kam einfach in seinem Mercedes-Sportwagen angebraust und machte sich breit. Die Folge davon war, dass Berthold jetzt das Jagdhaus mied, und seine Frau, Beitz' erbittertste Feindin, schnitt ihn. Sobald ein Zusammentreffen bevorstand, nahm Frau Carola von Bohlen und Halbach, geb. von Maltzan, ihren kleinen Sohn und fuhr nach Paris in die Rue Foch 43, wo ihr Bruder, Baron Dr. Vollrath von Maltzan, der gleich seinem Vater und einem entfernten Cousin seiner Frau, namens Chip, zum diplomatischen Dienst gegangen war, als Botschafter der Bundesrepublik residierte. Natürlich wollte Haralds Frau nicht allein auf weiter Flur bleiben, und so wurde zu solchen Zeiten der Vater von Frau Doerte von Bohlen und Halbach, geb. Hillringhaus, mit einem Besuch seiner Tochter erfreut. So blieb Beitz nur die Gesellschaft seines Barbecue-Grills, Muggsy Spaniers, der gekachelten Garage

und seiner Familie. Es war bedauerlich, dass Vera mit der Scheidung nicht noch neun Monate gewartet hatte. Befreit von Berthas Gegenwart, hätte sie vielleicht ihre Ehe retten können; sie und Else Beitz waren gute Freundinnen gewesen.

Die Brüder des Konzernherrn wurden nicht müde, ihm ihre Abneigung gegen seinen engsten Mitarbeiter zu bezeugen. Vom gesellschaftlichen Standpunkt aus sei der Mann ein «Klotz», sagten sie immer wieder, und in geschäftlicher Hinsicht sei er ein gefährlicher Phantast. Es wäre übertrieben, von einem Streit innerhalb der Familie zu sprechen. Sie stritten sich nicht; dafür waren die Belehrungen ihres Vaters zu nachhaltig gewesen. Man stellte sich nicht gegen den Chef des Hauses. Gleichgültig, wie die Frauen sich benahmen, die Männer würden nie gegen Krupp angehen. Aber man konnte seine Unabhängigkeit beweisen. Sowohl Berthold als auch Harald lehnten lukrative Posten im Konzern höflich ab. Sie waren der Ansicht, dass nur ein Mitglied der Familie im Hauptverwaltungsgebäude sitzen sollte; und im Gegensatz zu der Einstellung ihrer Mutter waren sie nicht geneigt, ihre eigenen Aufgaben in irgendeiner Form mit Beitz zu teilen. Stattdessen baten sie Otto Kranzbühler, als Vorsitzender des Aufsichtsrats zu ihnen zu kommen.

Das bedenklichste Anzeichen für einen offenen Zwist zwischen Berthas Kindern war der Fall Schröder. Im Frühjahr 1962 gehörte er zu den sechs angesehensten Wirtschaftsexperten des Ruhrgebiets. Plötzlich wurde er auf Betreiben von Beitz von Alfred entlassen. Der ehemalige Finanzdirektor veröffentlichte daraufhin im Düsseldorfer *Handelsblatt* den Artikel «Der finanzielle Herzinfarkt». Es handelte sich dabei um eine nur dünn verschleierte Attacke gegen Krupps Finanzpolitik, und Alfreds Brüder hielten den Artikel für so einleuchtend, dass sie Schröder sofort engagierten. Alfred sagte desinteressiert, er habe den alten Mann aus einem ganz anderen Grund entlassen. Schröder war nach Japan geflogen, als Alfred mit Arndt dort war. Er hatte Krupp nicht über seine Ankunft orientiert; er war einfach aufgetaucht. Das war eine ausgesprochene Insubordination, ein direkter Verstoss gegen die Richtlinien im Organisationshandbuch der Firma und als solcher nicht zu übersehen. Alfred hatte daher nicht die Absicht, den «finanziellen Herzinfarkt» zu lesen. Das ging ihn nichts an.

Er hätte keinen grösseren Irrtum begehen können. In der Tat ist es zweifelhaft, ob in den vergangenen vierhundert Jahren je ein Krupp der direkten Linie einen schwerwiegenden Fehler beging. Wie die Zukunft zeigen sollte, hatten seine Brüder, indem sie ihm die Lektüre der neunzehn wohlfundierten Absätze von Schröders Artikel empfahlen, ihm den besten Rat seiner ganzen Laufbahn gegeben, und indem er diesen Rat von sich wies, brach er seinem Urgrossvater, dessen Andenken er so hoch in Ehren hielt, die Treue.

Das von Alfred drei Monate nach Berthas Tod in Kraft gesetzte Organisationshandbuch war, als Huldigung für Alfred, als Neuauflage des «Generalregulativs» von 1812 geplant worden. Der Entwurf dazu wurde nach vielen Besprechungen mit amerikanischen Syndici von Beitz ausgearbeitet und zeigte wieder einmal die Parallelen zwischen den beiden begabtesten Oberhäuptern der Familie auf.

Unabhängig von dem, was seine Verwandten sagten, war Alfred auch bei der Ernennung von Beitz von der Vergangenheit inspiriert gewesen. Im Familienarchiv, das

jetzt im «Kleinen Haus» untergebracht war und von Schröders reizbarem Bruder Ernst verwaltet wurde, hatte Alfried gelesen, dass nach der Beendigung von Alfreds Krieg und dem daraus resultierenden mächtigen Aufschwung der Gussstahlfabrik der alleinige Inhaber in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts «sein *alter ego* sucht, sein zweites Ich, das er an die Spitze des Unternehmens stellen will, wo es genau so handeln soll, wie er es tun würde⁷».

«Der grosse Krupp», stellte sein Nachfolger in der dritten Generation aufmerksam fest, hatte Experten aus dem Stahlgeschäft von der Wahl ausgeschlossen. Ihm waren betriebswirtschaftliche Kenntnisse wichtiger, und diese hatte er in der Person von Hanns Jencke entdeckt. Alfred hatte acht Jahre, nachdem die letzte Krupp-Granate vom Plateau von Châtillon abgefeuert worden war, mit Jencke Verbindung aufgenommen – Alfried hatte sein Angebot Beitz acht Jahre, nachdem *seine* letzte Granate im Zweiten Weltkrieg abgefeuert worden war, gemacht –, und die sich danach entwickelnde Umwandlung der Firma war erstaunlich gewesen: «Mit Jencke beginnt insofern eine neue Ära, als unter seiner Leitung die Prokura und später das Kruppische Direktorium ihre eigentümliche Stellung finden, die sie nur bei den grossen Fragen zur Rücksprache mit dem Firmeninhaber verpflichtet... Ein Weltmann im besten Wortsinn, ein glänzender Organisator und ausgezeichneter Kaufmann, als selbständige Persönlichkeit immer bereit, Verantwortung auf sich zu nehmen. Mit Jencke tritt Beruhigung ein. Seine grosse Sicherheit und natürliche Autorität schliessen es aus, dass man ihm Szenen machen kann ... Bis zum Todesjahr Friedrich Alfred Krupps, dem Jahr 1902, bleibt Jencke praktisch der Leiter des Weltunternehmens⁸.»

Beitz war in Alfrieds Augen ein zweiter Jencke. Aber das traf nicht zu. Der bebrillte Preusse mit dem Walross-Schnurrbart, der in glänzenden Schaftstiefeln durch die Fabriken stapfte, war vom «Amerikaner» so verschieden, wie es überhaupt nur möglich war. Für seine Position als «Leiter der Prokura» hatte Jencke nicht nur den Ruf eines aussergewöhnlich fähigen Eisenbahndirektors mitgebracht, sondern auch eine Unmenge Verbindungen zu allen möglichen Stellen im Zweiten Reich und, was das wichtigste war, eine in vielen Jahren an den hohen altmodischen Schreibtischen des kaiserlichen Schatzamts gesammelte solide Erfahrung. Für den viel grossartigeren Titel eines Generalbevollmächtigten brachte Beitz nur blankpolierte Schuhe und sein Lächeln mit. Er war ein Verkaufsgenie von hoher Intelligenz, aber Jenckes gründliche Schulung in Wirtschaftskunde hatte er nicht, und er nahm alle Belehrungsversuche von Johannes Schröder übel.

Beide Männer waren typische Produkte ihrer Zeit. Der Vorsitzende Jencke verkörperte die Ausgeglichenheit und das Selbstbewusstsein, die man als eine Folgeerscheinung von Preussens industrieller Revolution, welche in der Schlacht von Sedan ihre Krönung fand, betrachten kann. Beitz hingegen war typisch für das Deutschland der Nachkriegsjahre. Äusserlich trug er viel Selbstbewusstsein zur Schau, aber seine innere Unsicherheit wurde durch die Sucht, die Sitten und Gebräuche der Nation zu kopieren, die den Führer bezwungen hatte, manifest. Während Jencke auf der Leiter des Erfolgs systematisch eine Sprosse nach der anderen erklommen hatte, war Beitz in grossen Sprüngen hinaufgeeil, angetrieben von der Erinnerung an den ersten schrecklichen

Nachkriegswinter, als er, Else, Barbara und die kleine Bettina fast in dem Bombengeschädigten Ein-Zimmer-Wochenendhäuschen in der Nähe von Hamburg verhungert wären. Auf dem Weg nach oben hatte er sich, dank seinem schnellen Verstand und seinem hervorragenden Gedächtnis, den Jargon, die gewandten Manieren und die oberflächlichen Fähigkeiten eines Generalbevollmächtigten angeeignet. Und doch verriet er sich bei jeder Gelegenheit. «Ich fliege dieses Wochenende mit meinem eigenen Jetstar nach Posen in Polen», sagte er einmal mit gekünstelter Selbstverständlichkeit zu mir. Bei einer anderen Gelegenheit stach er mit dem Finger in die Luft und sagte ganz unvermittelt: «Ich sagte zu Chruschtschow, ja, wir sind Kapitalisten, aber wir sind es schon seit dreihundertfünfzig Jahren, und ich bin ein Selfmademan.» Nur das letztere traf zu. Beitz gab zuviel aus, als dass er Kapital hätte anhäufen können, und er war aus der grossen Masse aufgestiegen. Der Sohn eines pommerschen Ulanenwachtmeisters und Bankkassierers war ein hervorragender Schauspieler, aber das ändert nichts an der Tatsache, dass er eben nur eine Rolle spielte⁹.

Er war begeistert über die Rolle, die Krupp ihm zugewiesen hatte. «Ich bin Alfreds *alter ego*», pflegte er in Nachahmung der Worte des Familienarchivars zu sagen. Auch die Umorganisation der Firma gefiel ihm, und sein Eintreffen in Essen war der Anlass für die Wiedereinführung eines Titels, der, obwohl Alfred ihn aufgrund der Lex Krupp schon lange hätte führen können, seit dem Tod des ersten Kanonenkönigs im Sommer 1887 unter vergilbten Papieren begraben gewesen war. In Zukunft sollte sein Chef der «alleinige Inhaber» der Firma sein¹⁰.

Am 9. September 1872 hatte der exzentrische Leuteschreck die letzte Seite seines «Generalregulativs» mit «Alfred Krupp, alleiniger Inhaber» unterzeichnet. Auf der Suche nach Wegen, wie er Alfreds reorganisatorische Bedürfnisse in die Alltagssprache übersetzen könnte, fuhr Beitz zum «Kleinen Haus» und bat Ernst Schröder um die Originalunterlage. Der erste Absatz beflügelte seine Phantasie: «Die wachsende Ausdehnung der Werke und des Geschäftsbetriebs der Firma Fried. Krupp lässt es wünschenswert... erscheinen, für gegenwärtige und kommende Zeiten eine gesicherte Ordnung und ein harmonisches Zusammenwirken zu verbürgen und damit das Gedeihen des Ganzen, wie die Wohlfahrt jedes Einzelnen zu sichern¹¹.»

Später erzählte Beitz einem Reporter: «Ich stützte mich auf ein altes Dokument, das Generalregulativ aus dem Jahr 1872, das Alfred Krupps Urgrossvater entworfen hatte. Ich habe es nur modernisiert und hie und da ein paar Sätze eingefügt.» Das entspricht nicht ganz den Tatsachen. Es war Alfred und nicht Beitz, der das Organisationshandbuch vom 1. Januar 1958 herausgab, und beide Männer taten erheblich mehr als nur das Original zu überarbeiten.

Sie hatten keine andere Wahl; das Generalregulativ war zu unmodern. Die grösste Schwierigkeit waren, wie Beitz später eingestand, «die Betriebe», die zum Konzern gehörenden Einzelunternehmen. Dem Krupp des 19. Jahrhunderts gehörte eine Gussstahlfabrik. Die einzige Aufgabe seiner anderen Betriebe war es, dafür die Mittel aufzubringen. Sein Nachfahre im 20. Jahrhundert war der Inhaber vielschichtiger Unternehmen, die 3'500 Produkte und Dienstleistungen anboten, darunter Mineralwasser, Lokomotiven, Orchideen, Erfrischungsgetränke, Konsumgüter, Hotels, Konditoreiwa-

ren, Gewächshäuser, Schlachthöfe, Möbelfabriken, Bücher, Brücken, Schallplatten, Gebisse, Perücken, Prothesen und künstliche Busen. Bei einigen dieser Unternehmen waren die Besitzrechte geteilt, und in der Geschäftsleitung dieser Gesellschaften mit beschränkter Haftung waren die Zuständigkeiten getrennt. Nicht nur Beitz betrachtete die älteren traditionalistischen Kruppianer mit Skepsis; auch Krupp hatte diesbezüglich seine Reservationen. Das Unternehmen hatte sich so ausgedehnt, dass viele der leitenden Mitarbeiter den Konzernherrn noch nie gesehen hatten. Sie hingen voll Stolz sein Bild in ihren Arbeitsräumen auf, aber in der Regel neigten sie dazu, sich als Beamte mit fest umrissenen Kompetenzen zu betrachten. «Das grosse Problem war», erklärte Alfried in einem Interview, «dass in den ersten Nachkriegsjahren, teils durch den Einfluss der Alliierten, teils aber auch durch deutsche Einwirkung alle unsere Fabriken etwas auf eigene Faust gearbeitet hatten. Jede fühlte sich von den anderen unabhängig, und es gab kein Zusammengehörigkeitsgefühl. Also war das erste, was unbedingt zu tun war, alle die einzelnen Fabriken und Gesellschaften wieder unter einen Hut zu bringen – und eine neue zentrale Verwaltung aufzubauen¹².»

In der Praxis war seine Lösung das genaue Gegenteil: Dezentralisation. Er glaubte an Grösse. Daher, so folgerte er, bestand die einzige Möglichkeit zur Ausschaltung der Gefahr einer Bürokratie in der Einführung eines föderativen Systems, in der Umwandlung seines Imperiums in einen Verband mit dem Ziel, «individuelle Initiative mit unbedingter Disziplin zu verbinden». Essen sollte weiterhin Krupps Schwerpunktzentrum bleiben. Die Oberaufsicht sollte in dem grossen, düsteren und hässlichen Hauptverwaltungsgebäude ausgeübt werden, in welchem 80 Subdirektoren ihre Büros haben sollten. Aber die alte Firma Fried. Krupp würde jetzt im Wesentlichen eine Muttergesellschaft sein «Der Inhaber oder sein Generalbevollmächtigter sollen die Leitung der gesamten Firma haben», hiess es in der Einleitungsklausel des neuen Handbuchs. Das war die Spitze der Pyramide; Krupp herrschte, und Beitz regierte unter Assistenz einer modernisierten Exekutive, die aus fünf Mitgliedern bestand: Hermann Holbrecker, Hans Kalten, Paul Keller, Paul Hansen und anfangs auch Johannes Schröder. Ihnen unterstanden die 28 Konzernhauptbetriebe und die 52 Konzernbetriebe. Jede Gesellschaft hatte einen technischen und einen kaufmännischen Leiter; in der Industriebau wurde zum Beispiel die Produktion von Hansen überwacht, und Hans Seboth war für den Verkauf zuständig. Alle wurden aufgefordert, ihren eigenen Weg zu gehen. Die Arbeiter wurden angehalten, sich nicht mehr als Kruppianer zu betrachten. Auch wurde von den Geschäftsleitungen nicht mehr verlangt, das Rohmaterial von anderen Tochtergesellschaften des Konzerns zu beziehen; sie durften sich im ganzen Ruhrgebiet nach günstigen Einkaufsmöglichkeiten umsehen. Jede Tochtergesellschaft sollte «die grösstmögliche Handlungsfreiheit, die so wenig wie möglich durch Vorschriften eingeengt» war, haben, «um ihre selbständige Aufgabe verantwortungsbewusst erfüllen zu können ... Den Fähigkeiten und der Initiative Einzelner sollen keine Zügel auferlegt werden, solange das allgemeine Wohlergehen des Gesamtunternehmens nicht aus dem Auge verloren wird¹³.»

Als er das Handbuch unterzeichnete, gab Alfried folgenden persönlichen Kommentar: «Durch den Krieg und seine Folgeerscheinungen hat sich die Struktur des Konzerns erheblich verändert. Während der Konzern früher um einen Kernpunkt, die Gusstahlfabrik, gruppiert war, besteht er jetzt aus vielen Abteilungen, die innerhalb der Organi-

sation den gleichen Rang einnehmen.» Das war klar ausgedrückt, und die Neuorganisation war vernünftig. Sie war wirkungsvoll, ermöglichte einen gesunden Wettbewerb zwischen den Firmen, und doch blieb die Kommandokette intakt. Krupps revidiertes Geschäftsleitungsprinzip bewährte sich durch die Widrigkeiten eines ganzen Jahrzehnts. Immerhin bestand der zweite «alleinige Inhaber», genau wie der erste, auf einer persönlichen Note. Der Titel des Handbuchs war ihm zu einfach; so änderte er ihn in «Der Plan und die Bestimmungen über die Neuorganisation der Firma Fried. Krupp» um. Carl Hundhausen, der stets das Firmenimage im Auge hatte, schlug vor, dass jede Erwähnung des ersten Kanonenkönigs und seines Generalregulativs gestrichen werden sollte. Erinnerungen an die Vergangenheit, so führte er aus, mochten innerhalb der Bundesrepublik stolze Gefühle erwecken, aber sie würden im Ausland nur Bitterkeit aufrühren. Alfried war damit ganz und gar nicht einverstanden; er bestand sogar darauf, dass bestimmte Phrasen, die sein Urgrossvater gebraucht hatte, wörtlich übernommen wurden. Die Firmenverfassung, fügte er mit eigener Hand ein, «... führt die Tradition des Generalregulativs für die Firma Fried. Krupp, das im Jahre 1872 von meinem Urgrossvater erlassen wurde, fort und hat wie dieses den Zweck ... die Rechte und Pflichten jedes Amtes und jeder Stellung im Betrieb und in der Verwaltung in sich festzustellen und gegeneinander abzugrenzen, um auf diesem Weg, soweit dies tunlich, für gegenwärtige und kommende Zeiten eine gesicherte Ordnung und ein harmonisches Zusammenwirken zu verbürgen und damit das Gedeihen des Ganzen wie die Wohlfahrt jedes Einzelnen zu sichern¹⁴.»

Den letzten Schliff gaben einige aneinandergereihte Aphorismen, die aus der Feder Gangehofs hätten stammen können. Krupp war ein Kind der wilhelminischen Ära – zugegeben, ein etwas spätes Kind, aber dennoch kaisertreu und mit einem unstillbaren Appetit auf pompöse Formulierungen, wie sie seinem Patenonkel so fliessend von den Lippen geströmt waren. Seine Majestät wäre bestimmt ebenso begeistert gewesen wie der erste alleinige Inhaber, wenn er diese verstaubten Schnörkel gelesen hätte:

Die Einzelanstrengungen aller Mitarbeiter müssen in echter Zusammenarbeit zu einer Gesamtanstrengung werden. Jeder Mitarbeiter darf daher nicht nur die eigenen Aufgaben vor Augen haben, sondern muss auch die Belange der übrigen Bereiche berücksichtigen.

Oder:

Wer verantwortungsbewusst arbeitet, braucht keine Überwachung zu scheuen, sondern betrachtet sie als notwendig und empfindet sie als eine Entlastung für seine eigene Tätigkeit.

Oder:

Jeder hat das Recht, seine eigenen Ideen darzulegen, bis das Direktorium seine Entschlüsse gefasst hat. Dann muss er tun, was wir ihm sagen, ob wir richtig oder falsch entschieden haben¹⁵.

Das hätte Beitz nicht schreiben können. Er war zwar fähig, Albernheiten und Platitüden über Wirtschaftsfragen von sich zu geben, aber er kannte nur die Sprache seiner eigenen Zeit. Nur ein Mensch, der mit einem Fuss in der Vergangenheit stand, konnte diese wirklichkeitsfremden Maximen dreheln, in denen die Pflichten der loyalen An-

gestellten betont und seine eigenen Pflichten ihnen gegenüber nur am Rande erwähnt werden. Alfred hatte sich mit seinem Vater nicht gutgestanden. Seinen Grossvater erwähnte er niemals, und so hatte er sich seit Berthas Tod noch mehr dem Krupp genähert, dessen Namen er trug, ja, dessen Aussehen er sogar geerbt hatte, dessen häusliches Leben ähnlich verlaufen war wie sein eigenes, und der vor drei Kriegen mit 200 Millionen Toten und viertausend Milliarden Mark Kriegskosten seine eigene autoritäre Ideologie verkündet hatte¹⁶. Als ein Pariser Kolumnist von Alfreds Dezentralisationsplänen erfuhr, spottete er: «Alfrieda, meine Alte, du wirst schwach!» Aber der Konzernherr wurde nicht schwach. In Wirklichkeit wiederholte er autokratische Prinzipien, die andere europäische Industrielle schon eine Generation zuvor aufgegeben hatten. Wenn man Alfreds Generalregulativ aus dem Jahr 1872 und Alfreds Neuorganisation aus dem Jahr 1958 miteinander vergleicht, fühlt man sich fast versucht, all jene Menschen tüchtig ins Gebet zu nehmen, die für die Möglichkeit einer Reinkarnation nur ein spöttisches Lächeln übrighaben.

Der neue Organisationsplan des Krupp-Konzerns war mit blau umrahmten Vierecken, in denen der Name der jeweiligen Tochtergesellschaft stand, und mit geraden Linien, welche die Dienstwege darstellten, übersät. Aber irgendetwas fehlte. Unten rechts stand das grösste Viereck ganz für sich, ohne jegliche Verbindungslinie zur Gesamtorganisation. In dicken schwarzen Buchstaben stand «Grundstoffbereich» darüber. Das waren die abgetrennten Betriebe, die laut Alfreds Versprechen bis zum 31. Januar 1958, also einen Monat nach Inkrafttreten der Neuordnung der Firma, hätten verkauft sein sollen. Noch immer hatte er sich mit den vor nahezu sechs Jahren in Mehlem getroffenen Beschlüssen nicht abgefunden; so wie Westdeutschland die verlorenen Ostgebiete betrauerte, so beklagte Krupp die Abtrennung seiner Zechen und Hüttenwerke.

Rückblickend fragt man sich, warum. Einmal fragte ich ihn geradeheraus, ob es nicht klüger gewesen wäre, zu seinem Wort zu stehen, das er den Alliierten Hohen Kommissaren gegeben hatte, und zu verkaufen. Diese Frage löste nur eine Neuauflage des von Alfred gepredigten Evangeliums aus. Er verbreitete sich noch einmal über die Wünsche seines Urgrossvaters und fügte kühl hinzu: «Diese Firma vertritt seit hundertfünfzig Jahren den Standpunkt, dass man die vertikale Integration praktizieren muss, wenn man guten Stahl produzieren will.» Damit war aber meine Frage nicht beantwortet. Es ging hier nicht um Integration; er hatte vor der Weltöffentlichkeit sein Wort gegeben, dass er nie wieder Stahl produzieren würde, weder guten noch schlechten. Auch andere, die diese Frage an ihn richteten, erhielten immer die gleiche Antwort.

Auf interne Anregungen, dass er sich auf die Weiterverarbeitung und den Verkauf beschränken solle – allein der Gewinn aus seinen Lebensmittelgeschäften in Essen hätte ihn zum Millionär gemacht –, antwortete er fest, ganz wie er es mir gegenüber getan hatte, dass er zum Stahlproduzenten geboren und erzogen sei. «Schuster, bleib bei deinen Leisten» war sein Lieblingsausspruch¹⁷.

Jahre danach, am zehnten Jahrestag der Unterzeichnung des Mehlemer Vertrags, sass Fritz Hardach in seinem Büro an der Ruhr und sinnierte düster: «Angenommen, Herr Krupp gibt jetzt nach. Wer würde eine Beteiligung kaufen wollen? Die Preise

sind zu niedrig. Heutzutage heisst es Kohle gegen Öl, insbesondere aus dem Mittleren Osten, und dann auch britische und sogar amerikanische Kohle.» In einem Büro an der Elbe sagte im gleichen Frühjahr ein Mann, der die Krupps von Kind auf kannte: «Er hätte verkaufen sollen. Aber um die Krupps verstehen zu können, muss man zuerst begreifen, dass *sie nicht nachgeben*. 1874 schrieb der alte Mann an Fritz, dass seine Geschäftsordnung für alle Zeiten Bestand haben solle. Das kann Alfried nie vergessen. Ausserdem glaubt er immer noch, dass das Dritte Reich im Recht war, dass er für eine moralische Sache kämpfte, und dass Nachgeben gleichbedeutend mit einem Verrat am Führer ist¹⁸.»

In den Monaten, die auf den Abschluss des Vertrags folgten, hätte Alfried seine abgetrennten Betriebe leicht verkaufen können. Zwar lagen keine deutschen Angebote vor – es war «für die Schlotbarone eine Ehrensache, kein Angebot zu machen», erklärte ein Redakteur des *Handelsblatts* und das Interesse im Ausland war gering. Aus Holland kam ein nominelles Angebot, und die *Colorado Fuel and Iron Corporation* unterbreitete ein Zehn-Millionen-Dollar-Angebot. Alfried lehnte beide als zu niedrig ab, und die drei Treuhänder schlossen sich seiner Meinung an. Sie hatten recht: Die Entschädigungssumme war auf 70 Millionen festgesetzt. So viel investieren nur sehr wenige Kapitalisten im Ausland, insbesondere wenn sie mit unwilligen Arbeitskräften und einer feindselig eingestellten Bevölkerung rechnen müssen. Aber es gab eine Alternative. Obgleich der Durchschnittsdeutsche vor Aktien eine Scheu hat, konnte das Volkswagenwerk beweisen, dass diese Abneigung durchbrochen werden kann. Wenn es also anderen gelang, Geld von den Sparkonten wegzulocken, würde sicherlich das enorme Prestige des Namens Krupp den Düsseldorfer Aktienindex in die Höhe schnellen lassen. Aber in der Altendorfer Strasse rührte sich nichts, und in jeder neuen Ausgabe berichtete *Capital*, die Bibel der Finanzwelt: «Keine Krupp-Kapitalgesellschaft, keine Käufer¹⁹.»

In der Wall Street verlor John J. McCloy die Beherrschung: «Die Deutschen haben versucht, mich zu einer Intervention zu bewegen, damit dieses Abkommen für ungültig erklärt wird. Ich habe wiederholt gesagt und ich sage es auch heute, dass er es freiwillig unterschrieben hat und sich daran halten soll. Er sagt, er habe unter Zwang gehandelt. Das ist nicht wahr²⁰.» In dem grossen amerikanischen Konsulat in Düsseldorf, das eigentlich die Funktion einer Botschaft für das Ruhrgebiet hat, wurde eine grosse gerahmte Aufnahme der Rheinhausener Werke oben am Treppenaufgang aufgehängt, wo sie von keinem Schlotbaron übersehen werden konnte. Aber die Barone wandten die Köpfe weg. «Das Ruhrgebiet hält zusammen», sagten sie. Diese Unnachgiebigkeit stärkte vielleicht ihre Moral, aber sie half ihrer Regierung nicht. Auch Konrad Adenauer hatte 1954 ein Versprechen abgegeben. Als Gegenleistung für die volle Souveränität, die Mitgliedschaft in der NATO und die Partnerschaft in der westeuropäischen Verteidigungsgemeinschaft hatte die Bundesregierung zögernd ihren Verbündeten in Paris versichert, dass Bonn die Verantwortung für die Durchführung des Gesetzes Nr. 27 übernehmen werde. Damit war der Kanzler zum Vollstrecker der Mehlemer Beschlüsse geworden. Da er diese Falle erkannte, fügte er schlaue hinzu, dass die Gültigkeitsdauer des Gesetzes bald ablaufe: «Ich muss mir deshalb das Recht vorbehalten, dieses Thema bei einer passenden Gelegenheit wieder anzuschneiden.»

Drei Jahre darauf erinnerte Krupp den Kanzler an diese Einschränkung, und in einer seiner seltenen öffentlichen Ansprachen argumentierte er, dass das «grosse Geschäft» das Recht und sogar die Verpflichtung habe, sich so stark wie möglich auszuweiten:

Wenn wir unsere grossen integrierten Industrien verkleinern und desintegrieren, dann müssen wir uns klar darüber sein, dass andere Nationen diesem Beispiel nicht folgen werden. Sondern sie werden im Gegenteil die Grundsätze der Grossproduktion zu niedrigen Kosten anwenden, die wir erfunden haben, und werden uns von den Weltmärkten vertreiben ...

So stark auch seine Position war, Adenauer wusste, dass sich noch nie ein deutscher Kanzler mit Erfolg gegen Krupp gestellt hatte, und schon war seine Haltung schwankend geworden. Doch er war kein Gummilöwe. Er sagte: «Darin liegt eine grosse Gefahr für die Zukunft, dass eine Anzahl von Wirtschaftskonzernen die deutsche Wirtschaft in einem solchen Grad beherrscht, dass die Regierung gezwungen sein wird, drastische Schritte zu unternehmen²¹.»

Der Kanzler verspürte für solche Massnahmen keine Neigung – er war Realist. Und so schloss sich die Hierarchie der Ruhr, befreit von der schlesischen Konkurrenz, mehr denn je zusammen. Ein Krake hat ein zähes Leben, pflegt man zu sagen.

Jetzt, da Krupp allein in der Bundesrepublik über hundert Fabriken gehörten, schien er unsterblich zu sein. Bonns Antitrustgesetze waren zwar offiziell verabschiedet worden, aber sie wurden nicht durchgeführt. Mit jeder Woche, die verstrich, wurde es den anderen Schlotbaronen immer klarer, dass Alfried seine Unternehmen mit Erfolg «re-konzentriert» hatte, und innerhalb eines Jahres nach Einführung des Prinzips der freien Wirtschaft hatten über hundert deutsche Firmen Fusionen beantragt. Nur einmal kam es zu einer kurzen, heftigen Auseinandersetzung:

... Beitz kam mit Alfried Krupp ins Palais Schaumburg, um Bonner Hilfe für das Haus Krupp zu erlangen; der Essener Konzern wollte die alliierte Auflage loswerden, seinen Stahlbesitz, das Hüttenwerk Rheinhausen, bis zum Jahr 1959 zu veräussern. Während der Firmeneigentümer in wohlgesetzten Worten vortrug, wie sehr die Auflage den Konzern belaste, fragte Manager Beitz den alten Kanzler aggressiv, ob die Krupps etwa Menschen zweiter Klasse seien, denen die im Grundgesetz garantierte freie Berufswahl nicht zustehe. Als der Kanzler bat, man möge ihm Zeit lassen, drohte Beitz, die Essener würden bis zum Bundesgerichtshof für ihr Recht streiten²².

Mir gegenüber äusserte Beitz:

Kein deutsches Gericht würde die Abtrennung der Unternehmen für rechtmässig erklären. Der Vertrag verstösst gegen unsere Gesetze. Aber Alfried – nun, Sie wissen ja, er will immer korrekt sein. Ich sage zu ihm: Gehen Sie für zwei oder drei Monate nach Afrika. Ich bin ihr Generalbevollmächtigter, ich werde mich darum kümmern; ich werde das Ganze an irgendjemanden verkaufen, vielleicht an Arndt. Aber er sieht mich nur traurig an und schüttelt den Kopf.

Er hatte ganz recht, nur mit einem Kopfschütteln zu antworten. Wenn Beitz den Vertrag durchgelesen hätte, wäre ihm klageworden, dass ohne die Einwilligung des

Treuhändergremiums kein Verkauf möglich war, und dass Krupps Sohn in seiner Eigenschaft als Familienmitglied nicht als Käufer in Frage kam. Und wenn der Generalbevollmächtigte ausserdem noch die Pariser Verträge des Jahres 1954 gelesen hätte, hätte er gewusst, dass die Bundesrepublik verpflichtet war, den Krupp-Vertrag anzuerkennen. Die Pariser Verträge waren Bestandteil der Verfassung der Bundesrepublik. Ein Gerichtssaal war der letzte Ort, um den Fall des alleinigen Inhabers vorzulegen²³.

Stattdessen wählte Alfried das Forum der öffentlichen Meinung und die weniger öffentlichen Konferenzräume des atlantischen Bündnisses. Die konservativen deutschen Zeitungen starteten eine heftige Kampagne und schrieben, dass es empörend sei, einen freien Bürger der Bundesrepublik zum Verkauf zu zwingen, und dass der Mehlemer Vertrag «ein Überbleibsel des Morgenthau-Plans und der Epoche der alliierten Unterdrückungspolitik gegenüber der deutschen Wirtschaft» sei. Schon 1954 forderte Beitz, dass «unsere Kohle- und Stahlunternehmen zurückgegeben» werden sollten. «Was Alfried nicht sagen kann, weil er zu seinem Wort steht, kann ich an seiner Stelle sagen», erklärte er und fügte hinzu, dass solange er selbst in der Firma sei, «kein Stein verkauft werden darf.» Im Jahr darauf sagte Schröder anlässlich einer Industriellentagung, Krupp ohne Stahl sei «wie eine Frau ohne Unterleib» – ein handfestes Gleichnis, das sich Beitz begeistert zu eigen machte²⁴.

1957 stellte sich Adenauer offen hinter die Gegner des Abkommens; Erhard bezeichnete Mehlem als «nicht mehr zeitgemäss». Inzwischen hatte Alfried den offenen Widerstand gegen Luther, Lubowski und Goetz, die drei Treuhänder für seine abgetrennten Betriebe, eingeleitet. Er begann, indem er seinen extrovertierten Generalbevollmächtigten als ungeladenen Gast zu Aufsichtsratssitzungen in die abgetrennten Betriebe schickte, von denen er selbst ausgeschlossen war. «Er war aus Neugier hingefahren», erklärte Krupp seelenruhig. Als nächstes wurden zweihundert leitende Mitarbeiter dieser Betriebe urplötzlich zur Vorlage der Bücher und zur Abgabe von Rechenschaftsberichten nach Essen beordert. Den vorletzten Schachzug machte er im September 1957. Sieben Monate zuvor hatte Konrad Adenauer in Briefen an das amerikanische Aussenministerium, Whitehall und den Quai d'Orsay offiziell darum ersucht, dass der Krupp-Vertrag als überholt zu betrachten sei. Die Franzosen behielten sich ihre Entscheidung vor. Washington, das inzwischen stillschweigend mit Essen Frieden geschlossen hatte, war einverstanden. Die Briten jedoch, bei denen es eine starke Anti-Krupp-Gruppe gab*, ersuchten den Kanzler um einen detaillierten Bericht über die Fortschritte, die «bei der Entflechtung der deutschen Industrie» gemacht worden seien. Beitz, als Mann des Wortes, protestierte lautstark: «Wir alle müssen so hart wie möglich für den Westen rudern; es ist Wahnsinn, dem besten Ruderer die Arme an den Körper zu fesseln.» Krupp, als Mann der Tat, überschritt seinen Rubikon, oder besser gesagt: seinen Rhein. Er wartete bis genau drei Tage vor den Wahlen zum Bundestag, als die Öffentlichkeit nur mit dem Wahlkampf beschäftigt war, und gab ganz ohne Auf-

*Das ist schwer zu verstehen, denn England war das einzige Land unter den europäischen Verbündeten, auf dessen Boden der Feind nie einen Fuss setzte. Möglich, dass die enge ethnische Verwandtschaft zwischen den Engländern und den Deutschen eine Erklärung bietet: Die Briten kennen ihre deutschen Vettern besser.

hebens bekannt, dass er soeben Herrn Berthold Beitz zum Vorsitzenden der Hütten- und Bergwerke Rheinhausen Holdinggesellschaft für die abgetrennten Betriebe ernannt habe, dass alle Direktoren dort nunmehr Direktoren von Krupp seien, und dass die Verwaltung der Gesellschaft von Duisburg ins Hauptverwaltungsgebäude verlegt würde²⁵.

Nach dem überwältigenden Wahlsieg des Bundeskanzlers am 15. September wurde den erfahrenen Lesern der Publikationen *Handelsblatt* und *Capital* die Bedeutung dieses geschickten Schachzugs des Konzernherrn klar:

Jedermann begriff, dass diese Geste die Wiederkehr Krupps in diesen Teil seines Reiches symbolisierte, aus dem er noch immer durch den Vertrag verbannt war... Nach 1958 war die Behauptung, Alfried Krupp warte auf Käufer, nur noch ein durchsichtiger Vorwand, um den Alliierten das Gesicht wahren zu helfen, während Krupp andere Wege einschlug. Seine Firmenstatistiker begannen Fabriken, Gewinne, Produktion auf die Listen zu setzen, als ob sie noch oder schon wieder zum Krupp-Konzern gehörten²⁶.

Es sollten noch drei weitere Jahre verstreichen und viele raffinierte Züge auf dem grossen Schachbrett gemacht werden, ehe Krupp auf einem «Jubiläum» sagen konnte: «Alle meine Betriebe sind nun zu einer einzigen Firma verschmolzen worden.» Aber das war nur noch eine Formalität. Die Tat war schon mit seiner Inbesitznahme der Gesellschaft vollbracht worden, und niemand erkannte das besser als Luther, Lubowski und Goetz. Die beiden Bankiers und der ehemalige Reichskanzler – «die drei neuen Weisen», wie die deutsche Presse die drei Treuhänder sarkastisch nannte – waren von dem Handstreich nicht einmal verständigt worden. Trotz ihrer offiziellen Bestallung durch London, Paris, Washington und Krupp selbst waren sie jetzt öffentlich blamiert worden. Sie wandten sich an Bonn, beriefen sich auf ihre Pflichten und brachten Alfrieds flagranten Verstoss gegen die Bestimmungen des Vertrages vor. Die Bundesregierung liess wissen, dass sie keine Verletzung irgendeines gültigen Abkommens feststellen könne – eine merkwürdige Antwort, da die drei Treuhänder 100 Prozent der Anteile an der Gesellschaft in Händen hatten. Im Deutschen Industrie-Institut zu Köln scharten sich die kleineren Barone um den grossen Baron. Das neue Schlagwort am Rhein war «rationalisieren oder untergehen», was in der Sprache der Schlotbarone eine noch stärkere Konzentration der Produktionskapazität bedeutete, als sie in der strahlenden Vorkriegsepoche bestanden hatte, als weniger als ein Dutzend Männer 90 Prozent der Stahlerzeugung des Ruhrgebietes kontrolliert hatten. Nach der Entflechtungsverordnung der Alliierten waren die sieben mächtigsten Magnaten gezwungen gewesen, sich aus der Kohle- und Stahlindustrie zurückzuziehen. Gegen Ende der fünfziger Jahre hatten alle die Auflage erfüllt – alle ausser einem, dem grössten von ihnen²⁷.

Die Ansprachen anlässlich der Jahrestreffen alter Kruppianten in der Villa Hügel und im Saalbau verrieten eine von Jahr zu Jahr steigende Aggressivität des Konzernherrn. 1958 trat er in den offenen Widerstand. Der Vertrag, sagte er, sei ein «unannehmbarer» Eingriff in die Souveränitätsrechte der Bundesrepublik. Das Bündnis zwischen Bonn und Essen war jetzt nicht mehr zu erschüttern; Erhard führte einen Schutz Zoll von fünf Dollar pro Tonne auf Importkohle ein, um die für das kommende Jahr

vorgesehene Lieferung von neun Millionen Tonnen Kohle aus den USA abzustoppen. Nur wenn der Vertrag für ungültig erklärt würde, könne es zwischen ihm und den Westmächten zu einer Koexistenz kommen, sagte Alfried beharrlich. «Ich denke, wir haben viel Geduld gezeigt», sagte er auf einer Jubiläumsversammlung, «aber ich glaube auch, dass jetzt der Zeitpunkt für eine Klärung der Lage gekommen ist.» Vor seinem Abflug zu einem Besuch seiner Unternehmen in Asien gab er drei Gründe bekannt, die dafür sprachen, dass er seine Zechen und Hüttenwerke behielt: Die deutsche Geschichte habe bewiesen, dass grosse Konzerne Wohlstand brächten, der Trend in Europa gehe sowieso in Richtung einer Konzentrierung, und die deutschen Konzerne seien nicht so gross wie amerikanische Konzerne. «In Anbetracht dieser Probleme», schloss er, «bringen wir kein Verständnis für das Gerede von «übermässiger Konzentrierung auf²⁸.»

Er hatte eine ganze Menge unerwähnt gelassen. Die bei der New Yorker Börse eingetragenen amerikanischen Konzerne gehörten rund 20 Millionen Aktionären – seine Firma nur einem einzigen Mann. Und seine «persönlichen und moralischen Verpflichtungen», wie man es in Mehem genannt hatte, waren unerfüllt geblieben. Als Chef eines der ältesten und stolzesten Häuser Europas nahm er es übel, wenn man ihn des Betrugs bezichtigte. Trotzdem war er eindeutig mit einer wohldurchdachten Täuschungskampagne befasst. Nach seiner Entlassung aus Landsberg hatte er öffentlich erklärt: «Ich habe mich verpflichtet, weder Kohle noch Stahl zu produzieren» und «ich werde mich daran halten». Als er drei Jahre später von einem *Time-Korrespondenten* zu diesem Thema befragt wurde, wiederholte er: «Wir haben eine moralische Verpflichtung übernommen, und ich werde nicht nach einem Fluchtweg suchen.» In Wirklichkeit tat er kaum etwas anderes. Seine Kollegen, die ob dieser Tatsachen recht verlegen waren, erklärten: «Alfried wird hin- und hergerissen; er möchte sein Versprechen halten, aber er möchte auch Stahl produzieren.» Aber das entspricht nicht dem, was er sagte, als die Engländer Essen räumten und ihm den grössten Teil des Konzerns zurückgaben. Und auch Beitz' Behauptung traf nicht zu: «Alfried Krupp hat nie versprochen, die Kohle- und Stahlbetriebe zu verkaufen. Man war nur übereingekommen, dass er mit seinem Geld keine neuen Kohle- und Stahlbeteiligungen erwerben würde.» Und selbst *wenn* das Abkommen so gelautet hätte, hätte sich Alfried eines Verstosses dagegen schuldig gemacht, denn in den fünf Jahren, während er angeblich seine Schwerindustrie zu verkaufen versuchte, hatte er heimlich grosse neue Hüttenwerke, Hochöfen und Zechen erworben²⁹.

Damals ahnte niemand etwas von Krupps Doppelzüngigkeit, und keine seiner Ansprachen, Erklärungen oder Korrespondenzen mit ausländischen Ministerien enthielt eine Andeutung über seine Motive.

Einige davon wurzelten in kontinental-europäischen Praktiken; der Gemeinsame Markt hatte einige der Vergünstigungen übernommen, deren sich europäische Kartelle immer erfreut hatten und die in den Vereinigten Staaten unbekannt waren. Zum Beispiel waren Transaktionen zwischen Alfrieds einzelnen Firmen, einschliesslich der abgetrennten Betriebe, von der Umsatzsteuer ausgenommen. Dieser eigenartige Brauch, den Senator Estes Kefauver gerade untersuchte, als er starb, förderte das Wachstum von Riesenkonzernen auf Kosten der kleineren Unternehmer und ist immer noch ein Handikap für amerikanische Konzerne beim Wettbewerb mit Firmen, die zum Gemeinsamen Markt gehören.

Aber die Krupps waren immer über Bilanzen erhaben. Jenseits der Flut von Aufträgen und Abschlüssen, die vom Posteingang zum Postausgang strömte, lagen grössere Ziele, besonders der Traum von einem Europa unter deutscher Führung, der jetzt endlich auf dem Weltmarkt realisiert werden sollte. *Réalités* schrieb: «Krupp glaubt, dass Europa aufgrund seiner Tradition, seiner Hilfsquellen und seines technischen Fortschritts unschlagbar ist, wenn es um die Schaffung der Grundlagen für die Industrialisierung geht.» Verständlicherweise liess Alfried einer Pariser Zeitschrift gegenüber nicht durchblicken, dass er der Ansicht war, er könne die französischen Industriellen mit ihren nicht mehr konkurrenzfähigen Fabriken und dem nicht ausreichenden Inventar an Werkzeugmaschinen beiseiteschieben. Aber er war sich dessen ganz sicher. Einer seiner Direktoren sagte zu mir:

«Charles de Gaulle kommt mir wie ein typischer deutscher Stabsoffizier vor. Der Generalstab war überzeugt, dass er mit den Nazis fertigwerden könnte – und de Gaulle ist genauso überzeugt, dass er mit dem Ruhrgebiet fertigwerden kann. Der einzige Grund, weshalb Frankreich den Schuman-Plan akzeptiert hat, war der, dass die Franzosen nicht den leisesten Zweifel darüber hegten, dass Frankreich die Spitzenposition in der Wirtschaft eines geeinten Europa einnehmen würde. Sie glaubten wirklich, dass sie mehr Gewicht hätten als Herr Krupp^{30!}»

Als McCloy erfuhr, dass Krupp wieder der reichste Mann in Europa war, sagte er: «Das überrascht mich nicht. In Anbetracht seiner Ausgangsbasis und des Wiederaufstiegs Deutschlands war das beinahe unausbleiblich.» McCloy's Entscheidung über die Begnadigung des Konzernherrn war für Alfried das Sprungbrett gewesen. Die Schlüsselstellung, die das Ruhrgebiet in der Neuordnung des Kontinents einnahm, bot die Garantie dafür, dass er sein Ziel erreichte; wie *Réalités* ungerne eingestanden hatte: «Vom Standpunkt eines geeinten Europa – wenn man akzeptiert, dass die sechs EWG-Länder entweder gemeinsam blühen oder gemeinsam untergehen – ist Krupp wahrscheinlich unentbehrlich für das gute Funktionieren der europäischen Wirtschaft von morgen³¹.»

Der Artikel trug die Überschrift *Roi Krupp*. Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus waren der letzte König der Dynastie und die Bodenschätze, diese Laune der Natur, über die seine Familie seit fast vier Jahrhunderten herrschte, viel wichtiger als die schwankende Politik des provinziellen Bonn. In den Augen eines realistischen Wirtschaftspolitikers wie Jean Monnet waren Krupp und die Bundesrepublik eine Einheit. Auch die anderen Nachbarn Deutschlands hatten dieses Gefühl, aber im Gegensatz zu Monnet wollten sie mit dem verfeimten Reich nichts zu tun haben. Doch für die amerikanische Politik, die aus der Berliner Blockade entstanden war, die in Mitteleuropa durch die Errichtung der Adenauerschen Demokratie und durch die harte DM-Währung gestützt wurde, war Bonn der Angelpunkt. Seitdem Washington innerhalb von vier Jahren zwölf Milliarden Dollar in den ausgebluteten Kontinent gepumpt hatte, waren die Amerikaner der Ansicht, dass sie die weiteren Entwicklungen bestimmen oder zumindest vorschlagen könnten. Amerikas Ziel war der Wiederaufbau der europäischen Produktionskapazität. Ein durchaus erreichbares Ziel. Denn die Amerikaner

selbst hatten es erreicht, indem sie die Schranken zwischen den Bundesstaaten nieder-rissen und das grösste nationale Sozialprodukt in der Geschichte der Menschheit erzielten. George C. Marshall hielt die Übertragung dieses Ergebnisses auf Europa für möglich und schlug vor, jenseits des Atlantiks einen ähnlichen Zusammenschluss durchzusetzen. Die Wirtschaftsexperten der uralten Nationalstaaten Europas waren einverstanden. Nur ein Staat, Grossbritannien, stellte sich abseits – zum Schrecken kommender britischer Politiker, die einmal gegen die Tür der EWG hämmern und um Einlass bitten würden.

So umfasste der Gemeinsame Markt am Anfang fünf Mitglieder: Italien, Frankreich und die Beneluxstaaten: Belgien, die Niederlande und Luxemburg. Alle waren noch von schrecklichen Erinnerungen an die stahlhelmttragenden «Übermensch» geplagt: Bonn wurde bewusst übergangen. Dadurch war aber die geplante Union von Anfang an geschwächt, und so besprachen die fünf Aussenminister während eines kleinen Abendessens im Quai d'Orsay, im Winter vor Ausbruch des Korea-Kriegs, in aller Ruhe dieses Problem. Ein Jahr später kam Krupp aus Landsberg zurück, und die Staaten, die unter seinen Aktionen leiden müssen, mussten nun nochmals die Vorträge von John Maynard Keynes studieren, die dieser 30 Jahre zuvor – nach dem Versailler Vertrag – in Cambridge gehalten hatte. «Die statistischen Zahlen über die wirtschaftliche Verkettung Deutschlands und seiner Nachbarstaaten sind überwältigend», hatte er gesagt³².

Professor Pounds, der die Debatten über die Frage, ob Bonn eine Mitgliedschaft in der Gemeinschaft gewährt werden sollte, miterlebte, war kein Wirtschaftsexperte, sondern Geologe, und er war entsetzt über Krupps Vergangenheit. «Eine generelle Planung für die europäische Industrie ist nicht möglich ohne die bereitwillige Mitarbeit der Ruhrindustriellen», schrieb er jedoch ein Jahr nach Alfrieds Freilassung. «Der Besitz der Kohlenlager im Ruhrgebiet verleiht Deutschland eine enorm starke Verhandlungsposition, ein Vorteil, den es allem Anschein nach zurzeit bis zum Äussersten ausspielt.» Natürlich konnte Amerika Kohle exportieren und sie sogar auf dem Kontinent billiger absetzen, als es die Schlotbarone konnten. Aber qualitätsmässig war die amerikanische Kohle unterlegen:

Das Ruhrgebiet hat zumindest annähernd das Exportmonopol für Industriekohle und Koks. Dieser Artikel wird – insbesondere im Hinblick auf die britischen Exportanstrengungen – von den meisten anderen Ländern dringend benötigt. Keine noch so gross angelegten politischen Manöver können diese geographische Tatsache aus der Welt schaffen oder die Deutschen der Macht berauben, die sie ihnen verleiht³³.

So wurden im Januar 1959 aus den fünf Mitgliedstaaten sechs. In der Avenue de la Joyeuse Entrée Nr. 24 zu Brüssel, dem Sitz der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft, wurde der Bonner Delegierte von Dr. Karl-Heinz Narjes, *chef de cabinet*, offiziell Dr. Walter Hallstein vorgestellt, einem ehemaligen Oberleutnant der Wehrmacht, der jetzt Präsident des Gemeinsamen Marktes geworden war. Als Deutscher zog Hallstein die Bezeichnung «Europäische Wirtschaftsgemeinschaft» vor. Das gefiel seinen Landsleuten. Im Ruhrgebiet hatte man einen noch viel grösseren Grund zur Freude.

Den Baronen stand die führende Rolle in der Gemeinschaft zu. Keiner von ihnen nahm die Anstrengungen der französischen Industrie ernst, und Grossbritannien und die Vereinigten Staaten, die beiden Wirtschaftsmächte, deren hohes technisches Niveau eine Bedrohung hätte sein können, blieben Aussenseiter. Sicher, auch sie selbst hatten sich jetzt festgelegt. Ein Autor schrieb: «Die neue europäische Eisen- und Stahlgemeinschaft bindet Krupp, und Westdeutschland als Ganzes, enger an den Westen, dessen integriertes Mitglied es jetzt ist³⁴.»

Das zusammengeschrumpfte Reich hatte an diesem Tiefpunkt seiner Geschichte keine andere Wahl. Früher war der Osten der grosse Absatzmarkt gewesen. Vielleicht würde es einmal wieder so werden. Aber bis dahin – es sei denn, in Moskau und seinen Satellitenstaaten würde ein politisches Tauwetter eintreten – lag Deutschlands Energiequelle entweder im atlantischen Bündnis oder nirgends. Wenn diese Einstellung zu der Vermutung Anlass gibt, dass man sich nicht gerade mit überschäumender Begeisterung der Freien Welt anschloss, so trifft das zu. Aus den Anhängern eines totalitären Systems werden nicht über Nacht antitotalitär eingestellte Leute. Krupp führte seine Kollegen beim Eintritt in die Gemeinschaft bereitwillig an; von innerer Überzeugung war bei ihm keine Rede. Für ihn, für die anderen Industriellen und für das ganze Land handelte es sich um eine reine Vernunfttatsache, und niemand wusste besser als Deutschlands Partner in der Vergangenheit, wie schnell sie aufgelöst werden konnte, sobald diese Bindung unbequem wurde. Skeptische Beobachter behielten sich ihr Urteil vor. Obwohl das *Wall Street Journal* wohlwollend berichtete, dass durch «kontinuierliche Gruppen- und Einzelgespräche die Gemeinschaft der Sechs immer mehr gefestigt» werde, stellte *Nation* fest: «Krupp könnte die Vorteile seiner Monopolstellung ausnützen und könnte zum Bestandteil einer neuerlichen Aggressionspolitik Deutschlands werden», und Theodore H. White schrieb: «Wenn die Deutschen wieder von einer Woge des Gefühls erfasst werden, wie es manchmal mit so überwältigender Heftigkeit geschieht, dann ist die neue Gemeinschaft nutzlos; dann wäre es besser, sie wäre nie geschaffen worden.» Die lästigen Krisen des Kalten Kriegs überschatteten die Tatsache, dass bei allen Reibereien keiner der Zusammenstösse zwischen Russland und den Vereinigten Staaten zu einem offenen Konflikt geführt hatte, während Deutschland im 20. Jahrhundert die grösste Gefahr für den Weltfrieden gewesen war. Falls Bonn jemals aus der NATO austräte, würden die Amerikaner verletzt sein. Aber sie könnten sich nicht als Märtyrer fühlen. Man sollte in einem Vertrag stets auch den kleingedruckten Text durchlesen³⁵.

Kapitel 30

Der mächtigste Mann des Gemeinsamen Markts

Alfried Krupp trat als reichste Einzelperson und als mächtigster Industrieller in den Gemeinsamen Markt ein. Sein Konzern gehörte zu den sieben Mitgliedsfirmen der grossen Zollunion, die einen Umsatz von vier Milliarden Mark erreichten, und war die einzige Firma in Privatbesitz. Er und seine Parteigänger deckten die Hälfte des Bedarfs an Kohle in allen sechs Ländern, und theoretisch konnte er durch gewisse Einflussnahmen drei von vier Schiffen, die in Rotterdam ein- oder ausliefen, anhalten. Natürlich tat er nichts dergleichen. Er benötigte die Ladung dringender als die Holländer die Gebühren für das Löschen. Kooperation versprach Gewinn; daher stürzte er sich voller Enthusiasmus in das neue Abenteuer. Seine Ausstellungsstände auf den Industriemesen übertrafen an Farbenfreudigkeit – die das Nachkriegseuropa so ansprach – alle anderen. Die Güterwagen, die zwischen seinen Fabriken hin und her rollten, trugen das Emblem des Gemeinsamen Markts: EUROP. Um zu beweisen, dass er in erster Linie Europäer und erst in zweiter Linie Deutscher sei, bezog er Industriemaschinen aus den anderen fünf Ländern (alle Drehbänke in Essens Maschinenfabriken trugen Metallplättchen, durch die sie als Erzeugnisse von *Les Innovations Mécaniques* ausgewiesen wurden; es waren die ersten französischen Werkzeugmaschinen, die seit der letzten Plünderungsaktion in Mulhouse am 20. November 1944 von Kruppiern benutzt wurden), aufgrund seiner führenden Stellung wurde er natürlich oft zu jenen Preisfestsetzungsgesprächen nach Brüssel eingeladen, die für Whitehall bereits ein Anlass zum Nachdenken waren¹.

Aber all das war nebensächlich. In der Hauptsache war seine Energie von einer Doppelaktion in Anspruch genommen – nicht direkt ein doppeltes Spiel, obgleich es das auch war –, die ihm, wenn er es schaffte, Anspruch auf ein Denkmal gab, das in Grösse und Ausführung dem seines Urgrossvaters Alfred gleichkäme. Der 31. Januar 1959 sollte der Stichtag sein. Die Stunde X war auf den Tagesanbruch festgesetzt. In Mehlem hatte er versprochen, dass an diesem Morgen, wenn die Sonne über dem Ruhrgebiet aufging, sein Rückzug aus den Zechen und Hüttenwerken abgeschlossen sein würde. Fünf Jahre lang hatte er das genaue Gegenteil geplant, aber seine Strategie war so kompliziert und seine Taktik so schwer durchschaubar, dass die Alliierten, seine Landsleute und selbst seine Freunde und Verwandten im dunkeln tappten. Alfred Felix Alwyn Krupp von Bohlen und Halbach, so redeten sie sich ein, war kein österreichischer Gefreiter. Er war Mitglied von vierzehn exklusiven Clubs. Immer wieder hatte er Washington, London und Paris und seinen eigenen Landsleuten versichert, dass er eine moralische Verpflichtung eingegangen sei und sie einhalten wolle. Dass ein Mann seiner Herkunft und Erziehung sich eines heimtückischen Spiels schuldig machen sollte, war undenkbar.

Aber es war so, und die Omen waren für alle, die sie lesen konnten, deutlich. Seine Haltung gegenüber der EWG war eigenartig. Von sich selber im majestätischen Plural

sprechend, sagte er: «Die Beschleunigung der wirtschaftlichen Integration bietet uns eher weniger Gelegenheiten (und) mehr Risiken. Wir werden jedoch im Interesse der internationalen Zusammenarbeit unsere wohlwollende Haltung gegenüber der europäischen Gemeinschaft aufrechterhalten.» Das ergab keinen Sinn. Die Angleichung der Zolltarife innerhalb der sechs Mitgliedstaaten bot ihm exzellente Gelegenheiten, aber keine Risiken, und wenn Krupp bereit sein sollte, für die Harmonie in der Welt einen Profit zu opfern, dann war es jetzt das erstmal, dass man davon gehört hatte – falls es nicht seine Absicht war, sich bei Walter Hallstein und Karl-Heinz Narjes lieb Kind zu machen. Aber was konnte man ihm in der Brüsseler Avenue de la Joyeuse Entrée schon bieten? Während er zu den 300 Jubiläumsgästen sprach – diese Zusammenkünfte im Frühling waren, wie ehemals die Parteitage im September, der Rahmen für Ankündigungen über die Politik des Hauses geworden –, liess er sachte den zweiten Schlag fallen. Noch einmal erklärte er feierlich, dass er sein in Mehlem gegebenes Wort nicht brechen könne; noch einmal forderte er, davon entbunden zu werden. Zum Erstaunen aller, die den Wortlaut des Vertrags kannten, liess er durchblicken, dass es sich eigentlich gar nicht um ein bindendes Abkommen handle. Dann fügte er ominös hinzu: «Wir wollen dem Gemeinsamen Markt unter den gleichen Voraussetzungen beitreten wie andere Grossunternehmen, damit wir wettbewerbsfähig sind².»

Das war die erste Andeutung über den geplanten Verrat – das erste Anzeichen für seine spätere Proklamation über die «Annullierung der Kruppschen Unterschrift», wie es genannt werden sollte, falls das Mehlemer «Diktat» nicht zerrissen und dem Konzern nicht der ihm gebührende Platz an der Sonne eingeräumt würde. Alle diejenigen, die diesen ersten Hinweis nicht verstanden, brauchen sich dessen nicht zu schämen. Er war vage und verschwommen, sonst hätte Alfried ihn nicht gegeben. Das Bezeichnende an seinem Verhalten ist nicht das, was er tat, sondern das, was er nicht tat. Zwei Monate vor Ablauf der Fünfjahresfrist hatte er ganze zwei Verkaufsabschlüsse getätigt: für Emscher-Lippe und für die Zeche Constantin der Grosse. An der Seine und am Potomac begann man unmutig zu werden; im Oberhaus wurde eine Anfrage eingebracht. Viscount Elibank, Träger des DSO*, forderte Gewissheit darüber, dass die Regierung auf Alfrieds gegebenem Wort bestehe. Als Sprecher des Aussenministeriums erwiderte Lord Gosford, dass man mit den anderen Regierungen darüber beraten müsse. Der *Evening Standard* fand Gosfords Antwort unzufriedenstellend: «Welchen Grund könnte es für Grossbritannien geben, Herrn Krupp mit Samthandschuhen anzufassen?» wurde im Leitartikel gefragt. «Ausser dass er Reichtum anhäuften, hat er in den vergangenen Jahren nichts getan, das eine Meinungsänderung rechtfertigen könnte³.»

Er hatte sogar weniger als nichts in dieser Richtung getan. Lord Elibank hätte seinem Mitpair noch eine weitere Frage stellen sollen: An wen hatte Alfried die Zechen verkauft? Emscher-Lippe war an das Hibernier Kombinat gegangen, an dem die Bundesregierung unter Erhards eigenartiger Finanzstruktur die Majorität der Anteile besitzen durfte. Angesichts des zwischen Bonn und Essen bestehenden «Stahlpakts» gab

* Englischer Orden: DSO = Distinguished Service Order.

es keine Garantie dafür, dass der Architekt des Wirtschaftswunders das Bergwerk nicht wieder zurückverkaufen würde.

Es war jedoch der zweite Kaufvertrag, der den Industriellen in aller Welt die Augen hätte öffnen sollen, denn er liess klar erkennen, dass sich im Ruhrgebiet etwas tat. Wenn es überhaupt einen Besitz gab, der für die Dynastie wertvoller war als alle anderen, dann war es die Bergbau-AG Constantin der Grosse. Diese unerschöpfliche Ader reiner Anthrazitkohle hatte Alfred zehn Jahre seines Lebens gekostet. Sie war die Ursache für die Gründerkrise, durch die er sich einem Bankengremium beugen musste, – die ihn zwang, eine Hypothek in Höhe von 30 Millionen Mark aufzunehmen, welche er erst einige Monate vor seinem Tod abbezahlt hatte, und die Carl Meyer voller Verzweiflung an Ernst Eichhoff schreiben liess: «Herr Krupp ist von einer Kaufmanie besessen.» Aber Herr Krupp hatte es nie bereut. Ohne vertikale Integration, so glaubte er, würde eine «für alle Zeiten» etablierte Oberherrschaft der Familie nur ein armseliger, nie zu verwirklichender Traum bleiben.

Und doch hatte Alfried, der seinen Urgrossvater über alles verehrte, diese unerschöpfliche Fundgrube, aus der bis zu 10'000 Tonnen pro Tag gefördert werden konnten – genug für den Bedarf von zwei Dritteln der Hüttenwerke, die ihm trotz des Vertrags von Mehlem immer noch gehörten – verkauft. Und noch mehr – das Bergwerk hatte schon Anfang 1954 den Besitzer gewechselt, also nicht einmal ein Jahr nach Unterzeichnung des Vertrags. Schon das war mysteriös genug. Die Krönung des Ganzen aber war der neue Besitzer. Jeder Industrielle in Europa hätte für einen Anteil an der Zeche Constantin der Grosse seinen Safe ausgeräumt. Alfried hatte sie *in toto* an die Firma verkauft, die der grosse Krupp mehr als Armstrong, Vickers oder Schneider-Creusot gehasst hatte – an Jacob Mayers Bochumer Verein in Bochum⁴.

Um diese scheinbare Widersinnigkeit in vollem Umfang begreifen zu können, muss man hundert oder mehr Jahre zurück in die Vergangenheit gehen, bis zu der bewegten Epoche, in der das Ruhrgebiet ein europäischer Machtfaktor wurde. Irgendwann in den dreissiger Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte Mayer, damals Uhrmacher in Württemberg, eine erfolgreiche Methode für die Herstellung von hochwertigem Gussstahl entwickelt. Am 6. Dezember 1842, vier Monate nachdem Krupp ohne einen Pfennig in der Tasche aus dem korrupten Wien Metternichs zurückgekehrt war – «mit gestutzten Schwingen, durch Kummer und Sorge mit 30 Jahren ergraut» –, um seinen ersten Gewehrlauf aus Schmiedestahl in Saarn dem Oberleutnant von Donat vorzulegen, war sein grosser Rivale von Lendensdorf nach Bochum umgezogen und baute 30 Kilometer östlich der Altendorfer Strasse seine eigene Gussstahlfabrik. Auf der Pariser Weltausstellung im Jahre 1855 wurde Mayer der einzige ernsthafte Konkurrent in der Geschichte des Ruhrgebiets, der jemals die Behauptung des Kanonenkönigs, dass Kruppstahl der erste Gussstahl in Preussen gewesen sei, erschütterte. Für Alfred war diese Herausforderung gleichbedeutend mit einem vor seine Fabrik geschleuderten Fehdehandschuh, und so fing der Kampf um die Rohmaterialien an. Die Gutehoffnungshütte, die langsam an Bedeutung verlor, war die erste Fabrik im Ruhrgebiet gewesen, welche sich mit den durch eine vertikale Integration gebotenen Möglichkeiten näher befasst hatte und 1854 eine kleine Kohlengrube kaufte, aber der eigentliche Kampf begann erst 1868, als sowohl Krupps Werke als auch Mayers Bochumer Verein, wie die Firma jetzt hiess, anfangen, Dutzende von Kohlengruben aufzukaufen; der Konkurrenzkampf

wurde immer schärfer, bis ein Fünftel der gesamten deutschen Kohleförderung aus ihren Hüttenzechen stammte⁵.

Es waren gerade Jacob Mayers gute Charaktereigenschaften, die ihn sein Traumziel nicht erreichen liessen. Er war ein gütiger, tiefreligiöser Mensch, glaubte an Gemeineigentum und hatte den Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahlfabrikation, dessen Aktionäre sich erstmalig am 1. September 1854 trafen, nach reiflicher Überlegung gegründet. Als friedliebender Mensch war er über Krupps Kanonen entsetzt; er selbst zog es vor, sich auf die Herstellung von Kirchenglocken zu spezialisieren, von denen drei, geschwärtzt vom Russ eines Jahrhunderts, noch heute vor der von ihm erbauten Fabrik an der Jacob-Mayer-Strasse hängen; die Inschrift ist kaum mehr zu entziffern: Gussstahlglocken gegossen von Mayer u. Kühne im Jahre 1854. Nachdem König Wilhelm I. in Versailles zum Kaiser ausgerufen worden war, verlor Mayer den Mut, und am 31. Juli 1875 gab die Bochumer Zeitung mit einer dicken Schlagzeile bekannt: Jacob Mayer gestorben. Er war noch jung gewesen, hinterliess keine Kinder und vermachte sein Vermögen der evangelischen Kirche⁶.

Als ein Bestandteil der Vereinigten Stahlwerke von 1933-45 war der Bochumer Verein für Ruhrfremde kein Begriff mehr. Kruppianer haben jedoch ein gutes Gedächtnis, und Ernst Schröder zum Beispiel war der Ansicht, dass der im Jahr 1954 getätigte Verkauf eine Entweihung gewesen sei. Selbst Ernsts scharfsinniger Bruder Johannes hatte nicht die leiseste Ahnung, was sich daraus entwickeln würde. Beitz, der damals von den Unterströmungen im Ruhrgebiet noch nichts wusste, gestand später ein: «Ich dachte, der Bochumer Verein sei ein Fussballverein.» Auf einem Flug von Düsseldorf zu den Bahamas wurde er von Alfried aufgeklärt. Im ganzen Reich, so sagte er, hatte es nur drei Firmen gegeben, die hochwertigen Stahl produzieren konnten: die jetzt zerstörte Gussstahlfabrik, die demontierte Ruhrstahl AG und die Bochumer Werke, die kaum bombengeschädigt waren. Nur ein einziger schwerer Bombenangriff hatte dort stattgefunden, und zwar am 1. November 1944. Die Engländer hatten zwei Jahre später die Demontage angeordnet, diesen Befehl aber rückgängig gemacht, nachdem Wolfgang Schleicher, der erste Direktor, in bewegten Worten dargelegt hatte, dass die Erinnerung an Mayers himmlisches Geläute des vorigen Jahrhunderts ein besseres Schicksal verdient habe⁷.

Wieder aus dem Verband der Vereinigten Stahlwerke herausgelöst, wurde die unversehrte Firma in eine AG umgewandelt, vergrösserte sich rasch und erlebte jetzt eine Blüte. Alfried war der Meinung, dass sie ein prächtiger Ersatz für die zerstörten Essener Fabriken sein würde. Beitz nickte zustimmend. Aber wie, fragte er, könnte der Konzernherr sie in die Hände bekommen? Krupp erzählte ihm, wie sein Grossvater 1892 das Gruson-Werk erworben hatte. Mayer war, genau wie Hermann Gruson, zugunsten des Gemeineigentums von seiner Rolle als alleiniger Inhaber zurückgetreten. Auch die Krupps gehörten zur allgemeinen Menschheit. Der Unterschied zwischen ihnen und den anderen Menschen lag darin, dass sie mehr Geld hatten und somit einen Rivalen auskaufen konnten. Anstatt bis zum Jahr 1959 die Verkaufsaufgabe zu erfüllen, plante Alfried einen Ankauf – und wenn er den Bochumer Verein kaufte, würde er natürlich automatisch seine grösste Kohlengrube wiederbekommen.

Dieser Plan war atemberaubend, skrupellos und riskant. Aber Alfried stand jetzt auf dem Gipfel seiner Macht. Während sich das Düsenflugzeug Nassau näherte, erzählte

er Beitz von den Diensten, die Wenner-Gren früher dem Reich geleistet hatte. In seinen dreissiger Jahren hatte der schwedische Financier zwischen 1914 und 1918 Krupps Auslandsbesitz vor fremden Zugriffen abgeschirmt. In seinen vierziger Jahren hatte er durch die *Aktienbolaget Bofors* bei Gustavs geheimer Wiederaufrüstung mitgeholfen. In seinen fünfziger Jahren hatte er offen Beifall gespendet, als Krupp das neue deutsche Schwert schmiedete, hatte sich stolz als Arier bekannt und dem Führer den Hitlergruss entboten. In seinen sechziger Jahren war er genauso bemüht gewesen wie Alfried oder Speer, dafür zu sorgen, dass Schwedens bestes Erz nach Süden in das Ruhrgebiet floss. Er war gerade siebzig Jahre alt geworden, als Alfried und Vera ihn besucht hatten, und er hatte geschworen, dass er zu einer weiteren Grossattacke bereit sei, um das heilige Ziel zu erreichen, das ihn seit seiner Jugend fasziniert hatte – ein deutsches Europa⁸.

Vera war bei diesem Gespräch nicht dabei gewesen; Krupp hatte zwar volles Vertrauen zu seiner Frau, aber er wusste, dass der alte Millionär in Gegenwart einer Frau nicht offen sprechen würde. Sie hätte sowieso nicht viel erfahren können. Nichts war entschieden worden. Bei all seinen gemeinsamen Aktionen mit den Krupps war Wenner-Gren immer nur Gefolgsmann und nicht der Anführer gewesen. 1954 hatte er lediglich seine Mithilfe bei jedem grossen Vorhaben versprochen, das Alfried plante. Und jetzt, so sagte Krupp zu Beitz, seien alle Vorarbeiten abgeschlossen. Als Fritz Krupp damals Hermann Gruson überspielte, hatte er hinter den Kulissen die Fäden dirigiert, weil er wusste, dass die Aktien ins Unermessliche steigen würden, wenn er offen hervorträte. Alfrieds Versprechen gegenüber den Alliierten verstärkte die Notwendigkeit absoluter Geheimhaltung. Ohne Wissen der Treuhänder sollte die Hütten- und Bergwerke Rheinhausen Dachgesellschaft durch ihre Finanzdirektoren kleine Aktienpakete des Bochumer Vereins erwerben – insgesamt 27 Prozent innerhalb einer Zeit von vier Jahren. Wenner-Gren sollte inzwischen 42 Prozent erwerben und später nochmals sechs Prozent. Bis 1958 sollten die Aktien im Tresor der Vermögensverwaltung (Vigau), einer als Deckfirma dienenden Holdinggesellschaft, die den deutschen Besitz des Schweden verwaltete, schlummern. Dann sollte Wenner-Gren an Krupp verkaufen. Gleichzeitig mit der Bekanntgabe seiner Neuerwerbung wollte Alfried offiziell verlangen, dass die Alliierten den mit ihm abgeschlossenen Vertrag für ungültig erklärten⁹.

Alle Einzelheiten wurden auf den Bahamas festgelegt; danach gab es häufige Besprechungen zwischen Krupp und seinem Mithelfer. Niemand kam auf die Idee, dass es sich um eine Verschwörung handelte. Beide Männer waren enthusiastische Segler, und sie waren Partner beim Bau der Alweg-Bahn für die demnächst stattfindende Ausstellung in Seattle. So erschien es ganz unverfänglich, dass sie sich in Kiel, Hamburg und Stockholm trafen. Den ersten handfesten Hinweis darauf, dass ihre Gespräche nicht so harmlos gewesen waren, brachte der Februar 1958, als Carl Hundhausen zum Generaldirektor des Bochumer Vereins ernannt wurde. Das *Handelsblatt* wies rasch darauf hin, dass Hundhausen Mitglied von Krupps Direktorium bleibe. Innerhalb weniger Tage berichtete die Finanzpresse, dass Wenner-Gren, dessen Beteiligung am Bochumer Verein auf unter 25 Prozent geschätzt worden war, ein Mehrheitspaket besass, und dass er und Krupp zusammen 75 Prozent der Aktien hatten¹⁰.

Zwei Monate später hielt Krupp die aggressivste seiner «Jubiläums»-Ansprachen. Er sagte, dass die ausländischen Verkaufsförderungen «unanständig» seien; die Bundesrepublik sei ein souveräner Staat und dürfe nicht zulassen, dass man einen Deutschen wie einen Untermenschen behandelte. Jetzt wussten die Alliierten, und speziell die Wirtschaftsexperten im amerikanischen Konsulat in Düsseldorf, was auf sie zukam. Es war nur noch eine Frage der Zeit. Alfried wartete ab, bis der Gegner in Reichweite war. Obgleich Wenner-Gren in jenem Frühjahr seine Bochumer-Verein-Aktien auf Krupp übertrug, verhielt sich der Konzernherr bis zum Ende des Jahres ruhig. Aber er änderte seine Strategie. Adenauer, so entschied er, war in einer besseren Position, um mit den Alliierten zu verhandeln. Er selbst wollte sich direkt an die Hohe Behörde der neuen Montanunion wenden. Ihr übernationaler Status bürgte dafür, dass keine Regierung in ihre Entscheidungen eingreifen konnte, und der Trend der in der letzten Zeit gefassten Beschlüsse – besonders für das Bankwesen – liess auf eine deutliche Begünstigung von Rekonzentrationsbestrebungen schliessen. In einer Grundsatzklärung hatte die Hohe Behörde verkündet, dass sie «nicht gegen eine Führungsposition als solche», sondern gegen den «Missbrauch einer Machtstellung» sei. Alfried suchte um die Genehmigung für den Erwerb des Bochumer Vereins nach. Die Hohe Behörde erteilte diese Genehmigung am Weihnachtsabend; Krupp legte die Bochumer Fabriken offiziell mit Rheinhausen zusammen und ernannte Beitz zum Vorsitzenden. Die letzten Dokumente wurden im Januar unterzeichnet, drei Wochen bevor die im Vertrag von Mehlem gesetzte Frist ablief. Der Konzernherr umschrieb die Transaktion mit folgenden Worten: «Die Umorganisation des Krupp-Konzerns ist jetzt so gut wie abgeschlossen. Der Bochumer Verein ... nimmt jetzt die Stelle der ehemaligen Fried. Krupp Gussstahlfabrik ein¹¹.»

In der Politik ist Besitz gleichbedeutend mit Recht. Die Telegramme und Botschaften, die jetzt zwischen London, Washington, Paris, Bonn, Luxemburg und Brüssel gewechselt wurden, waren sehr korrekt, präzise formuliert und ohne jede Bedeutung. Angestachelt vom entrüsteten Viscount Elibank, ersuchte Whitehall Bonn um seine Einschaltung. Nach langem Schweigen erwiderte Bonn elegant, dass das Ersuchen an die falsche Adresse gerichtet worden sei; dies sei eine Angelegenheit der Hohen Behörde. Diese Behörde wiederum liess verlauten, sie sei nicht Partner des Vertrags von Mehlem gewesen, und man könne daher nicht erwarten, dass sie irgendwelche diesbezügliche Verantwortung übernehme. Im Februar machte Bundeskanzler Adenauer Präsident Eisenhower, Premierminister Macmillan und dem kürzlich in sein Amt eingeführten Präsidenten de Gaulle den Vorschlag, Krupp eine Fristverlängerung um ein Jahr zu gewähren. Nach seinen Worten sollten sie «sich vor Augen halten, dass der Wiederaufbau von Krupp der Zündfunke für Westdeutschlands Nachkriegsboom gewesen» war¹².

Das war natürlich Unsinn. Das Wirtschaftswunderland war erschaffen worden, während Alfried in Landsberg sass, und es war gleichermassen eigenartig, dass «der Alte» diesen Vorschlag nach Ablauf der Alfried zugestandenen Fünfjahresfrist machte – das heisst also, nachdem Krupp wortbrüchig geworden war und neuerlich einen Riesenschritt in Richtung auf die wirtschaftliche Beherrschung Europas unternommen hatte. Die Politiker begnügten sich mit einem Scheingefecht. Gemäss den Bestimmun-

gen des Bonner Abkommens mit den Alliierten wurde ein «gemischter Ausschuss» ernannt, der sich mit dem Fall Krupp befassen sollte; er bestand aus Richter Spencer Phenix für die USA, Sir Edward Jackson für Grossbritannien, François Leduc für Frankreich, drei Deutschen sowie Dr. E. Reinhardt, dem führenden Bankier der Schweiz und Direktor der *Credit Suisse*, der zum Vorsitzenden ernannt wurde. Erst am 3. Juni trat der Ausschuss erstmals zusammen. Nach weiteren sieben Monaten der Untätigkeit verkündeten die sieben Mitglieder feierlich, dass man Krupp eine Nachfrist von zwölf Monaten eingeräumt habe. Die Presse nahm mit Recht von dem Beschluss keine Notiz. Es hatte sich ja doch nur um eine schwerfällige Zeremonie gehandelt, die sich – ganz wie gewisse Zeremonien bei den alten Azteken – jedes Jahr bis nach Alfrieds Tod wiederholen sollte; am 26. Februar 1968 gab der Konzern jedoch eine offizielle Erklärung ab, wonach der Vertrag von Mehlem ungültig und unhaltbar und ein «anachronistisches Überbleibsel der alliierten Besatzungszeit» war. Inoffiziell waren auch Washington und Paris dieser Meinung. London sagte nur, dass eine offizielle Zustimmung einen politischen Sturm im Land entfesseln würde, erkannte aber an, dass «eine neue Situation» entstanden war, die man sorgfältig studieren müsse. Um diese Zeit hatte die Verkaufsaufgabe natürlich jegliche juristische Bedeutung verloren. In der Praxis war mit den jedes Jahr im Januar gewährten Fristverlängerungen nur erreicht worden, dass die Zeit verging, die Erinnerungen verblassten und die Feindseligkeit verebbte, die der Name Krupp auslöste¹³.

Diese Feindseligkeit war zu einem grossen Teil bereits verschwunden, als Alfried im Winter 1958/59 sein kühnes Vorhaben verwirklichte. Die Londoner *Times* war der Meinung, dass die Hohe Behörde eine weise Entscheidung getroffen hatte. Die *New York Times* bemerkte fast nebenbei, der Kauf des Bochumer Vereins durch Krupp deutete an, dass man hinsichtlich der Kartellbildung im gemeinsamen Markt «die Zügel schiessen lasse». Nur ein amerikanisches Nachrichtenmagazin, *Newsweek*, erkannte das Ausmass dieses Coups in vollem Umfang: «Diese Fusion macht Krupp nicht nur zum grössten Stahlproduzenten Europas ... sie gibt ihm auch das riesige Kohlenbergwerk Constantin in der Grosse zurück, so dass Krupp 75 Prozent seines Bedarfs aus eigener Förderung decken kann. Der neue Konzern, der eine Milliarde Dollar wert ist, hat insgesamt 120'000 Arbeiter und Angestellte, und die jährlichen Verkaufsziffern dürften die vor dem Krieg erzielten 1,2 Milliarden Dollar übersteigen.» In Wirklichkeit hatte Krupp seine Vorkriegsstahlproduktion mehr als verdoppelt. Rheinhausen war das grösste Hüttenwerk auf dem Kontinent. Der Bochumer Verein bedeckte eine Fläche von rund fünf Millionen Quadratmetern, verbrauchte über 1,5 Millionen Kubikmeter Koksofengas pro Tag, und es konnten dort Blöcke mit einem Einzelgewicht von 380 Tonnen gegossen werden – 76 Mal so schwer wie der Kruppsche Stahlblock, der 1855 in Paris durch den Fussboden der Ausstellungshalle gebrochen war und auf dem ganzen Kontinent Aufsehen erregt hatte¹⁴.

In jenem Winter verbrachte Wolf Frank, einer der Dolmetscher von Nürnberg, einen Skiurlaub in der Nähe von Salzburg. In einer Hütte traf er Alfried, der ihn wiedererkannte und ihn fragte: «Wie geht es diesem General Taylor?» Frank antwortete: «Es geht ihm gut, Herr Krupp, aber nicht so gut wie Ihnen.» Herr Krupp lachte. Alfried liebte einen guten Witz, und das war fast der beste Witz des Jahrhunderts. Vor einem

Jahrzehnt scheinbar ohne einen Pfennig in der Tasche, war er jetzt der reichste Mann in Europa. Und sein Vermögen wuchs ständig weiter, denn als alleiniger Inhaber legte er nur etwas über vier Millionen für seinen Privatverbrauch beiseite, der übrige Gewinn floss in den Konzern zurück. Das sich jedes Jahr wiederholende Ritual des internationalen Ausschusses konnte den «alleinigen Inhaber» nur amüsieren. Es störte ihn nicht im Mindesten. Die Entflechtung war tot. Er hatte sie zur Strecke gebracht. Nicht einmal das Körperschaftssteuersystem in der Bundesrepublik konnte ihn behindern; dazu erklärte mir der Leiter seiner Rechtsabteilung: «Alle seine Steuern, einschliesslich derjenigen für Rheinhausen und den Bochumer Verein, werden hier im Hauptverwaltungsgebäude bearbeitet, denn für das Finanzamt ist Herr Krupp eine Einzelperson.» Herr Krupp trug Sorge, dass es keine Missverständnisse geben konnte. Auf dem Jubiläum am 14. April 1960 verkündete er, dass alle seine Unternehmen «zu einer einzigen Firma verschmolzen» wurden¹⁵.

Auch Kruppianer haben Sinn für Humor. Am Tag der offiziellen Übernahme des Bochumer Vereins gossen sie eine graue Stahlglocke als sinniges Andenken an den glücklosen Jacob Mayer. Die Inschrift war eine komische, wenngleich gotteslästerliche Verewigung von Alfrieds grossem Sieg über England, Frankreich und die Vereinigten Staaten. Sie kann noch heute im Hof der grössten Rohstahlhütte des Bochumer Vereins besichtigt werde. Aus einer Entfernung von 15 Metern kann man deutlich lesen: «Christ ist erstanden.»

In den frühen sechziger Jahren, als die Dynastie der Krupps den Höhepunkt ihres Erfolgs erreicht hatte, konnte man in einem in Deutschland erschienenen Buch lesen: «Nach den vorsichtigsten Schätzungen überschreitet sein Vermögen zurzeit vier Milliarden Mark.» Und das war noch bescheiden geschätzt. In Wirklichkeit besass Alfried damals rund fünf Milliarden Mark, mehr als John D. Rockefeller in der einkommensteuerfreien Epoche Amerikas angehäuft hatte. An und für sich wäre Rockefellers Vermögen grösser gewesen. Das war jedoch nicht der Fall, denn als frommer Baptist bezeichnete er es als «das Gold Gottes», und noch bevor seine Einnahmen den Höhepunkt erreichten, begann er Universitäten, Forschungsinstitute und öffentliche Parks zu stiften. Er unterwies seinen Sohn so gründlich in den Prinzipien der Nächstenliebe, dass John D. Rockefeller Jr. ihnen sein ganzes Leben widmete. Im Deutschen Reich pflegte man eine entgegengesetzte Tradition. Seine Angestellten ausgenommen, beschränkte Alfred Krupp seine Wohltätigkeit auf gelegentliche Spenden. Fritz Krupp bedachte zwar Capri reichlich, aber nicht aus selbstlosen Motiven; er bestach lediglich eine ganze Insel. Gustav hatte – ausser an den Führer – nie einen Pfennig verschenkt, und selbst hier nahmen die Krupps mit der einen Hand, was sie mit der anderen gegeben hatten, als sein Sohn die Reichsschatzanleihen abstiess. Alfried, der nie mit einer Tradition gebrochen hätte, sass gleichfalls auf seinem Geld. So wuchs sein Vermögen von selbst weiter. Wie ein Wirtschaftsexperte feststellte, waren Krupps Beteiligungen so international, dass er am Dow-Jones-Index oder am britischen Staatshaushalt genauso interessiert war wie ein amerikanischer oder britischer Kapitalist. Im Vergleich zu seinen offiziell bekannten Bankguthaben, seinen Investitionen in Asien oder Südamerika und den meterhohen Aktienstapeln in den feuerfesten, mit Klimaanlage ausgestatteten Gewölben seines Hauptverwaltungsgebäudes nahm sich der Besitz der Fords, Mellons, Morgans und DuPonts recht bescheiden aus.

Die Analyse schloss mit der Bemerkung, dass Alfried, der zur Zeit seiner Entlassung aus Landsberg nur über 480 Millionen Mark an flüssigen Mitteln verfügt hatte (damals war Flick mit 800 Millionen der reichste Mann in Deutschland gewesen), jetzt zu den fünf Männern in der Welt gehörte, die über ein zehnstelliges Vermögen verfügten: «Zusammen mit König Ibn Saud, dem Emir von Kuwait, dem Scheich von Qatar, dem Nizam von Haiderabad und einem schweigsamen amerikanischen Ölmann namens J. Paul Getty gehört Alfried Krupp zu jenem ziemlich exklusiven Club, dessen Mitglieder über mehr als eine Milliarde Dollar verfügen¹⁶.»

Alfried sprach nie mit Aussenstehenden über sein Vermögen. Auf alle diesbezüglichen Fragen pflegte er mit seinem typischen schiefen Lächeln zu antworten: «Meistens fügen die Leute zu viele Nullen an.» Beitz behauptete beharrlich, dass die Presse ständig das Vermögen seines Arbeitgebers überschätze – «Wir sind nur kleine Fische.» Das war keine Gleichgültigkeit. Wenn der tatsächliche Umfang von Krupps Vermögen je an die Öffentlichkeit gedrungen wäre, hätte das ihn und andere, auch Mitglieder seiner eigenen Familie, in eine peinliche Situation gebracht. Aufgrund von Hitlers Zuneigung zu ihm hatte er Berthas gesamtes Erbe bekommen. Das einzige, was seine Geschwister je von ihm erhalten hatten, waren die von den Alliierten in Mehlem festgesetzten Beträge – die einzige Errungenschaft des Vertrags, die von Dauer war. Es war ihm angenehmer, dass die Öffentlichkeit, die allzeit bereit war, seinen Führer misszuverstehen, über die Quellen seines Reichtums im unklaren blieb¹⁷.

Dem introvertierten und verschlossenen Alfried wäre es am liebsten gewesen, wenn ihn ausserhalb des Hügel-Parks jeder ignoriert hätte. Aber das war unmöglich. Als Inhaber des grössten in Privatbesitz befindlichen Industriereichs in der Geschichte herrschte er über 120 Fabrikstädte. Er allein produzierte mehr Stahl, als es im Vertrag von Potsdam für das gesamte Reich festgesetzt worden war, und die amerikanischen Industriellen betrachteten ihn als ihren stärksten Rivalen. Sein Jahresumsatz hatte vier Milliarden Mark überschritten und wuchs jedes Jahr um weitere rund vierhundert Millionen; vor seinen begeisterten Jubiläumsgästen sagte er: «Es gibt heute kaum ein Land in der Welt, in das wir nicht exportieren. Jeder fünfte von uns arbeitet für das Auslandsgeschäft.» Einige seiner Kunden wohnten in so abgelegenen Gegenden, dass die weibliche Bevölkerung, die nie zuvor einen weissen Mann gesehen hatte, den dort eintreffenden Kruppianern zum Dank für das drollige Schauspiel ihre Gunst anbot; andere lebten in Ländern, wo man einen Amerikaner automatisch verhaftet hätte – in der Mandschurei, wo Alfried für Mao Tse-tung Rennöfen baute, oder in der Sowjetunion, in Nowo-Kuibyschewsk, Stalinogorsk und Kursk, wo er chemische Fabriken gebaut hatte¹⁸.

Beitz selbst mag ja ein kleiner Fisch gewesen sein, aber Krupp hatte sich zu einem Giganten entwickelt. Zehn Jahre nach seiner Rückkehr ins Hauptverwaltungsgebäude am 4. März 1953 hatte sich die Belegschaft verachtfacht. Allein in der Bundesrepublik gebot er über mehr Männer, als Wellington in der Schlacht von Waterloo, Lee in der Schlacht von Gettysburg, Moltke in der Schlacht von Königgrätz oder Napoleon III. in der Schlacht von Sedan gehabt hatten, und in Brasilien bezeichneten sich 1750 Südamerikaner, die auf der ehemaligen Kaffeepflanzung von Campo Limbo Kruppstahl herstellten, einem amerikanischen Besucher gegenüber als «Neokruppianer». In Asien,

Arabien und Afrika gab es Eingeborene, die noch nie etwas von Eisenhower, Adenauer, Macmillan oder de Gaulle gehört hatten, die aber bei der Erwähnung von Alfreds Namen eifrig nickten. Wenn man also nicht alle Druckmaschinen in der Welt einschmelzen wollte, gab es keine Möglichkeit, Krupps Sehnsucht nach einem unbeachteten Dasein zu stillen. Es war eine unrealistische Hoffnung, dass die Journalisten einen Mann übersehen würden, dessen Taten ihm in regelmässigen Abständen ausländische Orden, Ehrendokorate und den Trinkspruch «Krupp!» von zu Besuch in der Villa Hügel weilenden Staatsoberhäuptern einbrachten. Der Mann strahlte einen Zauber aus, dem sich niemand entziehen konnte. Als sein Generalbevollmächtigter 1962 am traditionellen Bratwurstessen in Bonn teilnahm, wurde er eingeladen, sich zu den obersten SPD-Funktionären zu setzen (niemand ging in jener Nacht auf den Familienfriedhof, um nachzusehen, ob Alfreds Grab bebte und wackelte), und in New York erhielt Beitz bei der Hundertjahrfeier des *American Steel Institute* im Waldorf-Astoria den Ehrenplatz neben Vizepräsident Richard M. Nixon. Die Gastgeber mögen einige private Vorbehalte gegenüber Krupp gehabt haben, aber als Männer, die den Erfolg bewundern, konnten sie kaum einem Mann ihre Anerkennung vorenthalten, der entgegen jeder Voraussage seinen 1,2-Milliarden-Umsatz aus der Hitlerzeit verdreifacht hatte¹⁹.

In jenen Jahren des Erfolgs, als der Konzernherr sich bester Gesundheit erfreute, während sein Sohn, der jetzt Anfang Zwanzig war, die beste Erziehung Europas erhielt, wären Zweifel an der Zukunft undenkbar gewesen. Rückblickend sehen wir diese Zeit als einen Hiatus zwischen Debakel und Debakel, aber die kommenden Ereignisse warfen keine Schatten voraus. Seit elf Generationen hatte die Familie über Essen geherrscht, und es schien keinen Zweifel daran zu geben, dass das Ruhrgebiet sich Alfreds als des grössten der Krupps erinnern würde, als des Dynasten, der die als unmöglich erscheinenden Ziele seines Urgrossvaters tatsächlich erreicht hatte. Seine Machtstellung in der EWG war unumstritten. Vor ihm lag das Alter, und er wusste nicht, was es ihm bringen würde, aber sein ruheloser Expansionstrieb schien ein noch riesigeres Krupp-Reich zu garantieren.

Wenn er zu Hause war, konferierte er zweimal täglich mit Beitz, einmal um 10 Uhr vormittags in seinem Büro, das zweite Mal bei einem abendlichen Drink in seinem Haus. Der Adjutant legte die Probleme vor, der alleinige Inhaber löste sie. Krupp behauptete sich immer gleich: er sprach leise und ruhig, scheinbar unentschlossen, fast ehrerbietig. Aber in seinen Antworten kam der wahre Alfred zum Vorschein, denn sie enthüllten eine geradezu unheimliche Kenntnis aller Vorgänge in seinem Imperium und einen bemerkenswerten Instinkt für die richtige Antwort auf die Probleme, an denen Beitz laborierte. Eines dieser charakteristischen Gespräche fing mit dem Kohlenbergbau an. Beitz erzählte ihm, dass die Kruppschen Gruben zurzeit eine Tagesförderung von 21'041 Tonnen erbrachten. Dieses enorme Volumen war mehr als genug, um seine Tausende von Arbeitern zu bezahlen; aber im Kohlenbergbau stiegen die Kosten mit der Tiefe der Schächte. Alfred nickte, dachte einen Moment nach, holte eine Karte hervor und zeigte auf noch nicht erschlossene Lager im Norden des Ruhrgebiets, am Niederrhein und in Holland. Nachdem er diese Routinesache erledigt hatte, breitete er eine andere Landkarte aus, und zwar von Spanien. Die Amerikaner schürften hier, hier

und hier nach Uran 235. Jülich konnte nicht ewig auf die Grosszügigkeit der Atomenergiekommission angewiesen sein. Die Firma sollte ihre eigenen Lieferquellen haben. Seit fast einem Jahrhundert hatten die Geologen der Firma Gesteinsproben aus Spanien nach Essen geschickt; Alfried hatte die letzten Berichte studiert und schlug jetzt vor, dass Beitz Geigerzähler-Spezialisten da, da und dorthin schickte²⁰.

Eine dritte Landkarte kam zum Vorschein – Kanada. Algoma-Steel-Aktien wurden gehandelt. Sofort aufkaufen. Algoma besass ausgezeichnete Erzlager; eine Übernahme lag im Bereich des Möglichen. Eine vierte Karte: Labrador. Am Ashuanipi-See waren Schürfer des Rio-Tinto-Konzerns gesehen worden, der unter britischer Kontrolle stand, und Krupp brauchte die Eisenerzlager auf einem benachbarten Plateau. Als fünfte erschien – und hier blinzelte Beitz erstaunt – eine grosse Karte der französischen Riviera. In einem Ton, als ob es um einen neuen Sportwagen ginge, der ihm gefiel, murmelte Alfried, dass er daran denke, die Riviera zu kaufen. «Alles?» keuchte sein Adjutant. Alfried steckte sich eine neue Camel an. Er hatte sich mit Fritz von Opel und Graf Zeppelin unterhalten. Man war sich einig gewesen, dass die Ferien in Europa immer länger und häufiger wurden, also würde die Riviera eine prächtige Kapitalanlage sein. Zuerst sollte man für die Cote d'Azur ein Angebot machen. Die Preise für bestimmte Grundstücke waren künstlich gedrückt worden (Krupp gab niemals seine Informationsquellen preis, nicht einmal Beitz gegenüber), und mit einer geschickten Aktion, die durch den geeigneten vorgeschobenen französischen Vordermann gedeckt würde, könnte man vielleicht alles auf einmal bekommen – Strände, Sonnenschirme, Hotels, Vergnügungsparks: eben alles miteinander²¹.

«Er ist, wer er ist, der Mann.» So war es wirklich. Der Konzernherr sagte zum Beispiel: «Ich glaube, unsere ganze Zukunft hängt von erstklassiger Arbeit ab. Die Zeiten sind vorbei, in denen man noch einen Konzern wie Krupp auf der Massenproduktion von Waffen und Eisenbahngut aufbauen konnte. Die Zukunft liegt in Spezialstählen für Hochleistungsmaschinen.» Ein paar Stunden später gab dann sein Adjutant wie ein Papagei eine Pressemitteilung heraus, in der er als seine eigene Meinung folgendes verkündete: «Wir müssen immer einen Schritt voraus sein, wir müssen neue Maschinen aus hochwertigem Stahl herstellen, die immer irgendetwas bieten, das die anderen noch nicht haben. Dann werden die Leute *gezwungen* sein, von uns zu kaufen.» Die Presse schrieb natürlich Beitz das Verdienst dafür zu. Kaum ein Dutzend Menschen wusste, dass Alfried wie ein absoluter Monarch regierte. Niemand konnte zu ihm, ohne zuerst bei seinem Adjutanten vorzusprechen. Er arbeitete in völliger Abgeschiedenheit unter einem Ölgemälde seines Urgrossvaters, die langen Füsse fest auf den grünen Teppich gestellt. In den Worten seines Sohnes war er «ein Mann, der sich ganz in sich selbst zurückgezogen hat, der die Einsamkeit liebt und niemanden um sich herum haben will». Beitz beauftragte Sprenger, für sein Büro eine Büste von Alfried zu machen. Der fertige Bronzekopf sah fast genauso lebendig aus wie sein menschliches Abbild im Zimmer gegenüber²².

Mit festem Händedruck, forscher Begrüssung («Hi! Ich bin Beitz!»), Tüchtigkeit ausstrahlend und mit der bewundernswerten Gewandtheit, mit der er bei offiziellen Anlässen in der Villa Hügel die Firma repräsentierte, sich mit der Geschmeidigkeit eines Ballettänczers von Ehrengast zu Ehrengast bewegend, überzeugte der General be-

vollmächtigte sogar einige «Insider» davon, dass er der grosse Planer und Krupp nur dem Namen nach Chef sei – und genau das sollte die Welt nach Krupps Wunsch denken. Die Handvoll Menschen, die beide Männer kannte, konnte allerdings nicht getäuscht werden. Als Beitz kurz nach jenem denkwürdigen Regenspaziergang an der Binnenalster in Hamburg dem Grafen Klaus Ahlefeldt-Lauruiz aufgeregt mitteilte: «Ich soll als Eigentümer von Krupp handeln», hatte der Graf ihm ungläubig zugehört. «Ich dachte», erinnerte er sich später, «dass er betrunken war.» Über ein Jahr danach ging ihm der versteckte Sinn dieser Ernennung auf: Beitz sollte *die Rolle* des Inhabers *spielen*. Der «alleinige Inhaber» und sein Staatschef ergänzten sich so ideal wie Hindenburg (dessen strategisches Geschick von den Historikern weitgehend übersehen wurde) und der farbige Ludendorff. Die Wahl von Beitz, dachte Ahlefeldt voller Bewunderung, war «dem Genie seiner Anlage entsprechend» gewesen²³.

Verkaufsgewandtheit – das war das Wort, mit dem die Patrizier hinter dem Eisenzaun der Villa Hügel die wahre Begabung des «Amerikaners» beschrieben. Aber um seine Virtuosität voll ausspielen zu können, brauchte Beitz eine andere Umgebung. Das Hauptverwaltungsgebäude war dafür denkbar ungeeignet. Er verabscheute es, und mit Krupps Einwilligung entwarf er ein modernistisches, zweistöckiges und zwei Blöcke langes Bürogebäude, verschönert «mit ein bisschen Kunst ... mit Aktfiguren, Delphinen, Büffeln oder gar mit Heiligen und Madonnen²⁴». Sein «Neuhauptverwaltungsgebäude» wäre eine Travestie des Rockefeller Centers geworden, so wie er selbst eine Parodie von George Washington Hill war, aber seine Entwürfe passten in Westdeutschlands zusammengestückeltes Wirtschaftswunder. In der hektischen Bundesrepublik war nichts zu wild. Zweifellos hätte diese architektonische Scheusslichkeit den Beifall seiner Landsleute gefunden. Aber es sollte nicht sein, die Baugrube wurde aus baupolizeilichen Gründen nie ausgehoben.

So kommt es, dass Gustavs «Ehrenmal» genau wie das von Alfred auf dem Hügel heute noch von jenen Touristen betrachtet werden kann, die nicht glauben wollen, dass der Geschmack im Vaterland von gestern genauso grotesk war wie der von heute.

Am besten konnte man das feine Zusammenspiel der Talente von Krupp und Beitz auf der Industriemesse in Hannover beobachten. Vor der Teilung hatte die deutsche Industrie zwei Jahrhunderte hindurch ihre Neuentwicklung in Leipzig ausgestellt. Aber Leipzig war jetzt in der Ostzone, und obwohl einige Grossfirmen immer noch die Grenze überschritten, war der allgemeine Boykott so wirksam, dass es seit 1960 keine Leipziger Messe mehr gegeben hatte. Daher wurde diese grosse Industrieschau jetzt auf dem riesigen Industrieausstellungsgelände südöstlich des Parks von Herrenhausen abgehalten. Die Firma Fried. Krupp hatte natürlich einen eigenen Pavillon, genau in der Mitte des Messeparks. Das glänzende Äussere war das Werk von Alfrieds forschem Generaldirektor; die Produkte waren das Werk des Konzernherrn selbst.

Als Schaustück dominierte der Pavillon den ganzen «Jahrmart». Die günstige zentrale Lage war nicht das Ergebnis von Intrigen. Unter den deutschen Kapitalisten gab es keinen Wettkampf um die Rangfolge. Jeder kannte seinen Platz, und die Rolle der Firma als einer nationalen Institution war unumstritten; die Hallen von Stinnes, Thys-

senstahl und den Nachfolgefirmen der IG-Farben hielten sich in respektabler Distanz. Umgeben von 140 Flaggen von Königen, Scheichs, Sultanen und Präsidenten, den Hauptkunden der Firma, war die mittlere Halle von einer riesigen Betonscheibe überdacht, die frei in der Luft zu hängen schien. Am Eingang stand eine schwarze Stahlsäule mit den drei Ringen. Daneben erhob sich eine Art Standbild aus rostfreiem Stahl, das sich in verschiedener Stärke in bizarren Kurven und Spiralen wand. Man durfte nicht zu lange hinsehen, denn dann konnte einem geradezu schwindlig werden.

Das Innere war erfreulicher. Beitz hatte Urgrossvaters rote, weisse und goldene Farbenpracht verworfen und stattdessen ein Motiv in Blau und Weiss gewählt. Da die Muttergesellschaft Fried. Krupp jetzt ein Firmenverband war, hatte jede Firma unter der überwältigenden Kuppel ihren eigenen Stand. Blonde, vollbusige «blaue Engel» erläuterten die riesigen farbigen Wandfotos. Man sah eine Luftaufnahme von Rheinhäusen; dann Rourkela, eine verwirrende Mischung aus Exotischem und Deutschem; eine blau-weisse Wandkarte des Organisationsplans des Konzerns; und 3,5 Meter hohe Fotos von Krupp-Ingenieuren, die burmesische Erzproben durch Lupen betrachten, in Ägyptens östlicher Wüste Löcher bohren und im Pandschab mit geophysikalischen Magnetometern hantieren. Wenn man vor dem Eingang stand, konnte man ein gedämpftes Surren hören, und wenn man den Blick nach oben wandte, sah man einen Hubschrauber der Bundeswehr, der die gleichen Hoheitszeichen trug wie ein halbes Jahrhundert zuvor die Fokkers – eiserne Kreuze in Schwarz und Weiss. Dann wurde das Surren kurz von herzhaftem Gelächter übertönt. Drei Offiziere der neuen Bundeswehr gingen vorbei; ihre blauen Uniformen und Mützen ähnelten in verblüffender Weise denen der Wehrschutzmänner, die Alfred jeden Morgen bei seiner Ankunft vor dem Hauptverwaltungsgebäude mit dem «Kruppgruss» empfangen.

Auf seine Art war der Pavillon ein optisches Meisterwerk. Wenn man von den ästhetischen Fehltritten absieht – den aufdringlichen Fahnenmasten, der verrückten Berg- und Talbahn aus rostfreiem Stahl, den übergrossen Fotos und der erschreckenden Betonkuppel –, erzielte er eine bemerkenswerte Wirkung. Alles war auf den optischen Eindruck abgestimmt. Die hüftschwenkenden Hostessen zogen auf jeden Fall die Aufmerksamkeit auf sich. Die vielen Stände vermittelten den Eindruck, dass hier jeder Industriezweig der Bundesrepublik vertreten war. Die flatternden Fahnen und die grossen Fotografien deuteten an, dass Krupp internationaler war als die Vereinten Nationen (die schliesslich keine Delegation in Peking haben), und die deutschen Offiziere und das Eiserne Kreuz über dem Krupp-Banner auf der Kuppel erweckten sehnsüchtige Erinnerungen. Die neue Studentengeneration hatte wenig für die Vergangenheit übrig. Aber die Besucher der Hannoverschen Messe waren überwiegend mittleren Alters oder darüber. Einige erinnerten sich noch an den Kaiser, und im Gedächtnis aller war die Erinnerung an den zwölf Jahre lang dauernden Totentanz des Führers noch frisch. Die vereinigten Symbole Krupps, des Offizierscorps und des Eisernen Kreuzes am Hubschrauber zogen sie an wie ein Sammelruf der Trompeten mit den Hakenkreuz-Standarden von gestern.

Aber letzten Endes war das nur das Werk eines perfekten Schaumannes. Hätte man nichts weiter zu bieten gehabt als Sex und nationalistische Anspielungen, würden sich

die Besuchermassen rasch wieder zerstreut haben. Was sie hier hielt, war der Beitrag des Konzernherrn – nicht so farbenfreudig, vielleicht auch nicht so ins Auge springend, aber viel solider. Der erste Eindruck von Alfrieds Ausstellung kann in einem Wort zusammengefasst werden: Macht. Allein das Gewicht der präzisionsgefertigten Schaustücke war erstaunlich: ein 55 Tonnen schwerer Generator-Rotor, ein 35 Tonnen schweres warmgewalztes Gussstahlstück aus einem einzigen Block, eine 15 Tonnen schwere Zylinderlaufbüchse für einen Schiffsdiesel mit einer Leistung von 1'650 Pferdestärken, ein 25 Tonnen schwerer Walzblock aus Schmiedestahl und zwei je 50 Tonnen schwere kaltgewalzte Eisenblöcke. Der zweite Eindruck war Qualität. Krupp zeigte eine präzisionsgeschmiedete Schaufel aus Krupp-Titaniumstahl LT-31 für eine gigantische Dampfturbine, eine zweite dreimal so schwere Turbinenschaufel (bereits an eine Firma in Cincinnati verkauft) und einen raffinierten Kühlcontainer für Fleisch und Obst (an die Staatsbahn von Guinea verkauft)²⁵.

Und schliesslich verschmolzen Macht und Qualität zu Genialität. Krupp führte stählerne Riesengebilde vor, wie man sie noch nie gesehen hatte – ja, die man sich bisher noch nicht einmal hatte vorstellen können. Da gab es einen 60 Meter hohen Lastwagenkran für schwere Lasten. Auf der anderen Seite des Pavillons stand eine 200 Tonnen schwere Kalksteinbrechanlage auf einem Raupenkettenträgerwerk – höher als ein dreistöckiges Wohnhaus und schwerer als 250 Automobile ... Aber Alfrieds Meisterwerk, das einem Roman von Jules Verne entsprungen zu sein schien, war eine vollautomatische Betonfabrik mit elektrischer Fernsteuerung. Darin konnten haushohe Steinblöcke zu feinkörnigem Kies zerkleinert werden, der dann mit Schwerbeton gemischt als Strassenasphalt zu verwenden war. In seinem Inneren barg der Gigant Steinbrecher, Siebwerke, Behälter, Förderbandanlagen, Verarbeitungsmaschinen und einen rund 30 Meter hohen Turm mit Mischmaschinen und Mengemessern. Dieser Goliath, dessen Form nicht mit Worten beschrieben werden kann, konnte von einem einzigen Mann in einer 30 bis 40 Meter entfernten Kanzel bedient werden. Der Turm war an einen Ticket-Schreiber angeschlossen; der Kunde wurde also vollautomatisch bedient, von der Auftragserteilung bis zu der von einem Computer gelieferten Rechnung.

Selbst in der deutschen Industrie gibt es nur wenige Interessenten für vollautomatische Betonfabriken. Aber unter den Besuchern waren auch Wirtschaftsminister und Staatsoberhäupter – zum Beispiel der Staatspräsident von Kamerun – aus Ländern, in denen es Tausende von Kilometern ungepflasterter Strassen gab, und einige der Ausländer plazierten Aufträge. Schon wegen eines einzigen Kunden hätte sich die Ausstellung gelohnt, und dem Laien, der den Pavillon verliess und den Blick von dem verrückten Standbild am Eingang abwandte, wurde klar, dass der Konzernherr nicht nach Hannover gekommen war, um seine Macht zu demonstrieren. Er war nur hergekommen, um Geld zu verdienen, und Millionen strömten in den verschiedensten Währungen in seine Kasse.

Auf die *Tzrne*-Titelstory über Alfried folgten verschiedene Berichte, denen zufolge Fried. Krupp, Essen, zu den zwölf grössten Firmen in der Welt gehörte und davon die einzige in Privatbesitz war²⁶. Zu den aufmerksamen Lesern dieser Meldungen gehörte auch Benjamin B. Ferencz, der Staatsanwalt aus dem Nürnberger Prozess, der nie auf-

gehört hatte, hinter den Nazis herzusein. Sein sanftes Äusseres täuschte; Ferencz war während des Kriegs mit dem Fallschirm hinter den feindlichen Linien abgesprungen, hatte keine Mühe gescheut, um flüchtige Kriegsverbrecher vor Gericht zu bringen, und seit seiner Verheiratung mit einer ungarischen Jüdin (keine der Sklavinnen aus der Humboldtstrasse) hatte er Material über Krupp gesammelt. Genau wie der in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ins Ruhrgebiet entsandte Unterhändler des dritten Napoleon gelangte auch er zu der Ansicht, dass der Konzern eigentlich ein unabhängiges Königreich war. Die Symbole der Macht wurden von einer Generation an die nächste weitergegeben. Der Herrscher empfing die Potentaten aus anderen Ländern in einem der grössten Schlösser Europas. Jeder regierende Krupp hatte irgendwann einmal den Pomp eines souveränen Herrschers entfaltet: Die Familie hatte loyalen Untertanen ausgezeichnet, Privatgefängnisse gebaut, Hinrichtungen mitverschuldet, eine Haustruppe unterhalten und 1923 eine Krupp-Währung ausgegeben. Im Hauptverwaltungsgebäude sprachen die Mitglieder des Direktoriums stolz vom «Kruppschen aussenpolitischen Programm». Bis jetzt war zwar die Flagge mit den drei Ringen noch nicht über der U.N. Plaza am East River aufgezogen worden, aber schliesslich war das Krupp-Reich nicht der einzige Staat, der von der Generalversammlung ausgeschlossen war. Auch Bonn war ausgeschlossen, aber als ein Zeichen ihrer Souveränität hatte die Bundesregierung vor dem Internationalen Gerichtshof in Den Haag die deutschen Verbrechen am jüdischen Volk eingestanden und sich verpflichtet, innerhalb von zwölf Jahren sechs Milliarden Mark an Israel zu zahlen.

Wenn Bonn das tun konnte, warum könnte – warum sollte – Essen es nicht auch tun? Das war das letzte Glied in Ferencz' Schlussfolgerungen. Die Bundesrepublik leistete trotz der heftigen Angriffe aus dem arabischen Lager Wiedergutmachungszahlungen. Der Konzern, der seit über hundert Jahren vor der Gründung der Bundesrepublik seine Angelegenheiten wie ein souveräner Staat verfolgt hatte, musste doch eine ähnliche Verpflichtung anerkennen. Schliesslich konnte Krupp sich das leisten. Und Krupp hatte Schulden zu bezahlen; im Gegensatz zu Adenauer und Erhard hatte er sich durch Sklavenarbeit bereichert, hatte keine Löhne gezahlt, minderwertige Abfälle statt anständigem Essen ausgeben lassen und seine Zwangsarbeiter wie «Stücke» Vieh behandelt.

All dies war dem amerikanischen Juristen von Nürnberg her bekannt, und in den darauffolgenden Jahren hatte er noch viel mehr erfahren. Als Experte im internationalen Recht beriet er die kleine Gemeinde der Überlebenden von Auschwitz in Brooklyn. Anfang der fünfziger Jahre hatte er als Rechtsberater der *Conference on Jewish War Material Claims Against Germany* Israel vor dem Haager Gerichtshof vertreten und eine Wiedergutmachung in Höhe von sechs Milliarden Mark erreicht. Ausserdem wusste er, dass keiner der Schlotbarone behaupten konnte, dass seine eigenen Verpflichtungen mit unter diese Entscheidung fielen; im vergangenen Jahr hatte er in aller Stille Vereinbarungen mit den Nachfolgesellschaften der IG-Farben getroffen. Man hatte für jeden jüdischen Sklavenarbeiter einen Betrag von 3'000 DM bewilligt. Betrügerische Manipulationen waren ausgeschlossen; jeder Antragsteller wurde von den anderen Überlebenden überprüft. Ferencz war sicher, dass sein Fall gegen Essen noch besser fundiert sei. Er wollte ihn endlich vorbringen, und nachdem er alle Unterlagen beisammen hatte, flog er nach Deutschland, wo ihn verabredungsgemäss ein deutscher Anwalt erwartete, der als sein Assistent fungieren sollte.

Nur General Taylor und Mrs. Ferencz wussten, dass er genau wie in Den Haag, bei den Verhandlungen mit den IG-Farben-Leuten und bei allen Aktionen im Dienst der jüdischen Opfer des Dritten Reiches keine Bezahlung beanspruchte.

Der «blaue Engel» hinter dem Empfangstisch im Hauptverwaltungsgebäude schenkte ihm ein mechanisches Lächeln. Niemand in dem üppigen Besuchszimmer im Erdgeschoss der ehemaligen Waffenschmiede fühlte sich bedroht. Der New Yorker sah so zahm aus. Aber die Vergangenheit noch einmal zu leben, ist das Schicksal derer, die sie vergessen haben, schreibt Santayana, und die jüngste Vergangenheit hätte die Deutschen lehren sollen, dass es auch Wölfe im Schafspelz gibt. Hitler hatte in Teppiche gebissen, Göring hatte sich ein echtes Geweih aufgesetzt, Goebbels hatte theatrale Redeschwälle von sich gegeben, aber in gewisser Weise war Heinrich Himmler von der ganzen Mörderbande der Unheimlichste gewesen – Himmler, der den Männern um Hitler, als er sie nach der Machtergreifung im Jahr 1933 zum erstenmal traf, wie ein sanfter, höflicher Mensch vorgekommen war. «Ein sanft aussehender Mann», so hatte ein alter Freund den Reichsführer beschrieben, «ein Mann mit einem freundlichen Gehabe» – und genauso täuschte man sich in Ferencz' verbindlichen Manieren²⁷.

«Hi! Ich bin Beitz!» begann der Generalbevollmächtigte die Unterredung, und ganz undramatisch wurde ihm ein 15'000 Wörter umfassender Schriftsatz mit dem Titel «Die Zwangsarbeit jüdischer KZ-Lager-Insassen im Krupp-Konzern» überreicht. In den einzelnen Abschnitten wurden, unter Angabe des Quellenmaterials, die Fabrik in Auschwitz, das Berthawerk, Wüstegiersdorf, Mulhouse, Fünfteichen, die Humboldtstrasse, das Verhalten der SS und des Ministeriums Speer sowie Alfrieds Anforderungen von jüdischen Gefangenen und seine Missachtung der Anweisungen aus Berlin, dass ihnen die minimalen Lebensbedingungen zu gewähren seien, aufgeführt. Der Generalbevollmächtigte machte grosse Augen. Das war viel schlimmer als jener Tag, an dem damals der schweizerische Reporter herausgefunden hatte, dass Otto Skorzeny im Sold der Firma stand. Er blätterte die langen Seiten durch, bis er bei der letzten der insgesamt sieben Schlussfolgerungen anlangte:

Die Firma Krupp hat die Arbeitskraft der Gefangenen ausgebeutet, ohne sie dafür zu bezahlen, noch hat sie jemals den Versuch gemacht, die Zwangsarbeiter für die erlittenen Verluste an Leben, Gesundheit, Freiheit und Menschenwürde zu kompensieren. Es ist ein Gebot der elementarsten Gerechtigkeit, dass die Firma Krupp jetzt, wenn auch mit Verspätung, ihre Verantwortung nach dem Gesetz anerkennt und für seelische und körperliche Leiden, die durch ihr Verschulden und in ihren Fabriken verursacht wurden, Schadenersatz leistet²⁸.

Beitz, so erinnerte sich später eine Sekretärin, wurde zuerst leichenblass; dann schrie er «Erpressung!» und raste über den Korridor zum Konzernherrn. Es war keine Erpressung. Nach der deutschen Rechtsprechung können gegen jeden, der vor dem Strafgericht für schuldig befunden wird, von den durch sein Verbrechen Geschädigten Zivilprozesse angestrengt werden. McCloy hatte ihn zwar begnadigt, aber vorher war Krupp schuldig gesprochen worden, und Zehntausende von Klägern hatten das Recht, von ihm einen angemessenen Schadenersatz zu fordern. Aber Zivilklagen werden selten in einem Gerichtssaal entschieden. Für gewöhnlich wird eine aussergerichtliche

Einigung erzielt, und Ferencz glaubte gute Gründe für die Annahme zu haben, dass Krupp rasch und grosszügig reagieren würde. Der vom Gericht zuerkannte Schadenersatz würde vielleicht weit über dem liegen, was die Juden forderten; Ferencz verlangte nur das, was auch die IG-Farben gezahlt hatte, also 5'000 DM, was in Anbetracht der Leiden, die die Betroffenen durchgemacht hatten, eine lächerliche Summe war. In der Hauptsache stützte sich seine Zuversicht jedoch auf eine ganz einfache Rechnung. Nach den Firmenunterlagen waren fünf Prozent der Arbeitssklaven der Waffenschmiede Juden gewesen, und die meisten von ihnen waren entweder verschollen oder ohne Hinterlassung von Angehörigen verstorben. Wenn sich die Firma mit diesem einen Anwalt aussergerichtlich einigte, würde es sie nicht mehr als zehn Millionen Mark kosten. Andererseits lag es im Bereich des Möglichen, dass ein gerichtliches Urteil gegen Krupp Klagen von Nichtjuden zur Folge haben könnte. Und das würde mindestens 200 Millionen Mark kosten, ganz abgesehen von einer Trübung des Image²⁹.

Bei jedem anderen Kriegsverbrecher hätte Ferencz mit einer glatten Erledigung der Sache rechnen können. Nach Ablauf einer gebührenden Zeit wäre Beitz zurückgekommen, hätte die Juristen der Firma herbeigerufen und die Verhandlungen eröffnet. Aber Krupp war immer noch Krupp. Beitz kam nicht zurück. Ferencz sah ihn nie wieder. Hingegen erschienen die Juristen der Firma, und es wurde verhandelt, aber nichts verlief ordnungsgemäss. Jede Sitzung war von Gegenbeschuldigungen, Bezichtigungen wegen arglistigen Verhaltens und antisemitischen Bemerkungen überschattet. Manchmal schien es, als ob die Deutschen darauf warteten, dass Ferencz ihren Bluff auf die Probe stellte. Sie hatten weitaus mehr zu verlieren als er, aber ein Anwalt muss stets an seine Mandanten denken. Es würde viel kosten, Zeugen nach Deutschland zu bringen, und viele würden nie dazu zu bewegen sein; sie wollten vom Reich nichts mehr wissen, ganz egal welche Bundesregierung am Ruder war, solange Krupp noch über das Ruhrgebiet herrschte. Ihre Ängste waren irrational. Aber ihr Leben war vom grössten Ausbruch des Irrationalismus in der Geschichte ruiniert worden, und daher musste Ferencz, der ihre Gefühle verstehen konnte, verhandeln.

Das Geschachere, wie er es später nannte, war «lang und schwierig». Seine Gegner mussten feststellen, dass er viel härter war, als sie angenommen hatten, und ihr Chef wurde von dem Mann, dessen lebenslänglicher Schuldner er war, unter Druck gesetzt. Sobald John J. McCloy Kenntnis von der Lage der Dinge hatte, schrieb er, dass er eine scharfe Erklärung veröffentlichen würde, wenn die Firma nicht nachgäbe. Trotzdem schleppten sich die endlosen Verhandlungen weiter. Die Feindschaft war fast mit Händen zu greifen; Wortgefechte entwickelten sich urplötzlich zu heftigen Schlachten. Die IG-Farben hatte sich bereit erklärt, einen Fonds für nichtjüdische Arbeitssklaven beiseitezusetzen. Ferencz schlug vor, dass Krupp das Gleiche tun solle. «Sind Sie bevollmächtigt, Nichtjuden zu vertreten?» fragte ein Deutscher über den Tisch hinweg. Er gab zu, dass er es nicht sei. «Dann hören Sie damit auf!» wurde ihm gesagt. Die Anwälte von Krupp bestanden darauf, dass – als Bestandteil des Abkommens – sich die Juden in Zukunft jeder Kritik an Krupp enthalten müssten, und sie fügten hinzu, dass die Frage einer Kompensation für tote Juden oder deren Nachkommen indiskutabel sei. «Die Endlösung der Judenfrage» war anscheinend wörtlich so aufzufassen; Krupp hatte nicht die Absicht, sich durch den Qualm der Verbrennungsöfen erpressen zu lassen³⁰.

Dadurch wurden nun die Juristen mit einer spezifischen «Judenfrage» konfrontiert: Wie viele der Krupp zugeteilten Juden lebten noch? Nach dem Zusammenbruch im Jahr 1945 hatten sie sich in alle Winde zerstreut oder waren in DP-Lagern gelandet; separate jüdische Gruppen hatten keine Ahnung, ob die meisten der anderen umgekommen waren oder sich hatten retten können. Obgleich die wichtigsten Unterlagen der Firma 1945 bei dem grossen Bombenangriff verbrannt waren, ging aus den erhalten gebliebenen Akten hervor, dass im Höchstfall 1'200 Männer, Frauen und Kinder Krupps Drittes Reich überstanden hatten und heute noch leben. Wenn jeder von ihnen 5'000 DM erhielt, würde das Krupp sechs Millionen Mark kosten. Ferencz gab zu bedenken, dass die Unterlagen vielleicht nicht ganz stimmten, und nach weiterem Gefeielsche erklärten sich Alfrieds Berater damit einverstanden, dass zusätzliche vier Millionen Mark beiseitegesetzt würden. Diese Vereinbarung wurde am 22. Dezember 1959 bekanntgegeben. Der amerikanische Anwalt war unendlich angeekelt, als die Deutschen «sofort begannen, mit schwülstigen Redensarten über ihre Opferbereitschaft um sich zu werfen». Beitz verkündete, dass Krupp diese freiwillige Geste nur gemacht habe, «um zur Heilung der Wunden des Zweiten Weltkriegs beizutragen». Es funktionierte; was zu einem gefährlichen Aufruhr hätte führen können, wurde in einen Public-Relations-Triumph verwandelt. Überall in der Welt wurde Krupps Sinneswandlung in Leitartikeln gepriesen, und der Herausgeber von *Overseas Weekly* berichtete sogar irrtümlich: «Auch die Ansprüche der Erben werden honoriert³¹.»

Ironischerweise glaubten nachher viele Empfänger, dass die Anwälte übertriebene Gebühren abgezogen hatten. In den Benachrichtigungen aus Essen stand, dass jeder 5'000 DM erhalten sollte, aber die Schecks lauteten nur über 3'000 DM. Einige erfuhren nie, dass überhaupt keine Anwaltskosten berechnet worden waren. Die Diskrepanz erklärte sich wie folgt: Da die *Conference on Jewish Material Claims* über die Tatsache beunruhigt war, dass niemand auch nur annähernd schätzen konnte, wieviel «lebendes Judenmaterial» für Krupp gearbeitet hatte, waren zunächst nur Anzahlungen geleistet worden. Die verbleibende Summe sollte nach Eingang aller Bankanzeigen gleichmässig verteilt werden.

Und dann fiel der Schlag. Es war nichts übriggeblieben. Nachdem die Reserve von vier Millionen Mark erschöpft war, blieb für alle diejenigen, die ihre Anträge erst spät eingereicht hatten, nicht einmal genug für eine Schüssel Bunkersuppe übrig. Wie sich herausstellte, war Krupps Schätzung falsch. 1945 hatten der Werkschutz und die Werkschar-Gruppen zwar fleissig Güterwagen mit «Stücken» in die Todeslager abgehen lassen, aber die Arbeitsleistung der Henker war in den letzten Kriegsmonaten nachgerade eine Schande für den Führer gewesen, wie man jetzt erkannte. «Krupp zu Zahlungen an Juden bereit»; die Überschrift, die Elisabeth Roth in der Weihnachtsausgabe des *New Yorker Journal American* las³², erschien am gleichen Tag auch in vielen anderen Sprachen, und schliesslich meldeten sich schon allein aus dem Berthawerk 2'000 Überlebende. Zum grossen Erstaunen von Krupp tauchten überall echte, lebende Juden mit einwandfreien Nachweisen auf.

Ein Grund für die Fehlkalkulation wurde schnell gefunden. Man hatte allgemein angenommen, dass ausser der Gruppe, in der die Schwestern Roth waren, auch alle anderen Insassen der Humboldtstrasse vergast und in Buchenwald verbrannt worden

waren. In Wirklichkeit hatte der Lagerkommandant sie abgewiesen und ihren ratlosen Bewachern erklärt, dass der Krieg jeden Moment zu Ende sein könne und er alle Hände voll zu tun habe, um die Juden noch umzubringen, die er im Lager habe. Mit kreischenden Rädern war der Zug mit seiner Fracht weiter durch die Nacht gefahren, auf dass man einen gefälligeren Henker fände. Der Lagerführer von Bergen-Belsen in Niedersachsen war entgegenkommender gewesen, aber Bergen-Belsen wurde genau 24 Stunden nach Buchenwald befreit; während die Frauen sich geduldig anstellten, um auf ihren Tod zu warten, durchbrachen britische Truppen den Stacheldraht und befreiten sie. Von den Jüdinnen, die nach Krupps Ansicht für immer aus den Personallisten der Firma verschwunden waren, lebten noch 384, und gemäss seinem Versprechen, «die Wunden des Zweiten Weltkriegs zu heilen», hatten alle ein Recht auf Schadenersatz*.

Und so erhielt niemand die vollen 5'000 DM. Die Beträge wurden immer kleiner. Die Verwalter des Fonds reduzierten die 3'000 DM auf 2'000 DM, und dann war das Geld alle. Ferencz bat die Firma um eine zusätzliche Summe und erhielt die brüske Antwort: «Gar nichts!» Inzwischen hatten auch die Nichtjuden, die in Krupps Baracken eingepfercht gewesen waren, die Zeitungsberichte mit wachsendem Interesse gelesen. In Belgien sagte Pater Come mit bitterem Klang in der Stimme zu mir: «Krupp hat nie zugegeben, was er mir angetan hat, und er hat mir auch niemals etwas gegeben.» Einzelne schrieben an die Altendorfer Strasse. Die Antworten waren nicht etwa nur ausweichend, sondern gaben tatsächlich zu verstehen, dass es Krupp unmöglich sei, den Forderungen von Nichtjuden nachzukommen, weil ihn das Übereinkommen mit der *Conference on Jewish War Material Claims* zuviel Geld gekostet habe. Ferencz nannte das trocken die «Briefe über die geldgierigen Juden» und wies darauf hin, dass in diesen Antworten ein kleiner Punkt nicht erwähnt worden sei – Krupps «Heilung» der Wunden des «Judenmaterials», das ihm glücklich entkommen war, hatte ihn weniger als ein Fünftel von einem Prozent des Familienvermögens gekostet.

Ganz wie sein Urgrossvater war auch Alfried in der Verteidigung von Widersprüchen sehr geschickt. Sein Übereinkommen mit den Juden war ein klares Eingeständnis seiner Schuld. Niemand zahlt Schadenersatz, wenn er dazu nicht verpflichtet ist. Ausserdem, wenn es irgendeine Sache gab, in die Alfried tiefer verwickelt war als in jede andere, dann war es das Berthawerk mit dem dazugehörigen Barackenlager Fünf-

* General Taylor, Benjamin Ferencz und selbst die Schwestern Roth waren höchst überrascht. Im Ruhrgebiet schenkte ihnen niemand Glauben. Die Neuigkeit, dass die Buchenwalder Todesfracht nicht vernichtet worden war, verursachte den einzigen Temperamentsausbruch, den der Autor je an Otto Kranzbühler erlebte. In seinem Arbeitszimmer in der Düsseldorfer Arnoldstrasse 15 erzählte ich ihm, dass 311 der 394 eingereichten Anträge von Insassen der Humboldtstrasse genehmigt worden waren. Er ballte eine Hand zur Faust und schlug sie gegen den anderen Handteller. «Man hat uns im Justizpalast getäuscht!» sagte er. «Wie konnten mehrere Hundert Menschen verschwunden sein? Das ist unmöglich! Die Staatsanwaltschaft sagte, dass nur sechs überlebt hätten. Sie hatten jede Möglichkeit, um das nachzuprüfen, und ich kann es nicht glauben, dass sie es nicht gewusst haben. Die Amerikaner haben uns belogen!» Auch die Bemerkung, dass im chaotischen Nachkriegsdeutschland Tausende von Menschen für immer spurlos verschwanden, konnte ihn nicht überzeugen.

teichen. Auf seinen Befehl hin waren seine Vorarbeiter in Auschwitz gewesen, um geeignete Arbeitskräfte auszusuchen – und damit die ungeeigneten ihrem Ende im Krematorium auszuliefern. Weil Alfried darauf bestand, hatten «Stücke» die Fabrik gebaut, obwohl kleinere Nazis eingewendet hatten, dass das unpraktisch sei. Er hatte den ganzen riesigen Werkkomplex, der nach seiner Mutter benannt war, besichtigt, und in einer späteren Erklärung hatte er zugegeben, auch die Sklaven inspiziert zu haben. Und trotzdem, als ein Antrag auf Schadenersatz von einem Herrn Wandner in Essen eintraf, einem Arier, der in das Stahlnetz von Fünfteichen geraten war und sein rechtes Bein aufgrund eines Unfalls durch einen Kran im Berthawerk verloren hatte, wurde der ehemalige Zwangsarbeiter wie folgt informiert:

In diesem Zusammenhang dürfen wir darauf hinweisen, dass der Arbeitseinsatz von Gefangenen durch behördliche Anordnungen vorgeschrieben war, und dass alle die Firmen, die Lieferverträge mit der Reichsregierung hatten, zur Erfüllung ihrer vertraglichen Verpflichtungen aufgrund des katastrophalen Arbeitskräftemangels gezwungen waren, Häftlinge aus Konzentrationslagern einzusetzen³³.

Krupp versäumte nicht, hinzuzufügen, dass auf seine Art auch der Verlust von Wandners Bein eine Katastrophe sei. Er drückte sein Bedauern darüber aus. Aber man hat den Antragsteller, doch folgendes zu bedenken:

Das schwere Schicksal der jüdischen ehemaligen KZ-Häftlinge hat uns schon 1959 bewogen, das Ihnen bekannte Übereinkommen mit der Conference on Jewish War Material Claims Against Germany, Inc., zu treffen ... Wir bedauern daher, Ihnen mitteilen zu müssen, dass wir uns nicht in der Lage sehen, Ihrer Bitte zu entsprechen³⁴.

Die Mitglieder der jüdischen Gemeinde, die in beinahe jeder Hinsicht gehandikapt waren, hatten aus ihren Leidensjahren einen enormen Vorteil mitgebracht: eine hervorragende Organisation. Aber auch andere Volksgruppen, waren durch den Würgegriff des Auslandsprogramms der Nazis zum Zusammenschluss gezwungen worden, und eine dieser Gruppen, die aus angelsächsischen Krupp-Opfern bestand, hatte ein Büro in der Queens Gate 18 in London. Zwei Wochen nach der Weihnachtsmitteilung von Beitz über «die Heilung der Wunden» schrieben die Mitglieder ihres Verwaltungskomitees an das Hauptverwaltungsgebäude und legten ihren Fall dar. Sieben Wochen danach erhielten sie die folgende kurze und brüske Antwort:

Wir nehmen Bezug auf das Schreiben vom 7. Januar 1960 und dürfen Ihnen mitteilen, dass wir uns über die erheblichen finanziellen Aufwendungen zugunsten jüdischer KZ-Häftlinge hinaus zu weiteren freiwilligen Zahlungen leider nicht in der Lage sehen. Wir bitten Sie, hierfür Verständnis zu haben³⁵.

Sie hatten verstanden. Die Anspielung war ihnen nicht entgangen, und sie leiteten den Brief an Benjamin Ferencz und General Taylor weiter. Irgendwie beschwor er alte Erinnerungen herauf. In der Nacht vor seinem Tod hatte Hitler geschrieben: «Es werden Jahrhunderte vergehen, aber aus den Ruinen unserer Städte und Kunstdenkmäler wird sich der Hass gegen das letzten Endes verantwortliche Volk immer wieder erneuern, dem wir das alles zu verdanken haben: dem internationalen Judentum und seinen Helfern³⁶!»

Kapitel 31

Und man siehet die im Lichte

In der Art eines Haydnschen Rezitativs wurde die Familie seit ihrem Bestehen immer wieder von bestimmten Themen verfolgt, und im Verlauf der sechziger Jahre wurden zwei davon immer bedrohlicher. Zum zweitenmal innerhalb von hundert Jahren sah sich ein starker alleiniger Inhaber mit den komplizierten Fragen, die mit der Geldwirtschaft Zusammenhängen, und mit dem Problem eines Sohnes konfrontiert, dessen aus der Art schlagende Neigungen weder er noch das Krupp-Reich hinnehmen konnten. Diese beiden Probleme sollten sich gleichzeitig entwickeln und schliesslich den letzten der grossen Herrscher von Essen überwältigen.

Aber ehe es soweit war, gab es eine Pause. Das Thema, das von loyal gesinnten Untertanen des deutschen Reiches und des Krupp-Reiches am höchsten in Ehren gehalten wurde, war ihre gemeinsame Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Bei Fritzens Beerdigung hatte der Kaiser zu den leitenden Kruppianern gesagt: «Mit Stolz habe ich im Ausland überall durch eurer Hände Werk den Namen unseres deutschen Vaterlandes verherrlicht gesehen.» Und jetzt schrieb Heinrich Lübke, Präsident der Bundesrepublik Deutschland, in der Villa Hammerschmidt zu Bonn die einleitenden Zeilen zu einer grossen Ansprache nieder, die er in Essen zu halten gedachte: «In der Geschichte Ihrer Firma spiegeln sich in schicksalhafter Weise die Höhen und Tiefen der Geschichte unseres ganzen Volkes wider¹.»

Diese Rede wurde für einen ganz besonderen Anlass vorbereitet. Seit dem Tod der 110 Kumpel, der dazu geführt hatte, dass Gustav seine Rundreise abbrach, Seine Majestät verstimmt nach Hause fuhr und der fünfjährige Alfried von seinem Pony klettern musste, hatte es so etwas nicht wieder gegeben. Jener hundertste Jahrestag war 1912 begangen worden, und zwar an Alfreds hundertstem Geburtstag. Mit einiger Mühe hatte man seinen Urenkel überredet, diesmal das Datum zu ändern. Jetzt, da die Krupps als Kanonenkönige abgedankt hatten, schien es passender zu sein, das 150. Jubiläum am 20. November 1961 zu begehen, zwei Monate nach der einhundertfünfzigsten Wiederkehr des Tages, an dem Friedrich Krupp «eine Fabrik zur Verfertigung des Gussstahls und aller daraus resultierenden Fabrikate» gegründet hatte. Sicher hatte sich der glücklose Friedrich damals dieses Ziel gesetzt, aber mit Ausnahme der Public-Relations-Abteilung wusste jeder, wie weit er daran vorbeigeschossen hatte. Aber nachdem Alfried sein «AK» unter den Plan gekritzelt hatte – er benützte nicht nur die Initialen des Mannes, der jetzt geehrt werden sollte, sondern hatte sich auch dessen Handschrift angewöhnt –, geriet die Bundesrepublik mit blitzartiger Geschwindigkeit in Bewegung, ganz so wie damals die Pickelhauben tragenden Truppenkontingente von Albrecht Theodor Emil von Roon in Richtung auf die preussisch-französische Grenze in Marsch gesetzt worden waren. Es sollte die erhebenste Feier werden, seit der Führer nach dem Fall Frankreichs 13 Marschallstäbe verliehen hatte, und die grossartigste seit dem Tag, da Gustav im Schmuck all seiner Parteauszeichnungen von Hermann Gö-

ring in die mit Seidentapeten ausgeschlagene Berliner Oper geführt worden war. Protokollexperten aus dem Kanzleramt in Bonn und aus dem Hauptverwaltungsgebäude in Essen stellten gemeinsam die Gästeliste zusammen. Die Regierungsdelegation sollte von Bundeskanzler Adenauer, Bundespräsident Lübke, Altbundespräsident Theodor Heuss und Ludwig Erhard angeführt werden. In ihrer Begleitung würden sich 30 Botschafter mit ihren Frauen, überwiegend aus afrikanischen und asiatischen Staaten, befinden. Die Gäste sollten vom Konzernherrn, seinem dreiundzwanzigjährigen Erben, Beitz und 260 Krupp-Vertretern aus 59 Ländern begrüsst werden. Die Hauptattraktion – mit Ausnahme von Alfried – würde sicherlich Arndt sein, der, wie in einer offiziellen Firmengeschichte vermerkt wurde, «dazu bestimmt ist, eines Tages die Tradition des Hauses Krupp fortzuführen²».

Aber es sah nicht so aus, als ob das bald sein könnte. Sein Vater hielt immer noch straff die Zügel in der Hand, und jede Einzelheit der Zeremonie wurde von ihm erdacht und überwacht. Zentimeter um Zentimeter inspizierte er das Stammhaus und sorgte dafür, dass Fritzens Waage und sogar die schwarzen Holzpantinen, die Alfred in der Gussstahlfabrik getragen hatte, am richtigen Platz standen. Er sah sich prüfend einen Film mit dem Titel «Die drei Ringe: Krupp heute» an; er steckte das Gelände für die Alweg-Bahn ab, überprüfte das Manuskript für die Verleihung eines päpstlichen Ordens an ihn selbst und an Freiherr von Wilmowsky und legte die Masse für die grossen Schilder über der Bühne fest, welche die drei Ringe und in haushohen Buchstaben die Inschrift 150 Jahre Krupp 1811 bis 1961 zeigen sollten. Er bestand darauf, dass alle Kruppianer, die zur Zeit der abgebrochenen Rundreise für die Firma gearbeitet hatten, als Ehrengäste geladen wurden, und er freute sich sehr, als er hörte, dass es noch über fünfhundert waren³.

Die Protokollexperten waren verzweifelt. Das bedeutete insgesamt 2'000 Gäste. In der Villa Hügel hatten sie keinen Platz. Selbst der Saalbau war zu klein. Und wenn es regnen würde? Aber unverzagt fertigte der Konzernherr Blaupausen für die ungewöhnlichste Konstruktion seit jenem Panzerturm an, in welchen sein Urgrossvater sich einstmals tapfer hineinsetzen wollte, während seine eigenen Kanonen ihn unter Beschuss nehmen sollten. Alfrieds Konstruktion war vielleicht das grösste Einzelzelt, das je errichtet worden war – ein phantastisches, mit Luft aufgeblasenes weiss-blaues Perlongebilde, in dem die Regierungsdelegation, die anderen Schlotbarone, alle Diplomaten, die 500 alten Kruppianer, seine sämtlichen Bediensteten (einschliesslich seines Wagenwäschers), die Bühne und das Stammhaus untergebracht werden konnten. Es hatte nur einen Nachteil. Im Gegensatz zu Alfreds Panzerturm konnte es mit einem Nadelstich zum Einsturz gebracht werden. Daher wurde das Ballonhaus Tag und Nacht von bewaffneten Posten bewacht. Diese Notwendigkeit wurde von den PR-Leuten bedauert. Aber in Wirklichkeit verlieh ihre Anwesenheit der Feier ein gewisses Flair. Zwar hätte es damals niemand – ausser einer Cassandra – voraussehen können, aber Krupps Verwundbarkeit durch einen Nadelstich war überaus bezeichnend. Schröder, der damals noch für ihn arbeitete, berichtete für das laufende Finanzjahr eine Verkaufsziffer von fünf Milliarden Mark. Von den Krupp-Vertretern, die aus dem Ausland kamen, hatten viele das Ruhrgebiet vor zehn Jahren zum letztenmal gesehen, als es noch eine Trümmerwüste war, und sie staunten über die Verwandlung von Essen; man musste

schon in die Vororte fahren, um noch einen Bombenkrater zu finden, und in der Innenstadt strahlten nachts an über 140 Verkaufsstellen riesige blaue, gelbe und grüne Neonzeichen mit dem «K». Sechs Tage und sechs Nächte wankten die Gäste von Punschkrügen zu Filmvorführungen, von Fahrten mit der Alwegbahn zu Banketts bei Kerzenbeleuchtung im Schloss, von Kammermusik zu Tanzabenden, die vom Hausherrn gegeben wurden⁴.

Die Ansprachen wurden am letzten Tag gehalten. Mit dem Glockenschlag 9 Uhr begann Alfried seine Jubiläumsrede. «Herr Altbundespräsident, Exzellenzen, Herr Bundespräsident, meine Herren Minister, meine Herren Präsidenten, Herr Oberbürgermeister, Magnifizenzen, meine sehr verehrten Damen und Herren!» sagte er in einem Atemzug. Charakteristischerweise erwähnte er seine zukünftigen Pläne mit keinem Wort. Stattdessen sprach er ausführlich über die glorreiche Vergangenheit von Konzern und Reich und über das grossartige Imperium, das sein Sohn eines Tages übernehmen würde. Oberbürgermeister Wilhelm Nieswandt sprach kurz, bescheiden und mit fast unhörbarer Stimme, wie es sich für einen ehemaligen Krupp-Schmied ziemte; der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen war salbungsvoll; die Männer aus Bonn sprachen selbstbewusst, fast arrogant. Lübke, von den Strapazen der vorhergehenden Tage enerviert, war unfähig, die Rednerbühne zu besteigen. In seiner Ansprache, die jemand anders für ihn las, wurden jene miesen Ausländer verurteilt, die im Ausland «falsche Klischees» über den ehemaligen Waffenlieferanten des Reichs verbreiteten⁵.

Theodor Heuss ging noch einen Schritt weiter. Jene falschen Klischees, so sagte er, könnten auf «Hass, genährt durch Krieg» zurückgeführt werden. Dadurch sei ein empörendes Bild der Firma als einer «Ausgeburt der Hölle» entstanden, während – wie er sarkastisch bemerkte – Schneider-Creusot, Skoda, Vickers-Armstrong und die Bethlehem Steel Corporation als «himmlische Engel» dargestellt würden. Vielleicht passte den Ausländern die industrielle Vormachtsstellung des Vaterlandes nicht, vielleicht nannten sie es auch Autokratie. Da hatten sie eben Pech, denn es würde sich nichts daran ändern. Jeder Kruppianer gehörte jetzt und in Zukunft zu einer der drei Kasten: Arbeiter, Angestellte und Direktoren – und alle waren von Betriebspatriotismus beseelt⁶.

Erhard, der als letzter sprach, sagte, dass die Zukunft von Krupp und von Deutschland ineinandergreifen wie Nute und Bolzen. Und wie Alfried forderte auch er, dass Frankreich, England und Amerika es der Bundesrepublik gleichtun und das «Diktat» von Mehlem zerreißen sollten. Der Vertrag sei absurd, rief er, und entspreche nicht mehr den heutigen Gegebenheiten. Darin konnte man ihm nicht widersprechen. Zwar war der Vertrag noch nicht zu einem blossen Stück Papier geworden, aber im Ruhrgebiet lachten schon die Hühner darüber.

In jenem goldenen Herbst des Jahres 1961 genoss die Familie eine fast unwirkliche Idylle, in der jedes Ziel erreicht, jeder Wunsch erfüllt und jede Quelle der Zwietracht vom allmächtigen alleinigen Inhaber zum Versiegen gebracht wurde. Krupp selbst war nicht glücklich, natürlich, aber welcher grosse Mann hatte je ein privates Glück gekannt? Weder Alexander noch Friedrich der Grosse, weder Napoleon noch Bismarck, weder Seine Majestät noch der Führer oder irgendeiner der Krupps, welche die Dynastie zu ihrer gegenwärtigen Vorrangstellung geführt hatten. Glück war ein Gut, das sie

anderen schenkten; wie Siegfried bildeten sie einen mächtigen Schild für ihren Stamm und fanden inneren Trost in dem Bewusstsein, dass sie all denen, die ihrem Herzen nahestanden, durch ihre Weisheit und ihren Mut Zufriedenheit schenkten.

Waldtraut, so aktiv wie seit eh und je, hatte mit ihrem zweiten Mann in Argentinien einen Hausstand gegründet, wo sie alte Freunde aus den dreissiger Jahren fanden, denen das Leben in Europa aus politischen oder anderen Gründen unbequem war. Jedes Jahr flog sie nach Hause – jedesmal ein bisschen molliger geworden, aber immer noch voller Lebenslust –, besuchte alle ihre Verwandten und hinterliess bei den exklusivsten Couturiers des Kontinents Berge von Kruppschem Gold. Irmgard dagegen liess sich selten sehen; Alfrieds reizlose Schwester zog ihre Kinder gross, half ihrem Mann bei der Gutsverwaltung und führte in Bayern ein friedliches, ereignisloses Dasein. Nur selten hörten die anderen von ihr, es sei denn, dass sie die Geburt eines Kindes anzeigte. Hinter dem Zaun des Hügel-Parks machte man viele gutartige Witze über Irmgards «Kraft durch Freude», doch hatte sie in der Tat sowohl Kraft als auch Freude in ihrem ruhigen Hafen gefunden, und man freute sich für sie. Sie war nie die Intelligenteste unter den Geschwistern gewesen, doch war sie die einzige, der es gelungen war, dem Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit zu entkommen. Harald, dem die 150-Jahr-Feier ein Greuel gewesen war, beneidete sie insgeheim⁷.

Harald erholte sich nur langsam von dem Schweren, das hinter ihm lag. Die ersten zwei Jahre nach seiner Rückkehr aus dem Ural litt er unter Schlaflosigkeit und dachte ständig an die Kameraden, die er dort zurückgelassen hatte. Im Schatten des Schlosses wälzte er sich des Nachts ruhelos hin und her und erinnerte sich der Zeilen aus Brechts Dreigroschenoper:

*Denn die einen sind im Dunkeln, und die andern sind im Licht.
Und man siebet die im Lichte, die im Dunkeln sieht man nicht.*

Es wurde besser, als er geheiratet hatte und Vater geworden war. Auch die Zeit half, ebenso seine enge Verbundenheit mit Berthold und die Zerstreuungen, die ihm Spass machten. Berthold war der begeistertste Jäger des Ruhrgebiets, und durch ihn wurden die meisten Jagdhäuser der Familie zum Sperrgebiet – die Wälder waren unsicher, wenn er mit einem Gewehr in der Hand umherstreifte –, aber Berthold hatte seinen introvertierten Bruder auch die zivilisierteren Freuden gelehrt, welche die schönen Künste, Musik und Literatur vermitteln. (Berthold, der humanste und sensibelste von Gustavs Söhnen, war seinem Vater äusserlich am meisten, im Wesen jedoch am wenigsten ähnlich; er war ein kluger Geschäftsmann, und die beiden Firmen, die ihm und Harald gehörten, florierten.) Als wohlgezogene Tochter eines Schlotbarons förderte Doerte von Bohlen die Steckenpferde ihres Mannes, erwarb gleichfalls den Pilotenschein und wurde Haralds Copilot. Er brauchte fast acht Jahre, um mit seinen Erinnerungen fertig zu werden. Endlich lockerte sich die innere Verkrampfung. Er würde nie wieder der unbekümmerte junge Offizier sein, der gen Osten gezogen war, um Russland zu erobern, aber dafür war er ein feinerer, reiferer Mann geworden: wie Berthold ein Symbol der Hoffnung der Bundesrepublik.

Von Axel Springer angeführt, teilten die meisten Journalisten das allgemeine Verlangen, die Phantome der Vergangenheit zu vergessen. Fritz Sauckel war 15 Jahre vor der 150-Jahr-Feier in Nürnberg gehängt worden, und der zu 20 Jahren Gefängnis verurteilte Albert Speer sass noch in Spandau; aber selbst hinter der vorgehaltenen Hand sagte niemand, dass Alfried mit ihnen Hand in Hand gearbeitet hatte und im gleichen Gerichtssaal wegen der gleichen Verbrechen verurteilt worden war. Nur gelegentlich gab es einen dumpfen Protest. In Frankfurt schrie ein KZ-Wachtposten, der zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt worden war: «Immer müssen die kleinen Leute die Zeche bezahlen, aber wie steht's mit den Bonzen, die die Befehle gegeben haben? Die sitzen auf ihren Schlössern an der Ruhr und werden immer reicher und fetter!» Dieser Zwischenfall wurde stillschweigend übergangen. Der Mann war ein gewöhnlicher Verbrecher und als solcher nicht gesellschaftsfähig. Ausserdem war er schuldig. Er war von einem ordentlichen Gericht abgeurteilt worden.

Kopien der deutschen Dokumente, die Krupp überführt hatten – oder, wie es sogar amerikanische Korrespondenten formulierten: die ihn der Verbrechen seines Vaters überführt hatten –, waren immer schwerer aufzuspüren. Richter Wilkins hatte seine Prozessunterlagen noch, und Richter Daly hatte die seinen einer Fachbibliothek in Hartford zur Verfügung gestellt, aber beide waren in englischer Sprache abgefasst. Die Originaldokumente hatte Washington aufmerksamerweise an Bonn zurückgegeben, weil es sich ja um Eigentum der Bundesrepublik handelte. Cecelia Goetz, die zur Staatsanwaltschaft gehört hatte, verlor ihre Unterlagen durch einen Kellerbrand, der «aus ungeklärter Ursache» entstanden war⁸. Rawlings Ragland, General Taylors Stellvertreter, hatte eine vollständige Kopie der Prozessniederschrift an seine Schwester nach Lexington in Kentucky geschickt, weil er dachte, dass sie vielleicht einmal von Interesse für die Geschichtsforschung sein könnte; als ich vor zehn Jahren mit den Vorarbeiten zu diesem Buch begann, lag sie immer noch dort, aufgestapelt im Speicher eines Nebengebäudes. Da der Hochkommissar die Veröffentlichung einer deutschsprachigen Ausgabe unterdrückte, blieb der Inhalt des Protokolls in der Bundesrepublik unbekannt. In der Tat ist die Unwissenheit des durchschnittlichen Esseners über die Vergangenheit seines Landes überwältigend. Ich fragte einmal einen Taxichauffeur, ob er wisse, dass der Burgplatz früher Adolf-Hitler-Platz und eine Strasse in der Nähe Adolf-Hitler-Strasse geheissen habe. Er brach in Gelächter aus und meinte, ich mache wohl Spass – aber als ich dann «Die Fahne hoch» vor mich hinsummte, sah ich, dass er mich im Rückspiegel beobachtete, und die Heiterkeit war aus seinen Augen gewichen. Er gehörte eben auch zu jener Generation.

Tilo und Barbara blieben in dem braunen Ziegelhaus neben der Villa Hügel, das einst die Wohnung eines Torhüters gewesen, jetzt aber grosszügig umgebaut war. «Freiheit!» warf mein Fahrer jedesmal dem Wachtposten entgegen, wenn ich zum Nachmittagstee erschien, und dann schlug der schlanke junge Posten in der schicken Uniform gehorsam die Hacken zusammen und grüsste mich auf jene unnachahmliche Weise, die ein Ausländer für gewöhnlich nur in einem Film mit Erich von Stroheim zu sehen bekommt. Im Herbst vor der 150-Jahr-Feier hatte der Freiherr seine Memoiren veröffentlicht. Er hatte sie zwar Barbara und dem Andenken von Bertha gewidmet, aber im Grunde genommen war es die Geschichte der 300jährigen Herrschaft Wil-

mowskys auf Marienthal, seiner verlorenen Heimat. Als er seiner Frau den ersten Band überreichte, revanchierte sie sich zu seiner Überraschung mit dem prachtvoll gebundenen einzigen Exemplar von *Humor bei Krupp*, einer Sammlung von Witzzeichnungen, die ihr Grossvater an den Rand seiner Briefe gekritzelt hatte. Der Freiherr und seine Frau fanden sie zwerchfellerschütternd. Ich konnte mir nur ein schwaches Lächeln abringen. Wenn der Franzose einen Schlafzimmerhumor hat – so hat einmal jemand gesagt –, dann hat der Deutsche einen Badezimmerhumor, und der grosse Krupp als Pferdenarr amüsierte sich oft über Dinge, die er auf dem Weg zum Stall beobachtete. Manchmal handelte es sich um Variationen über das Thema: Ein Mann fällt vom Pferd – und zwar auf halsbrecherische Weise –, oder ein Dummkopf, der hoch oben in einer Baumkrone sitzt, sägt den Ast ab, auf dem er hockt. Es waren drittklassige Zeichnungen im Stil der Vaudevilles des vorigen Jahrhunderts, und als höflicher Gast konnte man dazu nur nichtssagende Bemerkungen murmeln.

Aber die Wilmowskys waren stets liebenswürdig. Wenn man über die Schwelle ihres Hauses trat, war es so, als ob das hektische neue Deutschland, der zwölfjährige Albtraum, der davor lag, das Experiment von Weimar und jene vier Kriegsjahre, welche die Überleitung aus dem Zeitalter der Stabilität in das Zeitalter der Unsicherheit darstellten, hinter einem zurückblieben und als ob man in jene gelassene Atmosphäre eintauchte, in der die Oberschicht am Sonntag in den evangelischen Kirchen den «Allerhöchsten» verehrte, an den übrigen Tagen «Allerhöchstdemselben» in seinen ständig wechselnden Uniformen zujubelte und ihm gläubig lauschte, wenn er einem erzählte, das Vaterland sei von einer Einkreisung bedroht, und niemals die Ansicht bezweifelte, dass die einzigen Leute, die es wert waren, gekannt zu werden, jene waren, über die man im Berliner *Reichsanzeiger* lesen konnte. So wie es heute in den Ländern ist, die über Kernwaffen verfügen, fühlte man sich damals im militärischen Schutz des Reiches geboren – solange niemand etwas Bedrohliches unternahm.

Siebzig Jahre der Nachbarschaft mit den Mächtigen dieser Welt hatten dem Freiherrn nichts von seiner Arglosigkeit nehmen können. «Wollen wir hoffen, dass Herr de Gaulle nicht Napoleons Ambitionen entwickelt», murmelte er einmal; seine Gattin nickte pflichtschuldig, und man sah im Geiste ‚le grand Charles‘ eine ‚Grande Armée‘ durch die Schneefelder der Sowjetunion führen⁹. Ein andermal sagte er: «Erinnerst du dich, wie ich einmal zu einem Franzosen sagte, Deutschland und Österreich sollten einen gemeinsamen Generalstab haben, und er hielt mich für betrunken! Aber *jetzt haben* wir ihn, wo ein deutscher General in Washington sitzt.» (Er bezog sich auf Hans Speidel, der Rommels Stabschef gewesen war und in den späten fünfziger Jahren ein NATO-Kommando innehatte.)

Tilo war nicht chauvinistisch, nur voller phantastischer Ideen. Seine Reaktionen waren so unvorhersagbar wie die plötzlichen Stürme des Ruhrgebiets, die am schönsten Frühlingstag unvermutet losbrechen können. Der Freiherr war stolz auf Patrick Duncan, einen Freund seines Sohnes, der zu jener Zeit in Südafrika gegen die Apartheid-Politik kämpfte. Er amüsierte sich über Christine Keeler. (Seine Frau nicht; sie schürzte missbilligend die Lippen.) Obgleich er Parteimitglied gewesen war, gab er ohne weiteres zu, dass die Hitler-Ära eine «Schweinerei» gewesen war, und er betrach-

tete den deutschen Nationalcharakter mit Skepsis. «Wissen Sie, wir haben einen eigenen Gott der Missgunst und des Neides. Er heisst Loki. So etwas hat kein anderes Volk.» (Hier konnte Barbara nicht länger schweigen; sie protestierte: «Das ist den Deutschen gegenüber nicht gerecht!» und er rief: «Aber es stimmt, es stimmt!») Aber auch nur der Hauch einer Kritik an der Familie – seiner wie ihrer – brachte ihn auf. Nach einem würdevollen Augenblick des Schweigens pflegte er den Besuch dann mit steifer Höflichkeit in sein Arbeitszimmer zu dirigieren, wo die Schätze eines sehr alten Mannes zu sehen waren: Verblasste Schnappschüsse von seinem vermissten Sohn, Fotografien von seinem Enkel, von Bertha Krupp, Gustav Krupp, Margarethe Krupp, Hermann Krupps Sohn Artur und, völlig aus dieser Sammlung herausfallend, das Geweih einer afrikanischen Elenantilope über einer Tafel mit der Inschrift «1911, Torrenjau, W.». Er erklärte – wobei er sich anscheinend auf die Vertreibung der Wilnowskys aus Marienthal bezog: «Das war alles, was mir die Russen mitzunehmen erlaubten. In meiner Jugend war ich ein leidenschaftlicher Jäger.»

Für Alfried waren der Freiherr und seine Frau das Bindeglied zur Vergangenheit. Mit Überraschung stellte man fest, dass Tilo 1911 dreiunddreissig Jahre alt gewesen war. Vielleicht weil er in einer Zeit ohne Bitterkeit aufwuchs, waren er und seine Frau nicht fähig, gegen jemanden Groll zu hegen. Am 20. November 1961 hatte der Bundespräsident seine Zuhörerschaft an den Leidensweg des alleinigen Inhabers nach dem Krieg erinnert – «mit der Ausweitung der Fabrikationsaufgaben, mit den Katastrophen, die ein Ende anzeigen» –, aber er versäumte hinzuzufügen, dass der Konzernherr zwar seinen Besitz zurückbekam und ihn verdoppeln konnte, sein betagter Onkel und seine Tante hingegen, die einmal über ein Schloss geboten hatten, das fast so gross war wie die Villa Hügel, jetzt von ihm abhängig und von seinen Leuten bedient wurden, während ihnen selbst nichts geblieben war als ein paar armselige Erinnerungsstücke: ein Sammelalbum, wellig gewordene Fotografien, ein vom Alter gebleichtes Geweih und die altmodische lederbezogene Uhr, die Papa Fritz Anfang des Jahres 1870 in Paris gekauft hatte¹⁰.

Das Merkwürdige an dieser Situation war, dass *er* rachsüchtig war, die Wilnowskys hingegen nicht. Krupp war in dem Glauben erzogen worden, dass das unbesiegleiche Reich von den Weimarer «November-Verbrechern» verraten worden war, dass Hass eine Katharsis sei, und dass Männlichkeit notwendigerweise paranoide Symptome zeigen müsse. Während seiner Entwicklungsjahre war Hitler das Nationalidol gewesen, über das sein einziger Jugendfreund rückblickend schrieb: «Überall sah er nur Hindernisse und Tücken ... Ständig war er auf dem Kriegspfad und mit aller Welt überworfen ... Ich habe nie erlebt, dass er sich über eine Sache hinwegsetzen konnte¹¹.

Krupp war nicht Hitler. Er war subtiler und – in den frühen sechziger Jahren – ein erfolgreicherer Gegner. Aber auch er sah die Welt mit scheelen Augen an; auch er fühlte sich von Feinden umgeben. Für beide war die «Einkreisung» Wirklichkeit geworden, aber jeder hatte seine eigenen Einkreiser geschaffen. Eine Antwort auf das Rätsel, das Alfrieds Charakter uns aufgibt, mag in der eiskalten Philosophie liegen, die Hitler sich in Landsberg aus dem zurechtzimmerte, was er für das vermeintliche Geheimnis der Wahlsiege der SPD hielt. Dem Historiker sind die Gründe für die sozialistische Mehrheit in der Weimarer Republik klar: Sie setzte sich für Steuerermässigung,

mehr Arbeitsplätze und für die Forderung «Jedem sein Huhn im Topf» ein. Aber dem zukünftigen Führer war eine solche Erklärung zu einfach. In seiner Landsberger Zelle diktierte er Hess:

Ich begriff den infamen geistigen Terror, den diese Bewegung vor allem auf das solchen Angriffen weder moralisch noch seelisch gewachsene Bürgertum ausübt, indem sie auf ein gegebenes Zeichen immer ein förmliches Trommelfeuer von Lügen und Verleumdungen gegen den ihr am gefährlichsten Gegner losprasseln lässt, so lange, bis die Nerven der Angegriffenen brechen ... Es ist eine unter genauer Berechnung aller menschlichen Schwächen gefundene Taktik, deren Ergebnis fast mathematisch zum Erfolge führen muss ... Nicht minder verständlich wurde mir die Bedeutung des körperlichen Terrors dem Einzelnen, der Masse gegenüber ... Denn während in den Reihen ihrer Anhänger der erlangte Sieg nunmehr als Triumph des Rechtes der eigenen Sache gilt, verzweifelt der geschlagene Gegner in den meisten Fällen am Gelingen eines weiteren Widerstandes überhaupt¹².

Man kann schwerlich eine brillantere Erklärung der faschistischen Psychologie finden. Doch nur ein Hitler oder ein Bazarow können den Kernsatz dieses Negativismus akzeptieren, ohne zurückzuschauen. Die meisten Nazis hatten nicht den Nerv, um darüber objektiv nachzudenken. Göring flüchtete nach Karinhall, Himmler in ein Asyl, Goebbels erfand einen Nährboden für eine Ideologie. Als starker, in sich geschlossener Persönlichkeit fiel Krupp die Annäherung an eine stoische Einstellung leichter, aber auch er konnte nicht auf Ausgeglichenheit und Güte verzichten, wie seine Mutter es ihm vorgelebt hatte, genauso wie Fritz bei Bertha Eichhoff Trost gesucht hatte, und wie der junge Arndt jetzt Geborgenheit bei Anneliese Bahr fand.

Und das war es, was allem Anschein nach Tilo und Barbara für Krupp bedeuteten. Er hatte miterlebt, wie die begüterten Klassen sich völlig umstellten. Die Brutalität des Nationalsozialismus bedeutete eine totale Abkehr vom Sittenkodex des wilhelminischen Patriziertums. Briefe aus jener Zeit lassen darauf schliessen, wie vollständig diese *volte-face* war. Als der Freiherr seinerzeit nach Oxford ging, um dort zu studieren, gab ihm ein Freund folgenden Rat auf den Weg mit:

Ziehe hin, kämpfe für den Altar, für den Thron und für die Hütte. Aber der Altar soll der Fusschemel Gottes sein, nicht eine Stätte der Heuchelei, der Thron soll nicht auf den Interessen einer ehrgeizigen und eigennützigen Partei, sondern auf der Liebe des ganzen Volkes ruhen, und auch die kleinste Hütte soll die Burg des freien Mannes sein und dich stets daran erinnern, dass du für die Armen, die Hilflosen eintreten musst.

Oder eine andere Gegenüberstellung: Während BDM-Mädchen ermutigt wurden, sich während ihres Erntedienstes oder bei anderen Gelegenheiten mit arischen Jünglingen abzugeben, hatte man Barbara, wie sie sich im hohen Alter erinnerte, folgendes gelehrt: «Kinder müssen sich anpassen und dürfen sich nicht als Hauptperson vorkommen. Überspanntheiten waren verboten. Es war schlimmer als blosse Prüderie: Die Eltern wollten nicht einmal zugeben, dass ein Baby nackt auf die Welt kommt. Man deckte das Unschöne, das Gefährliche und Zweifelhafte zu¹³.»

Krupp sah die Kluft und versuchte, sie zu überbrücken. Das gelang ihm zwar nicht ganz, aber es förderte sein Verständnis für die Vergangenheit, und das war für ihn von allergrösster Wichtigkeit. Das war der Boden, in den er seine Wurzeln schlagen konnte, ein Geisteserbe, das er an seinen Sohn weitergeben konnte. Und so lässt es sich erklären, dass Alfried, den die Ehren, mit denen das dankbare Reich ihn überschüttete, völlig kalt liessen – er hatte sich darüber amüsiert, dass Gustav sein goldenes Parteiabzeichen so prahlerisch zur Schau stellte –, seltsam gerührt war, als der Bundespräsident, genau zehn Jahre nach der Unterzeichnung des Vertrages von Mehlern, Tilo den Stern zum grossen Verdienstkreuz der Bundesrepublik verlieh. Der Freiherr zitterte vor Ergriffenheit, als der Bundespräsident ihm den Orden ansteckte. Später sagte er zu mir: «Man kann über Auszeichnungen denken, wie man will, aber wenn das Staatsoberhaupt der einen Hälfte des geteilten Reiches einen kraft eines Fetzens Papier von seinem dreihundertdreundsechzig Jahre alten Schloss vertreibt – wenn man es innerhalb von vierundzwanzig Stunden verlassen muss – wenn man nur soviel mitnehmen darf, wie man auf dem Rücken trägt und in einen Handkoffer packen kann und alles andere zurücklassen muss – und fünfzehn Jahre darauf verleiht einem das Staatsoberhaupt der anderen Hälfte des siamesischen Zwillings einen Stern, nun ...» Seine Stimme versagte, dann kam sie wieder: «Das erachte ich als eine Ehre¹⁴.»

Zum Entzücken von Freiherr von Wilmowsky und seiner Gemahlin tauchten im Herbst 1962 zwei schneidige junge Abenteurer bester Karl-May-Tradition auf – Winston Churchill junior und Arnold von Bohlen. Zu Barbaras Erleichterung warf Tilo sogar den *Spiegel* mit dem provozierenden Bericht über den Profumo-Skandal in den Papierkorb (von wo sie ihn schnell in die Mülltonne beförderte) und vertiefte sich in den Fortsetzungsbericht des gerade 22 Jahre alt gewordenen Churchill und in die dazugehörigen Illustrationen, die von Gustavs ältestem, jetzt dreiundzwanzig Jahre alten Enkel stammten¹⁵.

Die beiden hatten sich in Oxford kennengelernt – Arnold war Vorsitzender und Winston Sekretär des Skiclubs der Universität. Wie der Enkel des früheren Premierministers einem Reporter am Vorabend jener Reise erzählte, die, seit die Idee dazu geboren worden war, die Gemüter auf dem Hügel und in Chartwell bewegte, hatten er und Arnold sich «vor drei Jahren angefreundet, als wir für die Universität bei einem Skirennen in Österreich starteten. Er war im Balliol College, ich im Christ Church. 1961 machte er eine Safari in Tanganjika mit, und im gleichen Jahr habe ich mit einem Landrover eine Achttausend-Kilometer-Expedition von Libyen aus quer durch die Sahara bis zu den Tibesti-Bergen und zurück unternommen.» Während er einen Revolver vom Kaliber 38 reinigte und eine Notration mit Wasser, Nahrungsmitteln für eine Woche und imprägnierten Streichhölzern überprüfte, setzte er hinzu: «Die Tibesti sind wirklich recht eindrucksvoll. Der höchste Gipfel heisst Emi Koussi – über dreitausenddreihundert Meter hoch; da habe ich mich doch nicht 'rangewagt. Aber diese Reise wird ein reines Vergnügen sein. Wir wollen eine Flugstrecke von rund dreissigtausend Kilometern zurücklegen und über vierzig Länder besuchen. Keine Ahnung, wie lange wir weg sein werden.»

Insgesamt dauerte die Reise neun Monate; Revolver und Notrationen mögen ein wenig melodramatisch klingen, aber die beiden jungen Männer gingen ein echtes Risi-

ko ein. Churchill hatte zwar eigens eine neue Piper-Comanche-Maschine gekauft, aber ihre Reichweite betrug nur etwas über 1'300 Kilometer, ihre Maximalgeschwindigkeit lag kaum über der eines Jaguars, und ihr Kartenfach war mit Landkarten vollgestopft, die eher Kopfzerbrechen bereiteten als Erleuchtung brachten. Von Navigation verstanden beide nicht viel. Der junge Winston hatte eine humanistische Erziehung genossen; sein Gefährte bereitete sich auf die Abschlussprüfung in Fontainebleau vor – ein Ersatz für die Harvard Business School, die sein Vater besucht hatte, die aber für die Familie wegen der Behandlung, die Krupp durch Amerika zuteil geworden war, jetzt nicht mehr diskutabel war. Als Churchill in Sporthemd und Düffeljacke in Genf aus der Pilotenkanzlei kletterte, gestand er einem Schweizer Reporter ein, dass die erste Etappe des Flugs nicht ganz nach Plan verlaufen war. Kein Wunder; er und Arnold, sagte er offen, während er Arnold beim Ausstieg behilflich war, hatten zusammen keine 250 Stunden Flugerfahrung. Alte Lufthasen schüttelten bedenklich die Köpfe. Diese erste Etappe hätte keinerlei Schwierigkeiten bieten dürfen, aber die übrige Strecke würde sie sicherlich vor einige Probleme stellen. Fröhlich erklärten die beiden jungen Leute, dass die Zeitschrift *Queen* ihre Spesen bezahle; da die Erinnerung an Sir Winstons klassisch gewordenen Bericht *My African Journey* noch frisch war, sollte die Fortsetzungsserie seines Enkels *In the Steps of My Grandfather* heissen. Es gab Skeptiker, die bezweifelten, dass sie jemals in Druck gehen würde. Grossvater hatte – ungeachtet der Schwierigkeiten bei Kitty Hawk – Omdurman, Ghana, Togo, Pretoria und Transvaal in viel gemächlicherem Tempo bereist. Sicher, er hatte es mit dem Mahdi und den Buren zu tun gehabt, aber zumindest hatte er immer gewusst, wo er gerade war, und unter seinen Füssen, beziehungsweise unter den Hufen seines Pferdes, hatte er stets festen Erdboden gehabt.

Als Flight Lieutenant Busby, Winstons Fluglehrer, die beiden am 11. November 1962 auf dem Flugplatz Gatwich in Surrey zu ihrer Maschine begleitete, hatte er sie dringend gebeten, vorsichtig zu sein. Man muss sich fragen, ob sie ihm überhaupt zugehört hatten. «Nach dem Start in Amman», schrieb Churchill später, «überflogen wir das Tote Meer, wobei der Höhenmesser 1'275 Fuss *unter* dem Meeresspiegel anzeigte.» Er schien über seine Fähigkeit, eine Höhenanzeige ablesen zu können, so erfreut zu sein, dass er hinzufügte: «Immerhin liegt die Oberfläche dieses Binnenmeers 1'285 Fuss tiefer als der Meeresspiegel.» Was er dabei nicht sagte, war, dass sie – wie eine einfache Rechnung ergibt – in einer Höhe von drei Metern über der Wasseroberfläche flogen, und dass ein arabischer Kamsin – der überraschendste und heftigste Sturm, den man sich vorstellen kann – ihre einmotorige Maschine zerfetzen und die Insassen in salzige Tiefen hätte schicken können, wo kein Grossvater jemals seine Spuren hinterlassen hatte. Anscheinend werden Piloten, die noch in ihren zwanziger Jahren sind, niemals durch derartige Gefahren gebremst, was auch erklären mag, wieso Arnolds Vater mit seiner leistungsfähigen Messerschmitt an jenem wolkenlosen Januararmorgen des Jahres 1940 über dem Hürtgenwald abstürzen konnte, ohne dass ein einziges Feindflugzeug in Sicht war. Als man Winston später auf die Gefahr, der er sich ausgesetzt hatte, aufmerksam machte, war er nicht beeindruckt. Er sagte lediglich: «Wir wollten nach Kairo.» Für ihn hatte nie die Möglichkeit existiert, einen Umweg zu machen. Das ist eine Einstellung, die aus Männern Premierminister, Kanonenkönige oder Leichen machen kann.

Aber ganz abgesehen von den Gefahren, verbreitete diese Expedition unter den Mächtigen dieser Welt genausoviel guten Willen wie ein königlicher Besuch. Noch ehe die beiden Oxforder Studenten überhaupt gestartet waren, hatten die Regierungen der Länder, die auf ihrer Reiseroute lagen, beim Bekanntwerden der beiden Namen Churchill und Krupp Einladungen zu Staatsbanketts übersandt, die von Kaiser Haile Selassie, König Hussein von Jordanien, Staatspräsident Nazim el-Qudsi von Syrien und von dem Premierminister des Sudan, Ibrahim Abbud, unterzeichnet waren, der die beiden nach Khartum begleitete. Eine der Einladungen stammte von einem jemenitischen Scheich, der die beunruhigende Angewohnheit besass, wild zu gestikulieren, wobei er in jeder Hand einen Dolch hielt. Rang machte auf die beiden keinen Eindruck – das nahmen sie als selbstverständlich hin. Nach ihrer Rückkehr bemerkte Winston ganz nebenbei: «In Beirut waren wir von ein paar reichen libanesischen Bankiers zum Lunch eingeladen. Wir waren zweiundzwanzig Gäste, und das Essen wurde auf prachtvollem Silber serviert. Vor dem Haus parkte ein ganzes Sortiment von Jaguars Typ E, Mercedes, Aston-Martins – na, das Übliche.» Bei jedem anderen Studenten wäre ein derartiger Gleichmut verdächtig gewesen, aber ein Churchill hatte solche Mätzchen nicht nötig. Ähnlich berichtete auch Arnold in ganz normalem Gesprächston, dass in Ägypten Staatspräsident Nasser sie nicht persönlich am Flugplatz begrüsst hatte – als ob das etwas Ungewöhnliches gewesen wäre. Stattdessen schickte Nasser seinen persönlichen Berater Hassan Sabray; dieser begleitete sie nilaufwärts zu ihrem Quartier in Luxor und zu einer Besichtigung des Assuan-Staudamms, den die Russen bauten.

Vor ihnen lagen Kenia, Tanganjika und Sansibar – Länder, von denen Churchill, wie er es von seiner Public School her gewohnt war, als «Britisch-Ostafrika» sprach. Keiner von beiden wusste, dass sie jetzt den Spuren von Arnolds Urgrossvater folgten, bis Winston in jenem Frühjahr 1963 bei einer Rast in einem Dorf in Togo einer Gruppe von Stammeshäuptlingen gegenüber erwähnte, dass sein Gefährte ein Mitglied der Familie Krupp in Deutschland sei. Die drei ältesten Eingeborenen schwiegen zuerst verblüfft; dann trat einer vor, verneigte sich tief vor Arnold und sprach ihn in gespreiztem Deutsch an: «Es ist mein innigster Wunsch, Eurer Exzellenz meinen ehrfurchtsvollen Dank und meine unbegrenzte Verehrung zu Füßen legen zu dürfen¹⁸.» Im Sommer des gleichen Jahres schrieb Winston ein Buch über ihre Reise¹⁷, und Arnold veröffentlichte seine Aufnahmen, neben denen sich die von Alfried – ob Familienoberhaupt oder nicht – wie Schnappschüsse eines Pfadfinders ausnahmen. Im Schatten der kupferfarbenen Blutbuche waren Tilo und Barbara einstimmig der Meinung, dass dieser Flug in jeder Hinsicht schöner gewesen sei als damals der von Claus. Die kleine viersitzige Maschine, so erinnerte der Freiherr seine Frau, war in Surrey an jenem Tag gestartet, der in den Vereinigten Staaten Armistice Day, im Vereinigten Königreich Remembrance Sunday und in Deutschland Jahrestag des Waffenstillstands genannt wird – es ist jener Jahrestag, der Arnolds Grossvater Gustav so erbittert hatte, dass er das Vaterland heimlich wiederbewaffnete, seine Söhne in halbmilitärischen Nazigruppen anmeldete und die Dynastie an den Rand des Untergangs brachte. Ein Churchill und ein Krupp gemeinsam in einer Pilotenkanzel, behauptete Tilo, seien ein Beweis dafür, dass Europa all das endgültig hinter sich gelassen habe.

Barbara, wie immer über ihre Stickerarbeit geneigt, unterliess den Hinweis, dass Arnold, obschon ein Mitglied der Familie, kein richtiger Krupp sei. Er hatte Alfrieds Geist, er war eine geborene Führernatur, und er war der männlichste Nachkomme der Dynastie. Wäre Claus Berthas ältester Sohn gewesen, dann wäre Arnold von Geburt an ein zukünftiger Konzernherr gewesen. Aber wie die Dinge lagen, war Alfrieds Sohn der Erbe. Und es hatte sich herausgestellt, dass Arndt Friedrich Alfried von Bohlen und Halbach das glatte Gegenteil seines Cousins war.

Der neueste – und, wie sich später erweisen sollte, letzte – Erbe des Konzerns betrachtete alle Städte als widerliche Stinktöpfe, und ehe er sein Herz an Rio verlor, akzeptierte er Paris als die am wenigsten unangenehme Stadt. Die traurige Geschichte seines seltsamen Lebens kann in einem Pariser Sprichwort zusammengefasst werden: *L'adversité fait l'homme, et le bonheur les monstres* – Not macht den Mann, Reichtum erzeugt Monstren. Aber man muss fair sein. Der Charakter von Alfrieds «wahrscheinlichem Erbe des Etablissements» – damals nur ein leerer Name für die 125'000 Kruppianer, die mit Sicherheit erwarteten, dass er eines Tages über sie herrschen würde – muss im Licht der Ereignisse, die sich um die Mitte unseres Jahrhunderts abspielten, beurteilt werden. Wie alle Söhne, die dazu bestimmt waren, eines Tages auf dem Hügel und über das Essener Krupp-Reich zu herrschen, war Arndt in einem Europa aufgewachsen, das sich bis zur Unkenntlichkeit verändert hatte, das von Wandlungen erschüttert wurde, die selbst die Jugendjahre seines Vaters vergleichsweise ruhig erscheinen liessen. Die Kluft zwischen dem 24. Januar 1938, als Alfrieds Sohn zum erstenmal die Augen aufschlug, und dem 20. November 1961, als monokeltragende Fremde im Cutaway sich zum erstenmal tief vor ihrem zukünftigen Gebieter verbeugten, ist fast unüberbrückbar.

Man bedenke das turbulente Leben, das er geführt hatte, die Welt, von der er sich langsam angewidert zurückzog. Geboren im Jahr des «Anschlusses» zu Berlin-Charlottenburg, also in der Hauptstadt der damals stärksten Militärmacht der Welt, waren prächtige Uniformen, Militärkapellen und Sieg-Heil-Rufe seine ersten Eindrücke. Zwei Wochen vor seinem zweiten Geburtstag begann die bisherige Ordnung auseinanderzubrechen. Er war noch zu klein, um mit dem Verstand etwas begreifen zu können, aber er konnte schon Stimmungen spüren, und der Soldatentod seiner beiden Onkel war ein unheilverkündender Auftakt. Als er vier Jahre alt war, liess sein Vater sich auf Wunsch seiner Grosseltern väterlicherseits von seiner Mutter scheiden, und sie übersiedelte mit ihm in die elegante Villa am Tegernsee. Mit sieben Jahren lernte der zukünftige Krupp, dass jeder nahe männliche Verwandte entweder ein Gefangener, ein Flüchtling oder ein Geisteskranker war. Mit zehn Jahren studierte er täglich die Münchner *Abendzeitung*. Eines Tages las er, dass drei berühmte Richter seinen Vater unbeschreiblicher Anklagen überführt, ihn als einen Hauptkriegsverbrecher zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und sein gesamtes Vermögen beschlagnahmt hatten – das bedeutete also die Wegnahme des Erbes, das, wie man ihm erzählt hatte, eines Tages ihm gehören sollte. Seine Mutter tröstete ihn mit der frommen Lüge, dass sein Grossvater der eigentliche Verbrecher gewesen sei. Aber irgendwie half das nicht viel.

Bis dahin hatte alles wenigstens einen Zusammenhang gehabt. Drei Jahre später

wirbelten die Ereignisse durcheinander. Alfried wurde freigelassen und bekam seinen Besitz zurück. Jetzt pries das Vaterland ihn als einen grossen Mann, obwohl die Art seiner Leistungen ungenannt blieb. Anscheinend hatten sie etwas mit jenem überaus merkwürdigen Mann zu tun gehabt, der versucht hatte, die Welt zu erobern, und dabei Schiffbruch erlitt, der befohlen hatte, dass das ganze Land vernichtet werden sollte, dann mit seiner ihm frisch angetrauten Frau Selbstmord beging und gemäss seinem letzten Wunsch mit Benzin übergossen und verbrannt wurde. Wer immer er auch gewesen sein mochte, er wurde als das Musterbeispiel eines deutschen Mannes dargestellt.

Nach der Begnadigung von Arndts Vater folgte auf die Verwirrung Verblüffung. Im folgenden Jahr wurde der Junge in der evangelischen Kirche nahe beim Familienschloss konfirmiert, das durch einen Waldgürtel von der grossen Stadt getrennt war, die anscheinend seinem Vater gehörte. Gemäss den Bestimmungen des Scheidungsurteils sollten sich Alfried und Anneliese in das Sorgerecht für ihren Sohn teilen. Das erwies sich als undurchführbar; als Arndt klein war, reiste sein Vater häufig in die Länder, die von der damals für unbesiegbar geltenden Wehrmacht erobert worden und von Untermenschen bewohnt waren; später sass er im Gefängnis, und dann war er wieder oft im Ausland. Als die beiden einmal ein paar Tage gemeinsam auf dem Hügel verbringen konnten, fand das Kind heraus, dass seine angebetete Mutter in Essen immer noch «die Bardame» genannt wurde. Er fragte, was das sei, erhielt die erwünschte Auskunft und entwickelte eine Abneigung gegen das Ruhrgebiet. Allmählich gelangte er zu der Ansicht, dass Vater viel zu sehr mit seiner Arbeit beschäftigt war; bei Mutter war es schöner, denn am Tegernsee ging es immer lustig zu. Zu den Gästen zählte meistens Mady Rahl, eine üppige Blondine, die sich in Hitlers engerem Kreis grosser Beliebtheit erfreut hatte und die eine intime Freundin Annelieses war, obgleich Mutter und Sohn allmählich immer weniger Zeit auf deutschem Boden verbrachten. Sie mieteten sich für ständig eine Wohnung an der Copacabana, damit sie jedes Jahr den Höhepunkt des Karnevals in Rio miterleben konnten; sie hatten eine Wohnung in Bayreuth für die Festwochen und eine an der Cote d'Azur; und schliesslich kaufte Arndt im Landesinnern von Brasilien einen Besitz mit einem eigenen Flugplatz für seine Gäste. In Essen erschien er fast nur zu den alljährlichen Jubiläen¹⁸.

Bei der 150-Jahr-Feier, wo er sein serviles zukünftiges Direktorium mit glasigem Blick anstarrte, nannte er Alfried und Beitz unbeschwert V-i und V-2, was als eine Anspielung auf «Vater-1» und «Vater-2» gemeint war. Diese Witzelei wurde in England und Belgien übel vermerkt, wo Tausende von Zivilisten – allein in Antwerpen zählte man 3'470 Tote – durch diese unbemannten Flugkörper umgekommen waren, und wo man wusste, dass das V die Abkürzung für «Vergeltungswaffe» war. Aber Arndt hatte es nicht böse gemeint. Innerhalb der Familie war man der Auffassung, dass wenn Arnold den echten Mann spielen konnte, man von seinem Cousin das gleiche erwarten durfte; schliesslich gehörten die beiden der gleichen Generation an und hatten die gleichen Nachteile gehabt, sagte die Familie. Aber diese Parallele traf nicht zu. Als Arnold konfirmiert wurde, war seine eigene Mutter nicht ausgeschlossen und durch Vera, die verführerische Fremde, ersetzt worden; auch erwartete man von ihm nicht, dass er über Veras Scheidungsklage Bescheid wusste oder für das groteske Doppelbegebnis von Bertha und Gustav Verständnis aufbrachte¹⁹.

Während seines Aufenthalts in Essen anlässlich der 150-Jahr-Feier besichtigte der 77-jährige Theodor Heuss, der im Alter von siebzehn Jahren Fritz Krupp kennengelernt hatte, die modernen Gemälde, die jetzt in der Villa Hügel hingen, und fragte sich laut, was Fritz wohl sagen würde, wenn er sie sehen könnte. Er gab sich selbst die Antwort darauf: Alfrieds Grossvater hätte mit den Schultern gezuckt und gemurmelt: «Immerhin – Krupp²⁰!» Und das beschrieb auch die allgemeine Einstellung zu Fritzens Urenkel. Arndt war ein Krupp oder würde es eines Tages sein, und nach Alfred – darüber waren sich alle einig – konnte man keinen alleinigen Inhaber wegen übermässiger Exzentrizität verurteilen. Doch bei Alfrieds Erben kam allmählich ein Charakterzug zum Vorschein, der noch nie in der direkten Linie zu beobachten gewesen war: totale Gleichgültigkeit gegenüber der Zukunft des Konzerns und Blindheit gegenüber dem Glanz des Familiennamens.

Es war unvorstellbar, dass ein Mann, der auf den Tag vorbereitet wurde, an dem der «König» sterben würde, an der Entwicklung der Firma unbeteiligt sein sollte. Wenn er diesen Anschein erweckte, so nur deshalb, weil er seine Vergangenheit immer noch nicht verdaut hatte. Immerhin – Krupp! war die stets gleichbleibende Erklärung, der sich immer weiter ausbreitende Schirm, der den Lebenswandel von Arndt Friedrich Alfried von Bohlen und Halbach, dem «wahrscheinlichen Erbe des Etablissements», schützend verhüllte.

Indem er seinen einzigen Sohn auf den Namen seines Grossvaters, seinen eigenen und den jenes Fremden ungeklärter Herkunft taufen liess, der im sechzehnten Jahrhundert ins Ruhrgebiet gekommen war und die Dynastie auf dem Elend des Schwarzen Todes gründete, hatte Alfried sein Ziel aufgedeckt. Der Ehrgeiz, den er für seinen Sohn hatte, war grenzenlos. Er selbst wollte Alfred übertreffen, aber der Namensvetter und elfte direkte Nachkomme des ersten Arndt sollte alles in den Schatten stellen, was er selbst erreicht hatte. Da Gustavs eiserne Disziplin noch frisch in seinem Gedächtnis war, schlug der Konzernherr einen toleranteren Kurs ein. Er schenkte Arndt sogar einen teuren Sportwagen, als er seine Schulzeit im Lyceum Alpinum beendete, jenem schweizerischen Institut bei Zuoz, das auch Harald Anfang der dreissiger Jahre in den Intervallen zwischen seinen vielen Krankheiten besucht hatte. Am 13. März 1959, sechs Wochen, nachdem er sich vom Vertrag von Mehlem losgesagt hatte, gab Krupp der Presse mit Stolz bekannt: «Heute abend trete ich zusammen mit meinem Sohn eine Reise nach Japan an.» Jeder in seiner eigenen Düsenmaschine, besuchten sie auf dem Rückflug von Tokio noch Persien, Marokko, Spanien und ein Erzlager am Kwai, um, wie es in dem täglich vom Hauptverwaltungsgebäude herausgegebenen Bulletin hiess, industrielle Möglichkeiten zu sondieren. Diese Reise wurde als «die erste Geschäftsreise» des zukünftigen Krupp bezeichnet; respektvoll vermeldeten die Firmenbroschüren, dass der Sohn nach der Ankunft in der Bundesrepublik in den Schwarzwald abgereist sei, um sich an der Universität Freiburg zu immatrikulieren, Wirtschaftswissenschaften zu studieren und sich darauf vorzubereiten, als «der einzige Sohn von Alfried Krupp» dereinst Alleinerbe des alleinigen Inhabers zu werden²¹.

Seine akademische Laufbahn verlief nicht ganz so glatt, wie es die Broschüren vermuten liessen. Ganz offensichtlich war er hochbegabt; als er mit dem Studium anfang, beherrschte er schon sechs Sprachen fließend.

Bei der Abschlussfeier in Zuoz war er zwanzig Jahre alt gewesen, der älteste Schüler der Abiturklasse. Ein Teil seiner Schwierigkeiten ist auf die Nachkriegsjahre zurückzuführen. Als Junge war er von einer Schule zur anderen gewandert und hatte schliesslich im Landschulheim Stein an der Traun die Mittlere Reifeprüfung bestanden. Natürlich waren die unruhigen Zeiten für alle europäischen Schulkinder ein Handikap gewesen, aber Arndt rutschte erst dann richtig ab, als sich das Leben wieder normalisiert hatte. Sein Studium dauerte genau zwei Semester; er bestand nicht einmal eine Vorprüfung. Die Familie machte ausweichende Bemerkungen über Schwierigkeiten bei der Einhaltung des Studienplans; er müsse häufig für die Firma auf Reisen gehen, erklärten sie, und habe die Universität gewechselt, weil bestimmte betriebswirtschaftliche Kurse in Freiburg nicht abgehalten würden. In Wahrheit liess er sich einfach treiben. Vier Jahre lang studierte er nacheinander an den Universitäten München, Bonn und Köln. Sein Vater übersah das alles und versicherte, dass der Bummelstudent hervorragend für seine zukünftige Aufgabe geeignet sei, weil er von keinerlei Erinnerungen an den Kaiser oder an den Führer belastet sei, weil er nur den neuen Staat kenne, und dass die Kruppianer dafür Verständnis hätten: «Die Leute sprechen vom jungen Krupp und nicht vom jungen Bohlen und Halbach²².»

Aber die Kruppianer hatten kein Verständnis dafür. Immer seltener wurde Arndts Name erwähnt, denn er wusste über sie selbst und über ihr Land weniger als die Auslandskorrespondenten in Bonn, die wenigstens in Deutschland lebten, während man ihn und seinen rasanten Sportwagen nur zu den Jubiläen, bei der 150-Jahr-Feier und in dem Haus bei Rottach-Egern in den oberbayerischen Bergen zu sehen bekam, wo er und seine Mutter jedes Jahr einen zweimonatigen Urlaub im Vaterland verbrachten. Mutter und Sohn hielten sich viel mehr in Brasilien auf. Da man die Gerüchte über ihre Reisen nicht unterdrücken konnte, hörten die Besucher in Krupps Pavillon in Hannover von dem gewandten Kommentator des Dokumentarfilms *Campo Limbo*, dass der Erbe dort «eine längere Lehrzeit absolviert, wie es bei Krupp der Brauch ist». Diese Bemerkung, die ganz nebenbei eingeflochten wurde, während auf der Leinwand die hektische Aktivität in Alfrieds brasilianischem Hüttenwerk zu sehen war, legte die Annahme nahe, dass Arndt irgendwo unsichtbar im Hintergrund sei und gerade den Guss eines gigantischen Rohblocks überwache. Das traf keineswegs zu. Er weilte auf seinem Besitz südlich von Rio. Wenn man in Campo Limbo ein Probeschiessen mit einer neuen dicken Bertha veranstaltet hätte, dann hätte er sich nicht einmal zu Ehren seiner Grossmutter erheben können. Er hätte nämlich nichts gehört, weil er zu weit weg war. Einschliesslich des Privatflugplatzes, des nach dem Muster von Versailles angelegten Parks, der Stallungen – der grössten von Brasilien – und der Unterkünfte für 180 Angestellte, darunter über ein Dutzend Gärtner, umfasste Arndts Besitz über 80 Quadratkilometer, also achtmal die Fläche von Capri²³.

Der von ihm «V-2» betitelte Beitz behauptete, dass Arndt «sich seiner treuhänderischen Aufgabe bewusst ist, genau wie sein Vater». Doch das war nur Beitzsches Geschwafel; wie erinnerlich, hatte die V-2 viel mehr Lärm gemacht als die V-i. Alfried missfiel es immer mehr, dass sein Sohn ihn zum Spass mit der unzuverlässigen Wunderwaffe des Führers identifiziert hatte (am 17. Juni 1944 kehrte eine aus der Kontrolle geratene V-i mitten im Flug um und krachte auf den Führerbunker, worauf hin Hitler

eiligst nach Berchtesgaden retirierte), und nach der Japanreise zog sich Krupp ganz in seine «Sachlichkeit» zurück und enthielt sich jeglichen Kommentars über den eigenartigen Lebenswandel seines Sohnes. Die übrigen Familienmitglieder folgten pflichtschuldigt seinem Beispiel, selbst gegenüber Bekannten. «Er macht einen netten Eindruck», sagte einer der Verwandten zu mir, indem er starr aus dem Fenster blickte, und dann ging er rasch auf ein anderes Thema über. Ein anderer sagte zögernd: «Er ist ein netter junger Mann; man kann jetzt noch nicht sagen, was einmal aus ihm wird.» Zufällig hatte Beitz sich gerade die Angewohnheit zugelegt, vorbeigehende Arbeiter anzuhalten und sie barsch zu fragen: «Wie alt sind Sie? Dreissig? Na, wann werden Sie endlich anfangen, etwas aus Ihrem Leben zu machen?» Daran erinnert, vertiefte sich der betreffende Verwandte plötzlich in den Anblick des ersten Grüns auf einem in der Nähe stehenden Baum. Harald charakterisierte seinen Neffen vorsichtig als «sympathisch, mit Einfühlungsvermögen und einem guten Verständnis für andere». Dann wurde er nach Arndts Interessen gefragt. Nach einer langen Pause sagte er: «Heraldik²⁴».

«Agronomie», antwortete Arndt auf die gleiche Frage während eines Interviews in der Villa in Rottach-Egern am 31. Mai 1967. Er erklärte, dass er plane, «in Südamerika einen landwirtschaftlichen Musterbetrieb einzurichten». Aber an diesem Mittwoch war er, als Reaktion auf die Behauptungen der Reporter, er führe das Leben eines Playboys, sehr auf der Hut. «Wie wir Krupps aus eigener bitterer Erfahrung wissen», sagte er, «macht Geld allein bestimmt nicht glücklich. Plötzlich wurde ich ins Scheinwerferlicht der Öffentlichkeit gezerrt, ganz wie man es mit Jacqueline Kennedy oder Prinzessin Soraya gemacht hat. Aber ich möchte hier deutlich sagen, dass ich mir nie wie eine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens vorgekommen bin, da ich weder eine unglückliche Witwe bin noch eine verstossene Kaiserin. Ich bin auch kein unglücklicher Mensch.» Das war richtig. Um ein Urteil aus Bayern zu gebrauchen: «Arndt ist so eitel wie ein Pfau», und das ist wohl die einleuchtendste Erklärung dafür, dass er zu einem Zeitpunkt, da er die Öffentlichkeit mied – oder das jedenfalls behauptete –, sofort bereit war, ein Interview zu geben²⁵.

Angesichts des Exhibitionismus des Erben ist es bemerkenswert, dass er so viele Jahre in Anonymität leben konnte, was wohl teilweise darauf zurückzuführen ist, dass die deutsche Presse aufmerksam den Ruf der Familie schützte. Den meisten Deutschen war seine Existenz so unbekannt wie damals die von Eva Braun während ihrer zwölf Jahre als Hitlers Geliebte. Aber trotz seines Dementis arbeitete Arndt hart an seiner Rolle als Berühmtheit, und er war ein junger Mann von auffallendem Äusseren, ein geschmeidiger, gepflegter, fast schöner Mann, dem es Vergnügen machte, Filmsternen oder internationale Stars, zum Beispiel Gina Lollobrigida, in Nachtclubs zu eskortieren, obgleich nie die Rede davon war, dass eine dieser Freundschaften sich jemals zu einer Liebesromanze entwickelte; praktisch alle europäischen Gäste, die ihn nach Brasilien begleiteten, waren Männer.

Einmal wurden hundert deutsche Mädchen von einer Agentur interviewt, die den Auftrag hatte, Arndts weibliche Begleiterin für eine Reise nach Paris auszusuchen. Es war wie ein Wettbewerb für die Wahl der Miss Germany, und die Siegerin, ein Münchner Fotomodell namens Eva Gassner, berichtete hinterher, dass die einzige Erinnerung an diesen Ausflug aus einem Paar Ohringen bestand, die ihr Begleiter selbst entwor-

fen hatte. Dieses Geschenk verriet mehr, als sie ahnen konnte, denn es ist eine nackte Tatsache, dass das eigentliche Steckenpferd des Erben weder Heraldik noch Agronomie war, noch, wie er während des Interviews in Rottach-Egern ziemlich unglaublich beteuerte, die Erzeugung von «Reis, Schweinen, Milchprodukten, Mais, Honig und Geflügel²⁶». Nein, er fertigte Entwürfe für Kostümschmuck an, die von französischen Künstlern ausgeführt wurden. Die meisten fertigen Stücke schenkte er seiner Mutter, und diese Kollektion wurde wiederum zu ihrem liebsten Zeitvertreib.

Arndts Name wurde zum erstenmal kurz in der deutschen Presse erwähnt, als er 1956 an Annelieses Seite bei den Bayreuther Festwochen erschien. Im Jahr darauf erschien eine kurze Notiz, dass er ihr zum Geburtstag einen Cockerspaniel namens Regina geschenkt habe. Wieder ein Jahr später wurde er als ständiger Begleiter von Mady Rahl erwähnt – die von seiner Mutter ausgesuchte, schon leicht verwelkte Schauspielerin war doppelt so alt wie er und nachdem er Zuoz verlassen hatte, stand sein Name auf der Gästeliste von Fürst Joachim von Fürstenbergs Party im *Bayerischen Hof*. Diese trivialen Meldungen stammten von Hannes Obermaier, dem Gesellschaftsreporter der Münchner *Abendzeitung*, einem der wenigen deutschen Journalisten, den der Koloss von Essen nicht im Mindesten beeindruckte. Obermaier stand mit den Männern und Frauen, deren Namen in seinen Artikeln auftauchten, auf freundschaftlichem Fuss. Er war mit Anneliese gut genug bekannt, um sie und Arndt in ihrem Appartement am Strand von Copacabana zu besuchen, und er verglich seinen Aufenthalt auf dem brasilianischen Landsitz mit dem Leben «in den alten Südstaaten nach Art von *Vom Winde verweht*, mit Arndt in der Rolle von Clark Gable²⁷». Davon geschmeichelt, liess sich der Eigentümer der Plantage Koteletten wachsen. Aber der Bericht der als Fotomodell arbeitenden Baronesse Renate von Holzschuher, die als Gast des jungen Herrn nach Rio geflogen war, klang mehr nach Harold Robbins als nach Margaret Mitchell. Er enthielt nichts über Magnolien oder Banjos, Reis, Schweine, Milchprodukte und so weiter. Hier eine Kostprobe: «Unser lieber Arndt gab mir zu Ehren die herrlichste Dinnerparty. Arndt ist ein Schatz. Zusammen mit dem lieben Johannes (Prinz Thurn und Taxis), Hattie (Prinzessin Auersperg) und Ruppie (Prinz Hohenlohe) bildet er den lustigsten und wunderbarsten Kreis. Aber das Netteste sind die Stunden am Swimmingpool... Ich muss gestehen, dass eine solche Reise nicht nur die Mühe, sondern auch die Erschöpfung nachher wert ist²⁸.» Das ist mehr als Gemütlichkeit. Die richtige Bezeichnung ist Überschwenglichkeit, und niemand hätte sich diesen Geschmack schneller aus dem Mund gespült als Alfred Krupp, dessen an seine Kruppianer gerichtete Botschaft anlässlich des 25. Jahrestages seiner Geschäftsübernahme, welche Anfang Februar 1873 veröffentlicht wurde, immer noch die im Ruhrgebiet am häufigsten zitierte Maxime ist:

Der Zweck der Arbeit soll das Gemeinwohl sein,
dann bringt Arbeit Segen, dann ist Arbeit Gebet^{21* **}.

* Dieses Zitat ist in einem aus fünf Absätzen bestehenden *Erlass zur 25jährigen Wiederkehr des Tages der Besitzübernahme durch Alfred Krupp* enthalten. Beigefügt war eine Radierung des Stammhauses, die zum Einrahmen geeignet war. Einige Exemplare kann man noch heute, fast ein Jahrhundert danach, in Essener Wohnzimmern finden.

Arndt F.A. von Bohlen und Halbach war ganz oben. Behütet von einer verständnisvollen Mutter, mit vier Milliarden Mark im Hintergrund, Besitzer eines eigenen Flugzeugs, in dessen Frachtabteil sein spezialgefertigter Rolls-Royce leicht Platz fand, Inhaber von Besitzungen in Brasilien, Deutschland, Frankreich und im Libanon, schien er vor der Presse sicherer zu sein, als es Fritz Krupp gewesen war. Aber nichts konnte seine Sucht, sich in den Vordergrund zu drängen, unterdrücken. Seit Jahren hatte man vom Hauptverwaltungsgebäude aus mit Erfolg die Presseleute gebeten, sie möchten doch seine Jugend berücksichtigen. Doch als der 24. Januar 1967 herange-

kommen war, war die Erfüllung dieser Bitte schwierig geworden. Arndt ging jetzt in sein 30. Lebensjahr. Die «Zeit, die *Abendzeitung* und der *Spiegel* würden auf jeden seiner Schritte achten. Jetzt wäre es Zeit gewesen, sich zurückzuziehen und mit der Jacht, die er sich grosszügig selbst geschenkt hatte, auf eine lange Kreuzfahrt zu gehen.

Stattdessen leitete er seine mittleren Jahre in einer freigebigen Zurschaustellung seines Eigendünkels mit der Täuschendsten Geburtstagsparty ein, die es in Deutschland seit Kriegsende gegeben hatte. Die Gästeliste nahm in der *Abendzeitung* eine halbe Seite ein, und in seiner Hunter-Kolumne berichtete Hannes Obermaier am nächsten Tag:

Eine kaiserliche Hoheit, mehrere königliche Hoheiten, Prinzen zu Dutzenden und Aristokraten ohne Zahl mischten sich auf Arndt von Bohlens gewaltiger Geburtstagsparty mit Millionären ohne Krone. Das Ereignis fand bei Humplmayr statt und war zweifellos das rauschendste Fest in der Geschichte des Hauses. Für die exklusiven Gäste war nichts zu teuer. Es gab prächtige Blumenarrangements, kostbare Abendkleider, und der Kaviar wurde in Kilobüchsen serviert, ganz wie in einem Hollywoodfilm über die Tafelfreuden russischer Grossfürsten³¹.

So etwas hatte man seit Hitlers 50. Geburtstag am 20. April 1939 nicht mehr erlebt, als er den nationalen Feiertag proklamierte, ein neues Autobahnteilstück eröffnete, eine Briefmarke mit seinem Bild herausgab, ein Glückwunschtelegramm von König George VI. erhielt – Franklin Roosevelt hatte keins geschickt* – und sein schönstes Geschenk bewunderte, das ihm vom lieben Gustav und vom getreuen Alfried überbracht worden war. An jenem Tag weilten jedoch nur wenige Gäste in Berchtesgaden, denn er war mit der Liquidierung der Slowakei und mit der Durchführung seines Befehls beschäftigt, wonach die Juden den arischen Versicherungsgesellschaften die Schadenssummen für die von der enthusiastischen SS in der Kristallnacht angerichteten Verwüstungen zurückzahlen mussten. Trotz allem, was der Kolumnist der *Abendzeitung* zu berichten wusste, hatte Alfrieds Sohn noch nicht sein Erbe angetreten; da er also keine Pflichten hatte, brauchte er auf kein Vergnügen zu verzichten. Er konnte sowohl Gastgeber als auch sein eigener Ehrengast sein.

Wenn man die Gesellschaft betrachtet, in der er sich bewegte, könnte man wohl annehmen, dass auf seinem Fest die Wogen ziemlich hochschlugen. Aber das Gegenteil war der Fall; es war ein seltsam anachronistisches Fest, ein Rückfall in die Zeit der Jahrhundertwende, die von den Feiernden so hoch in Ehren gehalten wurde. Mit ihrem Pomp, den plakatgrossen Speisekarten und dem Schwarm adliger Gäste – man wundert sich, dass es noch so viele davon gab – gemahnte das Ereignis eher an das Hotel *Bristol* der letzten Dekade des neunzehnten Jahrhunderts denn an das Restaurant *Humplmayr* in der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts: Der Tanz selbst wurde mit höfischem Zeremoniell eröffnet. Arndt bat Exkaiserin Soraya um den ersten Tanz. Ihnen folgte Prinz Johannes von Thurn und Taxis, der Charlotte Franzen, die Frau des Restaurateurs, führte³².

* «Dieser Lumpenstaat... Räuberstaaten!» hatte Göring gewütet (*Shirer Aufstieg und Fall des Dritten Reiches*, S. 460)

Conrad Uhl, der längst vergessene Restaurateur des alten *Bristol*, hätte Augen und Ohren anstrengen können, ohne eine einzige falsche Note zu entdecken. Die Abendkleidung der Herren, die am Maximiliansplatz 16 eintrafen, war makellos; die Roben der Damen entstammten den exklusivsten französischen Modesalons. Der zukünftige Erbe der Familienmilliarden tanzte in der Mitte der Tanzfläche des im Stil von Cuvillies gehaltenen Ballsaals, und seine Partnerin beim Walzer war eine der ungewöhnlichsten Erscheinungen in der Geschichte der Grossen Welt. Man kann wohl sagen, dass sich in der Person von Exkaiserin Soraya Arndts ganzer Lebensstil symbolisierte. Sie wurde im gleichen Jahr, als Hitler den Versailler Vertrag zerriss, als Tochter eines persischen Stammesfürsten und einer Berlinerin geboren; sie war eine schöne, grünäugige, sterile 31 Jahre alte Veteranin von Cannes, Sun Valley, Central Park West in New York, dem Londoner West End, dem Boulevard Saint-Germain, dem Dolce vita der Via Venti Settembre und natürlich der «landwirtschaftlichen Versuchsfarm» bei Rio. Im Alter von 18 Jahren war sie mit dem Schah von Persien verheiratet worden. Sieben Jahre lang hatte sie neben ihm auf dem Pfauenthron von Teheran gesessen und dank dem persischen Öl ihren luxuriösen Gelüsten frönen können. Dann, im März 1958, wurde sie von ihrem Mann «zum Wohle des Landes» verstossen; die Armee erhielt den Befehl, jedes Gemälde und jede Fotografie von ihr zu vernichten, und zwar sowohl innerhalb wie ausserhalb der Palastmauern. Die Verstossene zuckte nur mit den Schultern. Mit dem gleichen Ton, in dem die Moslemfrauen «insch allah!» sagen – dem islamischen Äquivalent der SS-Sachlichkeit –, seufzte sie, «ich habe genug geweint», liess sich in Köln nieder und deponierte mit einer Gelassenheit, die sich ausser ihr nur der Nizam von Haiderabad hätte leisten können, Juwelen im Wert vom 28 Millionen Mark in einer Kölner Bank. Sie war eine üppige provokative Korsarin, von Pucci angezogen und von Lilly Daché täglich gepflegt. Millionen und aber Millionen Frauen verurteilten sie, und während sie sich nachts ruhelos hin und her wälzten und über den Lebenswandel jener Dame nachdachten, bissen sie vor Neid ins Kopfkissen³³.

Herr Uhl hätte insbesondere die Finesse genossen, mit der Arndts Gäste in konzentrischen Kreisen dahinwirbelten, mit fast geometrischer Genauigkeit die Rangunterschiede beachtend, die im Adel zur Tradition geworden waren, noch ehe «Allerhöchstderselbe» den Thron bestiegen hatte. Seit dem Krieg hatte sich zwar einiges geändert, aber die älteste aller Regeln galt immer noch: Die Länge der Ahnenreihe hatte Vorrang vor dem Titel. An jenem Abend standen Prinz Rupprecht zu Hohenlohe-Langenburg, Prinz Johann Georg von Hohenzollern mit Prinzessin Birgitta, Graf und Gräfin Hans-Veit zu Toerring-Jettenbach und Baron Camille Thalhammer an der Spitze; um sie herum drängten sich die anderen Grafen und Barone, ein britischer Pair und ein paar Konsuln. Hin und wieder tauchte die Baronesse Holzschuher auf, und ganz aussen, wie ein Geist, der bei der Eröffnung der Berliner Kroll-Oper vor 30 Jahren aus den mit weissem Satin verkleideten Wänden gestiegen war, glänzte der weissblonde Schopf von Mady Rahl auf, die sich immer noch ihrer guten Adresse in der vornehmen Windmayerstrasse 23, ihrer Tanz- und Theaterausbildung und des ihr gewidmeten fünfzeiligen Eintrags im *Wer ist Wer?* erfreute. Aber Madys Name war nicht der letzte auf der Gästeliste. In diesem speziellen Fall entsprach es einer Art umgekehrtem Snobis-

mus, ganz am Ende aufgeführt zu werden, und dieses Privileg war für Maria Estelle Kubitschek reserviert worden, die ältere Tochter des brasilianischen Staatspräsidenten, der es ermöglicht hatte, dass ihr Gastgeber sich in Südamerika einen «Staat im Staate» errichten konnte.

Die Uhr schlug Mitternacht. Abrupt hörte der Tanz auf. Ein verlegenes Schweigen trat ein.

Es schlug Mitternacht – Zeit für die Übergabe der Geschenke. Was schenkt man einem Milliardenerben zu seinem Geburtstag? Der Prinz von Bayern überbrachte eine einzige Nelke. Nachtclubbesitzer und Lebemann James Graser trug die leicht anrühige «Dudlhofer Milchwirtschaft» vor. Die meisten Gäste hatten sich schon vorher mit Blumensträssen versehen. Nachdem die Glockenschläge verklungen waren, verbrachte Arndt die meiste Zeit in Gesellschaft von Hildegard Knief ...

Ysabel (Diamanten-Lilli) Styler hatte sich ihren eigenen Butler mitgebracht und liess sich ausschliesslich von ihm bedienen. Fürst Tassilo von Fürstenberg gab den aufmerksam Lauschenden bekannt, dass seine Tochter Ira im April ihren ersten Film in Rom drehen wird³⁴.

Obermaier bemerkte ferner ein ganzes Sortiment «homosexueller Modeschöpfer aus ganz Deutschland» und auch einige Ausländer. Eine Gruppe kam aus London. In einer Pause zwischen den allgemeinen Flirts und dem Genuss der Spezialitäten des Hauses – «Brust [vom Huhn] à la Sophia Loren» und «Rücken [vom Lamm] à la Mustapha» – begannen sie zu singen. Eines der Lieder war im Herbst nach Arndts Geburt besonders populär gewesen, und in England erinnerte es die Eltern von einigen der Sänger immer noch an München:

*For he is a jolly good fellow,
For he is a jolly good fellow ...*

Und so sangen sie alle. Aber ihr Gastgeber, der doch sechs Sprachen beherrschte, war momentan verduzt. Er verhielt mitten in einem Tanzschritt und fragte Frau Knief: «Was ist das für ein Liedchen?» Sie antwortete nicht. Sie konnte es ihm nicht sagen, was das für ein Liedchen war. Hildegard war genauso ein Weltkind wie Arndt; sie hatte die Hauptrolle in dem ersten deutschen Nachkriegsfilm *Die Mörder sind unter uns* gespielt, war später in Hollywood Erich von Stroheims Partnerin gewesen und in Locarno, Mailand und Vichy mit Filmpreisen ausgezeichnet worden. Sie war zwar viel älter als Arndt – im Monat davor hatte sie ihren 39. Geburtstag gefeiert –, aber sie war erst zehn Jahre alt gewesen, als der Ehrenwerte Arthur Neville Chamberlain – der in Anbetracht seiner gesellschaftlichen Stellung auch ins *Humplmayr* hätte eingeladen werden können – seinen Landsleuten eine allerdings nur kurz dauernde Freude bereitet hatte, indem er mit dem von der BBC ausgestrahlten Schrei «Wie entsetzlich, phantastisch und unglaublich klingt es, dass wir Schützengräben anlegen sollen ... wegen eines Streits in einem weit entfernten Land, zwischen Leuten, von denen wir nie etwas gehört haben!» die Tschechen im Stich liess*. Für Arndt und Hildegard war München

* Am nächsten Tag wurde dieser Ausspruch auf Befehl von Goebbels' Reichspropagandaministerium über alle deutschen Sender wiederholt, in Verbindung mit der Meldung, dass eine «Konferenz zwischen Deutschland, Italien, Frankreich und Grossbritannien» bevorstehe. Arndts Kinderschwester hörte es am Radio, während sie Alfrieds sieben Monate alten Sohn fütterte.

eine Stadt wie jede andere auch, eine gastfreundliche Stadt, berühmt unter anderem wegen ihrer Leopoldstrasse, die mehr Touristen anlockt als Münchens grosser Tierpark. Hätte einer der Engländer, die in dem Lädengewirr hinter Berkeley Square House den Minirock kreierte, das Geburtstagskind mit einem Regenschirm beschenkt, hätte Arndt auch gelacht, aber nur, weil für ihn das ganze Leben zu einem einzigen Witz geworden war; der eigentliche Sinn wäre ihm völlig entgangen³⁵.

So flüsterte er seiner attraktiven Partnerin noch einmal zu: «Was ist das für ein Liedchen?» (Inzwischen war er zu der Ansicht gelangt, es handle sich um einen einfachen Sprechgesang). Sie schüttelte den Kopf; die beiden wechselten einen ratlosen Blick miteinander, und die Engländer, welche die beiden scharf beobachtet hatten, steckten lachend die Köpfe zusammen. Dann erhoben sie nochmals ihre Stimmen und wiederholten das Ganze *lentissimo*. Ihr verdutzter Gastgeber starrte sie an wie Leute aus einem fernen Land, von dem er noch nie etwas gehört hatte. Da verloren sie die Beherrschung. Aus der Harmonie wurde Katzenmusik, und dann gaben die Nachtigallen vom Berkeley Square auf und kicherten.

Auf dem Hügel gab es kein Gekichere, keine Feier zu Ehren des Erben und bestimmt keine Freude über das Foto, das am nächsten Morgen auf den ersten Seiten der deutschen Zeitungen prangte und den «Krupp-Sohn Arndt» mit weisser Krawatte, einem scharlachfarbenen Band quer über der mit Perlenknöpfen gezierten Hemdbrust und mit einem Militärorden am Hals zeigte, der ihm von irgendeinem obskuren – und zweifellos unterentwickelten – Land verliehen worden war. Vier von Arndts Onkeln hatten das Feldgrau der Wehrmacht, einer das Blau von Görings Luftwaffe getragen; drei waren gefallen, ein vierter war jahrelang in Kriegsgefangenschaft gewesen. Sicher, sein eigener Vater hatte nie einen Stahlhelm aufgesetzt. Aber auch die Tatsache, dass Alfried in den Jahren 1943 und 1944 die englischen Bombenangriffe überlebt hatte, war bemerkenswert, und er hatte die beiden ihm von Hitler an die Brust gehefteten Kriegsverdienstkreuze voll und ganz verdient; wie ein internationales biographisches Nachschlagewerk es ausdrückte, hatte Alfried «fast ganz allein den Betrieb von Hitlers riesiger Kriegsmaschinerie aufrechterhalten». Aber weder er noch seine Brüder trugen jemals ihre Auszeichnungen. Und jetzt paradierte sein einziges Kind – das nun wirklich aus dem Kindesalter heraus war – vor der Presse mit einem lächerlichen Kinderlitzchen herum, das aus der Spielzeugabteilung von Krupps Essener Warenhaus hätte stammen können. Es war eine Schande. Es war demütigend. Es war sogar noch schlimmer: Es war ein Omen³⁶.

Bei bestimmten Themen übten die Bediensteten des Hauses Krupp mit Recht Discretion. Wie viele Kartons Camel-Zigaretten und White-Horse-Whiskyflaschen der Konzernherr an jenem langen einsamen Wochenende auf Sylt konsumierte, bleibt ein Geheimnis, aber wir wissen, dass er Stunde um Stunde allein vor sich hin brütete und Tonbänder mit Wagner-Musik abspielte: Tannhäuser, Lohengrin, Die Meistersinger von Nürnberg, Tristan und Isolde und – den Umständen angemessen – Die Götterdämmerung. Vom finanziellen Standpunkt aus war sein Imperium wackliger, als es die Umwelt, mit Ausnahme weniger, vermutete. Und jetzt noch dieser Schlag. Die Leute würden zu reden anfangen, darunter auch solche, die es wissen mussten und denen

man aufmerksam zuhören würde. Man konnte dem Hauspersonal vertrauen, und wenn man Alfred Krupp hiess, konnte man auch sich selbst vertrauen, aber das waren auch schon alle. Einer seiner engen Freunde, Mitglied des Direktoriums, sagte unaufgefordert zu mir: «Wissen Sie, ich habe den jungen Krupp bei der 150-Jahr-Feier gesehen. Das war das erste und auch das letzte Mal. Und Herr Alfred ist ein alter Mann. Jeden Augenblick kann es soweit sein.» Ein anderer sagte: «Arndt *ist* ein Problem. Es ist nicht, dass er sich so herumtreibt, aber, gerechter Strohsack, was er alles anstellt – wenn der Führer noch lebte, würde er uns ganz schön fertigmachen! Das wirkliche Problem ist, dass der nächste Erbe das Kommando nicht übernehmen *will*. Ein so riesiges Unternehmen zu leiten, erfordert den ganzen Mann, und ich befürchte, dass Arndt im nächsten Haus war, als diese spezielle Begabung ausgeteilt wurde. Natürlich ist das für seinen Vater eine schwere Belastung. Der Konzern ist sein ganzer Lebensinhalt³⁷.»

Die unmittelbare Bedrohung für Alfred lag jedoch in der Reaktion der deutschen Presse. Die *Abendzeitung* hatte jede andere Zeitung, jedes Nachrichtenmagazin im Lande um eine Nasenlänge geschlagen. Im völligen Einvernehmen mit Arndt und dessen Gästen hatte der Münchner Kolumnist die Tatsachen über den Geburtstag und die Geburtstagsgeschenke berichtet. Er hatte niemanden verleumdet; trotzdem hatte er eine Grenze überschritten. *Hunter* hatte Arndt als einen indolenten Narren dargestellt. Jetzt würden andere rasch dafür sorgen, dass Arndts Name stets mit dem Namen Krupp gekoppelt war, damit jedermann genau Bescheid wusste – was für die führende Familie des Landes nur katastrophale Folgen haben konnte. Und so kam es auch. Wie zu erwarten gewesen war, begann die Katastrophe mit einem Artikel im *Spiegel*. Bis jetzt hatte der Chefredakteur Rudolf Augstein nur aus dem Hinterhalt gegen Beitz geschossen. Aber dabei würde es nicht bleiben; jetzt würde er Breitseiten abgeben. Dieses Nachrichtenmagazin, das drei Jahre zuvor die Dynastie der Flicks wegen eines unwichtigen Familienstreits in Stücke gerissen hatte, würde Alfreds unglückseligen Sohn nicht übersehen, und richtig, nach kurzer Ruhe vor dem Sturm – der Chefredakteur war wegen einer Attacke auf ein Kabinettsmitglied eingesperrt gewesen – beeilte sich der *Spiegel*, seinen Lesern zu enthüllen, dass – so mächtig Alfred auch war – die Herrschaft der Krupps über das Ruhrgebiet, die bis in die Anfänge der neueren Geschichte Europas zurückreichte, mit seinem Tod enden würde: «Sein einziger Sohn Arndt, der schon lange erwachsen ist, hat demonstriert, dass er nicht geneigt und kaum fähig ist, jemals an die Spitze des Konzerns zu treten.» Niemals zuvor war etwas Derartiges über einen Kronprinzen der Krupps veröffentlicht worden. Augstein fügte hinzu, dass Arndt, trotz der ihm gebotenen Möglichkeiten, in Freiburg, München oder Köln ein Studium abzuschliessen, sich «für die Laufbahn des Playboys» entschieden habe: «Seit einiger Zeit tummelt er sich mit seinem Rolls-Royce an den Plätzen der internationalen Snobiety. Bei einem Bar-Rummel in Nizza verlor er 1965 einen Platinring mit einem vierzehnkarätigen Solitär im Wert von 120'000 DM³⁸.»

Selbst Arndt regte sich über diesen Artikel auf, aber aus einem höchst erstaunlichen Grund. Augstein hatte wohl sein Auto und den Brillantring erwähnt, seine Jacht *Antinous* hingegen übersehen. Daher veröffentlichte der *Spiegel* zwei Monate später, nach einem Interview, eine Korrektur: «Arndt hat gezeigt, dass er nicht geneigt und

kaum fähig ist, die Firma seines Vaters zu übernehmen. Er besitzt einen Rolls-Royce und eine Motorjacht. Was für eine merkwürdige Kombination!»

Über den letzten Satz sei er allerdings erstaunt, sagte Arndt, weil er einen Selfmade-man kenne, der mehrere Rolls-Royce-Wagen und Jachten sein eigen nenne. (Er über-sah dabei einen Unterschied: Im Gegensatz zu ihm selbst arbeitete der betreffende Grossunternehmer für seinen Lebensunterhalt.) Arndt stellte fest, dass er derartige «Anspielungen auf mein Privatleben» für «überaus geschmacklos» halte, «gleichgültig in welcher Form sich mein Leben abspielt». Ferner betonte er folgendes: «Der von der Presse erweckte Eindruck, dass ich nicht fähig bin, Krupp zu übernehmen ... entspricht nicht der Wahrheit. Ich bin auch kein Playboy-Mitglied des internationalen Jet-Sets, als das die Boulevard-Zeitungen mich beschreiben. Ich gebe zu, dass ich in meiner Freizeit das Leben geniesse, aber in Brasilien bin ich ein hart arbeitender, ernstzunehmender Mann.» Er wollte andererseits nicht, dass die Menschen in der Heimat glaubten, er sei ein Lateinamerikaner geworden. «Wie könnte ich leugnen, dass dies das Land meiner Geburt, das Land meiner Väter ist?» fragte er leidenschaftlich. «Ich werde immer mit einem Fuss hier sein. Ich versuche nicht zu verbergen, dass ich ein Europäer, ein Deutscher bin. Ich werde immer wieder zurückkommen, um meine geistigen Batterien aufzuladen³⁹.»

Das nahm ihm niemand ab. Die russverstaubten Kruppianer konnten sich nicht vorstellen, dass ein Land in einem anderen Kontinent, das sozusagen ein zweites Versailles hinter sich hatte, für ihren künftigen alleinigen Inhaber der geeignete Platz sei, um dort seine geistigen Batterien aufzuladen oder auch nur zu entladen. Zwar erwartete man von ihm nicht, dass er sich inmitten einer Gruppe von Kumpeln durch einen Schacht zwängte, aber er hätte sich zumindest ab und zu in der Villa Hügel und im Hauptverwaltungsgebäude sehen lassen sollen. Dadurch, dass Arndt das Ruhrgebiet mied, entstand ein neues Problem, denn jetzt würde jedes offizielle Zusammentreffen zwischen ihm und seinem Vater Schwärme von Reportern anlocken. Da es aber wichtig war, dass sie die Zukunft des Konzerns besprachen, musste jede Begegnung heimlich stattfinden und sorgfältig vorbereitet werden. Im Winter 1962/63 begann eine Reihe von geheimen Besprechungen, zuerst auf Waldtrauts Besitz in Argentinien und dann bei den Nebelbänken in der Nähe von Sylt, wo Alfrieds *Germania V* in Rufweite von Arndts *Antinous* ankerte. Aber irgendwie bekamen die Journalisten Wind davon, und das Ergebnis war, dass Arndt, wenn er an Land die Zeitschriften und Zeitungen las, zu der Ansicht gelangte, die Presse nehme ihn nicht ernst. So war es auch. Er wurde nahezu einmütig mit skeptischen Augen betrachtet. *Fortune* erklärte kurz und bündig, dass Arndt «nicht die geringste Fähigkeit oder Neigung zeigte, der sechste Chef der Firma zu werden». Um diese Zeit hatte er schon die Maske fallenlassen. Zu einem Journalisten sagte er müde: «Die Kruppsche Tradition hat meinen Vorfahren viel Kummer gebracht»; zu einem anderen: «Ich bin nicht wie mein Vater, der sein ganzes Leben für etwas opferte, von dem er nicht einmal wusste, ob es sich zu seinen Lebzeiten lohnen würde»; zu einem dritten: «Mein Vater hat mehr gearbeitet als gelebt. Ich bin nicht so wie er und will es auch nicht sein.» Als er über seine eigene Zukunft befragt wurde, nannte er das Kind beim Namen. Von nun an, sagte er, wolle er «ein sorgenfreies Leben führen»⁴⁰.

Auch dem einfältigsten Kruppianer war es klar, dass ein Mann nicht gleichzeitig

Hedonist und Konzernherr sein konnte. Und der intelligenteste von ihnen sann bei amerikanischen Zigaretten, schottischem Whisky und Tonbändern mit Wagner-Musik finster über einen neuen Schicksalsschlag nach. Am 1. April vor hundert Jahren, am Vorabend der Eröffnung der Pariser Weltausstellung 1868, hatte sein Urgrossvater persönlich von seinem Schaustück, der blitzenden Vierzehn-Zoll-Kanone, die Hülle abgenommen, einem Tausendpfünder mit einem 50 Tonnen schweren Lauf auf einem 40 Tonnen schweren drehbaren Stahlgestell. Das war die Waffe, die er dem König von Preussen gegenüber grossartig als «ein Ungeheuer, wie es die Welt noch nicht sah», beschrieben hatte, und die er dann Seiner Majestät zum Geschenk machte. Nachdem er die Mündung poliert und den Fussboden unter seinem 88'000 Pfund schweren Gussstahlstück verstärkt hatte, war er in sein Hotelzimmer zurückgekehrt und hatte über die Zukunft der Dynastie nachgedacht. Genau wie es Alfred einhundert Jahre später erging, fröstelte ihn bei dem Gedanken an seinen nicht mehr weit entfernten 60. Geburtstag, und nüchtern hatte er der beunruhigenden Tatsache ins Auge gesehen, dass – wie es die Familienchronik ausdrückte – sein einziger Sohn «... ein kränkelder Knabe (war). Wie sollen je so zarte Schultern eine derartige Riesenlast tragen, und wo sind die Männer, so fähig, so treu, so besessen, dass man sie ihm zur Seite geben könnte? So wälzen sich die Lasten wieder zurück auf ihn, der sich verbraucht fühlt, ausgelaugt; alle seine Befreiungsversuche enden mit verschärfter Knechtschaft. Der reichste Mann Deutschlands ist wahrlich einer der elendsten. Er rüttelt an seinen Ketten, aber ihr Klirren belehrt ihn nur deutlicher über ihre Unzerreissbarkeit⁴¹.»

Man möchte den von der Last seiner Gedanken beschwerten Krupp des Jahres 1967 fast bedauern. Der Alleinerbe von Alfred dem Grossen war kränklich und unwillig gewesen, aber wenigstens war er da gewesen, hatte Pflichtgefühl besessen und sich bereit gezeigt, das Erbe anzutreten. Dazu kam, dass jetzt das finanzielle Fundament des Familienvermögens überaus brüchig geworden war. Alfred hätte das verstanden, aber es war zweifelhaft, ob auch Arndt es verstehen würde; nur wenige Mitglieder des Direktoriums hatten Verständnis dafür, und die Finanzexperten sind immer noch mit dem Versuch einer Analyse der Entwicklung beschäftigt, die dazu geführt hatte. «Der reichste Mann Deutschlands» – diese Bezeichnung war für seinen Urgrossvater zutreffend gewesen, und 1967 hatte auch *Newsweek* recht, den Urenkel als den «reichsten Mann in Europa – den alleinigen Inhaber von 150 Fabriken und Bergwerken, die insgesamt 3'573 Produkte herstellen», zu beschreiben. Aber ein Kapitalist kann eine fabulöse Schuldenlast anhäufen. 1875, als sein Unternehmen blühte, war Alfred gezwungen gewesen, Hypotheken in Höhe von 30 Millionen Mark aufzunehmen; die Gelder wurden von einem Bankensyndikat unter der Federführung der Preussischen Staatsbank aufgebracht. Zu seiner tiefen Demütigung hatte er sich einem Finanzkontrolleur unterordnen müssen, und obgleich er den an jenem 4. April von ihm unterzeichneten Vertrag als Kapitulation betrachtete, wären selbst diese Bedingungen ohne die persönliche Intervention Seiner Majestät nicht zustande gekommen. Und jetzt, 92 Jahre später, wieder im Frühling, als sich die Blätter der Blutbuche wie zum Hohn golden entfalteten, fand Alfred Krupp sich in einer Situation, welche die Gründerkrise in den Schatten stellte. Sein persönliches Vermögen war das grösste in Europa. Gleichzeitig war er paradoxerweise der grösste Schuldner der Bundesrepublik.

Trotz all seines Inventars an Absaugtürmen, Raffinerien, Hüttenwerken, chemischen Anlagen, Werften, Montageanlagen für den Lokomotivbau, Lastwagenbau, Brückenbau, Turbinenbau – ganz zu schweigen von Weinkellern, Warenmärkten und Schraubenmuttern und Bolzen jeder Art für alle Länder der Erde –, trotz all diesem hatte Krupp fast 2,8 Milliarden Mark Schulden. Er war bei 263 deutschen Banken und Versicherungsgesellschaften verschuldet. Seit Beginn des industriellen Zeitalters hatte es etwas Derartiges noch nie gegeben. Kein wohlwollender Kaiser residierte mehr in Potsdam, und selbst wenn es ihn gegeben hätte, hätte das auch nichts geholfen. Es gab keinen Ausweg. Für Alfred Krupp zeigte die Beaufortskala Windstärke 12 an. Seine elf Generationen alte Dynastie stand vor dem totalen Ruin.



Kapitel 32

Die Fahne folgt dem Handel

Vom Tag seiner Geburt an war Alfried Krupps Leben – «es hat nie von mir abgehängen¹», wie er einmal sagte – eine aussergewöhnliche Kulmination dynastischer Bestrebungen gewesen; wie alle Männer seines Namens war er ein Spiegel für Deutschlands wechselndes Geschick gewesen, und als in seinem 60. Lebensjahr die Bundesrepublik eine scharfe Rezession erlebte, trat er durch diesen Spiegel hindurch und zertrümmerte die Träume seiner Vorfahren. Wie Adolf Hitler, der Mittelpunkt seiner jungen Jahre, fühlte er – vielleicht mit Recht –, dass sein tragischer Niedergang durch diejenigen, welche ihm am nächsten standen, beschleunigt wurde. Alfrieds eigener Sohn hatte allem, was einem Krupp etwas bedeutete, den Rücken gekehrt. Jetzt beging Berthold Beitz, der Stellvertreter, den er so sorgfältig ausgewählt und dem er die taktische Leitung der Firma anvertraut hatte, die unglaublichsten Fehler und brachte Haus, Familie und Dynastie in einem Debakel zu Fall, das die Hauptstädte der ganzen Welt erschütterte. Das brach dem Konzernherrscher das Herz, und als alles vorbei war, standen der schwache Sohn und der starke Freund am Grab des letzten und vielleicht grössten der Krupps.

In seinem Nachruf auf die vierhundert Jahre dauernde Herrschaft der Familie äusserte sich James Bell in *Fortune* über den «Amerikaner» wie folgt: «Weil er mehr Verkäufer war als ein Finanzmann, der ein Auge auf die Rentabilität hat, konzentrierte sich im Lauf der Zeit ein erheblicher Teil seiner Gegner in den mächtigen Bankkreisen.» Durch eine Laune der Entwicklung der europäischen Wirtschaft – eine Wiederholung der Krise des Jahres 1873 – waren es gerade diese Kreise, in denen Krupps Adjutant am dringendsten Freunde brauchte. Der Mann, der Krupp jetzt hätte zur Seite stehen sollen, war Johannes Schröder. Schröder hatte in Freiburg, Wien und Berlin studiert; 1929 ehrte ihn die Weimarer Republik mit dem damals seltenen Titel Diplom-Volkswirt, und in den 15 Jahren, ehe er als Lösers Assistent zur Firma stiess, galt er als intimer Kenner der finanziellen Querverbindungen im Ruhrgebiet. Ausserdem wusste er, was an der von Krupp und Beitz verfolgten Politik falsch war. Nachdem er aufgrund der absurden Anschuldigung, sein überraschendes Auftauchen in Japan habe Arndt inkommodiert, entlassen worden war, schrieb Schröder zur Frage der Familienbetriebe im *Handelsblatt*:

... über die Personalgesellschaften und Einzelfirmen [herrscht] dagegen meistens ein Kopf. Er mag ein begabter Techniker sein; er mag ein fabelhafter Verkäufer sein. Er schafft wunderbare Betriebe und erzielt herrliche Umsätze. Er duldet niemanden neben sich und betrachtet die finanzielle Seite als ein notwendiges Übel, das ihn aber in Anbetracht seiner bemerkenswerten Erfolge nichts angeht, selbst wenn das Geld aus allen Ecken zusammengekratzt werden muss. Er verwechselt Geld mit Kapital und ist starr vor Staunen, wenn er eines Tages trotz all seiner blendenden Erfolge feststellen muss, dass er am Rande des Ruins steht².

Schröder hatte seine Worte klug getarnt. Ein direkter Angriff gegen Krupp wäre undenkbar gewesen. Daher hatte er sich des Falles Willi Schlieker als Beispiel bedient. Schlieker, ein ehemaliger Schützling von Speer, hatte versucht, aus seinen im Krieg gewonnenen Erfahrungen ein Vermögen zu machen. Die Ruhrgemeinde hatte mit stiller Schadenfreude tatenlos zugehört, als Schlieker sich in Fehlkalkulationen einliess, sich finanziell übernahm und von der Last seiner Schulden erdrückt wurde. Das Opfer hatte in den Dreissigern gestanden und sich seine erste Sporen in «Speers Kindergarten» verdient, wie die Schlotbarone es verächtlich nannten. Schröder konnte ihn also ungeschert an den Pranger stellen, obgleich die eingeweihten Leser des *Handelsblatts* natürlich wussten, dass er hinter grösserem Wild her war:

Diesen Typ eines modernen Wirtschaftsführers vergleiche ich immer mit einem Mann, der einen hervorragenden Verstand und kräftige Muskeln hat, aber keine Rücksicht auf seinen Kreislauf nimmt. Während er noch gesund und strahlend aussieht, wird er plötzlich von einem Herzinfarkt betroffen und fällt krank oder tot um. Die Gefahr eines solchen finanziellen Herzinfarkts ist besonders bei den Firmen akut, die ihre Bilanzen nicht veröffentlichen. Sie unterstehen nicht der Kontrolle eines Arztes (oder, in diesem Fall, der Öffentlichkeit). Daher kann man sie nicht rechtzeitig warnen.

In den Nachkriegsjahren, dessen sei er sich bewusst, seien solche Warnungen nicht möglich gewesen. «Wenn man wieder aufbauen will, muss man den Unterschied zwischen Kapital und Geld ausser Acht lassen. *Jeder* Kredit, den man bekommen konnte, wurde investiert. Ob er langfristig oder kurzfristig war, fiel nicht ins Gewicht. Not kennt kein Gebot!» Aber mit zunehmender Stabilisierung müsse ein Konzern für flüssige Mittel sorgen:

Man muss sich über eines klar sein: Liquidität ist teuer, aber Illiquidität ist viel teurer; denn sie kostet die Existenz³!

Schröder wandte sich mit aller Leidenschaft, deren ein Nationalökonom fähig ist, an den Konzernherrn. Er hätte genausogut gegen eine Wand sprechen können. Alfred war als Ingenieur ausgebildet worden. Arndt hätte eine gründliche Ausbildung in Volkswirtschaft durchmachen sollen, aber seine Flucht zu den Stätten des Vergnügens ermöglichte es dem «Amerikaner», der über Aktiva im Stil von Goldfinger dachte, nach seinem Gutdünken zu verfahren. Ein deutscher Bankier, der Alfred so nahestand, dass er seinen Namen nicht genannt haben möchte, glaubt, dass das Glück des alleinigen Inhabers «Mitte 1966 anfang, sich zu wenden. Die konsolidierte Bilanz für 1965, die zu diesem Zeitpunkt vorlag, zeigte eine alarmierende Gewinnrechnung. Die Gründe? Der Rückgang der Stahlpreise, die Krise im Kohlebergbau, der rückläufige Auftragseingang, steigende Kosten.» Er schob einen Presseauschnitt über die Mahagoniplatte des Schreibtischs:

KRUPP-HÜTTENWERKE BLIEBEN OHNE GEWINN

Aber der Bankier diagnostizierte den finanziellen Herzinfarkt, nachdem die Gefässe schon geplatzt waren. Schröder hatte den Anfall schon fünf Jahre im Voraus angekündigt, und wenn seine Prognose auch in anderer Hinsicht stimmte, so ist es doch mög-

lich, dass der eigentliche Wendepunkt in dem Augenblick gekommen war, als Beitz von einer hektischen Reise durch Bulgarien zurückkehrte, auf der er Vertreter aus England, Japan, Italien und Frankreich aus dem Feld geschlagen hatte, und unbekümmert sagte: «Warum sollen wir nach Indonesien und Bolivien gehen, wenn Osteuropa vor unserer Türschwelle liegt?» Schröder hätte diese Frage sofort beantworten können. Für unterentwickelte Länder übernahm Bonn für eine Dauer von zehn Jahren die Finanzierung und garantierte für 80 Prozent der Gesamtsumme. Sobald der Konzern den Eisernen Vorhang durchschritt, war Bonn von jeder finanziellen Verantwortung befreit und bezog sogar offiziell gegen finanzielle Transaktionen mit dem Ostblock Stellung.

Diese Grundsatzhaltung wurde im Mai 1958 zum Anlass für einen gediegenen Krach zwischen Adenauer und Beitz; Alfrieds Generalbevollmächtigter ging damals versuchsweise an die Auswertung seiner während des Kriegs in Polen geschlossenen Kontakte. Er wurde dort so herzlich aufgenommen, dass er nach Moskau weiterreiste – und nach seiner Rückkehr mit voller Wucht von Adenauers Zorn getroffen wurde. «Der Alte» verurteilte seine Reise und nahm vom Palais Schaumburg aus öffentlich dazu Stellung, indem er erklärte, «man müsse an der nationalen Zuverlässigkeit des Herrn Beitz zweifeln⁵.»

Es mag absurd scheinen, einen Geschäftsmann rot eingefärbter Neigungen zu verdächtigen, aber der strenge alte Kanzler war der Fels, auf dem Westdeutschlands anti-kommunistische Haltung ruhte, und die Wärme, mit der Beitz im anderen Lager empfangen worden war, liess ihn anrücklich erscheinen. Nach Adenauers öffentlicher Rüge beging die Sowjetunion in der Absicht, Hilfestellung für Beitz zu leisten, einen ihrer charakteristischen Fehler; trotz seiner hohen Stellung in Hans Franks Generalgouvernement in Polen könne die UdSSR über Beitz nichts Nachteiliges sagen, proklamierte der Kreml. In Warschau gab Ministerpräsident Josef Cyrankiewicz, der es gleichfalls gut meinte, eine Erklärung in deutscher Sprache ab, in der Beitz als «ein hervorragender Botschafter aus Deutschland, ein seit zwanzig Jahren erprobter Freund Polens» bezeichnet wurde³.

Das förderte zwar den Ruf des Generalbevollmächtigten in den kommunistischen Ländern, aber im Ruhrgebiet festigte es nur das Misstrauen der hartgesottenen Exnazis, die von Anfang an vor dem Verkäufer aus Hamburg auf der Hut gewesen waren. Der Führer hatte Frank, Seyss-Inquart und deren Mitarbeiter nicht als Sendboten ins Generalgouvernement geschickt. Sie hatten nicht den Auftrag gehabt, sich bei der jüdischen Bevölkerung beliebt zu machen oder die Polen zu beeinflussen, und jeder deutsche Feldwebel, der diesen «Stücken» half, machte sich des Hochverrats schuldig. Selbst Adenauer, der gewiss kein Nazi gewesen war, brachte patriotische Belange ins Spiel. Beitz sass in der Klemme, und das wusste er auch, und so bat er im April zum erstenmal in seiner Laufbahn Krupp um Hilfe; er «... bewog seinen Arbeitgeber Alfried Krupp alsbald zu einem Protestbrief. Der Kanzler retirierte: Er habe die Wendung nationale Zuverlässigkeit nicht gebraucht⁷.»

Hinter diesem Scharmützel stand eine Frage, die so alt war wie die preussische Politik. Das Reich hatte keine natürlichen Grenzen, beherrschte jedoch aufgrund seiner Lage Mitteleuropa, und so hatte man sich nie entscheiden können, in welcher Richtung man seine Freunde suchen sollte. Diese Unentschlossenheit hatte innerhalb von dreiss-

sig Jahren zu zwei Zweifrontenkriegen geführt, und Krupps Unfähigkeit, dieses Problem zu lösen, war der eigentliche Grund für seinen Niedergang, Sturz und Tod.

Ehe er sein Amt in Brüssel antrat, war der Präsident der EWG Adenauers Aussenminister gewesen. Bekannt wurde er durch die Hallstein-Doktrin, nach der die Bundesrepublik keine diplomatischen Beziehungen zu Staaten unterhielt, die Ostdeutschland anerkannten; nur bei Russland machte man eine Ausnahme, mit der Begründung, dass es sich um eine Besatzungsmacht handle. Wie aber Generationen westlicher Diplomaten zu ihrer Verzweiflung feststellen mussten, galt es für alle deutschen Regierungen als unverrückbare Tatsache, dass man mit den Russen besser umgehen könne, als es London, Paris oder Washington fertigbrächten. Als Joachim von Ribbentrop 1939 den Nichtangriffspakt mit der Sowjetunion unterzeichnet hatte, sagte er in privatem Kreis: «Dass wir auf militärischem Weg nach Moskau und noch weiter kommen, steht, glaube ich, ausser Frage⁸.» Jetzt versties der Generalbevollmächtigte der Firma hinterherum gegen die Hallstein-Doktrin, und hier wie in allen anderen Ländern war die Firma gewillt, als Vertreter des Vaterlands zu handeln. Bonn war zwar NATO-Mitglied, aber einflussreiche Leute in der Regierung wünschten, dass die Firma «quasi-diplomatische Beziehungen zwischen der Bundesrepublik und den sowjetischen Satellitenstaaten herstellt». Krupps «Handelsmissionen» in den Satellitenstaaten würden «nicht nur die Handelsbeziehungen verbessern, sondern in gewisser Hinsicht auch diplomatische Aufgaben erfüllen», und sollten mit deutschen Diplomaten besetzt werden, die ihre Ausbildung im Dritten Reich absolviert hatten. Dadurch würde die Hallstein-Doktrin überholt sein⁹.

An einem Wochenende im Mai wurde mir mitgeteilt, dass Herr Beitz eine schon vor längerer Zeit getroffene Verabredung nicht einhalten könne, da er in Moskau eine Besprechung mit Nikita Chruschtschow habe. Sie sprachen über politische und nicht über geschäftliche Fragen, und bei seiner Rückkehr meldete Beitz sich erst in Bonn, ehe er wieder in Essen eintraf. Am gleichen Sonntag war Freiherr von Wilmowsky Gast bei Klaus von Bismarck, einem Urenkel des Eisernen Kanzlers, in dessen Haus Villigst im Ruhrgebiet, und der junge Bismarck und seine Altersgenossen sprachen sich heftig gegen Beitz' Besuch in Russland aus. Ihre Debatte liess das Ausmass des ewigen politischen Problems von Deutschland klar erkennen. In seinen Lebenserinnerungen war der grosse Eiserne Kanzler zu dem Schluss gekommen, dass es für das Reich von Vorteil sei, sich in seiner Ostpolitik nicht festzulegen – dass Berlin abwarten und den russischen Bären überlisten könne. Am 21. Mai 1864, während des preussisch-dänischen Kriegs, hatte Alfred Krupp voll Stolz nach St. Petersburg berichtet, dass seine Fabriken «jetzt annähernd 7'000 Menschen beschäftigen, wovon ein grosser Teil für Russland arbeitet». Diese Ambivalenz des Kanonenkönigs wiederholte sich beim Kaiser, General Hans von Seeckt und Adolf Hitler, dem aktivsten Gegner Russlands in der deutschen Geschichte. Als er Hess in seiner Landsberger Zelle diktierte, hatte Hitler mit seltener Objektivität festgestellt: «Wäre ich selbst Franzose ... so könnte und wollte auch ich nicht anders handeln, als es am Ende ein Clemenceau tut.» Im gleichen Gefängnis schrieb er später, dass der Nationalsozialismus sich mit den Russen auseinandersetzen müsse:

«Wir setzen dort an, wo man vor sechshundert Jahren endete. Wir stoppen den ewigen Germanenzug nach dem Süden und Westen Europas und weisen den Blick nach dem Land im Osten ... Wenn wir aber heute in Europa von neuem Grund und Boden reden, können wir in erster Linie nur an Russland und die ihm untertanen Randstaaten denken¹⁰.»

Während sechs Millionen Deutsche pflichtschuldigst sechs Millionen Exemplare von *Mein Kampf* kauften, trieben nur wenige ihre Loyalität so weit, sich durch die 782 weitschweifigen Seiten hindurchzuackern. Natürlich gab es auch Ausnahmen: Bis zu seinem Tod hatte Alfred Krupp sein Exemplar der Parteibibel auf dem Nachttisch liegen, und Joachim von Ribbentrop unternahm nichts, ohne sich vorher in seinem zerlesenen Exemplar Rat zu holen. Als er in der letzten Maiwoche des Jahres 1939 seinem Botschafter in Moskau Anweisungen gab, legte er Hitler ein streng vertrauliches, sorgfältig ausgearbeitetes Memorandum vor, in welchem er sagte: «Es braucht nach unserer festen Überzeugung in keiner Weise zu einem Interessengegensatz mit Sowjetrußland zu führen ... Wir können schon heute so viel sagen, dass wir bei einer Bereinigung der deutschpolnischen Frage – mag sie in dieser oder jener Weise erfolgen – den russischen Interessen nach Möglichkeit Rechnung tragen würden¹¹.»

Hitlers Randnotizen in den sichergestellten Akten von Ribbentrop zeigen, dass er sich zu keinem Entschluss durchringen konnte. Eine Entspannung der Beziehungen zu Stalin erschien ihm attraktiv. Der Botschafter in Moskau wurde angewiesen, Molotow mitzuteilen, dass Deutschland «die amtliche Bekundung der politischen Normalisierung der Beziehungen» wünsche, und dass er dabei betonen solle, Deutschland plane «keine Aggression» gegen die UdSSR, was in jenem letzten Frühling vor Kriegsausbruch durchaus der Wahrheit entsprach. Das deutsche Staatsoberhaupt machte einen Schritt zurück, einen vor, wieder einen zurück und wieder einen vor. Wenn Otto von Bismarck, Alfred Krupp, der Kaiser, Hans von Seeckt und Adolf Hitler nicht fähig gewesen waren, Deutschlands schizophrener Haltung gegenüber dem Osten ein Ende zu bereiten, dann kann man wohl kaum erwarten, dass dieses Kunststück im Jahr 1939 einem ehemaligen Sektvertreter gelang – oder, zwanzig Jahre später, einem ehemaligen Versicherungsvertreter¹².

Beitz glaubte, einen «Stern im Osten» zu sehen. Alfred Krupp hatte tatsächlich ukrainische Fabriken geleitet; er hatte mehr Erfahrungen über die russische Industrie als jeder andere Industrielle im Ruhrgebiet, und er hätte Beitz warnen können. Aber Krupp war von dem Problem Arndt in Anspruch genommen, und so war sein Stabschef der einzige Mann am Steuer. Während eines leichten wirtschaftlichen Rückgangs im Jahr 1949 hatte das Ruhrgebiet den Blick nach Osten gerichtet. Jetzt, acht Jahre danach, stagnierte die Wirtschaft wieder, und wieder bot sich dieses Heilmittel an. Die meisten Schlotbarone wollten mit den Kommunisten nichts zu tun haben, aber Krupp persönlich sagte ihnen, dass für einen Industriellen ein politischer Einwand einer Bankrotterklärung gleichkomme, dass in der Welt des Handels nur von der «wirtschaftlichen Vernunft» Grenzen gezogen werden könnten, und diese schien im Augenblick in die Richtung von Beitz' Stern zu weisen. Der Mann, der diesen Weg beschritt, versuchte seine Kritiker mit witzig gemeinten Bemerkungen abzuspeisen.

Während er auf einem offiziellen Empfang in Bonn die Herren des Kreml beschrieb, zog er die Augenbrauen hoch und flüsterte in gespielterm Erstaunen: «Diese Leute haben tatsächlich genauso saubere Fingernägel wie wir!» Adenauer war nicht belustigt und schoss zurück: «Warum stecken Sie sich keine rote Nelke ins Knopfloch, Herr Beitz?» Beitz murmelte etwas von «Brücken zwischen Ost und West», und indem er sich an die Umstehenden wandte, klagte er: «Ich kann diese Kritiker nicht verstehen. Ist es denn so schlimm, mit einem Kunden einen Händedruck zu tauschen, der gerade Waren im Wert von fünfzig Millionen Mark gekauft hat? ... Ich bin ein einfacher Geschäftsmann. Ich will von Politik nichts wissen und möchte mich von allen politischen Fragen fernhalten ... Soll Adenauer sich doch um seine Diplomatie kümmern und das Geschäft uns überlassen. Die Privatindustrie kümmert sich nicht um politische Gesichtspunkte, während die Regierungen wechseln¹³.»

Im Hauptverwaltungsgebäude hätte das einen Beifallssturm entfacht. Im Palais Schaumburg folgte ein eisiges Schweigen. Die Bemerkung über einen Wechsel in der deutschen Regierung wurde als taktlos empfunden, und in diesem Kreis klang die Behauptung, dass Krupps zweigleisige Betätigung hinter dem Eisernen Vorhang von der Bonner Aussenpolitik getrennt werden könne, geradezu albern. Es war Beitz' Glück, dass der Konzernherr selbst anwesend war. Mit ruhiger Stimme sagte er: «Unsere Geschäftsinteressen im Ostblock werden nach politischen Gesichtspunkten beurteilt. Diese Einstellung könnte gar nicht abwegiger sein, unsere Interessen sind rein wirtschaftlicher Natur. Wir verkaufen an die Oststaaten zur Erhaltung der Arbeitsplätze, nicht aber aus politischen Beweggründen¹⁴.»

Damit war er dem Beispiel seines Vaters gefolgt, der geschrien hatte, «hier wird nicht politisiert!», während er gleichzeitig Hitlers mit brutalen Mitteln erzwungenen Wahlsieg im Jahr 1933 finanzierte, und Alfreds Worte waren genausowenig logisch wie seinerzeit die von Gustav. Aber die Tradition blieb Sieger. Kein Regierungsmitglied wollte mit einem Krupp argumentieren. Nach einer Höflichkeitpause wandte sich die Unterhaltung harmlosen Themen zu. Natürlich hatte man Beitz nicht verziehen. Er war damals ein bequemer Sündenbock, und in weniger als zehn Jahren sollte es noch bequemer sein, ihn anzuschwärzen, als sich über dem Ruhrgebiet wieder Wolken zusammenballten, denn die Fehlkalkulationen, in die sich die Firma in den letzten Jahren eingelassen hatte, beschränkten sich nicht nur auf den Ostblock. Trotz des fünfprozentigen Schutzzolls auf Importkohle unterboten die pennsylvanischen Schlotbarone die Deutschen in ihrem eigenen Land und verkauften ihre zweitklassige Anthrazitkohle an die deutsche Industrie. Inzwischen steckten überall auf der Welt die Stahlproduzenten in einer ihrer periodisch wiederkehrenden, langen und unerklärlichen Krisen. Jetzt hätte ein Sparprogramm die logische Massnahme sein sollen. Aber aus dem Geschäftsbericht der Firma Fried. Krupp geht folgendes hervor: «Allein 1965 steckte der Generalbevollmächtigte 330 Millionen Mark in die Montanbetriebe, die Verarbeitungswerke und der Handel hingegen bekamen nur 147 Millionen Mark, obwohl der Konzern nur noch durch sie Gewinn machte. Erst 1965/66 liess Beitz die unrentablen Essener Zechen ‚Amalie‘ und ‚Helene‘ stilllegen.» Ferner: «1965 machte die Lkw-Fabrik 20 Millionen Mark Verlust.» Und schliesslich: «Tatsächlich arbeitet die Masse der Verarbeitungsbetriebe bis heute mit Gewinn; Verluste machten ausser

dem Lkw-Betrieb zuletzt unter anderen der Montanbereich, die Bremer Werft und die Fried. Krupp Universalbau¹⁵.»

Neil McInnes von *Barron's*, der diese Zahlen mit Krupps unheilvollem Osthandel in Beziehung brachte, schrieb, dass es seiner Meinung nach ganz so aussehe, als ob «die von Berthold Beitz in Osteuropa praktizierten genialen Verkaufsmethoden» die Familie Krupp «für immer aus dem Rennen werfen würden¹⁶». Und so sah es auch wirklich aus. Aber diejenigen, die Beitz die Schuld zuschrieben, holten sich ihre Informationen aus deutschen Fachzeitschriften; nur wenige Leute in Deutschland hielten den alleinigen Inhaber für verantwortlich. Aber Alfried war der alleinige Inhaber. Essen war nach dem monarchischen Prinzip organisiert, und ein absoluter Herrscher kann sich seiner Verantwortung nicht dadurch entziehen, dass er einen unfähigen Vasallen opfert. Sicher, es gab ganz besondere Umstände. De Gaulle hatte Alfried aus dem westeuropäischen Markt hinausgedrängt, indem er sich gegen Krupps Plan stellte, sich an der Entwicklung der *Concord*, des anglo-französischen Überschallflugzeugs für die zivile Luftfahrt, zu beteiligen. Und die meisten amerikanischen Geschäftsleute fühlten sich von dem im ganzen Land veröffentlichten Inserat nicht angesprochen, das die Überschrift KRUPP – SYMBOL OF LEADERSHIP IN INDUSTRIAL PROGRESS trug, und in welchem garantiert wurde: «Über 111'000 Arbeiter, über 20'000 Unterteilern und mehr als 150 Jahre Erfahrung machen es Krupp möglich, jedes Problem zu lösen und jede Aufgabe zu übernehmen, gleich welcher Grössenordnung.» Als auch diese Tür zuschlug, wurde Beitz zu seiner unheilvollen Schwenkung nach Osten ermutigt. Zu der gleichen Ansicht gelangte auch der Bundeskanzler, der sich mit der Verwendung von Essener Handelsmissionen als Deckmantel für diplomatische Vertretungen in Ostblockländern ausgesöhnt hatte; und so dachten auch seine knauserigen Untertanen, die laut einem 1967 veröffentlichten Bericht von Strauss im Vorjahr nur 11,2 Milliarden Mark auf dem lebenswichtigen Sektor Forschung und Entwicklung ausgegeben hatten, also lediglich 2,3 Prozent des nationalen Brutto Produkts (im Vergleich dazu: USA 4 Prozent und England 3,2 Prozent¹⁷).

Aber auch die anderen Schlotbarone hatten mit ähnlichen Schwierigkeiten zu kämpfen. Was dem Konzern eine Sonderstellung gab, waren seine Grösse und die Tatsache, dass sein Gebieter häufig abwesend war. Alfrieds Lust am Abenteuer war nicht völlig geschwunden. Im Frühjahr 1963, als er im Hauptverwaltungsgebäude dringend gebraucht wurde, entschloss er sich, einen Besuch in Südamerika mit einer langen Seereise zu beschliessen, und segelte mit der *Germania V* nach Bremen zurück, wobei er unterwegs viele Filme verknipste. Rennwagen hatten nie ihre Anziehungskraft auf ihn verloren. Er war überaus anfällig für das, was jemand einmal «Westdeutschlands Auto-Erotik» genannt hat, und jedes Jahr stand er in Stuttgart drei Tage lang im Overall neben seinem Porsche 911 und sah zu, wie die Mechaniker den Motor überholten. Er liess es niemals zu, dass jemand anders auch nur mit einem Finger das Steuerrad berührte. «Das wäre so, als ob man seine Zahnbürste ausleiht», sagte er. Aber mit seinen Amüsements blieb er weit hinter Arndt zurück. Der Konzernherr war ein energischer, listiger und einfallreicher Firmenchef. Doch hatte er Fehler von weittragender Bedeutung gemacht. Er hatte Beitz für einen Jencke gehalten, und seine tiefe Verehrung für die Vergangenheit der Dynastie war sowohl für Schröder als auch für dessen Nachfolger ein Hemmschuh¹⁸.

Während der grossen Rezession der Jahre 1966/67 beschwor Hermann Josef Abs, der führende deutsche Bankier, die Industriellen, ihre Ausgaben zu kürzen und jede Verschwendung von Geldern zu vermeiden. Abs war mit Krupp eng befreundet. Sie gehörten der gleichen Generation, den gleichen Clubs und den gleichen Cliques an. Als Vorsitzender des Aufsichtsrats sowohl der Deutsch-Asiatischen Bank in Hamburg als auch der Kreditanstalt für Wiederaufbau in Frankfurt stand Abs im Zentrum der Geldaristokratie der Bundesrepublik, und die Barone zollten ihm mehr Respekt als irgendjemandem in der Regierung, einschliesslich Erhards. Trotzdem weigerte sich Alfried, seinem Rat zu folgen. Genauso traf der Hinweis eines seiner Direktoren auf die Gefahr, die der Firma durch ihr starkes Engagement in Kohle und Stahl drohte, bei ihm auf taube Ohren. In den vergangenen vier Jahren hatte die Firma über 1,2 Milliarden Kapitalvermögen auf diesem Sektor investiert, einschliesslich 355 Millionen Mark für ein Warmwalzwerk, das den deutschen Markt zu einem Zeitpunkt mit Rohblöcken überschwemmte, als ausländische Hersteller den Konkurrenzkampf ansagten. Alfrieds Loyalität gegenüber seinen russbedeckten Kumpels hatte bewirkt, dass ein grosser Teil des Ruhrgebiets jetzt dem Industriegebiet von Wales ähnelte – die Wiesen waren von Halden im Wert von über 90 Millionen Mark bedeckt. Taktvoll unterliess der Direktor jeden Hinweis darauf, dass der Konzernherr dieses Dilemma hätte vermeiden können, wenn er sich an den Vertrag von Mehlum gehalten hätte, und Alfried selbst kam anscheinend nie auf diesen Gedanken¹⁹.

Beitz schlug vor, den Lokomotivbau einzustellen. Krupp schüttelte den Kopf. «Mein Urgrossvater produzierte Teile für Lokomotiven; wir werden weiter Lokomotiven bauen», erklärte er kurz. «Gewinn ist wichtig, aber man kann ihn nicht von anderen sozialen Verpflichtungen trennen.» Er blätterte in der *Westdeutschen Allgemeinen Zeitung*, bis er die Spalte «Ehemann gesucht» gefunden hatte. In Deutschland ist speziell die Arbeiterklasse, wenn sie auf Brautschau geht, sehr direkt. Männer zählen die Eigenschaften auf, welche die Gesuchte haben muss, und Frauen, die genauso häufig inserieren, geben in vielen Fällen an, welchen Beruf der Zukünftige haben soll. Alfrieds langer Zeigefinger wanderte die Spalte hinunter und hielt immer wieder an, um zu zeigen, wie häufig Ledige oder Kriegerwitwen «Kruppianer bevorzugt» schrieben. Sie wurden bevorzugt, erinnerte der Konzernherr seinen Generalbevollmächtigten, weil er seinen Leuten einen sicheren Arbeitsplatz, soziale Vergünstigungen, die weit über dem lagen, was ein Wohlfahrtsstaat bieten konnte, und einen gesicherten Lebensabend garantierte. Er kannte die Lokomotivmontage. Dort arbeiteten Ururenkel der ersten Kruppianer. Dann stand er auf, ging in die Dunkelkammer, und einige Augenblicke später hörte der «Amerikaner» rauschende Wagner-Musik aus den Lautsprechern der Villa schallen. Die Unterredung war beendet. Am nächsten Vormittag sagte Beitz zu einem Bekannten: «Krupp fühlt sich in der fünften Generation den Arbeitern verpflichtet, deren Grossväter schon bei Krupp arbeiteten und die nach dem Kriege, als alles zerstört war und Herr von Bohlen im Gefängnis sass, treu zur Firma hielten. Kruppianer können nicht einfach verkauft werden²⁰.»

«Er war, wer er war, der Mann»: Noch immer war Alfried der Mann an der Spitze. Aber von anderer Seite kamen deutlichere Warnungen. Im Verein mit anderen Bankiers legte Abs Krupp eine Statistik vor, in der die Zahlen der industriellen Produktion

in der Bundesrepublik für das Winterhalbjahr 1966/67 mit denen für das Winterhalbjahr 1965/66 verglichen wurden – Oktober 6 Prozent, November 9 Prozent, Dezember 1,8 Prozent, Januar 4,1 Prozent, Februar 4,6 Prozent, März 7,4 Prozent. Schon schrieben hartgesottene Journalisten in Bonn satirische Artikel, in denen aus dem Wirtschaftswunder ein Wirtschaftsgleiten, dann ein Wirtschaftsabgleiten, schliesslich ein Wirtschaftsniedergang und ein Wirtschaftsabschlag wurde, gefolgt von Wirtschaftswunderkater, -fall, -stille, -herbst, -rückgang und, als grausames Ende, der Wirtschaftswunderpause. Alfried tat diese Artikel als Ausgeburten journalistischer Phantasie ab²¹.

Doch jetzt kamen die Unkenrufe nicht mehr nur aus Pressekreisen. Schröders Nachfolger in der Finanzabteilung der Firma sahen sich vor ein unlösbares Problem gestellt. Andere Grossunternehmen beschafften sich durch die Ausgabe neuer Aktien neues Kapital. Der alleinige Inhaber hingegen stützte sich nach wie vor auf sein Privatvermögen und auf Bankkredite. Aber im Zeichen der rückläufigen Wirtschaft waren Kredite kaum noch zu bekommen. Jetzt regierte nicht mehr «Allerhöchstderselbe» in der Hauptstadt und betastete die Spitze seiner Pickelhaube. Stattdessen war Bonns neuer Wirtschaftsminister, der bebrillte Karl Schiller (der es vorzog, den Wirtschaftswunderrückgang als «Talfahrt» zu bezeichnen), Sozialdemokrat und glaubte fest an die Nützlichkeit von Interventionen seitens der Regierung. Selbst Graf Klaus Ahlefeldt-Lauruiz machte sich Gedanken über Campo Limbo. Ihm kam die brasilianische Regierung zu unstabil vor; es sei gefährlich, sagte er eindringlich, «alles auf eine Karte zu setzen». Krupp erwiderte scharf, dass sein Sohn ihm beim letzten Treffen der *Germania V* und der *Antinous* von kolossalen Fortschritten in Brasilien berichtet habe. Allerdings erwähnte er nicht, wann Arnolds letzter Besuch im südamerikanischen Hüttenwerk der Firma stattgefunden hatte²².

Und dann ging Alfried nach Afrika auf Safari und gab Beitz unbeschränkte Vollmachten. Um diese Zeit stellten die Auslandskorrespondenten schon peinliche Fragen. Die Firma Fried. Krupp sei wohl in die Kategorie der ausgestorbenen Dinosaurier einzureihen, fragten sie beim Hauptverwaltungsgebäude an. Hier handelte es sich um eine der zwölf grössten Firmen der Welt, die jedes Jahr rund fünf Milliarden Mark umsetzte – und der alleinige Inhaber ging auf die Elefantenjagd, während sein Stellvertreter das Haus hütete. Der Bonner Korrespondent der *New York Times* bereitete seine Redaktion auf schlechte Nachrichten aus Essen vor, und der Korrespondent von *Fortune* drückte in einem Telegramm aus, was man in Deutschland dachte: «Einige Experten im Ruhrgebiet sind der Ansicht, dass Krupp die Chance seines Lebens verpasste, als er seine Kohle- und Stahlbetriebe nicht verkaufte, wie er es vor 14 Jahren in seinem Vertrag mit den amerikanischen, britischen und französischen Hochkommissaren versprach ... Krupp hielt an seinem Besitz fest, und der Kohle-Stahl-Sektor seiner Firma ist für die Hälfte seiner Verluste in Höhe von 50 Millionen Mark im Jahr 1966 verantwortlich²³.»

Man hat Krupp Kriegsverbrechen und dubiose Praktiken vorgeworfen und ihn einen eingefleischten Nazi genannt, aber niemand konnte ihm jemals Illoyalität gegenüber der Dynastie nachsagen. Jetzt nahte sein 60. Geburtstag, immer noch war er einer der besten Köpfe in der internationalen Finanzwelt, und das groteske Grabmal des

Grossen Krupp war für ihn nach wie vor ein geheiligter Schrein. Vor fünf Jahren hatte er alle Illusionen betreffend Arndt aufgegeben. Wie der damalige Erbe später in seiner Villa in Rottach-Egern zugab, hatte er sich zum Verzicht auf den Namen Krupp bereit erklärt, «nachdem mein Vater mich gebeten hatte, mir diesen Schritt durch den Kopf gehen zu lassen». Arndt fügte hinzu: «Es ist mir seit Langem bekannt, was die Fords mit ihrem Unternehmen gemacht haben, und ich habe ihren Entschluss immer bewundert.» Ob das nun stimmte oder nicht, jedenfalls wusste er genau Bescheid. Sein Vater hatte ihn gründlich aufgeklärt. Im Winter 1962/63 schickte Krupp Beitz zu McCloy elegantem Minibüro an der Chase Manhattan Plaza Nr. 1, hoch über dem East River. Der ehemalige Hohe Kommissar und der Strafgefangene, den er begnadigt hatte, bewegten sich in den gleichen Kreisen, und Alfrieds nominelle Zahlungen an überlebende «Stücke» waren auch auf das Drängen seines Wohltäters zurückzuführen. Jetzt bat Krupp McCloy um eine Gegenleistung. In Deutschland waren Stiftungen so gut wie unbekannt – diese Einrichtung wird vom Gesetz benachteiligt –, und er brauchte einen Rat, wie er am besten vorgehen sollte. McCloy schickte Beitz zu Shepard Stone, seinem Sonderberater während der Besatzungszeit, der jetzt im Verwaltungsrat der Ford-Stiftung sass. Später konsultierte Beitz noch kurz Robert F. Kennedy in Washington²⁴.

Der «Amerikaner» ist kaum zu übersehen. Ein Korrespondent des Londoner *Sunday Telegraph* erkannte seine flotte Erscheinung und schickte eine Meldung mit der Überschrift FINANZWOLKEN ÜBER DEM KRUPP-IMPERIUM nach Hause. Jedesmal, wenn eine Sitzung des Direktoriums stattfand, lauerten Reporter mit gezücktem Kugelschreiber vor der Tür. Im November 1965 hatte ein Reuter-Korrespondent in der Düsseldorfer Verwaltung der Hütten- und Bergwerke Rheinhausen die erste Nachricht aufgeschnappt. Auf Alfrieds Wunsch hin hatte eine ausserordentliche Sitzung der Holdinggesellschaft stattgefunden, in der die offizielle Fusion mit dem Bochumer Verein beschlossen wurde. Die neue Gesellschaft sollte Fried. Krupp Hüttenwerke AG heissen und der erste Schritt auf dem Weg zu einer Krupp-Stiftung sein. Am 10. Dezember stimmte die Direktion des Bochumer Vereins auf Anweisung aus Villa Hügel dem Zusammenschluss der beiden Kruppschen Kohle- und Stahlgesellschaften zu; der grösste Konzern der Welt, der noch in einer Hand vereinigt war, hatte einen Riesenschritt ins 20. Jahrhundert getan. Aber mit ein paar Sitzungen war es nicht getan. Das Imperium war so riesig, die juristischen Fragen waren so verwickelt, dass die Rechtsberater Krupp erklärten, sie würden bis zur endgültigen Klärung noch 20 Monate brauchen. Wenn alles glatt ginge, könnte bis zum Sommer 1967 alles geregelt sein. Krupp war einverstanden.

Er hätte die Angelegenheit forcieren können. Aber auch für ihn war es kein leichter Schritt. Alfried war fest gewillt, Alfred die Treue zu halten; er hatte die Briefe seines Urgrossvaters nochmals studiert, es war oft schwer, seine Ratschläge mit der heutigen Zeit in Einklang zu bringen. Doch manchmal gaben sie ihm Sicherheit. Auf der Höhe der politischen Unruhen von 1848, als die Debatten in der Preussischen Verfassungsgebenden Versammlung immer schärfer wurden, hatte die unbezähmbare Vogelscheuche an zwei französische Geschäftsfreunde geschrieben: «Wer leidet wohl nicht unter den jetzigen Verhältnissen? Man muss nur den Kopf oben behalten.» An anderen Stel-

len wiederum waren Alfreds Ratschläge beunruhigend. Obgleich in Europa von den Benediktinern bereits im sechsten Jahrhundert Stiftungen errichtet worden waren, wussten die Kapitalisten des neunzehnten Jahrhunderts nichts über derartige Einrichtungen, und der grosse Krupp hatte keinen Gedanken daran verschwendet. Er wäre auf das Entschiedenste dagegen gewesen. Seine Abneigung gegen Aktiengesellschaften beruhte vor allem auf seiner fanatischen Geheimhaltungssucht, und in einer Stiftung konnte es keinen alleinigen Inhaber geben. Bereits am Ostersonntag des Jahres 1857 hatte er an Carl Meyer geschrieben:

Die Geheimnisse sind unser Kapital. Und das Kapital ist verschleudert, sobald sie auswärts bekannt werden. Die Industrie ist heutigen Tages der Acker von ... Schmarotzern, die das erste, beste Erhaschte sich dienen lassen, um durch Aktienvereine Schweiss und Intelligenz für ihre Säcke vom Polsterstuhle aus auszubeuten.

Es sei die grosse Stärke des Konzerns, hatte er einmal gesagt, dass «wir keine Aktionäre haben, die auf ihre Dividende warten», und gerade dieser Grundsatz musste aufgegeben werden, wenn sein Urenkel Arndt enterben wollte. Aber es musste sein²⁶.

Trotz aller Dementis von Krupp und Beitz war die Bilanz nicht ausgewogen, und schuld daran waren die osteuropäischen Staaten, Russland und die östlicheren Länder. Aber auch in diesem Fall war Krupp davon überzeugt, dass er keine Wahl hatte. Von den Maximen, seines Urgrossvaters hatte die eine, die er am Vorabend von Sedan niederschrieb, den Vorrang vor allen anderen: «Ich lebe von dem Patriotismus eines jeden, der hierbei seine Dienste widmen wird, dass er nichts anderes bedenke, als den möglichen Notfall, wo unsere Arbeit zur Geltung kommen und dem Staat von unersetzlichem Werte sein kann²⁷.»

Krupp war immer eine nationale Institution und niemals eine reine Profitfirma gewesen. Wann immer das Reich die Familie gebraucht hatte, war sie zur Stelle gewesen, und als der Letzte seines Hauses hatte Alfred beschlossen, dass es seine Pflicht sei, noch einmal eine Grosstat für Deutschland zu leisten.

Zu den Themen, die in der Geschichte aller drei deutschen Reiche immer wieder auftauchen, gehört der Nationalstaat. An der inoffiziellen Ostpolitik der Bundesregierung, die im Hauptverwaltungsgebäude begonnen und von Bonn akzeptiert wurde, war also nichts Verwunderliches. Sobald der Schock der Niederlage verwunden war, blieb Deutschland nur eine nationale Sehnsucht: der leidenschaftliche Wunsch nach Wiedervereinigung mit den verlorenen Ostgebieten. Die westlichen Alliierten konnten nicht helfen. Aber Bismarck und Alfred Krupp hatten, jeder auf seine Art, den Weg zu diesem Ziel gewiesen, und Berthold Beitz, der sich um die volkswirtschaftlichen Überlegungen Johannes Schröders genauso wenig kümmerte wie einst der Eiserne Kanzler um die Klagen des sparsamen preussischen Staats, war entschlossen, dem Lichtschimmer zu folgen, der den östlichen Horizont aufhellte.

1958 hatte er den Osthandel der Firma auf 40 Millionen Mark hochgetrieben. Moskau war sein interessantester Kunde. Anastas Mikojan, dessen Name jetzt zum erstenmal wieder in den Annalen der Firma erschien, seit er sich 30 Jahre zuvor in der ukrainischen Steppe von Freiherr von Wilmowsky verabschiedet hatte, flog in die Bundesrepublik und setzte sich mit Beitz persönlich in Verbindung. Der Vorsitzende

Chruschtschow, erinnerte er Alfrieds Generalbevollmächtigten, hatte der Welt verkündet, dass die Sowjetunion die amerikanischen Produktionsziffern übertreffen wolle. Das sei durchaus möglich, sagte er auf Deutsch, «kann jedoch nur mit westlicher technischer Unterstützung verwirklicht werden. Krupp-Waren haben einen grossen Ruf bei unserem Volk. [Und] ein geschickter Geschäftsmann hat immer zwei Eisen im Feuer²⁸.»

Das Rapprochement begann mit einer Anzahlung von 2'702'702 Goldrubeln und einer persönlichen Erklärung des Vorsitzenden, dass «die Sowjetunion in der Vergangenheit gute Geschäftsbeziehungen mit der Firma Krupp in Essen unterhalten hat». Ob sich diese erstaunliche Bemerkung auf das Fiasko bezog, das der Freiherr mit seinem Weizen erlitten hatte, oder auf die Schlacht von Orel, darüber dachte niemand nach; wichtig war, dass der Rubel gen Westen rollte, und dass Chruschtschow, ganz wie Alexander II., seinen Wodka mit den Deutschen teilte. Beitz' erster Besuch im Kreml war ein grossartiger Erfolg. Fröhlich stellte er seine Assistenten mit den Worten «meine Sputniks, Moll und Wrede» vor, erhielt ein riesiges Jagdgewehr geschenkt (was seiner Familie, die sich auf einen Urlaub im Jagdhaus bei Sayneck gefreut hatte, einen Seufzer entlockte) und wurde von seinem Gastgeber mit einem freundlichen «*do swidanija, Gospodin Beitz*» verabschiedet²⁹.

Der Vorsitzende strich sogleich Krupps Namen von Moskaus Liste der Kriegsverbrecher und befahl, man möge sofort alle Attacken gegen ihn einstellen. Pech für das osteuropäische Image der Firma – Chruschtschow wich von der Parteilinie ab. Dem typischen Kommunisten geht jedes Gefühl für Herzlichkeit ab, und nichts von dem, was sich in der slawischen Vergangenheit abgespielt hat, kann ihn zu einer optimistischen Einstellung gegenüber Krupp bewegen. Ausserdem hatte sich an der russischen Bürokratie seit den Zeiten der Romanows nicht viel geändert. Es ist höchst zweifelhaft, ob Chruschtschows Anweisungen über den düsteren Korridor vor seinem Büro hinausdrangen. Propagandaplakate in Leipzig bezeichneten nach wie vor WALL STREET, ROCKEFELLER UND KRUPP als die schlimmsten Kriegstreiber der Welt. Diese Plakate wurden natürlich im März 1959 hastig entfernt, als der Vorsitzende höchstpersönlich aus Moskau kam, um Krupps Ausstellungsstand wieder zu eröffnen und einen mit den drei Ringen geschmückten Becher aus rostfreiem Stahl entgegenzunehmen. Chruschtschow bedauerte, dass er «Herrn Alfried Krupp nicht persönlich begrüssen konnte», trank einen Cognac auf «das dauernde Wohlergehen und Blühen der Firma Krupp» und richtete seine «allerherzlichsten persönlichen Wünsche für Herrn Krupp» aus³⁰.

Der Vorsitzende konnte zwar die Funktionäre beeinflussen, die darüber entschieden, welche Plakate auf der Industriemesse der Deutschen Demokratischen Republik anzubringen waren. Aber er konnte nicht jeden erreichen; an einem sonnigen Junitag, einige Zeit nach diesem Erlass, war ich am Maxim-Gorki-Theater vorbeispaziert und unter den wieder angepflanzten Linden in Ost-Berlin bis zur Eingangshalle des Museums für Deutsche Geschichte gekommen, als ich dort eine gross aufgemachte Ausstellung von Krupp-Fotos sah. Eine Bildunterschrift lautete: «Alfried Krupp auf der Anklagebank.» Das Foto stellte tatsächlich Krupp in Nürnberg auf der Anklagebank dar; doch hatte ein geschickter Künstler die amerikanischen Helme der Posten in die russische Ausführung umgewandelt und die Gesichtsfarbe der Negersoldaten schön aufgehellt. Im Begleittext stand zu lesen, dass Alfried, der von der UdSSR als Kriegsverbre-

cher verurteilt worden sei, von dem Wall-Street-Kapitalisten John J. McCloy inzwischen begnadigt wurde. Der Text schloss mit den Worten: «Zwischen den Jahren 1946 und 1948 wurden die Kriegsverbrecher abgeurteilt. Später wurden sie von den Westmächten in Freiheit gesetzt. Die meisten von ihnen nahmen bald wieder beherrschende Positionen im Westzonen-Regime ein.» Ein anderes Bild zeigte die Geschützproduktion und die letzten Arbeiten an einem 10,5-Granatwerfer. Hier wurde der Betrachter wie folgt belehrt: «Die Firma Krupp verkörperte stets die weitgehendsten Eroberungsgelüste des deutschen Kapitals, des reaktionärsten Teils der deutschen Industrie³¹.»

Am lächerlichsten war ein Foto, auf dem Tilo von Wilmowsky einen Blütenzweig betrachtet. Die Unterschrift: «Während der Hitler-Ära wurde der Krupp-Konzern durch den älteren Krupp von Bohlen und Halbach und dessen Schwager Freiherr Tilo von Wilmowsky im Verwaltungsrat der Reichsbahn, dem grossen staatlichen Betrieb, vertreten.»

Tilo hatte diese Position gehabt, das stimmt, aber jede Andeutung, dass seine Arbeit dem Führer irgendwelchen Nutzen brachte, ist absurd. Eines Abends erlaubte ihm Gustav, den Transformator der elektrischen Spielzeugeisenbahn zu bedienen. Innerhalb von drei Minuten liess der Freiherr zwei Lokomotiven entgleisen, überfuhr vier Signale, ruinierte einen Schalter, zertrümmerte einen Bahnhof, und gerade als Gustav sich verzweifelt über den Tisch beugte, um Einhalt zu gebieten, hatte er auch noch einen Kurzschluss im Transformator erzielt. Selbst wenn man ihm bei der Bahn den niedrigsten Posten gegeben hätte, wäre für Hitler der Krieg schon an der polnischen Grenze verloren gewesen.

Aber was die Besucher über diese Ausstellung unter den Linden dachten, war dem Vorsitzenden Chruschtschow gleichgültig – und dem Bundeskanzler Adenauer auch. In Deutschland haben starke Kanzler stets ihre eigene Aussenpolitik gemacht. So war es im Königreich Preussen, im Kaiserreich, in der Weimarer Republik und im Dritten Reich gewesen, und «der Alte» brauchte nur zu entscheiden, ob der günstigste Wind für den Handel aus Ost oder West blies. Als Bewunderer Bismarcks glaubte er, die Zeichen richtig deuten zu können. Wieder prostete man sich mit Wodka zu. Die abweisende Tür des Kreml hatte sich geöffnet. Mit Hilfe von Beitz würde die Bundesrepublik dem Stern im Osten folgen, und der Handelswind würde die Richtung ändern. Ende 1960 traf Adenauer die unheilvollste Entscheidung in der Geschichte der Krupps; als er in Gedanken über die weiten Flächen Russlands blickte und Bismarcks Geist neben ihm zu stehen schien, breitete er seine Arme aus und erwiderte die Umarmung des riesigen Polarbären. Im Hauptverwaltungsgebäude herrschte eitel Freude, und Krupp, der die Rolle, welche die Firma bei dieser fatalen Szene spielte, bereits sanktioniert hatte, teilte den Enthusiasmus seines Direktoriums. Unter dem wilhelminischen Imperialismus, erinnerte er sich, sei der Handel der Fahne gefolgt. Jetzt würde der Konzern das Gegenteil bewirken. Im neuen Reich würden die Schulkinder lernen: «Die Fahne folgt dem Handel.»

Kapitel 33

Krupp ist tot!

Arcana imperii – Staatsgeheimnisse – verbieten es, die Motive des 84 Jahre alten Bundeskanzlers zu erforschen; aber die Vertrauten, die ihn vor sich hinbrüten sahen unter dem klimpernden Glockenspiel seiner Sockeluhr – sie ging immer 15 Minuten vor, eine Art *memento mori* –, können sich wohl eine gewisse Vorstellung machen. Seit 14 Jahren hielt er nun das Staatsruder in der Hand. Seiner Überzeugung nach – sie sollte sich rasch als richtig herausstellen – war der Gummilöwe als Nachfolger ungeeignet, selbst was die wirtschaftlichen Fragen betraf. Ihm selbst blieb noch Zeit für einen kühnen Schachzug. Seine persönliche Freundschaft mit Dwight D. Eisenhower konnte ihm bald nichts mehr nützen; der Präsident würde in einigen Wochen das Weisse Haus verlassen. De Gaulle versuchte, den deutschen Bundeskanzler für seine Zwecke einzuspannen, und im vergangenen Jahr hatten ihn die Westmächte zweimal zutiefst verletzt. Am 24. Mai hatten die Engländer und die Russen in Moskau einen Handelsvertrag mit fünfjähriger Laufzeit unterzeichnet – Berichten zufolge hatte Sir David Eccles, der Präsident der britischen Handelskammer, geschätzt, dass allein im ersten Jahr der anglo-sowjetische Warenaustausch um 50 Millionen Dollar ansteigen würde. Das machte Krupps gesamten Umsatz im Ostblock aus. Ferner hatten die Alliierten im August auf einer Konferenz, zu der man die Deutschen nicht einmal eingeladen hatte, beschlossen, alle Gespräche über die Teilung Deutschlands für fünf Jahre zurückzustellen¹.

Die deutsche Presse berichtete nur kurz über das, was sich am Vorabend der Abreise von Beitz ereignet hatte:

Am 19. Dezember [1960] konferierten Konrad Adenauer und Berthold Beitz 45 Minuten lang unter vier Augen über die Reise. Das vertrauliche Palaver im Kanzleramt befriedigte nicht nur den Diplomaten Beitz: Bis dahin war auch das persönliche Verhältnis zwischen dem Rhöndorfer und dem forschen Krupp-Star sehr kühl gewesen².

Die Berichte in den westlichen Zeitungen waren ausführlicher. In einem Leitartikel der *Baltimore Sun*, der sich mit dem Austausch von Handelsmissionen befasste, wurde folgendes festgestellt: «Auf dieser niedrigsten diplomatischen Ebene folgt Deutschland den Geschäftsleuten nach Jugoslawien, in die Tschechoslowakei und nach Ungarn ... Beitz unternimmt die Reise sicherlich nicht im Auftrag der Regierung, aber da Krupp in so vielen Beziehungen mit Deutschland identisch ist, muss man den Auslandsreisen von Beitz stets eine grössere Bedeutung zumessen.» Die Londoner *Times* hingegen vermutete, dass Krupps Abgesandter in offizieller Mission unterwegs sei, denn schliesslich «steht Herr Beitz ... in enger Verbindung mit Dr. Adenauer». Die *New York Times* zitierte den «Amerikaner» selbst, der einmal gesagt hatte, dass aus den wirtschaftlichen Kontakten mit Osteuropa politische Kontakte werden könnten und sollten, und *Newsweek* berichtete: «Bonns ‚neue Garde‘ stellt unauffällig Kontakte zu den Polen, Rumänen und Russen her. Dr. (sic!) Berthold Beitz, der Auslandsdirektor des rie-

sigen Krupp-Konzerns, gab kürzlich bekannt, dass die Russen in Bälde eine ständige Krupp-Vertretung in Moskau genehmigen werden³.»

Während sein Generalbevollmächtigter in jedem Satellitenstaat mit Ausnahme von Ost-Berlin – aber sogar dort heuerte er Berater von Ulbricht an – Besuch machte, stellte sich Alfred Krupp mit seinem ganzen Prestige hinter das neue Programm. In jenem Herbst gab er bekannt, dass der Konzern über grössere Lieferungen von Gütern für die Eisenbahn und für die Bauindustrie Abschlüsse getätigt habe, und dass man mit der Sowjetunion über einen neuen Vertrag verhandle. Fünf Monate später teilte er Jubiläumsgästen mit, dass der Umsatz in den Satellitenstaaten sechs Prozent des Gesamtgeschäfts ausmache, und sagte: «Wir sind der Meinung, dass dies noch gesteigert werden sollte.» So geschah es auch: Beim nächsten Jubiläum berichtete er, dass sich das Ostgeschäft verdoppelt habe, und forderte, dass «die grössten Anstrengungen gemacht werden, damit eine substantielle Steigerung erreicht wird». Beitz wandte jeden nur erdenklichen Kunstgriff an, und manchmal riefen seine Methoden in Washington Unruhe hervor. Mitte der sechziger Jahre schloss er Lieferverträge in der Mandschurei ab, und da Peking die Nordvietnamesen mit Panzern und Artillerie versorgte, regte Aussenminister Rusk am 25. März 1966 auf einer Pressekonferenz an, dass die Deutschen sich das für Mao geplante Projekt eines Hüttenwerks im Wert von 150 Millionen Dollar nochmals überlegen sollten. Aber sein Appell verhallte ungehört. Jetzt entfielen bereits 50 Prozent des EWG-Handels mit Osteuropa auf die Bundesrepublik – unter der Führung von Krupp. In Polen, Rumänien, Bulgarien, Ungarn, Albanien, in der Tschechoslowakei und auch in Russland bauten die gleichen Kruppianer, die in den frühen vierziger Jahren im Gefolge der Wehrmacht erschienen waren, Ölraffinerien, Hüttenwerke und Textilfabriken. Den westdeutschen Industriellen schien es, als ob Krupps Generalbevollmächtigter Wunder vollbringen könne, lasen sie doch über ihn: «Dank seiner Aktivität stieg der Ostanteil am Krupp-Export von fünf auf 23 Prozent⁴.»

Nun ja, Papier ist geduldig. Im März 1967 teilte der *Spiegel* seinen Lesern folgendes mit:

Der Kode hiess «K», und sechs Wochen lang behandelten Minister und Bankiers die Sache wie ein Staatsgeheimnis ... aber am 96. Tag der Bundesregierung Kiesinger war es heraus: Die grösste Einzelfirma der Bundesrepublik, Fried. Krupp in Essen, hatte Finanzierungssorgen. Einen ganzen Tag lang schockte die unglaubliche Nachricht die Nation. Westdeutschlands Blätterwald blieb totenstill, über Krupp fiel nicht ein Wort⁵.

Capital schloss sich sofort mit dem Artikel «Das war Krupp» an, der mehr oder weniger ein Nachruf auf die 380 Jahre alte Dynastie war: In 85 Wochen, «am 31. Dezember 1968, wird es die Einzelfirma Fried. Krupp nicht mehr geben. An diesem Tag wird aus dem Privatunternehmen, das einem einzigen Mann gehört, eine Stiftung. Dann hat ein Verwaltungsrat und nicht mehr ein Direktorium das letzte Wort⁶».

Meldungen aus dem Wirtschaftsleben stehen nur selten auf der ersten Seite. Aber diese machte in der ganzen Welt Schlagzeilen; sogar *Iswestija* nannte es «die wahrscheinlich grösste Sensation in der Geschichte der deutschen Industrie seit dem Krieg⁷».

Was war geschehen? Alfried und Arndt behielten ihre privaten Jets, Yachten und Villen; Essen blieb die grösste Fabrikstadt der Welt; und die Besitzungen Wilmowskys und der Bohlens blieben unangetastet. Im letzten Finanzjahr hatte der Konzern einen Rekordumsatz von fast sechs Milliarden Mark gemacht; dagegen nahmen sich die Zahlen von Haux in der Blütezeit während des Kaiserreichs und die von Johannes Schröder zwischen 1936 und 1944, als Krupp unter dem Hitlerregime den höchsten Stand erreichte, geradezu armselig aus. In den Augen eines Laien hätte Krupp jetzt stärker dastehen müssen als je zuvor. Des Rätsels Lösung lag in Schröders Artikel im *Handelsblatt*: «Liquidität ist kostspielig», hatte er gewarnt, «aber Illiquidität ist teurer, denn sie kostet die Existenz einer Firma». Jetzt verfügte die Firma über keine flüssigen Mittel mehr und konnte somit nicht weiterexistieren. Nach der Katastrophe sagte Beitz düster: «Wir sind von den Ereignissen überrollt worden.» In gewisser Hinsicht war das richtig. Ohne die Rezession der Jahre 1966/67 hätte die «Kruppsche schillernde Seifenblase», wie man jetzt an der Ruhr trocken bemerkte, von Finanzjahr zu Finanzjahr weiter in der Luft schweben können, ohne zu zerplatzen; genauso wäre Alfreds Imperium intakt geblieben, wenn es nicht im Sommer 1873 den Wiener Börsenkrach gegeben hätte. Der Konzern war für jede Krise anfällig, und jedesmal beruhte dieses Leiden auf Überexpansion. In jedem Frühjahr kehrten die europäischen Industriellen von den Messen in Hannover und Leipzig mit der Klage zurück, dass Beitz sie mit seinen wolframkarbid-verstärkten Ellenbogen beiseite stosse und sich den Löwenanteil am Ostgeschäft sichere, da er Schleuderpreise offeriere. Das stimmte: Er gewährte den Kommunisten Zahlungsfristen bis zu 15 Jahren bei einem Zinssatz von nur 4,5 Prozent. Seitdem der Konzern die westdeutsche Wirtschaft beeinflusste, strömte ein Viertel der langfristigen Investitionshilfen der Bundesrepublik in den Osthandel, doch der machte nur 4,1 Prozent des Gesamtexports aus. Ein solches Wirtschaftswunder konnte nicht ewig währen, und es war abzusehen, dass Alfried zuletzt in der Falle sitzen würde, die ihm Beitz – unbewusst – und Chruschtschow – vielleicht bewusst – gestellt hatten⁸.

Dem Laien erscheinen die Gründe für eine Wirtschaftswunderpause unverständlich, aber sie sind schnell erklärt. Ludwig Erhard hatte dem Volk Wohlstand verschafft, indem er hohe Wechsel auf die Zukunft ausstellte; jetzt wurden alle diese Wechsel auf einmal fällig.

Bundeskanzler Kiesinger und Wirtschaftsminister Schiller erbten einen Berg Schulden. In diesem ersten Winter der neuen Regierung fiel das Bruttosozialprodukt Monat um Monat scharf ab, und die Wirtschaft der Bundesrepublik wurde dramatisch geschwächt, bis die Wachstumsrate den niedrigsten Stand seit Kriegsende erreichte. Alles lag darnieder: Produktion, Verbrauch, Investitionen und die Wirtschaftsmoral; im Bundeswirtschaftsministerium an Bonns Peripherie arbeitete man im Verein mit der Bundesbank an einer antizyklischen Politik. Ein paar ausgewählte Statistiken verdeutlichen das Ausmass der Wirtschaftskrise. Im Vergleich zu 1965 war die Rohstahlproduktion um 50'000 Tonnen pro Monat gesunken, der Auftragsbestand der Hüttenwerke lautete auf kaum eine Million Tonnen Walzstahl, und der Auftragswert für die Gesamtindustrie war um 13,5 Prozent zurückgegangen. Dementsprechend kürzte die Industrie ihre Investitionen um 13 Prozent. Der Düsseldorfer Aktienindex stand auf 109,3 – man muss weit in die Vergangenheit zurückgehen, bis man eine entsprechende

Dow-Jones-Parallele findet und innerhalb eines einzigen Monats ging der Aktienhandel um 6,1 Prozent zurück. Dr. Heinrich Irmeler, Präsident der Landeszentralbank in Hannover, Vizepräsident der Landeszentralbank in Düsseldorf und Direktor bei der Deutschen Bundesbank in Frankfurt, führte diesen Rückgang ausschliesslich auf die Exportkrise zurück: «Im Aussenhandel benötigt Deutschland einen jährlichen Überschuss von acht oder neun Milliarden Mark. Aber zurzeit sind unsere Exporte tatsächlich niedriger als 1966 und 1965».

Nur zwei Indizes waren gestiegen, und in beiden Fällen bedeutete es nichts Gutes: Die Lebenshaltungskosten hatten sich erhöht, und die Zahl der Arbeitslosen war von 150'600 auf 501'300 gestiegen – eine wahrhaft niederschmetternde Zahl, die 11 Millionen Arbeitslosen in den USA entsprechen würde. Niemand schien zu wissen, was zu tun war. Bundeskanzler Kiesinger schlug eine Übergewinnsteuer für die Industrie, eine Mehrwertsteuer und die Vergabe von Aufträgen der öffentlichen Hand vor. Bei allen, die sich noch an Heinrich Brünings Notmassnahmen während der grossen Depression erinnerten, weckte das die schwersten Befürchtungen: zusätzliche Steuern, wirtschaftliche Restriktionen und reduzierte Sozialleistungen. Brünings einziger Erfolg bestand darin, dass er «Hungerkanzler» genannt wurde und dass die extremen politischen Parteien rasch an wuchsen; sie konnten auch jetzt bei den Landtagswahlen 1966 erstmals mit eindrucksvollen Wahlergebnissen aufwarten.

Die Befürchtung, dass eine finanzielle Katastrophe bevorstand, war in jenem letzten Jahr, bevor Aussenstehende zum erstenmal in die Bücher im Hauptverwaltungsgebäude Einsicht nehmen durften, durchaus begründet. Und an die Folgen wagte man nicht zu denken, denn die Kräfte, die Hitler zur Macht verholfen hatten, waren durch die Zahlungsunfähigkeit der österreichischen Kreditanstalt im Sommer 1931 ausgelöst worden. Durch die Schliessung der Kreditanstalt waren überall in der Weimarer Republik die Banken zusammengebrochen, so dass Brüning zu jenen drakonischen Massnahmen gezwungen wurde, die schliesslich zu seiner Entlassung führten¹⁰.

1963 raunte man zum erstenmal, dass Alfried in Schwierigkeiten sei; an einem Frühlingstag kam an der Düsseldorfer Börse urplötzlich das Gerücht auf, dass Krupp in Kreditschwierigkeiten stecke und daher Aktien ausgeben werde. Ich erinnere mich, dass ich damals mit einem leitenden Mitarbeiter Krupps auf der Autobahn 1 nach Süden jagte; er hatte den Auftrag, diese Gerüchte zu ersticken. Seine Mission war erfolgreich, und als der Londoner *Sunday Telegraph* an jenem 3. November seinen Versuchsballon steigen liess, wurde er sofort von dem distinguierten Hermann Josef Abs durch die Erklärung abgeschossen, der Konzern verfüge über «adäquate und noch nicht ausgeschöpfte Kreditmöglichkeiten». Ein Essener Sprecher wies die Behauptung, Alfried laboriere wegen seiner kurzfristigen Anleihen, die nicht in langfristige Papiere umzuwandeln seien, als ein neuerliches Beispiel des britischen «Krupp-Traumas» zurück; eine derartige Vermutung entbehre «jeder Grundlage», fügte Beitz hinzu. Einigen der Anwesenden fiel jedoch sein nicht ganz sicherer Tonfall auf. Krupp steckte zwar nicht völlig in Schulden, aber das Dilemma mit den kurzfristigen Anleihen war nicht aus der Luft gegriffen, und das letzte, was die Direktoren wünschten, war ein Bank-Run¹¹.

Es war nämlich eine grosse Anzahl Banken in die Sache verwickelt. In Amerika

staunte man später sehr über die Leichtigkeit, mit welcher der Essener Riese von soliden Instituten Kredite bekommen hatte; aber niemand, der die Verhältnisse in Deutschland einigermaßen kannte, war überrascht. Für die Deutschen galt es als Ehre, der Waffenschmiede dienen zu können. Ausserdem konnte sich niemand vorstellen, dass Bonn den Bankrott des Konzerns zulassen würde. Auch Bonn selbst konnte sich das nicht vorstellen; das war die einzige Lösung, die nie in Erwägung gezogen wurde. Selbst Mitglieder internationaler Finanzkreise zögerten, über die Lage des Konzerns offen zu sprechen. Am 26. November 1966 – mehr als vier Monate, nachdem Bundesbankpräsident Karl Blessing Krupp sehr ungern mit 80 Millionen Mark aus dem europäischen Wiederaufbaufonds geholfen hatte – deutete der Londoner *Economist* vorsichtig an, dass «ausserhalb Deutschlands verschiedene Berichte immer mehr Glauben finden, wonach es jeden Tag geschehen könnte, dass die eine oder andere der grossen international bekannten Gesellschaften ihren Verpflichtungen nicht mehr nachkommen kann». Ein Name wurde nicht genannt. Der *Economist* hielt sich an die Spielregeln¹².

Blessing hatte Bedenken gehabt, weil er selbst eine Nazi-Vergangenheit hatte, und in diesen Zeiten mochte man nicht so gern mit alten Kameraden in einem Atem genannt werden. Aber für den Augenblick war er in Sicherheit. Die Öffentlichkeit konnte nicht zwischen den Zeilen lesen. So gewaltig die Firma auch immer noch war, sie hatte auf dem Kontinent keine Vormachtstellung mehr. Mit dem Beginn von Beitz' östlichen Abenteuern hatte eine Art Ermüdung eingesetzt. Alfried war nicht einmal mehr der grösste Stahlproduzent Europas; Phoenix-Rheinrohr und die August-Thyssen-Hütte hatten sich zusammengeschlossen und ihn überholt. Die Kruppschen Tochtergesellschaften waren vom Pech verfolgt. Die weltweite Schifffahrtskrise traf seine Bremer Werften hart, obwohl dort fast eine Million Tonnen Schiffsraum vom Stapel lief; jeder Lastwagen und jede Lokomotive, welche die Montagehallen verliessen, stellten einen Verlust dar; Rheinhausen machte pro Jahr vier Millionen Mark Defizit, und der Flugzeugbau war nur noch Ballast¹³.

Diese Nackenschläge hätte man auffangen können, ohne die Kreditkrise zu verschlimmern. Aber Krupp senkte die Angebotspreise um 20 oder sogar um 40 Prozent, um neue Kunden im Osten zu gewinnen, und der einzige Rückhalt der Firma war Alfrieds schrumpfendes Vermögen. Er setzte jetzt in Osteuropa im Jahr Waren im Wert von über 800 Millionen Mark um, und jeder Abschluss war ein Verlustgeschäft – jede russische Kopeke, jeder polnische Zloty, jede tschechische Krone, jeder rumänische Lei, bulgarische Lev, chinesische Yüan, jugoslawische Dinar, ungarische Forint und jeder albanische Lek. Die deutschen Bankiers ahnten das kommende Unwetter voraus, aber es war eben nur eine Vorahnung. Sie wussten Bescheid über den Schiffs, Lastwagen- und Lokomotivbau und über die Holdinggesellschaft Rheinhausen, weil deren Bilanzen veröffentlicht werden mussten – eine der wenigen Mehlemer Klauseln, die Bestand hatte. Die Firma Fried. Krupp selbst musste in den 155 Jahren seit ihrer Gründung nie ihre Bücher offenlegen. Alfried hatte bestimmt nicht die Absicht, im jetzigen Zeitpunkt mit dieser Tradition zu brechen. Abs, sein einflussreicher Verbündeter in der Finanzwelt, hatte persönlich Arno Seegar als Schröders Nachfolger ausgesucht, aber selbst Abs durfte die Rechnungsabteilung im Hauptverwaltungsgebäude nicht betreten¹⁴.

Wenn man es ihm gestattet hätte, wäre er entsetzt gewesen. Es war blutwenig, was als Gewinn verbucht werden konnte. Bei jedem Jubiläum sprach Krupp zuversichtlich über Milliardenumsätze. Aber niemals erwähnte er, dass sein Gewinn zwischen 15 und 70 Millionen Mark pro Jahr schwankte, und dass für das Jahr 1967 seine Verpflichtungen 50 Millionen Mark übersteigen würden. Seitdem zwei seiner Kunden ihm vertraulich mitgeteilt hatten, dass sie in Konkurs gehen würden, suchte er verzweifelt nach anderen Auswegen. Die Bankiers erhielten Beteiligungen am Fried. Krupp Hüttenwerk – insgesamt 24,9 Prozent, also ein Wert von rund 140 Millionen Mark. Da er wusste, dass sie den Verdacht hatten, die Differenz zwischen Eigenkapital und Verschuldung sei alarmierend, traf er Vorbereitungen für die Gründung einer neuen Tochtergesellschaft, der Fried. Krupp Export AG, die er ihnen gegen Exportkredite in Höhe von 400 Millionen Mark überlassen wollte. In New York verhandelte sein amerikanischer Vertreter mit Robert M. Blough von der *United States Steel Corporation* über eine Beleihung von Schiffs-Charter-Verträgen in Höhe von 15 Millionen Dollar. Trotz der Entnahmen blieb sein Privatvermögen weitgehend intakt, aber im Vergleich zu den Zinslasten der Firma war es klein. Der Himmel zog sich immer mehr zusammen; mit der fortschreitenden Rezession wurde auch die Geldknappheit fühlbarer. Schliesslich war einer von Krupps Mitarbeitern so irritiert, dass er eine eigene Erklärung abgab – ein Schritt, der in der Geschichte der Firma ohne Beispiel war. «Wir machen einen Fehler, wenn wir unsere Produkte im Ausland durch die Gewährung von immer grosszügigeren Zahlungsbedingungen absetzen wollen», sagte er. «Das einzig Ausschlaggebende für einen Wettbewerb sollte die Qualität unserer Erzeugnisse sein.» Im Herbst 1966 erschien in den Londoner *Illustrated News* folgender Kommentar: «Tatsache ist, dass die Firma Krupp in Essen, deren Umsatz 460 Millionen Pfund Sterling übersteigt, sich um Mitte November dieses Jahres in eine bedrohliche finanzielle Situation hineinlaviert hat... Das Gespenst des Bankrotts ist wieder auferstanden¹⁵.»

Zu spät leitete Krupp ein Sparprogramm ein. Im Vorjahr hatte es in Mitteleuropa einen harten Winter gegeben, und jede Tonne Kohle, die die Kumpels aus den alten Schächten herausholen konnten, war gebraucht worden, aber jetzt war das Wetter für die Jahreszeit zu mild: 40 Prozent der Förderung konnten nicht abgesetzt werden. Mit raschem Entschluss entliess Krupp 8'800 Bergarbeiter – ein scharfer Bruch mit den von Friedrich Krupp im Jahre 1813 eingeführten Prinzipien. Um das Gesicht zu wahren, wurde die Verantwortung für diese Entscheidung Beitz zugeschoben. Eigentlich hatte der Generalbevollmächtigte der Firma nur ein einziges Mal völlig freie Hand gehabt, als es nämlich um die Länder jenseits der Oder-Neisse-Linie ging, und der Mann, der ihm damals vertraut hatte, musste jetzt die Konsequenzen tragen. Beitz hatte sein Jahresgehalt von einer Million Mark freiwillig um 5 Prozent gekürzt und forderte weitere 55'000 Kruppianer auf, seinem Beispiel zu folgen. Mit sechs Federstrichen schloss Krupp vier Zechen in Essen, die Werft in Bremerhaven und den Dortmunder Schacht der Firma Krupp-Dolberg. Durch diese Massnahmen hoffte man pro Jahr 80 Millionen Mark einzusparen. Da die Schuldzinsen höher waren als der Gewinn, war der Konzernherr in einer ausweglosen Lage¹⁶.

Philip Shabecoff von der *New York Times* erschien es wie ein Wunder, dass die Familie Krupp im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts «dieses riesige Industrieunternehmen immer noch wie einen Privatbesitz führen» konnte. Obwohl die meisten von Alfrieds Vertrauten über seine verzweifelte Situation nicht orientiert waren, stimmten sie mit der von der Londoner *Times* gemachten Feststellung überein, dass «Privatbetriebe dieser Grössenordnung und Art nicht mehr in die heutige Zeit passen». Bis Ende Herbst 1966 war Alfried anderer Meinung gewesen. Die Enttäuschung über seinen Erben nagte an ihm, aber noch war nichts für die Errichtung einer Stiftung unternommen worden; stattdessen besprach er mit seinem Direktorium einen Plan für eine Scheinstiftung, die ihm allein gehören und durch Strohmänner verwaltet werden sollte. Falls Arndt es sich jemals anders überlegte, könnte er diese Stiftung nach seines Vaters Tod genauso komplikationslos übernehmen, wie er «die Firma» hätte übernehmen können¹⁷.

Die Finanzkrise war schlimm. Aber es war ja nicht die erste dieser Art. In den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts hatte die deutsche Regierung Alfred gerettet, in den Zwanzigern des zwanzigsten Jahrhunderts Gustav und vor 15 Jahren Alfried selbst. Aber von jemandem, der in einer Zwangslage steckt, kann man keine objektive Analyse erwarten. Während Krupp von dieser Krise erdrückt wurde, sinnierte einer seiner engeren Freunde, dass die Situation «nicht eines tragischen Aspekts entbehrt. Alfried Krupp ist ein zutiefst verletzter, verbitterter Mensch ... Er hat die Gefängnisstrafe, zu der ihn die Alliierten verurteilt hatten, immer als Ungerechtigkeit empfunden ... Krupp hat in seinem Privatleben nicht viel Glück gehabt; seine beiden Ehen zerbrochen, und sein einziger Sohn zeigt nicht das geringste Interesse für den Konzern. Wenn einem ein derartiges Unternehmen gehört, wird man sich immer bemühen, dass es im Besitz der Familie bleibt. So ist Krupp zu einem empfindlichen, einsamen Mann geworden, der die Last einer grossen Tradition auf seinen Schultern trägt¹⁸.»

Wiederholt legte Beitz Pläne für die Umwandlung des Konzerns in eine Aktiengesellschaft vor; jedesmal schob der Konzernherr sie beiseite. Dann wurden plötzlich alle Überlegungen von den Ereignissen überrollt. Die schwache Hoffnung, dass der Konzern reibungslos in die Hände eines gewandelten Arndt übergehen könnte, stützte sich auf die *Lex Krupp* mit ihren einzigartigen Steuervergünstigungen, die sowohl für die nationalsozialistische Zeit galten als auch, nach Hitlers Worten, für «die nach dem Tode des Eigentümers anfallenden Steuern (Erbschaftssteuer) sowie für die bei Besitzerwechsel anfallenden Steuern (Schenkungssteuer)». Die Kruppsche Rechtsabteilung gab mir eine Auslegung der zukünftigen Verpflichtungen, nach der das «spezielle» Verhältnis zur deutschen Regierung unberührt bleiben würde. Aber wie sich erweisen sollte, gab es eine bisher unbeachtete, vernichtende Gefahr. Gemäss der von Lucius Clay am 12. Mai 1949 genehmigten Verfassung hatte die Bundesregierung in München einen Bundesfinanzhof eingesetzt. Da die Schlotbarone wenig mit dieser Behörde zu schaffen hatten, schenkten sie ihr nicht viel Beachtung. Aber die Entscheidungen des Bundesfinanzhofs sind endgültig – niemand kann dagegen Einspruch erheben und am 17. November 1966 richtete er einen völlig unerwarteten Angriff gegen Krupp. Wie der 66jährige Hermann Schenck, ehemals Direktor beim Bochumer Verein, säuer-

lich kommentierte: «Die Entscheidung des Gerichts war eine Überraschung, sogar für Bonn; Richter verfahren immer nach eigenen Gutdünken¹⁹.»

Die Entscheidung, die am 1. Januar in Kraft trat, legte fest, dass die Tochtergesellschaften eines Unternehmens zwar weiterhin von der Umsatzsteuer befreit seien, dass diese Vergünstigung aber nicht mehr für Einzelfirmen gelte. Für Alfried bedeutete diese Verfügung eine zusätzliche Steuerlast von 60 Millionen Mark im Jahr. Und dann versetzten ihm die Richter den Todesstoss. Da er für Arndt aus den laufenden Einnahmen eine nominelle Erbschaftssteuer zahlte, blieben einige Einzelheiten ungeklärt; aber der historische Schutzschild der Dynastie – nach den Bestimmungen des preussischen Gesetzes aus dem Jahre 1794 das Privileg, wonach ein Eigentümer «eine Erbfolge so regeln kann, dass der gewerbliche Teil seines Vermögens keiner Teilung unterliegt, sondern in jedem Erbfall ungeteilt an den Nachfolger fällt» –, dieses Privileg war nunmehr offiziell aufgehoben worden. Mit Rücksicht auf die vom Kaiser und später von Hitler gewährten Vorrechte war Krupp vom neuen Steuerrecht des Jahres 1919 nicht betroffen. Jetzt hatten die Richter die Entscheidungen ihrer Vorgänger aufgehoben; jetzt gab es keine Sonderrechte mehr²⁰.

Und nun verschlimmerte sich die Katastrophe. Sechs Wochen nach der in München getroffenen Entscheidung zogen sich die Wolken über Herrn Seegars Büchern zusammen. Anfang Januar verlangten Alfrieds Hauptgläubiger – Krupps fünf Hausbanken, darunter die Dresdner und die Deutsche Bank – eine konsolidierte vertrauliche Bilanz. In düsterer Stimmung stellte sie Seegar auf, und die fünf Empfänger, zu denen auch Abs gehörte, verbrachten eine schlaflose Nacht, indes ihre Gedanken ständig um die Übersicht des Finanzdirektors kreisten: «Auf den Konten von 263 Gläubiger-Banken steht die Firma Krupp mit 2,5 Milliarden Mark in Debet. Zusammen mit Lieferantenschulden und Schuldschein-Darlehen übersteigen die Verbindlichkeiten – bei einer Bilanzsumme von 5,3 Milliarden Mark – drei Milliarden Mark beträchtlich. Im vergangenen Jahr musste der Konzern fast 300 Millionen Mark Zinsen zahlen, er buchte mehr als 50 Millionen Mark Verlust, noch 1965 hatte das Unternehmen einen Gewinn von 60 Millionen Mark erzielt²¹.»

Die Hausbanken waren unentschlossen. Zuweilen kann die Verschuldung einer Firma so hoch sein, dass sich die Gläubiger den Bankrott ihres Schuldners nicht leisten können, denn dann würden sie nichts von ihrem Geld Wiedersehen. Ausserdem machte Seegars Lagebericht eine Entscheidung schwer. Nach Mark und Pfennig berechnet, war Alfrieds Zusammenbruch der grösste in der europäischen Finanzgeschichte. Aber als Privatperson besass er immer noch Milliarden, und es war gut möglich, dass er die Firma noch zwei oder drei Jahre lang zusammenhielt. 1966 hatte er Waren im Wert von 5 Milliarden Mark umgesetzt, und das bedeutete, dass eine plötzliche Erholung der Wirtschaft das Unheil abwenden konnte. Wenn jetzt die langfristigen Kredite, die für ihn lebenswichtig waren, verlängert würden und dann ein Wirtschaftsaufschwung eintrat, müsste die Geldknappheit in Deutschland erneut behoben sein. Ein solcher Umschwung könnte jenes Problem beheben, dass jetzt in Seegars Büchern so unlösbar erschien. Diese Möglichkeit durfte man nicht ausser Acht lassen, denn noch immer hatte Krupps Name in der deutschen Industrie den besten Klang. Wenn man auch die Familienangehörigen mitzählte, waren fast eine halbe Million Menschen von ihm abhängig – was in etwa der Zahl der Arbeitslosen in der Bundesrepublik entsprach. Der

Bonner Korrespondent der *New York Times* fasste die Situation wie folgt zusammen: «Die Regierung und die Industrie, die bereits über die im Ausland entstandenen Zweifel an der soliden Grundlage der westdeutschen Wirtschaft beunruhigt waren, konnten es sich nicht leisten, dass die finanzielle Stabilität des grössten Namens in der deutschen Industrie in Frage gestellt wurde²².»

So standen die Hausbankiers am Lager des Kranken und beteten. Offensichtlich stand eine Krise bevor; offensichtlich konnte der Zustand des Patienten nicht mehr lange verheimlicht werden. Über 250 Banken waren betroffen, darunter 54 Mitglieder des Ausfuhrkredit-Konsortiums, das die Auslandsanleihen deutscher Firmen finanzierte. Alfried war bereits mit 360 Millionen Mark Auslandskredit verschuldet. Der Kreditausschuss hatte die Entwicklung im Ruhrgebiet seit Beginn der Wirtschaftskrise mit Argusaugen beobachtet, und die Meldungen über Lohnkürzungen, Entlassungen und Schliessungen bei Krupp mussten unvermeidlich Besorgnis erregen. Ein einziger Tropfen konnte das Fass zum Überlaufen bringen, und dafür sorgte Beitz, als er Anfang Januar nochmals um 100 Millionen Mark bat. Plötzlich wurde das Krankenbett förmlich belagert. Besorgte Mitglieder des Kreditausschusses, die am 27. Januar höflich anregten, dass auch sie das Recht hätten, die Bücher einzusehen, bekamen von Krupp die Antwort «Durchaus nicht». Er kannte diese Leute. Im Gegensatz zu den Hausbankiers waren sie nie seine Freunde gewesen. Sie wollten sein weitverzweigtes Imperium in eine Aktiengesellschaft umwandeln, wünschten eine Beteiligung, und einer von ihnen drängte Krupp ganz unverblümt, er möge Beitz entlassen. Alfried rief seine Sekretärin und diktierte ihr einen neuen Zwölfjahresvertrag für seine rechte Hand; dieses Papier sollte – was damals niemandem auffiel – den Generalbevollmächtigten bis zu seinem 65. Geburtstag an die Firma binden –, also fünf Jahre über das Datum hinaus, an dem er gehofft hatte, sich ganz zu den Freuden der Jazzmusik zurückziehen zu können²³.

Nach der vom alleinigen Inhaber erhaltenen Abfuhr teilte der Kreditausschuss den Hausbanken mit, dass sie alle weiteren Risiken selbst übernehmen müssten. Als sie dagegen protestierten, schlug Karl Blessing in Bonn einen von der Regierung garantierten Exportkredit in Höhe von 300 Millionen Mark vor; als Gegenleistung sollte Krupp drastische Veränderungen im Hauptverwaltungsgebäude vornehmen. Inzwischen war es Februar 1967 geworden; 94 Jahre waren vergangen, seitdem Bismarck und Wilhelm I. Alfred Krupp gezwungen hatten, seine Gussstahlfabrik der Seehandlung, d.h. der Aussenhandelsgesellschaft der Preussischen Staatsbank, zu verpfänden. Ein Vergleich zwischen der Gründerkrise und der Krise des letzten Erben wies auch in anderen Punkten bestürzende Parallelen auf; in diesem Frühjahr wurden dieselben Abkommen an den gleichen Tagen wie damals abgeschlossen. Einen wichtigen Unterschied gab es allerdings: Alfreds Treuhänder war Carl Meyer gewesen. Berlin hatte also Krupps eigenen Mann mit der Überwachung von Krupp beauftragt. Alfried hingegen musste sich mit Professor Dr. Karl Schiller auseinandersetzen.

Der Bundeswirtschaftsminister und nicht der «Amerikaner» wäre der Mann gewesen, den der letzte Konzernherr zu seinem Hanns Jencke hätte machen sollen²⁵. Aber die Ansichten, die der schlanke, gelehrtenhaft aussehende Mann vertrat, hatten ihn von der Wahl ausgeschlossen. Nicht nur, dass er Sozialdemokrat war. Er hatte auch dem

Reich den Rücken gekehrt; als ihn der Führer am dringendsten gebraucht hätte, entzog er sich den Erfordernissen des totalen Krieges und hielt stattdessen in Universitätsvorlesungen über Wirtschaftswissenschaft. Schiller wäre ein miserabler Verkäufer gewesen, aber in seinem Fach – von dem man hätte annehmen sollen, dass es auch das Spezialgebiet von Beitz war – war er einer der klügsten Köpfe in Deutschland – Erhard nicht ausgeschlossen. Schon als junger Mann hatte er an den Universitäten Kiel, Frankfurt, Berlin und Heidelberg Anerkennung gefunden. In den Jahren, als Alfried sein «Mirakel an der Ruhr» plante, hatte Schiller zwei Bücher veröffentlicht: *Aufgaben und Versuche zur neuen Ordnung von Gesellschaft und Wirtschaft* (1953) und *Sozialismus und Wettbewerb* (1955). Sie verrieten bemerkenswerte Kenntnisse über das neue Europa und die Zukunft der deutschen Industrie. Es ist undenkbar, dass Schiller langfristige, niedrig verzinsliche Anleihen mit kurzfristigen Titeln finanziert hätte, Titel, deren Zinsen auf acht oder sogar zehn Prozent hochschnellen mussten, sobald das Geld knapp wurde.

In jedem anderen Land hätte ein Grossindustrieller, der am Rande des Ruins steht, um eine Unterredung mit dem Wirtschaftsminister nachgesucht. Nicht so Krupp. Er wartete seelenruhig ab, bis das Regierungsmitglied in die Altendorfer Strasse kam. Trotz seiner politischen Überzeugungen war sich Schiller der Sonderstellung von Firma, Familie und Dynastie bewusst, und er wusste auch, dass die Wähler es einem Minister nie verzeihen würden, wenn er einen Krupp nach Bonn beorderte. Daher rief er in Essen an. Am 21. Februar erschien er im Hauptverwaltungsgebäude und sass dort, wo vor ihm Erhard, Schacht und Funk gesessen hatten (und wo – schon vor Schillers Geburt, als Alfried erst siebzehn Monate alt war – Bernhard von Bülow im Auftrag des Kaisers mit Gustav über die Reichserbgesetze sprach, die damals dem Reichstag vorlagen). Während des ganzen Gesprächs verhielt sich Alfried steif und wachsam, und seine Gedanken waren wie immer undurchschaubar. Mit gesenkten Lidern hörte er zu, während der Bundeswirtschaftsminister unverblümt sagte, dass Krupp den Konzern in eine Aktiengesellschaft umwandeln müsse, wenn er von der Bundesregierung Hilfe wolle. Schiller meinte später, er habe beim Abschied den Eindruck gehabt, dass Krupp «nicht glücklich, jedoch überzeugt war». In Wahrheit hatte der Konzernherr das erreicht, was er wollte: Eine Zusage von Kiesingers neuer Koalitionsregierung. Was Bonn als Gegenleistung erhalten sollte, blieb unklar, denn er verliess Europa sofort, nachdem er die Zumutung überstanden hatte, einen Sozialdemokraten in seinem eigenen Büro am ovalen Konferenztisch unter Urgrossvaters Bild empfangen zu müssen. Befreundeten Industriellen, die sich nach ihm erkundigten, wurde mitgeteilt, der Chef der Dynastie sei wieder einmal zur Grosswildjagd nach dem schwarzen Kontinent abgereist. Ausserhalb von Hülgel wusste niemand genau, wo er war. Karl Schiller, Karl Blessing, Hermann Josef Abs und Werner Krueger von der Dresdner Bank erhielten alle die gleiche Auskunft: «Konzernherr Krupp ist auf eine Reise nach Afrika ausgewichen²⁶.»

Die plötzliche Abreise, die Alfreds kopfloser Flucht an die Riviera nach dem Fiasko von Königgrätz im Jahre 1866 ähnelte, hätte zu keinem anderen Zeitpunkt ein grösserer Fehler sein können. Es waren die Wochen, in denen «der Alarmbrief des Bundes-

bankchefs» geschrieben wurde, die Zeit der «Krupp-Bombe», wie die Presse schrieb. Der einzige Mann, der den Zugang zum Hauptverwaltungsgebäude verteidigte, war jener für seine Rolle so ungeeignete Horatio mit der gestreiften Krawatte und dem modischen Hemd, Berthold Beitz. Seine peinliche Lage wurde durch seine schlechten Beziehungen zu den deutschen Bankkreisen noch erschwert. Den restlichen Februar und die erste Märzwoche hindurch hielten die führenden Bankiers der Bundesrepublik Marathonkonferenzen ab und suchten nach einer Lösung, die sowohl für Essen als auch für Bonn akzeptabel war. Hätte das deutsche Establishment Alfrieds ersten Mitarbeiter nicht als *declassé* angesehen, so wäre er wohl nicht so unsicher gewesen, und vielleicht wären die Gespräche dann fruchtbarer gewesen. Aber für die Bankiers war er immer noch der «Ausländer» aus Pommern, und jetzt wurden auch ihm, genau wie Alfried, die Wechsel präsentiert. Seine Verhandlungsposition war denkbar schlecht; Abs, Krupps engster Freund unter den Bankiers, verfolgte in vollem Einvernehmen mit Schiller einen harten Kurs. Bei einer Konferenz, an der auch der Wirtschaftsminister teilnahm, konnte sich der «Amerikaner» nur mit Brachialgewalt einen Platz am Konferenztisch erobern; einen Stuhl hinter sich herziehend, drängte er sich zwischen zwei Bankiers. Sie betrachteten ihn mit eisiger Miene. Sein Charme hatte ihn nicht verlassen; leichthin liess er die Bemerkung fallen: «Wir sind bescheiden.» Etwas anderes blieb ihm auch nicht übrig. Nur durch Bescheidenheit konnte er weiterkommen. Auf der gleichen Konferenz sagte einer der Teilnehmer mit gedämpfter Stimme: «Vierzehn Jahre lang hat der revierfremde Beamtensohn aus Pommern als Grosswesir des westdeutschen Kapitalismus regiert, dabei Feinde gesammelt wie andere Leute Briefmarken²⁷.»

Die entscheidende Sitzung begann am 6. März 1967 um vier Uhr nachmittags in der Dresdner Bank in Düsseldorf. Die Teilnehmer waren Beitz, Schiller, Blessing und 28 führende deutsche Financiers. Theoretisch wären insgesamt 235 Direktoren von Versicherungsgesellschaften und Geldinstituten zur Teilnahme und Stimmabgabe berechtigt gewesen, aber es gab einfach nicht genug Platz für alle Gläubiger. Ausserdem hätte ihre Anwesenheit die Situation gegenüber der Öffentlichkeit kompliziert. Schon war die Presse aufmerksam geworden. Seit sechs Wochen hatte man das *Unternehmen K* verheimlichen können. Jetzt war nicht der richtige Zeitpunkt, die Geheimhaltung zu gefährden, und ein Zusammentreffen von fast 300 führenden Finanzleuten in der Bank, mit der Krupp am engsten liiert war, hätte jeden Reporter auf dem Kontinent alarmiert. Sogar Karl Blessing war durch den Hintereingang hereingeschlüpft. Heinz Kühn, der Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen, war an der Angelegenheit ebenso beteiligt. Da sein Erscheinen unter den Reportern eine Sensation ausgelöst hätte, blieb er mit der Konferenz nur telefonisch in Verbindung.

Er musste lange in Reichweite seines Telefons bleiben. Um 17.30 Uhr war eine grundsätzliche Einigung erzielt worden. Aber noch waren die Einzelheiten nicht geklärt. Als die Sitzung um 1.35 Uhr morgens beendet war, hatte man den verwickelten Knoten entwirrt, und Schiller setzte für den nächsten Tag eine Pressekonferenz an. Von beiden Seiten waren bemerkenswert harte Bedingungen gestellt worden, ja man könnte sie vielleicht sogar als einmalig bezeichnen. Als im März 1874 die Preussische Staats-

bank Alfrieds Urgrossvater 30 Millionen Mark lieh, hatte er das Abkommen «ein schmachvolles Dokument» und «eine Riesenlast» genannt, obwohl Meyer zu seinem Treuhänder ernannt worden war und man keine Wünsche auf Änderung des Geschäftsbetriebs in der Gussstahlfabrik geäussert hatte. Gert von Klass schrieb darüber:

Mit diesem Erlebnis tritt Krupp in seine Altersphase. In der unmittelbaren Initiative ist er nun lahmegelegt. Diese liegt jetzt beim Revisionsbüro. Wohl kann er Vorschläge machen und auf viele Weise auch jetzt noch einwirken, wenn es aber um wichtige Fragen geht, gibt nicht mehr er den Ausschlag. So drängen ihn die Umstände in die Rolle des abseits stehenden Mannes, der von fern den Gang des Werks verfolgt. Er betrifft fast nie mehr die Fabrik; er wird der grollende Alte auf dem Hügel, der nur noch gelegentlich bei Aktionen in Erscheinung tritt²⁹.

Das Düsseldorfer Abkommen sah aus wie ein Haushaltsplan: Jeweils auf der einen Seite eines Doppelbogens waren die gegenseitigen Zusagen niedergelegt. Der Unterschied zwischen der «Krupp-Bombe» des Jahres 1874 und der jetzigen kann durch eine einzige Zahl demonstriert werden. Die Last, die Alfred auferlegt worden war, mochte ihm zwar schmachvoll erscheinen, aber sie betrug nur fünf Prozent der neuen Verpflichtungen seines Urenkels. Als erstes stimmte Schiller an jenem Dienstag einem neuen Exportkredit in Höhe von 300 Millionen Mark für die Firma zu. Als zweites erklärten sich die Banken bereit, alle offenstehenden Verpflichtungen Krupps bis Ende 1968 zu prolongieren und – aufgrund einer Regierungsgarantie – Krupp einen neuen Kredit in Höhe von 400 Millionen Mark anzubieten. Falls Alfrieds Bilanz am 13. Dezember 1968 ausgewogen war, sollten wieder die üblichen Finanzierungsbestimmungen für den Aussenhandel gelten. Telefonisch sagte Kühn zu, dass das Land Nordrhein-Westfalen langfristige Anleihen garantieren würde, damit kurzfristige «Eurodollar»-Verbindlichkeiten der Firma in Höhe von 150 Millionen Mark abgelöst werden konnten. Somit sollten 700 Millionen Mark in das ausgeblutete Unternehmen gepumpt werden, und das auf dem Höhepunkt einer Rezession, die die Wirtschaft des ganzen Landes lähmte und die Tag für Tag etablierte Schlotbarone in den Bankrott trieb³⁰.

Es war offensichtlich, dass man einige Gegenleistungen erwarten durfte. Einiges deutet darauf hin, dass Alfried vor seinem Abflug nach Afrika private Zusicherungen gegeben hatte. Am 4. März, einen Tag, bevor Beitz sich mit Gewalt einen Platz am Konferenztisch verschaffen musste, hatte Krupp eigenhändig eine Willenserklärung niedergeschrieben, die den ersten zögernden Schritt in Richtung auf «Vorbereitungen zur Umwandlung der Firma in eine Aktiengesellschaft» war. Er hatte jetzt auch einen Prügelknaben gefunden: die Richter in München. Ihre Entscheidung habe «den Ausschlag gegeben», behauptete er. Später sagte Arndt: «Unsere Entscheidung war in keiner Weise von finanziellen Schwierigkeiten bestimmt. Die Firma Krupp steht sicher da.» Die Schwierigkeit, so betonte er, sei nur durch die neuen Erbschaftssteuern entstanden, die der Bundesfinanzhof verfügt hatte: «Bei Antritt der Erbschaft wären mir nur fünfzig Prozent des Unternehmens geblieben, und eine solche Teilung hätte natürlich das Ende von Krupp bedeutet³¹.»

An jenem Nachmittag im Mai drückte Arndts Miene aus, dass er sich ungefähr wie ein

Märtyrer fühle; er schien von der Grösse seines Geschenks an das Vaterland momentan überwältigt zu sein:

Ich bin der festen Überzeugung, dass durch die Jahrhunderte hindurch alle Mitglieder der Familie Krupp von einem tiefen Gefühl der Pflicht und Verpflichtung gegenüber der Firma durchdrungen waren. Jede Generation hat irgendetwas Wichtiges geleistet, damit die Firma erhalten blieb. Und jetzt, da Krupps Fortbestand nur durch die Umwandlung in eine Stiftung gesichert werden kann, dachte ich mir, dass ich als letztes Glied in der Kette ... dieselbe Verpflichtung habe, das meinige beizutragen. Ich glaube, dass ich mit meinem Erbverzicht meine Pflicht der Firma gegenüber, meiner Familie und somit auch gegenüber meinem Land erfüllt habe.

Er schlug einen Ton an ganz wie Nathan Haie. Allerdings erwähnte er nicht, dass er als Gegenleistung für sein grosses Opfer bis zum Tod seines Vaters eine Million Mark pro Jahr und danach zwei Millionen jährlich bis an sein Lebensende erhalten würde³².

Krupps Versprechen, «die Firma in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln», klingt nur so lange revolutionär, bis man sich erinnert, dass sie das bereits gewesen war, als er sie 1943 übernommen hatte – Bertha gehörten 159'999 Anteile und Barbara einer. Das war jedoch für Karl Schiller keine ausreichende Garantie, und als er sich nach Abschluss des Abkommens 150 Journalisten stellte, erklärte er die komplizierten Sicherungen, die in den Vertrag eingebaut worden waren. Bis zum 15. April hatte Krupp einen sechsköpfigen Aufsichtsrat zu ernennen, der den Konzern umorganisieren sollte. Dann, am 31. Januar 1968, sollte die Herrschaft der Familie enden; Fried. Krupp, Essen, würde eine Aktiengesellschaft sein. Zuerst würde sie nur einen Aktionär haben, nämlich Alfred, aber im Verlaufe von zwei oder drei Jahren könnten Partner aufgenommen werden. Und schliesslich würden, sobald die Lage dies rechtfertige, andere Investoren willkommen sein³³.

Schiller betonte, dass es sich um einen Ausnahmefall handle, für den es in der Bundesrepublik kein Beispiel gebe, und dass jeder Grossindustrielle, der da glaube, dass dieser Präzedenzfall jemals eine Nachahmung finden könne, sich auf dem Holzweg befinde. Ausserdem, sagte er, werde alles in der Hand «einiger weniger Banken» liegen; die Regierung werde im Aufsichtsrat nicht vertreten sein. Das war jedoch nur die halbe Wahrheit; Krupp hätte ohne die Verpfändung von öffentlichen Steuergeldern nicht gerettet werden können, und dieses Rettungsseil hatte man keinem anderen ertrinkenden Grossindustriellen zugeworfen. Ein deutscher Reporter bat Finanzminister Franz Josef Strauss um eine Erklärung, und es kam zu folgendem Rededuell:

F.: Bislang hat sich der Bund von solchen Samaritaraufgaben ferngehalten ... Was ist das Besondere am Fall Krupp?

A.: Krupp hatte unter den Kriegsfolgen besonders stark gelitten. Krupp hat sich auch gegenüber den bei Kriegsende entlassenen Arbeitnehmern sozial und in der Bezahlung von Zusatzversorgungungen nobel verhalten.

F.: Stattet der Bund jetzt also eine Art nationale Dankesschuld gegenüber Krupp ab?

A.: Krupp ist die bedeutendste Einzelfirma.

F.: Haben Sie von Krupp verlangt, dass die Firma schon jetzt ihre Bilanz offenlegt?

A.: Dazu sind wir rechtlich nicht ermächtigt. Krupp ist eine Einzelfirma, die keiner Offenlegungspflicht unterliegt...

F.: Was passiert, wenn die Firma Krupp die Bedingungen nicht erfüllt?

A.: Wir gehen davon aus, dass die Firma ihre vertraglichen Verpflichtungen erfüllen wird³⁴.

Die Bonner Auslandskorrespondenten nahmen dagegen an, dass die Bundesrepublik ihre Schatzkammer nur öffnete, weil sich die Firma wieder einmal für die Interessen des Landes eingesetzt hatte und dabei zu Schaden kam; jetzt wurde sie von einer Regierung gestützt, die ihre eigene Schuld gegenüber der Familie mit dem grössten Namen in der Geschichte der deutschen Industrie nicht ignorieren konnte. Und schliesslich komponierten die Reporter einen Spottgesang:

In klein Bonne an dem Rhein

wir sind zurzeit ein bisschen knapp bei Kasse –

in klein Bonne an dem Rhein

das Wirtschaftswunder wird ja immer blasser.

Der Haushalt, sagte Franz Josef Strauss, hängt an 'nem dünnen Faden, die Bauern und Beamten steigen auf die Barrikaden, doch Krupp bekommt Entwicklungsgeld, sonst geht die Firma baden.

Er bekam das Geld, und die Firma war gerettet, aber zu einem Preis, den sich Alfred der Grosse in seinen wildesten Alpträumen nicht hätte vorstellen können. Jetzt gab es keinen alleinigen Inhaber mehr. Der Titel war bedeutungslos. Der Nachgeborene, der die Stärken und Schwächen des Urgrossvaters geerbt hatte, musste abdanken.

Die offizielle Zeremonie fand in der grossen Halle der Villa Hügel statt, wo 80 Jahre zuvor die Leiche des grossen Krupp feierlich aufgebahrt worden war. Es war der 1. April, der Tag, an dem man auch im Ruhrgebiet allerhand Schabernack zu treiben pflegt. In diesem Jahr gab es keine Aprilscherze; der niederschmetternde Streich, den das Schicksal gespielt hatte, genügte. Ausserdem entsprach das Wetter nicht der Jahreszeit, der Nachmittag war düster und kalt. Obwohl in jedem Kamin ein Feuer brannte, waren die Räume so frostig wie damals, kurz nach dem preussisch-französischen Krieg, als der Amateurarchitekt, der sie entworfen hatte, sie verwünschte und eilends nach Torquay abreiste³⁵.

Kräftige uniformierte Werkschutzmänner standen an den Wänden entlang postiert; sie blickten so aufmerksam um sich, als seien sie jederzeit bereit, Raudis zum Schweigen zu knüppeln und in den längst vergessenen Käfig aus Kruppstahl im Keller des Hauptverwaltungsgebäudes zu schleifen. Aber heute wurden sie nicht gebraucht. Selten war es in dem kalten Schloss stiller gewesen, und das war gut, denn man konnte das monotone Murmeln des Konzernherrn kaum hören, obwohl die Rednerbühne auf der Bibliotheksseite der Halle mit Mikrophon und Lautsprechern ausgerüstet war. Mager, aschgrau und verhärtet stieg er auf das Podium und stand dort lange Zeit unbeweglich da, während seine Augen mit kaltem Blick über die mitfühlenden Zuhörer

schweiften. In vier Monaten würde man seinen 60. Geburtstag feiern. In dieser Umgebung voller lebensgrosser Ölgemälde von Krupps und Hohenzollern hätte er sich seines Erbes als würdig erweisen sollen, indem er überraschend neue herrliche Entwicklungen verkündete. Stattdessen gab er den Gästen seines letzten Jubiläums die einzige überraschende Neuigkeit kund, dass er am 2. März, also schon vier Tage vor der Konferenz in der Dresdner Bank, eine Krupp GmbH gegründet habe, die über das Vermögen Buch führen solle, das ihm – und dessen war er ganz sicher gewesen – die Regierung und die Banken nach seiner Rückkehr von der Grosswildjagd zur Verfügung gestellt hatten. Die neue Tochtergesellschaft sollte langfristige Exportgeschäfte abwickeln. Deutschland brauche das Exportgeschäft, genau wie die Firma verzweifelt «eine beträchtliche Summe Eigenkapital» gebraucht habe. Er habe gehofft, dieses Kapital 1966 aufzutreiben zu können. Stattdessen sei es «ein schwieriges Jahr gewesen». Die Preise für Kruppstahl seien gefallen, weil es keine Abnehmer gegeben habe; in den Hüttenwerken habe man 2'900 Kruppianer entlassen müssen, Kurzarbeit sei «unvermeidbar» gewesen, und die Erträge aus der Kohleförderung seien um 32 Prozent gefallen.

Er sei sich immer noch «der grossen Rolle bewusst, die das Prinzip der sozialen Verantwortung in der Geschichte meiner Familie und unseres Konzerns gespielt hat». Und jetzt lag in seiner Stimme der Anflug eines Gefühls, als er schnarrte: «Ich sage es ganz offen – ich bin stolz darauf.» Aber um ein Wohlfahrtsunternehmen führen zu können, brauche er eine breitere Kapitalbasis. Und dann, fast gleichgültig, machte er die historische Ankündigung: «Ich habe daher beschlossen, die Firma auf der Grundlage einer Stiftung in eine Aktiengesellschaft umzuwandeln.» Er habe die Absicht, dafür zu sorgen, dass die Gewinne der Stiftung zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung in Deutschland verwendet würden. Die Errichtung einer Krupp-AG sei beklagenswert und widerstrebe allen, aber «eine solche Umwandlung entspricht den wirtschaftlichen Erfordernissen unserer Zeit». Abschliessend – und jetzt klang seine Stimme völlig leblos – dankte er den Banken, der Bundesregierung, Beitz und «meinem Sohn Arndt», ohne dessen «Erbverzicht» dieses Ende der Dynastie nicht möglich gewesen wäre: «Ich möchte ihm in aller Öffentlichkeit für sein Verantwortungsgefühl und für sein Verständnis danken.» Wenn man Arndt und seinen Lebensstil kannte, wenn man ihn sich als Konzernherrn und als Oberhaupt der Dynastie vorstellte, fragte man sich, wieviel Überredungskunst es gebraucht hatte.

Die Jubiläumsversammlung war vorbei. Zum letztenmal hatte ein Krupp in der Hauptstadt seines Königreichs bei einer offiziellen Funktion den Vorsitz geführt; bis zu dem Tag, an dem Alfried unter Waldtrauts Porträt feierlich aufgebahrt wurde (an der Ostseite, wo früher das Bild des Führers hing), sollte kein Mitglied der Familie mehr in dem alten Kalksteinpalast das Weltinteresse beanspruchen. Seine Gäste, in gestreiften Hosen mit makellosen Bügelfalten, reihten sich in einer Linie auf, um sich von ihm zu verabschieden. Jeder schüttelte ihm die Hand, verbeugte sich ruckartig aus der Hüfte heraus und ging weiter, nachdem er vom Konzernherrn als letztes Zeichen seiner Wertschätzung ein kleines Geschenk erhalten hatte. Man sprach noch weniger als sonst – falls das überhaupt möglich war. Bald hatten die letzten Gäste das Haus verlassen, und zurück blieb ein hochgewachsener Mann mit grauem Gesicht, umgeben von den

Männern des Werkschutzes, lodern dem Kaminfeuer, endlosen Korridoren und dem Todeshauch der Vergangenheit. Düster und unbewegt blickte er den Gästen nach, und in seinen unruhigen Augen lag etwas Unwirkliches, fast Selbstmörderisches.

«Krupp wohin?» lautete der Titel eines Leitartikels in einer deutschen Monatschrift. «Trotz der dramatischen Intervention der Bundesregierung», schloss der Artikel, «... sagen gutinformierte Kreise voraus, dass die grössten Probleme noch bevorstehen.» Die schlechtinformierten Ausländer wussten von allein, dass es noch Probleme geben würde. Die Abschiedszeremonie im Schloss hatte an einem Sonnabend stattgefunden. Ehe zwei weitere Wochen vergingen, musste Alfred einen Verwaltungsrat ernannt haben. Wie erwartet, wählte er Abs und Werner Krueger von der Dresdner Bank. Sie mussten dabei sein, und wenn auch nur aus Gefühlsgründen: Die Bank war mit Krupp fest verbunden gewesen, seitdem ihr Agent in Sedan die Nachricht vom preussischen Sieg geschickt hatte. «Welch glückliche Wendung haben die Kriegseignisse genommen», hatte Deichmann Alfred aus Düsseldorf geschrieben, und jetzt, da es für Krupp keine preussischen Armeen mehr gab, die er ausrüsten konnte, und die Familie im Unglück war – jetzt, da Essen das verloren hatte, was man als «Aprilglück» zu bezeichnen pflegte –, hatten die Nachfolger von Deichmann versucht, den Aufschlag des herabstürzenden Sterns zu mildern. Die anderen Mitglieder des Aufsichtsrats waren Professor Dr. Ludwig Raiser von der Universität Tübingen, Professor Dr. Bernhard Timm, Generaldirektor des bestverwalteten chemischen Unternehmens in der EWG, Professor Dr. Hans Leussink, Regierungsberater auf dem Sektor Forschung und Entwicklung, und Otto Brenner, Vorsitzender der IG Metall³⁶.

Noch ein Name stand auf der Liste: Berthold Beitz. Mit Alfreds Rücktritt hatte er den Titel eines Generalbevollmächtigten verloren. Er sass als persönlicher Vertreter Krupps im Verwaltungsrat, und ausserhalb des Ruhrgebiets nahmen Gutinformierte und Schlechtinformierte wie alterfahrene Industriespione an, dass er Generaldirektor der neuen Gesellschaft würde. Aber zum «beträchtlichen Erstaunen» des Londoner *Economist* beschloss der Verwaltungsrat, diesen persönlichen Vorschlag Krupps zu übergehen. Stattdessen wählte man einen 47jährigen Wirtschaftsprüfer und Exkruppianer, den Sohn eines Krefelder Schlotbarons. Günter Vogelsang war ein Mann, den die anderen Ruhrkapitäne billigten. Nach dem Krieg hatte er kurze Zeit für Willi Schlieker gearbeitet. Als dessen Kartenhaus einstürzte, weil die Kapitaldecke zu dünn war, hatte Beitz Vogelsang engagiert; er sollte sich mit den im Hauptverwaltungsgebäude praktizierten finanztechnischen Methoden vertraut machen, und danach sollte er die Verwaltung des Bochumer Vereins modernisieren, 1960 hatte ihn Mannesmann abgeworben. Jetzt wurde er zum «Chefberater» des Verwaltungsrats ernannt und reorganisierte das Unternehmen, das er einmal leiten sollte. Nüchtern, wie es seinem Charakter entsprach, umschrieb er seine Aufgabe mit den Worten, er müsse «die Krankheit diagnostizieren, damit ich eine Therapie verordnen kann». Kurze Zeit nach Antritt seines Postens wurde der Konzern von einem Nachbeben erschüttert, wie es nach grösseren Erdbeben aufzutreten pflegt. Essen gab bekannt, dass Finanzdirektor Arno Seegar seine Stellung «fristlos gekündigt» habe. Gemäss seiner Zusage vom 1. April hatte Alfred der Bundesregierung versichert, dass die Firmengewinne, die die Mitglieder der Fami-

lie gegenüber Aussenstehenden bisher kaum mit einem Wort erwähnt hatten, «zur Förderung der Wissenschaften» beiseite gelegt wurden. Am 13. April unterschrieb er jedoch ein anderes Dokument, dessen Bedeutung kaum richtig eingeschätzt werden konnte. Dieser sogenannte «Förder-Rentenvertrag» sah vor, dass Arndts Jahreseinkommen von einer Million Mark aus den Grundstoffindustrien der Firma kommen sollte, und dass nach Alfrieds Tod noch einmal die gleiche Summe von der Augsburger Tochtergesellschaft Nationale Registrier-Kassen GmbH zu zahlen sei³⁷.

Inzwischen hatte der Verwaltungsrat seine Arbeit aufgenommen; er verfolgte seine unmittelbaren Ziele ganz offen: Man wollte den Generalbevollmächtigten, die Zechen und die Hüttenwerke loswerden, und zwar in dieser Reihenfolge. Im privaten Kreis bemerkte ein Mitglied des Verwaltungsrats schadenfroh: «Beitz muss von der aktiven Geschäftsleitung zur Betriebsaufsicht überwechseln. Mit anderen Worten, Beitz ist nicht mehr der Boss.» Er war natürlich nie der Boss gewesen (ein echter Krupp vom Schlage Alfrieds traf seine eigenen Entscheidungen), aber der extrovertierte Pommer hatte im Namen von Essens Gebieter – und sogar im Namen der Bundesregierung – weitgehende Machtbefugnisse gehabt. Er trug seine Degradierung wie ein Mann. Während eines Interviews in seinem hypermodernen, mit Lautsprechern bestückten Haus am Weg zur Platte starrte er gedankenverloren in sein leeres Weinglas und sagte: «In drei oder vier Jahren werden wir» – *wir* hiess immer Krupp und Beitz – «glücklich sein, dass wir diese Entscheidungen getroffen haben, auch wenn es unter Druck von aussen dazu gekommen ist. Manchmal passt einem die Medizin nicht, die man schlucken muss. Aber man muss tun, was der Arzt sagt, und später dankt man Gott dafür, weil er die Quelle der Giftstoffe und damit den Grund für die Krankheit findet. Ich gebe zu, dass ich über die Ereignisse erschüttert bin. Ich hatte seit acht Jahren (sic!) in vollem Einvernehmen mit Herrn Krupp an der Umwandlung in eine Stiftung gearbeitet. Alles ging glatt, und es wäre eine erstklassige Sache geworden. Dann brach diese von aussen kommende Kraft über uns herein, und unsere Pläne verloren alle Grossartigkeit, denn man nahm sie uns aus der Hand.» Abschliessend sagte er zuversichtlich: «Als Aktiengesellschaft werden wir Dividenden zahlen, hohe oder niedrige, je nach der Lage. Wir werden aus all dem stärker hervorgehen, als wir es je zuvor waren³⁸.»

Wieder hatte er sich geirrt. Die Zukunft von Berthold Beitz blieb von Wolken verhüllt. Bei Alfried Krupp hingegen war es anders. In jenem Sommer wurde sein persönliches Schicksal zum Gegenstand von Fernschreiben, chiffrierten Meldungen und hastig einberufenen Sitzungen in fast allen Hauptstädten der Welt. Alfried konnte aus dieser Krise nicht stärker hervorgehen, weil er sie überhaupt nicht überleben sollte.

Irgendwann im Sommer setzte der Konzernherr mit peinlicher Genauigkeit sein Testament auf. Es hätte sicher das Missfallen seiner Eltern erregt. Gustavs Fleiss bei der Ausübung seiner ehelichen Pflichten und Berthas Fruchtbarkeit waren vergebens gewesen. Alfried hätte ebensogut der einzige Sohn sein können. Keines von seinen jüngeren Geschwistern wurde erwähnt, woran zum Teil wohl ihre Feindschaft mit Beitz schuld war. Die Familie sollte den Inhalt des Testaments erst am Sonnabend nach seiner Beerdigung, bei der Eröffnung, erfahren. Zu Testamentsvollstreckern bestimmte

er Beitz, Arndt und Dedo von Schenk von der Rechtsabteilung des Konzerns, der während eines Interviews im Frühling versichert hatte, dass die Lex Krupp keine Gültigkeit mehr habe³⁹.

Alfried starb am Sonntag, dem 30. Juli, um 10 Uhr abends. Für die PR-Abteilung der Dynastie war es die anstrengendste Nacht seit Fritz Krupps Tod im Jahre 1902; genau wie damals informierte sie die Presse erst zwölf Stunden später, und selbst dann waren ihre Mitteilungen widersprüchlich. Nur in einem Punkt stimmten die Meldungen völlig überein: Seine bewachte, prachtvoll eingerichtete moderne Villa im Hügel-Park wurde als «Häuschen» bezeichnet. Das grösste Rätsel war die Todesursache. In einer Mitteilung hiess es, sein Tod kam «plötzlich und unerwartet». In einer zweiten stand, er habe an einer «unheilbaren Krankheit» gelitten, in einer dritten, dass er überhaupt nicht krank gewesen sei; und in einer vierten wurde schliesslich behauptet, dass sein silbergrauer Porsche schon seit einem Monat nicht mehr vor dem Büro geparkt habe, weil die Ärzte im Juli festgestellt hätten, dass der Chef an Bronchialkrebs infolge übermässigen Genusses von amerikanischen Zigaretten leide. Schliesslich einigten sich alle auf diese Version. Allmählich erfuhr man Einzelheiten. Die Ärzte hatten den Tumor erst entdeckt, als es für eine Behandlung schon zu spät war. Krupp hatte sein Häuschen seit Mitte Juli nicht mehr verlassen; als er starb, war nur eine Werkskrankenschwester bei ihm. Es war eine Sensation. Das Geheimnis war wirklich gut gehütet gewesen. Die gesamte Familie wurde davon überrascht. Arndt hatte gerade eine Erklärung abgegeben, in der er die Arbeitswut seines Vaters, und alles was er vertrat, kritisierte, einschliesslich der «Krupp-Tradition⁴⁰».

Arndt war ein weltgewandter junger Mann, der nur dem Namen nach ein Deutscher war. Aber jeder echte Deutsche, der über 35 war, empfand eine tiefe Verehrung für diese Tradition; so gingen an jenem Montag, als der Juli in den August hinüberglied, im Ruhrgebiet die Bundesflaggen und die schwarzweissen Kruppfahnen auf Halbmast. Eine Flut von Beileidsbezeugungen traf ein; sie waren an den neuen «Hausherrn» adressiert (was die Postverteilerstelle im Hauptverwaltungsgebäude in Schwierigkeiten brachte, weil niemand zu wissen schien, wer jetzt eigentlich als Oberhaupt der Familie galt. Die Kondolenzschreiben berührten sowohl den politischen als auch den ideologischen Bereich. Bundespräsident Heinrich Lübke schrieb: «Leben und Werk von Alfried Krupp sind unauflöslich mit dem Geschick unseres Volkes verbunden»; ein Gewerkschaftsführer pries Herrn Krupps «Fortschrittlichkeit»; und alle Mitglieder eines örtlichen Verbandes unterzeichneten ein Telegramm, in dem der Verstorbene als «ein fortschrittlicher Arbeitgeber (galt), der sich seiner sozialen Verpflichtungen bewusst war». Die Verwirrung unter den Kruppianern war ebenso gross wie bei der Presse. «Herr Krupp ist tot!», riefen sie sich quer durch die Fabrikhallen zu. Einige glaubten, dass sein Tod auch das Ende der Firma bedeute, und hier konnte man jenen scharfen Unterschied zwischen den Generationen beobachten, der für das Deutschland der Gegenwart so typisch ist. Die jungen Arbeiter, die nie aus der Ferne das dumpfe Dröhnen der Trommeln oder kriegerische Trompetenstösse gehört hatten, betrachteten die Arbeit als einen Job. «Wenn es hier keine Arbeit mehr gibt, gehe ich eben woanders hin», sagten sie schulterzuckend. Aber die Älteren waren untröstlich. Für jeden von ihnen hatte Alfried zur Familie gehört, und so fragten sie mit Tränen in den Augen: «Und was kommt nun^{41?}»

Was kam, war eine grosse Schau. Wie es der dynastische Brauch vorschrieb, wurde Krupps Leiche in einem offenen Eichensarg in der grossen Halle des Schlosses aufgebahrt, eine riesige Kerze flackerte am Kopfende; sechs Kumpels mit farbenfrohen Uniformen und federgeschmückten Tschakos flankierten den Sarg. Die Familienmitglieder kamen einzeln oder zu zweit. Beitz kam allein, kreuzte unbewusst die Hände über der Brust, so wie Alfrieds Hände gekreuzt waren – und weinte. Am Mittwoch wurden die Pforten für Tausende von wartenden Kruppianern geöffnet. Langsam bewegten sie sich in kleinen Schritten über den Parkettboden, warfen einen letzten Blick auf ihren Chef (für die meisten war es gleichzeitig auch der erste Blick) und verliessen dann mit blinzelnden Augen den mit schwerem Blumenduft erfüllten Raum⁴².

Die Beerdigung fand am Donnerstag statt. Die fünfhundert offiziellen Trauergäste – eine Delegation aus Bonn und eine Gruppe von Gewerkschaftsführern – durften das Schloss betreten, während sich das Volk bei strömendem Regen um die Lautsprecher drängte und den Nachrufen lauschte. Den grössten Teil der Zeit nahm die Verlesung der Telegramme, Briefe und offiziellen Botschaften ein, die seit Anfang der Woche aus allen Teilen der Bundesrepublik gekommen waren (aber nur sehr wenige stammten aus dem Ausland); zweifellos sagte Bundestagspräsident Eugen Gerstenmaier völlig zu Recht, dass er nicht nur für die Bundesregierung, sondern für das ganze Land spreche, wenn er Alfried zurufe: «Wir danken ihm und dem Haus Krupp für all das, was es in über hundertfünfzig Jahren für viele Deutsche, nein, für das ganze Volk bedeutet hat⁴³.» Nachdem die letzten Ehren erwiesen und die Trauerfeierlichkeiten zu Ende waren, spielte die Krupp-Kapelle «Glückauf». Im Takt mit der sentimental Melodie trugen zehn Bergarbeiter, gleichfalls in Tracht, den Sarg in den Regen hinaus, während 125'000 Kruppianer auf ein Signal, das im ganzen Ruhrgebiet und auch an anderen Orten gegeben wurde, ihre Werkzeuge niederlegten und in straffer Haltung an den Drehbänken, Gerüsten, Schmiedefeuern und Montagedocks standen. Schweigend ehrten sie den Letzten seines Hauses; elf Wochen später, am 16. Oktober, starb Alfrieds zweite Frau, die letzte, die den Namen Krupp erhalten hatte, im Mount-Sinai-Hospital in Los Angeles⁴⁴.

Auf dem gleichen Weg, den auch die Särge von Alfred, Fritz, Margarethe, Claus und Bertha genommen hatten, wand sich Alfrieds Trauerzug den Hügel hinunter. Unten angekommen, schwenkte er nach links zum Familienfriedhof ein, und dort wurde der Sarg unterhalb von Urgrossvaters vielstufigem Monument in die steinige Erde des Ruhrgebiets gesenkt. Die Musiker schoben ihre nassen Instrumente eilig in die Futterale und gingen. Unter tropfenden, durchnässten Federbüschen marschierten die Bergleute davon. Beitz zog sich zurück. Arndt flüchtete, Wilmowsky geleitete Barbara zu ihrem wartenden Mercedes, und alle von Bohlen und Halbachs verliessen die Ruhestätte, die Alfried vor elf Jahren selbst abgesteckt hatte und über der immer noch Alfred, eingehüllt von Regengüssen, thronte.

Diesen Friedhof sollte man nicht bei Regenwetter oder nach Einbruch der Dunkelheit aufsuchen, denn die lange Geschichte der Krupps ist so reich an dramatischen Ereignissen, dass man auf eine düstere Szenerie verzichten sollte, auch wenn die Dynastie nie wieder Furcht und Schrecken über die Grenzen des Reiches hinaustragen

wird. Selbst bei hellem Tageslicht vermeint man zu sehen, wie sich die Ahnen gegenseitig anfahren – zum Beispiel Anton Krupp, Sohn des ersten Arndt, der sich brüstet, während des Dreissigjährigen Krieges tausend Gewehrläufe pro Jahr verkauft zu haben und der Rechenschaft über sein Vermächtnis verlangt, oder Friedrich Krupp, der im Klage-ton fragt, wo die Zielbewusstheit geblieben sei, mit der er Bajonette für Preussen zuschliff. Oder – noch wahrscheinlicher – den grössten Kanonenkönig, der mit dröhnender Stimme kundtut, dass er das Signal zum Angriff gegen «Spekulanten, Börsenjuden, Aktienschwindler und dergleichen» gab, und dass er in einem Brief an Fritz, der damals in Ägypten weilte, für seine Nachfahren eine besondere Warnung vor «der Raubgier der Gründer-Gesellschaften» hinterliess:

Das erste ist das Rechnungswesen, das Finanzwesen, das Kalkulationswesen. In diesen Dingen musst Du immer vollständig zu Hause sein. Niemand muss Dir ein X für ein U machen können, denn auch nur bist Du sicher vor dem, wovor ich Dich warnen will, und zwar, dass Eigennutz und Intrige Dich einmal zwingen könnten, das Heft aus der Hand zu geben – in die Gewalt einer Gründer-Gesellschaft zu fallen⁴⁵.

Alfried hätte darauf erwidern können, dass Alfred seine eigenen Lehren missachtet habe, dass des Urenkels Schwierigkeiten mit der Loyalität zum Führer – den sein Urgrossvater erahnt und im Voraus gesegnet hatte – anfangen, und dass er, der letzte Firmenherr, bei Weitem nicht der schlechteste seiner Rasse war: kein ungehobelter Klotz wie Anton Krupp, kein Schwächling wie Friedrich und kein öffentliches Ärgernis wie Fritz. Er hatte nur den Anteil an den Stärken und Schwächen der echten Krupps geerbt: insbesondere die mangelhafte genetische Kraft (es ist erstaunlich, dass eine Familie bei so geringer Männlichkeit elf Generationen überdauern konnte) und den Mangel an echtem Verständnis für Buchführung, Geldwirtschaft und Kalkulation. Wie sein Generalbevollmächtigter vor einigen Wochen mit schiefem Lächeln gesagt hatte: «Jetzt ist die Flut gefallen, und endlich sehen wir, was auf dem Flutgrund liegt: wenig Gold und alte Flaschen⁴³.»

Wenn es eine Krupp-Walhalla gäbe, würde dieser Ausspruch zweifellos mit bitterem Gelächter begrüsst werden. Aber das, was wirklich zutage trat, war viel interessanter, obwohl sich die Tragweite nur langsam abzeichnete. Am 29. November 1967 wurde vom Hauptverwaltungsgebäude die Errichtung einer Alfried Krupp von Bohlen und Halbach-Stiftung verkündet. Die Aktiengesellschaft, in der Alfrieds sämtliche Aktiva zusammengeworfen waren, wurde am 2. Januar 1968 gegründet. In der letzten Woche des gleichen Monats, als die Dynastie formell erlosch, wurde Vogelsang als Generaldirektor bestätigt, Abs wurde Vorsitzender eines fünfzehnköpfigen Aufsichtsrats, und die mysteriösen, fast geheiligten Bücher der Firma lagen endlich offen. Es dauerte geraume Zeit, bis der Aufsichtsrat sich einen allgemeinen Überblick verschafft hatte. Zunächst war man allein von der Zahl der von der Familie angesammelten Industriebetriebe beeindruckt. Die Liste der von Alfried hinterlassenen 100 Grossbetriebe umfasste neun eng getippte Seiten; die Aufstellung seiner Beteiligungen an anderen Gesellschaften umfasste weitere zehn Seiten; die Fabriken, die ihm allein gehört hatten, bedeckten eine Fläche von insgesamt rund 228 Quadratkilometern⁴⁷. Und dann wurde das Ausmass von Krupps unheilvollem Abenteuer im Osten deutlich.

Abs und seine 14 Kollegen hatten angenommen, dass ihr neues Unternehmen sofort an die Seite der Thyssen- und der Volkswagenwerk-Stiftung treten könne, die dem deutschen Volk zusammen über 160 Millionen Mark pro Jahr zur Verfügung stellen. Diese Hoffnungen zerschlugen sich. Die Fried. Krupp GmbH stand auf solch wackligen Beinen, dass sie zumindest in den nächsten vier Jahren nicht einmal die anfallenden Steuern zahlen konnte. Sicher, sie würde auch Gewinn abwerfen, aber – und das war ein schwerer Schlag – Arndt hatte laut dem Förder-Rentenvertrag, den Alfried 15 Wochen vor seinem Tod unterzeichnet hatte, das Recht, zuerst die ihm pro Jahr zustehenden zwei Millionen Mark abzusahnen, ehe der Aufsichtsrat an andere Verpflichtungen denken konnte, einschliesslich der behördlichen Abgaben. Der Vertrag war hieb- und stichfest. Bonn hatte keine rechtliche Handhabe dagegen. Wie es ein Hamburger Redakteur ausdrückte: Tausende von Kruppianern mussten weiterhin schwitzen, damit der «prominenteste Playboy an der Ruhr» zwei Millionen Mark pro Jahr für «Brot und Spiele» ausgeben konnte⁴⁸.

Und somit waren auf dem Flutgrund, der bei der Ebbe endlich zum Vorschein kam, keine alten Flaschen, sondern der zweite Arndt, der seinen Triumph über das westdeutsche Establishment mit der Erklärung feierte, dass er die exotischen Vergnügungen eines *Jetset*-Heimatlosen den harten Verpflichtungen vorziehe, die den Mitgliedern seiner Familie über die Jahrhunderte hinweg auferlegt worden waren. Glückauf! Diese Melodie hatten die merkwürdig kostümierten Kumpels gespielt, als der Geist des letzten Herrn Krupp die frostigen Räume der Villa Hügel verliess. Zurück blieb als Vermächtnis eine sichere Geldquelle für einen Menschen, der ewig ein Kind bleiben würde und der nach der Absage an seine Vorfahren mit mehr Geld überschüttet wurde, als irgendeiner von den Schöpfern des Imperiums, das er so leichten Herzens zurückliess, hätte ausgeben wollen.

Falls sich diese Nachricht bis ins Jenseits herumsprechen sollte, würde es ein wahrhaft homerisches Gelächter geben. Denn die vierhundertjährige Geschichte der Krupps, die so viel Ironie enthält, erhielt ihre letzte Krönung durch eine so kapitale Ironie des Schicksals, dass daneben jede andere verblasst. Arndt hätte seinem Vater als mächtigster Mann der EWG nachfolgen können. Als Gegenleistung für seinen Erbverzicht erhielt er eine überwältigende Belohnung. Aber was war die Grundlage für die Rechte, auf die er verzichtet hatte? Die *Lex Krupp*. Mit anderen Worten: Arndt, Playboy der westlichen Welt, konnte unbeschwert einem ganzen Leben voll des süssen Nichtstuns, umgeben von den Reichen und den Schönen dieser Welt, entgegensehen – und das nur aufgrund eines Sondererlasses, der an einem rauhen Novembertag vor 25 Jahren in Kraft trat, und der noch heute als rechtsgültig betrachtet wird⁴⁹. Der Gesetzgeber, Arndts wahrer Wohltäter und die Quelle seines Reichtums, hiess Adolf Hitler, Führer des Dritten Reichs.

Epilog

Silber in einem alten Spiegel

In den Buchhandlungen des Ruhrgebiets kann man Dr. Hans Tümmers Buch *Essen: Ein Bildband* finden, und darin steht folgendes: «Die Kirchen, denen sich nun die neue Synagoge zugesellt hat, und die wachsende Zahl schöner, lichter Schulneubauten für alle nur denkbaren Bildungswege können hier nur in ganz wenigen Beispielen erscheinen...» Die Synagoge existiert – Bonn bezahlte den Bau im Rahmen des Wiedergutmachungsprogramms –, aber sie hat einige Eigentümlichkeiten. Vor dem Krieg lebten 5'500 Juden in der Stadt, und deshalb erwartet man zumindest ein Gebäude, das wenigstens halb so gross ist wie das frühere; stattdessen findet man ein winziges Gotteshaus. Auch das ist noch zu gross für die 250 Essener Juden, die noch existieren, und so fand in einem Teil des Gebäudes eine Samenhandlung, eine Zahnarztpraxis und das Büro eines Steuerberaters Platz. Im Inneren blickt der Davidstern von einem wunderschönen Oberlicht auf ganze zwölf schmale Sitzreihen hernieder. Im Jahre 1960 wurde die Synagoge eingeweiht, und als die jährlichen antisemitischen Zwischenfälle in der Bundesrepublik die Zahl Tausend überschritten hatten, begann Siegfried Neugarten, einer der Kirchenältesten, mit Argusaugen darüber zu wachen. Herr Neugarten sagte, dass die Essener Synagoge wohl bald überflüssig sei. «Wir werden immer weniger», erklärte er. «Die meisten von uns gehören der älteren Generation an, und wir sind nicht einmal froh darüber, wenn ein jüngerer Jude herzieht, denn er hat hier keine Zukunft. Die jüdische Gemeinde ist zu klein. Und wir haben keinerlei Kontakt mit den Ariern, weil wir die Vergangenheit nicht vergessen können. Deshalb raten wir ihm, er soll in ein anderes Land gehen, in *irgendein* anderes Land.» Er zuckte mit den Schultern. «Und so wird in zwanzig oder dreissig Jahren Hitlers Plan für ein judenreines Deutschland doch noch verwirklicht sein².»

Für mich als Amerikaner, der in den letzten Jahren der Kruppschen Herrschaft im Schatten der Villa Hügel wohnte und der Vergangenheit nachspürte, ist die Zeit zwischen 1933 und 1945 verständlicherweise faszinierender, unerklärlicher und provozierender als jede andere. Manchmal schien man an jeder Strassenecke von den Spuren jenes Kapitels in der Geschichte der Krupps genarrt zu werden. Am Rand des Einkaufsviertels verkündete eine Neonreklame mit weisser Schrift auf blauem Grund die Existenz eines «RVE», und für einen winzigen Moment erinnerte man sich an die grosse Rolle, die Alfred bei der Entscheidung der Nazis über die Zuteilung von menschlichen Arbeitstieren spielte. Aber das war nur ein flüchtiger Eindruck; beim zweiten Blick stellte man fest, dass die Buchstaben das Zeichen eines westfälischen Versorgungsbetriebs sind. Im Verschiebebahnhof fauchten noch immer die Dampflok aus dem Zweiten Weltkrieg. Hinter ihnen rollten die gleichen ominösen rostfarbenen Güterwagen. Aber jetzt, in der Ära des Gemeinsamen Marktes, transportierten sie totes Gut; doch gab es bis zur Wirtschaftswunderpause ab und zu beunruhigende Erinnerungen, wenn am Abend Scharen schlechtgekleideter Fremdarbeiter sehnsuchtsvoll die

Schaufensterauslagen anstarten und dabei auf Serbokroatisch, Italienisch, Flämisch oder Griechisch schnatterten. Nach Professor Pounds lebten diese Arbeiter in Essen «unter Bedingungen, die kaum besser sind als jene, unter denen die Zwangsarbeiter zu Kriegszeiten vegetierten³». Aber das ist eine Übertreibung. Diese neuen ausländischen Arbeiter werden bezahlt und haben die Freiheit, zu kommen und zu gehen, wie es ihnen passt; in Deutschland ist die Sklaverei mit dem Führer gestorben.

Mehr den Tatsachen entsprechend stellt Pounds fest, dass die zerbombten Gebiete des Ruhrgebiets wieder aufgebaut wurden, und zwar nach Vorkriegsplänen, so dass es zu fürchterlichen Verkehrsstauungen kommt⁴. Es war unausbleiblich, dass durch den Wiederaufbau viele Erinnerungen an das Gestern verschwanden. Um nur ein Beispiel zu nennen: Marksteine, die Elisabeth und Ernestine Roth vertraut gewesen wären, verschwanden. Sie hätten den Platz, wo das Lager stand, wiedererkannt – weil er so weit von den Krupp-Fabriken entfernt lag, blieb das grosse, mit Abfällen bedeckte Feld mit dem spärlichen Graswuchs unverändert – und die Strassenbahn 227 mit der Schuhreklame auf den Seiten, die von hier aus die Fahrgäste zum *Essener Hof* bringt. Aber das Walzwerk II, wo die Mädchen tagsüber schufteten und litten, ist 1962 abgerissen worden; die Stadtwiese, wo Gerhardt Marquardt ihnen etwas zu essen gab, wurde von den Neubauten immer mehr eingeeengt; und Fritz Niermann, der Kolonialwarenhändler, in dessen Haus sie Zuflucht gefunden hatten, wohnte nicht mehr in der Markscheide 15. Vielleicht wären die beiden tschechischen Schwestern noch einmal zum jüdischen Friedhof gegangen, wo sie zu ihrem Erstaunen von Krupp gefertigte Hängeschlösser am Eingangstor vorgefunden hätten. Man hatte diese Schlösser angebracht, um Friedhofsschändungen zu verhindern, aber das war nur teilweise geglückt. Der Friedhof war zu einem beliebten Treffpunkt für modisch gekleidete junge Männer und couragierte junge blonde Mädchen mit toupierten Köpfen geworden, und vor Einführung der Pille war der Boden zwischen den Grabmälern und den Gruften mit den Überbleibseln robuster Triebe übersät.

Elisabeth und Ernestine kehrten nicht zurück, wohl aber Pater Come und Paul Ledoux. In Saint-Hubert, 50 Kilometer von der neuen Pfarrei des belgischen Priesters entfernt, war ein Gedenkstein für die «*Victimes du Camp Spécial de la Gestapo des Usines Krupp, Dechenschule-Neerfeld, 1940-1945*» geweiht worden, und eine Abordnung der Überlebenden fuhr im Anschluss an eine Jahresversammlung an dem Sonntag, der dem Datum des Grossangriffs vom 23./24. Oktober 1944 am nächsten war, nach Essen und legte dort Blumen nieder, wo einst die Dechenschule gestanden hatte. Sie waren froh, dass die Kinder mit der Unschuld, die keine Nationalitätenunterschiede kennt, dort im Sonnenschein lachten, wo früher die Sklaven nur Dunkelheit und Furcht gekannt hatten. Die Umgebung gehörte jetzt zu den am dichtesten besiedelten Flächen des Ruhrgebiets, aber keiner der Deutschen, der aus dem Fenster seiner Wohnung die Schule sehen konnte, erinnerte sich an die Verbrechen, die hier vor einem Vierteljahrhundert begangen worden sind. Und bald sollte es keine Abordnungen mehr geben, die sie jedes Jahr daran erinnerten. Wie sich im Laufe der Jahre erwies, war die Lebenserwartung der ehemaligen Sklavenarbeiter in tragischer Weise verkürzt. Wenn sie 50 Jahre alt waren, fielen sie Krankheiten zum Opfer, die normalerweise erst 20 Jahre später auftreten. Von den ursprünglich 270 Mitgliedern des von Pater Come gegründe-

ten *Amicales des Camps de Dechenschule et Neerfeld* lebten keine hundert mehr; er selbst war herzkrank. Alle, gleichgültig welchen Geschlechts und welcher Rasse, klagten über chronische Schlaflosigkeit. Und fast alle hatten noch andere Krankheitsercheinungen. In New York war Benjamin Ferencz gezwungen, für die Gespräche mit Alfrieds ehemaligen Sklaven ein separates Büro einzurichten. «Sie brechen in Tränen aus und schluchzen ...» Dann brach er ab und breitete nur die Hände aus⁵.

«Die meisten amerikanischen Geschäftsleute sind der Ansicht, dass Krupp so handelte, wie es auch DuPont und jeder andere Industrielle hier getan hätte», sagte General Taylor leicht verbittert. «Selbst Juristen behaupten, dass die Sieger den Besiegten den Prozess machten.» Von jenen, die an Alfrieds Prozess teilgenommen hatten, war Taylor am schwierigsten zu finden. Er verbrachte immer weniger Zeit in seiner Kanzlei und immer mehr in der Columbia Law School. An der Westküste hingegen konnte jeder Anwalt im Bundesstaat Washington sagen, wo man Richter Wilkins fand, den einzigen Überlebenden jenes Gerichtshofs, der Krupp abgeurteilt hatte. Er war wieder am Berufungsgericht in Seattle tätig. Rawlings Ragland, damals Taylors erster Assistent, praktizierte in Washington, D. C., wo er sich oft mit Drexel A. Sprecher, dem ersten Assistenten im IG-Farben-Prozess, zum Essen traf. Cecelia Goetz arbeitete in einer Anwaltsfirma in Manhattan. John McCloy kam nach der Ermordung Präsident Kennedys wieder ins Gespräch (und geriet unvermutet erneut in eine Kontroverse); als Mitglied des Warren-Ausschusses machte er immer noch Schlagzeilen. Man konnte ihn in vielen Konferenzräumen treffen, und noch immer war er mit grosser Vehemenz gegen eine deutsche Übersetzung der Prozessniederschrift, weil es seiner Meinung nach sinnlos sei, «alte Geschichten wieder aufzuwärmen»⁸.

Doch wurden die alten Geschichten in der Bundesrepublik wieder aufgewärmt, und zwar von Otto Kranzbühler. Wenn er sich nicht seinen vielfältigen Aufgaben als Vorsitzender im Aufsichtsrat der – Alfrieds Brüdern gehörenden – Wasag AG, als Testamentsvollstrecker von Bertha und Gustav, als Rechtsbeistand der Familie Flick und als Rechtsanwalt widmete, war der ehemalige Kapitän der Kriegsmarine auf Vortragsreisen durch Westdeutschland und sprach über Nürnberg. Die im Justizpalast gefällten Urteile seien eine amerikanische Farce gewesen, sagte er zu dem aufmerksam lauschenden deutschen Publikum, und als Beweis dafür nannte er Alfrieds Begnadigung durch McCloy. Mit den Jahren gab es immer weniger Zeugen, die Kranzbühlers Behauptungen unterstützen oder widerlegen konnten. Arthur Rümman, der Kunsthändler, der beobachtet hatte, wie Alfried und die anderen Schlotbarone während des Blitzkrieges 1940 die Ausplünderung Frankreichs und der Niederlande planten, lag häufig im Krankenhaus. Eine Zeitlang (und ohne dass sie es wussten) war Rümman Nachbar in der Auffahrtsallee in München Karl Otto Saur, beratender Ingenieur und – in den Augen der Gefolgsleute von Krupp – der Erzschorke von Nürnberg. Als er spurlos verschwunden war, gab es niemanden mehr, der beschwören konnte, dass Alfried über Speers Kopf hinweg vom Führer die Genehmigung für das Berthawerk erlangt hatte, ausser Speer selbst, und der zog sich nach seiner Entlassung aus Spandau, die wenige Monate nach Alfrieds Tod erfolgte, völlig zurück.

Viele der Schlüsselfiguren waren tot, darunter auch Eduard Houdremont, Alfrieds

Mitangeklagter in den Jahren 1947/48; Vera Krupp und Axel Wenner-Gren, der 1962 im Alter von 80 Jahren in Schweden gestorben ist, nachdem er fast ein halbes Jahrhundert lang die Sache der Krupps zu der eigenen gemacht hatte. Andere Beteiligte hatten nie viel gewusst. Anna Döring wohnte in drei Kilometer Entfernung von den unheimlichen Baracken von Buschmannshof, dem Krupp-Lager für kleine Kinder. Sie gab sich Mühe, mein Deutsch zu verstehen, lief rot an, und ihren sich verhaspelnden Worten war nur zu entnehmen, dass sie lediglich ein winziges Rädchen in dem Getriebe gewesen sei, das man in Essen konstruiert hatte. Andere waren nach Südamerika ausgewandert, und zumindest einer genoss den Wohlstand im Nachkriegsamerika. Als Major war Hans Krüger Kommandant des riesigen Eisenbahngeschützes gewesen, das vom Stadtrand von Calais aus England bombardierte und das explodierte, als es vor dem Angriff britischer Bomber im Rückwärtsgang zu schnell zum Unterstand zurückfuhr. Später, als Brigadegeneral der Bundeswehr, erregte er die Aufmerksamkeit einiger Experten aus der US-Feldzeugmeisterei, die eine Dienstreise durch Deutschland machten; er nahm einen Lehrstuhl am Massachusetts Institute of Technology an⁷.

Viele Kruppianer blieben beim Konzern. Hermann Hobrecker, von 1941 bis 1945 Leiter der Abteilung für «Exporte in die Ostgebiete», war Personaldirektor. Finanzdirektor Janssen war pensioniert, ebenso Paul Hansen, der die Errichtung des Berthawerks als «ausgezeichnetes Experiment» betrachtet hatte, und Karl Dohrmann, der alte Butler in der Villa Hügel, der sich noch an die Zeiten erinnerte, als Margarethe Krupp «Königinmutter» und Bertha eine junge Ehefrau war. Zu den Pensionären der Firma gehörte sogar Ewald Löser, der in den Augen der älteren Kruppianer immer noch als eine zweifelhafte Erscheinung galt; aber die Firma hielt ihre Verpflichtungen gegenüber den Direktoren im Ruhestand unter allen Umständen ein. Löser kümmerte sich nicht um die Kritik der Umwelt. Seine hervorragenden betriebswirtschaftlichen Kenntnisse hatten ihm eine neue Karriere als Industrieberater eröffnet; er war häufig auf Reisen, und wenn er zu Hause war, herrschte zwischen ihm und seiner Frau jenes harmonische Zusammengehörigkeitsgefühl, das man oft bei älteren kinderlosen Ehepaaren findet, die miteinander viel Schweres durchgemacht haben⁸.

Wenn es in der Stadt einen Paria gab, dann war es seltsamerweise der Mann, der – den Konzernherrn ausgenommen – im Krupp-Prozess die schwerste Strafe erhalten hatte. Nicht einmal Kranzbühler wollte für Fritz von Bülow ein gutes Wort einlegen. Was immer die übrigen Deutschen, die im eisigsten Gerichtssaal des Justizpalastes vor Kälte gezittert hatten, über das Tribunal dachten, sie waren entsetzt gewesen über die Zeugenaussagen und Dokumente, die jedes Wort von General Taylors Anklage wegen Sklavenarbeit bestätigt hatten. Die Staatsanwaltschaft hatte Herrn Krupp beschuldigt. In den Augen der Gefolgsleute der Firma war das undenkbar; daher schoben sie die Schuld dem Mann zu, der Krupp Sklavenhändlerdienste geleistet hatte. Und so blieb ihm nur der Stolz auf seinen alten Namen, das Bewusstsein, dass er Alfried genauso treu gedient hatte wie sein Vater Gustav Krupp; es blieb die Erinnerung, wie er in seiner Jugend mit dem zukünftigen Herrscher der Dynastie Schlittschuh gelaufen war – und sonst fast nichts. «Meine Frau verträgt das Klima nicht», sagte er mit hohler Stimme.

«Ich bin ganz allein.» Einmal in der Woche kleidete sich Bülow sorgfältig an und suchte an dem einzigen Ort, wo man ihm den Zutritt nicht verweigern konnte, die Gesellschaft von Tilo von Wilmowsky und Berthold von Bohlen: beim Dienstagtreffen der Essener Rotarier um 13 Uhr im *Kaiserhop*.

Wenn ein Besucher Zeit, Geld und Lust für eine chronologische Reise durch die Vergangenheit der Krupps hat, sollte er damit auf einem der offenen Plätze zwischen der mittelalterlichen Marktkirche im Stadtinnern und dem Stadtarchiv beginnen, wo die beiden freundlichen, hilfsbereiten Archivarinnen Clara Müller und Anneliese Sprenger über den unschätzbaren wertvollen alten Jahrgängen der *Essener Allgemeinen Zeitung* und des *Essener Tageblatts* wachen. Zuerst sollte der Besucher kurz das Rathaus besuchen, das die Bombenangriffe teilweise überstanden hat. Wenn man die alten Mauern berührt, erinnert man sich, dass Alfred nicht der erste Krupp war, dass die Familie im sechzehnten, siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert durch ihre Stadtschreiber und Kaufleute die Stadt beherrscht hatte, ehe er funkensprühend und mit Getöse auf der Bildfläche erschien. Und die absurde dreifarbigere Neonreklame, die an dem Gebäude angebracht ist – «Ratskeller Stern-Pils», eine Bierreklame am Rathaus – kommt einem wie ein Symbol der Aufdringlichkeit vor. Wenn ein Krupp an den Patriotismus appelliert, kann das zu Missverständnissen führen. Man sollte immer daran denken, dass die Dynastie – von Arndt zu Arndt – ihre Vorrangstellung nur erreichte, weil sie stets ein wachsames Auge auf jeden Taler, jede Mark und jeden Pfennig hatte.

Ein kurzes Stück weiter, an der Ecke Limbecker- und Vienhoferstrasse, lag einst der Flachmarkt. Die Passanten werden durch die Inschrift auf einer Platte aus rostfreiem Stahl, die im Schaufenster eines Geschäfts für Miele-Waschmaschinen steht, wie folgt informiert:

An dieser Stelle
stand das Geburtshaus
von Alfred Krupp
geb. 26.4.1812
gest. 14.7.1887

Und zwischen Rathaus und Gedenkplatte, von einer Kirche aus dem zehnten Jahrhundert nur so weit entfernt, wie man eine Handgranate werfen kann, steht der alte Mann selbst. Während des *tausendjährigen Reichs* stand die Statue auf einem höheren Sockel und wurde von diversen flügeltragenden weiblichen Wesen umschmeichelt, die (vergeblich) die Hände ausstreckten, um seine dünnen Beine zu betatscheln. Alfred hat ihn der Erde etwas näher gebracht. Jetzt können wir sehen – was dem Führer verborgen geblieben war –, dass er den linken Arm auf einen Amboss stützt. Das ist sehr passend. Weniger passend ist, dass seine bronzenen Augen auf ein Modegeschäft starren: auf Miniröcke, tiefe Dekolletes und gewaltige Büstenhalter, die so viele deutsche Frauen anscheinend benötigen. Unwillkürlich tritt man einen Schritt zurück, weil man halb erwartet, dass die bärtige Figur den Amboss ins Schaufenster schleudert. Aber das tut sie nicht. Sie kann nicht, und allmählich merkt der Betrachter auch warum. Als die Arbeiter die Figur wieder auf den Sockel setzten, haben sie sie leicht nach hinten ge-

kippt; wenn sie plötzlich zum Leben erwachte und nur einen Finger der linken Hand rührte, würde das ganze Standbild direkt vor der Kirche, der es jetzt so entschieden den Rücken kehrt, zusammenfallen.

Die Restaurierung des Stammhauses war Alfried besser geglückt. Mit den schwarzen Holzbalken, den altmodischen Beleuchtungskörpern und den Originalmöbeln versinnbildlicht es die Atmosphäre des Ruhrgebiets zwischen Waterloo und Sedan. Aber für einen kurzen Einblick in die Macht und Poesie des Stahls, die den ersten Kanonenkönig so unwiderstehlich angezogen hatte, muss man in der Altendorfer Strasse 30 beim Press- und Hammerwerk haltmachen, das den Feuersturm der Royal Air Force unbeschädigt überstand. Unter der Aufsicht eines erfahrenen Meisters schwenken 40 Tonnen schwere flammende Blöcke in Tragschlitten aus Ketten durch die Werkhalle. Während immer wieder gleissendes Feuer hochschießt, werden sie gehämmert, gequetscht, gepresst und geformt, bis sie Walzen sind – eine Form, aus der man fast alles machen kann und aus der hier auch fast alles gemacht wird. Fotografien der Gussstahlfabrik aus dem Jahr 1860 und aus dem Jahr 1960 unterscheiden sich nur durch Kleinigkeiten, die dem Laien nicht auffallen.

Essen nähert sich der hundertsten Wiederkehr des Kriegsausbruchs zwischen Preussen und Frankreich, und schon schlagen die Wogen der Begeisterung hoch. «1945 bestand die Hoffnung, dass die (demokratische, bürgerliche) Atmosphäre von 1848/49 wiederkehren würde», schrieb Hans Kohn im Sommer 1967. «Jetzt steht die Hundertjahrfeier von 1870 bevor und damit die Verherrlichung von Bismarck, dem Kanzler, der ein Zivilist war und doch fast immer die Uniform der Kürassiere trug¹⁰.» So erscheint er auch im Basrelief am Bismarckplatz; der Künstler stellte ihn dar, wie er den Worten des «Grossen Krupp» lauscht. Vielleicht hat Alfred nichts als Unsinn geredet, aber beide schauen sehr entzückt drein. Auf dem Burgplatz und in der Vorstadt Werden auf der anderen Seite des Flusses stehen andere Denkmäler, wie man sie überall in Deutschland finden kann: Kaiser Wilhelm I. hoch zu Ross, wie er auf einen sterbenden Soldaten hinabblickt, der mit einer Hand die preussische Fahne hochhält und sich mit der anderen auf eine Krupp-Kanone stützt. Über ihm hält ein Engel in beiden Händen den Siegeskranz, der anscheinend gleich auf den Kopf des Soldaten fallen wird. Der Kranz ist furchtbar schwer, und man hat das Gefühl, dass der Soldat das weiss; sein Gesicht drückt mehr Angst als Dankbarkeit aus.

Über dem Standbild von «Friedrich Alfred Krupp, 1854-1902» auf dem Gelände des von seiner Tochter erbauten Krankenhauses schweben keine Engel. Man hat den Eindruck, dass die untersetzte Gestalt im Gehrock bewusst als Abbild eines langweiligen Menschen dargestellt wurde. Sie ähnelt eher einem Stadtrat, der keine Hoffnungen mehr hat, als jenem abartig veranlagten Mann, der sich auf Capri kompromittierte und dann zurückkehrte, um in dem düsteren Schloss durch eigene Hand zu enden. Aber Allerhöchstdemselben hat man kein Denkmal gesetzt, trotz der grossen Rolle, die er im Leben der Krupps spielte, vielleicht deshalb nicht, weil er sich bei seinem letzten Besuch in Essen kompromittiert hatte. Wenn man bedenkt, wie vollständig das Ruhrgebiet um die Jahrhundertwende von Fritz und Wilhelm II. beherrscht wurde, so berührt es einen eigenartig, dass hier kaum ein Zeichen an sie erinnert. Man muss seine Phantasie bemühen, um ihre Geister zu beschwören. Vielleicht versteckt sich der Geist

von Fritz hinter dem gewaltigen schwarzen Eisentor neben dem Privatbahnhof Hügel auf der Strecke Essen-Düsseldorf; der dichte Wald, die tiefen Schluchten und die Berge im Hintergrund haben sich nicht verändert, seit Margarethe, die man rasch aus der Nervenheilstation entlassen hatte, hier aus der Zechenbahn ausstieg, um sich um die Beerdigung ihres Mannes zu kümmern. Und der Geist Seiner Majestät scheint über der gleichen Unterführung zwischen der Hagen-/Treutelgasse zu schweben, wo er bei jedem seiner Besuche im Ruhrgebiet entlang zu paradien pflegte, und in der früheren Empfangshalle im Hauptverwaltungsgebäude. Wenn man heute durch die Unterführung geht, muss man flink zu Fuss sein. Der Verkehr ist enorm. Die Halle kann man heute kaum finden, es sei denn, man kennt sich im Gebäude gut aus. Seit dem Krieg wurde ihr feuergeschwärzter Marmorboden, auf den die zerbrochenen steinernen Gitter der Zierbalkons wie verfärbte, zersplitterte Zähne herunter zu fletschen scheinen, nur noch selten betreten. Dort wird der Besucher an wilhelminischen Pomp erinnert, aber leider auch an etwas anderes, denn Hitler kam auf dem gleichen Weg hier herein. So muss das Gespenst des Kaisers neben dem des Führers stehen, und das Teilen hatte keiner von beiden besonders gut gelernt.

Andererseits ist die Erinnerung an Bertha, die ihr ganzes Leben lang ein grosszügiger Mensch war, überall anwesend – in Kleinigkeiten in der Villa Hügel, im Krankenhaus und im Schwesternheim, im Sammelalbum ihrer Schwester und in dem roten Ziegelhaus in der Berenberger Mark 10, wo sie starb. In ganz Deutschland kann man Erinnerungen an sie finden. Ihr Name taucht selbst weit hinter dem Eisernen Vorhang im schlesischen Berthawerk auf, das jetzt von polnischen Kommunisten geleitet wird. Es lohnt sich kaum, dorthin zu fahren, aber der wissensdurstige Besucher sollte ein paar andere Abstecher machen. Vor allem nach Blühnbach, nach Barbaras und Tilos geliebtem Marienthal und natürlich nach Berlin. In Anbetracht der Tatsache, dass die letzten vier Generationen der Krupps (genau wie die vier letzten deutschen Regierungen) zwischen Ost und West hin und her pendelten, erscheint es einem ganz richtig, dass praktisch alle Erinnerungen an die Krupps, die in der alten Hauptstadt existieren, nur ein paar Strassen von der Mauer entfernt sind. Da steht Alfreds preussisches Ballongeschütz aus dem Jahre 1870 in seiner vergessenen Galerie gegenüber vom Maxim-Gorki-Theater, nur ein paar hundert Meter vom Eingang zum Bahnhof Zoo entfernt. Die berühmten Standbilder von Moltke und Roon finden sich im Tiergarten, gleich neben dem Checkpoint Charlie. Das konservative Hotel *Bristol*, wo Fritz Krupp sich mit jungen Männern, Import aus Capri, vergnügte, stand einmal Unter den Linden, nicht weit von der Mauer, und um die Ruinen des mit Marmor ausgekleideten Ziegelbaus, des Gestapo-Hauptquartiers in der Prinz-Albrecht-Strasse, wo Löser einstmals gequält worden ist, und das Gebäude am Potsdamer Platz sehen zu können, wo Koch und Kienzle sassen – Gustavs Strohfirma für die geheime Wiederbewaffnung in den zwanziger Jahren –, muss man bis an die Mauer herangehen, eine Leiter gegen die Klinkersteine lehnen und über den Streifen Niemandsland hinweg ins andere Lager äugen.

Wie Fritz Tubbesing kürzlich erzählte, wurden die Aktionen bei Koch und Kienzle von dem Arbeitszimmer im Hauptverwaltungsgebäude aus dirigiert, das sich von aus-

sen durch einen Erker und die in Stein gehauenen drei ineinandergreifenden Ringe von den anderen Büroräumen unterscheidet¹¹. Hier war es, wo Gustav Krupp im Jahre 1909 mit liebevoller Sorgfalt das wuchtige 420-mm-Geschütz entwarf, das auf den Namen seiner Frau getauft wurde; hier arbeitete er während des ganzen Ersten Weltkriegs unermüdlich, hier träumte er dann von einer zweiten Chance und beschloss, Adolf Hitler durch das Prestige und den Reichtum seiner Frau zu unterstützen. Heute ist der Arbeitsraum des dritten Kanonenkönigs ein Schreibzimmer. Die Mädchen, die dort arbeiten, haben nicht die leiseste Ahnung von dem, was sich zwischen diesen Wänden dreissig Jahre lang abspielte, und der Besucher, der in der Geschichte des Hauses Krupp lebt und atmet, vermerkt mit Unwillen, dass hier keine Gedenktafel angebracht ist, und sei es auch nur, weil das Oberhaupt der grössten Waffenlieferanten-Familie der Welt am Ostersonnabend des Jahres 1923 von diesem Fenster aus das drohende Knattern einer Geschossgarbe hörte und dann, als das Schiessen eingestellt war, die Schreie der Verwundeten und der Sterbenden.

Auch draussen erinnert nichts an diese Szene. Das alte Spritzenhaus der Firma hat einer Reissverschlussfabrik weichen müssen; die Garage, die Leutnant Durieux' *Poilus* benutzt hatten, war abgerissen worden, und jetzt gab es dort einen Parkplatz für die Angestellten. In den sechzehn Jahren zwischen dem Einmarsch der Franzosen ins Ruhrgebiet und dem Einmarsch der Wehrmacht in Polen hätte niemand in Essen geglaubt, dass man die Opfer jenes Massakers jemals vergessen könnte. Und doch ist es so. Selbst um die Gräber kümmert sich niemand mehr. Auf den 13 Steinkreuzen, die durch Hecken vom übrigen Friedhof abgetrennt sind, stehen nur die Namen und die Geburts- und Sterbedaten; auch das spricht für Gustavs feste Überzeugung, dass die Erinnerung an diese Toten lebendig bleiben würde. Heute weiss keiner der Grabpfleger mehr, wer die dreizehn waren, denn nach dem Krieg wurde dieser Ehrenfriedhof dem riesigen Südwestfriedhof eingegliedert. Die Erinnerung an ihren Tod ist durch das Sterben von Millionen anderer verdrängt worden, und der von irgendeinem Schreiber begangene Irrtum, wonach die Märtyrer des Ostersonnabends als Opfer eines Bombenangriffs geführt werden, wiederholt sich auf der Gräberkarte. Als ich diesen Irrtum dem Friedhofsverwalter klarmachte – einem Mann, der zu jung ist, als dass er sich an jenes tragische Ereignis erinnern könnte-, war er überrascht. Dann zuckte er mit den Schultern. Was hatte das schon zu sagen?

Was hatte das schon zu sagen? «Ohne mich» war zum Schlagwort der Nachkriegsgeneration geworden. Es bedeutete, dass Deutschland sich für den Augenblick nicht um den Kalten Krieg kümmerte. Es bedeutete keine endgültige Absage, wie Arndt es auslegte, aber auf jeden Fall verloren alte Marksteine und Erinnerungsstücke ihren Wert. Das Modell der «dicken Bertha», das in der Villa Hügel gestanden hatte, wurde von einem unbekanntem britischen Andenkenjäger mitgenommen. Niemand vermisste es. Als Krupp in Landsberg war, brachte Karl Dohrmann die Modelle der 8,8-Pak und der *Prinz Eugen* in Sicherheit. Später musste der Butler feststellen, dass niemand ihm dafür dankte oder auf diese Andenken Wert legte. Im grüngetünchten ersten Stock des Flügels vom Hauptgebäude, wo die Verwaltung für die Rüstungsproduktion untergebracht gewesen war (er löste Gustavs Arbeitszimmer als Allerheiligstes des Ruhrge-

biets ab), ging es nur um die Erholung der Firma und um neue Verkaufsrekorde. An dem grossen Konferenztisch aus Rüster präsierte Alfred als der grösste Unternehmer seiner Zeit; alle Erinnerungen an seine Rolle als Waffenlieferant des Reiches wurden ausgemerzt.

Im *Essener Hof* erhoben amerikanische Geschäftsleute aus Indiana ihre Gläser mit dem Toast «Krupp!», und Engländer (Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre die Herren von Essen) feilschten über Vertragsklauseln. Die Handelsbeziehungen mit Holland waren ein ständig wiederkehrendes Thema; in der Innenstadt lud eine Reklame ein: «Besucht das schöne Rotterdam!» Die Adolf-Hitler-Strasse hiess wieder Kettwigstrasse. Krupps Hindenburg-Bau, der, solange man zurückdenken konnte, benützt worden war, um die Geschützmacher der Waffenschmiede zu langanhaltenden Ovationen zu inspirieren, beherbergte eine Lieferung von Lokomotiven für Griechenland. Krupp-Bulldozer ebneten die meisten der alten Krupp-Lager ein, um Platz für neue Wohnhäuser zu schaffen, und niemand sprach mehr von den Juden, was teilweise darauf zurückzuführen war, dass zu wenige von ihnen übriggeblieben waren, als dass sie noch die Aufmerksamkeit auf sich hätten ziehen können. Schon vor dem geschäftlichen Niedergang und vor Alfreds Tod nahm die Firma den unpersönlichen Aspekt einer Aktiengesellschaft an. Der Konzernherr war ein Anachronismus, dessen war sich jeder bewusst. Plötzlich erwies sich Beitz' «Drang nach Osten» als Bumerang, und kurz darauf erfolgte Arndts sensationelle Erklärung, dass der Konzern nicht auf ihn zählen könne, weil er Dringenderes zu tun habe. Und dann, innerhalb von fünf Monaten des Jahres 1967 – von Anfang März bis Ende Juli – wurde der Bruch mit der Vergangenheit endgültig vollzogen. Heute wirkt Fried. Krupp, Essen, fast so unpersönlich und standardisiert wie General Motors oder Ford, denen die neue Managementgeneration, wie ganz offen zugegeben wird, nacheifern möchte. Aber den älteren Kruppianern hat es das Herz gebrochen. Sie können es nicht fassen. Für sie ist jeder Anreiz verschwunden. Aber die Betonung, die auf das «Image der Gesellschaft» gelegt wird, wächst mit jedem Werktag, und mit jedem Sonntag, an dem die Villa Hügel der Öffentlichkeit zugänglich ist, verringert sich die Zahl der Besucher, die sich die Gemälde von Deutschlands erster Familie ansehen wollen. Es ist nicht zu übersehen, dass Essen, das Ruhrgebiet und die Bundesrepublik all dem Lebewohl gesagt haben.

Doch hinter dieser Transformation, hinter dem Band aus Neonlicht, das Essen als «die Stadt des Handels» anpreist, hinter all den blitzenden Spiegelglasscheiben der Gegenwart liegt die geheimnisvolle, vielfarbige Vergangenheit. Wie das Silber in einem alten Spiegel leuchtet sie dann und wann auf, wenn das Licht den richtigen Einfallswinkel hat. Beim Überqueren des Gildenplatzes in Essen hört man anfeuernde Musik. Ein Musikautomat, so gross wie ein Lastwagen, spielt Märsche; eine Menschenmenge hat sich davor versammelt, und ganz unbewusst steht jeder stramm. Bei einem späten Abendschoppen lässt ein Mann seinen Bierkrug plötzlich auf den Tisch krachen und schreit: «Wäre Paulus doch nur bei Stalingrad durchgebrochen!» Seine Umgebung nickt verständnisinnig, und das, was nicht ausgesprochen wird, bleibt eigenen Reflexionen überlassen. Ein aus dem Ausland zurückgekehrter Krupp-Vertreter beklagt sich bitter über die Arroganz des Stammhauses: «Die denken, Essen ist die Hauptstadt der Welt!» Bismarck auf seinem Sockel wird von einem Taxifahrer als «einer unserer berühmtesten Generale» identifiziert. Ein Denkmal am Burgplatz, «wachsames Hähn-

chen» genannt, ist von einem goldenen Hahn gekrönt; es handelt sich um ein Kriegerdenkmal für die in zwei Weltkriegen gefallenen Bürger der Stadt, und die Heldenfigur auf der Säule trägt Pfeil und Bogen. Man möchte meinen, Essen sei die letzte Stadt auf der Welt, wo man annimmt, die Wehrmacht sei mit Pfeil und Bogen ausgerüstet gewesen. Immer wird es Deutsche geben, die die Wirklichkeit durch einen romantischen, verschwommenen bunten Schleier verklärt sehen. Auf einem richtigen Buntglasfenster im «Kleinen Haus» der Villa Hügel sind die Wappenschilder aller Krupps, einschliesslich Alfrieds, dargestellt. Vergebens sucht man nach Symbolen der wahren Macht dieser Familie. Die Wappen strotzen von Ritterhelmen, Federbüschen und Krönchen; über ihnen steht ein goldener germanischer Ritter in fleckenloser Rüstung; unter ihnen steht auf Lateinisch das Familienmotto «Cave Gryppen» (Hüte dich vor dem Greif)¹².

Der Vogel Greif ist ein Fabeltier, halb Löwe und halb Adler. Wenn es *je einen gegeben* hat, dann wird man ihn in den dunklen verwunschenen Wäldern des Reichs finden, welche die gemartete germanische Seele symbolisieren, seit Tacitus erstmals die Unendlichkeit dieser Wälder, mit ihren riesigen Stümpfen und den dichten Nebelschleiern darüber beschrieben hat. Natürlich gibt es keinen Vogel Greif. Er ist nur ein von den Gebrüdern Grimm erdachter böser Spuk. Aber die Wälder sind Wirklichkeit. Fast ein Drittel des Landes ist immer noch Forstgebiet. Selbst im Ruhrgebiet gibt es unerwartete grüne Flächen, insbesondere an den Ufern des Flusses. Das Flussufer unter dem Hügel ist dicht von Eschen und knorrigen Eichen bestanden, und wenn man zwei Kilometer flussabwärts auf den Gipfel der Schwarzen Helene steigt, bietet sich eine prächtige Aussicht.

An einem milden Frühlingsabend mag man von hier aus den Blick über Hügelkuppen und Abhänge, auf denen sich das erste Grün zeigt, und über die auf der Ruhr hin und her gleitenden Segelschiffe schweifen lassen. Dann fällt es einem schwer zu glauben, dass die massiv geballten Krupp-Fabriken so nahe sind, oder dass das Wasser völlig verseucht ist. Aber selbst hier kann man die Familie nicht vergessen. Dort unten liegt geduckt und massig das Schloss. Ein Stück weiter erhebt sich der grüne Turm des Bredeneyer Realgymnasiums, wo Alfried zur Schule ging. Der Hügel, auf dem man steht, wurde nach jener exzentrischen alten Frau genannt, die vor hundert Jahren eine Lokalberühmtheit war, weil Alfred Krupp immer, wenn ihn etwas bedrückte, hierher galoppierte, um sein Herz bei ihr auszuschütten, und seitdem seine anderen Urenkel ganz in der Nähe wohnen, kommen sie manchmal her, um in dem exklusiven kleinen Restaurant *zur Platte* zu speisen und die neuesten Nachrichten auszutauschen.

Und vielleicht ist das stark ausgeprägte Zusammengehörigkeitsgefühl, das diese aussergewöhnliche alte Familie auszeichnet, schuld daran, dass ihre Gedanken manchmal zurückwandern; zuerst sind es eigene Erinnerungen, dann Geschichten, die sie in ihrer Kindheit hörten, und schliesslich weit zurückliegende Überlieferungen. Alfrieds Bild, hager und mit fest zusammengepressten Lippen auf der Anklagebank in Nürnberg ... sie selbst, wie sie übermütig in ihren neuen feldgrauen Uniformen mit Claus und Eckbert auf dem Rasen des Hügel-Parks umhertollen ... wie sie den Führer mit dem Hitlergruss empfangen, als er mit raschen Schritten die grosse Halle des Schlosses

durchquert... Alfried, wie er sich der neugebildeten SS anschliesst. Dann weiter zurück zu den Geschichten über Gustavs Hochzeit mit Bertha Krupp und wie grossartig der Schnurrbart Seiner Majestät an jenem Tag aussah, und wie der elegante junge Baron tanzte und tanzte ... zurück zu Fritz' grässlichem Ende, zu Margarethes Unterwürfigkeit gegenüber ihrem cholерischen Schwiegervater, zum jungen Fritz, der bittere Tränen vergiesst, weil das badische Dragoner-Regiment Prinz Karl ihn als körperlich untauglich zurückgewiesen hat... wie sich die Kategorie der Besucher, die nach Essen kamen, nach dem preussisch-französischen Krieg veränderte und die frühere Bedachtsamkeit den Manieren der hochmütig einherstolzierenden preussischen Artillerieoffizieren wich ... zum spindeldürren Alfried, wie er einsam im Dunkel liegt und seine Befürchtungen niederkritzelt für den Fall, dass eine zukünftige Katastrophe ihn daran hindert, die Versäumnisse seines Vaters wiedergutzumachen: «Wie leicht ein Brand entstehen kann, weiss man, und ein Brand in der Fabrik würde alles, alles zerstören³³!»

Und weiter und weiter zurück, vorbei an Friedrich Krupp und an Anton und Georg, Wilhelm und Heinrich Krupp – an Katharina und Helene, Gertrud und Theodora, der Krupp-Walküre – vorbei an den ersten blitzenden, scharfen Bajonetten, den ersten massigen Kanonenkugeln, der Agonie des Dreissigjährigen Krieges und des Schwarzen Todes – vorbei an den ersten schwarzweissen westfälischen Katen bis in eine andere Epoche, die viel weiter zurückliegt als die Eintragung im Buch der Stadt Essen über den ersten Krupp oder sogar als das frühe Mittelalter; zurück in die wirren Schrecken der hercynischen Wälder, als das Rheinland ein Vorposten der Römer war und die Menschen noch an unheimliche Wesen glaubten, als das Barbarenland der Ruhr noch als undurchdringliches Dickicht im Mondlicht lag und die Wipfel der Eichen und Blutbuchen wie ein Geisterheer im Abendlicht wogten, als der erste grimmige Arier, in grobe Felle gehüllt und geschützt von der Nacht und von den Nebelschleiern, in gespannter Wachsamkeit, den Wurfspiess angriffsbereit erhoben, dort kauerte und wartete und wartete.

Beim Sammeln der vorliegenden Informationen erhielt der Autor Unterstützung von Klaus Ahlefeldt-Lauruiz, Louis Azrael, George Norbert Barr, Friedrich von Batocki, Berthold Beitz, James Bell, M. P. Belmore, Oskar Belplate, Berthold von Bohlen und Halbach, Harald von Bohlen und Halbach, D. Bosse, Kay Boyle, Hans Buchheim, Friedrich von Bülow, Hans Erich Campen, Franz Cesarz, Pater Alphonse Come, Henrik Georg van Dam, Heinrich Deichmann, Karl Dohrmann, Benjamin B. Ferencz, Richard D. Forster, Hermann Frisch, Heinz Gegenhorst, Cecelia H. Goetz, Werner Gohmert, Tadeusz Goldszajn, Albert Gregorius, Paul Hansen, Friedrich Wilhelm Hardach, Fritz Heine, Wilhelm L. Heinrichs, Erzbischof Franz Hengsbach, Heinrich Heyder, Richard Hildebrandt, Dieter Hirschfeld, Hermann Hobrecker, Horst Hosmann, Carl Hundhausen, Ted Kaghan, Karl Kesselring, Otto Kranzbühler, Alfried Krupp von Bohlen und Halbach, Ewald Löser, Frau Ewald Löser, John J. McCloy, Eugene McCreary, Max Mandellaub, Siegfried Maruhn, Fritz Meininghaus, Bernhard Menne, Friedhelm Mittler, Clara Müller, Siegfried Neugarten, John W. Paton, Otto Proksch, Rawlings Ragland, Roger D. Prosser, Heiner Radzio, Ernst von Raussendorf, Elisabeth Roth, Ernestine Roth, Erhard Reusch, Wilhelm Rüttherodt, Karl Sabel, Wolfgang Schleicher, Franz Schmidt-Wulffsen, Ernst Schröder, Sigrid Schultz, Kurt Schürmann, Hans Seyboth, Drexel A. Sprecher, Anneliese Sprenger, Jean Sprenger, Gertrud Stahmer-Knoll, Telford Taylor, Charles W. Thayer, Fritz Tubbesing, Eric Warburg, Alfonse Baron Werwilghen, Hans-Günter Weymann, George Williams, Tilo Freiherr von Wilmowsky, Barbara Krupp von Wilmowsky, Georg-Volkmar Graf Zedtwitz-Arnim und Walter Zimmermann.

Für seine Recherchen ist ihnen der Autor in vielem verpflichtet, und diese Schuld sei dankbar bestätigt. Für die Interpretation des Materials verdankt er ihnen jedoch nichts; in Wirklichkeit werden viele von ihnen mit den in diesem Buch gefällten Urteilen nicht übereinstimmen. Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen. Die gesamte Verantwortung liegt ausschliesslich bei mir.

W. M.

Anhang

Anmerkungen

Folgende Abkürzungen wurden verwendet:

AK	Alfred Krupp
ADAP	Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik, Serie D (1918-1945)
DNB	Deutsches Nachrichtenbüro
FAK	Fried. Alfr. Krupp
Fall X	Niederschrift des Militärgerichtshofs Nürnberg, Krupp-Prozess, Fall X
IMT	Internationaler Militärgerichtshof
KAF	Dokumente des Krupp-Familienarchivs, Historisches Archiv Krupp und Krupp-Werkarchiv
NCA	Nazi Conspiracy and Aggression
NYT	New York Times
SB	United States Strategic Bombing Survey (Washington 1947)
Test	Zeugenaussage im Prozess Krupp
TMVC	Nuremberg trials of the International Military Tribunal
TWC	Trials of War Criminals
WM	Interview des Autors William Manchester

Die Nürnberger Dokumente finden sich im National Archiv Virginia und am Internationalen Gerichtshof Den Haag unter den angegebenen Nummern.

Die am häufigsten benutzten sind:

D, DE	Beweisanträge
NIK	Nazi-Industrieller Krupp

Andere, z.B. C, EC, KI, L, NI, OKW, PS, wurden entsprechend der in Nürnberg gebrauchten Abkürzungen ausgezeichnet.

ED und NG bezeichnen Material des Instituts für Zeitgeschichte, München.

Namen gebraucht der Anmerkungsteil in Kurzform: z.B. Alfried (Alfr. Krupp).

Zitierte Werke sind durch Kurztitel gekennzeichnet, eine vollständige Liste der Namen und Autoren bietet die Bibliographie.

PROLOG

- 1 WM/Schröder, Barbara Krupp v. Wilmowsky, Berthold v. Bohlen u. Halbach, Tilo Fhr. v. Wilmowsky; Thayer, *Die unruhigen Deutschen*, S. 13-115
- 2 Kohn, *Wege*, S. 7
- 3 NIK-11504, NIK-7445, NIK-11674
- 4 NIK-11200, NIK-11804, NIK-11504, NIK-382
- 5 NIK-2868, NIK-9232, NIK-805, NIK-3757, NIK-11975, NIK-2965, NIK-4721
- 6 WM/Wilmowsky; KFA IV 320 S., S. 42, 44 (1872); *Hundertjähriges Bestehen 179-185*
- 7 Wilmowsky, *Rückblickend*, S. 47
- 8 Görlitz, *Geschichte*, S. 659; Wilmowsky, S. 223-224
- 9 WM/Hansen, Holbrecker
- 10 WM/Bülow, Rassendorf
- 11 WM/Bülow; Lochner 32; NCA I, S. 1080; NIK-3725; Mühlen, S. 167
- 12 NCA I, S. 85, WM/Harald v. Bohlen u. Halbach
- 13 WM/Sprenger; Klass, *Ringe*, S. 17; *Der Spiegel*, 5.6.1963
- 14 WM/Berthold, Harald
- 15 Klass, S. 466 ff.
- 16 Horne, *Power*, S. 110; NIK-10214, NIK-10590 (Celap affidavit)
- 17 Ferencz, S. 3-5
- 18 *Test Pleyer*
- 19 NIK-2965
- 20 NIK-13173, NIK-14207; Goebbels, *Tagebücher*, S. 323; *Der Spiegel*, 5.6.1963
- 21 Gustav Krupp an Bormann, D-99; Bormann an Gustav, D-103; *Reichsgesetzblatt*, 20. 11. 1943 (Führerdekret vom 12.11.1943)
- 22 NIK-12074
- 23 Urteil 5.4.1948 Nürnberg, unterzeichnet vom Gerichtsvorsitzenden H. C. Anderson, ebenso die Begründung selbigen Datums und das Urteil des Military Tribunal III, Nürnberg 31.7.1948
- 24 *Business Week* 8.5.1948
- 25 Mühlen, S. 219; WM/Bülow
- 26 WM/Dohrmann
- 27 WM/Menne, Kranzbühler, Heine (der

- damals Mitglied des SPD-Vorstandes
 - in London gegen eine Sozialisierung der Krupp-Werke war); Morgenthau, S. 23
- 28 *Atlantic 10/1960*
 - 29 Stolper, *German Realities*, zitiert in Pounds, S. 269; Keynes, zitiert in Pounds, S. 17
 - 30 NYT 30.1.1961; Görlitz, *General Staff*, S. 36; TWC XII, S. 1084
 - 31 *Bochumer Verein*, S. 24
 - 32 Mirabeau, S. 200
 - 33 Brodie, S. 19; Pounds, S. 37
 - 34 Hitler, S. 124
 - 35 Tacitus, S. 267
 - 36 Frazer, S. 229, 625
 - 37 Ryder, Strophe 1003
 - 38 Tümmel IX; Conway in Harper's

KAPITEL 1

- 1 Essen Stadtarchiv (Signatur im Register für 1/1587, rechte Seite, 4. Zeile)
- 2 Coulton, S. 393
- 3 Menne, S. 11
- 4 *Villa Hügel*, S. 1; *Freidanks Bescheidenheit* (1877), S. 41-42
- 5 Berdrow, *Familie Krupp*, S. 20
- 6 *Ibid*, S. 62; Menne, S. 17
- 7 Mühlen, S. 13
- 8 Pounds, S. 37; Kraft li.
- 9 Pounds, S. 34; Menne, S. 36; Mühlen, S. 19
- 10 Ca. 1807; die Zeitung ist im KFA
- 11 Menne, S. 46; Ribbeck passim
- 12 Menne, S. 38
- 13 Klass, S. 27
- 14 Pounds, S. 54; KFA; Menne, S. 39-40
- 15 *Westfälischer Anzeiger* Nr. 84 (1810)
- 16 *Fried. Krupp Essen* 1811-1946. (Datum durch die Firma Krupp bestritten, unbekannt, möglicherweise bereits 1810. Datum des Kechel-Vertrags scheint 1811 zu bestätigen.) Krupp Dokumentarfilm *Pioniere deutscher Technik* zeigt Rekonstruktion des Originalgebäudes und des Nebengebäudes
- 17 Klass, *Asche*, S. 87-98
- 18 WM/Hundhausen (der den Strom als

- Walkmühle identifizierte); *Beiträge zur Geschichte*, S. 12-13
- 19 *Beiträge zur Geschichte*, S. 15; Wiedfeldt, *Friedrich Krupp*, S. 2
- 20 *Krupp Past and Present*, S. 41
- 21 Klass, *Asche*, S. 94-95; AK an Essener Bürgermeister Pfeiffer 23.12.1834
- 22 WM/Hundhausen; Mühlen, S. 20; *Krupp in the Service of Engineering Progress*, S. 5; Klass, S. 25
- 23 Menne, S. 51
- 24 Menne, S. 52
- 25 Therese Wilhelmi Krupp; zitiert in Klass, S. 22
- 26 AK an Gödeking von der Berliner Münze 15.10.1826

KAPITEL 2

- 1 Klass, S. 126; Berdrow, S. 296; Menne, S. 54
- 2 Mühlen, S. 37-38; AK an Ascherfeld (o. D.; um 1850); Klass, S. 85; AK an Hermann Krupp 9. 9. 1838
- 3 Villa Hügel Ausstellung 1963; Klass, S. 34; *Krupp in the Service of Engineering Progress*, S. 14; AK an J. Ravenes Söhnen 23.1.1835
- 4 AK an Pfeiffer 23. 12. 1834; Steiner in *Outlook*; AK an Prokura 14.1.1872; Klass, S. 35
- 5 Therese Krupp an Gesellschafter 19.10.1826. Klass, S. 22
- 6 AK an Gödeking 15.10.1826; AK an Noelle von der Düsseldorfer Münze 9.1.1828; Griesenbeck an Therese Wilhelmi Krupp 24.11.1826
- 7 AK an Borbecker Bürgermeister Stock 14.11.1828; AK an Bruckman und Gesellschaft 22.12.1833; AK an Lendy von Sardinischer Münze 1.10.1834; AK an Trenelle in Saarn 16.11.1834. Berdrow, S. 16/20
- 8 AK an Essener Bürgermeister Kopstadt 6.2.1829
- 9 Pounds, S. 56; AK an Moldenhauer 27.1.1830
- 10 Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 52, 73, 77, 94; AK an Pfeiffer 23. 12. 1834
- 11 AK an Jacobi, Haniel und Huyssen 21.12.1834; 6.7.1836

- 12 AK an Konsul Grüning 9/1837 White, S. 173; AK an Brüninghaus 2.3.1837
- 13 Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 52, 73, 77, 94
- 14 Edmond Taylor, S. 334
- 15 AK an *die Firma* 8.7.1838; AK an Hermann 27.7.1838
- 16 AK an Hermann 27.7.1838 und 13.5.1839
- 17 AK an Hermann 12.8.1838 ebd.; Mühlen, S. 37, AK an Hermann 9.9.1838
- 18 Menne, S. 62/63; Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 122; AK an Hermann 27.1.1839
- 19 AK an Hermann 28.1.1839; Menne, S. 63
- 20 Mumm, *Meine Erlebnisse zu Pferde*, zitiert in Menne, S. 62
- 21 AK an Lightbody 12.1.1881; AK an Hermann 24.-28.1.1839
- 22 AK an Prokura 16.10.1879; AK an Hermann 13.3.1839; WM/Hundhausen; Mühlen, S. 34
- 23 AK an Hermann 13.5.1839 AK an Longsdon 28.11.1875 Berdrow, *Briefe*, S. 54 ebd.
- 24 AK an Ober-Präsident Bodelschwingh Velmede 24.12.1839; AK an v. Rother, Chef des Seehandlungs-Instituts, 5.4.1845; AK an Richter und Hagdorn 10.6.1848; AK an Tegelstein 14.9.1839
- 25 AK an Henniger 27.2.1841; Solling an AK 5.2.1850; AK an Ascherfeld (o. D.; um 1850); AK an Jüst 27.3.1851 AK an Solling 18.2.1846 Berdrow, *Briefe*, S. 58
- 26 AK an Kübeck 16.7.1842
- 27 AK an Kübeck 2.8.1842
- 28 AK an Solling 31.3.1846; Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 5 5-579
- 29 Fried. Krupp, *Krupp* 1812-1912, S. 98, 69-70; TWC IX, S. 469-482
- 30 AK an Jüst 6.9.1851 und an Ascherfeld und Gantesweiler 9.-10.-2.1852; *Firnes* (London) 25.2.1862; AK an Solling 12.10.1844
- 31 Hermann an AK 1.1.1848
- 32 Berdrow, *Briefe*, S. 85; Menne, S. 71,
- 33

38
39

- Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 55-57/59; Menne, S. 56
- 40 AK an Hagdorn 3.3.1848; Menne, S. 68
- 41 AK an Meyer 13.4.1857; AK an Richter und Hagdorn 10.6.1848
- 42 AK an die Zentral-Kommission für die Gewerbe-Ausstellung 24. 8. 1844
- ## KAPITEL 3
- 1 Pounds, S. 83; Klass, S. 18-19; WM/Hundhausen
- 2 Fried. Krupp, *Krupp* 1812-1912, S. 140; Hermann an AK 1.1.1848
- 3 AK an Donat 16.7.1843
- 4 ebd.
- 5 AK an Sergeant Brothers 21.9.1843
- 6 AK an Boyen 1.3.1844; Boyen an AK 23.3.1844
- 7 AK an Rohr 23.10.1847
- 8 Klass, S. 41; AK an Artillery Testing Committee 4.9.1849
- 9 Brodie, S. 109; Milis, S. 81; AK Anmerkung 12/17 auf Brief von Meyer 14.12. 1878
- 10 *Times* (London) 28.2.1862; *Illustrated History*, S. 148
- 11 AK an die Firma ca. 18.4.1851; AK an Gussstahlfabrik ca. 11.5.1851; AK an Collegium der Firma 13.4.1851
- 12 AK an Collegium 13.4.1851; an die Firma 18.4.1851; an die Gussstahlfabrik ca. 11.5.1851
- 13 *Catalogue of Exhibition*, Eintrag 649; *Economist* 16.8.1851; AK an die Firma ca. 18.4.1851
- 14 *Report of the Juries* (London: 1851), S. 13; *Observer* 15.6.1851; *Daily News* 10.6.1851; *Illustrated London News* 2.8.1851
- 15 *Report of the Juries* 13; *Illustrated London News* 7/26/1851
- 16 AK an Pieper 23.2.1869; AK an Jürost 6.9.1850
- 17 AK an Jürost 6.9.1851
- 18 AK an Jürost 25.4.1853
- 19 Young, S. 18; Menne, S. 83-84; Berdrow, *Briefe*, S. 136 f.
- 20 Mühlen, S. 54; Klass, S. 50; Mühlen, S. 54 ff.
- 21 Wilmowsky, *Der Hügel*, S. 6 Banfield, S. 47-50; Fisher, S. 50-51; Pounds, S. 72-73; AK an Meyer 30.10.1859
- 22 Mühlen, S. 55
- 23 *Krupp*, 1811-1961; AK an Haass
- 24 19.1.1859
- 25 Klass, S. 51; AK an Bertha Krupp (f. Bertha I) datiert «Donnerstag», wahrscheinlich 1861; 12.6.1860; datiert «Donnerstag-mittag 1.00 Uhr», wahrscheinlich 1857; datiert «Montag früh», wahrscheinlich Herbst 1857; datiert «Donnerstag», wahrscheinlich 1861; vermutlich in Köln, datiert «Dienstag, Mittag»
- 26 AK an Bertha I, datiert «Donnerstag», wahrscheinlich 1861
- 27 AK an Bertha I 12.6.1860
- 28 ebd.; AK an Bertha I, datiert «Donnerstag», wahrscheinlich 1861; datiert «Mittwoch, 5.00», wahrscheinlich Herbst 1855
- 29 AK an Henniger 27.2.1841; an die Gussstahlfabrik 19.1.1852; an Ascherfeld 7/1852
- 30 Menne, S. 95
- 31 Emery in *Living Age*
- 32 Mühlen, S. 45; Menne, S. 92
- 33 AK an Ascherfeld 7/1852 und undatierter Brief, wahrscheinlich 1857
- 34 Berdrow, *Briefe*, S. 151 f.; AK an die Prokura 15.4.1873
- 35 AK an Haass 23.4.1855 und undatierter Brief wahrscheinlich 6/1855
- 36 Menne, S. 80; AK an Haass (o. D.; wahrscheinlich 6/1855)
- 37 Baedeker, S. 33, 70; AK an Haass 23.2.1856
- 38 Klass, S. 57
- 39 AK an Jenke o. D. 1887
- 40 AK an die Gussstahlfabrik 19.1.1852; *Trade Marks Magazine* Nr. 6, 6.6.1876
- 41 AK an das Ministerium für Handel, Gewerbe u. öffentl. Arbeiten 3.3.1853 AK an Jürost 17.11.1853
- 42 AK an Meyer 13.4.1857; an Humboldt
- 43 4.1.1858; an Heydt 7.4.1858
- 44 AK an F. A. Krupp 18.2.1875; an Jürost 6.9.1851; an Ascherfeld und Gantesweiler 10.9.1852; Klass, S. 59
- 45 AK an Voigts-Rhetz 13.10.1859

- 46 AK an den Kronprinzen 8.3.1860
 47 AK an Meyer 13.4.1857; Schröder, «Verzeichnis Alfred Krupp»; AK an Haass 19.1.1859
 48 AK an Geh. Staats- und Kabinettsrat Illaire 2.10.1861
 49 ebd.
 50 Werner Richter, S. 82; AK an Pieper 26.1.1864; Klass, S. 70; Berdrow, *Briefe*, S. 19
 51 AK an Heydt 21.2.1862
 52 Görlitz *Generalstab*, S. 71, 102-103
 53 Görlitz, *Kleine Geschichte*, S. 62
 54 ebd.; Görlitz, *Generalstab*, S. 91/109
 55 AK an Roon 1.6.1860
 56 AK an Kronprinz 12.10.1862
 57 Scott, S. 32. AK an Fried. Wilh. 26.2.1863
 58 AK an Roon 1.6.1860; an den Duke of Cambridge 26.3.1863; an Prokura 18.-20.5.1866
 59 *Illustrated London News* 18.11.1862; *Reynold's Newspaper* 22.6.1862; *Spectator* 24.5.1862; *Times* (London) 28.2.1862 Scott, S. 32, 33; AK an Pieper 23.2.1869
 60 AK an Todleben 21.5.1864
 61 Menne, S. 92-93

KAPITEL 4

- 1 Klass, S. 66; Mühlen, S. 50; Pounds, S. 78-83
 2 AK an die Firma 12.3.1865
 3 Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 73; Baedeker, S. 61; AK an Pieper 26.1.1868
 4 AK an FAK 18.3.1877
 5 AK an die Firma (o. D.; wahrscheinlich 3/1864)
 6 Roon an AK 9.4.1866
 7 AK an Roon 13.4.1866
 8 AK an die Prokura 18.5. u. 20.5.1866; Klass, S. 76; AK an Bertha I 23.5.1866
 9 Barail III, S. 64
 10 Voigts-Rhetz an AK 9.7.1866
 11 AK an *die Firma* 3.2.1867
 12 AK an Roon 30.7.1866
 13 Menne, S. 101; AK an Ernst Eichhoff 5.12.1871; Künster, zitiert in Klass, S. 80-81

- 14 Künster, zitiert in Klass, S. 80-81
 15 AK an Pieper 27.11.1866 und 26.1.1868; an die Prokura 13.9.1867
 16 Klass, S. 112; *Krupp in the Service of Engineering Progress*, S. 19. AK an die Prokura 12.3.1870
 17 AK an Pieper 26.1.1868; an Meyer 5.6.1868; an Pieper 4.2.1868
 18 AK an Pieper 8.4.1867; Berdrow, *Briefe*, S. 181; *Les Papiers Secrets*, S. 7-14; Baedeker, S. 72
 19 Jerome Bonaparte, zitiert in Menne, S. 144; AK an Meyer 8.6.1868; Schröder, «Verzeichnis Alfred Krupp»
 20 AK an Pieper 4.2.1868
 21 Mühlen, S. 48
 22 ebd.; AK an Meyer 8.6.1868
 23 Bessemer, S. 130 ff.; Howard, S. 5-6; Reybaud in *Houille*, «L'Usine d'Essen et les Canons Krupp» passim; AK an Roon 21.12.1868
 24 Moltke, *Militärische Korrespondenz*, S.11
 25 Voigts-Rhetz an AK 8.11.1869
 26 AK an Krausnik 4.7.1870
 27 Berdrow, *Briefe*, S. 187; AK an Pieper 27.2. und 26.1.1864
 28 AK an Pieper 29.2.1864, 26.1.1864
 29 KFA (siehe auch Klass, S. 80); Menne, S. 123; Klass, S. 68, 93
 30 Klass, S. 90
 31 ebd., S. 96; NYT 18.2.1951
 32 Klass, S. 94; Richter, S. 214 ff.
 33 Bismarck-Schönhausen II, S. 96; Howard, S. 54; Klass, S. 93-94; Woischnik. S. 123; Menne S. 114

KAPITEL 5

- 1 Howard, S. 55; Gramont, S. 212-223; Allivier XIV, S. 422; Lehautcourt *Les Origines*, S. 581
 2 Lehmann, S. 25
 3 Howard, S. 77; Horne, *Paris*, S. 38; Schneider II, S. 139; Howard, S. 77; Frederick III, S. 18
 4 French Military Almanac; Howard, S. 78; Lebrun II, S. 63; Lehautcourt, *Guerre de 1870/71* II, S. 129; Allivier XIV, S. 100, 451; Horne, S. 42; Millis, S. 213
 5 Brodie, S. 130, 137, 138, 145;

- Baedeker, S. 75; Lebrun, S. 33-43;
 Menne, S. 101; *Krupp 1812-1912*, S. 151
 Horne, *Paris*, S. 42; Brodie, S. 145; Ho-
 ward, S. 102; Bonnal, S. 205
 6 Army of France, Etat Major, Section His-
 torique, *La Guerre de 1870/71, publiée*
 7 *par la Revue d'Histoire, rédigée de la*
Section historique de l'État Major de
l'Armée; L'Armée de Châlons III, Docs.
 annexes 104, 215; Generalstab II, S. 247;
 Sarazin, S. 53; Howard, S. 214 Ma-
 chiavelli, zitiert in Brodie, S. 51; Howard,
 8 S. 205; Horne, *Paris*, S. 51 Howard, S.
 209; Horne, *Paris*, S. 51; Lebrun, S. m-
 9 112; Sarazin, S. 123; Howard, S. 212
 Howard, S. 220; Horne, *Paris*, S. 51;
 Howard, S. 216
 10 Howard, S. 217; Generalstab I ii,
 S. 402
 11 ebd., S. 403
 Frederick III, S. 93; Howard, S. 6;
 12 Ducrot, S. 51-53
 13 Howard, S. 220, 221
 Busch, *Bismarck in the Franco-Prussian*
 14 *War*, S. 159; Schneider II, S. 219 Brons-
 15 art v. Schellendorff, S. 65 AK an Kraus-
 nik 4. 7. 1870
 16 Menne, S. 113, 114
 17 AK an Roon 20. 7. 1870
 18 AK an *die Firma* 27. 7. 1870
 19 Klass, S. 103; Menne, S. 113 Klass, S.
 20 103-104
 21 Voigts-Rhetz an AK 5. 10. 1870
 22 AK an Roon 15. 11. 1870; Voigts-Rhetz
 23 an AK 5. 10. 1870
 24 Frederick III, S. 221, 270
 25 Voigts-Rhetz an AK 5.10.1870;
 26 AK an Roon 15. 11. 1870 u. 2.1.1871
 Howard, S. 120-121 ebd., S. 282
 27 Hermann v. Müller passim; Horne, *Paris*,
 28 S. 62-63
 29 Moltke, *Militärische Korrespondenz*, S.
 297-298; Baidick, S. 28-29, 30; Horne,
 30 *Paris*, S. 82
 Howard, S. 324-325; Baidick, S. 62 bis
 63; Horne, *Paris*, S. 86; Baidick, S. 182
 31 bis 183; Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 152;
 Baidick, S. 186
 32 Horne, *Paris*, S. 210, 217
 33 Menne, S. 113-114; Horne, *Paris*, S. 122;
 Baidick, S. 120-121; Mühlen,
 S. 51; eigene Beobachtung des noch vorhan-
 denen *Ballongeschützes* in Ostberlins
 Zeughaus Unter den Linden durch den
 Autor (1963); Friedrich III. 252; ein Kor-
 respondent zitiert in Baidick, S. 121;
 Horne, *Paris*, S. 122
 34 Howard, S. 1; Russell of *Firnes* (London)
 zitiert in Horne, *Paris*, S. 208/9
 35 Horne, *Paris*, S. 209
 36 AK an Longsdon 28.11.1875. Horne,
 S. 191
 37 Zeughaus, Beobachtung des Autors
 38 Mühlen, S. 67
 39 Menne, S. 114-115, 155; Hallgarten,
 S. 128; AK an die Prokura 26.7.1873;
 Menne, S. 153; *Vorwärts* 4.12.1915;
 Menne, S. 156; Berdrow, *Alfred Krupp*,
 S. 292; Mühlen, S. 68; Menne, S. 134

KAPITEL 6

- 1 Görlitz, *Kleine Geschichte*, S. 52
- 2 AK Notiz auf Brief von Meyer
17.12.1878; *American Historical Review*
10/1930, 145
- 3 AK Notiz auf Brief von Meyer 12.1878;
AK an Moltke 13.4.1871
- 4 Moltke an AK 4.4.1871; AK an Roon
17.4.1871
- 5 Roon an AK 22. 4. 1871; AK an Wilhelm
I. 23.4.1871
- 6 AK an Voigts-Rhetz 1.5.1871; Berdrow,
Briefe, S. 276 ff.; AK zum Deutschen
Kronprinzen (aktenkundig) 15.1.1880; an
die Prokura 14.1.1872
- 8 AK an Loerbroks (Prokura-Mitglied
1867-77) 26.9.1870; an Voigts-Rhetz 2.3.
1872; an Ernst Eichhoff 7.3.1872
- 9 Klass, S. 66, 86
- 10 Voigts-Rhetz an AK (o. D.) ca. 18.1.1872;
AK an die Prokura 22.2.1872; AK an
Voigts-Rhetz 6.1.1872
- 11 AK an die Prokura (o. D.) 6/1872; Meyer
an Eichhoff 3/1874, zitiert in Klass,
S. 119-120

- 12 Menne, S. 124; Berdrow, *Briefe*, S. 291; AK an *die Firma* 11.10.1871 Berdrow,
- 13 *Briefe*, S. 278; AK an Wilhelm I., vorgeschlagenes Programm für die Audienz am 17.7.1872; AK *Erlass zur 25-jährigen Wiederkehr des Tages der Besitzübernahme durch Alfred Krupp* (Anfang Februar 1873); AK an die Prokura 26.7.1873
- 14 Meyer an Eichhoff, zitiert in Klass, S.120
- 15 AK an FAK 27.1.1875; Klass, S. 205 bis 206
- 16 AK an Eichhoff 6.12.1871; an die Prokura 9.10.1873; AK an die Prokura 30.3.1874 und 16.7.1874
- 17 Berdrow, *Briefe*, S. 293; Klass, S. 119; 121
- 18 Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 157-160
- 19 WM/Barbara Krupp; Beobachtungen des Autors; Klass, S. 204-205
- 20 WM/Alfried Krupp von Bohlen und Halbach (f. Alfried); Villa Hügel passim
- 21 WM/Barbara Krupp
- 22 Menne, S. 141-142
- 23 Roger Prosser an WM, 23.9.1963
- 24 Scott, S. 13-14
- 25 AK *Ansprache an die Angehörigen meiner Gussstahlfabrik und der meiner Firma Fried. Krupp gehörenden Berg- und Hüttenwerke*, Februar 1887 Kohn in *Saturday Review*
- 26 AK *Ansprache* (s. Anm. 25)
- 28 Pounds, S. 108; AK an FAK 18.3.1877; Thompson, S. 277
- 29 Klass, S. 169-170; Menne, S. 137
- 30 Pounds, S. 130; AK an Meyer 7.11.1873; Ribbeck passim; AK an *Firma* 15.6.1871; Klass, S. 114; Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 145-171 und *Krupp, Past and Present*, S. 41; Hunter in *Review of Reviews*
- 31 AK an Prokura 22.6.1873 und 16.10.1879
- 32 AK an FAK 16.1.1885; Klass, S. 135; AK an *die Firma* 24. 2. 1870; an Eichhoff 31.1.1872
- 33 AK an FAK 16.1.1885; Alfred Krupp, *Generalregulativ für die Firma Fried. Krupp* (Essen: 9.9.1872) mit einer Vorbemerkung von Ernst Schröder (Essen 1961), pars. 11-12, 69-71 unter anderen
- 34 ebd.
- 35 Pounds, S. 81; KFA IV 320 S., S. 42, 44 (1872); *Hundertjähriges Bestehen*, S. 179-185; Lochner, S. 178
- 36 Shirer, S. 96; Noman, S. 169 Fn. 5; Klass, S. 158; AK an *die Firma* 23.2.1870; Klass, S. 158; AK an FA 14.1.1885 (s. a. Menne, S. 150 und Kürenberg, S. 331)
- 37 Pounds, S. 126
- 38 Klass, S. 160; AK «*an die Arbeiter der Gussstahlfabrik*» 24 6.1872
- 39 AK «*Ein Wort an meine Angehörigen*» 11.2.1877
- 40 Menne, S. 145
- 41 Klass, S. 322
- 42 Menne, S. 144; Mühlen, S. 62; Klass, S. 205; AK an FAK 16.1.1885
- 43 E. Eichhoff 31.1.1872; AK an Ascherfeld (wahrscheinlich um 1850); AK an Prokura 28.1.1874
- 44 AK an *die Firma* 6.10.1871; Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 236
- 45 Menne, S. 144 (s. a. Mühlen, S. 63)
- 46 AK an die *Arbeiter der Gussstahlfabrik* 24.6.1872
- 47 ebd.
- 48 AK «*Ein Wort an meine Angehörigen*», 11.2.1877
- 49 Menne, S. 147; AK an Prokura (betitelt «*Zur Aufnahme an Hr. Baedeker*». *Erklärung*) 27.9.1881
- 50 AK *Ansprache* (s. Anm. 25)
- 51 *Berliner Volksblatt* 8.5.1887
- 52 Menne, S. 119; s. a. Briefe, die diese Drohungen enthalten, z.B. AK an *die Firma* 24.2.1870 u. Eichhoff 31.1.1872
- 53 AK an Goose und Erhardt 6.4.1877; Menne, S. 148

KAPITEL 7

- 1 Baedeker, S. 308-311, Briefe, S. 421
- 2 Menne, S. 134; Mühlen, S. 70; Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 114; Tuchman, *Tower*, S. 243
- 3 Menne, S. 151-152; Baedeker, S. 208 bis 209

- 4 Baedeker, S. 208-209; Menne, S. 152; AK an FAK 22.3.1887
- 5 AK an Jencke 17.1.1883
- 6 Hallgarten, S. 268, 1. Bd.
- 7 Menne, S. 153; AK an FAK und Jencke 9.12.1880; Menne, S. 115, 150; Mühlen, S. 71; *Krupp 1812-1912*, S. 248; Menne, S. 170
- 8 AK an Prokura 26.7.1873
- 9 Klass, S. 151; AK an Voigts-Rhetz 6.1.1872
- 10 AK an Prokura 15.4.1873
- 11 AK an Prokura 10/1874, 23.-25.2.1881
- 12 AK Notiz auf Meyer-Brief 17.12.1878; AK an Wilhelm Gross (in den Akten) 31.1.1875
- 13 AK an Julius v. Voigts-Rhetz 11.1.1876
- 14 AK an Wilhelm I. 16.3.1876
- 15 Transkript der Audienz: «*Bericht über den Verlauf der Audienz, die S.M. Herr Krupp am 29. März 1876 von 12G bis 1 Uhr erteilt hat (Niederschrift des Dr. Pieper)*», KFA passim
- 16 ebd.; AK an Flemming 5101876; Flemming an AK 7.10.1876
- 17 AK an Wilhelm I. 16.3.1876; Berdrow, *Briefe*, S. 376-377
- 18 AK an Jencke 21.9.1880; an FAK 1.9.1880
- 19 AK an FAK und Jencke 9.12.1880
- 20 AK an Moltke 13.4.1871; Klass, S. 155; Menne, S. 138; «*Statistische Angaben über die Krupp 'sehe Gussstahlfabrik'*»
- 21 Klass, S. 155-156; Menne, S. 138 bis 139; Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 234 bis 236
- 22 Klass, S. 156
- 23 AK an Goose 5.11.1877; *Fried. Krupp Essen 1811-1946*-, Menne, S. 139, 140; Berdrow, *Briefe*, S. 362
- 24 Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 300; *Fried. Krupp Essen 1811-1946*
- 25 AK an Erhardt 25.8.1877; an Goose 1.5.1877
- 26 AK an Prokura 7.12.1873; an «*Comtoir Canonischer*» 25.12.1873; an Longsdon 12. 6. 1880; an Deutschen Kronprinzen 16. 1.1880
- 27 AK an Goose 11.5.1877
- 28 AK *Reisebericht über Rücksprache mit österreichischen Marine- und Artillerie-Fachleuten. Einige Bemerkungen.* 22.5.1879
- 29 AK an Budde (in den Akten) 11.6.1885
- 30 AK an Goose 5.11.1877
- 31 AK an Longsdon 7.1.1886
- 32 Deichmann, S. 237, 238
- 33 Mühlen, S. 72
- 34 Klass, S. 192; Mühlen, S. 72; Klass, S. 192; AK an Funke 10.4.1883
- 35 AK an Graf v. Schell-Schellenberg 6.2.1886; an Longsdon 3.4.1882; an Lightbody 12.1.1881
- 36 AK an Gussmann 17.5.1887; an Prokura 10.5.1887
- 37 AK an Longsdon 13.4.1885; an Budde 8.-9.5.1881; Berdrow, *Briefe*, S. 371; AK an *die Firma* (wahrscheinlich 8/1881); an Budde 24.11.1882; an Haedenkamp 5.8.1878; Klass, S. 208; Mühlen, S. 73
- 38 AK an Jencke 17.9.1884; an Longsdon 13.4. und 4.5.1885, 7.6. und 30.7.1886
- 39 Klass, S. 209-210; AK an Budde 1.3.1887, an Longsdon 31.3.1887
- 40 AK an Budde 24. 11. 1882
- 41 ebd.
- 42 Klass, S. 209; AK an Budde und FAK 2.1887
- 43 Menne, S. 165-172; Klass, S. 210; *Firne* 19.8.1957; Nachrufe in *Paris Matin*, *Rheinisch-Westfälische Zeitung*, *Kölnische Zeitung* und *Essener Generalanzeiger*
- 44 Menne, S. 169-170; Baedeker, S. 264; Schröder, «Verzeichnis Alfred Krupp»
- 45 Steiner in *Outlook*-, Klass, S. 212; Menne, S. 169
- 46 WM/Schröder
- 47 WM Beobachtung

KAPITEL 8

- 1 *Essener Volkszeitung* 27.11.1902; Steiner in *Outlook*
- 2 «Personal Characteristics of the Late Herr Krupp», *Review of Reviews* 1/1903

- 3 *Essener Volkszeitung* 27.11.1902
4 Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 115
5 Klass, S. 138
6 AK an Pieper 29. 2. 1864; Klass,
5. 141/2, Bell in *Fortune* 2/1956
7 AK an *die Firma* 11.10.1871; AK an FAK
(bei den Akten) 29.5.1874
8 AK an FAK 31.12.1874 u. 18.2.1875
9 AK an FAK 18.2.1875; an Eichhoff
12.1871
10 Klass, S. 167
11 Klass, S. 170-171; AK zu FAK (bei den
Akten) 16.1.1885
12 Klass, S. 143-145; Mühlen, S. 79
13 AK an FAK 22.12.1874
14 AK an FAK (bei den Akten) 26.1.1875
15 AK an FAK 31.12.1874
16 AK an FAK 1.1.1875
17 AK an FAK (bei den Akten 27.1.1875)
- 18 AK an FAK 26.1.1875
19 AK an FAK 27.1.1875
20 AK an FAK 18.2.1875
21 AK an FAK 22.12.1874
22 AK an FAK 18.2.1875; Klass, S. 148
23 Klass, S. 166-167; Berdrow, *Briefe*, S. 133
ff.
24 Margarethe's frühe Jahre: Klass, S. 180-
194; Menne, S. 174-175; Mühlen, S. 79-80
25 Deichmann, S. 238
26 Zitiert in Klass, S. 193
27 Klass, S. 204
28 AK an Longsdon 13.4.1885
29 Klass, S. 195
30 Klass, S. 207; Mühlen, S. 81
31 Menne, S. 175; Ludwig, *Wilhelm Hohen-
zollern*, S. 69
32 Mühlen, S. 83
33 Menne, S. 174; FAK an Bismarck, zitiert in
Klass, S. 229
34 Klass, S. 223; Haux, S. 38
35 FAK an Jencke, zitiert in Klass, S. 222-223
36 Steiner in *Outlook*
37 Pounds, S. 125-126; Menne, S. 175 bis
177; *Die Zukunft* (1893) II, S. 91
38 *Krupp in the Service of Engineering Pro-
gress*, S. 33; Mühlen, S. 72; Tuchman,
S. 235
39 Pounds, S. 96
40 *Statistische Angaben über die
Krupp'sche Gussstahlfabrik*; Kellen,
S. 4-14, 21
41 ebd.
42 Prosser & Sons an Fried. Krupp
25.1.1888
43 Klass, S. 235
44 Krupps Anweisung war bezeichnet: «Ar-
beiterausschüsse und Massnahmen beim
Ausbruch des nächsten Streiks»: in KFA
45 Rudolph Martin II, S. 5, 15
46 Alfred v. Kiderlen-Wachter an Holstein
21.9.1890; zitiert in Rich und Fisher, *Hol-
stein Papiere*, III, S. 358
47 Klass, S. 269
48 ebd.
49 Klass, S. 240

KAPITEL 9

- 1 Klass, S. 239-241
2 Menne, S. 177-178; Brodie, S. 127
3 Ludwig, *Wilhelm Hohenzollern*,
S. 294; Edmond Taylor, S. 14
4 Holstein an Bernhard v. Bülow 21.5.1908
zitiert in Rich und Fisher, *Holstein Pa-
piere*, IV, S. 475; Klass, S. 275; Bülow,
S. 418
5 *Vorwärts* 17. 8. 1899
6 Klass, S. 275-276
7 Maximilian v. Brandt an Holstein
21.9.1890 zitiert in Rich und Fisher, *Hol-
stein Papiere*, IV, S. 182 f.
8 Klass, S. 237
9 Baedeker, S. 200-202; WM/Bülow
10 *Scientific American* 15.7.1893;
*Grosse Politik der Europäischen Kabi-
nette*, XV, Nr. 4721; Tuchman, *Power*, S.
57
11 Schröder «Verzeichnis Alfred Krupp»
12 *Krupp 1812-1912*, S. 366-370; Menne,
S. 176 f; Brodie, S. 160; Mühlen, S. 86
13 Haussner, S. 14, 30-35, 46-47, 51-52, 57,
59, 94-97
14 Engelbrecht und Hanighen, S. m; Scott,
S. 86-87
15 Scott, S. 86-87, 150-151
16 Usher, *Pan Germanism*, S. 1; Tuchman,
S. 343
17 *Essener Volkszeitung* 16.5. und 1.6.1893;
Klass, S. 256

- 18 ebd.
 19 Kehr, S. 101, 168-175
 20 ebd.; Rich und Fisher *Holstein Papiere*, III, S. 320; IV, S. 51; Kellen, S. 38-42; Menne, S. 179; *Fried. Krupp 1811 bis 1946*; Edmond Taylor, S. 323
 21 «Krupps and Kruppdom»; Fischer, S. 7; Menne, S. 184
 22 Klass, S. 267; Berdrow, *Alfred Krupp*, S. 281
 23 *Die Grosse Politik der Europäischen Kabinette*, IV, Nr. 423; zitiert in Tuchman 241
 24 *Rheinisch-Westfälische Ztg.* 7.8.1906 Erinnerungen von pensionierten Kruppiern; Barbara Krupp's Notizbuch (unveröffentlicht)
 26 Klass, S. 261-262
 27 *Vorwärts 100 Jahre SPD* (1963), S. 59
 28 *Review of Reviews* 1/1893; Klass, S. 263
 29 *Review of Reviews* 1/1903; Stammhaus-Ausstellung, Essen (Katalog)
 30 WM/Barbara Krupp; *Review of Reviews* 2/1903, Klass, S. 275-276
 31 Menne, S. 217-218
 32 Tresckow, S. 114-116; Edmond Taylor, S. 151; Rich und Fisher *Holstein Papiere*, IV, S. 478-488, Tuchman, S. 330, 331
 33 Tresckow, S. 126-127
 34 Aldington, S. 112-113, 117, 118, 205; Menne in *Holiday*; Douglas, S. 257; *Die Zukunft* (1902), S. 41, 333; *Vorwärts* 15.1. und 30.12.1902; Tresckow, S. 127-130
 35 Deichmann, S. 289
 36 Mühlen, S. 92
 37 ebd., S. 92-93; Menne, S. 226
 38 *Augsburger Postzeitung* 8. 11. 1902
 39 Haux, S. 60-61
 40 *Vorwärts* 15.11.1902
 41 *Die Verhandlungen des Deutschen Reichstags* 20.1.1903; Klass, S. 282
 42 Klass, S. 282-283 Haux, S. 60-61
 43 Klass, S. 284
 44 ebd.
 45 Menne, S. 224
 46 *Review of Reviews* 1/1903; Pounds, S. 212; *Pioniere deutscher Technik Essener Volkszeitung* 27.11.1902; Ludwig, S. 294-295
 49 *Vorwärts* 16.12.1902; *Die Verhandlungen des Deutschen Reichstags* 20.11.1903
 50 Klass, S. 307

KAPITEL 10

- 1 WM/Barbara Krupp
- 2 *Krupp 1812-1912*, S. 398; Hasse, S. 8; Wilmowsky *Test* 1. 4. 1948 Fall x
- 3 Mühlen, S. 97; Baedeker, S. 300-302
- 4 Baedeker, S. 300-302
- 5 Klass, S. 307; WM/Dohrmann
- 6 WM/Barbara Krupp; Brockdorff zitiert in Klass, S. 301
- 7 *Major Barbara* in: G. B. Shaw, Stücke, F.a.M. 1963, S. 301
- 8 *Review of Reviews* 10/1910
- 9 WM/Wilmowsky; Pritchett in *Holiday*
- 10 Klass, S. 208
- 11 WM/Barbara Krupp; Mühlen, S. 116
- 12 WM/Dohrmann
- 13 WM/Sprenger
- 14 WM/Barbara Krupp
- 15 Menne, S. 258; *Berliner Tageblatt* 16.11.1906
- 16 Haux, S. 76-77
- 17 Hügel-Ausstellung 1963; *Berliner Tageblatt* 16.11.1906
- 18 Gustav's Herkunft, S. 249-251; Baedeker, S. 300-302; Seiss passim; WM/Schultz; Mühlen, S. 103-108; Menne, S. 257-258; Klass, S. 312-314; Young, S. 25-26; WM/Wilmowsky
- 19 Wilmowsky *Test* 31.3.1948, Fall x
- 20 Klass, S. 321; Edmond Taylor, S. 149; Arendt in *New Yorker* 2.3. u. 23.2.1963
- 21 Mühlen, S. 110; Schröder «Verzeichnis Gustav Krupp»
- 22 WM/Dohrmann, Klass, S. 325
- 23 TWC IX, S. 233-234
- 24 Mühlen, S. 110
- 25 WM/Berthold
- 26 *Krupp* 1. 3. 1942; D-94; TWC IX, S. 264
- 27 Wilmowsky *Test* 31.3.1948, Fall x
- 28 Wilmowsky, S. 9-17
- 29 Wilmowsky *Test* 31.3.1948, Fall x
- 30 ebd.
- 31 «Herr Krupp in England», *Literary Digest* 5.9.1914

- 32 WM/Barbara Krupp, Wilmowsky
- 33 1909 *Chicago Journal* Ausschnitt (n.d.); *Chicago Evening American* 8.12.1909; *New York Herald* 5.1.1910
- 34 *Chicago Evening American* 8.12.1909
- 35 *New York Herald* 5.1.1910; *Chicago Evening American* 8.12.1909; WM/ Barbara Krupp, Wilmowsky

KAPITEL 11

- 1 Haux bestand darauf, dass *die Firma* 1811 gegründet wurde; siehe Haux, S. 88-90
- 2 TWC IX, S. 403-404; Klass, S. 17
- 3 Mühlen, S. 109; Klass, S. 323-324; Mühlen, S. 109; WM/Cesarz
- 4 *Die Firma Krupp*, S. 155-168; Düwell, S. 11-18; Hunter in *Review of Reviews*
- 5 NCA VI, S. 1044
- 6 «Krupps and Kruppdom»; Seldes, S. 17, 19
- 7 *Krupp 1812-1912*, S. 363, 409; Hasse, S. 9, 12, 30; Edmond Taylor, S. 154; Menne, S. 309; *Vorwärts* 2.8.1908
- 8 WM/Schröder, Hundhausen, Dohrmann, Raussendorf
- 9 *Vorwärts* 14. 2. und 14.4.1911, 18.2.1915; Hasse, S. 9; Klass, S. 332; Menne, S. 308-309
- 10 «The Krupp Centenary» in *Nation and Outlook*
- 11 *Outlook* 14.9.1912
- 12 *Hundertjähriges Bestehen* passim
- 13 *Krupp 1812-1912* (Jubiläumswerk); «The Krupps» in *Life*
- 14 Haux, S. 88-90; *Hundertjähriges Bestehen*, S. 179-185
- 15 Klass, S. 336; Young, S. 32
- 16 Mühlen, S. 112; Young, S. 33; Klass, S. 336
- 17 Bell in *Fortune* 2/1956; Menne, S. 258; Klass, S. 325; WM/Dohrmann
- 18 Young, S. 29; WM/Alfried; Mühlen, S. 173; WM/Harald, Berthold
- 19 Edmond Taylor, S. 159; *Krupp Past and Present*, S. 37; Seldes, S. 59; D-191; Seldes, S. 20; Carnegie, S. 6; Ruth Fischer, S. 23

- 20 *Berliner Tageblatt* 20. 5. 1913; Hallgarten, S. 187; Taylor, *Sword and Swastika*, S. 465; Wile, S. 152
- 21 Maitrot, S. 20-22
- 22 *Vorwärts*, 26.3.1913; Hallgarten, S. 267
- 23 I.F. Clark, «The Shape of Wars to Come» in *History Today* 2/1965, zitiert in Tuchman, S. 380
- 24 *Fried. Krupp Essen 1811-1946*; Mühlen, S. 107; Menne, S. 211-212; *Krupp 1812-1912*, S. 196-197; Menne, S. 238
- 25 Mühlen, S. 108; Lochner, S. 36; Borkin und Welsh, S. 73; *Vorwärts* 13.10.1905; Seldes, S. 37
- 26 *Die Zukunft* (1908) 241; *Krupp 1812 bis 1912*, S. 357-358; «Krupps and Kruppdom»; *Die Verhandlungen des Deutschen Reichstags* 1.-21.3.1901; WM/Menne
- 27 Haux, S. 102-105
- 28 *Skandal*, S. 278-280: *Die Verhandlungen des Deutschen Reichstags* 18.-26.4. 1913; *Vorwärts*-Akten 1913 passim, Menne, S. 277-279; Haux, S. 102-105; Klass, S. 337-341; Seldes, S. 340-341; Usher in *Nation*; «Verdict in Krupp Scandal», *Literary Digest* 6.12.1913
- 29 Schröder, «*Verzeichnis Gustav Krupp*»
- 30 Taylor, *March of Conquest*, S. 206
- 31 Görlitz, *Kleine Geschichte*, S. 145; Kuhl, S. 174
- 32 Tuchman, *August*, S. 163-164; Menne, S. 303; *Fried. Krupp 1811-1946*; Klass, S. 345-346; Henschen in *Forum*
- 33 «Austria's Famous , Skoda' Mortars», *Scientific American* 3.7.1915
- 34 Klass, S. 345; *Villa Hügel*, S. 18
- 35 Klass, S. 346; Taylor, S. 95
- 36 «Herr Krupp in England»; Seldes, S. 65; *Tuchman*, *August*, S. 102
- 37 Menne, S. 309
- 38 *Rheinisch-Westfälische Zeitung* 11.12.1933

KAPITEL 12

- 1 Menne, S. 314
- 2 Moltke, *Erinnerungen – Briefe – Dokumente*, S. 24; Mühlton, S. 70

- 3 Schiinder passim; Tuchman, *August*, S. 501
- 4 Schiinder passim
- 5 Ludendorff, *Meine Kriegserinnerungen*, S. 31
- 6 ebd., zitiert in Brodie, S. 9; zitiert in Tuchman, *August*, S. 92
- 7 Demblon, S. 110-111
- 8 Schröder, «Verzeichnis Gustav Krupp»; Menne, S. 315
- 9 Klass, S. 347
- 10 *American Heritage* 19.6.1955
- 11 Allgemeine Beschreibungen des Konflikts entstammen WM, «The First World War», *Holiday* 11/62
- 12 *Kammerdebatte Journal officiel* 24.1.1919; *Vorwärts* 21.6.1915
- 13 Klass, S. 349; *Fried. Krupp Essen 1811 bis 1946*
- 14 Klass, S. 344
- 15 *Fortune* 2/1956; *Literary Digest* 12.4.1919; Menne, S. 314; Klass, S. 347; Mühlen, S. 120; Horne, *Glory*, S. 42, 247
- 16 *Berliner Tageblatt* 6. 6. 1916; Lehmann-Russbüldt, S. 27; *Vorwärts 100 Jahre SPD* (1963), S. 59
- 17 Menne, S. 316; *Vorwärts* 27.4.1915; *Times* (London) 5.5.1915
- 18 Goodspeed, S. 196; WM/Wilmowsky
- 19 Ludendorff, S. 216
- 20 Graves, S. 318; Wolff, S. 10
- 21 Liddell Hart, S. 42
- 22 Graves, S. 125; Liddell Hart, S. 74; Wolff, S. 35; Liddell Hart, S. 42
- 23 Slossen, S. 72
- 24 Wolff, S. 261; Graves, S. 236
- 25 Graves, S. 298-299, 311; Sassoon, zitiert in Churchill *World Crisis III*, S. 171
- 26 Fitzgerald *Tender Is the Night*, S. 13
- 27 Klass, S. 355
- 28 Crutwell, S. 384-385
- 29 Metcalf, S. 489; NYT 8.6.1959, 8.6.1918
- 30 Ludendorff, S. 547
- 31 Klass, S. 417-418
- 32 Die Pariser Kanone: Paxton, S. 381-382; *Fried. Krupp Essen 1811 bis 1946*; Menne, S. 328-329; Eisgruber *Paris* passim
- 33 Mühlen, S. 120; Menne, S. 329; Klass, S. 356
- 34 Haux, S. 116-117
- 35 Ernst Schröder «*Verlauf des letzten Kaiserbesuchs*»
- 36 Haux, S. 116-117
- 37 *Essener Volkszeitung* 11.9.1918
- 38 WM/Menne
- 39 Mühlen, S. 119; TWC IX 64, 267; Taylor, S. 20, 43; *Literary Digest* 4.1919
- 40 Klass, S. 363; «Krupps and Krupppdom»
- 41 Liddell Hart, S. 259
- 42 *Stars and Stripes* 8. 11. 1918
- 43 Liddell Hart, S. 266; Churchill III, S. 538
- 44 Goodspeed, S. 273
- 45 Churchill III, S. 541
- 46 Wolff, S. 272; «As the Guns Fell Silent» in *NYT Magazine* 9.11.1958
- 47 Goodspeed, S. 280; Görlitz *Kleine Geschichte*, S. 173
- 48 Hitler, S. 224-225
- 49 Menne, S. 333
- 50 Klass, S. 358
- 51 Haux, S. 118-120
- 52 TWCIX, S. 258

KAPITEL 13

- 1 NYT 1/18, 20/19; Ruth Fischer, S. 87; Ludwig, S. 465
- 2 Mühlen, S. 122; Klass, S. 368
- 3 Klass, S. 322; Mühlen, S. 123
- 4 ebd.
- 5 Menne, S. 339
- 6 Scott, S. 137
- 7 Klass, S. 382
- 8 ebd., S. 366; Fuchs, S. 85-86; *Steel* 4/1958; *Fried. Krupp Essen 1811 bis 1946*; «From Swords to Plawshares», *Scientific American* 3.9. 1921; *Pioniere deutscher Technik*
- 9 NYT 1920; 3/20-22, 24-26, 31; 4/5, 8, 14
- 10 NYT 4/7, 8/20
- 11 NYT 21. 3. 1920; WM/Dohrmann; Haux, S. 126-129
- 12 NIK-12074
- 13 TWC IX, S. 66
- 14 *Fortune* 2/1956; NCA VI, S. 1031; NYT 26.3.1920; Mühlen, S. 125
- 15 NCA VI, S. 1031

- 16 NYT 22.6.1920; WM/Schultz Haux, S. 17
 17 107
 18 Mühlen, S. 173, 174
 19 WM/Harald, Berthold
 20 WM/Berthold; (Thayer, S. 96)
 21 *Test Wilmowski Fall X; Living Age* 12.12.1925; WM/Wilmowsky; *Der Spiegel* 5.6.1963; Wilmowsky, S. 178 bis 181
 22 Pounds, S. 250-251
 23 Karsamstag-Massaker: NYT 4/1, 2, 5/23; *Süddeutsche Monatshefte* (München) 6/23; Raphael, *Krupp*, S. 121-122; Ruth Fischer, S. 313 f.; *Essener Allgemeine Zeitung* 30.3.1938
 24 WM/Alfried
 25 Ruth Fischer, S. 313 f.
 26 NYT 1.4.1923
 27 WM/Deichmann, Frisch, Gregorius, Heyder, Menne, Tubbesing; NYT 3.4.1923
 28 NYT 2.4.1923; *Living Age* 19.6.1923
 29 NYT 10.4.1923; Ruth Fischer, 313 ff. NYT 4/10, 11/23
 30 NYT 11.4.1923; Heinrich Grüber, «Zwischen Thron und Altar» in *Freitag* 7.8.1964
 31 NYT 3.4.1923; Klass, S. 373
 32 *Living Age* 19.6.1923 ebd.; Ruth Fischer, S. 258, S. 313 ff. NYT 10.5.1923;
 33 WM/Menne;
 34 Wilmowsky 166
 KFA; Raphael *Krupp* 117-118, S. 123;
 35 Raphael *Stinnes*, S. 110-111; Alfred Bae-
 deker, S. 210
Current Opinion 4/23
 36 Wilmowsky, S. 166; Weymar, S. 60-71
 37 *Living Age* 12.12.1925; Wilmowsky, S.
 38 180; *Der Spiegel* 5.6.1963
 39 *Fried. Krupp Essen 1811-1946; Krupp
 heute – Menschen und Werk* TWC IX, S.
 309; *Meilfax Magazine* 5/ 1961 Martin in
Nation
 40 Haux, S. 136; WM/Sabel; Wilmowsky, S.
 41 165
 42 *Die deutsche Schwereisenindustrie und
 ihre Arbeiter*, Stuttgart 1925, S. 32;
 Klass, S. 301
 43 Scott, S. 151; Lehmann-Russbüldt,
 S. 50
 44 Raphael *Stinnes*, S. 110-111; Menne, S.
 348
 45 NIK-12114
 46 NIK-8575; NYT 18.2.1951
 47 Klass, S. 20

KAPITEL 14

- 1 TWC IX, S. 76
 2 TWC IX, S. 263-264, NCA 1031; *Erinne-
 rungen an Herrn Gustav Krupp v. Bohlen
 undHalbach* (n. d.); NI-764
 3 NIK-12114, NIK-7352
 4 ebd.; D-94; NIK-9041
 5 D-94; *Christian Science Monitor (Current
 Opinion)* 6/21; *Manchester Guardian (Lit-
 erary Digest)* 28.2.1920; *Review of Re-
 views* 9/1928; *Living Age* 1.1.1927; *Scien-
 tific American* 5/1922; *Living Age*
 1.1.1927; *Literary Digest* 12.4.1919
 6 Young, S. 43; Taylor, S. 43
 7 WM/Tubbesing; Taylor, S. 45; TWC IX
 74; D-94; NIK-12057
 8 Taylor, S. 84
 9 Shirer, S. 282; Borkin and Welsh,
 S. 255-256; Taylor, S. 50
 10 Borkin and Welsh, S. 256
 11 Taylor, S. 37-38; Raphael *Krupp*,
 S. 115; *Vorwärts* 10/23 und 5.11.1920 Ed-
 mond Taylor, S. 258
 12 WM/Tubbesing
 13 TWC IX, S. 76-77; NIK-9041;
 WM/Tubbesing
 14 TWC IX, S. 86 f., 77; Taylor, S. 44-45
 15 Taylor, S. 93; NIK-12315, NIK-1284
 16 NIK-9041
 17 TWC IX, S. 272-273, 279; Menne, S. 353
 18 NIK-9041; TWC IX, S. 44; Rikstag report
 3.4.1935; *Neue Zürcher Zeitung* 6.4.1935;
Berner Tagwacht 5.4.1935
 19 Menne, S. 351 ff.; *Het Volk* 11/6, 13/30
 20 C-156; NIK-12294; TWC IX, S. 292 f.
 21 TWC IX, S. 289; C-156
 22 NIK-9041
 23 TWC IX, S. 283; NIK-10499 (TWC IX, S.
 128)

- 24 WM/Wilmowsky
 25 TWC IX, S. 12, 281-282
 26 D-168; *Review of Reviews* 19.11.1932
 27 NIK-9041, NIK-1175
 28 Haux, S. 138; WM/Hansen; *Villa Hügel*, S. 11; WM/Dohrmann
 29 *Review of Reviews* 11/1932
 30 WM/Dohrmann, Tubbing, Bülow
 31 Lochner, S. 32; Taylor, S. 60, 98
 32 Taylor, S. 120; Bernstein, S. 62
 33 TWC IX, S. 210; Wilmowsky *Test*, Fall X; *Hearings, Special Committee Investigating the Munitions Industry, U.S. Senate, 73rd Congress, Report No. 944, Part 3* (Washington 1934), S. 270; Lochner, S. 41; Klass, S. 414
 34 Shirer, S. 172
 33 ebd., S. 178; Taylor, S. 66; NI-6522
 36 Berndorff, S. 220-222
 37 Lochner, S. 25-26; 3901-PS
 38 Thyssen, S. 107; Shirer, S. 179
 39 Lochner, S. 137
 40 D-201
 41 TWC VI, S. 12-13; D-203
 42 D-204; NI-406 (Farben Fall); NI-910; D-203
 43 Schweitzer, S. 106; 2001-PS; Hans Buchheim an WM 18.4.1963; TWC IX, S. 82
- KAPITEL 15**
- 1 WM/Bülow, Berthold
 2 Krupp an Hitler, NI-910, NI-904
 3 Krupp an Hitler, D-157
 4 Mühlen, S. 153-154; Lochner, S. 166
 6 Krupp an Springorum 26. 4. 1933, D-208 (NCA VI, S. 1088); Borkin and Welsh, S. 258; Krupp an Schacht 29.5.1933-30.5.1933 (NCA VI, S. 1060), TWC IX, S. 344-345; D-151 (Prosecution Exhibit 211 D); Schweitzer, S. 521-523; NCA IV, S. 465
 7 Krupp an Hitler, 2. 1. 1936 NI-312
 8 Krupp an Grossadmiral Erich Raeder 10.8.1935 D-88; Young, S. 46; Schweitzer, S. 592; Bernstein, S. 47
 9 Thyssen, S. 108
 10 WM/Wilmowsky; Wilmowsky *Test*, Fall X; Wilmowsky, S. 169
- 11 Lochner, S. 169
 12 Krupp D-62
 13 2950-PS (NCA V, S. 654-655); *Rheinisch-Westfälische Zeitung* 27.1.1934, 26.1.1935; TWC VI, S. 22; WM/Winkelmann (Kaiserhof-Direktor); WM/Deichmann
 14 Menne, S. 368-369
 15 WM/Dohrmann, Winkelmann, Mühlen, S. 159-160; WM/Berthold
 16 Klass, S. 417; Schweitzer, S. 246
 17 Menne, S. 365; Mühlen, S. 159; Menne, S. 366; TWC IX, S. 265-266; Menne, S. 365 *Berliner Börsen-Zeitung* 21.12.1934
 18 Schweitzer, S. 51, S. 308-309; *Börsen- und Wirtschaftskalender* (Frankfurt 1934); *Wehrwirtschaft und Rüstungsstab* (Mikrofilm des Deutschen Kriegsministeriums) 5.203, Rolle 35, T 77 NI-910; *Effects of Strategie Bombing*,
 20 S. 247
 EC-177 (NCA VII, S. 333); C-189 (NCA I, S. 431);
 Menne, S. 366; *Heute Weltbühne* (1933),
 22 S. 948, 986; *Effects of Strategie Bombing*, S. 247; TWC IX, S. 89
 Haux, S. 138
 23 *Rheinisch-Westfälische Zeitung*
 24 17.1.1934, 26. 1. 1935; *Deutsche Allgemeine Zeitung* 25.1.1936; NCA I, S. 89; TWC IX, S. 85; Schweitzer, S. 398; Edmond Taylor, S. 393; Schweitzer, S. 333; TWC IX, S. 128; NCA I, S. 89 TWC IX, S. 42
 25 C-156
 26 Shirer, S. 284; Shirer *Berlin Diary*,
 27 S. 31-33
 NIK-9041; Klass, S. 425; WM/Bülow
 28 Klass, S. 426-427
 29 Test 30.6.1948, Fall X
 30 NCA I, S. 88-89
 31 TWC IX, S. 16, 96, 99; Young, S. 48
 32 *Military Tribunals FallX*, S. 7-8 NIK-11625; TWC IX, S. 22
 33 Schmidt, S. 320; TWC IX, S. 128
 34 Young, S. 47; D-94, Menne, S. 373
 35 Lochner, S. 123-124
 36 TWC IX, S. 22
 37 NCA I, S. 88-89; *Fall X,S,n*;
 38 TWC IX, S. 44-45
 39 Raeder an Krupp 7. 8. 1935, NCA VI,

- S. 1042-1043; Krupp an Raeder 10.8. 1935 NCA VI, S. 1043; Goebbels *Tagebücher*, S. 19
- 41 NIK-12074; D-63
- 42 Krupp an Bormann (o. D.), zitiert in Young, S. 48
- 43 *Krupp-Nachrichten* 15.5.1939
- 44 Klass, S. 428
- 45 Lochner, S. 208; TWC IX, S. 1447; DE-2767
- 46 TMWC XVIII, S. 508
- 47 ebd.; *Weihe der neuen Synagoge Essen*, S. 14-19
- 48 Wilmowsky an Krupp 5.2.1937 (handschrieben) NIK-8700
- 49 *ADAP* (Baden-Baden: Beginn 1953), Serie D, I, Nr. 132
- 50 Keppler an Wilmowsky 1.-2.4.1938, NI-766; Olscher an Heller 4. 5. 1938, NIK-11183; Krupp an Löser 19.6.1938, Löser Doc., S. 26; Löser an Krupp 24.6.1938, NIK-8438
- 31 Berdrow, *Alfred Krupp und die Familie*, S. 310; NIK-12076, NIK-12074
- 52 *Fried. Krupp Essen 1811-1946*
- 53 TWC IX, S. 11; Pounds, S. 197; *Fall X*, S. 5; Berlin Document Center Reichs Wirtschaftsministerium, box 391, folder 564
- 54 NCA VI, S. 80; «Aufwand und Ertrag» in *Wirtschaft und Statistik*, S.576-577
- 55 Young, S. 53
- 56 WM/Wilmowsky; Wilmowsky, S. 225 bis 227
- 57 Wilmowsky *Test*, Fall X; Dulles, S. 181
- 4 WM/Ahlefeldt-Lauruiz WM/Berthold, Lauruiz, Hosmann *Buenos Aires Freie Presse* 25.5.1963; WM/Lauruiz *Life* 10.5.1954
- 7 WM/Sprenger
- 8 Mandellaub an WM 28.8.1963 Wittkamp in *Krupp Mitteilungen*, S. 186
- 10 WM/Hengsbach; Hügel-Ausstellung 17. 11. 1961
- 11 NIK-12074 II; *Financial Times* 31.3.1962; WM/Sabel Mühlen, S. 207; NIK-12074 IV WM/Berthold
- 13 WM/Schröder; NIK-12074 I NIK-12074 IX; Mandellaub an WM 28.8.1963; Young, S. 38 *Fortune* 2/56; Mühlen, S. 174; WM/Schröder; NIK-12074 I Mühlen, S. 179;
- 17 WM/Hosmann; Wilmowsky *Test* 1. 3. 1948, Fall X; *National Observer* 4.3.1963 *Fortune* 2/56; WM/Lauruiz Bernstein 63-64; NCA I 88-89; *Fall IX*, S. 10-11; TWC IX, S. 18; Morgenthau, S. 39 TMWC, S. 402-413
- 19 NIK-11625, NIK-11619, NIK-11626 (Memorandum vom 22. 8. 1939)
- 21 NIK-10336; Taylor *Conquest*, S. 158
- 22 Goebbels, *Tagebücher*, S. 323
- 23 Schacht *Test* TMWC XII, S. 531; WM/Bülow Young, S. 49-50 Shirer, S. 610
- 25 Wilmowsky *Test*, Fall X Young, S. 54; *Fried. Krupp Essen 1811/1946*; NI-764 (Krupp-Memorandum 16.7.1940); NIK-1049 (Krupp-Memorandum 9.2.1942) Young, S. 54-55
- 28 WM/Schürmann; Young, S. 55 Fall X; WM/Wilmowsky; Wilmowsky, S. 223-224 TWC VI, S. 99
- 29 Taylor *Conquest*, S. 116; Shirer, S. 702-703
- 30 TWC VI, S. 18; D-168
- 31 NIK-13330, NIK-13383, NIK-13243, NIK-13156, NIK 13159, NIK-13158
- 33 NIK 12074 I NIK-12630
- 34
- 35
- 36
- 37
- 38

KAPITEL 16

Anmerkung: Ein grosser Teil des Materials über Alfred Krupp basiert auf Beobachtungen des Autors zu Lebzeiten Alfreds

- 1 McCloy zu Javits *Congressional Record* 10.5.1951, A 2812
- 2 Persönliche Information; Arendt, *Eichmann in Jerusalem*, S. 31; Buchheim an WM 18.4.1963; Buchheim, S. 350-351
- 3 NIK-12074

- 39 NIK-6472
- 40 WM/Berthold; D-66 (NCA VI, S. 1034); Mühlen, S. 160
- 41 Klass, S. 432; persönliche Information

KAPITEL 17

- 1 Shirer, S. 723; Churchill *Finest Hour*, S. 55
- 2 Shirer, S. 746; Rümman Test, 23.1.1948, Fall X
- 3 Rümman *Fest* 23.1.1948, Fall X
- 4 ebd.
- 5 NI-048; TMWC IX, S. 633; TWC IX, S. 105; EC-137 (NCA VII, S. 309); NIK-3990
- 6 TWC IX, S. 106-108, S. 1370
- 7 NIK-12074 VI; TWC IX, S. 107, 115, 1362; Young, S. 56
- 8 TWC VI, S. 826; TWC IX, S. 114-115
- 9 TWC IX, S. 107
- 10 Shirer, S. 943; TWC IX, S. 1372
- 11 James Brown Scott passim; U.S. *Technical Manual*, S. 27-251, *Treaties*, S. 31-35; TWC IX, S. 1341; *Financial Times* 15.7.1943; NIK-13025
- 12 Moorehead *Eclipse*, S. 161; J. Schröder *Test*, Fall X; TWC IX, S. 569, 574, 1351; Beobachtung WM; NIK-7012, NIK7206; Alfrieds Affidavit 3. 5. 1947 (NIK-10332); NIK-13018
- 13 NIK-10497
- 14 Rothschilds Erzählung: Celap Affidavit (NIK-10590); Celap *Test*, 26./27.1.1948, Fall X; NIK-10587, NIK-8011, D-526, NIK-13002, NIK-13018, NIK-12999, DE-425, NIK-10485, DE-426, NIK-7025, NIK-7012, NIK 7017, NIK-7023, DE-427
- 15 NIK-13018
- 16 Johannes Schröder an Habermaas 16.11.1943 (NIK-7025)
- 17 NIK-7012
- 18 Arendt im *New Yorker* 9.3.1963
- 19 Photokopie von Rothschilds Brief, von Celap beglaubigt 24.7.1947; Witwe Rothschilds besitzt das Original (TWC IX, S. 510)
- 20 Reitlinger, S, 75, 310, 312, 319, 325 f.
- 21 Alsthom Société S. 427-428 Koch *Test* 22.1.1948, Fall X; Erich Thies *Test* 30.4. 1948, 1. 5. 1948, Fall X; NIK-12448, DE-i, NIK-6547, NIK-6549, NIK-13447, NIK-6552, NIK-13450, NIK-6556, DE-126, NIK-6557, NIK-6560, NIK-13451
- 22 TWC IX, S. 651 NIK-6476
- 23 Kurt Biegi *Test* 29. 4. 1948, Fall X; DE-24 448, NIK-6268, DE-2456, NIK-6254, DE-449, NI-2884, NIK-6258, NIK-8908, DE-479, DE-481, DE-480, DE-483, DE- 482, NIK-6273, NIK-10804, DE-438 IMT *Test* Birger Dahlerus 18. 3. 1946, zitiert in
- 25 Shirer 517 f.
- 26 Schröder *Test* 27.-29. 4. 1948, Fall X, TWC IX 1391
- 27 NIK-6268
- 28 NIK-15403
- 29 NIK-12380, NIK-8911, NIK-11914 TWC IX 1355
- 30 IX 1355
- 31 WM/Alfried
- 32 NIK-13222, NIK-13156, NIK-13159,
- 33 NIK-13158, NIK-13383, NIK-12908, NIK-5997
- 34 NIK-12908, NIK-8068, NIK-8066, NIK-12908; TWC IX, S. 1461-1464; NIK-7441
- 35 Beschreibung des Russisch-Deutschen Krieges, S. 431-444 basiert auf Clark, *Barbarossa*, Werth, *Russland im Kriege*, Dallin, *German Rule in Russia 1941/1945*, Erikson, *The Soviet High Command*, und Allen und Muratoff, *The Russian Campaigns of 1941-1945 und 1944/1945* Haider Affidavit 22. 11. 1945, NCA VIII, S. 645-656
- 36 TMWC 240-241
- 37 Clark, S. 349
- 38 TWC IX, S. 1472
- 39 Werth, S. 215; *Sunday Times*, zitiert in
- 40 Werth, S. 213
- 41 NIK-3895, NIK-13228, NIK-13994;
- 42 TWC IX, S. 1473
- 43 TWC IX, S. 1480; NIK-13971; Dallin, S. 385; Young, S. 57; Dallin, S. 407; NI-4332; NIK-12848; WM/Holbrecker; *Fortune* 2/1956

- 43 Werth, S. 7, 613
- 44 Dallin, S. 123; Sauckel *Ausführung des Generalbevollmächtigten für den Arbeitereinsatz* 5.-6.2.1943, 1739-PS TMWC XXVII, S. 586-587; OKW/ Gen Ou Arbeiterfassung im Osten 12.7.1943, E4-1 YOVO
- 45 Clar, S. 350
- 46 TWC IX, S. 42; Mühlen, S. 162
- 47 TWC IX, S. 90-91; *Fortune* 2/1956; Mühlen, S. 161; Young, S. 59-60, 61; TWC IX, S. n-12
- 48 TWC IX, S. 91
- 49 Werth, S. 463
- 50 *Pravda* 6. 2. 1939, zitiert in Werth, S. 9
- 51 Clark, S. 328; Ogorkiewicz-Kapitel: «Organization of German Armored Forces»
- 52 Guderian, S. 299 ff.; Dugan and Stewart, S. 32
- 53 Görlitz, *Paulus*, S. 288
- 54 Werth, S. 498
- 55 Werth, S. 682-683, 684
- 56 Werth, S. 618
- 57 NI-2959; TWC IX, S. 1480; NI-2959
- 15 TMWC I, S. 232; Albert Schrödter *Fest* 29.-30.1.1948, Fall X
- 16 TMWC I. S. 232; NIK-9301; D-288 (NCA VII, S. 2-7)
- 17 Krupp Affidavit 26.6.1947 NIK-11231; WM/Alfried, Berthold; NIK-11231; TMWC IX, S. 806
- 18 Löser Affidavit 284.1947, NIK-8283; Krupp Affidavit 28.6.1948, NIK-11231
- 19 NIK-8283; WM/Berthold WM/Löser
- 20 Lochner, S. 175; Rothfels, S. 96; Dulles, S. 124-146; WM/Sabel
- 21 Dulles, S. 145; TWC IX, S. 41
- 22 Klass, S. 434
- 23 Gustav an Bormann 11.11.1942, D-99
- 24 (TWC IX, S. 348-350)
- 25 Bormann an Gustav 21.12.1942 D-103
- 26 Gustav an Bormann 9.1.1943; Young, S. 62-63
- 27 Werth, S. 535-536
- 28 D-106
- 29 *Reichsgesetzblatt* 20.11.1943; S. 1387-PS; TWC IX, S. 351-352
- 30 Young, S. 63
- 31 Gustav und Bertha Krupp an Bormann 12.1943, D-I35 ebd.
- 32 WM/Schröder, NCA I, S. 89
- 33 NIK-9294
- 34 Young, S. 66
- 35 *Krupp Mitteilungen* 8/1957, Ausgabe *Unser Profil*, etc.
- 36 WM/Krupps Belegschaft Trevor-Roper, S. 94
- 37 TWC IX, S. 21; SB *Gussstahlfabrik Friedrich Krupp, Essen*, S. 8 WM/Dohrmann; *Villa Hügel*, S. 21; WM/Dohrmann
- 40 WM/Hardach, Hansen, Meininghaus, Holbrecker
- 41 *Fried. Krupp Essen 1811-1946; Krupp in the Service of Engineering Progress*;
- 42 «Stichworte über den Essener Hof» (unveröffentlichtes Memorandum, 1963) WM/Tubbesing; SB *Gussstahlfabrik Friedrich Krupp, Essen*, S. 8, 9 Goebbels,
- 43 *Tagebücher*, S. 297, 312, 351, 417 (jede Eintragung ist überschrieben *Die Lage*)
- 44 WM/Come; Alfred Schilf 22.3.1948,
- 45

KAPITEL 18

- 1 WM/Sprenger
- 2 WM/Bülow; Young, S. 71-72
- 3 WM/Dohrmann; Klass, S. 435
- 4 WM/Bülow; Young, S. 72; WM/Wilmowsky, Bülow, Hardach; Lochner, S. 209-210
- 5 D-94
- 6 SB *Gussstahlfabrik Friedrich Krupp, Essen*, Appendix II, i; WM/Hundhausen; *Villa Hügel*, S. 24
- 7 WM/Berthold, Holbrecker
- 8 WM/Berthold, Harald
- 9 WM/Kranzbühler, Hosmann; NIK-12074 VI
- 10 Goebbels, *Tagebücher* (Eintragung für den 10.4.1943)
- 11 Fall X (30. 6. 1948)
- 12 Saur *Fest* 8.6.1948, Fall X
- 13 Wilmowsky, *Warum wurde Krupp*, S. 162
- 14 NIK-11231, NIK-7025

- Fall X (TWC IX, S. 171-172); Goebbels, *Tagebücher*, S. 321-322
- 46 Goebbels, *Tagebücher*, S. 321-322; *Fortune* 2/1956
- 47 D-202
- 48 Fuller, S. 228; *Hansard House of Commons Debates*, Bd. 380, S. 55, Spalte 553; Churchill an Stalin 6.4.1943, *Hinge of Fate* S. 756
- 49 Harris, S. 77, 88; Pounds, S. 223; SB *European War*, zitiert in Fuller, S. 229
- 50 Shirer *Berlin Diary*, S. 347, 406
- 51 *Die Welt* 8.6.1963; Scott, S. 280
- 52 Harris, S. 77-78; Fuller, S. 229; siehe auch *The Times* (London) 25.6.1943
- 53 Harris, S. 78-79; Fuller, S. 229
- 54 SB *Rheinhausen*, S. 1
- 55 SB *Grusonwerke*, S. 5; SB *Borbeck*, S. 1; SB *Rheinhausen*, S. 3; SB *Gussstahlfabrik Friedrich Krupp, Essen*, S. 2, 3, 8
- 56 *Fortune* 2/1956; *Fried. Krupp Essen 1911-1946*, S. 13; *Life* 23. 5. 1960; Klass, S. 436; Pounds, S. 223-234; SB *Gussstahlfabrik* (Eingabe E); Wilmot, S. 554
- 57 SB *Gussstahlfabrik*, S. 19, 20
- 58 White, S. 177-178
- 59 White, S. 178
- 60 Fuller, S. 405; Wilmot, S. 553; Liddell Hart zitiert in Fuller, S. 406; Harris, S. 177; Fuller, S. 405
- 61 Arendt in *New Yorker* 2.3.1963
- 62 Persönliche Information
- 13 Krupp vor Gericht 30.6.1948, Fall X (TWC IX 1326)
- 14 Saur, *Test* 8.6.1948, Fall X Siehe auch
- 15 Anhang zur Den Haager Vereinbarung Nr. IV 18.10.1907 (36 Stat. 2277; Vertragsserie Nr. 539; Malloy *Treaties* II, S. 2269) wie zitiert in V. S. *Technical Manual*, S. 27-251, Artikel 33, 52 Arendt, *Eichmann in Jerusalem*, S. 85 DE-971; Aktennotiz vom 14.8.1942, D-348 NIK-15513
- 18 720-PS TMWC XXVI, S. 266-272, NCA
- 19 III, S. 524-526 NIK-8485
- 20 NIK-1504; K 1, S. 48, Ferencz, S. 9 NIK-5860
- 21 NIK-2868
- 22 NIK-3754, NIK-4728
- 23 NIK-6565; NIK-1034; PS-3868 NIK-
- 24 4728; NIK-11977, NIK-2877 Lutat *Test*
- 26 16.-17. 2. 1948, Fall X; NIK-11674; Ort-
- 27 mann *Test* 25.2. 1948, Fall X
- 28 NIK-11975, Artman *Test*, S. 4671
- 29 NIK-12431
- 30 NIK-7269
- 31 NIK-13173, NIK-14204; Fall X, TWC IX, S. 115
- 32 Davidson, S. 7; TWC IX, S. 115 NIK-
- 33 8981; Ferencz, S. 28
- 34 TWC IX, S. 116, 1409; D-274; TWC IX, S. 1409
- 35 NIK-10214
- 36 Führer *Test* 17.-18.5.1948, Fall X (TWC IX, S. 1107)
- 37 IX, S. 1107)
- 38 Come, S. 1 D-399
- 39 NIK-7440, NIK-89890
- 40 NIK-6405; DE-1572; NIK-15402 DE-
- 41 1272; TWC IX, S. 1399 NIK-11233;
- 42 TWC IX, S. 119 DE-1362; *Test* 22.-24.5.
- 43 Fall X; DE-1363; Gestapo-Bericht, DE-
- 44 2999 Bülow 11.1.1944, Brief, NIK-
- 45 15376; DE-2999; NIK-15383 Führer *Test*
- 45 16. -18.5.1948, Fall X

KAPITEL 19

- 1 Young, S. 73; WM/Dohrmann
- 2 WM/Wilmowsky
- 3 NIK-11972
- 4 *Test* Josef Borchmeyer 11.5.1948, Fall X
- 5 *Test* Sossin-Arbatoff 5.5.1948, Fall X
- 6 ebd.
- 7 Mühlen, S. 164
- 8 NIK-13090
- 9 Klass, S. 435
- 10 Führer-Konferenz 13.3.1943; NIK-4723; WM/Elizabeth Roth
- 11 *Test* 27. 5. 48, Fall X
- 12 Müller Affidavit 1.7.1947 NIK-11803

KAPITEL 20

- 1 *Test* 11.5.1948, Fall X; NIK-12356
- 2 Speers Bericht über Konferenzen mit Hitler 21.-22.3.1942 DE-1580; 1519-PS TWMC XXVII, S. 273-283; Himmler-Erlass vom 25.4.1942 TWC IX, S. 1407; Opinion and Judgment of Military Tribunal III 31. 7. 1948, Fall X TWC IX, S. 1407
- 3 WM/Sprecher
- 4 Reichsjugendführer passim
- 3 NG, S. 848; Institut für Zeitgeschichte (München); NIK-6115
- 6 NIK-9301; NIK-9206; Gerichtsurteil TWC IX, S. 1405
- 7 Klass, S. 435; TMWC XVI, S. 546; NIK-9803
- 8 Klass, S. 436
- 9 Läufer Affidavit 5.3.1948, DE-1828; Gerichtsurteil TWC IX, S. 1402; DE-2992 (TWC IX, S. 1233)
- 10 WM/Elizabeth Roth; NIK-11728
- 11 NIK-13364; NIK-11231; NIK-7454, 9034
- 12 NIK-12361
- 13 ebd.; NIK-1394
- 14 DE-1158 (TWC IX, S. 1231-1232); TWC IX, S. 1394; DE-1146; NIK-10214
- 15 Marquardt *Test* 12.-13. 5. 1948, Fall X
- 16 Gerichtsurteil TWC IX, S. 1394
- 17 D-3JJ
- 18 Toland, S. 419; Schiller, *Die Jungfrau von Orléans*, S. 28
- 19 TMWC III, S. 432, 549; Buchheim u.a., II, S. 92-93; s. a. Davidson, S. 493
- 20 Goebbels, *Diaries*, S. 325; TWC VII, S. 58; TMWC XXXVI, S. 32
- 21 Krupp Affidavit 3.7. 1947, NIK-11231; D-318; Gerichtsurteil TWC IX, S. 1386; NIK-11231
- 22 TMWC XV Sauckel, S. 47, 268; NIK-3991
- 23 D-310
- 24 D-207; TMWC XV Sauckel, S. 47, 268; *Test* Hermann Lux 27.-28. 5. 1948, Fall X; NIK-7014
- 25 *Test* Scholtens 10.2.1948, Fall X; WM/Corne; D-164
- 26 NIK-10753; D-319; Gerichtsurteil TWC IX S. 1408; Marquardt *Test*, Fall X; Geulen *Test* 25. 5. 1948, Fall X
- 27 NIK-12359
- 28 NIK-12358
- 29 D-283
- 30 Rohlf's Erzählung, DE-1023; Rohlf's *Test* 19. 5. 1948, Fall X
- 31 Schosow Erzählung, NIK-4378
- 32 NIK-11423, NIK-8765, NIK-10214
- 33 D-144
- 34 Klose, S. 108; DE-1363; Adolf Trockel *Test* 13.5.1948, 21.5.1948, Fall X; Maria Hermanns *Test* 12. 5. 1948, Fall X; NIK-8766, NIK-3731
- 35 DE-1363; D-144; Marquardt *Test*, Fall X
- 36 NIK-13867; Josef Lorenz *Test* 19./20.5.1948, 12.6.1948, Fall X
- 37 Borschmeyer *Test* 10./11. 4. 1948, Fall X; Gerichtsurteil TWC IX, S. 1410-1411
- 38 Lorenz *Test* 19./20.5.1948, Fall X; Ernst Wirtz *Test* 18.2.1948, Fall X; NIK-12380; Gerichtsurteil TWC IX, S. 1410
- 39 NIK-13899, NIK-13887, NIK-12362
- 40 Berlin Documents Center, Gestapo-Berichte Sept. 1942

KAPITEL 21

- 1 L-90, NCA VII, S. 871-872
- 2 NCA VII, S. 873-874
- 3 Goldsztajns Erzählung: Eidesstattliche Aussage von Theodore Lehmann (früher Goldsztajn), bestätigt durch einen Notar
- 4 Ferencz, S. 6; NIK-7445, NIK-7456
- 5 NIK-7269, NIK-15512
- 6 Klaus Stein *Test* 25.2.1948, Fall X, NIK-594; NIK-12342
- 7 Saur *Test* 8. 6. 1948, Fall X; NIK-7426
- 8 WM/Hansen
- 9 Scholtens Erzählung S. 526-528: sein *Test* 10. 2. 1948, Fall X; sein Affidavit NIK-12802
- 10 TWC IX, S. 1062-1063
- 11 Ledoux Erzählung S. 529-531: sein *Test* 4.2.1948, Fall X
- 12 Hengsbach Interview S. 531-532: WM/Hengsbach
- 13 Schröder, «Verzeichnis Alfried Krupp»

- 14 Zitiert von Dr. Fritz Wecker, Alfrieds ausserordentlicher Verteidiger, 22.3.1948, Fall X
- 15 Come Erzählung, S. 534-540: sein Test 2.-3.2.1948, Fall X; WM/Come; «Dechenschule et Neerfeld»
- 16 TWC IX, S. 1069
- 17 Gerichtsurteil TWC IX, S. 1399
- 18 Come «Journal»
- 19 TWC IX, S. 1052
- 20 Come «Témoignage»
- 21 TWC IX, S. 1054
- 22 Ledoux *Test* 4.2.1948; TWC IX, S. 1074
- 23 WM/Come

KAPITEL 22

- 1 AK an Pieper 29.7.1884
- 2 Scholtens NIK-12802
- 3 WM/Come *Test* 2.-3.2.1948, Fall X
- 4 TMWC VII, S. 585
- 5 ebd., S. 584
- 6 Zeigler, S. 103, 106; NIK-2891, NIK-7679; D-238
- 7 D-238; NIK-7440, NIK-11167
- 8 Roth Erzählung S. 544-562: WM/ Elizabeth Roth, Ernestine Roth, Elisabeth *Test* 8.-9.1.1948, Fall X; Ernestine *Test* 9.1.1948, Fall X
- 9 1780-PS
- 10 ADAP IV, Nr. 241
- 11 Elisabeth Roth an WM 7.4.1967
- 12 Arendt in *New Yorker* 9.3.1967
- 13 Höss Affidavit NCA VI, S. 789-790, ND 3868-PS
- 14 NIK-11728, NIK-8763
- 15 ebd.
- 16 A. Trockel Affidavit 30.12.1947. DE-1014; Ern. Roth *Test* 9. 1. 1948 Fall X
- 17 DE-1014; NIK-9802; Trockel Kreuzverhör 21.5.1948, Fall X; Geulen Affidavit 14.4.1948 DE-1112; Geulen *Test* 25.5.1948, Fall X
- 18 NIK-11676
- 19 Braun Affidavit 18.2.1948 DE-1054, Braun *Test* 26. 5. 1948, Fall X
- 20 ebd.
- 21 NIK-11728, NIK-8763
- 22 Auszüge aus Elisabeth Roths *Test* 8.-9.1.1948, Fall X

- 23 Geulen Kreuzverhör; WM/Elizabeth Roth
- 24 Braun Kreuzverhör 26.5.1948, Fall X
- 25 NIK-3581; D-277; NIK-11728
- 26 NIK-8766; Gutersonn *Test* 17.12.1948, Fall X; NIK-8766
- 27 NIK-7855
- 28 Ferencz, S. 43; NIK-i 1731, NIK-11732; Ferencz, S. 42
- 29 D-355
- 30 Erinnerungen Überlebender; SB *Gussstahlfabrik Friedrich Krupp, Essen*
- 31 WM/Cecelia Goetz
- 32 Geulen Kreuzverhör
- 33 NCA VII 2-7; D-288
- 34 *Test* Dollhaine 21.5.1948, Fall X
- 35 NIK-11231, NIK-10346; *Test* Karl Sommerer 3.6.1948, Fall X; Ihn Affidavit D-274
- 36 Sommerer *Test*, Fall X
- 37 Hochhuth, S. 336; WM/Zedtwitz Arnim
- 38 NIK-12922
- 39 NI-2916
- 40 Schrieber Kreuzverhör 27.5.1948, Fall X
- 41 NIK-10766
- 42 ebd.; N-1113; *Test* Ernst Wirtz 18.2.1948, Fall X
- 43 Döring Kreuzverhör 31.5.1948, Fall X
- 44 Wien Affidavit 27.4.1948 DE-2103
- 45 ebd.; Döring Kreuzverhör 31.5.1948, Fall X
- 46 Wirtz *Test* 18.2.1948, Fall X; Lorenz Schneider *Test* 10.6.1948, Fall X
- 47 Döring *Test* 31.5.1948, Fall X; Wirtz *Test* 18.2.1948, Fall X
- 48 Wirtz *Test* 18.2.1948, Fall X
- 49 Döring *Test* 31.5.1948, Fall X; TWC IX, S. 122, 1408; NIK-10766; NIK-i 1231; TWC IX, S. 1408 NIK-10766; Döring *Test* 31.5.1948; Fall X
- 50 TWC IX, S. 122
- 51 NIK-10766

KAPITEL 23

- 1 WM/Alfried, Barbara Krupp, Wil-mowsky, Berthold, Harald
- 2 Wilmowsky, S. 225; Wilmowsky *Test* Fall X; Zeller, S. 283; Rothfels, S. 9,14

- 3 Ritter, S. 419-429
- 4 WM/Löser und Frau Löser ebd.;
- 5 WM/Zedtwitz-Arnim
- 6 Wilmowsky, S. 226; Wilmowsky *Test*
Fall X
- 7 WM/Wilmowsky; Klass, S. 437 Korres-
pondenz Ende Juli 1937 Wilmowsky/ Gu-
stav, die Lösers Parteitreue bestätigt
(NIK-12522); Wilmowsky *Test*, Fall X;
Wilmowsky, S. 228-229
- 8 Mühlen, S. 172; WM/Wilmowsky;
- 9 Wilmowsky, S. 229 Wilmot, S. 437-438
WM/Harald
- 10 Morgenthau, S. 10-11
- 11 TWC IX, S. 872
- 12 Schröder *Test* 4/27, 29/48, Fall X;
- 13 Mühlen, S. 176-177
- 14 TWC IX, S. 872
Schröder *Test*, Fall X
- 15 Moorehead, *Montgomery*, S. 1206 bis
- 16 1207; Eisenhower, S. 305; Shirer,
- 17 S. 1089; Wilmot, S. 521-522
WM/Berthold, Wilmowsky; Mühlen,
S. 173
- 18 Young, S. 72-73; Klass, S. 438;
- 19 Mühlen, S. 180; WM/Berthold
WM/Berthold
- 20 Hechler, S. 116-128; Fuller, S. 357
- 21 Young, S. 69
- 22 SB *Gussstahlfabrik Friedrich Krupp Es-*
23 *sen*, S. 8; *Life* 27. 8. 1945; *Weekly Post*
26.11.1960; Mühlen, S. 182;
Life 27.8.1945; Mühlen, S. 183
SB *Rheinhausen*, S. 5-6; Lochner,
S. 252-253; *Führer Conferences on Naval*
24 *Affairs* 194 5, S. 90; WM/Meininghaus,
Tubbesing; Mühlen, S. 182 Fritz Fell *Test*
4.2.1948, Fall X Tribunal Judgment TWC
IX, S. 1411; Fall X
- 25 Heinrich Hümmerich *Test* 21.-22.5.1948,
26 Fall X, TWC IX, S. 952
- 27 German Denazification Board Substantia-
tion 30.10.1947, NIK-12380
- 28 NIK-7155; Fell *Test* TWC IX, S. 939
TWC IX, S. 938
- 29 Nürnberg Eingaben D-382A, D-382B,
30 und D-382C; Fall Nr. 10, S. 24
- 31 Josef Dahm *Test* 3.-4. 2. 1948, Fall X,
TWC IX, S. 329-331; Dahm Affidavit D-
32 382
- 33 TWC IX, S. 936
- 34 Gerichtsurteil TWC IX, S. 1410, S. 930
- 35 TWC IX, S. 931-932, 937, 1022
- 36 Ilse Wagner *Test* 10.2.1948, Fall X, Ge-
richtsurteil TWC IX, S. 1411
- 37 Sommerer *Test* 3.6.1948, Fall X
- 38 Fluchtbericht S. 585-589; Elisabeth Roth
Test 8.-9.1.1948, Fall X; Ernestine Roth
9.1.1948, Fall X; Marquardt 12-13.5.
1948, Fall X; WM/Elisabeth Roth, Er-
nestine Roth; Schriftwechsel mit Elisabeth
und Ernestine Roth; WM persönliche
Nachforschungen
- 39 TWC IX, S.1150
- 40 TWC IX, S.1171
- 41 TWC IX, S.1151
- 42 Elisabeth Roth zu WM 27.3.1963;
TWC IX, S.1151
- 43 WM/Alfried, Tubbesing, Goetz
- 44 Fuller, S. 359-360
- 45 ebd.; Wilmot, S. 683-684; Moorehead,
Eclipse, S. 238-246
- 46 WM/Hardach, Tubbesing
- 47 Shirer, S. 266-267; WM/Goetz; Gerichts-
urteil TWC IX, S. 1332
- 48 WM/Tubbesing
- 49 WM/Come
- 50 WM/Schleicher; Deutsches Nachrichten-
büro, Akten v. 4.9.1940
- 51 Ciano, S. 449-452
- 5 2 Taylor in *Columbia Law Review* 2/1953
- 52 WM/John W. Paton
- 53 WM/Come; Fielding, S. 292
- 54 Die Rettung: WM/Elisabeth Roth

KAPITEL 24

- 1 NYT 10.4.1945; Toland, S. 391
- 2 WM/Erinnerungen verschiedener Ange-
stellter der Villa Hügel
- 3 NYT 11.4.1945, 10.4.1945, 27.3.1945
- 4 WM/Hardach, Alfried
- 5 ebd.
- 6 Closing in on Hügel S. 597-599:
Time 23 4.1945; Young, S. 74-75;
Louis Azrael zu WM 17.9.1964
- 7 Nachtwache im Hauptverwaltungsgebäude
S. 559-560: WM/Tubbesing
- 8 Beschlagnahme des Hauptverwaltungsge-
bäudes S. 601-603; WM/Tubbesing

- 9 DE-2275; Mühlen, S. 183
10 Mühlen, S. 182
11 ebd., S. 185
12 Young, S. 75
13 Azrael zu WM 17.9.1964
14 Young, S. 75
15 Azrael zu WM 17.9.1964;
WM/Alfried; Sagmon zu WM 24.2.1965;
Mühlen, S. 182; *Time* 23.4.1945
Azrael zu WM 17.9.1964 ebd.
16 Krupp-Befragung: *Time* 23.4.1945;
17 *Fortune* 1/56
18 *Fried. Krupp Essen 1811-1946*;
NYT 22.5.1943
19 NYT 23.4.1945; NYT 1945; 4/16, 5/22,
6/22; BBC-Akte 14. 8. 1945
20 *Nation* 21. 3. 1959; Krupps Aussage vor
Gericht 30. 6. 1948, Fall X
21 Mühlen, S. 21
WM/Dohrmann
22 NYT 18.2.1951; WM/Hardach
23 Toland, S. 384-385 1015-B-PS TMWC
24 III, S. 666-670; WM/Hardach
25 DNB, Akten v. 10.5.1945 ebd.
26 Dönitz, S. 472-473
Villa Hügel
27 *Life* 27.8.1943
28 WM/Elisabeth Roth
29 Toland, S. 354 ebd., S. 262-263; Smith in
30 *Saturday*
31 *Evening Post* 6.7.1946
32 Toland, S. 582
33 Wilmot, S. 690 ebd.; WM/Berthold
34 Klass, S. 465; NCA I, S. 85;
Davidson, S. 5, 26
35 Thayer-Bohlen Gegenüberstellung, S.
36 614-616; Thayer, S. 95-97 *Nation*
37 1.3.1959; Pounds, S. 253
38 Dönitz, S. 472; Moorehead, *Eclipse* VIII;
39 NYT 6.12.1959
WM/Heine; Pounds, S. 254; Potsdamer
40 Abkommen III, B Klausel 12
41 Clay, S. 356; *Life* 27.8.1945
NYT 24.9.1945
42 White, S. 130, 135, 141
NYT 17. 11. 1945; Klass, S. 439;
43 WM/Holbrecker; Mühlen, S. 186
44 Mühlen, S. 186
45 WM/Tubbesing; NYT 18.4.1950
46
47
48
- 49 Schröder, *Fabrik in Berndorf*; Horne, S.
115; *Newsweek* 4.1.1954; *Fortune* 1/1956
50 NYT 21.10.1948, 10.2.1949;
Business Week 8.5.1948; *Fortune* 2/1956,
NYT 29.3.1959
51 White, S. 143; *Fortune* 2/1956
52 Pounds, S. 256; Stolper, S. 149-152; *For-*
tune 2/1956; TMWCXVI, S. 497 f.
53 Text of Allied Control Council Law No.
10, *Official Gazette of the Control Council*
for Germany Nr. 3 1/1946,
S. 50-55; Clay, S. 325-326

KAPITEL 25

- 1 WM/Berthold, Sprenger
2 WM/Wilmowsky; Fall X; WM/Barbara
Krupp
3 TWC IX 1; Klass, S. 465
4 WM/Berthold
5 WM/Wilmowsky, Sprenger
6 White, S. 134-137
7 Davidson, S. 363 f.
8 *Frankfurter Neue Zeitung*
18.10.1949
9 Davidson, *Life and Death of Germany*,
S. 105-106
10 ebd., S. 26
11 NYT 10/20 und 4.11.1945; NCA I,
S. 85, 91-92
12 NCA I, S. 84; NYT 9.11.1945; Hey-
ecker, S. 87-88
13 TMWC I, S. 138; NYT 13.11.1945;
Thayer, S. 97; NCA I, S. 85; NYT
17.11.1945; Heydecker, S. 88; NYT
17.11.1945
14 NYT 20.11.1945; Taylor in *Columbia*
Law Review 4/1955
15 Clay, S. 251
16 ebd.
17 Die Unterscheidung zwischen Kriegsver-
brechen und Hauptkriegsverbrechen fin-
det sich in Arendt, *Eichmann in Jerusa-*
lem, S. 258; WM/Taylor
18 WM/Taylor, Sprecher, Goetz
19 Young, S. 120-121; TWC IX, S. 2
20 *Frue* 8/1954
21 Siemens 22. 3. 1948, Fall X; Schlif
22.3.1948, Fall X; Anderson/ Schrieber
Austausch 27.5.1948, Fall X

- 22 WM/Kranzbühler, Alfried, Berthold
 23 WM/Alfried, Bülow; NYT-Zeichnung
 16.8.1947
 24 WM/Berthold
 23 ebd.
 26 Davidson, S. 21
 27 WM/Kranzbühler; Young, S. 83; TWC
 IX, S. 2; NYT 18.11.1947. Die Anklage-
 schrift ist veröffentlicht in NYT
 16.8.1947
 28 Gerichtsurteil 317.1948, Fall X
 29 Eröffnungsrede der Anklagebehörde
 8.12.1947, Fall X ebd.
 30 ebd.
 31 Klass, S. 454
 32 Fall X
 33 Klass, S. 444, 446, 454
 34 NYT 1947; 11/12, 12/12, 12/13, 12/16
 35 Goetz zu WM 6. 5. 1963
 36 Buchheim, S. 45-55; *History of U.N. War*
 37 *Crimes Commission*, S. 303;
 WM/Taylor, Barr
 Bross, S. 211 f.; *Die Grosse Politik der*
 38 *Europäischen Kabinette XV*, S. 4320
 NIK-7248, NIK-1178, NIK-2965, etc.;
 39 Arendt in *New Yorker* 9.3.1963; Klass, S.
 15
 Concurring Opinion on Dismissal of Ag-
 40 gressive War Charges 7.7.1948 TWC IX,
 S. 417
 WM/Kranzbühler
 41 Shirer, *Aufstieg und Fall I*, S. 265
 42 NYT 7.9.1946; *Time* 16.9.1946
 43 White, S. 335-340
 44 Flick Aussage 2.4.1948, Fall X;
 45 NYT 2.4.1948; White, S. 145; Mühlen,
 S. 209
 WM/Taylor
 46 TWC IX, S. 625 (Dr. Gerhart Weiz und
 47 Richter Daly)
 WM/Kranzbühler; Wilmowsky, *Warum*
 48 *wurde Krupp*, S. 161 Taylor in *Internatio-*
 49 *nal* 4/1949; WM/Ragland
 50 Wilmowsky *Fest*, Fall X; *Krupp Engi-*
 51 *neering*, S. 11; *Review of Reviews* 9/1927;
Scientific American 3.9.1932; *Krupp Past*
and Present, S. 39; Lochner, S. 201-202;
Fortune 2/1956; Klass, S.
 429; *Weekly Post* 26. 11. 1960 und
Newsweek 4.1.1954
 Klass, S. 456
 52
 53 NYT 18. 1. 1948
 54 ebd.; Klass, S. 455
 55 *Newsweek* 15.4.1946; NYT 5.9.1946 53
 NYT 6.5.1947
 56 NYT 20.12.1947
 57 NYT 23.12.1947
 58 *Official Gazette of Council for Germany*
 Nr. 3 1/1946, S. 50-55; *Federal Reporter*,
 S. 983
 59 Lösers und Krupps Statements S. 655 bis
 656 30.6.1948, Fall X; TWC IX, S. 1012
 60 Wilkins' Notiz auf Brief von Clay an Wil-
 kins 24.6.1951; *Landsberg Documentary*,
 S. 26-27
 61 Klass, S. 459-460
 62 Gerichtsurteil 31.7.1948, Fall X
 63 WM/Ragland, S. 65
 64 NYT 2.8.1948; *Stars and Stripes* 2.8.1948
 65 Klass, S. 463
 66 ebd., S. 451

KAPITEL 26

- 1 WM/Alfried
- 2 WM/Bülow
- 3 Krupp zu Clay 21.8. 1948; gestempelt
 «Filed 21 August 1948 with Secretary
 General for Military Tribunals, Defense
 Center»
- 4 Taylor in *Columbia Law Review* 2/1953;
 TWC IX, S. 1487-1488; Mühlen, S. 209;
 Clay zu WM 22.3.1963
- 5 TWC IX, S. 1485 f. (1)
- 6 NYT 18.4.1950
- 7 Die Zitate sind aus Wilmowsky,
Warum wurde Krupp, S. 161 f.
- 8 WM/Barr
- 9 WM/Wilmowsky, Berthold
- 10 WM/Alfried, Berthold; *Life* 6.2.1950
- 11 Mühlen, S. 210
- 12 White, S. 140
- 13 White, S. 157
- 14 *C7. S. News and World Report* 27.2.1959;
 Thayer, S. 104
- 15 White, S. 157; Shirer, S. 914 f
- 16 Pounds, S. .256
- 17 Hoover, *Report*, Einleitung
- 18 White, S. 146-148

- 19 WM/Bülow; Mühlen, S. 254
- 20 Guderian, S. 162, 233-238
- 21 Appleman, S. 11-12, 19
- 22 NYT 25.7.1949; WM/McCloy
- 23 *Current Biography* 4/49
- 24 WM/Kranzbühler, Ferencz; Young, S. 104
- 25 White, S. 152, 250, 275
- 26 Pounds, S. 115
- 27 Appleman, S. 31, 157, 381, 508; White, S. 156
- 28 Young, S. 103
- 29 White, S. 151-152; Appleman, S. 605
- 30 Young, S. 105; WM/Berthold, Kranzbühler
- 31 NYT 18.2.1951
- 32 Shirer, S. 415-417; White, S. 287; Appleman, S. 68-69
- 33 Eleanor Roosevelt zu McCloy 15.2.1951; McCloy zu Eleanor Roosevelt 12.3.1951; WM/McCloy
- 34 *Landsberg Documentary*, S. 13 Telford Taylor zu Eleanor Roosevelt 19.6.1951
- 35 WM/Ferencz
- 36 WM/McCloy
- 37 ebd.
- 38 Peck zu WM 14.8.1963, 22.3.1963
- 39 *True* 8/1954; *Department of State Bulletin* XXIV Nr. 623 11.6.1951
- 40 NIK-9299; TWC VI, XIX
- 41 *True* 8/1954; WM/Schürmann, Batocki, Stahmer-Knoll
- 42 NYT 1.2.1951; TWC XV, S. 1173 bis 1174; *Landsberg Documentary*, S. 16; *Atlantic* 10/1960
- 43 WM/Frau Löser; NYT 6/2, 5/51
- 44 WM/Kranzbühler; Lochner, S. 250; WM/Heine
- 45 NYT 20. 8. 1952; Wilkins zu McCloy 21.2.1951; NYT 1.2.1951
- 46 NYT 30.9.1952; 18.2.1951
- 47 *Newsweek* 12.2.1951; *Home* 109; Young, S. 108; *Sunday Pictorial* 8.2.1951; NYT 10.3.1951; *Tzme* 12.2.1951
- 48 Zitiert in Klass, S. 477-478
- 49 McCloy zu Mrs. Roosevelt 12.4.1951; McCloy zu Wilkins 19.4.1951
- 50 ebd.; McCloy zu Javits zitiert in *Department of State Bulletin* XXIV, S. 623 11.6.1951
- 51 1387-PS; *Reichsgesetzblatt* 20.11.1943, S. 3569-PS

- 52 *Landsberg Documentary*, S. 26
- 53 Taylor in *Columbia Law Review*
- 54 NYT 1.2.1951

KAPITEL 27

- 1 Alfrieds Nachlass, S. 688-690; WM/Alfried, Berthold, Bülow
- 2 NYT 11.2.1951
- 3 Mühlen, S. 217
- 4 ebd., S. 217-218
- 5 WM/Berthold
- 6 WM/Berthold, Wilmowsky
- 7 WM/Bülow; *Fortune* 2/1956
- 8 WM/Alfried
- 9 Pounds, S. 126
- 10 Benjamin Disraeli *Current History* S. 1858
- 11 TWC IX, 660 f.; WM/Hundhausen
- 12 Scott, S. 260, 368; zitiert in Pounds, S. 190
- 13 WM/Harald, Heine
- 14 Williams, *An American at Krupp*
- 15 Mühlen, S. 226
- 16 ebd., S. 227
- 17 White, S. 250
- 18 Mühlen, S. 227-228
- 19 WM/Sabel
- 20 Young, S. 109; persönliche Information
- 21 Alfrieds Heirat: WM/Berthold
- 22 WM/Sprenger
- 23 Mühlen, S. 259
- 24 KFA; Young, S. 128
- 25 «Stichworte über den Essener Hof» (unveröffentlichtes Ms. 1963)
- 26 WM/Beitz; Young, S. 123-125
- 27 WM/Beitz; Mühlen, S. 223-224
- 28 WM/Beitz, Berthold, Springer
- 29 WM/Schürmann, Batocki, Stahmer-Knoll
- 30 Young, S. 111
- 31 ebd.; *Daily Mirror* 11.11.1952
- 32 Mühlen, S. 227
- 33 Young, S. 113-114
- 34 *Fortune* 2/1956
- 35 Klass, S. 479
- 36 Mühlen, S. 272
- 37 zitiert in Davidson, S. 13; Young,

- 38 Young, S. 117
 39 WM/Sprenger; *Fortune* 2/1956; WM/Wilmowsky
 40 Die Ereignisse am 25.9.1952: WM/Alfried, Beitz, Sprenger
 41 *Der Spiegel* 13.3.1967
 42 Mühlen, S. 223
 43 Krupps Rückkehr nach Essen, S. 709 bis 710: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* 13.3.1953
 44 Young, S. 108; Mühlen, S. 219
 45 TWC IX, S. 264; *Reader's Digest* 9/1955
 46 Persönliche Information
 47 KFA; WM/Alfried; *Fortune* 2/1956; Mühlen, S. 266
 48 Young, S. 129; Luce zu WM 15.4.1963
 49 KFA; *Münchener Abendzeitung*, Jg. 1958
 50 WM/Beitz
 51 WM/Sprenger; Mühlen, S. 259
 52 Persönliche Information; WM/Dohrmann
 53 WM/Hosmann
 54 WM/Sprenger; Klass, S. 50
 55 NYT 25.10.1956
 56 WM/Menne; Mühlen, S. 270
 57 WM/Zedtwitz-Arnim
 58 Thayer, S. 97-99; WM/Thayer, Alfried
 59 Mühlen, S. 236; *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* 14.11.1953
 60 Haile Selassies Besuch, S. 719-722: *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* 12.11.1954; WM/Alfried
- 12 KFA
 13 NYT 28.3.1933
 14 Über Rourkela: *Rourkela* passim 13 Young, S. 127
 16 NYT 9.1.1960; Mühlen, S. 236
 17 NYT 4.4.1934; *Business Week* 5.5.1951
 18 Young, S. 123-126
 19 Mühlen, S. 232
 20 Mandellaub zu WM 28.8.1964
 21 *Firne* 19.8.1937
 22 NYT 28.3.1933
 23 ebd.; *Krupp Products*
 24 *Réalités* 8/1939
 23 NYT 16.4.1960; Young, S. 142
 26 *Firnes* (London) 14.1.1960
 27 Menne, S. 30
 28 AK an Pieper 17.11.1966
 29 *Outlook* 23.1.1902; *Firne* 23.4.1943; Lochner, S. 243; Utley, S. 169, 172, 177, 182
 30 *Reader's Digest* 9/1933; *Firne* 13.9.1932; *Newsweek* 18.4.1963
 31 Villa Hügel Ausstellung 1963
 32 Zedtwitz-Arnim, S. 3
 33 Mühlen, S. 240; *Fortune* 2/1956; *U.S. News and World Report* 14.3.1960
 34 *Fortune* 2/1956; Mühlen, S. 232; *Time* 18.9.1957
 33 Klass, S. 419-420
 36 Die führende Rolle der Firma bei der Waffenherstellung erweist sich in: NIK-11623, NIK-9091, NIK-12294, NIK-6377, NIK-733, NIK-637, D-94, C-136, 1387-PS; Schröders Memorandum 18.7.1940: NIK-12313
 37 Tuchmann, *Fower*, S. 243; Mühlen, S. 223
 38 *Newsweek* 13.1.1968
 39 *Krupp Mitteilungen* 11/1937; *Krupp Fast and Present*, S. 43
 40 Gefangenschaft und Rückkehr Haralds: WM/Harald, Sabel, Dohrmann, Barbara Krupp; *Krupp Mitteilungen* 8/1957
 41 WM/Berthold
 42 Fielding, S. 29, 37; Wilmowsky, S. 166
 43 Wilmowsky, S. 224
 44 WM/Beitz
 43 *Krupp Mitteilungen* 8/1937 46 NYT 22.9.1937

KAPITEL 28

- 1 Picker, Eintragung für den 16. bis 17.1.1942
 2 Young, S. 137-138; NYT 25.10.1936
 3 Mühlen, S. 238; Young, S. 137
 4 Los Angeles *Firnes* 22.6.1967 3 Mühlen, S. 260
 6 *Firne* 19.8.1937
 7 WM/Lauruiz
 8 Mühlen, S. 236
 9 *Stahl und Eisen* 13.6.1910
 10 WM/Hansen
 11 *Krupp Engineering*, S. 41

- 47 *Krupp Mitteilungen* 11/1957
 48 ebd.
 49 *Revue de Paris*, S. 154 (9-10/1929),
 S. 505-507; Napoleon III, *Oeuvres Pos-
 thumes* ed. Chapelle, S. 43; Frossard,
 S. 79

KAPITEL 29

- 1 AK an Gustav Jüst 6.9.1850
 2 *Krupp Mitteilungen* 12/1957; NYT
 18.9.1957
 3 *Krupp Mitteilungen* 12/1957; TWC IX,
 S. 242
 4 *Weekly Post* (England) 16. 11. 1960; *Test*
 27-29.4.1948, Fall X; *London Observer*
 12.2.1961
 5 WM/Beitz; *Fortune* 2/1956
 6 *London Observer* 12.2.1961
 7 Klass, S. 168
 8 ebd., S. 161, 169-170
 9 ebd., S. 161; Young, S. 123-124;
 WM/Beitz
 10 WM/Beitz
 11 AK *Generalregulativ*, S. 41
 12 Young, S. 119-120
 13 AK *Generalregulativ* (1961) passim
 14 *Krupp Past and Present*, S. 23; Mühlen,
 S. 260
 15 Mühlen, S. 262-263
 16 Bennis, S. 474; *Information Please Alma-
 nac* 1952, S. 231-232
 17 WM/Alfried; AK zu FAK 22.12.1874
 18 WM/Hardach
 19 «Das war Krupp»
 20 WM/McCloy
 21 Mühlen, S. 251
 22 *Life* 27.8.1945; *Newsweek* 19.1.1959;
Der Spiegel 5.6.1963
 23 WM/Beitz
 24 *Atlantic 10/1960*; Young, S. 147-148;
 WM/Schröder
 25 NYT 21.11.1961; *Fortune* 1/1956;
Atlantic 10/1960; Young, S. 153;
Atlantic 10/1960
 26 Mühlen, S. 249
 27 *Handelsblatt* 16.4.1960; NYT 25.1.1959,
 26.1.1960
 28 *Nation* 21. 3. 1959; NYT 14.3.1959;
Atlantic 10/1960

- 29 Young, S. 117; *Firne* 19.8.1957
 30 *Réalités* 8/1959
 31 WM/McCloy; *Réalités* 8/1959
 32 Keynes, S. 14
 33 Pounds, S. 21-22
 34 Mühlen, S. 254
 35 *Wall Street Journal* 17.8.1962;
Nation 21.3.1959; White, S. 16

KAPITEL 30

- 1 WM/Alfried; *Fest* 29.4.1948, Fall X
 2 *Financial Firms* 31.3.1962, 14.3.1959
 3 Young, S. 153-154
 4 WM/Meininghaus; *Unser Werk*, S. 4
 5 Berdrow *Briefe*, S. 66; Däbritz, S. 4 bis
 7; Pounds, S. 82, 102-103
 6 *Unser Werk*, S. 59; Pounds, S. 185;
Unser Werk, S. 23
 7 Young, S. 131; *Pounds*, S. 185;
 WM/Schleicher
 8 *Nation* 21. 3. 1959
 9 WM/Wilmowsky; *Atlantic 10/1960*
 10 *Krupp 1811-1961*, S. 196; WM/Wil-
 mowsky; Young, S. 154; *Firne*
 19.1.1959
 11 Young, S. 154; NYT 1/11, 25/59;
Newsweek 19.1.1959; *Krupp Past and
 Present*, S. 7
 12 *Newsweek* 19.1.1959
 13 Young, S. 156; NYT 26.1.1960,
 27.2.1968
 14 NYT 7.1.1959; *Newsweek* 19.1.1959;
Unser Werk, S. 4
 15 WM/Taylor, Schürmann; NYT
 15.4.1960
 16 Mühlen, S. 253; Young, S. 122; Müh-
 len, S. 260
 17 *Newsweek* 4.1.1954
 18 *Fortune* 8/1961; *Krupp Past and Pre-
 sent*, S. 9
 19 Schröder, «Verzeichnis Alfried Krupp»
 Young, S. 150
 20 WM/Alfried, Beitz, Meininghaus
 21 *Parade* 9.9.1962
 22 Young, S. 136; NYT 1.8.1967
 23 Lauruiz
 24 Mühlen, S. 220
 25 *Krupp Mitteilungen* 6/1965; *Fried*.

- Krupp Hannover-Messe 1963 Verzeichnis der Ausstellungsstücke* passim
- 26 Henry Luce zu WM 15.4.1963; 19.8.1957
- 27 Shirer, *Aufstieg und Fall*, S. 143
- 28 Ferencz, S. 49
- 29 NIK-13173, NIK-14207
- 30 Ferencz zu WM 22.3.1963
- 31 NYT 24.12.1959; *Nation* 4.1.1960; Bornberg, S. 168
- 32 *New York Journal American* 23.12.1959
- 33 NIK-9209, NIK-i 1312, NIK-12005A, NIK-8672, NIK-12328, NIK-9304, NIK-12342, NIK-7246, NIK-7247, NIK-7454, NIK-11231, NIK-5939; Saur *Test* 8.6.1948, Fall X; Knoll zu Wandner 27.11.1964
- 34 Knoll zu Wandner 27.11.1964
- 35 Mosche und Knoll zum Zentralkomitee der Naziopfer, Flüchtlinge der Freien Welt 25.2.1960
- 36 Domarus, Hitler Reden, II (1963), S. 2236
- 15 Winston Churchill und Arnold von Bohlen: *Queen* 8.5.1963; (London) *Daily Express* 13.11.1962; *Weekly Tribune* (Genf) 15.11.1963; WM/ Barbara Krupp, Wilmowsky, Harald
- 16 WM/Wilmowsky
- 17 NYT 25.8.1963
- 18 Arndt von Bohlen: *Abendzeitung* (München) 1965-1967 passim
- 19 WM/Beitz; Wilmot, S. 661 f.
- 20 Heuss, S. 22
- 21 WM/Harald; NYT 14.3.1959; *Krupp Past and Present*, S. 31
- 22 WM/Schröder; NYT 1.8.1967; *Réalités* 8/1959; Mühlen, S. 285
- 23 Campo Limbo film (Krupp documentary 4/1962); 12.5.1967 Interview mit Hannes Obermaier
- 24 WM/Beitz; Shirer, S. 1040-1041; Young, S. 139; WM/Harald
- 25 Interview* mit Arndt von Bohlen 31.5.1967 ebd.
- 26 Obermaier Interview
- 27 Münchner *Abendzeitung*
- 28 «*Erlass zur 25jährigen Wiederkehr des Tages der Besitzübernahme durch Alfred Krupp*», Berdrow, *Brief*, S. 285
- 29 *Vorwärts* 15.11.1902; Mühlen, S. 90 bis 91
- 30 Münchner *Abendzeitung* 25.1.1967
- 31 NYT 26. 4. 1939; Münchner *Abendzeitung* 25.1.1966
- 32 NYT 1958: 3/6, 11, 14, 15, 17, 21; 4/6, 9, 15, 23, 28; 5/17, 22; 6/22 Münchner
- 33 *Abendzeitung* 25.1.1966 BBC Log 27. 9. 1938 (2030)
- 34 *Der Spiegel* 13.3.1967; NIK-12074 IX; Cleveland Amory, *Celebrity Register*, S. 415
- 35 Persönliche Information
- 36 NYT 1965; 2/7, 5/15-18, 6/4, 7/16; *Der Spiegel* 13. 3. 1967
- 37 Arndt von Bohlen Interview 31.5.1967
- 38 WM/Beitz, McCloy; *Fortune Time* 11.8.1967; NYT 1.8.1967
- 39 Klass, S. 85-86
- 40 *Newsweek* 11.8.1967; «Das war Krupp»
- 41
- 42

KAPITEL 31

- 1 *Der Spiegel* 12. 11. 1957
- 2 *Krupp: Informationen über den Konzern*, S. 51; WM/Beitz; *Krupp Past and Present*, S. 31; *Life* 5.5.1961
- 3 *Krupp 1811-1961*; WM/Schröder
- 4 WM/Williams; *Times* (London) 7.7.1961
- 5 *Krupp 1811-1961*; «Jubiläumsrede von Herrn Dr. Alfred Krupp von Bohlen und Halbach am 20. November 1961» (unveröffentlicht)
- 6 NYT 21.11.1961; Heuss, S. 125
- 7 WM/Barbara Krupp, Harald
- 8 WM/Goetz
- 8a *Rückblickend möchte ich sagen ...*, Oldenburg und Hamburg 1961
- 9 WM/Wilmowsky
- 10 Heuss, S. 8
- 11 Kubizek, S. 110
- 12 Hitler, S. 45-46
- 13 Klass, S. 179; Shirer, *Aufstieg und Fall*, S. 153; WM/Barbara Krupp; Klass, S. 141
- 14 Heuss, S. 8; WM/Wilmowsky

KAPITEL 32

- 1 *National Observer* 4.3.1963
- 2 *Fortune* 8/1967, *Handelsblatt* 27.7.1962
- 3 *Handelsblatt* 27.7.1962
- 4 *Fortune* 8/1967
- 5 *Der Spiegel* 5.6.1962
- 6 *London Observer* 12.2.1961;
Der Spiegel 5.6.1962
- 7 *Der Spiegel* 5.6.1962
- 8 Davidson, S. 148, 155
- 9 *National Observer* 4.3.1963
- 10 Bismarck-Schönhausen II, S. 292; AK an
Todleben 21.5.1864; Hitler, S. 765,
742 ADAP VI, S. 409-493 ebd.
- 11 *Der Spiegel* 13.3.1967 ebd.
- 12 ebd.
- 13 *Barron's* 22.5.1967
- 14 *London Sunday Telegraph* 21.6.1964;
- 15 *Newsweek* 22.11.1965;
- 16 *Die Welt* 18.5.1967
- 17 *Buenos Aires Freie Presse* 5.6.1963;
WM/Alfried
- 18 *Die Welt* 18.5.1967;
Fortune 8/1967, Rodenstock Interview
- 19 19.5.1967
Time 11.8.1967; *Newsweek* 20.3.1967;
Der Spiegel 13.3.1967
- 20 *Die Welt* 18.5.1967 WM/Lauruiz
NYT 1.8.1967 und 4.4.1967;
- 21 *Fortune* 8/1967
- 22 Arndt von Bohlen Interview 31.5.1967;
- 23 WM/McCloy;
NYT 8.4.1963;
- 24 WM/McCloy, Ted Kaghan
London Sunday Telegraph 3.11.1963;
NYT 17.11.1965 und 11.12.1965;
- 25 WM/Beitz
AK an Richter und Hagdorn 10.6.1948;
an Meyer 13.4.1857
- 26 AK an die Firma 27.7.1870
Mühlen, S. 242-243
- 27 *Der Spiegel* 5.6.1963
- 28 Mühlen, S. 245
- 29 *Museum der deutschen Geschichte*
Berlin, Ausstellung 1963
- 30
- 31

KAPITEL 33

- 1 NT 25.5.1960; Krupps Jubiläumsanspra-
che 4.4.1964; NYT 8/61/60
- 2 *Der Spiegel* 5.6.1963
- 3 *Baltimore Sun* 25.5.1963; *Firnes*
(London) 14.1.1962; NYT 7.12.1960;
Newsweek 19.8.1963
- 4 *Wall Street Journal* 7.11.1963; Krupps Ju-
biläumsansprache 4.4.1964; Akten der As-
sociated Press 24.3.1966;
Die Zeit 26.5.1967
- 5 *Der Spiegel* 13.3.1967
- 6 «Das war Krupp»
- 7 Zitiert in *Capital* 4/1967
- 8 Beitz Pressekonferenz 7.3.1967; *Barron's*
22.5.1967
- 9 *Die Zeit* 26.3.1967 und 19.5.1967;
Heinrich Irmeler Interview 9.5.1967
- 10 *Die Zeit* 19.5.1967; Collier, S. 19
- 11 *Fortune* 8/1967, NYT 17.11.1963
- 12 *Barron's* 22.5.1967;
Economist 26.11.1966
- 13 *Newsweek* 21.9.1964; NYT 17.11.1963
- 14 *Der Spiegel* 13.3.1967
- 15 *Die Welt* 6.6.1967; *Wall Street Journal*
8.3.1967; NYT 17.11.1963 und 5.4.1967
- 16 Krupps Jubiläumsansprache 4.4.1964;
Newsweek 20.3.1967; «Das war Krupp»;
Der Spiegel 13.6.1967
- 17 NYT 1.4.1967; *Firnes* (London) 8.3.1967
- 18 Interview mit der Leitung der Dresdner
Bank
- 19 *Der Spiegel* 13.3.1967; *Reichsgesetzblatt*
20.11.1943; Schürmanns Memorandum
20.6.1963; Hermann Schenck Interview
24.5.1967
- 20 Schürmanns Memorandum 20.6.1963
- 21 *Frankfurter Allgemeine* 7.3.1967;
Der Spiegel 13.3.1967
- 22 Krupps Jubiläumsansprache 1.4.1964;
NYT 17.11.1963
- 23 *Barron's* 22.5.1967; Heinrich Irmeler Inter-
view, Deutsche Bundesbank, Frankfurt
9.5.1967; *Financial Firnes* 6.7.1960
- 24 *Fortune* 8/1967
- 25 Klass, *Asche*, S. 161
- 26 *Der Spiegel* 13.3.1967; Rich und

- Fisher, *Holstein Papiere* IV, S. 616 f. I;
Schiller Pressekonferenz 7. 3. 1967;
Der Spiegel 13.3.1967
- 27 *Die Zeit* 26.3.1967; *Fortune* 8/67;
Der Spiegel 13.3.1967
- 28 «Das war Krupp»
- 29 ebd.; Klass, S. 122-123
- 30 *Der Spiegel* 13.3.1967;
National Observer 13.3.1967
- 31 Alfred Krupp, *Vorhaben-Erklärung*;
Arndt von Bohlen Interview 31.5.1967
- 32 Arndt von Bohlen Interview 31.5.1967;
NYT 2.4.1967
- 33 Schiller Pressekonferenz
- 34 *Der Spiegel* 13.3.1967
- 35 Zeremoniell in der Villa Hügel:
Krupps Jubiläumsansprache 1.4.1967;
Der Spiegel 10.4.1967; NYT 2.4.1967;
Fortune, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung* 2.4.1967
- 36 *German International XI* «Whither
Krupp», S. 9; *Fortune* Klass, S. 103
- 37 *Economist* 22.4.1967;
Der Spiegel 21.1.1968
- 38 *Fortune*
- 39 NYT 5.8.1967
- 40 NYT 1.8.1967; *Frankfurter Allgemeine*
1.8.1967; Associated Press, Akten v.
31.7.1967; NYT 1.8.1967; *Time*
11.8.1967
- 41 NYT 1.8.1967; *Newsweek* 11.8.1967
- 42 Alfreds Begräbnis: *Die Welt*, *Frankfurter Allgemeine*, *Handelsblatt*, *Westdeutsche Allgemeine Zeitung*, NYT
4.8.1967; *Time* 11.8.1967; *Newsweek*
14.8.1967
- 43 NYT 4.8.1967
- 44 NYT 17.10.1967
- 45 AK an Meyer 13.4.1867; an FAK
18.2.1875
- 46 *Der Spiegel* 13.3.1967
- 47 *Der Spiegel* 22.1.1968
- 48 ebd.
- 49 1387-PS; WM/Schürmann und Kollegen;
Schürmanns Memorandum 20.6.1963

EPILOG

- 1 Tümmler IV
- 2 *Weihe der neuen Synagoge*, S. 20-22;
WM/Neugarten
- 3 Pounds, S. 233
- 4 ebd., S. 224
- 5 WM/Come, Ferencz
- 6 WM/Taylor, McCloy
- 7 WM/Döring; Horne, S. 110; WM/ Horne
- 8 WM/Hansen
- 9 WM/Bülow
- 10 Kohn in *Saturday Review* 19.8.1967
- 11 WM/Tubbesing
- 12 WM/Lauruiz; *Essen mit Einführung*,
S. 17
- 13 Mühlen, S. 37

Bibliographie

Ein grosser Teil dieses Buches stützt sich auf Material, das einer formellen Bibliographie nicht ohne weiteres eingeordnet werden kann. Vieles davon beruht auf Nachforschungen und Interviews des Autors, die er in verschiedenen Ländern führte. Andere Quellen wiederum liefern nur Bruchstücke: Briefe, Zeugenaussagen, Notizbücher, Fotos und Szenen aus Dokumentarfilmen. Die Aufzeichnungen vom Krupp-Prozess in Nürnberg z.B. enthalten neben den Zeugenaussagen mehr als 4'200 Schriftstücke, und viele dieser nicht offiziellen Notizen und Berichte sind zum Verständnis der Krupp-Dynastie zwischen 1918 und 1945 unerlässlich. Ohne Zweifel ist der Autor den Archivaren und Bibliothekaren zu grösstem Dank verpflichtet. Mit Recht kann man sagen, dass das Berliner Dokumentationszentrum und das Institut für Zeitgeschichte in München Mekkas sind für den Wissenschaftler, der sich mit dem Dritten Reich beschäftigt. Die Archivare sprechen von der Familie oft mit offensichtlichem Abscheu. Diejenigen, die für das Archiv der SPD und für das Archiv des Zentralrats der Juden in Düsseldorf verantwortlich sind, können Krupp nicht applaudieren – und sie tun es auch nicht. Dennoch begnügen sie sich damit, die Dokumente selbst sprechen zu lassen. Ebenso verhalten sich die Verwalter der grössten Dokumentensammlung in Essen. Dort sind die dokumentarischen Schätze wirklich ungeheuer. Es ist erstaunlich, dass soviel Material zwei Weltkriege überdauern konnte. Viele Firmen in den USA, denen Krupps Geschichtssinn fehlt, haben viel weniger Material über ihre Vergangenheit vorzuweisen. Ich danke der Essener Stadtbücherei, dem Stadtarchiv, dem Kruppschen Familienarchiv und dem Werksarchiv herzlich für ihre Hilfe. Bei ihnen fand ich nur einen Teil der historischen Dokumente (das Material über Nürnberg ist für sie z.B. ein Geheimnis), aber ohne ihren Beitrag wäre der Rest bedeutungslos.

Was die veröffentlichten Arbeiten angeht, bin ich besonders Konrad Ribbeck und seiner *Geschichte der Stadt Essen* zu Dank verpflichtet. Ebenso Professor Norman J.G. Pounds Studie über die Ruhr und Büchern und Artikeln früherer Chronisten der Familie Krupp: Diedrich Baedeker, Wilhelm Berdrow, Hermann Frobenius, Helmuth de Haas, Herman Hasse, Otto Hue, L. Katzenstein, T. Kellen, Gert von Klass, I. Meisbach, Bernhard Menne, Norbert Mühlen, Friedrich C.G. Müller, Victor Niemeyer, Gaston Raphael, Franz Richter und Gordon Young. Am häufigsten habe ich die Bücher von Berdrow, Klass, Menne, Mühlen und Young benutzt. Ich möchte diesen Autoren meinen besonderen Dank abstatten.

- Abeken, Heinrich, *Ein schlichtes Lehen in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt*, Berlin 1908.
- Adam, J., *Mes illusions et nos souffrances pendant le siége de Paris*, Paris 1906.
- Akten zur Deutschen Auswärtigen Politik 1918-1945: Serie D: 1937-1945, 7 Bde., Baden-Baden 1950-1956.
- Albers, Johann H., *Die Belagerung von Metz... vom 19. August bis 28. Oktober 1870, nach französischen Quellen und mündlichen Mitteilungen*, Metz 1896.
- Aldington, Richard, *Pinorman. Personal Recollections of Norman Douglas, Pino Orioli and Charles Prentice*, London 1954.
- Alldeutscher Verband. *20 Jahre alldeutscher Arbeit und Kämpfe*, Leipzig 1910.
- Allen, W.E.D., u. Muratoff, P., *The Russian Campaigns of 1941-1943*, 2 Bde., London 1944/45.
- Allivier, Emile, *L'Empire libéral. Études, récits, Souvenirs*, Bd. 14, Paris 1895-1912.
- Altrichter, F., *Das Wesen soldatischer Erziehung*, Oldenburg 1935.
- «Amazing Comeback: Krupp Rises from War's Ruins» (in *Newsweek*, 4.1.1954).
- «Amnesty Storm» (ebd., 12.2.1951).
- Anderson, O., «The Cannon King Assumes a Cold War Role» (in *National Observer*, 4.3.1963).
- «Ansprachen bei der Trauerfeier in Villa Hügel am 25. September 1957» (in *Krupp-Mitteilungen*, Nov. 1957).
- Appleman, R. E., *United States Army in the Korean War: South to the Nakong, North to the Yalu (June-November 1930)*, Washington 1961.
- «Approach to Clemency Decisions» (in *Information Bulletin Monthly Magazine of the Office of U.S. High Commissioner for Germany*, Mai 1951).
- Arendt, H., *Eichmann in Jerusalem: A Report on the Banality of Evil*, New York 1964 (dt.: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*, München 1964).
- Assmann, K., *Deutsche Schicksalsjahre*, Wiesbaden 1950.
- «Aufwand und Ertrag bei den industriellen Aktiengesellschaften» (in *Wirtschaft und Statistik*, 18, 1938).
- Baedeker, A., *Jahrbuch für den Oberbergamtsbezirk Dortmund*, Essen 1926.
- Baedeker, D., *Alfred Krupp und die Entwicklung der Gussstahlfabrik zu Essen*, Essen 1889; 21912 (verm.).
- Baedeker, K., *Ruhrgebiet*, Freiburg 1959.
- Baidick, R., *The Siege of Paris*/ London 1964.
- Banfield, T.C., *Industry of the Rhine* (Series 1, Agriculture), London 1846.
- Bartz, K., *Als der Himmel brannte*, Hannover 1955.
- Bauer, M., *Der Grosse Krieg in Feld und Heimat*, Tübingen 1921.
- Baumont, M., *L'Affaire Eulenberg et les origines de la guerre mondiale*, Paris 1933.
- «Beitz – Star im Osten» (in *Der Spiegel*, 3. 6. 1965).
- Bell, J., «The Comeback of Krupp» (in *Fortune*, Febr. 1956).
- «End of a Long Road for House of Krupp» (in *Washington Star*, 6. 8. 1967).
- «The Fall of the House of Krupp» (in *Fortune*, August 1967).
- Benns, F. L., *European History Since 1870*, New York 1941.
- Benoit-Mechin, J., *Histoire de l'Armée allemande depuis l'Armistice*, 2 Bde., Paris 1936 bis 1938.
- Berdrow, W., *Alfred Krupp und die Familie*, Berlin 1943.
- *Die Familie Krupp in Essen von 1387 bis 1787*, Essen 1931.
- *Friedrich Krupp, der Gründer der Gussstahlfabrik in Briefen und Urkunden*, Essen 1914.
- *Alfred Krupp*, 2 Bde., Berlin 1927.
- *125 Jahre Krupp* (in *Krupp*, 20. 11. 1936).
- (Hg.), *Alfred Krupps Briefe 1826-1887 im Auftrage der Familie und der Firma Krupp*, Berlin 1928.

- Berndorff, H. R., *General zwischen Ost und West*, Hamburg o. J. [1951].
- Bernhardt, F. v., *Deutschland und der nächste Krieg*, Berlin/Stuttgart 1913.
- Bernstein, V. H., *Final Judgment: The Story of Nuremberg*, New York 1947 [Einl. M. Lerner].
- «Berthold Beitz: The Man Behind Krupps» (in *The London Observer*, 12.2.1961). Bessemer, H., *An Autobiography*, London 1905.
- Bewegung, Staat und Volk in ihren Organisationen*, Berlin 1934.
- Binder, D., «Alfred Krupp, Last Sole Owner of German Steel Empire, Dies» (in *New York Times*, 1. 8. 1967).
- , «Bonn: The Village Goes Urban» (ebd., 8. 1. 1967).
- Bismarck-Schönhausen, Otto Fürst v., *Gedanken und Erinnerungen*, Stuttgart/Berlin 1922.
- Bismarck-Schönhausen, Otto Eduard v., *Bismarck – the Man and Statesman*, Bd. 2, London 1898.
- Bochumer Verein für Gusstahlfabrikation AG, Bochum: Ein Bericht über das Werk, seine Geschichte, Erzeugnisse und Leistungen*, Bochum o. J. [1962].
- Boelcke, S., *Krupp und die Hohenzollern*, Berlin 1956.
- «Bonn Banks Force Krupp to Open Up Its Books» (in *World Journal Tribune*, 8.3.1967).
- «Bonn Comes to Aid of Krupp Empire, but the Price Is a Corporate Image» (in *National Observer*, 13. 3. 1967).
- Bonnal, G. A., *Froeschwiller: récit commenté des événements ... du 15 juillet au 12 août 1870*, Paris 1899.
- Bordier, H., *L'Allemagne aux Tuileries de 1850 à 1870*, Paris 1872.
- Borkin, C., u. Welsh, Ch. A., *Germany's Master Plan: The Story of Industrial Offensive*, New York 1943 [Einl. Th. Arnold].
- Bornberg, J., *Schizophrenie Germany*, New York 1961.
- Brady, R.A., *The Spirit and Structure of German Fascism*, New York 1937 [Vorw. H.J. Laski].
- Brodie, B. u. F., *From Crossbow to H-Bomb*, New York 1962.
- Bronsart von Schellendorf, P., *Geheimes Kriegstagebuch 1870/71*, Hg. P. Rassow, Bonn
- Bross, W., *Gespräche mit Hermann Göring während des Nürnberger Prozesses*, Flensburg/Hamburg 1950.
- Brunel, G., *Les Ballons au siege de Paris 1870/71*, Paris 1933.
- Buchheim, H., *Fördernde Mitgliedschaft bei der SS*, München 1958 (Gutachten des Instituts f. Zeitgeschichte im Selbstverlag).
- , «Die SS in der Verfassung des Dritten Reiches» (in *Vierteljahreshfte. Zeitgeschichte*, 3, 1955)
- , Letter to the Author, 18.4.1963.
- Buchheim, H. (u.a.), *Anatomie des SS-Staates*, 2 Bde., Olten/Freiburg i. Br. 1965.
- Bülow, Prinz B. v., *Memoirs*, 4 Bde., Boston 1931/32.
- «Die Bürgschaft ist ein Sonderfall» (in *Der Spiegel*, 13.3.1967).
- «Burial for Krupp at Shrine in Essen» (in *New York Times*, 4.8.1967).
- Busch, M., *Bismarck: Some Secret Pages of His History*, 3 Bde., London 1898.
- , *Bismarck in the Franco-Prussian War 1870/71*, London 1879.
- Cadoux, G., «Les magnats de la Ruhr» (in *Revue Politique et Parlementaire*, 1923).
- Callender, H., «A New View on Krupp» (in *New York Times*, 1.2.1959).
- Cameron, J., *1914*, New York 1959.
- Carnegie, A., *Armaments and Their Results*, New York 1909.
- Case No. 10* (s. Military Tribunals Case No. 10).
- Catalogue of the Great Exhibition*, London 1851.
- «Changing Krupp from a War to a Peace Factory» (in *Current Opinion*, Juni 1921).

- Churchill, W. S., *Their Finest Hour*, Boston 1949.
The Hinge of Fate, New York 1951.
- *The World Crisis*, 3 Bde., London 1927-1929 (dt.: *Die Weltkrise*, 4 Bde., Leipzig u.a. 1924-1928).
- Churchill, W. II., «In the Steps of My Grandfather» (in *Queen*, 8.3.1963; Photos A. v. Bohlen).
- Ciano, G., *Ciano's Diplomatie Papers*, Hg. M. Muggeridge, London 1948.
- Clark, A., *Barbarossa: The Russian-German Conflict 1941-1945*, New York 1965.
- *The Fall of Crete*, New York 1962.
- Clay, L. D., *Decision in Germany*, Garden City/N. Y. 1950.
- Letter to the Author, 27.3.1963.
- Coblentz, G., «Big 3 Giving Krupp Time to Seil Out» (in *New York Herald Tribune*, (1959)-
Collier, B., *The Second World War: A Military History, from Munich to Hiroshima*, New York 1967.
«Combines: Baron of the Ruhr» (in *Newsweek*, 19.1.1939).
- Come, A., *Témoignage sur les Camps de Dechenschule et Neerfeld* (unveröffentl.).
- *Journal*, 15.8. 1944-4.5. 1945 (unveröffentl.).
- «Comeback for Men of Essern» (in *Life* [international Ed.], 23.3.1960).
- Conrad, A., *Die Rheinlande in der Franzosenzeit*, Stuttgart 1922.
- Conway, M.D., «An Iron City Beside the Ruhr» (in *Harper's New Monthly Magazine*, März 1886).
- Coulton, G. G., *The Medieval Village*, Cambridge 1926.
«Crisis at Krupp» (in *Newsweek*, 20.3.1967).
- Crutwell, C. R. M. F., *A History of the Great War 1914-1918*, Oxford 1934.
- Däbritz, W., *Bochumer Verein für Bergbau und Gussstahlfabrikation in Bochum*, Düsseldorf 1934.
- Dallin, A., *German Rule in Russia 1941-1945*, New York 1957.
- Daluces, J., *Le Troisième Reich*, Paris 1950.
- Darmstädter, F., *Bismarck and the Creation of the Second Reich*, London 1948.
«Das war Krupp» (in *Capital*, April 1967).
- Davidson, E., *The Life and Death of Germany*, New York 1959.
- *The Trial of the Germans*, New York 1960.
- «The Death of Friedrich Krupp» (in *Scientific American*, 6.12.1902)
- Deichmann, H., *Impressions and Memories*, London 1926.
- Demblon, C., *La guerre a Liege*, Paris 1913.
- Der Deutsch-Französische Krieg 1870-1871*. Redigiert von der kriegsgeschichtlichen Abteilung des Grossen Generalstabes, Bd. 2, Berlin 1872 ff.
«Die deutsche Eisen- und Stahlindustrie 1933» (in *Das Spezialarchiv der deutschen Wirtschaft*, 1933).
- Die deutsche Schwereisenindustrie und ihr Arbeiter*, Hg. Vorstand des deutschen Metallarbeiter-Verb., Stuttgart 1925.
- Diels, R., *Lucifer ante portas*, Stuttgart 1950.
- Dietrich, O., *Mit Hitler in die Macht*, München 1934.
- Documents authentiques annotés. Les papiers secrets du second empire*, Brüssel 1871.
- Documents on German Foreign Policy 1918-1945. Serie D, 1957-1945*, Washington o. J. *Dokumente der deutschen Politik, 1955-1940*, Berlin 1933-1943.
- Dönitz, K., *Zehn Jahre und zwanzig Tage*, Bonn 1958.
- Dornberg, J., «Anti-Semitism Blights Germany» (in *New York Herald Tribune*, 27.6.1963).
- Douglas, N., *Looking Back*, New York 1933.
- Dredge, J., *The Works of Messrs. Schneider & Co*, London 1900.
- Du Barail, F. Ch., *Mes Souvenirs, 1820-1879*, 3 Bde., Paris 1894-1896.

- Ducrot, A. A., *La Journée de Sedan*, Paris 1871.
 «Düsseldorf, Essen and Other Parts of the Ruhr Quiet and in Perfect Order» (in *New York Times*, 25.3.1920).
- Dugan, Ch. u. Stewart C., *Ploesti*, New York 1962.
- Duffield, I.M., *Washington in the 90's*, San Francisco 1929.
- Dulles, A.W., *Germany's Underground*, New York 1947.
- Du Pont, B.G.E.I., *Du Pont de Nemours and Company: A History 1802-1902*, New York 1920.
- Duranty, W., «Last Stand at Essen Told by Girl Nurse» (in *New York Times*, 14.4.1920).
- Düwell, W., *Wohlfahrtsplage*, Dortmund 1903.
 «Economics Catches Up With the House of Krupp» (in *New York Times*, 9.4.1967).
The Effects of Strategie Bombing on the War Economy, Washington 1945.
- Eisenhower, D.D., *Crusade in Europe*, New York 1948.
- Eisgruber, H., *So schossen wir nach Paris*, Berlin 1934.
- Emery, L., «The House of Krupp» (in *Littell's Living Age*, 1.1.1927).
 «End of the Dynasty» (in *Time*, 11.8.1967).
 «End of the Krupps» (in *Business Week*, 8.5.1948).
- Engelbrecht, N. C. u. Hanighen, F. C., *Merchants of Death: A Study of the International Armament Industry*, New York 1934.
- Erikson, J., *The Soviet High Command*, London 1962.
 «Es war ein festlicher Abend» (in *Unser Profil*, Rheinhausen, Jan./Febr. 1963).
Essen (mit einer Einführung), Essen o. J.
 «Essen Soviet Claims Many Guns and Prisoners» (in *New York Times*, 24.3.1920).
- Eulenberg-Hertefeld, Fürst Ph. zu, *Aus fünfzig Jahren*, Berlin 1923.
Der Fall Krupp, München 1903.
- Faure, P., *Les marchants des canons contre la paix*, Paris 1932.
- Federal Reporter, 174, 1949, 2. Ser., S. 983 (Decision of the United States Courts of Appeals for the District of Columbia Circuit, May 11, 1949, Affirming Order of District Court of the United States for the District of Columbia, No. 9883. Friedrich Flick, appellant, v. Louis Johnson, Secretary of Defense, et al., appellees).
- Ferencz, B.B., *Die Zwangsarbeit jüdischer KZ-Lagerinsassen im Krupp-Konzern* (unveröffentlicht. Brief in Händen des Autors).
 -, Letter to the Author, 22.3.1963.
- Fest, T.C., *Das Gesicht des Dritten Reichs*, München 1963.
- Feuchter, G. W., *Geschichte des Luftkrieges*, Bonn 1954.
- Fielding, G., *The Birthday King*, London 1962.
- Fife, R.H., Jr., *The German Empire Between Two Wars: A Study of the Political and Social Development of the Nation Between 1871 and 1914*, New York 1916.
- Fischer, F., *Griff nach der Weltmacht*, Düsseldorf 1961.
- Fischer, G., *König Wilhelm und die Beschiessung von Paris*, Leipzig 1902.
- Fischer, R., *Stalin and German Communism*, Cambridge 1948.
- Fisher, D.A., *The Epic of Steel*, New York 1963.
- Fitzgerald, F. S., *Tender is the Night*, New York 1934.
 «Flick-Erbe – Von Friederichs Gnaden» (in *Der Spiegel*, 5.6.1963).
 «Flying Off to Asia ... A Churchill and a Krupp» (in *Daily Express*, London, 13.11.1962).
- Fodor, E., *Germany 1967*, New York 1967.
- Foerster, W., *Ein General kämpft gegen den Krieg*, München 1949.
- Forbes, A., *My Experiences of the War Between France and Germany*, London 1871.
- Foreign Relations of the United States. The Conference of Berlin (the Potsdam Conference) 1945*, Bd. 2, Washington 1960.
- Fortsche, H., *Kriegskunst heute und morgen*, Berlin 1939.

- Fraiken, J., «L'Industrie des armes à feu de Liege» (in *Revue Economique Internationale*, 21, 1929).
- François, H. v., *Marneschlacht und Tannenberg*, Berlin 1923.
- Frank, H., *Die Technik des Staats*, München 1942.
- Frazer, J., *The New Golden Bough*, Hg. Th. H. Gaster, New York 1959.
- Frederick III., *The War Diary of Frederick III. 1870-1871*, Hg. A. R. Allinson, London
- Freidanks Bescheidenheit*, Berlin 1877.
- «French Kill 6 Men, Wound 30 Others, in Fight at Krupp's» (in *New York Times*, 1.4.1923).
- Freytag-Loringhoven, Freiherr v., *Menschen und Dinge wie ich sie in meinem Leben sah*, Berlin 1923.
- Fried, F., *Krupp – Tradition und Aufgabe*, Godesberg 1956.
- Fried. Krupp A.G., *Erwiderung auf das Rundschreiben der Rheinischen Metallwaren- und Maschinenfabrik*, Essen 1905.
- , *Krupp 1812-1912*, Jena 1912.
- , *Die Krupps*, Essen 1912.
- Fried. Krupp Essen 1811-1946*, Hg. Krupp Control, Essen 1946.
- Friedjung, H., *Das Zeitalter des Imperialismus*, Berlin 1919.
- Friedman, F., *This was Oswiecim [Auschwitz]*, London 1946.
- Friedrich-Alfred Hütte, Rheinhausen, Germany* (The United States Strategie Bombing Survey, Munitions Division, Washington, Jan. 1947).
- «Friedrich Alfred Krupp – the Essen Philanthropist» (in *Review of Reviews*, Jan. 1903.)
- Friedrich Krupp AG Borbeck Plant, Essen, Germany* (The United States Stratetic Bombing Survey, Munitions Division, Washington, Jan. 1947).
- Friedrich Krupp, Grusonwerke AG Magdeburg, Germany* (The United States Strategie Bombing Survey, Ordonance Branch, Washington, Jan. 1947).
- Frischauer, W., «How Germany Will Help Others» (in *Weekly Post*, London, 3.12.1960).
- , *The Ruhr Goes Atomic* (ebd., 26.11.1960).
- Frobenius, H., *Alfred Krupp. Ein Lebensbild*, Dresden 1889.
- Frobenius, H., *Kriegsziele und Friedensziele*, Berlin 1915.
- «From Swords to Plowshares – A Survey of the Post-War Activities of the Huge Krupp Works» (in *Scientific American*, 3.9.1921).
- Frossard, Ch. A., *Rapport sur les operations du deuxième corps de Varmee du Rhin dans la Campagne de 1870*, Paris 1871.
- Fuchs, R., *Die Kriegsgewinne*, Zürich 1918.
- Fuller, J. C. S., *The Second World War 1939-1945: A Strategic and Tactical History*, London 1948.
- «Fünfzehn Jahre» (in *Essener Allgemeine Zeitung*, 30. 3. 1938).
- «A Gallery of German Business Leaders» (in *Fortune*, Aug. 1961).
- Generalstab* (vgl. *Der Deutsch-Französische Krieg*)
- The German Campaign in Russia – Planning and Operations 1940-1942*, Washington '955-
- «Germany's Krupp: Can He Keep His Empire?» (in *U. S. News and World Report*, 1959)
- Giese, F., *Die Kriegsmarine im grossdeutschen Freiheitskampf*, Berlin 1940.
- Gilbert, G. M., *Nuremberg Diary*, New York 1947.
- Glaubenskrisse im Dritten Reich*, Stuttgart 1953.
- Globke, H., *Kommentare zur deutschen Rassengesetzgebung*, München/Berlin 1936. Goebbels, J., *Diaries 1942/43*, New York 1948.
- , *Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei*, München 1936.

- Goecke, R., *Das Grossherzogtum Berg unter Joachim Murat, Napoleon I. und Luis Napoleon*, Köln 1877.
- Goepel, O., *Essen. Montanindustrielle Entwicklung und Aufbau der Ruhr-Emscherstadt*, Essen 1925.
- Goetz, C. H., Letter to the Author, 1.5.1963.
- Goldstajn, T., *Sworn Statement Regarding Berthawerk Conditions* (beim Autor). Goncourt, E. u. J. de, *Journal. Memoires de la vie litteraire*, 22 Bde., Paris 1956-1959. Goodspeed, D. J., *Ludendorff. Genius of World War I*, Boston 1966.
- Göring, H., *Reden und Aufsätze*, München 1938.
- , *Aufbau einer Nation*, Berlin 1934.
- Görlitz, W., *Der deutsche Generalstab, Geschichte und Gestalt 1657-1945*, Frankfurt a. M. o. J. [1950].
- , *History of the German General Staff 1657-1945*, London o. J. [1953].
- , *Kleine Geschichte des deutschen Generalstabes*, Berlin 1967.
- , *Paulus und Stalingrad*, London 1963.
- , *Der zweite Weltkrieg 1959-1945*, 2 Bde., Stuttgart 1951/52.
- Goure, L., *The Siege of Leningrad*, Stanford 1962.
- Gramont, Duc de, *La France et la Prusse avant la guerre*, Paris 1872.
- Grävenitz, G. v., «Die militärische Vorbereitung der Jugend in Gegenwart und Zukunft» (in *Der Deutsche Krieg*, 1915, Nr. 67).
- Graves, R., *Good-bye to All That*, New York 1930.
- Great Exhibition 1851. Official Descriptive and Illustrated Catalogue, Part II, Classes V to X: Machinery*, London 1851.
- «The Great Krupp Works» (in *Scientific American*, 22.8.1896).
- Greiner, H., *Die Oberste Wehrmachtsführung 1959-1945*, Wiesbaden 1951.
- Greiner, J., *Das Ende des Hitler-Mythos*, Wien 1947.
- Groos, O., *Was jeder vom Seekrieg wissen muss*, Berlin 1940.
- Die Grosse Politik der Europäischen Kabinette 1871-1914*, 40 Bde., Berlin 1922-1927.
- Gru-son, S., «German Concerns Ask New Mergers» (in *New York Times*, 11.1.1959). –, «Krupp Denies Aim Is Bigger Empire» (ebd., 18. 1. 1959).
- , «Krupp Paces West Germany's Comeback» (ebd., 5.2.1961).
- , «Krupp Permitted to Buy Steel Unit» (ebd., 7.1.1959).
- Guderian, H., *Erinnerungen eines Soldaten*, Heidelberg 1951.
- , *Panzer Leader*, New York 1952.
- Guillemin, H., *Lheroique defense de Paris 1870/71*, Paris 1959.
- Gussstahlfabrik Friedrich Krupp, Essen, Germany* (The United States Strategic Bombing Survey, Munitions Division, Washington, Jan. 1947).
- Haas, H. de, *The Lure of Steel: 150 Years Krupp 1811-1961*, Essen 1961.
- , *Wir im Ruhrgebiet*, Stuttgart 1960 (Photos F. Stenzl).
- Haeften, v., *Bismarck und Moltke*, Berlin 1919 (Preussische Jahrbücher, 177).
- Haider, F., *Hitler als Feldherr*, München 1959.
- Hallgarten, G. W. F., *Hitler, Reichswehr und Industrie*, Frankfurt/Main 1955. Hallgarten, W., *Vorkriegsimperialismus*, Paris 1935.
- , *La signification politique et économique de la mission Liman von Sanders* (in *Revue d'histoire de la guerre mondiale*, 1935).
- «Hannover 1963: Weltweiter Wettbewerb» (in *Krupp Mitteilungen*, Juni 1963).
- Harris, A. T., *Bomber Offensive*, London 1947.
- Hasse, H., *Krupp in Essen. Die Bedeutung der deutschen Waffenschmiede*, Berlin o. J.
- Hauffhofer, K. und März, J., *Zur Geopolitik der Selbstbestimmung*, München 1923. Haussner, K., *Das Feldgeschütz mit langem Rohrrücklauf*, München 1928.
- Haux, E., *Bei Krupp 1890-1955. Bilder der Erinnerung aus 45 Jahren* (einzige Abschrift im Werksarchiv Fried. Krupp).

- Haux, E., *Was lehrt uns der Krieg?*, Essen 1918.
- «The Head of the House of Krupp a Peace Advocate» (in *Review of Reviews*, 1910). Hechler, K. W., *The Bridge at Remagen*, New York 1957.
- Helms, K. H., *Krupp und Krause. Roman einer Epoche*, Recklinghausen 1965.
- Henk, E., *Die Tragödie des 20. Juli 1944*, Heidelberg 21946.
- Hensch, S., *Busy Bertha* (in *Forum*, Mai 1917).
- Hérisson, M. d'Irisson d', *Journal d'un officier d'ordonnance, Juillet 1870-fevrier 1871*, Paris 1885.
- «Herr Krupp in England» (in *The Literary Digest*, 5.9.1914).
- Heusinger, A., *Befehl im Widerstreit – Schicksalsstunden der deutschen Armee 1923 bis 1923*, Stuttgart 1950.
- Heuss, Th., *130 Jahre Krupp. Gedenkrede zu Essen am 20.11.1961*, Tübingen 1962. Heydecker, J. J. u. Leeb, J., *Der Nürnberger Prozess*, Berlin/Köln 1958.
- Heyking, E. v., *Tagebücher aus vier Weltteilen*, Leipzig 1926.
- Hilberg, R., *The Destruction of the European Jews*, Chicago 1961.
- Hindenburg, P. v. Beneckendorf (u.a.), *Aus meinem Leben*, Leipzig 1934.
- Historische Sammlung Krupp; Essen, 18.11.1961.
- History of the United Nations War Crimes Commission*, London 1948.
- Hitler, A., *Eine Abrechnung*, München 1925.
- , *Mein Kampf*, München 1932.
- , *Die Nationalsozialistische Bewegung*, München 1927.
- Hochhuth, R., *Der Stellvertreter*, Berlin 1963.
- Hoffbauer, E., *Die deutsche Artillerie in den Schlachten und Treffen des Deutsch-Französischen Krieges 1870-1871*. Heft 1: *Das Treffen von Weissenburg*, Berlin 1896.
- Holborn, H., *A History of Modern Germany 1648-1840*, New York 1964.
- Honig, F., *Gefechtbilder aus dem Kriege 1870-1871*, 3 Bde., Berlin 1891-1894.
- Höppner, v., *Deutschlands Krieg in der Luft. Ein Rückblick auf die Entwicklung und die Leistungen unserer Heeres-Luftstreitkräfte im Weltkrieg*, Leipzig 1921.
- Hötzendorff, F. C. v., *Aus meiner Dienstzeit 1906-1918*, 5 Bde., Wien 1921-1925. Horne, A., *Back to Power. A Report on the New Germany*, London 1955.
- , *The Fall of Paris, the Siege and the Commune 1870/71*, New York 1965.
- , *The Price of Glory; Verdun 1916*, New York 1962.
- Hossbach, F., *Zwischen Wehrmacht und Hitler*, Hannover 1949.
- «The House of Krupp» (in *Littell's Living Age*, 1.1.1927; zuerst ital. in *La Stampa*, Turin, 7.10.1926).
- «House of Krupp Observes Its ijoth Anniversary» (in *New York Times*, 21.11.1961). «The House That Krupp Built» (in *Time*, 19.8.1957).
- Howard, M., *The Franco-Prussian War, the German Invasion of France 1870/71*, London 1962.
- Hubatsch, W., *Die deutsche Besetzung von Dänemark und Norwegen 1940*, Göttingen 21912.
- Hue, O., *Krupp und die Arbeiterklasse*, Essen 1912.
- Hundertjähriges Bestehen der Firma Fried. Krupp und der Gussstahlfabrik zu Essen a. d Ruhr*, Essen 1912, S. 179-185 (Jahresbericht der Handelskammer für die Kreise Essen, Mülheim-Ruhr und Oberhausen zu Essen).
- Hunter, R., «The Krupp's Model Town: A Type of German Feudalism» (in *Review of Reviews*, 1915).
- Huret, J., *En Allemagne*, 4 Bde., Paris 1907-1911.
- Das Hüttenwerk Rheinhausen*, Essen 1961.
- Illustrated History of the International Exhibition*, London 1862.
- India: A Reference Manual*, Delhi 1953.
- «An Injustice to the Krupp Works» (in *Scientific American*, Mai 1922).
- «Iron and Steel» (in *The Morning Post*, London, 3.7.1862).

- Jacobsen, H.-A., *Dokumente zur Vorgeschichte des Westfeldzuges 1939-1940*, Göttingen 1956
- Jaspers, K., *Beispiel für das Verhängnis des Vorrangs nationalpolitischen Denkens* (in J. K., *Lebensfragen der deutschen Politik*, München 1963)
- Jubiläumsrede von Herrn Dr. Alfried Krupp von Bohlen und Halbach am 20.11.1961* (unveröffentl.).
- Justrow, K., *Der technische Krieg im Spiegel der Kriegserfahrungen und der Weltpresse*, Berlin 1938.
- Der Kaiser bei Krupp in Essen* (in *Vorwärts. 100 Jahre SPD*, Mai 1963).
- «The Kaiser's Death Factories Are Silent Now» (in *The Literary Digest*, 12.4.1919).
- Kaltenbusch, F., *Das sittliche Recht des Krieges*, Giessen 1906.
- Kantorowicz, H., *Der Geist der englischen Politik*, Berlin 1929.
- Katzenstein, L., «Les deux Krupp et leur oeuvre» (in *Revue Economique Internationale*, 1906).
- Kehr, E., *Schlachflottenbau und Parteipolitik 1894-1901*, Berlin 1930.
- , «Soziale und finanzielle Grundlagen der Tirpitzschen Flottenpropaganda» (in *Die Gesellschaft*, Sept. 1908).
- Keim, A., «Wachet, liebe Volkserzieher!» (in *Volkserzieher*, 1910, Nr. 29).
- Kellen, T., *Friedrich Alfred Krupp und sein Werk*, Braunschweig 1904.
- , *Die Firma Krupp und ihre soziale Tätigkeit*, Hamm 1903.
- Kelly, D. F., «Sees Decline of Germany's Jews Nearing» (in *United Press International*, 11. 1963).
- Keynes, J. M., *The Economic Consequences of the Peace*, London 1919.
- «King Krupp» (in *Réalités*, August 1959).
- Kintner, W. (Hg.), *The Trial of Alfons Klein, Adolf Wahlmann, Heinrich Ruoff ... the Hadamar Trial*, London 1948.
- Kirchhoff, H., *Englands Willkür und bisherige Allmacht zur See*, Berlin 1915.
- , «England und Amerika» (in *Süddeutsche Monatsschriften*, Jan.-Mai 1915).
- Klass, G. v., *Die Drei Ringe. Lebensgeschichte eines Industrieunternehmens*, Tübingen 1953
- , *Aus Schutt und Asche. Krupp nach fünf Menschenaltern*, Tübingen 1961.
- , *Stahl vom Rhein, die Geschichte des Hüttenwerkes Rheinhausen*, Essen 1957.
- , «Am 13. 8. 1957 vollendet Alfried Krupp von Bohlen und Halbach, der alleinige Inhaber der Firma Fried. Krupp Essen sein fünfzigstes Lebensjahr» (in *Krupp Mitteilungen*, August 1957).
- , «Bertha Krupp von Bohlen und Halbach» (ebd., 20.3.1956).
- Klee, K., *Das Unternehmen Seelöwe*, Göttingen 1949.
- Kleist, P., *Zwischen Hitler und Stalin*, Bonn 1950.
- Kündender, A. D., *Der deutsche Offizier*, Hamburg 1915.
- Klose, W., *Generation im Gleichschritt*, Oldenburg/Hamburg 1964.
- Klotz, H., *Der neue deutsche Krieg*, Berlin 1937.
- Knieriem, A. v., *The Nuremberg Trials*, Chicago 1959 (dt.: *Nürnberg. Rechtliche und menschliche Probleme*, Stg. 1953; Vorw. E. Wahl).
- Knorr, R. H., «The Krupps and Their Steel Works at Essen» (in *Review of Reviews*, 1909).
- Koepfer, G., *Das Gusstahlwerk Friedrich Krupp und seine Entstehung*, Essen 1897. Kohn, H., *The Mind of Germany: The Education of a Nation*, New York 1960.
- «Three Goals For Prussia» (in *Saturday Review*, 19.8.1967).
- Koller, K., *Der letzte Monat*, Mannheim 1949.
- Kordt, E., *Nicht aus den Akten (Die Wilhelmstrasse in Frieden und Krieg, 1928-1943)*, Stuttgart 1950.
- Kraft, F. G., *Bürger, Häuser und Strassen in Essen*, Essen 1933 (Beiträge zur Geschichte der Stadt und Stift Essen).⁸⁶³

- Kranzbühler, O., «Nuremberg Eighteen Years Afterwards» (in *De Paul Law Review*, 14, 1965, Nr. 2).
Rückblick auf Nürnberg, Hamburg 1949.
Kreuz über Kohle und Eisen, Essen 1958.
- Kronstein, H., «Review of „Warum wurde Krupp verurteilt? Legende und Justizirrtums» (in *Columbia Law Review*, Jan. 1953; vgl. dazu Antwort von T. Taylor, ebd., Febr. 1953).
- Krosigk, Graf Lutz Schwerin v., *Es geschah in Deutschland*, Tübingen 1951.
Krupp 1811-1961. Auslandsvertretertagung 1961, Essen 1961.
- «Krupp Again a World Leader in Heavy Industry» (in *The Times*, London, 7.7.1961). Krupp, A., *Generalregulativ für die Firma Fried. Krupp. Essen, 9.9.1872*, Essen 1961 (Vorbem. E. Schröder).
- , *Humor bei Alfred Krupp* (einzige Abschrift im Besitz von Freiherr Tilo v. Wilmowsky).
«Krupp auf Capri» (in *Vorwärts*, 15.11.1902).
«Krupp auf Leibrente» (in *Der Stern*, 21.-27.3.1967).
«Krupp-Bürgerschaft: Höhen und Tiefen» (in *Der Spiegel*, 13.3.1967).
«The Krupp Centenary» (in *The Nation*, 22.8.1912).
«The Krupp Centenary» (in *Outlook*, 14.9.1912).
«Krupp Dead Buried With Pomp in Essen» (in *New York Times*, 11.4.1923).
«Krupp Directors to Face With Army Trial» (ebd., 3.4.1923).
«Krupp Empire's Big Blowout» (in *Life*, 5. 1961).
«The Krupp Exhibit at the Great Fair» (in *Scientific American*, 15.7.1893).
«Krupp: Father or Child of History?» (in *Newsweek*, 23.9.1963).
Krupp heute, Essen 1963.
Krupp: Informationen über den Konzern, seine Geschichte, seine Erzeugnisse, seine Leistungen, Essen 1963.
- Krupp in the Service of Engineering Progress*, Essen o. J.
«Krupp Is Back in Business» (in *Business Week*, 5.5.1961).
«Krupp-Krise: Schulden und Sühne» (in *Der Spiegel*, 13.3.1967).
«Krupp Marches On» (in *The Times Review of Industry*, London, Febr. 1962).
«Krupp On the March» (in *Time*, 9.1.1959).
Krupp Past and Present: A Short Outline, Essen 1961.
«The Krupp Phoenix Rises Again» (in *The Times*, London, 18.4.1963).
Krupp Products and Services From A to Z, Essen 1961.
Krupp Receives the «Golden Banner» (Nürnberg, 15.5.1940).
«Krupp Reports Company Held Its Own Düring 1962» (in *New York Times*, 8.4.63).
«The Krupp Scandals in Germany: Foreign Comment» (in *The Literary Digest*, 10.5.
- «The Krupp Steel Works» (ebd., Juni 1915).
«The Krupp Verdict» (in *Littles Living Age*, 16.6.1923).
«Krupp-Verkaufsaufgabe: Dem deutschen Volke» (in *Der Spiegel*, 26.2.1968).
- Krupp von Bohlen und Halbach, A., *Vereinigte Staaten von Amerika gegen Alfred Krupp und andere*. Inhalt: Berufung der Verteidigung (Application for Revision of Sentence) an General Clay vom 21.8.1948; Antrag der Verteidigung auf Einberufung einer Plenarsitzung der Militärtribunale vom 10.8.1948 (im Besitz des Autors).
- , «Three Speeches to Retiring Krupp Workers» (abgedr. in *Financial Times*, London, 29.4.1959; 6.3.1960; 4.5.1962).
- , *Vorhabenerklärung*, 4. 3. 1964.
- Krupp von Bohlen und Halbach, G., «Objectives of German Policy» (in *Review of Reviews*, Nov. 1932).
Plant Leaders and Armament Leaders (Nürnberg, 1.3.1942).
Works Leader and Armaments Works (Essen, 5.4.1941).

- «Krupp vor dem französischen Kriegsgericht» (in *Süddeutsche Monatshefte*, 21, 1923).
- «Krupps and Krupppdom» (in *Littell's Living Age*, 4.5.1918).
- «Krupp's Great Plant Converted to the Arts of Peace» (in *The Literary Digest*, 28.2.1920).
- «Krupp's Steel» (in *Illustrated London News*, 15.11.1862).
- «Krupps in the Steppe» (in *Littell's Living Age*, 12. 2.1925; dt. zuerst in *Frankfurter Zeitung*, 24.9.1925).
- «The Krupps: The Canon Makers of Essen Face the End of Their Dynasty» (in *Life*, 27.8.1945).
- «Krupp's Will Leave All to a New Foundation» (in *New York Times*, 5.8.1967). «Krupp-Stiftung: Unterm Strich» (in *Der Spiegel*, 22.1.1968).
- Kubizek, A., *Adolf Hitler, mein Jugendfreund*, Graz 1953.
- Kühl, H. J. v., *Der deutsche Generalstab in Vorbereitung und Durchführung des Weltkrieges*, Berlin 1920.
- Kürenberg, J. v., *Krupp – Kampf um Stahl*, Berlin 1935.
- Labouchere, H., *Diary of a Besieged Resident in Paris*, London 1871.
- Lachmann, K., «Alfried Krupp Takes a Look at the Future of Europe» (in *LJ. S. News and World Report*, 14.3.1960).
- Landsberg: A Documentary Report*, Frankfurt a. M. 1951.
- «Last of the Krupps» (in *Newsweek*, 14.8.1967).
- «The Late Herr Krupp as a Patron of Zoology» (in *Review of Reviews*, Febr. 1903). Launay, L. u. Sennac, J., *Les relations internationales des Industries de la guerre*, Paris
- Leber, A. (Hg.), *Conscience in Revolt: Sixty-four Stories of Resistance in Germany 1933-1943*, London 1957 (dt.: *Das Gewissen steht auf. 64 Lebensbilder aus dem deutschen Widerstand 1933-1943*, Berlin/Frankfurt a. M. 1954).
- Lebrun, B. L. J., *Souvenirs militaires 1866-1870*, Bd. 2, Paris 1895.
- Lehautcourt, P., *Les origines de la guerre de 1870: la candidature Hohenzollern 1868 bis 1870*, Paris 1912.
- , *Guerre de 1870/71*, Bd. 2, Paris 1910.
- Lehmann, G., *Die Mobilmachung von 1870/71*, Berlin 1905.
- Lehmann-Russbüldt, O., *Die blutige Internationale der Rüstungen*, Berlin 1933.
- Lenard, Ph., *Deutsche Physik*, München/Berlin 1938.
- Levai, E., *Black Book on the Martyrdom of the Hungarian Jews*, Zürich 1948.
- Levinson, L. L., *Wall Street: A Pictorial History*, New York 1961.
- Lewinsohn, R., *Die Umschichtung der europäischen Vermögen*, Berlin 1925.
- Lewis, F., «Rebirth – and Challenge – of the Ruhr» (in *New York Times Magazine*, 29.3.1959)
- Lichtenberger, H., *U Allemagne nouvelle*, Paris 1936.
- Liddell Hart, B. H., *The War in Outline 1914-1918*, New York 1936.
- Liebert, E. v., *Ziele der deutschen Kolonial- und Auswanderungspolitik, 1907; 1910. Le Livre Jaune Français Documents Diplomatiques, 1938-1939*, Paris 1939. Lloyd-Jones, P., «Krupps Go Public Next Year» (in *Times*, London, 8.3.1967). Lochner, L. P., *Tycoons and Tyrant: German Industry from Hitler to Adenauer*, Chicago 1954 (dt.: *Die Mächtigen und die Tyrannen. Die deutsche Industrie von Hitler bis Adenauer*, Darmstadt 1955).
- Löser, E., «Last of Jailed Krupp Executives, Freed» (in *New York Times*, 2.6.1951). Long, W., «Banks Get Krupp to Open Up Its Books» (in *United Press International*, 8.3.1967).
- Lossberg, B. v., *Im Wehrmacht-Führungsstab*, Hamburg 1950.
- Luce, H., Letter to the Author, 15.4.1963.
- Ludendorff, E., *Auf dem Wege zur Feldherrnhalle*, München 1937.
- , *Meine Kriegserinnerungen 1914-1916*, Berlin 1919.

- Kriegsführung und Politik*, Berlin 1922.
Der Totalkrieg, Berlin 1933.
- Ludwig, E., *Bismarck. Geschichte eines Kämpfers*, Berlin 1927.
Wilhelm Hohenzollern, New York 1926.
- Luedde-Neurath, W., *Die letzten Tage des Dritten Reiches*, Göttingen 1951.
- Luetkens, W. L., «First Full Krupp Accounts» (in *Financial Times*, 25.2.1968).
- Maitrot, *La France et les républiques sud-américaines*, Nancy 1920.
«Making War Pay» (in *Nation*, 9.1.1960).
- Malik, R., «Krupp Marches On» (in *Times Review of Industry*, Febr. 1962).
- Manchester, W., «The First World War» (in *Holiday*, Nov. 1962).
-, *The House of Krupp* (ebd., Okt.-Dez. 1964; Jan.-Febr. 1965).
- Manstein, E. v., *Verlorene Siege*, Bonn 1935.
- Martin, J. S., *AllHonorahleMen*, Boston 1950.
-, «The Rebirth of Krupp» (in *Nation*, 21.3. 1959).
- Martin, R., *Jahrbuch des Vermögens und Einkommens der Millionäre*, Berlin 1912. Maschke,
H. M., *Das Krupp-Urteil und das Problem der «Plünderung»*, Göttingen
1951.
- Matschoss, C., *Ein Jahrhundert deutscher Maschinenbau*, Berlin 1922.
- McCloy, J. J., «The Present Order of German Government. A Letter to Representative J. K.
Javits» (in *Department of State Bulletin*, 11.6.1951).
- Meinhold, E., *Deutsche Rassenpolitik und die Erziehung im nationalen Ehrgefühl*, München
1907.
- Meisbach, I., *Friedrich Alfred Krupp*, Köln 1902.
- Meissner, O., *Staatssekretär unter Ebert – Hindenburg – Hitler*, Hamburg 1950. Melzer, W.,
Albert Kanal und Eben Emael, Heidelberg 1957.
- Menen, A., «The Be-Witching Isle of Capri» (in *Holiday*, Jan. 1959).
- Menne, B., *Krupp – Deutschlands Kanonenkönige*, Zürich 1936.
«Merger Favored by Krupp Group» (in *New York Times*, 17.11.1965).
- Metcalf, C. H., *A History of the United States Marine Corps*, New York 1939.
- Metsch, H. v., *Wehrpolitik*, Berlin 1939.
- Mews, K., *Geschichte der Essener Gewehrindustrie*, Essen 1909.
- Middleton, D., «The Fabulous Krupps: a New Chapter» (in *New York Times Magazine*, 18.2.
1951).
- Military Tribunals Case No. 10: United States vs. Krupp, Löser, Houdremont, Müller, Jansen,
Pfirsch, Ihn, Eberhardt, Korsch, Bülow, Lehmann and Kupke, Nürnberg 1947-
- Miller, F. C. G., *L'usine Krupp*, Lausanne 1898.
- Millis, W., *Arms and Men*, New York 1956.
- Mirabeau, H. G. R., comte de, *De la monarchie prussienne, sous Frederic le Grand, avec un
appendice contenant les recherches sur la Situation actuelle des principales contrées de l'Al-
lemagne*, London 1788.
«Missglückte Mohrenwäsche der Industrie» (in *Der Gewerkschafter*, Mai 1963).
- Moland, L., *Par Ballon monte: septembre 1870-10.2.1871*, Paris 1872.
- Moltke, H. J. L. v., *Erinnerungen – Briefe – Dokumente, 1877-1916*, Stuttgart 1922.
-, *Militärische Korrespondenz aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71*, Berlin 1896. Mon-
neray, H., *La persecution des Juifs en France*, Paris 1937.
- Montaudon, J. B., *Souvenirs militaires*, 2 Bde., Paris 1898-1900.
- Montgelas, M. v., *Die Folgen der Friedensverträge für Europa*, Berlin ³1922 (Handbuch der
Politik, Bd. 5).
- Mooney, R. E., «Krupp Takes First Steps to Public Ownership» (in *New York Times*, 11.12.
1965).
- Moorehead, A., *Eclipse*, New York 1945.
-, *Montgomery. A Biography*, New York 1946.

- Morgenthau, H., Jr., *Germany Is Our Problem*, New York 1945.
- Mourin, M., *Les complots contre Hitler*, Paris 1948.
- Mühlen, N., *Die Krupps*, Frankfurt a. M. 1960.
- Mühlon, W., *The Vandal of Europe, an Expose of the Inner Working of Germany's Policy of World Domination, and Its Brutalizing Consequences*, London 1918 (Einl. W. L. McPherson).
- Müller, H. v., *Die Entwicklung der Feldartillerie von 1815-1870*, Berlin 1893.
- , *Die Tätigkeit der deutschen Festungsartillerie bei den Belagerungen, Beschiessungen und Einschliessungen im Deutsch-Französischen Kriege 1870/71*, Berlin 1899-1904.
- Museum der deutschen Geschichte, Berlin. Exhibit 1965.*
- Napoleon III., *Oeuvres posthumes et autographes inedits de Napoleon III en exil*, Hg. Comte de la Chapelle, Paris 1873.
- Nazi Conspiracy and Aggression*, Bd. 1 u. 4, Washington 1946 (Office of United States Chief of Counsel for Prosecution of Axis Criminality).
- «Neubeginn unserer Seeschiffahrt – MS Tilo von Wilmowsky vom Stapel gelaufen» (in *Krupp Mitteilungen*, Dez. 1957).
- «Die neue Versuchsanstalt der Fried. Krupp WIDIA-Fabrik» (in *Technische Mitteilungen Krupp*, Dez. 1957).
- Neuss, E., *Geschichte des Geschlechts von Wilmowsky, die Biographie von Herrn Baron*, Privatdr. 1963.
- Nichols, A., *Neutralität und amerikanische Waffenausfuhr*, Berlin 1931.
- Nicholson, H., *Die Verschwörung der Diplomaten*, Frankfurt a. M. 1930.
- Niemeyer, V., *Alfred Krupp: a Sketch of His Life and Work*, New York 1888.
- Noman, M., *Apostles of Revolution*, Boston 1939.
- Obermaier, H., *Hunter Kolumnen in der Münchner Abendzeitung 1956-1966*.
- Official Gazette of the Control Council for Germany, Berlin 1946.
- Ogorkiewicz, R. M., *Armor: The Development of Mechanized Forces*, London 1960. Olsen, A. J., «Krupp Problems Focus Attention on German Industry and Financing» (in *New York Times*, 17.11.1967).
- , *Ruhr Industry Back to Pre-War Structure* (ebd., 25.1.1959).
- Oven, W. v., *Mit Goebbels bis zum Ende*, Buenos Aires 1949.
- Papiers Secrets de Second Empire, Les. No. 12*, Brüssel 1871.
- Para a Inauguracao da Krupp Metalurgia Campo Limbo S.A. em Junio 17 de 1961*, Campo Limpo/Brasilien 1961.
- Paxton, F. L., *America at War 1917-1918*, Boston 1939.
- Pechei, R., *Deutscher Widerstand*, Zürich 1947.
- Peck, D. W., Letter to the Author, 22.3.1963.
- Perbandt, H. v., *Ist die Monopolstellung Krupps berechtigt?*, Berlin 1909.
- , *Das Persönliche im modernen Unternehmertum*, Leipzig 1920.
- «Personal Characteristics of the Late Herr Krupp» (in *Review of Reviews*, Jan. 1903). Pertz, G. H., *Das Leben des Feldmarschalls Grafen N. von Gneisenau*, Berlin 1864; em. 1880.
- Peyrefitte, R., *Exil in Capri*, Karlsruhe 1960 (Vorw. J. Cocteau).
- Pflugk-Hartung, J. v., *Krieg und Sieg 1870/71: Ein Gedenkbuch*, 2 Bde., Berlin 1895/96. Picker, H., *Hitlers Tischgespräche*, Bonn 1951.
- Pioniere deutscher Technik*, Dokumentarfilm.
- Plumb, R. K., «Sparta's Might Laid to Secret Weapon – Steel» (in *New York Times*, 30.1.1961).
- Poliakov, L., *Auschwitz*, Paris 1964.
- , u. J. Wulf, *Das Dritte Reich und die Juden*, Berlin 1955.
- Pounds, N. J. G., *The Ruhr*, Bloomington 1952.
- Pritchett, V. S., «Germany» (in *Holiday*, Mai 1959).
- Prittie, T., «The Krupp Empire» (in *The Atlantic*, Okt. 1960).

- Rabenau, F. v., *Seeckt, aus seinem Leben*, Leipzig 1940.
- Ragland, R., Letter to the Author, 19.3.1963.
- Raphael, G., *Hugo Stinnes*, Berlin 1925.
- , *Krupp et Thyssen*, Paris 1925.
- Raymond, J., «Krupp On Release Is Hailed as Hero» (in *New York Times*, 4.2.1931). «Rebirth at Essen» (in *Time*, 15.9.1952).
- «Red Army Captures Essen» (in *New York Times*, 20.3.1929).
- Reichsjugendführer, Hg., *Kriminalität und Gefährdung der Jugend*, Berlin 1941. Reitlinger, G., *The Final Solution*, New York 1953.
- «The Renaissance of Krupp» (in *The Financial Times*, London, 6.7.1960).
- «Reprieve» (in *Time*, 12.2.1951).
- Reybaud, L., *La fer et la houille*, Paris 1874.
- Ribbeck, K., *Geschichte der Stadt Essen*, Essen 1915.
- Ribbentrop, J. v., *Zwischen London und Moskau. Erinnerungen und letzte Aufzeichnungen*, Leoni/Starnberger See 1953.
- Rich, N. u. Fisher, M. H., *Friedrich von Holstein: Politics and Diplomacy in the Era of Bismarck and Wilhelm II.*, Cambridge 1965.
- , Hg., *The Holstein Papers*, Bd. 3, Cambridge 1961 (dt.: *Die geheimen Papiere F. v. Holsteins*, Göttingen 1961).
- Richter, F., «Alfried Krupp und das Ausland» (in *Nord und Süd*, 1917).
- Richter, W., *Bismarck*, New York 1965 (dt.: *Bismarck*, Frankfurt a. M. 1962).
- Ritter, G., *Carl Goerdeler und die deutsche Widerstandsbewegung*, Stuttgart 1955. Robertson, H. M., *Krupps and the International Armaments Ring*, London 1915. Roth, E., Letters to the Author, 3. 6., 27. 3., 2. 4., 23.3.1963; 7.4.1967.
- Rothfels, H., *The German Opposition to Hitler*, Hinsdale/Ill. 1948 (dt.: *Die deutsche Opposition gegen Hitler, Eine Würdigung*, Frankfurt a. M./Hamburg 1960).
- Rourkela, Kalkutta o. J.
- Rupprecht, Kronprinz, *Mein Kriegstagebuch*, Bd. 1, München 1929.
- Russell, W. H., *My Diary During the Last Great War*, London 1874.
- Rüstow, F. W., *Die Feldherrnkunst des 19. Jh.s*, Zürich 1857.
- Ryder, F. G., *The Song of the Nibelungs*, Detroit 1962.
- Sarazin, C., *Recits sur la dernière guerre franco-allemande*, Paris 1887.
- Sasuly, R., *IG. Farben*, New York 1947.
- Saternus, A., *Die Schwerindustrie in und nach dem Kriege*, Berlin 1920.
- Scharnhorst, G. T., *Briefe*, Hg. K. Linnbeach, München 1914.
- Schaumburg-Lippe, Prinz F. Ch. zu, *Zwischen Krone und Kerker*, Wiesbaden 1952. Schiller, F. v., *Jungfrau von Orléans*, Frankfurt a. M. 1963.
- Schiessen, A., *Cannae*, Fort Leavenworth 1936.
- Schindler, D., *Eine 42-cm-Mörser-Batterie im Weltkrieg*, Breslau 1934.
- Schmid, H., *Kriegsgewinne und Wirtschaft*, Berlin 1935.
- Schmidt, P., *Statist auf diplomatischer Bühne 1923-1945*, Bonn 1949.
- Schmitthenner, P., *Volkstümliche Wehrkunde*, Berlin 1935.
- Schneider, L., *Aus dem Leben Kaiser Wilhelms 1849-1873*, Berlin 1888.
- Scholl, I., *Die weisse Rose*, Frankfurt a. M. 1932.
- Schramm, W. v., *Der 20. Juli in Paris*, Bad Wörishofen 1953.
- Schröder, E., *Angaben darüber, wem die Fabrik in Berndorf jetzt gehört, und darüber, ob zur Familie Krupp familiäre Bindungen bestehen*, 1963 (unveröffentl.).
- , *Krupp – Geschichte einer Unternehmerfamilie*, Göttingen 1957.
- , *Verlauf des letzten Kaiserbesuchs bei Krupp am 9. und 10. September 1918, 1965* (unveröffentl.; im Besitz des Autors).
- , Letter to the Author, 20. 7. 1963.
- , *Verzeichnis der Orden Alfred Krupp 1853-1887*, 1965 (unveröffentl.).

- , *Verzeichnis der Herrn Dr. Gustav Krupp von Bohlen und Halbach verliehenen Orden*, 1963 (unveröffentl.).
- Schröder, J., «Der finanzielle Herzinfarkt» (in *Handelsblatt*, 27.7.1962).
- Schubart, H., *England und die Interessen des Kontinents*, Berlin 1915.
- Schultz, J., *Die letzten 50 Tage – aus dem Kriegstagebuch des O. K. W.*, Stuttgart 1951.
- Schürmann, K., *Memo to Author «Concerning Inheritance Tax»*, 20.6.1963 (unveröffentl.).
- Schüssler, *The Eight of the Navy Against Versailles 1919-1935*, Berlin 1937.
- Schweitzer, A., *Big Business in the Third Reich*, Bloomington 1964.
- , «Business Policy in a Dictatorship» (in *The Business Review*, 38, 1964, Nr. 4).
- Scott, J. D., *Vickers: A History*, London 1962.
- Scott, J. B., *The Hague Peace Conference of 1899 and 1907*, Baltimore 1909.
- «Sechs feiern ihr Goldenes» (in *Unser Profil*, Rheinhausen, März/April 1963).
- Seeckt, J. v., *Deutschland zwischen West und Ost*, Hamburg 1933.
- , *Wege deutscher Aussenpolitik*, Leipzig 1931.
- «Segelregatta Buenos Aires – Rio de Janeiro im Film» (in *Buenos Aires Freie Presse*
- Seiss, D. D., *Remarks Made at the Funeral of Henry Bohlen, Brigadier-General U. S. Army*, Philadelphia 1862.
- Seldes, G., *Iron, Blood, and Profits*, New York 1934.
- Shabecoff, Ph., «Economics Catches Up With the House of Krupp» (in *New York Times*, 9.4.1967).
- , «Krupp: An Empire That Wobbled» (ebd., 5.4.1967).
- , «Krupp Announces End of Family Rule» (ebd., 2.4.1967).
- , «Krupp Challenges Allies on Order» (ebd., 27. 2. 1968).
- Shaw, S., *William of Germany*, New York 1913.
- Shirer, W., *The Rise and Fall of the Third Reich: A History of Nazi Germany*, New York 1960.
- , *Berlin Diary*, New York 1941.
- Sievers, E., Hg., *Der Nibelungen Not*, Leipzig 1921.
- Slossen, P. W., *The Great Crusade and After*, New York 1930.
- Smith, W. B., «Eisenhower's Six Great Decisions» (in *Saturday Evening Post*, 6.7.1946).
- Soldau, G., *Der Mann und der künftige Krieg*, Oldenburg 1925.
- Sondern, F., Jr., «The Remarkable Rebirth of the House of Krupp» (in *Reader's Digest*, Sept. 1955).
- «Soviet Proclaimed at Essen» (in *New York Times*, 21.3.1920).
- Spengler, O., *Jahre der Entscheidung*, München 1935.
- Statistische Angaben über die Kruppsche Gussstahlfabrik nebst den zugehörigen Berg- und Hüttenwerken*, Essen 1892.
- Steinboemer, G., *Soldatentum und Kultur. Die Wiederherstellung des Soldaten*, Hamburg 1935.
- Steiner, E. A., «A Visit to Herr Krupp» (in *Outlook*, 25. Jan. 1902).
- Steinmuth, H., *England und der U-Bootkrieg*, Stuttgart 1916.
- Stern, M., «My Fee Will Be 25 Million» (in *True*, Aug. 1954).
- Stolper, G., *German Realities*, New York 1948.
- Stonner, A., *Nationale Erziehung und Religionsunterricht*, Regensburg 1934.
- Strache, W., *Essen*, Stuttgart 1954.
- Sturghk, J., *Im deutschen Grossen Hauptquartier*, Leipzig 1921.
- Suarez, G. u. Laborde, G., *Agonie de la paix*, Paris 1942.
- Tacitus, *De Germania*, Hg. E. Page u. W. H. Rouse, London 1914.
- Taylor, E., *The Fall of the Dynasties: The Collapse of the Old Order 1905-1922*, New York 1963.

- Taylor, T., «The Krupp Trial: Fact vs. Fiction» (in *Columbia Law Review*, Febr. 1953).
The March of Conquest: The German Victories in Western Europe 1940, New York 1958.
 «The Nuremberg Trials» (in *Columbia Law Review*, April 1955).
 «Nuremberg Trials: War Crimes and International Law» (in *International Conciliation*, April 1949).
Sword and Swastika: Generals and Nazis in the Third Reich, New York 1952.
- Tetens, T. H., *The New Germany and the Old Nazis*, New York 1961.
- Thayer, Ch., *The Unquiet Germans*, New York 1957 (dt.: *Die unruhigen Deutschen*, Vorw. C. Schmid, Bern/Stuttgart 1958).
- Thompson, L.G., *Sidney Gilchrist Thomas*, London 1940.
- Thorwald, J., *Das Ende an der Elbe*, Stuttgart 1950.
- Thun, H., *Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter*, Leipzig 1879.
- Thyssen, F., *I Paid Hitler*, New York 1941.
- Tirpitz, A. v., *Erinnerungen*, Leipzig 1919.
- Tirpitz, W. v., *Wie hat sich der Staatsbetrieb beim Aufbau der Flotte bewährt?*, Leipzig 1909.
- Tissandier, G., *En ballon pendant le siège de Paris*, Paris 1871.
- Toland, J., *The Last 100 Days*, New York 1966 (dt.: *Das Finale*, München/Zürich 1968).
- Tresckow, H. v., *Von Fürsten und anderen Sterblichen*, Berlin 1922.
- Trevor-Roper, H.R., *The Last 100 Days of Hitler*, New York 1947
 (dt.: *Hitlers letzte Tage*, Frankfurt a. M./Berlin 1965).
- Trials of War Criminals Before the Nuremberg Military Tribunals Linder Control Council Law No. 10*, Nuremberg October 1946 – April 1949, Bd. 6, 7, 9, 12, 13, 14 u. 15, Washington 1950-1952.
- Tuchman, B. W., *The Guns of August*, New York 1962 (*August 1914*, Bern/München 1964).
 -, *Proud Tower*, New York 1966.
- Tümmler, H., *Essen. Ein Bildband*, Essen 1961.
- Ullrich, J., *Das Kriegswesen im Wandel der Zeiten*, Leipzig 1940.
- U.S. Army Technical Manual 27-251: Treaties Governing Land Warfare*, Washington 1944-
 United States Strategie Bombing Survey, Washington 1947.
- Unser Werk: Bochumer Verein für Gussstahlfabrikation AG Bochum*, Bochum, Dez. 1956.
- Usher, R.G., «The Liebknecht Disclosures» (in *Nation*, 15.5.1913).
 -, *Pan-Germanism*, Boston 1913.
- Utley, F., *The High Cost of Judgment*, Chicago 1949 (dt.: *Kostspielige Rache*, Hamburg 1951).
- Vabres, Donnedieu de, *Le procès de Nuremberg*, Paris 1947.
- Valois, *Nieder mit England!*, Berlin 1915.
- «Vera Krupp – Ex-Wife of Industrialist, 57 (obituary)» (in *New York Times*
 «The Verdict in the Krupp Scandal» (in *The Literary Digest*, 6.12.1913).
- Vermeil, E., *L'Allemagne contemporaine, sociale, politique, et culturelle, 1890-1950*, 2 Bde., Paris 1952/53.
- Villa Hügel*, Essen o. J. (Headquarters, UK/US Coal Control Group).
 «Villa Hügel im Zeichen der Trauer – Abschied von Frau Bertha Krupp» (in *Krupp Mitteilungen*, Nov. 1957).
- Voigts-Rhetz, C. v., *Briefe des Generals der Infanterie von Voigts-Rhetz aus den Kriegsjahren 1866 und 1870/71*, Berlin 1906.
- Vossler, K., *Gedenkrede für die Opfer an der Universität München*, München 1947. Wassen, H.M., *Was geschah in Stalingrad? Wo sind die Schuldigen?*, Salzburg 1950.

- Waldersee, A. v., *Denkwürdigkeiten*, Stuttgart 1922/23.
- Die Wehrmacht im Kampf*, Hg. H. Teske, 11 Bde., Heidelberg 1954.
- Weihe der neuen Synagoge Essen*, Düsseldorf, 21. 10. 1959.
- Weisenborn, G., *Der lautlose Aufstand*, Hamburg 1953.
- Werth, A., *Russia at War 1941-1945*, New York 1964 (dt.: *Russland im Krieg 1941 bis 1945*, München/Zürich 1965).
- Werner, R.B. v., *Deutsches Kriegsschiff leben und Seefahrkunst*, 1895.
- , *Die Kampfmittel zur See*, 1896.
- , *Die deutsche Kolonialfrage*, o. O. 1897.
- «West Germany's Millionaires – from Rubble to Riches» (in *U. S. News and World Report*. 27.2.1959).
- Weyer, B., *Deutschlands Seegefahren. Der Verfall der deutschen Flotte und ihr geplanter Wiederaufbau*, München 1898.
- Weyersberg, A., *Johann Abraham Henckels*, Münster 1931.
- Weymar, P., *Adenauer. His Authorized Biography*, New York 1957.
- White, Th.H., *Eire in the Ashes: Europe in Mid-Century*, New York 1953.
- Wiehert, E., *Dramatische Tage in Hitlers Reich*, Stuttgart 1952.
- Wiedenfeld, K., *Ein Jahrhundert rheinischer Montanindustrie*, Bonn 1916.
- Wiedfeldt, O., *Friedrich Krupp als Stadtrat in Essen*, Essen 1902.
- Wile, F. W., *Rings um den Kaiser*, Berlin 1913.
- Williams, G., *An American at Krupp*, o. O. 1965 (unveröffentl.).
- Wilmot, Ch., *The Struggle for Europe*, New York 1952.
- Wilmowsky, T. v., *Der Hügel*, Essen o. J.
- , *Warum wurde Krupp verurteilt? Legende und Justizirrtum*, Stuttgart 1950.
- , *Rückblickend möchte ich sagen ... An der Schwelle des 150jährigen Krupp-Jubiläums*, Oldenburg/Hamburg 1961.
- Winschuh, J., *Der Verein mit dem langen Namen*, Berlin 1932. Wirtschaftswissenschaftliches Institut der Gewerkschaften GmbH, Köln 1962.
- Woischnik, B., *Alfred Krupp: der Meister des Stahls. Das Lebensbild eines grossen Deutschen*, Bad Godesberg 1957.
- Wolff, L., *In Flanders Field*, New York 1958.
- Wylie, I.A.R., *The Germans*, Indianapolis 1911.
- Yorck von Wartenburg, Graf, *Weltgeschichte in Umrissen*, Berlin 1922.
- Young, G., *The Fall and Rise of Alfred Krupp*, London 1960.
- Zeller, E., *Geist der Freiheit*, München 1954.
- Zola, E., *La débâcle*, Paris 1892.
- Zoller, A., Hg., *Hitler Privat*, Düsseldorf 1949.
- Zur Hundertjahrfeier der Firma Krupp 1812-1912*, Essen 1912.

Register

A

Abbud, Ibrahim 759
Abdul Hamid 202 f
Abs, Hermann Josef 782 791 f 795 797 f 807 f
Achenbach 358
Acheson, Dean 648
Addams, Jane 254
Adenauer, Hans 394 708
Adenauer, Konrad 327 635 639 659 671 680 705 723 734 738 743 750 777 f 780 787 f
Ahlefeldt-Lauruiz, Klaus 677 740 783
Ahmadao Ahidjo 687
Albert, König von Belgien 303
Albert, König von Sachsen 202
Albrecht, Prinz 272
Alexander II. 84 97 109 112 169 786
Alfons XII. 215 f
Amberly, Kate 116
Amelina 540
Anderson, H. C. 602 f 605 ff 609 f 613 620 622 624 ff 697
Ansaldo 264
Ardenne, Armand von 215
Arendt, Hannah 373 456 520
Armstrong, W. G. 96 f 109 m 136 f 148 163 165 170 172 175 177 200 215 218 264 268 288 311 367 731
Ascherfeld, Adalbert 63 65 f 82 f 87
Asquith, Herbert, Earl of Oxford and Asquith 285
Asseo, Moses 411
Assi, Adolphe-Alphonse 152
Attlee, Clement 586 649
Augstein, Rudolf 771
Azrael, Louis 568 f 573 ff

B

Bach, Etienne 324
Bach-Zelewski, Erich von dem 597
Badr, Imam von Jemen 687

Baedeker 160 f
Bahr, Anneliese 387 631 676 678 710 756 761 765
Bakunin, Michael 154
Ball, George W. 452
Ballin, Albert 213 301
Bange, de 165
Barr, Norbert 510 612
Bartenbach 342
Batocki, Friedrich von 647
Baur, Georg Karl Friedrich «Bruno» 334
Bazaine, François Achille 130
Bazarow 756
Beduhn, Franz 553
Behncke, Paul 339 341 ff
Beitz, Berthold 667 672 ff 681 ff 686 692 ff 705 712 f 717 724 732 738 ff 745 f 764 775 777 ff Beitz, Else 672 708 717
Beitz, Erna s. Stuth, Erna Berdrow, Wilhelm 376
Bernstorff, Johann Heinrich, Graf von 254 268 292
Bertin, Louis Emile 166
Bessemer, Sir Henry 100 104 150
Bethmann-Hollweg, Theobald von 246 260 f 286
Beusch, Dr. Hans 435 f 543
Bey, Enver 267
Bibber, Ed van 568 576
Bidault, Georges 616
Biddle, Francis 586
Binswanger 231
Bishop, William A. 629
Bismarck, Klaus von 778
Bismarck, Otto von 41 92 ff 96 101 ff 106 f 109 in 115 f 120 122 124 f 13 3 ff 138 I4offi49ff 153 135 f 160 ff 165 167 169 184 197 203 205 208 213 215 218 220 247 271 389 779 785 787 796 814 817
Bleichröder 142 145
Blessing, Karl 341 792 797 f
Blomberg, Werner von 361 f 369 f
Blough, Robert M. 793
Blücher, Gebhard von 40 137
Blum 342

- Blumenthal, Carl Constantin Albrecht von 117
 Bohdanowa, Lydia 535
 Bohdanowa, Wara 535
 Bohlen, Charles E. («Chip») 584
 Bohlen, Henry 246
 Bohlen und Halbach, Arndt Friedrich Alfried
 von 388 673 f 680 683 703 708 710 715
 722 750 756 760 ff 783 ff 790 794 f 799
 802 804 806 ff 813 816
 Bohlen und Halbach, Arnold von 668 706 708
 757 ff
 Bohlen und Halbach, Berthold von 10 15 f 316
 ff 382 386 391 426 428 f 434 441 542 549
 f 582 ff 589 593 ff 602 604 ff 629 632 640
 655 ff 665 667 672 680 685 704 706 f 714
 f 752 775 813
 Bohlen und Halbach, Carola von 714
 Bohlen und Halbach, Claus von 13 ff 516 f
 372 374 f 377 382 386 f 391 394 ff 429 441
 550 588 709 759 f 806 818
 Bohlen und Halbach, Doerte von 714 7P
 Bohlen und Halbach, Eckbert von 13 16 316 f
 391 428 f 441 542 550 705 709 818
 Bohlen und Halbach, Harald von 13 f 16 316 f
 386 391 428 f 441 542 546 550 593 595
 631 660 665 685 705 707 714 f 752 762
 Bohlen und Halbach, Irmgard von 14 316 f
 360 387 397 441 542 550 593 666 706 709
 752
 Bohlen und Halbach, Waldtraut von 314 316 f
 397 426 428 441 542 593 703 705 f 709
 752 802
 Boller 546
 Bonaparte, Caroline 35
 Bonaparte, Jérôme 108
 Bormann, Martin 17 370 372 381 437 ff 572
 599 684
 Bosch, Karl 357
 Bourke-White, Margaret 587
 Boyen, Hermann von 70 f
 Bradley, Omar 560 582
 Brandej, Jaroslaw 498
 Brandt, Karl 652
 Brandt, Margarethe 262 264 581 707
 Brandt, Maximilian von 267
 Brauchitsch, Walther von 412 f
 Braun, Eva 684 764
 Braun, Theodor 523 525 527
 Breil 73
 Brenner, Otto 803
 Brockdorff, Therese, Gräfin 241
 Bröckler 404
 Brombach, Hermann 474
 Broqueville, Comte Charles de 275
 Brüning, Heinrich 791
 Bryan, William Jennings 282
 Bücher, Hermann 358
 Budjonny, Semen Michailowitsch 413 f 416
 Bullitt 611
 Bülow, Bernhard von 797
 Bülow, Friedrich von 18 316 337 354 366
 391 427 430 459 461 f 470 475 493
 512 ff 607 620 627 f 636 658 812 f
 Bülow, Friedrich Wilhelm von 215 f
 Burkhart, Odilo 602
 Burnside 116
 Busch, Moritz 125
 Buschhauer, Heinrich 553
 Byrnes, James Francis 614 633 635
- C**
- Cameron, James 669
 Canaris, Wilhelm 432
 Caprivi, Leo, Graf von 209
 Carlos, König von Portugal 224
 Carnegie 218 264
 Carol I. 165 202
 Carroll, Earl J. 620 ff 645 ff 692
 Carroll, Lewis 315
 Carson, Lord Edward Henry 287
 Celap, Milas 404 ff 607
 Chai Ung Jun 636
 Chamberlain, Arthur Neville 391 ff 435 639
 769
 Chodolowa, Wladimir 535
 Chruschtschow, Nikita Sergejewitsch 414 699
 717 778 785 ff 790
 Churchill, Sir Winston 163 205 305 399 40
 435 450 f 582 597 649
 Churchill, Winston jr. 757 ff
 Class, Heinrich 243 282
 Clausewitz, Karl von 137 291
 Clark, Mark W. 584 f
 Clay, Lucius D. 18 587 591 f 601 f 610 616
 621 f 627 ff 635 ff 641 f 645 648 650 ff
 794
 Clemenceau, Georges 124 295 778

Cohen, Benjamin V. 614
Collins, J. Lawton 560
Colvin, Ian 671
Come, Alphonse Charles Gyseline 508 ff 516
329 540 561 363 747 810
Constantin, Grossfürst 167
Cresta, Mario 267
Cuno, Wilhelm 326
Cyrankiewicz, Josef 777

D

Dahlmann 481
Dahm, Josef 554
Daly, Edward J. 602 605 617 624 ff 697 753
Damour 406
Davidson, Eugene 470 598
Davies, Clement 669
Decken, Dr. Claus von der 702
Deichmann, Hilda Elisabeth Bunsen 179 f
198 230
Deichmann, Wilhelm Ludwig 127 143 803
Delbrück, Klemens 261
Demblon, Celestin 279
Detten, von 359
Devers, Jacob L. 583
Dicken, Dr. 184
Diesel, Rudolf 205 223 259
Dietrich, Otto 381
Dior, Christian 676
Disney, Walt 250
Dohrmann, Karl 314 438 374 f 378 381 633
812 816
Dohrn, Anthon 223 f
Dollhaine, Johannes Maria 331
Donat, von 69 731
Dönitz, Karl 380 386 398 601 f
Döring, Anna 334 336 ff 812
Dregger 269
Dreyfus, Alfred 323
Dreyse, Johann Nikolaus von 103
Dubost, Charles 399 f
Ducrot, Auguste 121 ff
Duisberg, Carl 286 301 347 f
Dulles, Allen 418 433 382
Duncan, Patrick 734
Du Pont 264 348 336 736 811
Duranty, Walter 313
Durieux 320 ff 373 360
Duvert 323

E

Eaton, Cyrus jr. 687
Eberhardt, Karl 367 606
Ebert, Friedrich 312 347
Eccius 269
Eccles, Sir David 788
Eden, Anthony 668
Eduard V. 634
Eduard VII. 223 683
Eichhoff, Bertha 679 686 736
Eichhoff, Ernst 79 140 f 143 143 731
Eichhoff, Richard 79 143
Eichmann, Adolf 248 381 443 460 313 f
610 ff
Eisenhower, Dwight D. 348 f 360 379 382
539 734 738 788
Eisfeld 408
Elibank, Arthur Murray, Viscount 730 734
Elliot, Sir William 382
Ende, August von 197 ff
Ende, Felix von 202 239 274 329
Erhard, Ludwig 633 703 723 f 730 743
730 782 790 797
Euckfield 76
Eugénie, Kaiserin 92 113 130
Eulenburg, August, Graf zu 213
Eulenburg und Hertefeld, Fürst Philipp zu
227

F

Falkenhayn 287
Fedjuninski, I. I. 413
Fell, Fritz 333 ff
Ferdinand, Prinz von Sachsen-Coburg 203
Ferencz, Benjamin B. 611 637 643 f 742 ff
811
Fielding, Gabriel 363 707
Fischer, Emil 274 276
Fiske, John 192
Fitzgerald, F. Scott 290
Flemming, Graf 172
Flick 11 602 613 618 f 622 643 f 638
Foch, Ferdinand 294 303 303
Foley, Thomas 620
Forbes, Archibald 132 133
Ford II, Henry 611
Fowles, E. L. Douglas 388 f
Franco y Bahamonde, Francisco 367 f

François-Poncet, André 662 f
 Frank, Hans 541 600 777
 Frank, Wolf 735
 Franz Ferdinand, Erzherzog von Österreich 9
 275
 Franz Joseph I. 167 f 186 225 227 683
 Frenz, Hanno Raitz von 396
 Frenz, Irmgard von 387 396
 Frenz Eilenstein, Irmgard von 666
 Freud, Sigmund 112
 Frick, Wilhelm 600
 Fried, Ferdinand 700
 Friedeburg, Hans von 580 583 615
 Friederike, Königin von Griechenland 680
 Friedrich Barbarossa 9 f
 Friedrich der Grosse 277
 Friedrich III. (ehemals Kronprinz Friedrich
 Wilhelm) 95 117 120 129 131 133 148
 178 202
 Friedrich Wilhelm IV. 50 65 80 82 90 f, 73
 Friedrich Wilhelm Viktor Albert, Prinz s.
 Wilhelm II.
 Frings, Josef, Kardinal 507 616
 Frisch, Hermann 660
 Fritsch, Werner von 370
 Fritzsche, Hans 552 566 568 582 601
 Fronknecht, Siegfried 341
 Führer, Fritz 472 475 f
 Fuller, J. F. C. 455 f
 Funk, Walter 370 797
 Funke 140
 Funke, Fritz 181
 Fürstenberg, Ira, Prinzessin 769
 Fürstenberg, Fürst Joachim von 765
 Fürstenberg, Maximilian Egon, Prinz zu
 227
 Fürstenberg, Tassilo, Fürst von 769
 Fuss, Karl 392

G

Galbraith, John Kenneth 452
 Gambetta, Léon 131
 Gamelin, Maurice 399
 Ganghofer, Ludwig 210
 Gassner, Eva 764
 Gatling, Richard 71
 Gaulle, Charles de 637 726 734 738 754 781
 788
 Gautier, Theophile 119

Geisseler, Dr. Günter 620
 Geldern, Graf von 178
 Gerke, Otto 598
 Gerlach 553 ff 558 561
 Georg VI. 767
 George, Henri 341
 Gersdorf, Dr. 598
 Gerstenmaier, Eugen 806
 Getty, J. Paul 737
 Geulen, Karoline 522 526 528 f
 Gibson, Guy 452 Giraud, Henri 637
 Goebbels, Joseph 12 16 251 347 ff 352 360
 362 370 374 390 f 393 425 429 449 f 455
 462 483 f 544 546 552 566 572 582 595
 618704 744756769
 Goebbels, Magda 684
 Goerdeler, Carl 362 375 379 f 435 543 f
 Goethe, Johann Wolfgang von 199
 Goetz, Carl 669 723 f
 Goetz, Cecelia H. 561 602 609 611 648
 753 811
 Goldschmidt, Theo 664
 Goldschmidt-Rothschild, Baron von 259
 Goldsztajn, Hernyk 495
 Goldsztajn, Tadäusz (Tad) 495 f 499 521
 Goltz, Freiherr Kolmar von der 166
 Goose, Sophus 99 144 f 176 179 195
 Görens, Carl 386 403 417 594 f
 Görens, Paul 433
 Göring, Hermann 14 64 350 ff 363 366 368
 370 f 373 f 376 378 f 398 401 409 411 417
 438 449 465 572 597 f 600 612 614 649
 704 744 750 756 767 770
 Görnitz, Walter 93 f 137 422
 Gosford, Lord 730
 Graser, James 769
 Gramont, Duc de 115
 Grass, Günter 393
 Gregorius, Albert 660
 Grevel 44
 Grey, Lord 97
 Groener, Wilhelm 305
 Grollius 487
 Gross, Wilhelm 133 167 ff 173 ff 177 195 f
 364 367 393 418
 Gruson, Hermann 177 f 204 f 732 f
 Guderian, Heinz 413 f 421 636
 Guizot 58 Gustav II. Adolf 72
 Gutersohn, Peter 527 ff
 Guyot-Montpayroux 116

H

- Haass, Heinrich 83 89 145
 Haflinger, Dr. Walter 621
 Hagewiesche 73
 Haig, Sir Douglas 288 292 294
 Haile Selassie 681 ff 759
 Halbach, Gustav 246
 Haider, Franz 21 390 465
 Haie, Nathan 800
 Halifax, Lord 435
 Hallstein, Dr. Walter 727 f
 Hammerschmidt 523
 Handy, Thomas T. 647
 Haniel, Gerhard 36 Hansemann 145
 Hansen, Dr. Paul 446 500 588 f 609 629 689
 718 812
 Harcourt, George 517
 Hardach, Dr. Friedrich Wilhelm 427 446 f
 567 579 589 604 668 699 722
 Harmon, Ernest N. 580
 Harriman, E. H. 148
 Harris, Sir Arthur Travers («Bomber») 449
 4JI 454 f 479
 Harris, Thomas 596
 Hart, B. H. Liddell 455
 Harvey, H. A. 218
 Hassel, Ulrich von 492 513 543 561
 Hatzfeld 122
 Haux, Ernst 203 211 216 229 231 233 f 239
 245 261 271 298 ff 302 307 316 327 331 f
 345 364
 Heeringen, Josias von 261 270
 Heine, Fritz 660 Heine, Heinrich 12
 Heinrich, Prinz 245
 Heinrichsbauer, August 349
 Henckel, J. A. 56
 Henckel von Donnersmark, Fürst 259
 Hengsbach, Dr. Franz 506 f
 Herkomer, Sir Hubert von 253
 Hess, Rudolf 356 369 f 375 396 ff 598 601
 756 778
 Hetherington 283
 Heuss, Theodor 750 f 762
 Heydrich, Reinhard 374 381 465 478
 Heydt, August von der 83 ff 92
 Heyer, Heinrich 660 Hill, J. J. 207
 Himmler, Heinrich 11 248 370 376 381 f 388
 417 460 466 469 478 544 548 604 704
 744 756
 Hindenburg, Paul von 268 286 288 292 ff 302
 304 f 314 327 332 345 f 350 ff 357 361
 577 740
 Hindersin, Gustav Eduard von 106
 Hitler, Adolf 10 f 14 f 17 f 64 148 153 202
 280 306 f 327 331 ff 346 ff 354 ff 377 f
 380 f 384 386 389 ff 395 ff 399 402 f 405
 410ff 418f 421ff 425 430 f 436 ff 442 ff
 455 462 f 466 469 ff 478 490 512 518 f
 543 f 551 560 f 563 566 f 579 581 f 591 f
 598 608 f 611 ff 625 627 629 f 632 f 635
 639 649 653 661 663 669 676 682 684 688
 692 697 700 704 707 712 737 744 748 755
 f 721 723 f 767 f 770 775 778 ff 787 791
 794 f 808f 815f
 Hitler, Alois (Schicklgruber) 372
 Hobrecker, Hermann 428 447 587 ff 718
 812
 Hochhuth, Rolf 507 533 661
 Hödel, Emil 160
 Hodges, Courtney 560
 Hoecke 76
 Hoffner, Paul 397
 Hollmann, Friedrich 221 226 230
 Holmer 598
 Holstein, Friedrich von 209 213
 Holzschuher, Renate von 765 f 768
 Hoover, Herbert 635 646
 Horne, Alistaire 134 668
 Horthy, Miklos 518
 Hosmann, Horst 678
 Höss, Rudolf Franz 468 515 f
 Hossbach, Friedrich 390
 Hossenfeldt, Vera 631 664 f 684 ff
 Houdremont, Dr. Edouard 343 365 606
 811
 Howa 537
 Howard, Michael 122 f 134 710
 Huber, Irmgard 541 Hubert, Peter 528 f
 Hugenberg, Alfred 240 243 270 f 312 346
 348 350 359
 Hughes, Howard 686
 Hull, Cordell 435 597
 Hülsen-Haeseler, Dietrich, Graf von 227
 Hümmerich, Heinrich 552
 Hundhausen, Dr. Carl 694 696 698 f 719
 733
 Huntsman, Benjamin 37 f
 Hussein, König von Jordanien 759
 Huyssen, Alexander 31
 Huyssen, Heinrich 36
 Huyssen, Katharina 31 f

I

Ibn Saud 737
Ihn, Max 371 387 389 487 607 620
Imboden 422
Irmeler, Dr. Heinrich 791
Isabella II. m
Isenbiel, Dr. 236
Ismail, Khedive von Ägypten 193 f

J

Jacke, Wilhelm 490
Jackson, Sir Edward 735
Jackson, Lawrence 599 f
Jackson, Robert H. 13 596 598 605 654
Jacoby, Gottlob 36
Jäger, Dr. Wilhelm 433 473 489 531
Jagow, Gottlieb von 282
Janssen, Friedrich 435 531 f 547 572 607
619 f 674 693 812 Javits, Jacob J. 648 651
f
Jehncke, Hanns 379 716 796 Jellicoe, Ad-
miral 293
Jencke, Hanns 150 157 162 165 186 202
204 239
Jenny, J. K. 348
Jöden, Dr. 430
Jodl, Alfred 12 399 518 580 583 597 600
615
Joffre 291
Johann Georg von Hohenzollern, Prinz
768
Johannes von Thurn und Taxis, Prinz 767
Joseph II. 464
Junge, Gertrud 653
Jüerst, Gustav 87

K

Käfer 552
Kallen, Hans 718
Kaltenbrunner, Ernst 598 600
Kapp, Friedrich Wolfgang 312
Karl V. 197
Katz, Rosa 527 533 555 f Kaufman, Jo-
seph W. 648 Kechel, Georg Karl Gottfried
von 39

Kechel, Wilhelm Georg Ludwig von 39
Keeler, Christine 754
Keindel 545
Keita, Modibo 687 692
Keitel, Wilhelm 363 370 432 600
Keller, Paul 718
Kennedy, John F. 811
Kennedy, Robert F. 784
Keppler, Wilhelm Karl 349 376
Kesselring, Albert 597
Keynes, John Maynard 20 727
Kiesinger, Kurt Georg 789 ff
Kim Il Sung 636
Kintner, Earl M. 541
Kirkdorf 256
Klass, Gert von 223 594 700 708 799
Klechka 499
Kleist, Ewald von 423
Klette 328
Klößner 256
Kluck 314
Knauer, Dr. 664
Knef, Hildegard 769
Knobloch, Dr. 411
Koch, Erich 417
Koch, Robert 408 f
Koessler, Maximilian 433
Kohn, Hans 309
Kolbe, Maximilian 507
Kolesnik, Dr. 537
Königsberg, Agnes 527 f 555 557 564
Königsberg, Renee 555 557 565
Konjew 424 500
Korn 233
Körner, Paul 469
Korniets, L. P. 415 425
Korschach, Heinrich 415 607 620
Körte, Alfred 146 156
Kossuth, Lajos (Ludwig) von 66
Kotenko, Nikolaj 535
Kranzbühler, Otto 426 429 602 604 ff 611
613 ff 617 ff 626 632 637 640 648 655 f
692 747 811 f
Krausnick 125
Kritzinger 430
Krone 256 427
Kronstein, Heinrich 620
Krösen, Gertrud 31
Krueger, Werner 797 803
Krüger, Hans 812
Krupp, Alfred (Alfried) 39 43 45 ff 99 ff 120
125 ff 133 135 ff 189 ff 200 f 203 ff 208 210
213 217 238 241 243 250 f

- 256 ff 268 280 283 296 299 301 308 310 ff
 323 326 330 345 348 355 358 367
 370 373 382 388 f 396 428 425 f 436 513
 515 570 548 592 609 629 636 673 675 677
 679 682 687 696 710 712 715 f 720 729 731
 736 738 740 750 762 765 773 778 f 790
 794 796 f 799 801 806 f 813 ff 818
- Krupp, Anton 3135 807 819
- Krupp, Arndt 27 ff 261 385
- Krupp, Arnold 32
- Krupp, Artur 374 75 5
- Krupp, Bertha (geb. Eichhoff) 76 ff 83 87 97
 102 104 ff 109 f 112 f 139 ff 144 146 180 f
 191 195 ff 233
- Krupp, Bertha Antoinette 10 ff 15 ff 20 187 201
 223 237 ff 248 ff 256 258 ff 275 280 310 314
 316 f 325 ff 329 345 ff 3 58 ff 364 f 368 371
 373 f 377 fr 387 f 397 426 ff 434 436 441 f
 445 447 458 507
 533 542 545 549 527 579 589 593 ff 598 602
 605 632 649 653 655 658 665 f 668 672 681
 ff 685 702 f 705 ff 712 ff 720 737
 753 755 760f 800 806 811 f 815 819
- Krupp, Friedrich (1787-1826) 34 36 ff 56 59 61
 f 66 135 238 f 243 256 ff 261 275 283 334
 807 819
- Krupp, Friedrich (1820-1901) 43 53 55 63 ff 67
 f
- Krupp, Friedrich Alfred 78 ff 102 113 139 146
 161f 165 177 i8of 185 187 ff 198 ff 222 224
 ff 243 251 ff 256 f 269 f 280
 314 323 330 345 372 379 388 392 f 396 f
 436 453 458 461 513 588 593 609 629 677
 686 696 f 713 716 721 733 736 749 f 755 f
 762 766 785 789 805 ff
- Krupp, Friedrich Jodocus 32 f
- Krupp, Georg 31 f 819
- Krupp, Georg Dietrich 32 37 56
- Krupp, Heinrich Wilhelm 32 819
- Krupp, Helene Amalie (geb. Ascherfeld)
 33 ff 63 239 819
- Krupp, Hermann 43 50 ff 55 ff 61 63 f 67 f 73
 75 182 253 590 755
- Krupp, Ida 43 55 64 f 75 182
- Krupp, Margarethe (Schwester Georg
 Krupps) 31
- Krupp, Margarethe (geb. Freiin von Ende) 12
 196 ff224 230 f233 236 238 ff243 245 257
 260 f 265 314 329 f 388 507 675 755 806
 812 815 819
- Krupp, Matthias 32
- Krupp, Peter Friedrich Wilhelm 33 814 819
- Krupp, Therese 36 44 f 48 50 60 64 f 75 239 385
- Krupp von Bohlen und Halbach, Alfried Felix
 Alwyn 16 ff 43 133 187 f 249 254 262 ff 268
 312 316 f 320 345 f 362 367 f 371 ff 376 f
 379 ff 392 ff 400 ff 405 f 408 ff 414 ff 422
 424 ff 430 ff 436 ff 450 453 456 ff 461 463#
 4^{A7} 469 ff 477 479 ff 484 f 487 f 493 496 f
 505 ff 512 f 5i7f 521 f 526 53off 536 f 542
 ff 555 558 f 561 563 567 572 ff 583 587 ff
 592 f 599 f 602 ff 617 f 622 ff 634 636 f 639
 f 645 647 649 ff 697 712 ff 729 ff 738 741 f
 744 746 ff 755 757 759 ff 767 769 ff 779 781
 783 ff 789 790 ff 794 ff 802 ff 811 f 817 ff
- Krupp von Bohlen und Halbach, Gustav 9 ff 13
 ff 16 f 187 244 ff 256 ff 273 ff 280 282 f 285
 f 296 298 f 301 f 307 309 ff 3i4ff 323 ff 338
 ff 380 f 385 ff 391 f 396 ff 400 403 418 f 420
 426 ff 430 433 f 437 ff 445 448 458 507 517
 545 547 ff 570 573 577 579 581 583 f 593 f
 596 599 609 611 613 623 629 ff 634 639 651
 668 674 f 680 686 693 695 700 704 706 708
 ff 733 736 740 749 752 755 757 759 780 787
 794 804 811 f 815 f 819
- Krupp von Bohlen und Halbach, Vera 666 670
 ff 683 ff 692 733 761
- Kübeck, Karl Friedrich, Freiherr von Kübau 62
 f
- Kubitschek, Maria Estelle 769
- Kubitschek de Oliveira, Juscelino 687
- Kühl, Hermann von 272
- Kühn, Heinz 798 f
- Kummetz, Oskar 395
- Künster, Dr. 104 f 143 f
- Kupke, Hans 536 539 f 607 620
- Kutusow, Michail I. 425

L

- Lammers, Hans 17 375 438 ff
- Lans 214
- Lassalle, Ferdinand 151 f
- Lauck, Chet 686
- Lawrence, Geoffrey 598
- Lawrence, T. E. 291

- Leboeuf, Edmond 108 118 ff
 Ledoux, Paul 504 f 508 ff 513 561 810
 Leduc, François 735
 Lee, Ivy 696
 Lee, Robert E. 579 737
 Leeb, Wilhelm Ritter von 413
 Lehmann, Heinrich 464 471 482 531 607
 Leo XIII., Papst 156
 Leonardo da Vinci 72
 Leopold, König von Belgien 202 224
 Leopold, Prinz von Hohenzollern-Sigmaringen in 115
 Leopold II., König von Belgien 683
 Leopold III. 508
 Leussink, Dr. Hans 803
 Leverett 315 f 341
 Levigne (Maitre Levigne) 406
 Ley, Robert 1533553 70 397447
 Li Hung-chang 136 164 166 186 214
 Liebknecht, Karl 264 268 ff 306 309
 Lightbody 57
 Lincoln, Abraham 630
 Linger, von 69
 Lippmann, Walter 598
 Liszt, Franz 182
 Llyod George, David, Earl Lloyd George of Dwyfor 288 293
 Lochner, Louis 648 697
 Lollbrigida, Gina 764
 Longsdon, Alfred 99 f 135 145 150 163 175179 182 ff 677
 Löser, Ewald Oskar Ludwig 379 f 403 417 433 ff 543 f 594 604 607 624 647 775 812 815
 Louis Napoleon s. Napoleon III.
 Louis Philippe (Ludwig Philipp, der «Bürgerkönig») 65
 Lübke, Heinrich 139 ff 805
 Lubowski, Herbert 669 723 f
 Lübs 399 f
 Lucanus, Hermann von 228
 Luce, Henry 671 675
 Ludendorff, Erich Friedrich Wilhelm 272 277 286 291 ff 301 ff 306 309 314 326 337 462 577 740
 Ludwig, König von Bayern 134 Ludwig Viktor, Erzherzog 227
 Ludwig XIV. 272
 Lutat, Erich 468
 Luther, Hans 669 723 f
 Luther, Martin 155
 Lüttwitz, Walther Freiherr von 312
- M**
 MacArthur, Douglas 183 639 646 652
 Mackensen, August von 314 366 370
 Mac-Mahon, Patrice 120 ff 148
 Macmillan, Harold 290 734 738
 Madden, J. Warren 628 642
 Magee, Warren E. 621
 Maginot, André 305 390
 Makowski 537
 Malan, Daniel 690
 Malik 499
 Malinowski, Rodion I. 424 f 5 83
 Maltzan, Ago von 706
 Maltzan, Dr. Vollrath von 714
 Manchon, Annabel 684
 Manchon, Louis 684
 Mandellaub, Dr. Max 384 489 648 694
 Mannesmann 265
 Mansfield, Jayne 714
 Manstein, Fritz Erich von 423 597
 Manteuffel, Edwin Freiherr von 94
 Manteuffel, Hasso von 414
 Mao Tse-tung 737 789
 Marlborough 272
 Marquardt, Gerhardt 482 533 556 f 630 810
 Marshall, George 582 615 634 727
 Max, Prinz von Baden 304 f
 Maxim, Hiram 184 205
 Mayer, Jacob 59 82 f 87 90 561 731 f 736
 McCann-Eriksen 698
 McCharty, Joseph 628 641
 McCloy, John J. 19 381 622 627 637 f 640 ff 650 f 653 f 656 661 f 668 692 705 721 726 744 f 784 787 811
 McInnes, Neil 781
 McKenna, Reginald 268
 McLaughlin, Kathleen 610
 Meerscheidt-Hüllessem 228
 Mellon 736
 Mengele, Dr. Fritz 600
 Menne, Bernhard 324
 Menshausen, Carl 202
 Menthon, François de 596 600
 Metternich, Klemens, Fürst von 58 61 f 65 156
 Meyer, Carl 99 109 m 127 141 ff 162 167 f 731 785 799
 Michael, König von Rumänien 546
 Michail Michailowitsch, Grossfürst 186
 Middleton, Drew 648
 Mikojan, Anastas Iwanowitsch 328 785

Milch, Erhard 469
Minin 423
Mirabeau 24 35
Mitsui 200 215 264
Model, Walther 455 560 565 579 582
Mole, Louis 58
Molotow, Wjatscheslaw Michailowitsch 615
641 779
Moltke, Helmuth von 103 107 110 115 ff 122
ff 129 ff 135 137 f 168 177 f 246 277 283
366 389737815
Moltke, Graf Kuno von 227
Moltschiusnaja, Eduard 535
Monnet, Jean 727
Montaudun, Jean Baptiste 124
Montgomery, Bernard 548 586 f 668
Mon- thaye, E. 166
Moore, George 225
Moorehead, Alan 586
Moran, Frederick A. 642
Morgan, J. P. 267 592 736
Morgenthau, Henry jr. 435
Morse, Samuel 71
Mühlen, Norbert 250 670 692
Mühlon, Wilhelm 269 275 ff 302
Müller, Clara 813
Müller, Erich («Kanonen-Müller») 364 f 390
393 458 ff 424 430 463 607
Müller, Friedrich von 36 50 f 63
Müller, Helene von 36 f 50
Müller-Franken, Hermann 344
Mumm, Hermann von 57
Münster, Graf Georg von 402 612
Murat, Joachim 35
Murray, James E. 628
Murrow, Edward E. 552
Mussolini, Benito 370 378 406 683

N

Nachtigal, Gustav 200
Napoleon I. 35 ff 40 f 62 70 ff 91 119 272 412
Napoleon III. 83 88 92 102 107 f 110 115 ff
123 ff 127 f 130 138 f 637 710 737 743
Narjes, Dr. Karl-Heinz 727 f
Nasser, Gamal Abdel 698 f 759
Nazim el-Qudsi 759
Nehru, Jawaharlal 690 f 693 696
Nelson, Horatio 38

Neugarten, Siegfried 809
Neuhausen 411
Neurath, Constantin von 370 601
Nicolai, Friedrich 41
Niemöller, Martin 558 566 568
Niermann, Fritz 558 f 564 630 810
Nieswandt, Wilhelm 751
Nikitschenko, I. 601
Nikolaus I. 80
Nitze, Paul H. 452
Nivelle, Robert Georges 291 f
Nixon, Richard M. 738
Nobel, Alfred Bernhard 205 210 f
Noel 589
Nohles, Peter 475 559 616
Nollet, Charles Marie Edouard 315 341
Nolten, Selma 528 f
Nye, Gerald P. 356

O

Obermaier, Hannes 765 767 769
Offenbach, Jacques 118
Ollivier, Emile 116
Opel, Fritz von 739
Oppenheim, Salomon 66
Ortmann, Paul 468
Otto zu Salm-Horstmar, Prinz 222

P

Papen, Franz von 347 ff 601
Patton, George 560
Paul, König von Griechenland 680 687
690
Paulus, Friedrich 424 430 817
Peck, David W. 642 644 652
Perón, Juan Domingo 699
Pershing, John J. 288 294 f 303 f
Pétain, Henri Philippe 405 f
Petrowa 54-0
Pfirsch, Karl 340 f 607
Pfister 474 527
Phenix, Spencer 735
Piedelievre, Dr. René 598
Pieper, Albert 107 112 125 696
Pieper, Dr. 171 f
Pius IX., Papst 161
Pius XII., Papst 505 507

Podbielski, Eugen A. Theophil von 129 132
137f 389
Poer Beresford, Lord Charles William de la
285
Poincare, Raymond 319 321 323
Popitz, Johannes 543 f
Porsche, Ferdinand 421 f
Porsche, Ferry 421
Poscharsky 423
Pounds, Norman J. G. 153 f 205 638 727 810
Prosser, Thomas 73 148 207 254

Q

Quisling, Vidkun 395

R

Rabzewa, Valentina 535
Radakrisnhan, Sarwapalli 687
Radek, Karl Bernardowitsch 337
Raeder, Erich 363 370 f
Ragland, Rawlings 602 605 610 615 617 ff
625 645 753 811
Rahl, Mady 676 761 765 768
Raiser, Dr. Ludwig 803
Raitz von Frenz, Irmgard 581
Rathenau, Walther 318 f
Rausenberger, Fritz 273 297 343 364 419
Raussendorf, Ernst von 14
Raymond, Jack 656
Raymond, John 628 642
Reinhardt, Dr. E. 735
Remarque, Erich Maria 290
Restsoff, Hauptmann von 266
Reusch 256 Ribbentrop, Joachim von 14 370
394 600 621 778f
Ribes, Auguste Champetier de 596 600
Richard III. 654
Richthofen, Manfred Freiherr von 317
Ridway, Matthew Bunker 578 ff
Rieck, Oskar 526 531 555
Rivera y Orbaneja, Miguel Primo de 342
Robertson, Sir Brian 638 662 f
Robinson, Joseph S. 603 621 626 647
Röchling, Hermann 11 402 430 602 619

Rockefeller, John D. 736
Rockefeller, John D. jr. 736
Rockwell, Alvin 628 642
Rohland, Walter 402 430
Rohlfs, Dr. Theodor 488 f
Rohm, Ernst 359 ff
Rokossowskij 424
Roon, Graf Albrecht Theodor Emil von 90 93
ff 97 101 f 104 106 f 109 ff 115 119 122
126 ff 133 135 137 ff 167 389 749 815
Roosevelt, Eleanor 641 ff 650 ff 655
Roosevelt, Franklin Delano 361 584 586 604
767
Rosenberg, Alfred 370 412 600
Roth, Elisabeth 517 ff 527 f 530 f 533
555 ff 564 581 607 630 648 746 f 810
Roth, Ernestine 517 f 521 ff 527 f 531 555
557 f 564 581 607 630 810
Roth, Ignatz 518 520
Roth, Irving 518 520
Roth, Josef 318
Roth, Maria 518 520
Roth, Olga 518 ff
Rothschild, James von 60
Rothschild, Louis de 376
Rothschild, Robert 15
Rothschild, Robert 404 ff
Rothschild, Vera 404
Rudenko, R. A. 596 599 601
Rümman, Arthur 399 f 811
Rundstedt, Gerd von 413 f 416 551
Rupprecht, Kronprinz 314
Rupprecht zu Hohenlohe-Langenburg,
Prinz 768
Russell, Bertrand 116
Russell, William Howard 134
Rutiloff 264

S

Sabel, Karl 329 664
Sabray, Hassan 759
Sagmoen, Clarence M. 568 f 573 ff 584
Said, Khedive von Ägypten 193
Sandre, Richard 405 f
Sasachkowa 540
Sassoon, Siegfried 290
Sauckel, Fritz 370 412 417 433 f 463 467 469
471 477 484 504 535 598 601 630 753

Saur, Karl Otto 369 409 430 f 455 463
 502 617 629 f 811
 Scartipa, Herti 554
 Schacht, Hjalmar 350 352 356 362 391 601
 797
 Schade, Hans 469
 Scheer, Reinhard 314
 Scheidemann, Philipp 305
 Scheider, Lorenz 338 f
 Schenck, Dedo von 803
 Schenck, Hermann 794
 Scherbakow, A. A. 420
 Schieber, Walther 463
 Schilf, Alfred 603 619
 Schiller, Karl 783 790 796 ff 800
 Schirach, Baldur von 381
 Schleicher, Kurt von 337 348 330
 Schleicher, Wolfgang 361 732
 Schiessmann 449
 Schlieffen, Alfred Graf von 272 281 640
 Schlieker, Willi 433 776 793 803
 Schmidt, Dr. 143 f 192 194 f
 Schmidt, Adam 460 Schmitt, Kurt 339
 Schmitt, Léon 403
 Schneider, Kurt 333 336 338 630
 Schneider (Creusot) 88 f 96 f 108 119 156 f
 148 132 163 f 170 172 200 f 213 f 218
 264 ff 288 311 328 337 367 731
 Schnitzler (Dirigent) 397
 Schoffner, Dr. Bertram 398
 Schöller, Alexander 63
 Scholtens, Hendrik 301 ff 313 340
 Schosow, Sergei 490
 Schrieber, Dr. Walter 333 603
 Schröder (Amtsleiter) 397
 Schröder, Ernst 716 f 732
 Schröder, Johannes 432 347 f 339 372 389
 700 716 718 732 750 775 ff 783 790 792
 Schrödter, Albert 432 434
 Schroeder, Kurt von 349 f
 Schukow 343
 Schultz, Sigrid 316 368
 Schuman, Robert 663
 Schürenberg 140
 Schurfeld 41
 Schürmann, Kurt 647
 Schuschnigg, Dr. Kurt von 373 f
 Schüssler 340
 Schweiger 281
 Schweitzer, Arthur 332 361
 Schweningner, Dr. Ernst 143 f 184 f 192
 202 223 766
 Scott, J. D. 39 639
 Seboth, Hans 718
 Seeckt, Hans von 312 319 333 333 ff 341 347
 708 778 f
 Seegar, Arno 793 803
 Sellström 167
 Seynsche, Dr. 336
 Seyss-Inquardt, Arthur 373 301 398 600 777
 Shabecoff, Philip 794
 Shaef 383
 Shaw, George Bernard 241 f
 Shawcross, Sir Hartley 396 399 f
 Sheridan 116 Sherman 118
 Shirer, William L. 336 363 399 431
 Shrapnel, Henry 71
 Sickingen, Franz von 197
 Siemens, Dr. Walter 603
 Siemens, Karl Wilhelm 106
 Simon, Sir John 392
 Simson, von 231
 Skoda, Emil von 213 264
 Skorzeny, Otto 382 381 600 699 744
 Smith, Walter Bedell 382
 Snow, Conrad E. 642
 Snowden, Nicholas 337
 Sohl, Dr. Hans Günther 693
 Sokolowski 616
 Solling, Georg Christian 37
 Solling, Friedrich Heinrich 36 f 60 63 f 66 87
 Solotawa, Lidija 333
 Sommerer, Karl 332 333
 Sonnenberg 389
 Soraya, Prinzessin 767 f
 Sossin-Arbatoff, Constantin 439 461
 Soutl, de 38
 Spaur, Maria Klara von 31
 Speer, Albert 370 402 418 430 f 447 455 422
 465 467 469 47¹ 477 f 484 504 535 55¹
 592 598 601 603 744 753 776 811
 Speidel, Hans 734
 Sperrle, Hugo 368
 Sprecher, Drexel A. 477 602 811
 Sprenger, Anneliese 813
 Sprenger, Jean 393 603 638 663 667 672
 677 679 706
 Springer, Axel 673 733
 Stahl, Karl 334
 Stahmer-Knoll, Gertrud 647
 Stalin, Josef 394 412 ff 416 418 420 424 386
 613 f 633

Stauffenberg, Claus Graf Schenk von 436
544 547
Steel, Bethlehem 218 264 656
Steenwyk, Voss van 433
Steiler, Konrad 691
Stein, J. H. 349
Stein, Klaus 497
Stein, Walter 403 405
Steiner, Edward A. 188
Stinnes 256 301
Stöll, Freddi 665
Stolper, Gustav 20
Stone, Shepard 784
Stötzel, Gerhard 160 ff
Strasser, Gregor 349 f
Strauss, Franz Josef 781 800 f
Streicher, Julius 598 600
Stresemann, Gustav 326 331
Stroheim, Erich von 753 769
Stüber 41
Stuth, Erna 672 713 f
Styler, Ysabel 769
Sukarno, Achmed 690
Suworow 423
Sydow, Rheinhold 261

T

Taft, Robert A. 435 646
Talbukhin, Fedor 583
Talleyrand 344
Taranin 540
Taylor, Max 585
Taylor, Telford 271 336 381 539 553 562 601
f 604 f 609 f 613 615 ff 619 621 625 f 632
643 651 653 661 697 735 744 747f 753 811
f
Tehelstein, C. 61
Terboven, Josef 359 f
Terni 264
Testa, Gustavo, Kardinal 507
Thalhammer, Camille, Baron 768
Thayer, Avis 584
Thayer, Charles W. 584 f 634 680
Thayer, Russell 524 f 605
Theissen, Emmi 528 Thiers 38 131
Thomas, Gilchrist 150
Thyssen, August 24 256 265
Thyssen, Fritz 347 ff 614 Tilly 456

Timm, Dr. Bernhard 803
Timoschenko, Semen 413 f
Tirpitz, Alfred von 221 ff 235 245 260 f 268 f
281 314 339
Tito, Josip 591
Todleben, Franz Eduard Iwanowitsch Graf 97
Todt, Fritz 370 396 f
Toerring-Jettenbach, Hans-Veit, Graf zu 768
Tolbuchin 424 f
Topf, I. A. 520
Toppat, Willi 561
Trautmann, von 171
Tresckow, Hans von 227 f
Trevor-Roper, H. R. 444
Trockel, Adolf 491
Trotzki, Leo 337
Truman, Harry S. 586 598 602 635 641 688
Tubbesing, Fritz 338 448 551 559 ff 569 ff
587 590 815
Tuchman, Barbara 273
Tümmler, Dr. Hans 809
Turnbridge, R. E. 598

U

Uhl, Conrad 226 ff 768
Ulbricht, Walter 638 789
Utley, Freda 697

V

Valentini, Rudolf von 261 f 267 f
Verdy de Vernois, Julius von 209 211
Verne, Jules 120 289
Vickers 215 f 218 229 264 268 285 f 288
311330 367452 659 f 731
Viktor Emmanuel II. 229
Viktoria, Königin 74 148
Vinessa, Dr. Walter 621
Vinson, Fred 602
Voegler, Albert 351
Vogelmann 552
Vogelsang, Günther 803
Vogt, Dr. 234
Voigts-Rhetz, Constantin von 88 f 103 106
110 ff 127 ff 139 ff 169

Voigts-Rhetz, Julius von 169 ff 177 f
 Vollgold 61
 Vollmar, Georg von 237
 Voltaire 659
 Wowinkel, Ernst 535 539

W

Wagner, Ilse 555
 Wagner, Richard 686
 Waid, H. Warner 643
 Waldeck, Hermann 675
 Waldhausen, Rolf von 593
 Waldhausen, Ursula von (s. a. Wilmowsky,
 Ursula von) 593
 Waldsee, Graf Alfred von 116
 Wallace, Henry 435
 Waller, Robert 373
 Wandner 748
 Watter, von 313
 Wedel 16
 Weeks, John W. 336
 Weiss, Bernhard 481
 Weizsäcker, Ernst Freiherr von 621
 Welles, Sumner 435
 Wellington, Arthur Wellesley, Duke of 72 737
 Wells, H. G. 275
 Wenner-Gren, Axel 675 733 f 812
 Werth, Alexander 415 424
 Wessel, Horst 353 381
 Westerveld, Benjamin G. 569 573 f
 Westhoff, Adolf 477
 White, Theodore H. 588 615 638 728
 Whitehead, Arthur 183
 Whitwort, Sir Joseph 119
 Wiedfeldt, Otto 319 332 389
 Wiele, Dr. Gerhardt 391 426 432 488
 Wilhelm, Prinz von Baden 89
 Wilhelm I. 81 84 88 ff 97 100 ff 107 ff
 115 ff 120 ff 134 138 142 f 147 f 150 154
 160 165 167 ff 177 191 202 215 244 274
 359 389 73² 79*
 Wilhelm II. 10 14! 53 ff 81 148 153 186 188
 202 208 ff 217 ff 227 ff 235 ff 239 241 244

273 275 280 286 292 296 298 ff 304 ff 309 314
 358 ff 372 391 427 445 569 612 779 814
 Wilhelmi 43
 Wilkins, William J. 602 605 607 624 626 650
 811
 Wilmot, Chester 455
 Wilmowsky, Barbara von 12 146 ff 201 f 223
 233 238 ff 243 f 252 ff 382 393 f 542 ff 581
 595 707 710 712 714 753 755 ff 759 f 800
 806 815
 Wilmowsky, Kurt von 382 392 394 550 707
 Wilmowsky, Tilo von 12 244 247 251 ff 286
 318 325 f 328 343 f 346 348 357 f 37¹ 374
 ff 379 3⁸² 3⁸⁸ 393 f 4²⁷ 43¹ 458 542 f 545 f
 550 593 595 615 618 621 629 f 6j8 707 712
 714 750 753 ff 759 778 785 787 790 806 813
 815
 Wilmowsky, Ursula von 545 549 593 593
 Wilshaus, H. 461f
 Wilson (Eisenhändler) 283
 Wilson, Woodrow 124 281 f 293 304!
 Wimpffen, Emmanuel 122 ff
 Wirth, Karl Joseph 322 331 ff 339 397
 Wirtz, Ernst 410 538 f
 Wisbar, Frank 664
 Wislicency, Dieter 515
 Woischnik, Bernhard 43
 Wolf, Heinz 554
 Woolcott, Alexander 304
 Woronow 420
 Woroschilow, Kliment 413

Y

Young, Gordon 671
 Yüan Shi-k'ai 267

Z

Zacharias, Dr. Otto 226
 Zaharoff, Sir Basil 215 f
 Zeppelin, Ferdinand Graf von 71 268 739
 Zola, Emile 130
 Zwengauer 345 349

Inhalt

Prolog – Der Amboss des Reichs	9
1 Die Stadt mit dem Festungswall	27
2 Der Amboss war sein Schreibtisch	45
3 Der Kanonenkönig	68
4 Wirksamer als die Marke X	99
5 «Now see what has done our Army!»	116
6 Der Grosse Krupp	137
7 Was übrigbleibt, ist Gas	163
8 Von Geblüt ein Prinz	188
9 Der Oscar Wilde des Zweiten Reiches	211
10 Die Kanonenkönigin	238
11 Ein wahrer Krupp	256
12 Die letzte Liebesschlacht	277
13 Das murrende Land	309
14 «Wir haben Hitler engagiert!»	333
15 Der Führer hat immer recht	354
16 Es ist eine Ehre, SS-Mann zu sein	381
17 Crier havot!	399
18 Alfried befehligt den Kruppunker	426
19 Wer sind eigentlich all diese Leute?	458
20 Selbst die Götter kämpften vergebens	477
21 N.N.	494
22 Not kennt kein Gebot	515
23 Götterdämmerung	542
24 Dieses Gut gehört mir	565
25 Krupp ... Sie sind für schuldig befunden	593
26 Hochkommissar John J. McCloy	627
27 Die Deutschen werden wie Nigger behandelt	655
28 Heute die ganze Welt	684
29 Nicht ein Stein darf verkauft werden	712
30 Der mächtigste Mann des Gemeinsamen Markts	729
31 Und man siehet die im Lichte	749
32 Die Fahne folgt dem Handel	775
33 Krupp ist tot!	788
Epilog – Silber in einem alten Spiegel	809
Anhang	
Anmerkungen	825
Bibliographie	855
Die Krupp-Dynastie(Tafel)	873
Register	875